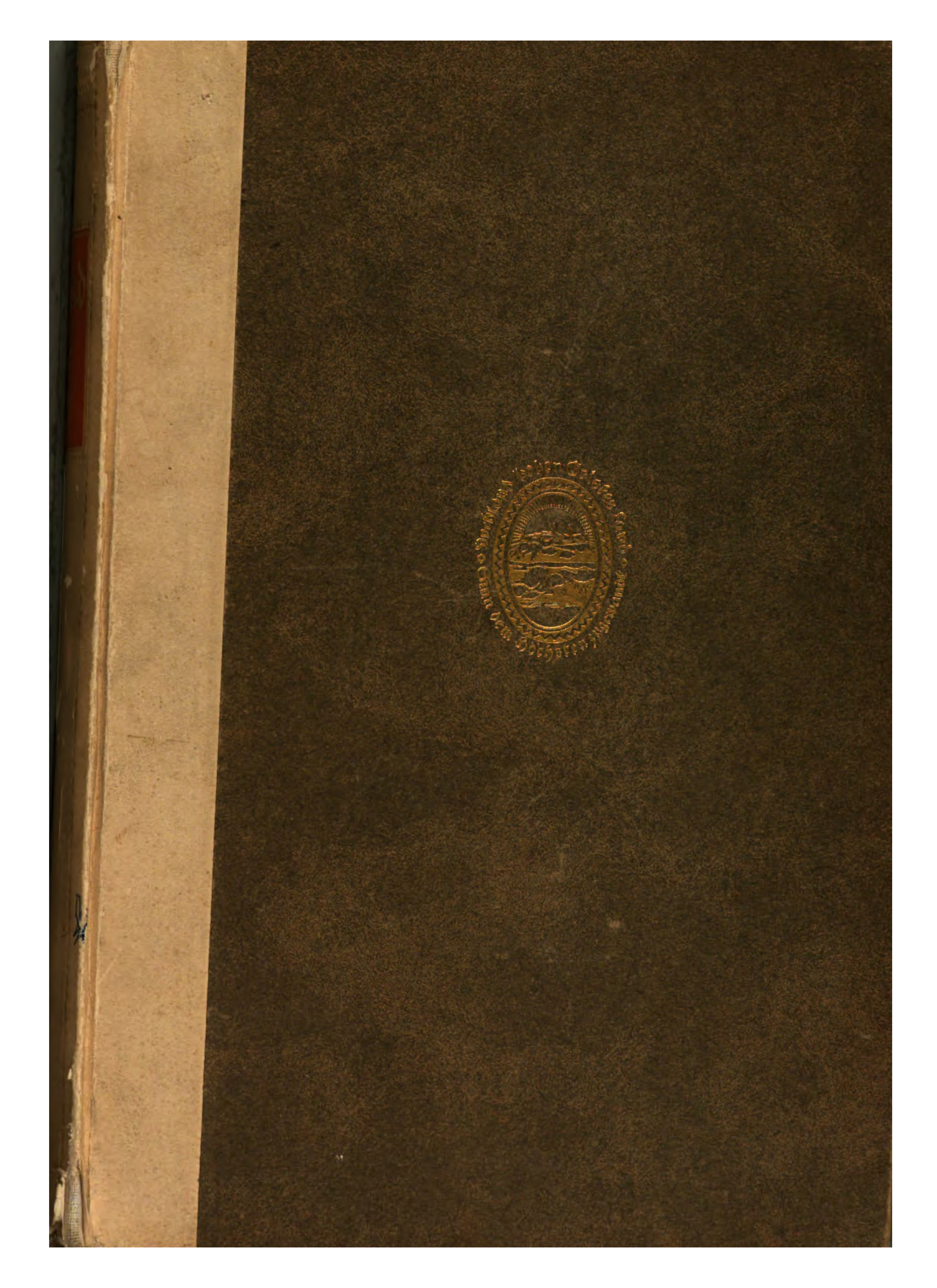
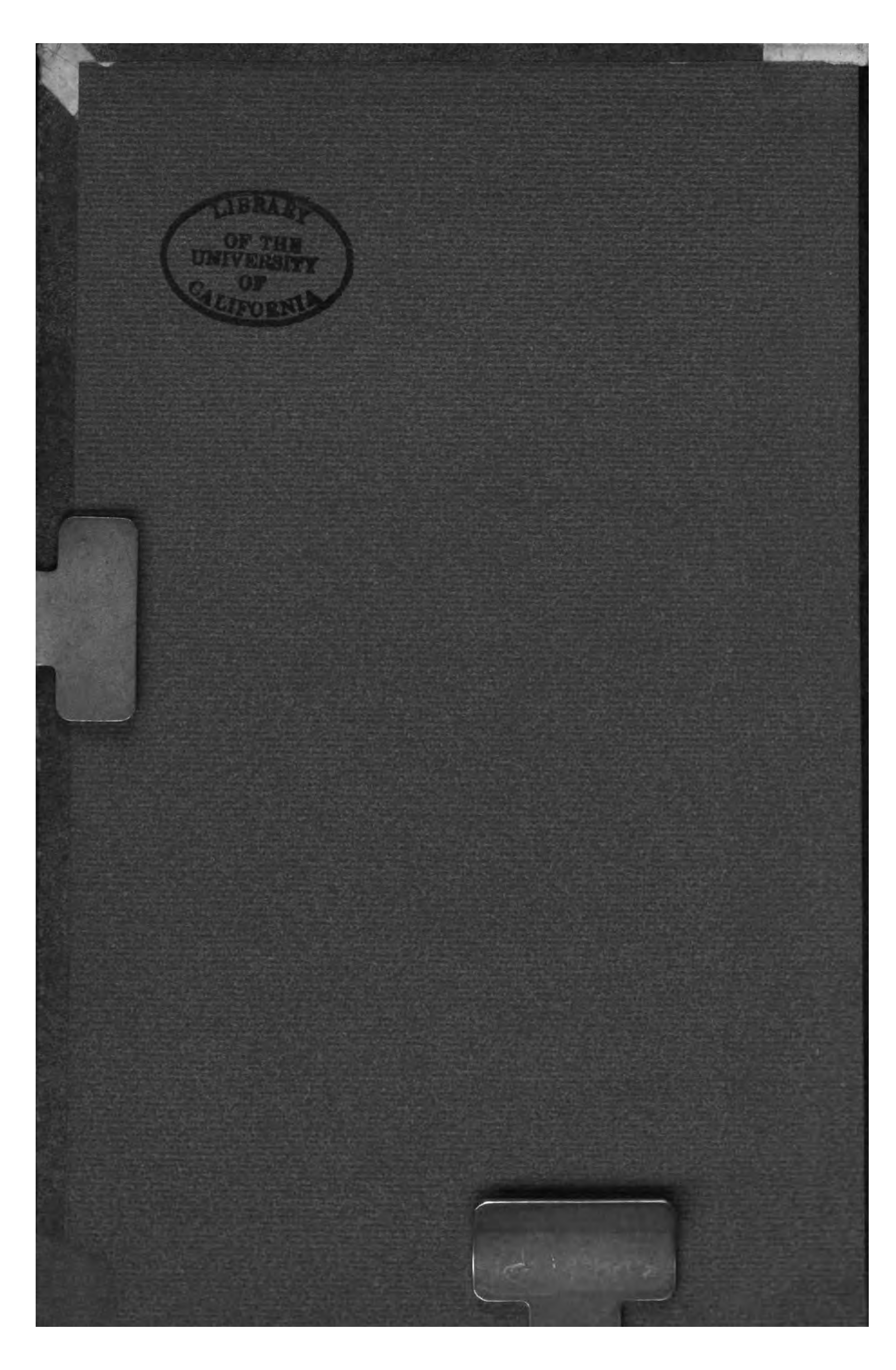
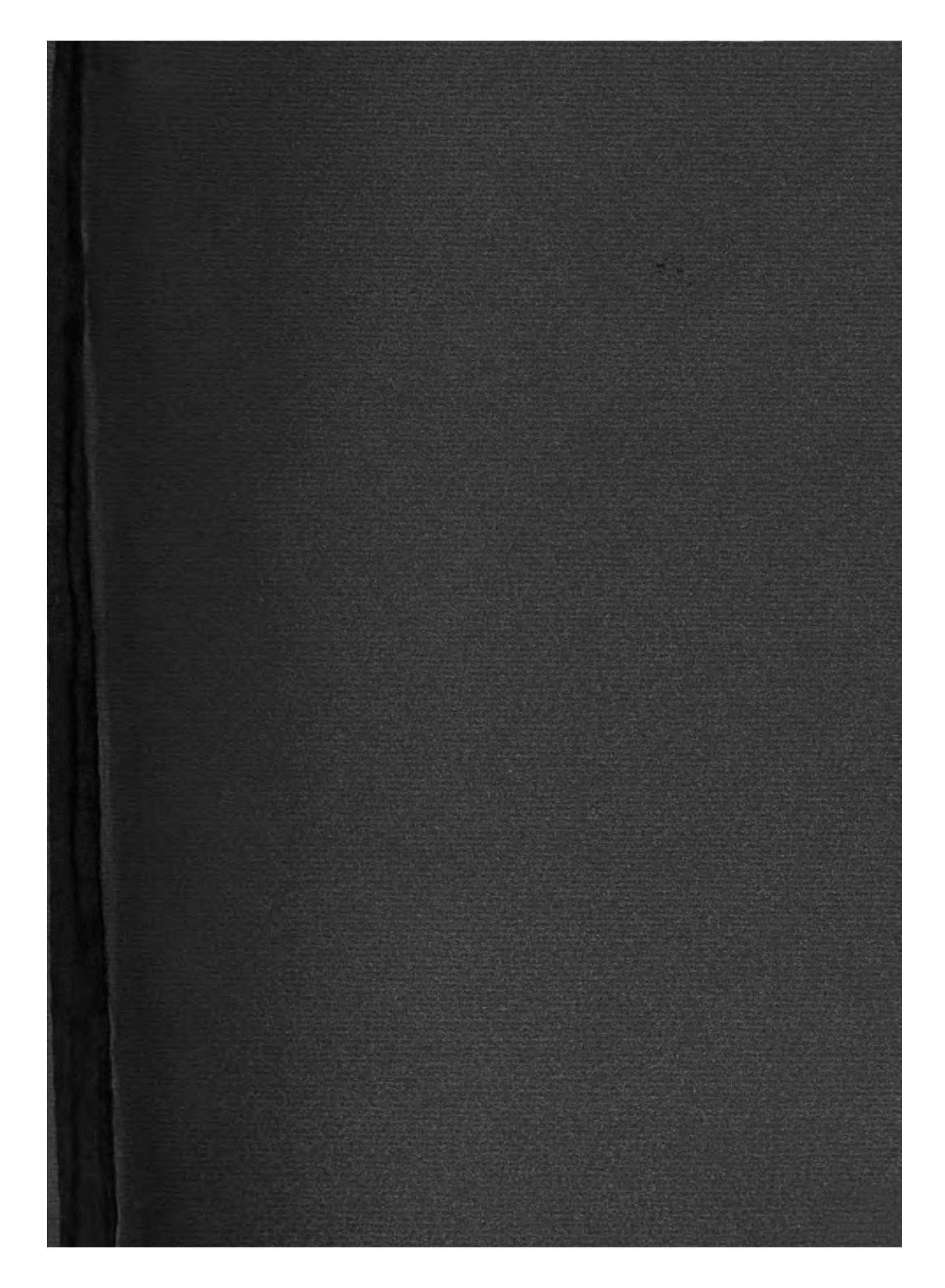



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA



Hochland

Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens / der Literatur & Kunst

Herausgegeben von Karl Muth

Vierzehnter Jahrgang

April 1917 - September 1917

Band 2

Kempten und München
Verlag Jos. Köselsche Buchhandlung

Inhaltsverzeichnis des II. Bandes XIV. Jahrgang.*

I. Romane, Novellen und Gedichte

II. Religion, Geschichte, Philosophie, Bildungs- und Erziehungswesen

* Die mit Sternchen bezeichneten Beiträge stehen unter den kleinen Rubriken „Hochland-Echo“ und „Rundschau“.

III. Literatur, Theater, Kunst und Musik

* Literatur und Theater.

* Kunst.

IV. Biographisches

V. Naturwissenschaft, Medizin, Länder- und Völkerkunde

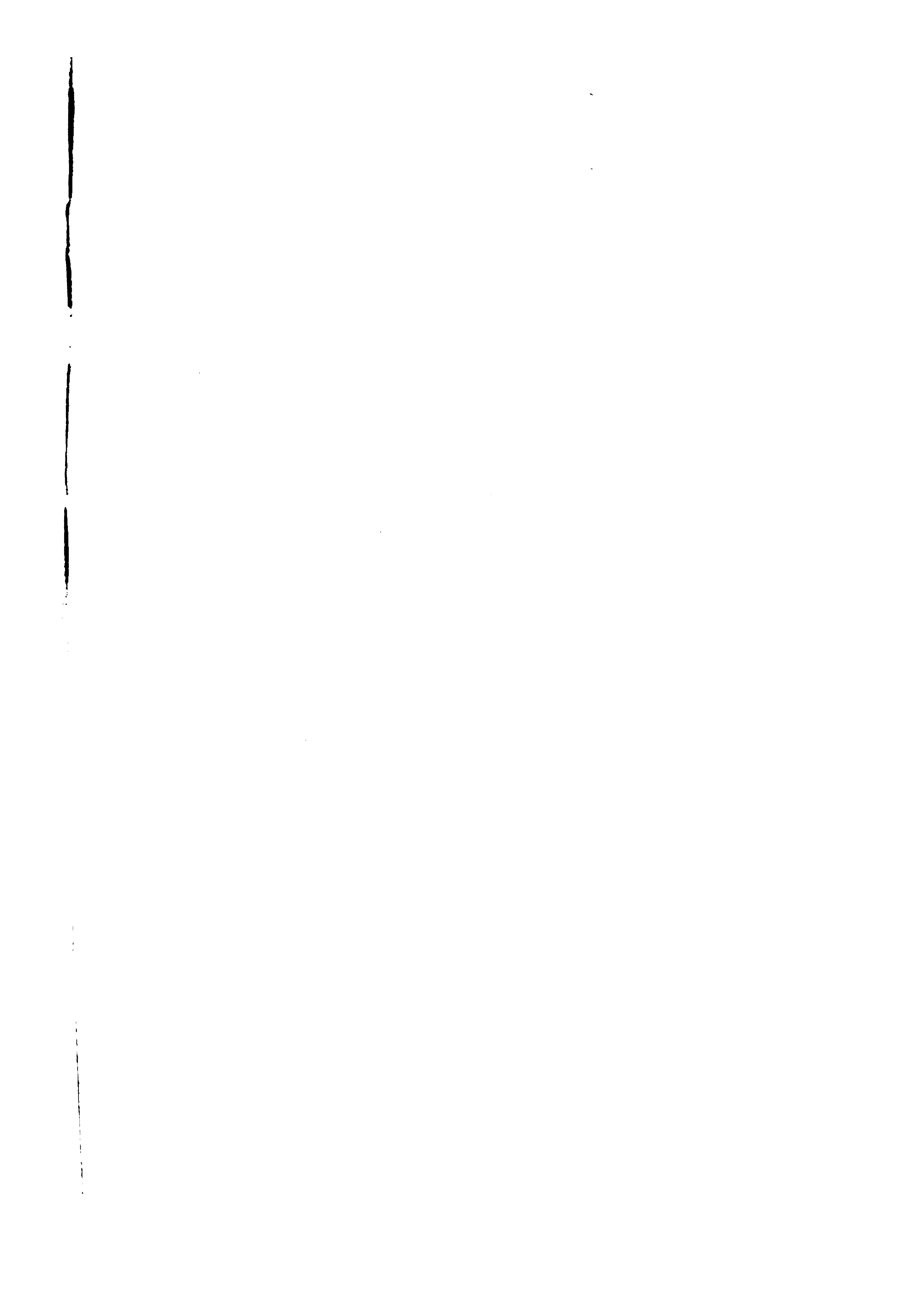
VI. Volkswirtschaft, Rechtspflege, Militärwissenschaft und Technik

VII. Neues vom Büchermarkt

VIII. Unsere Kunstbeilagen

IX. Kunstbeilagen

X. Besprochene Bücher und Theateraufführungen



Peter von Cornelius/Joseph gibt sich seinen Brüdern zu erkennen.





Vierzehnter Jahrgang April 1917

Die überstaatlichen Kräfte der Gegenwart

Von Max Fischer

,Nur die Religion kann Europa wieder auferwecken und die Völker versöhnen und die Christenheit mit neuer Herrlichkeit sichtbar auf Erden in ihr altes, friedenstiftendes Amt installieren.' Novalis.

Mehr als zwei Jahre schon tobt der Weltkrieg. Nationaler Haß peitscht die Gemüter derer auf, welche die vernichtenden Waffen des Krieges wider den Menschenbruder richten müssen. Bande der Völker scheinen zerrissen, wie losgelöste Individuen ringen die rivalisierenden Staaten um Boden und Macht.

Qualvoll fragt da der bange Miterlebende dieser zugleich so heroischen und so leidschweren Zeit, ob es denn nicht einen Wert gäbe über dem zerfleischenden Ringen der staatlichen Kräfte, eine Macht der Ruhe über dem Tumulte des Kampfes, eine Völker verbindende Kraft über dem Völker trennenden Krieg.

Uns ist bewußt, daß wir, indem wir diese Frage aufwerfen, uns den Unwillen, ja die sittliche Entrüstung derjenigen zuziehen, welche in dem Staat den letzten und höchsten Wert erblicken, die Einseitigkeiten der gegenwärtigen staatlichen Befangenheit bewahren wollen und jeden Gedanken an die Möglichkeit überstaatlicher Werte als vaterlandsfeindliche Blasphemie verketzern. Aber ebenso wie von der falschen Vaterlandsliebe der Chauvi-

nisten muß auch mit Entschiedenheit abgerückt werden von jenen, welche den hohen kulturellen Wert des Staates negieren, und nicht übernationale, sondern internationale Werte suchen.

Indem wir die Frage aufwerfen nach den Werten, welche über dem Staate sind, ist uns demgemäß die Wertigkeit des Staates eine selbstverständliche Voraussetzung. Wir sehen in ihm das überindividuelle Gefäß für das Leben einer Nation, das ihre physische Kraft zu organischer Einheit gerinnen macht und den Mutterschoß bildet für ihr zivilisatorisches Leben und ihre kulturelle Sonderheit. Es ist ferne von uns, den Kosmopoliten recht zu geben, welche die Eigenart und die Prägung, die Schönheit und die schöpferische Kraft der einzelnen Nationen auflösen wollen in dem formlosen Gemisch eines verschwommenen Weltbürgertums. Es ist in der Neuzeit die historische Sendung des Staates gewesen, Sinn und Pflicht des Einzellebens über den engen Umkreis der Einzelpersönlichkeit zu höherem Wirken für die ganze Nation zu steigern, und seinen Staatsbürgern das Geschenk eines gehegten Mutterbodens und eine Sicherung materieller Auswirkung zu gewähren. Es wird auch weiterhin die Bestimmung des Staates bleiben, die höchste Form der civitas humana darzustellen, die gewaltige Zusammenfassung nationaler Kraft und Sonderart, gleichsam die persönliche Verkörperung der Nation. So wird der Wert des Staates durchaus nicht negiert oder auch nur angetastet, wenn die Frage aufgeworfen wird nach dem Gemeinsamen über der Sonderart, nach dem Gemeingut der Nationen über dem Bereich ihrer individuellen Persönlichkeit, nach der einigenden Kraft über dem notwendigen Wettstreit der Völker.

Indem wir aus solcher Erwägung nach den ideellen Kräften suchen, die dem gegenwärtigen vernichtenden Kampf der Nationen einen Hort des Menschheitumspannenden entgegenstellen, richtet sich unsere Betrachtung auf die weltanschaulichen Gemeinsamkeiten, welche dem Geist der Zeit eine Einheit geben, trotz der Divergenz seiner nationalen Ausprägungen. Man wird wohl sagen dürfen, daß der jetzt krampfhaft aufgerissenen Klüfte zum Trotz, das geistige Bewußtsein des Europäers von heute eher eine erstaunliche Ähnlichkeit als eine unüberwindbare Verschiedenheit aufweist, und die Frage wird naheliegen, ob nicht diese Gemeinsamkeit des modernen Kulturideals eine Kraft darstelle von politischer Bedeutung und übernationaler Machtsphäre.

Wenn man so die gemeinschaftliche geistige Struktur Europas vor dem Kriege betrachtet, so kommt man zu dem erstaunlichen Ergebnis, daß dies Gemeinsame nur zum geringen Teile in positiven Wertungen und Zielsetzungen besteht, und vielmehr darauf beruht, daß es, wie J. J. Ruedorffer in seinen ‚Grundzügen der Weltpolitik' sehr fein gesagt hat, ‚ein negatives Kulturideal' ist, ‚dessen kosmopolitische Bedeutung darin liegt, daß es allen starken und vorwärtstreibenden Kräften, die in Idealen Ausdruck und Richtungspunkt finden, mäßigend und erschlaffend entgegenwirkt. . . .' Durch den theoretischen Materialismus werden trotz aller Versuche, auf

ihn eine Ethik zu gründen, alle über den persönlichen Genuß des einzelnen und die Vorbedingungen dazu hinausgehenden Wertungen bedroht, das religiöse Ideal ebenso wie das wissenschaftliche Ideal der Wahrheit und nicht minder das Ideal der Nation, als eines Weges zur Menschheit. Er ist der Ausdruck einer gewissen Müdigkeit des Zeitalters. Hier ist also besten Falles eine national zersetzende, nicht eine wertschaffende übernationale Kraft vorhanden.

Es ist die Eigentümlichkeit dessen, was modernes Kulturideal genannt werden könnte, daß man nicht wie in den tieferen Weltanschauungen erst in der Art des Lebens den Wert des Lebens sieht, sondern im Leben schlechthin einen Wert erblickt. Die Grundanschauung des letzten Jahrhunderts ist erfüllt davon, das Leben der Menschen und seine individuelle Entfaltung als ein zu schützendes Gut zu betrachten, und in dem Kampfe gegen den Tod und gegen die Beschränkung der persönlichen Freiheit die wesentlichen Fortschritte des Menschengeschlechtes zu erblicken. Wären die Seelen wirklich mit dem erfüllt, was die Münder reden, die Menschheit müßte darüber verzweifeln, daß sie eine Zeit herbeigeführt hat, in der der Tod triumphiert über das blühende Leben und die unerbittliche Zucht des Staates über die Freiheit des einzelnen. Aber es liegt in der negativen Richtung dieses ganzen Kulturideals, das ja nur Nicht-Sterben, Nicht-Krieg, Nicht-Vergewaltigung, aber keine positiven Zielsetzungen zu weisen vermag, daß es hinweggefegt werden muß von dem erlebten Sturm nationaler Leidenschaft und dem kraftvollen Entfaltungsdrang der Staaten, und höchstens mit resigniertem Wimmern das erschütternde Schauspiel der dämonischen Kräfte betrachtet, für deren Lebenskraft der materialistischen Weltanschauung das Verständnis notwendigerweise abgehen muß.

Von einer aufbauenden Kraft des modernen Kulturideals kann daher keineswegs die Rede sein. Seine Wirkungskraft erstreckt sich nicht auf den faktischen Ablauf des Weltgeschehens, sondern höchstens auf seine intellektuelle Formulierung. So erleben wir in unserer Zeit die tragikomische Paradoxie, daß die sehr wolfsmäßige Handlungsweise der Staaten mit der Moral der Lämmer umkleidet werden muß, daß jeder Staat, wenn er sich hineinbegibt in den mutigen Kampf um eigene Macht und Herrlichkeit, vorgeben muß, es seien die Freiheit, die Menschlichkeit, die Gerechtigkeit, die gerade er verfechten wolle, und in der geschmeidigen Redaktion der Farbbücher muß nachgewiesen werden, daß der eigene Staat nicht im mindesten den Krieg gewollt, daß die bösen Nachbarn ihn schnöde überfallen haben. So wird der Sinn eines um weltpolitische Völkerschicksale entbrannten Machtkampfes von der unehrlichen Geistigkeit des modernen Bewußtseins verfälscht und umgebogen. England kämpft beileibe nicht um die machtvolle Sicherung seines maritimen Imperialismus, sondern für die Humanität und die Rechte der Neutralen; Deutschland kämpft nicht um seine weltpolitische Machtstellung, sondern für die Freiheit der Meere. So flüchtet sich auf das Gebiet der Theoreme die Macht des modernen Kulturideals,

dessen faktische Ohnmacht in der Tatsache des heutigen Weltgeschehens mehr als offenkundig ist.

Denn zerrissen von der Macht der entfesselten Nationalkraft liegen alle die Postulate ausröchelnd am Boden, welche der moderne Materialismus gesetzt hat. Die materialistische Irrung, das gemeinsame Interesse der Weltwirtschaft sei eine größere Macht als die Gegensätze der Staaten, das sozialistische Ideal von der Solidarität der Arbeiter aller Länder, die pazifistische Illusion von der doch so ungeheuer ‚vernünftigen' zwischenstaatlichen Organisation — sie sind von der malmenden Wucht elementarer Weltgeschichte überwunden worden.

Es hat sich gezeigt, daß nicht materialistische, sondern höchstens idealische Kräfte eine Machtsphäre haben können über dem Leben der Staaten, weil das weltgeschichtliche Geschick nach höheren Dingen fragt als dem materiellen Nutzen und auch vor der Vollstreckung einer ‚falschen Rechnung' nicht zurückschreckt. Wer diesen Krieg miterlebt hat und die leidenschaftlichen Kräfte, die er aus den dunklen Tiefen der Volksseele zu wecken vermochte, der wird auch, so scheint uns, von der Illusion geheilt sein, die nationalen Gegensätze könnten überwunden werden von der Vereinsmeierei einer pazifistischen Organisation. Hoch ragt das organische Leben des Staates über diesen Konstruktionen der Nützlichkeit. Wenn es überstaatliche Mächte gibt, so müssen sie ganz anderer und innerlicherer Art sein, um eine Kraft auszuwirken, die des Staates Kraft übersteigt.

Die Wissenschaft kann ohne Zweifel beanspruchen, eine überstaatliche Erscheinung zu sein. Sie forscht nach den Problemen, die über dem Interessenkampfe der Staaten liegen, sie forscht mit Methoden, welche den nationalen Divergenzen entrückt sind. Aber ist die Wissenschaft auch eine überstaatliche Erscheinung, ihre überstaatliche Macht ist gering. Die Wissenschaft hat keinen entscheidenden Einfluß auf die Seelen der Menschen. Sie vermag, sofern sie ihr Gebiet nicht überschreitet, keine Ideale aufzustellen und keine Ziele zu setzen. Das wissenschaftliche Streben um die Erkenntnis der Tatsachen vertieft wohl das Verständnis des Geschehens, aber es weist nicht neuem Geschehen die Richtung. So hat die Wissenschaft sich denn auch kaum als ein übernationales Gut in dem Toben des Weltkrieges zu bewahren vermocht, vielmehr haben nationale Leidenschaften ihre ruhige Arbeit gefährdet oder ihre Leistungen sich untertan gemacht. Man sucht nicht nur mit den Mitteln der internationalen Wissenschaft Mordinstrumente der gegenseitigen Vernichtung zu schaffen, sondern die Wissenschaft dient auch Gelehrten aller kriegführenden Länder dazu, die moralische Minderwertigkeit des Gegners aus seiner Geschichte nachzuweisen.

Stärker als der übernationale Wert der Wissenschaft ist der der Kunst. Zwar auch sie läßt sich zu Karikaturen des Feindes und zu Haßgesängen mißbrauchen. Aber in ihren großen und schöpferischen Werken gehört sie einem Reich an, das allen Nationen zugleich gehört. Wohl äußert sich auch in des Künstlers Werk Art und Prägung seiner nationalen Wesenheit,

aber das eben sind die endlichen Befangenheiten seiner Persönlichkeit. Das unsterbliche Mysterium seiner Kunst schöpft er aus dem geheimnisvollen Reich der Übernatur, wo der Bronn der Gnade quillt und es keine völkische Scheidung mehr gibt.

Dennoch umfaßt das Bereich des künstlerischen Schaffens und Genießens ähnlich wie das Bereich der Wissenschaft einen viel zu engen Umkreis der Menschen, als daß eine wirkliche übernationale Machtsphäre in ihr gegeben wäre. Entscheidender noch ist, daß von Kunst und Wissenschaft der Mensch nur an Teilinhalten seiner Wesenheit angerührt wird, an seinem ästhetischen Erleben oder an der Formung seines intellektuellen Bewußtseins, nicht aber in dem tiefsten Zentrum seines ganzen Menschseins. Und nur von dort, von wo es gelänge, den Menschen am Innersten seiner Seele, am gesammeltesten Mittelpunkt seiner ganzen Existenz zu treffen, könnte eine Kraft ausgehen, welche noch hinausragt über den Machtbezirk der staatlichen Gewalt.

Wenn es überhaupt eine überstaatliche Kraft gibt, so wird sie Religion sein müssen. Denn einzig und allein die Religion weiß den Seelen Aufgaben zu setzen, welche den geistig Höchsten wie den einfältigsten Menschen in den geheimsten Gründen seines Wesens zu erfassen vermögen. Nur der Weg zu Gott kann die Menschen mit einem Ideal erfüllen, das noch weitere Sichten öffnet und vermessenere Ziele weist als die Bedürfnisse der Nation und das Leben des Staates. Wohl ist der Staat die höchste Ausprägung der civitas humana, aber über ihm ragt die civitas Dei, von der er überhaupt erst seine innerlichsten Impulse empfangen kann, die auch ihn über die Schranke eines rein irdischen Seins erheben.

Es ist offenkundig, daß, wenn wir als Europäer von einer Religion sprechen, nur von dem Christentum die Rede sein kann. Zwar umschließt die christliche Kirche in diesem Zeitalter des Unglaubens bei weitem nicht so viele gläubige Seelen, als sie nominell Bekenner aufzuführen hat, aber sie hat dennoch keinen Rivalen, der mit ihr ernsthaft um Form und Inhalt des religiösen Bewußtseins zu ringen vermöchte. Die modernen Versuche, neue Religionsformen zu erdenken, mußten erbärmlich scheitern, weil Religion nicht geschaffen werden kann aus der intellektuellen Willkür einzelner Menschen. Ansätze eines europäischen Buddhismus und andere Sektiererei spielen nur eine höchst untergeordnete Rolle. Das Judentum steht vor dem Verlöschen seiner religiösen Kraft und ist, von der geringen Zahl seiner Anhänger ganz abgesehen, durch seine nationalistische Beschränktheit auf das auserwählte Volk für eine übernationale Aufgabe ganz unfähig. So hängt das Problem einer übernationalen Kraft für den Europäer ab von der Lebensfähigkeit des Christentums. Hätte es sich wirklich überlebt, wie seine Gegner meinen, so wäre nicht einzusehen, woher uns eine geistige Kraft kommen soll über den Machtinteressen der Staaten, eine Gewalt der Liebe über den Gewalten des Hasses.

Wir haben aus taktischen Erwägungen von einer formalistischen Ein-

stellung her den Weg gesucht zu der überstaatlichen Sendung des Christentums und kommen nun erst dazu, uns zu verdeutlichen, daß das Christentum nicht durch seine universelle Ausbreitung allein, sondern vor allem durch seinen übernationalen Gehalt dazu berufen ist, diese völkerverbindende Aufgabe zu erfüllen. Kosmisch ragend über dem nationalen Gottesdienst der Juden und der Heiden ist im Christentum die Weltreligion erstanden, deren Heiland für alle Menschenbrüder ans Kreuz geschlagen worden ist. Über der starren Erfüllung des rein nationalen Gesetzes leuchtete ein neues auf: die Nachfolge Christi, deren Ziel eines ist, aber deren Wege so tausendfältig sind wie die Ausprägungen der Nationen und die Individualitäten der Menschen. Eine Religion war erstanden, die nicht irdischen volkischen Interessen sich unterordnete, sondern auf das überirdische Ziel der Erlösung des sündigen Menschengeschlechtes hinwies, das über den vergänglichen Kämpfen der Völker und dem kargen Glücksrausch zeitlicher Macht steht. Aber zugleich formte sich hier nicht ein religiöser Dienst, welcher das irdische Leben bedrohte durch Verwerfung seines Wertes, sondern das irdische Leben ward dem überirdischen Sinne dienstbar gemacht: das Streben dieser Welt sollte nicht vernichtet, sondern geheiligt werden. So wuchs aus geringem Anfang zu strahlender Höhe die große Heilsanstalt der christlichen Kirche, welche das gewaltige Erziehungswerk unternahm, die gottsuchenden Seelen zu läutern im Fegefeuer dieses Lebens und die civitas Dei hier auf Erden zu bilden. So schenkte das Christentum schon dem zeitlichen Handeln überzeitliche Bedeutung, so erhob es die kleinliche Mühsal unseres Werkeltages, indem die zeitlose Wiederholung des Mysteriums von Golgatha all unserem Handeln erst seinen Sinn gibt.

Freilich, nicht alle Formen des gegenwärtigen Christentums sind noch imstande, diese christliche Sendung zu erfüllen. Die griechisch-orthodoxe Kirche ist russische Nationalkirche geworden; für sie nehmen die Russen im Neuen Bunde dieselbe Stelle ein, welche die Juden im Alten Bunde eingenommen haben. Für sie kann es eine Weltherrschaft nur geben im Sinne der Welthegemonie Rußlands. Sie ist eine Kraft des russischen Staates, mitnichten eine überstaatliche Kraft.

Auch von dem Protestantismus ist nicht einzusehen, wie er diese wahrhaft christliche Sendung sollte erfüllen können. Man mag über die religiöse Innerlichkeit und persönliche Lauterkeit Luthers denken, so hoch man will, dieser welthistorische Vorwurf wird ihm immer bleiben müssen, daß er die untrennbare Kirche getrennt hat, daß er das Haus Gottes untergeordnet hat den Häusern der weltlichen Fürsten, daß er die geistige Macht verraten hat an die physische Macht. Der Protestantismus hat nicht nur die Katholizität der wahren Kirche zerstört, indem er sie ihrer historischen Entwicklung entriß und der subjektiven Willkür die Türe öffnete, sondern er hat auch die völkervereinigende Kraft des Christentums aufgegeben, indem er das Prinzip der Landeskirche anerkannte. Die Reformation hat Europa wieder in nationale Kirchen zerschlagen, und nur ganz dünne Bande einer ober-

flächlichen geistigen Gemeinschaft vereinigen noch die einzelnen protestantischen Kirchen miteinander. Kein Geist der Einheit bindet hier die Seelen der Gläubigen, und der Geist des modernen Rationalismus dringt immer tiefer in die Kreise ein, in denen man noch den Namen des Gekreuzigten auf den Lippen führt.

Es wird nun gefragt werden müssen, ob die altehrwürdige Form des organisierten Christentums, ob der Katholizismus noch die innere Kraft und äußere Möglichkeit besitzt, die lastende Aufgabe einer überstaatlichen Sendung zu erfüllen. Auch wir gläubige Katholiken dürfen uns hier aus der innigen Liebe für unsere Kirche nicht den Sinn für die Realität der gegenwärtigen Konstellation trüben lassen, wir dürfen uns nicht mit der gewiß erfreulichen Tatsache begnügen, daß die Kirche — und sie allein in dem ganzen heutigen Europa — Anspruch und Pflicht einer überstaatlichen Aufgabe empfindet, sondern wir müssen uns auch mit strenger Wahrhaftigkeit und beflissenem Eifer Rechenschaft geben, inwieweit dieser Anspruch auch zur Tat zu werden vermag, inwieweit diese Pflicht zur Erfüllung reifen kann.

Betrachten wir mit den Augen des kühlen Beobachters den gegenwärtigen Zustand, so werden wir uns dies nicht verhehlen dürfen, daß die katholische Kirche diesen Weltenbrand nicht hat verhindern können, dem sie innerlich widerstrebt, daß es in fast allen kriegführenden Ländern katholische Geistliche gegeben hat, welche ihr Amt als Priester einer Religion der Liebe zu dem unchristlichen Werk der Völkerverhetzung mißbrauchten, daß die Friedenssehnsucht der katholischen Kirche heute im wesentlichen keine anderen Mittel besitzt als die Gebete ihrer Gläubigen.

Es ist gewiß schon dies eine erhebende Tatsache in unserer Zeit, daß es überhaupt eine kulturelle Organisation gibt, deren Ziele hinausragen über das Toben der kämpfenden Staaten, einen Hort der christlichen Menschenliebe über den nationalen Befangenheiten. ‚Der römische Pontifex', so erklärte der Papst am 21. Januar 1915, ‚muß als Vertreter Jesu Christi, der für alle und jeden gestorben ist, mit dem gleichen Gefühl der Liebe alle Kämpfenden umfassen, und er hat außerdem als gemeinsamer Vater der Katholiken sowohl auf der einen wie auf der anderen Seite der Kriegführenden eine große Zahl von Kindern, deren Heil ihm gleichmäßig und ohne Unterschied am Herzen liegt. Es ist daher notwendig, daß er in ihnen nicht die Sonderinteressen sieht, die sie trennen, sondern das Band des gemeinsamen Glaubens, das sie zu Brüdern macht.'

Aber wie sehr wir auch noch in der heutigen Gestalt des Katholizismus Wille und Sehnsucht seiner überstaatlichen Sendung, welche dem Mittelalter Reichtum und Einheit geschenkt hatte, lebendig finden, so können wir dennoch uns der bitteren Tatsache nicht verschließen, daß in der heutigen Gestaltung der europäischen Welt die Realität in sehr peinlicher Disharmonie steht zu den katholischen Wünschen, daß das moderne Bewußtsein immer mehr dem Katholizismus entglitten ist und daß nur ein Teil der

heutigen Menschheit, und wahrscheinlich nicht ihre Mehrheit, gewillt wäre, sich von Rom aus auf überstaatliche Ziele hinweisen zu lassen. Man darf es sich bei diesem Dilemma nicht so leicht machen, wie manche Katholiken das zu tun pflegen, und einfach mit pharisäischem Hochmut auf die verderbten Zeitgenossen schelten, deren Gemüt so verstumpft und deren Intellekt so pervertiert sei, daß sie die Wege des Unheils gehen müßten statt die Wege des christlichen Heils. Solche Einstellung ist mit taktischer Klugheit ebensowenig vereinbar wie mit christlicher Liebe. Eine tiefere Betrachtungsweise wird fragen müssen, aus welchen Kräften denn dieser schmerzliche Zwiespalt zwischen dem heutigen Katholizismus und dem Kulturideal des modernen Menschen erwachsen ist; sie wird nicht nur in dem außerkirchlichen Lager die Verschuldung dieses tragischen Zustandes erblicken dürfen, und sie wird nicht nur eine Vertiefung des modernen Bewußtseins zu fordern genötigt sein, sondern auch eine vertiefte und verjüngte Praxis der Kirche.

Im Mittelalter hatte die Kirche mit ihren Glaubensvoraussetzungen, Formen und Symbolen das gesamte vielfältige Leben Europas umspannt; so mannigfaltig auch die Prägungen der Persönlichkeiten und ihrer Weltanschauungen waren, so farbenreich auch vollblütiges Leben nach allen Richtungen hin sich auswirkte, die Kirche bildete doch den Rahmen, der all diesen Reichtum umschloß. Das gab ihr Weite und Duldsamkeit. Als dann im 15. Jahrhundert die weltliche Reaktion wider das Christentum und wenig später der kirchenzerspaltende Geist der Glaubensneuerung die wundervolle Einheit der mittelalterlichen Christenheit zersetzte, wurde die Kirche immer mehr zur starren Wahrung ihres erworbenen Besitzes und zur Abwehr wider den Geist der Außenstehenden genötigt, von dessen glaubensfeindlicher und autoritätsloser Struktur sie nur Gefährdung ihres wertvollsten Besitzes erwarten durfte. Durch diese Notlage trennten sich der Glaubensschatz der Kirche und das Kulturbewußtsein Europas, um immer schmerzlicher einander zu entgleiten. Die europäische Kultur hat darunter tief leiden müssen. Nicht nur wurde die Orientierung des irdischen Wirkens an überirdischen Zielen durch den Rückgang der kirchlichen Machtsphäre beeinträchtigt, ein großer Teil der europäischen Menschheit ward der historischen und autoritativen Kräfte verlustig, und das seinem vereinigenden Band entschlüpfte Denken der Menschen verderbte leicht in Willkür und Ungebundenheit. Eine schmerzensreiche Kluft tat sich auf zwischen dem Bewußtsein der Gebildeten und dem Bewußtsein der Ungebildeten, welche nicht mehr durch die Gemeinschaftlichkeiten des gleichen Kultes und des Empfindens der mystischen Gleichheit vor Gott zusammengehalten wurden. Aber auch die Kirche ist bei dieser Trennung leidtragend gewesen. Wohl bewahrte sie sich den wundervollen Reichtum des mittelalterlichen Lebens, dessen die außer ihren Mauern stehende neuzeitliche Welt verlustig wurde, aber sie büßte ein an schaffenden menschlichen Kräften produktiver Weiterentwicklung und kam in manchen Zeiten den Gefahren einer unschöpferischen Verkrustung auf altehrwürdigem Besitz sehr nahe.

Es ist die tiefsinnige Auffassung der katholischen Kirchengeschichte, daß es im Grunde eine überzeitliche Wahrheit ist, die sich von den Anfängen des Christentums an in immer neuen zeitlichen Formen kirchlicher Gestaltung offenbart. Diesen zeitlichen Entwicklungscharakter der überzeitlichen Wahrheit, welchen die Kirche mit Recht für ihre Vergangenheit beansprucht, wird sie konsequenterweise auch für Gegenwart und Zukunft gelten lassen müssen. Sie muß zwar konservativ sein insofern, als sie ihre historischen Traditionen als Grundlagen heilig hält, aber sie darf nicht reaktionär sein, indem sie das Weiterbauen auf diesen Grundlagen verhindert, sondern sie muß konservativen Fortschritt treiben, sie muß in ihrem alten Geiste, und aufbauend auf dem Alten, Neues weiterbauen. Die Kirche muß allerdings fest und unwandelbar bestehen auf den unantastbaren christlichen Wahrheiten, aber die Manifestation des christlichen Geistes, das christliche Denken, die christliche Kunst, das christliche Leben dürfen von ihr nicht in erstarrten Bahnen eingeengt werden, sie müssen in ihr Raum haben und Weite.

Es ist, so scheint uns, der gegenwärtige Zeitmoment nicht ungünstig, um den nun schon seit vier Jahrhunderten klaffenden Zwiespalt zwischen Kirche und europäischer Kultur einer mählichen Überwindung entgegenzuführen. Nach Zeiten rationalistischer und materialistischer Verwilderung des Denkens scheint wieder ein Zeitalter anheben zu wollen, das über den Geboten der Nützlichkeit die tiefen Geheimnisse der Seele sucht, das, angeekelt von der tieferlittenen Relativität der zeitlichen Dinge, den Sinn seines Lebens wieder an überzeitlichen Werten zu verankern trachtet. Wohl kündet sich diese neue Richtung des Geistes erst in ihren vordersten Sturmvögeln, in den Versen der Dichter, den ekstatischen Gebärden neuer Maler und dem tastenden religiösen Suchen der heutigen Jugend, wohl ist das verheißende Sprossen dieser Zukunftssaat noch mit dem Unkraut materialistischen Denkens vermischt, aber dennoch wird der, dessen Ohr der Sehnsucht dieser Zeit zu lauschen vermag, nicht zweifeln dürfen, daß die Anzeichen günstig sind für eine religiöse Wiedergeburt. Und wenn wir nicht irren, sind in diesem religiösen Erwachen Elemente, welche wieder hinausführen werden aus der haltlosen Subjektivität des protestantischen Geistes: eine Sehnsucht nach neuer Menschheitsorganisation hat sich erhoben, nach bindenden Formen und allgemeingültigen Werten, nach der wahrhaftigen Wahrheit über dem Wirrwarr der Meinungen.

Es wird Aufgabe der Katholiken sein, diese Stimmung der Zeit für die Verbreitung der von der Kirche gehüteten Wahrheit zu benutzen und dem chaotischen Ringen der neuen Gottsucher ihre heilsame Erziehung zuteil werden zu lassen. Die missionierende Arbeit des Katholizismus muß mit verjüngter Kraft und Zuversicht sich den ungläubigen, aber Glauben suchenden Europäern ebenso und mehr noch zuwenden, wie sie ihren Missionsberuf bei den Völkern der schwarzen, gelben und roten Rassen ausübt. Nicht mit starrer Härte dürfen ihnen die Katholiken entgegentreten, sondern mit der

weiten Kraft ihres alle religiösen Spannungen der Seele umfassenden Glaubens müssen sie den Nichtkatholiken fühlbar machen, daß die monumentalen Mauern der Kirche nicht Freiheit beschneiden, sondern Freiheit schenken. So wird der Katholizismus seine volle Katholizität, die er in der Neuzeit einzubüßen drohte, auch nach außen wieder ganz gewinnen.

Der moderne Mensch aber wird von dem Katholizismus wieder erzogen werden müssen zu Demut, Zucht und christlichem Lebenswandel. Der Mensch der Gegenwart wird sich immer stärker der Eitelkeit seiner homozentrischen Weltanschauung bewußt, welche sich unterfing, in der menschlichen Kreatur Kern und Maß aller Dinge zu erblicken. Er beginnt wieder einzusehen, daß nur von Gott, dem allmächtigen Schöpfer aus die Welt begriffen und ihre Ganzheit erlebt werden kann, und er muß daher wieder eine theozentrische Weltanschauung ersehnen, wie nur die Kirche sie ihm darzubieten vermag.

Der Mensch unserer Zeit wird ferner immer deutlicher und zwingender ergriffen von dem Bewußtsein der Schalheit der materiellen Werte und einer seelenlosen Ansicht des Lebens. Es hebt wieder die sieghafte Zuversicht an, daß unser Dasein nicht in dem Werden und Vergehen des Erdenleibes umschlossen ist: es erwacht wieder der Glaube an unsere unsterbliche Seele. So wird die Erziehung der Seele, deren Heil wieder in Frage steht, immer mehr zum Zentrum des Empfindens und Denkens einer neuen, von den Wundern der mystischen Reiche angerührten Generation. Sie wird nicht aus eigener Kraft vollbringen, was uns die Erziehungsweisheit der katholischen Kirche zu spenden imstande ist.

Deutlicher und immer deutlicher beginnt es dem leidenschaftlichen religiösen Suchen der Jugend zu dämmern, daß die Wege zu Gott nicht aus eigener Willkür oder auf den schwindelnden Abgrundpfaden der Theosophie gegangen werden dürfen. Es zwingt sich die Führerschaft einer objektiven Heiligerin auf. Die ewige und allgemeine Kirche öffnet sich mit ihren unerschöpflichen Gnadenschätzen, mit dem in ihr objektiviertem Wirken der heiligen Männer der vergangenen Jahrhunderte, mit ihrer strahlenden Schönheit und seelischen Allgewalt als zuversichtlicher Erlösungsweg aus dem erdenschweren Wirrwarr der Gegenwart.

Gelingt diese Annäherung und endliche Vereinigung zwischen dem modernen Kulturbewußtsein und dem Katholizismus, gelingt es der überstaatlichen Idee des Katholizismus, auch wieder die Mehrheit der Menschen und die kulturschaffenden Kräfte der Zeit für sich zu gewinnen, dann ist der katholischen Kirche wieder ihre überstaatliche, völkervereinigende Macht zurückgegeben, die sie im Mittelalter besessen hat. Dann ist sie wirklich wieder die einigende geistige Macht über den streitenden physischen Mächten, die Macht der Ruhe über dem Wettstreit der Staaten, die Macht des Friedens über den selbstsüchtigen Interessen der Welt. Das ist die Richtung, in der nach dem innersten Wesensgehalt des Katholizismus seine Zukunft gelegen sein muß, seine Aufgaben von morgen und seine Erfüllungen von übermorgen. Als eini=

gende Macht muß der Katholizismus einem verinnerlichten Europa wieder Form und geistige Richte schenken. Es schiene uns eine grundlegende Irrung katholischer Politiker, wenn sie dem überlebten Ideal einer Erneuerung des Kirchenstaates nachjagen würden. Gerade der Besitz staatlicher Macht bedeutet ein tiefes Hemmnis für die überstaatlichen Aufgaben der Kirche. Sie setzt die Kurie in gewissem Betracht gleich mit den Interessen der weltlichen Staaten, verwickelt sie in ihre Interessenkämpfe und erschwert es ihr, eine neutrale Macht zu bleiben über dem Wettstreit der Staaten. In der straffen Zentralisation und Organisation beruht die Kraft des Katholizismus. Er ist eine geistige Macht und muß diese Macht bewahren und bewähren mit geistigen Mitteln, ohne Land und ohne Soldaten. Es ist das Glück der katholischen Kirche gewesen, daß sie in dem Augenblicke, in welchem sie das letzte Erbstück feudalistischer Zeit, das Rudiment des Kirchenstaates eingebüßt hat, den Aufbau ihrer monarchischen Verfassung vollendete, und solcher Art in der Struktur ihrer Organisation vorbereitet wurde, um einer neuen Zeit und den Aufgaben eines neuen Menschenalters entgegenzusehen.

Ein so gearteter Katholizismus wird nicht die Gefahr für die politische Entfaltung der Staaten bilden, als die er im Laufe der Neuzeit oft genug empfunden worden ist. Er sieht sich nicht genötigt, Partei zu ergreifen in dem Gewirre des staatlichen Kampfes, sondern er wird eine Macht über den Parteien sein. Er wird die nationale Ausprägung nicht beschränken, sondern sie verinnerlichen, er wird wieder, wie es Novalis vom Katholizismus des Mittelalters gesagt hat, ‚das vereinigende, individualisierende Prinzip der Christenheit‘ werden.

Es ist kein prinzipiell neues Bild, das wir in diesen Betrachtungen der katholischen Zukunft gewiesen haben, sondern nach einem Zeitalter der Verengung des idealistischen Horizontes, greifen wir nur jene vermessenen Ideen wieder auf, von denen die großen Herzen und die weitschauenden Köpfe größerer Zeitalter erfüllt waren. Wir glauben, daß nun die Zeit anhebt, in der sich das verwirklichen kann, was Joseph Görres verkündete, nachdem er sich über den revolutionären und den nationalen Freiheitsbegriff hin bis zu dem kirchlichen Freiheitsbegriff durchgerungen hatte: ‚Der religiöse Sinn wird sich wieder seiner jetzigen Beschaffenheit entwinden, und man wird wieder allgemein erkennen, daß Religion nicht das Märchen ist, das die Amme Goldmund den kindischhorchenden Völkern vorerzählt, sondern das Band, das die Geister eint, das Wort des bildenden Weltgeistes in der Menschensprache ausgesprochen. . . . In der katholischen Geistlichkeit wird aus der sittlichen Reinheit, die sie durchgängig in Deutschland noch immerfort bezeichnet, wieder leicht jener höhere Sinn erblühen und in ihm sich jene Begeisterung entzünden, die die jetzige Erstarrung löst und den Formen den vergessenen Inhalt wiedergibt. . . . Dann werden die verschiedenen Konfessionen sich wieder einander und dem Stamme nahen, nicht formal durch Laune oder irgend eine Absicht und Gewalt bestimmt, die nur

den schlafenden Fanatismus zu wecken dient, sondern weil gerade die volle Freiheit sich selbst in die Notwendigkeit umbeugt.‘

Wenn, seiner ewigen Aufgabe bewußt, der Katholizismus, die Gefahren zeitlicher Erstarrung meidend, statt den realpolitischen Vorteilen der Stunde, seinen großen überstaatlichen Zielen mit voller Kraft zugewendet ist, dann wird er wieder das werden, was die heutige Menschheit im Tosen der Waffen und im blutigen Streit der Völker ersehnt, das umschließende Band der Menschheit über der Sonderprägung der Staaten. Es ist nur seine wesenhafte und immanente Aufgabe, die der Katholizismus auf solche Weise erfüllen würde, es ist — die Katholisierung der Menschheit.

Wer frevelt so?

Wer frevelt so und strebt nach Macht,
Da du in Demut littest,
Gethsemane, die schwerste Nacht,
Und uns're Schuld bestrittest?
Vom Blute blind, im Dornenkranz,
Im feilen Spott als Schächer
Gabst du uns Armut für den Glanz,
Warst duldend unser Rächer.
Wer hat die Welt besiegt wie du,
Und so den Feind vertrieben?
Dir, Sieger, fielen alle zu,
Dich mußten alle lieben.
Wer ist, der sich des Schwerts vermißt,
Wo du mit schwachen Händen
Die Not des Schicksals, Jesu Christ,
Zum Reichtum weißt zu wenden?
Du zeigst uns edles Gold im Schmutz,
Und Fülle im Entsagen.
Und ohne Waffe treu'sten Schutz:
Im Leiden kühnstes Wagen.

Max Pulver.

England im Urteil deutscher Publizisten

Streiflichter auf die Presse vergangener Tage

Von Karl d'Ester

Vor mir liegt ein Heft der Zeitschrift ‚Nord und Süd' mit dem Titel Englisch-deutsche Verständigungsnummer. Ich schlage auf, und es grüßt mich das verschmitzte Gesicht des biederen Herrn Sir Edward Grey, mit eigenhändiger Unterschrift versehen.

Grey lacht sein verbindlichstes Lächeln, und diese Verbindlichkeit findet sich auch in den Aufsätzen wieder, die von englischen Größen stammen, deren Namen uns heute aus der Tagespresse wegen ihrer Deutschfeindlichkeit bekannt sind. Gleich im ersten Aufsatz wird als der größte Freund der deutsch-englischen Verständigung — Sir Edward Grey genannt. Man liest heute alle die höflichen und so geschäftsmäßig klingenden Redensarten nur mit einem Gefühl bitterer Ironie. Wenn da Bonar Law schreibt: ‚Ich kann mir nur wenig Unglücksereignisse vorstellen, die von dem Umfange wären, den ein Krieg zwischen uns und dem großen deutschen Volke, welches Ende er auch nähme, annehmen würde. Wenn jemals ein Krieg zwischen unseren beiden Ländern entfesselt würde, was der Himmel verhüte, wird dieser nicht die Folge unwiderstehlicher Naturgesetze, sondern des Mangels an menschlicher Erkenntnis und Einsicht sein'; oder wenn Herr ‚de' Rothschild den ehemaligen Landsleuten billige Lobsprüche über die Tüchtigkeit ihres Kaisers und die lange Reihe ihrer Großen im Reiche der Geister, ihrer Dichter und Tonkünstler, macht, so faßt man sich an die Stirn und fragt sich, ob man nicht etwa geträumt habe. Dieser politisch völlig falschen Leisetreterei und Gefühlsduselei hat der Donner der Kanonen ein jähes Ende bereitet. Es entsteht angesichts dieser Richtung der deutschen Presse die Frage: Hat man immer so mit England geliebäugelt.

Und ich blättere zurück in der Geschichte des Zeitungswesens in Deutschland; da vernimmt man auf einmal andere Töne. O, wie klingt es erfrischend nach dieser Verständigungssalbaderei, wie sie bei uns in der Zeit der englischen Liebedienerei aufgekommen war! Aus der großen Anzahl der zur Verfügung stehenden Zeugnisse sollen nur einige besonders bezeichnende angeführt werden.

Der bekannte schwäbische Dichter und Zeitungsschreiber Christian Friedrich Daniel Schubart, dessen 1774 begründete Deutsche Chronik zu den bedeutendsten Zeitschriften des achtzehnten Jahrhunderts zu zählen ist, verfolgte in seinem Blatte den Zweck, in Deutschland Verständnis für die Politik der großen Welt zu wecken, bei der damaligen elenden Kleinstaaterei, wo die Staatskunst oft über Kirchturmpolitik nicht hinauskam, wo die Reichsvertreter auf dem Reichstag zu Regensburg sich darüber zankten, wer auf und wer neben dem Teppich sitzen, wer mit silbernen und wer mit goldenen Gabeln essen dürfe, ein wahrhaft mühseliges Amt. Schubarts Blatt unterscheidet sich von den zahlreichen Zeitungen jener Zeit

durch einen gewissen Scharfblick für die Verhältnisse bei den fremden Staaten, und er hat auch die englischen Krämer so recht in ihrer niedrigen Gesinnung erkannt. Er beschäftigt sich oft mit England, dessen Freiheit er natürlich bewundert. Die Habgier ist der Hauptfehler dieses Volkes, sie lasse die Engländer zu unsteten Krämerseelen herabsinken, die dem Satan gegen den Erzengel Michael Munition verkaufen würden, wenn der Teufel mehr bezahlte als der Erzengel. Besonders gibt es ihm einen Stich in das Herz, wenn er sehen muß, wie die hochmütigen Briten mit Verachtung auf die Deutschen herabsehen, die an Kraft und Tat, Demut und Bescheidenheit, Einfalt und Herzigkeit weit größer sind als sie.

Immer deutlicher und kräftiger werden die Stimmen, die den englischen Heuchler kennzeichnen. Am Rhein, in der kleinen Residenz des Fürsten von Wied war es, wo von 1785 an ein sehr gewitzigter Zeitungsschreiber ‚Gespräche im Reiche der Toten' erscheinen ließ, von deren fabelhafter Verbreitung uns die Zeitgenossen kaum glaubliche Wunderdinge zu erzählen wissen. Das in einem possenhaften Stile geschriebene Blatt soll damals in solcher Auflage erschienen sein, daß die Posten eigene Wagen zu seiner Beförderung anhängen mußten, um es vor allem nach Wien zu bringen, wo es damals das gelesenste Blatt war. Es wurde dort und an vielen anderen Orten nachgedruckt, in mehrere fremde Sprachen, sogar in das Lateinische übersetzt, und brachte trotz dieses Nachdruckes nach einer allerdings wohl übertriebenen Angabe eines Zeitgenossen allein im Jahre 1792 seinem Verfasser die stattliche Summe von 70 000 Gulden ein. Es stellte damals die Verbindung her zwischen den Gegnern der Revolution und der Franzosen in den Rheinlanden und Österreich. Es wäre freilich verfehlt, aus der Beliebtheit, deren sich die ‚Gespräche der Toten' damals besonders in Wien erfreuen durften, Schlüsse zu ziehen auf die Güte ihres Inhaltes. Unter dem scharfen Messer der Kritik kommt manches, was der Herausgeber in die Welt sandte, nicht gut weg, aber das muß man dem Schreiber doch lassen, daß er, ein Verwandter des bekannten Pandurenobersten Trenck, Moritz Flavius Trenck von Tonder, ebensogut Hiebe in seinem Blatte auszuteilen wußte, wie der Feldherr auf dem Schlachtfelde, und daß er sich in jener traurigen Zeit durch eine kerndeutsche Gesinnung auszeichnete, was ihm bei der unangenehmen Nähe der französischen Gewalthaber, die ja in Koblenz herrschten, nicht immer gut bekam. In den Polizeiakten des Pariser Nationalarchivs finden sich zahlreiche Klagen über den kühnen Zeitungsschreiber, daß er die Stimmung verdürbe.*

Als ein erbitterter Feind der französischen Revolution weiß er nicht genug Gift und Galle zu speien über die ‚Freiheitspapper' an der Seine, die er auf alle mögliche Weise der oft verdienten Lächerlichkeit preisgibt. Wichtig ist dabei für die Geschichte der deutschen Zeitung, daß er auch den

* Näheres über dies Blatt in meinem Aufsatze: ‚Das politische Elysium am Rhein' (Wiss. Beil. der ‚Germania' 1911, Nr. 36—38).

Stift des Zeichners nicht verschmäht, und in recht treffenden Zerrbildern gleichsam als ein Vorläufer des Kladderadatsches seine Gegner an den Pranger stellt. Tonders Kampf gegen die Franzosen steht auf einem besonderen Blatte, wir freuen uns heute noch mehr, daß auch er England schon damals genau als das erkannt hat, als was es sich heute täglich zeigt. Darum wollen wir dem biederen Tonder manchen seiner Hanswurstsprünge gern verzeihen.

Präsident Wilson ist nicht der erste, der die Freiheit der Meere als wichtige politische Forderung aufgestellt hat, schon Tonder erörterte diese Frage, und seine Gedanken klingen völlig zeitgemäß noch in unseren Tagen. ‚Die Meeresfreiheit, die Handelsfreiheit, die Schiffahrtsfreiheit, über die im amerikanischen Kriege so geschrien, welche allen Seemächten so behagt, wer hat diese Freiheit an Ketten geschmiedet? — England. Dies ist ein drückender Despotismus für den Handel. Chatam Pitt sagt: „Es wird keine Kanone auf allen Meeren abgeschossen ohne Erlaubnis Englands." (14. Oktober 1790.) Bei jeder sich bietenden Gelegenheit stellte Tonder die Machtgier und die Profitsucht der englischen Politik an den Pranger. Da erfährt man denn so manches, was der Weltkrieg in neuer schrecklicherer Gestalt in Englands Kriegsführung hat aufleben lassen. 1793 ließ die englische Regierung alle mit Lebensmitteln beladenen Schiffe, die für Frankreich bestimmt waren, wegnehmen, ungeachtet den Vorstellungen des französischen Geschäftsträgers. Schon damals sprang England mit den armen Neutralen so um wie heute. In den Kämpfen zwischen England und Spanien sagten die Neutralen: ‚Was wird mit uns werden, wenn Spanien al solito geschlagen wird, und wir dem Zorne des englischen Neptuns, den wir beleidigt haben, ausgesetzt bleiben?' Bezeichnend ist es, daß auch schon damals ein Blatt sich lustig macht über die lammfromme Geduld, mit der einige Staaten alle Demütigungen Englands einsteckten. Ausführlich erzählt Tonder seinen Lesern die englische Erwerbung der so reichen Gewürzinseln von Holland, sowie die des wichtigen Kaps der guten Hoffnung, dessen Besetzung man im englischen Parlament damit rechtfertigte, daß diese Eroberung zu wichtig sei, als daß man sie wieder herausgeben könnte.

Die Übermacht des englischen Handels wurde zahlenmäßig dargetan; hatten doch im Jahre 1791 den Sund befahren: 3788 englische, 2009 holländische, 1559 dänische, 599 preußische und 430 schwedische, der Rest französische und spanische Schiffe. Tonder zieht in seiner Art die Schlußfolgerung: ‚Da steht die ganze Welthandlung in einem Milchtopf, hier sehen Sie, wie die Engländer den Rahm abschöpfen, und die anderen bekommen — saure Milch!'

Wie die Engländer es damals wie heute verstanden, die Zeitung durch Aussprengung falscher Nachrichten sich zunutze zu machen, zeigt eine Nachricht der ‚Times', die einen Artikel aus Amerika eingerückt hatte, als wenn sich die Amerikaner mit Frankreich vereinigen wollten, den sie aber später für eine Spekulation des Zeitungsschreibers erklärten.

Tonder hat aber trotz der englischen Übermacht die Hoffnung auf die deutsche Sache nicht aufgegeben. Er führt laute Klage darüber, daß die Holländer, die Franzosen und vor allem die Engländer, uns unsere Seemacht, die Hanse, gestohlen hätten, und fährt dann wie ein Prophet fort: ‚O Deutsche, es wird eine Zeit kommen, wo unsere Hanse über ihren Ruinen stehen wird. Wenn Deutschland eins ist, vermag es alles. Wir waren bishero in unserer Industrie und in unseren Produkten von allen Seemächten gehemmt. Es wird eine Zeit kommen, und diese Zeit ist nicht soweit entfernt, wo wir mit unserer Industrie uns selbst genug sein werden, wo wir fremde Industrie ganz entbehren können, wo wir uns selbst alles sein werden.' (15. Dezember 1791.)

Was Tonder, der Neuwieder Hanswurst, wie ihn neidische Zeitgenossen wohl nannten, in etwas reichlich derber Form brachte, das lebte bald wieder auf in der nahen Rhein- und Moselstadt Koblenz, wo ein Gewaltiger damals das Szepter führte im Reiche der Presse, dessen Sprache die Besten seines Volkes und nicht minder seine Feinde gespannt lauschten. Der Rheinische Merkur von Josef von Görres behandelte neben vielen anderen heute wieder brennend gewordenen Fragen auch gelegentlich die Beziehung Deutschlands zu England. Die Urteile, die damals gefällt wurden, fallen um so schwerer ins Gewicht, als damals doch das Inselreich in einem ganz anderen Verhältnis zu uns stand als heute. Deutsche und englische Truppen hatten Schulter an Schulter gekämpft, um den Korsen zu stürzen.

Die ganze Bedeutung der großzügigen Staatskunst eines Görres wird erst in das rechte Licht gerückt, wenn die leider durch den Krieg unterbrochene große Görresausgabe erschienen sein wird, in der für den ersten Band, den Neudruck des Rheinischen Merkur, auch eine eingehende Würdigung dieses eigenartigen Blattes vorgesehen ist. Hier sollen nur einige Ansichten und Worte von Görres herangezogen werden, die durch ihre nahe Beziehung zur heutigen Weltlage oft geradezu verblüffen.

Natürlich war es einem so scharfen Beobachter im Reiche der hohen Staatskunst, wie Görres war, nicht entgangen, daß die Haupttriebfeder für alle Handlungen Englands ein schrankenloser Egoismus war, und er scheut sich nicht, das offen auszusprechen und das stolze Albion vor das strenge Forum der Geschichte zu laden. Um Beispiele für diese Selbstsucht Englands zu finden, brauchte Görres nicht lange in der Geschichte zu suchen. Im Dezember 1814 war der schimpfliche Krieg Englands gegen seine eigenen Kolonien durch den Genter Frieden beendet worden, und dieser Kampf hatte genau dieselben Übergriffe Englands zur See gezeigt, wie wir sie heut. fast täglich erleben. 900 Schiffe wurden weggenommen, 6000 Matrosen wurden zwangsweise eingestellt. Zu Lande trieben es die englischen Söldner nicht besser. Welche Entrüstung ging 1914 durch den ganzen von englischem Gelde bestochenen Blätterwald über die Beschießung der Kathedrale von Reims! Da ist es heilsam, daran zu erinnern, wie sich denn die Engländer in Amerika der Kunstwerke angenommen haben. Hören

wir darüber Görres' feindurchdachte Anklage: ‚Wir würden gern glauben, daß jene Insulaner, die mit so mutiger Ausdauer gegen den französischen Militärdespotismus kämpften, und neben ihrer eigenen Rettung (!) soviel zur Befreiung Europas beitrugen, die so lebhaft den Völkern die Unterjochungs- und Zerstörungswut der Franzosen in grellen Farben malten ... wir würden gerne glauben, daß eben diese ihren Triumph nicht darin suchen wollen, Werke der Baukunst zu zerstören, die mit einem Aufwande von Millionen aufgeführt wurden, und ein schöner Beweis der Industrie eines jungen Staates waren, ohne von militärischer Wichtigkeit zu sein, aber wir sind leider in dem Fall, annehmen zu müssen, daß die englische Regierung die Einäscherung von Washingtons herrlichen Gebäuden durch ihre Armeen genehmigte, da sie statt den Vorgang zu mißbilligen, diesen leicht errungenen Sieg durch Abfeuern der Artillerie von St. James und vom Tower feierte!'

Daran knüpft Görres eine Mahnung, die so in unsere Zeit paßt, als ob sie heute eine große deutsche Tageszeitung geschrieben hätte. Er rät den Briten, ihren wohlerlangten Ruhm nicht durch derartige Schandtaten zu verdunkeln und eine liberalere Politik anzunehmen, daß England den Handel nicht für sich allein beanspruche, auf den auch die Nachbarn ein gutes Recht hätten. Denn, ‚wenn es gerecht gegen seine Bundesgenossen und großmütig im Zwist mit seinen Nebenbuhlern ist, wird man ihm auch seine Macht nicht mißgönnen, sobald sie nur zur Erhaltung seiner politischen Wichtigkeit angewendet wird, wodurch aber die Völker aufgeschreckt werden, wann fortwährend ein System damit soll verteidigt werden, daß es in seiner großen Ausdehnung jeden Staat um seinen Wohlstand besorgt machen muß.' (‚Rheinischer Merkur', 19. Oktober 1814.)

Noch eindringlicher wiederholt Görres seine Mahnung in einem Aufsatze ‚Übersicht über die neuesten Zeitereignisse' vom 18. November 1814. Er spricht hier wie der Herr Präsident Wilson auch von der vielgepriesenen Freiheit der Meere. Von dieser und dem Gleichgewicht der Seemächte hängt der ganze Handelsbestand des Festlandes ab, ‚weil eine Übermächtige in der Lage wäre, die ausgeführten Rohstoffe und die verarbeiteten Waren so zu besteuern, daß keine fremde Industrie mit der ihrigen den Markt halten könne'.

Nach diesen Grundsätzen richtete denn auch der ‚Rheinische Merkur' seine Stellung in dem Kriege Englands gegen seine Kolonien in Amerika. Diese Verwicklung hat für uns heute erneut Beachtung verdient, wo wir sehen, wie die stolze Union immer mehr zu einem willenlosen Werkzeuge ihres einstigen Todfeindes wird. Die Gründe dieses Ringens werden durch eine ausgezeichnete Charakteristik des amerikanischen Volkes eingeleitet. Wie bei Kindern, so meint der Merkur, sei auch bei jungen Völkern vor allem die Selbstsucht mächtig. Darum sei das ganze Wesen der Amerikaner auf das Interesse und den Erwerb gegründet. ‚Zu Hause wird die Landjobberei mit unermüdlichem Eifer getrieben, auf der See streifen

ihre Handelsschiffe in allen Meeren, um sich den Verdienst zu suchen.' Aber England war dieses Gegners würdig. Es, die Königin der Meere, habe, so klagt der Merkur, den neutralen Handel zerstört, fremde Schiffe untersucht und sich in seinem Stolze so übernommen, daß es in dem Verbote des indischen und chinesischen Handels Amerika Bedingungen vorgeschrieben, denen ein freies und selbständiges Volk sich nie und nimmer unterwerfen kann. Der ,Rheinische Merkur' hält es für die Verhältnisse Europas sehr wünschenswert, daß keine der beiden Mächte zu sehr erstarke. Europa sollte sich Amerika gegenüber als eine Staatenfamilie betrachten und sich immer eng zusammengeschlossen halten, damit es seine Überlegenheit über die anderen Weltteile nicht verliere. ,England aber soll nicht mißbrauchen die Macht, die ihm durch den Willen der Vorsehung in diesen Tagen zuteil geworden, und nicht durch Übermut und Despotismus die geheime Erbitterung derjenigen gegen sich erwecken, die mit ihm das gleiche Interesse haben. Vielmehr jetzt, wo sich die Verhältnisse des festen Landes ordnen, möge es die Hände bieten, daß ein bleibendes und festes Seerecht begründet werde, daß die eigensüchtige, fressende Willkür, die dort herrscht, endlich ein Ziel finde, und das wilde Faustrecht, das mit frecher Gewalt das allerwärts sonst auch dem Feinde heilige Privateigentum zur Beute des Mächtigen macht und den Straßenraub durch Kaperbriefe zu einem Staatsamte. England möge erkennen, daß auf dem Meere wie auf dem festen Lande Gerechtigkeit die einzig wahre Seligkeit ist, jedes Unrecht aber den Wurm der Vernichtung im Innern trägt.' (,Rheinischer Merkur', 18. November 1814.)

Von dem Waffenbündnis, das damals England und Preußen zur Vertreibung Napoleons geschlossen hatten, dachte Görres nicht allzu hoch: ,Britannien wird Deutschland nicht sinken lassen, so lange unsere Erhaltung ihm Gewinn bringt, und wir nicht abgeneigt sind, unser Leben für seinen Vorteil daranzusetzen.' Görres hat für diese Behauptung das Zeugnis der Geschichte zur Hand. England habe zwar manchmal mit Geld und Waffen ausgeholfen, aber seine Truppen konnten selten früh genug und stark genug erscheinen, um die drohende Gefahr abzuwenden.

Die folgenden Ereignisse sollten ihm nur allzu recht geben. Nur zu bald hatte England die ihm von Preußen bei Belle-Alliance geleistete Waffenhilfe vergessen. Am 8. August 1815 konnte Görres noch ein Schreiben aus London Mansion House an den Feldmarschall Blücher einrücken, in dem die Dankadresse der City von London für die wirksamen Dienste am Siegestage von Waterloo für Blücher erwähnt wird, aber in der Folge mußte er immer schärfer mit der eigennützigen Politik Englands ins Gericht gehen, das Frankreich möglichst schonen wollte, um Deutschland ja nicht zu stark werden zu lassen. Görres ruft England aber ein gebieterisches Halt auf diesem Wege zu. ,Wir haben doch schon genug getan, daß wir unklug seine Kontinentalmacht im eigenen Lande begründet, daß wir noch unkluger

unsere ganze Handelsindustrie, den einzigen Erwerb einer unseligen Zeit, preisgegeben haben.' Wenn es nun noch versuchen sollte, Deutschland um seine gerechten Ansprüche an Frankreich und um die Ruhe des Jahrhunderts zu bringen, so stellt ihm Görres den Haß aller deutschen Völkerschaften in Aussicht.

Rücksichtslos leuchtet der ‚Rheinische Merkur' in alle Ecken der so unendlich verschlagenen englischen Politik. ‚Deutschland als der aufstrebende, hoffnungsvolle Staat darf nur ja nicht vergrößert werden, hat es doch durch anderthalb Jahrhunderte seinen Nachbarn, auch denen jenseits des Kanals, so leicht gemacht; es hat zur Dreschtenne sich gemacht, auf die jeder sein Korn hingebracht, das alsdann die deutschen Völker sogar gegen das mosaische Gesetz mit verbundenem Maul ausgetreten. Für den Handel war es immer ein offener Trödlermarkt.' Das kann aber alles werden, wenn das Land sich seiner Kraft bewußt wird. Darum sucht ihm das schlaue England alles mögliche in den Weg zu legen.

Immer wuchtiger schmiedet Görres seine Anklagen. So schreibt er am 17. September 1815: ‚Die Art, wie die englischen Minister seither an Deutschland gesündigt haben, ist das Unverantwortlichste von allem, was vorgegangen, da kein geheimer tierischer Heißhunger sie antreibt, uns schwach zu erhalten, um uns dereinst ganz oder mit den Franzosen halbierend zu verschlingen, und da sie, über die unmittelbaren Interessen des Kontinents hinausgehoben, gerade am ersten berufen wären, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben und als Pendul das ganze Werk mit Verstand und kluger Mäßigung zu regulieren. Aber der Gipfel der Erbärmlichkeit von unserer Seite wäre, daß, während wir unseren Wohlstand und all unser Vermögen, das wir im Handel und Industrie angelegt, ihrem zerstörenden Übergewicht sorglos hingeben, wir sie durch unseren Ruin nicht einmal für unsere politischen Absichten und für allenfalls ostensible Einbußen gewinnen könnten und uns also rein gratis verderben und vom Teufel wegführen lassen.'

Besonders bedauerlich findet auch der ‚Rheinische Merkur', daß Wellington die Erwartungen, die man in Deutschland auf seinen ruhigen Verstand und die Freiheit seiner Weltansicht gesetzt hatte, enttäuscht habe. Görres erinnert an die treue Waffenhilfe Preußens, ohne die das englische Heer verloren gewesen wäre.

Natürlich wurden derartige Liebenswürdigkeiten, wie sie Görres den Engländern mit stets wachsender Offenheit ins Gesicht sagte, dem Blatte in England übelgenommen. Wie heute kam es in den englischen Zeitungen zu wüsten Beschimpfungen des Gegners, statt zu sachlicher Widerlegung. Am 4. November 1815 stellt der ‚Rheinische Merkur' fest, daß besonders die ‚Times' und der ‚Courier' in London jetzt ebenso übel von ihm sprächen als vordem das französische Staatsblatt, der ‚Moniteur'. Sie bedachten Görres mit folgenden Schmeichelreden: ‚Ein französischer Jakobiner habe sich nach Koblenz geflüchtet, und der sei ein gottloser Mensch und wolle alles umwerfen; kein Thron wäre mehr sicher, kein Fürst könne ruhig schlafen,

die Völker würden aufgewiegelt, und es sei Zeit, daß man ihn einstecke.' Es ist bezeichnend, wie fein berechnend diese englischen Füchse zu Werke gehen. Sie suchen Görres bei der stets Verrat witternden Reaktion in Preußen zu verdächtigen; um sich den unbequemen Schreier vom Halse zu schaffen, rufen sie nach der Polizeirute.

Trotz dieser Absage füllte die ‚Times' ganze Seiten mit Übersetzungen aus dem ‚Rheinischen Merkur'. Dieser hatte sich, wie eine Zuschrift bemerkt, wegen seiner freien Schreibart das englische Volk gewonnen. Das aber konnte Görres nicht irremachen in seinem Pressefeldzug gegen England, und als er sah, wie in der von ihm so heftig geforderten Abtretung von Elsaß-Lothringen an Deutschland wieder England aus selbstsüchtigen Beweggründen sich widersetzte, da warnte er die Krämer jenseits des Kanals vor dem Furor teutonicus. Er wies darauf hin, wie England sich in Belgien eine Schanze auf dem festen Lande aufgeworfen habe und nun als Gegengabe den Franzosen auch ein weites Einfallstor am Oberrhein eröffnen mußte, damit das arme, zerrissene, zertretene Deutschland fort und fort der Zirkus bleibe, auf dem die Bestien zum Ergötzen derer, die jenseits der Meere und der Wüsten in behaglicher Ruhe zuschauen, mit den Eingeborenen wie dort in jenen blutigen Römerspielen kämpfen. Die englische Politik wird angeklagt, ein starkes militärisches Element in sich aufgenommen zu haben, das da ständig strebe, England zu einer Kontinentalmacht zu machen und Deutschland wie ein zweites Indien zu behandeln. Aber Görres warnt Britannien, sich auf diesem Wege weiterzubewegen, es könnte sich doch leicht an Deutschland die Finger verbrennen. Es wird erkennen, daß Deutschland nicht mehr ‚das alte Reich, eine Leiche ohne Geist und Leben und Bewegung ist, daß es vielmehr auch den Tag gesehen, dessen Licht Britannien um hundert Jahre früher erschauen durfte, den Tag der Wiedergeburt, die nun und nimmer keine Macht der Erde verhindern kann. . . . Britannien, für das Deutschland noch immer eine alte Vorliebe hegt, soll sich hüten, daß es den Haß des Volkes, an dem Frankreich verdorben, nicht auf sich lade, und mag mit allen andern die Verzweiflung dieses Volkes scheuen, wenn es einmal die letzte seiner Hoffnungen aufgegeben'.

In seinem flammenden Aufsatz mit der Überschrift ‚Nach Wien hin' führt der ‚Rheinische Merkur' aus, wie die anderen Völker, die sich bei den Verhandlungen so reich gesegnet haben, über uns Deutsche spotten müßten, daß wir trotz unseres Sieges so erbärmlich abgeschnitten hätten. Trefflich kennzeichnet hier der ‚Rheinische Merkur' wieder die Engländer, die sich am Schlusse der Verhandlungen, gleichsam von unseren Diplomaten unbemerkt, zur Erkenntlichkeit dafür, daß sie Deutschland nur um sein gutes Recht bringen helfen, von Rußland jene sieben Inseln hätten abtreten lassen, auf die sie durch ihren Prokonsul und ihre Heeresmacht, wie Rom auf seine sieben Hügel, ihre Gewalt über den türkischen Ozean zu gründen Sinnes sind. Und noch einmal beschäftigt sich das Blatt, ehe es von einer kleinlichen Regierung zum Schweigen verurteilt wird, auf der letzten Seite mit der so wichtigen Frage des Verhältnisses zu England. Diese Stelle kann man

heute noch als Schulbeispiel für deutsche anständige Gesinnung den Staatsmännern an der Themse und dem noch für solche Erörterungen zugänglichen Teile des englischen Volkes vorhalten; sie gehörte in ein deutsch-englisches Verständigungsheft. Es wurde dort in einem Berichte aus Paris der Plan einer Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich erörtert und vorgeschlagen, 40 Linienschiffe zu bauen und vereint über England herzufallen.

Aber der ‚Merkur' ist kein Freund dieses Planes. Er will den Seedespotismus Englands der allgemeinen Gerechtigkeit der Dinge überlassen, die seinerzeit auch hierüber sprechen würde. England habe eine große Schuldenlast auf sich gewälzt, freilich hauptsächlich zur Bewahrung seiner eigenen Unabhängigkeit; aber da doch auch ganz Europa und dadurch auch Deutschland seine Unabhängigkeit habe retten können, so sei sie dadurch auch für uns geheiligt, und wir würden nichts unternehmen, was dieses Volk an der Abtragung seiner großen Schuld hindern könne, und dazu gehöre, daß man ihm jeden Krieg erspare, weil die Tilgungsfrist auf 16 Jahre berechnet worden sei. Und nun folgt eine Stelle, die wieder so zeitgemäß klingt. Dieses Benehmen hielten die Deutschen nicht nur für r e c h t l i c h, sondern auch für k l u g, weil man nie ein Volk zwingen müsse, sich für seine Existenz zu schlagen; der gesellschaftliche Zustand würde durch nichts so erschüttert, als wenn ein großes Volk entweder durch eigene Schuld oder durch fremde so weit gebracht würde, daß es keinen Frieden mehr machen könne, sondern seine Existenz nur durch die gesetzlosen Mittel erhalten, die der Krieg darbiete. (‚Rheinischer Merkur', 10. Januar 1816.) Hier haben wir nur einen Beweis dafür, wie Görres in seiner Politik stets das hehre Wort befolgt, das er einst im ‚Merkur' schrieb und das wie ein Granitblock auch heute noch in unserer Politik steht: ‚Vor allem suchen wir zuerst, daß das Recht auf unserer Seite sei, und das, gehörig verfochten und ohne Nebenabsicht verfolgt, ist allzeit siegreich, was man auch dagegen glauben mag;' und jenes andere Wort, nicht minder stolz und wahr: ‚Kein Volk in der Welt verdient uneingeschränkteres Vertrauen auf seine Treue als das deutsche.'

Görres hatte entsprechend seiner ganzen Begabung England seinerzeit mehr unter dem allgemeinpolitischen Gesichtswinkel betrachtet; die Bedeutung als Wirtschaftsmacht, als gefährlicher Nebenbuhler von Deutschland, kommt besonders stark zum Ausdruck in der westfälischen Presse nach 1813.

Die Entwicklung der jungen westfälischen Presse nach den Befreiungskriegen gehört zu den erfreulichsten und zugleich spannendsten Abschnitten in der Geschichte der papierenen Macht. Die rote Erde, die heute wohl über kein einziges sogenanntes führendes Blatt verfügt, darf sich rühmen, eine der ersten ganz neuzeitlich anmutenden Blätter gehabt zu haben.

Als die Jubelklänge der Befreiung vom fremden Joche auch die Gaue der roten Erde durchhallten, da wurde zu Anfang des Jahres 1814 zu Hagen der ‚Hermann' gegründet, der dem ‚Rheinischen Merkur' an Bedeutung nicht viel nachstand, besonders, als er das Sprachrohr des weit über Westfalen

hinaus bekannten Politikers Fritz Harkort wurde, der in der Geschichte der industriellen Entwicklung Deutschlands einen Ehrenplatz beanspruchen darf.

Der ‚Hermann' mutet uns heute, wenn wir von dem dürftigen äußeren Gewande absehen, ganz neuzeitlich an. Statt des damals so beliebten Zeitungsklatsches ernste, oft durch ihren Weitblick in Erstaunen setzende Aufsätze, die freilich damals noch oft wie Prediger in der Wüste wirkten. Heute, wo wir den Wirtschaftskampf mit England mit den Waffen ausfechten müssen, macht es große Freude, zu sehen, wie mannhaft schon vor hundert Jahren ein deutsches Blatt diesen Kampf in seinen ersten Anfängen mutig aufgenommen hat. Um die ganze Bedeutung dieser Tat zu ermessen, muß man sich einmal das damalige Verhältnis der beiden Länder in wirtschaftlicher Beziehung ansehen.

In England hatte sich allmählich eine Großindustrie gebildet. Um 1760 entstanden die ersten Großeisenwerke, die durch neue Schmelzarten ihre Erzeugungsfähigkeit in das Unglaubliche steigerten. 1767 wandelte sich die Baumwollindustrie durch die Einrichtung des Betriebes mit Wasserkraft von der Hausarbeit zur Maschinenarbeit. 1765 erfindet Watt die Dampfmaschine, und bald ist die Hausspinnerei völlig durch die neue Kraft verdrängt.

Aber auf dem Siegeswagen der menschlichen Geistesgröße und Erfinderkraft hockt bald ein häßlicher Geselle als beständiger Begleiter: ein namenloses soziales Elend der Arbeitermassen, hervorgerufen durch die Ausbeutung seitens der Unternehmer. England, das ja einen Weltkrieg nur der ‚Menschlichkeit' und ‚Gesittung' wegen führt, enthüllte damals sein wahres Gesicht. Die Ausnützung der Not, die unglaublichen Zustände in den englischen Webereien mit ihrer Kinderarbeit, gegen die auch der Liberalismus nichts als Redensarten zu finden wußte, gehören zu den tragischsten Kapiteln der Weltgeschichte. Mußten doch Kinder von 6 und 7 Jahren 12, ja 13 Stunden arbeiten, ja es gibt Fälle, wo ein 12jähriger Knabe 18 Stunden hintereinander beschäftigt war. Die Kinder mußten zwischen den einzelnen Spinnrahmen andauernd hin und her gehen, und der Weg, der auf diese Weise in Hitze, Staub und Lärm täglich zurückzulegen war, wurde auf vierzig Kilometer berechnet. Kaum auszudenkende Grausamkeiten waren an der Tagesordnung; so wurden einem Kinde zur Strafe die Zähne abgefeilt. Daß solche Bestien in Menschengestalt vorkamen, ist nicht das Schlimmste; weit trauriger ist es, daß man — wieder echt englisch — diese Verbrechen durch wissenschaftliche und wirtschaftliche Gründe mit heuchlerischen Redensarten verbrämt, zu rechtfertigen suchte. Die Verhältnisse spitzten sich denn aber auch so zu, daß England um 1830 am Rande seiner größten inneren Kämpfe, fast am Bürgerkriege stand.*

Dies waren zweifellos düstere Schattenseiten der englischen Wirtschaftsgeschichte; aber die Kehrseite der Münze war doch, daß England als

---

* Wilh. Dibelius behandelt diese Verhältnisse eingehend in seinem vortrefflichen Buche über Charles Dickens (Leipzig 1916), S. 5—59.

Industrieland die erste Stelle in der Welt einnahm. Seine Waren überschwemmten wegen der günstigen Herstellungsbedingungen, auf die hier einzugehen sich erübrigt, bald alle seine Nachbarländer, ja den Kontinent und alle Erdteile.

Deutschland hatte unterdessen unsäglich unter der Herrschaft Napoleons gelitten; sein Reichtum war durch die endlosen Kriegssteuern erschöpft, seine Söhne hatten auf den Schlachtfeldern von ganz Europa und darüber hinaus für Frankreich bluten und sterben müssen. Mit der letzten ihm zur Verfügung stehenden Kraft hatte es die Zwingketten Napoleons zerrissen. Es galt jetzt wieder mühsam aufzubauen, während England, das sich bei dem Befreiungswerke im wesentlichen darauf beschränkte, den Kerkermeister Napoleons, eine ihm ja sehr zusagende Rolle, zu spielen, ungeheure Gewinne einheimsen konnte. Es hatte ja wegen seiner insularen Lage und der Vorteile, die ihm seine Seegeltung in den Schoß warf, schon sowieso einen weiteren Vorsprung vor dem noch nicht einmal staatlich geeinten Deutschland, in dem noch viele Jahre später ein Dichter fragen mußte: ‚Was ist des Deutschen Vaterland?‘, ohne eine andere Antwort zu wissen als die Einigung auf Grund der Sprache.

So ist es denn auch natürlich, daß die deutsche Presse damals noch nicht recht weiß, wie sie sich zu all den neuauftauchenden Fragen einstellen soll. Sie erhofft einen neuen Frühling und begrüßt mit begeisterten Fanfarenklängen die neuerrungene Freiheit. Aber das schärfere Einsetzen der Zensur, das Verbot des so vielversprechend begonnenen ‚Rheinischen Merkur‘ von Görres durch die preußische Behörde ließ die meisten Blätter bald wieder zu dem alten Tratsch und Klatsch zurückkehren. Ganz anders der ‚Hermann‘. Er erfaßte bald seine Aufgabe, ein Leiter zu einer neuen wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands zu werden und ging zielbewußt in dieser Richtung vor. Seine erste Arbeit war, die Hindernisse, die einer solchen Entwicklung im Wege standen, zu beseitigen. Es war nämlich eine starke Partei in Deutschland, die es für sehr verderblich hielt, wenn Deutschland England auf den Bahnen des Industrialismus folgen sollte. Zum Teil mag dies in der Sucht, am Alten festzuhalten, begründet gewesen sein, zum Teil schreckten die bereits obenerwähnten trüben Nebenerscheinungen der raschen industriellen Entwicklung sicher manche ab. So bietet denn die damalige Presse vielfach das eigentümliche Bild, daß man zwar England wegen seines ihm immer reichlicher zuströmenden Reichtums bewunderte und beneidete, daß man ganze Spalten mit Jeremiaden über die Überschwemmung des deutschen Marktes mit englischen Erzeugnissen füllte, aber nicht recht wußte, wie man diesem Übel Einhalt gebieten könnte, da man von einer Nachahmung der industriellen Entwicklung nur Böses für Deutschland fürchtete.

Die Klagen über Englands wirtschaftliche Herrschaft in Deutschland waren ja nichts Neues. Der ‚Hermann‘ führte im Jahre 1817 den bekannten Osnabrücker Staatsmann Justus Möser als Zeugen an, der schon über die Überschwemmung Deutschlands mit reisenden Engländern, die dort

Kunden würden, geklagt hatte: ‚Wir tragen alles, was sie machen, sie aber nehmen nur das von uns, was sie selbst nicht hervorbringen können. Sollte die Stahlarbeit nicht ebensogut auf dem Harze als in England gedeihen können?‘ Diese Klage hatte natürlich um ein halbes Jahrhundert später noch mehr Berechtigung, da mit den wachsenden Erfolgen den Briten immer mehr der Kamm schwoll. Ein damals in wirtschaftlichen Dingen sehr kundiger Kaufmann, Siebel aus Elberfeld, tadelt die Gleichgültigkeit der deutschen Behörden gegen den Einfluß der fremden Industrie, die einen scharfen Gegensatz bilde zu der wunderbaren Beweglichkeit des Engländers, der sich erkühnt, das, was heilig ist, zur Befestigung seiner kaufmännischen Herrschaft zu ergreifen: ‚Wenn die Wilden nur soviel Christentum lernen, als nötig ist, um Jacken und Hosen zu tragen,‘ die dann England liefern konnte.

Im Mai 1816 warf der ‚Hermann‘ die bange Frage auf: ‚Was soll mit unseren Fabriken werden?‘, wobei eingehend ausgeführt wird, wie die Engländer den Markt verdürben, nicht nur den Elberfelder Webereien, auch dem märkischen Kratzen- und Nähnadeldraht, wie sie in Amerika den deutschen Stahl verdrängten, so daß an Lahn und Sieg große Eisenwerke stillständen.

Klingen auch die Eingeständnisse von Englands Überlegenheit manchmal verzagt, da man die Vorteile nicht verkennt, die dem überall durch Gesetz, Parlament und Thron begünstigten Gegner zu Gebote stehen, so begnügt man sich nicht mit diesen Klagen, sondern sucht den heimischen Gewerbefleiß zur Nachahmung der englischen Industrien anzustacheln. Man sucht das Selbstvertrauen der deutschen Landsleute zu heben, indem man Kunde gibt von wichtigen industriellen Erfindungen Deutscher, so z. B. daß ein deutscher Major in portugiesischen Diensten in Brasilien den ersten Hochofen aufgestellt habe. Sehr oft werden englische industrielle Anlagen oder Erzeugnisse beschrieben, um daraus eine Nutzanwendung für Deutschland zu ziehen. So werden die englischen Bleistifte gerühmt, aber dabei erwähnt, daß die Holzteile ganz gut aus deutschen Wacholderbäumen hergestellt werden könnten. Im Juni 1816 wird umständlich von dem englischen Dampfschiff erzählt, das den Rhein hinauffuhr. Es bot 50 Personen Raum und ging nach Frankfurt. Der schlaue Engländer ließ das Boot für zehn Stüber besichtigen, wodurch er in kurzer Zeit 50 Reichstaler einnahm. ‚Sollte nicht auch Handelsspekulation der Grund der Fahrt sein?‘, meint der ‚Hermann‘ argwöhnisch. Anschließend wird auf die englischen Kanalschleusen zur Nachahmung hingewiesen.

Man rät, den Umstand weise zu benützen, daß wir genügsamen Deutschen wohlfeiler zu fabrizieren verständen als die Engländer. Jedenfalls müßten wir uns der noch fehlenden Industrien zu bemächtigen suchen: ‚Ist noch eine Maschine, die den Briten Überlegenheit sichert, sie werde geholt und der Mann dazu, der sie zu handhaben versteht.‘ Diese Mahnung befolgte vor allem der alte Harkort. Er ging selbst nach England und holte sich die Arbeiter für sein neues Eisenwerk in Wetter an der Ruhr, freilich unter

großen Schwierigkeiten, die er scherzhaft in die Worte faßt, er habe sich oft fast ‚seine Leute erst vom Galgen abschneiden müssen'.

Man geht aber fehl, wenn man annimmt, der ‚Hermann' habe mit seinen Bestrebungen, die deutsche Industrie fähig zu einem Wettbewerb mit England zu machen, überall freudige Zustimmung gefunden. Die ‚Kölnische Zeitung' gab, um nur ein Beispiel anzuführen, im Jahre 1818 in einem Leitartikel über das englische Maschinenwesen ihre Besorgnis in folgenden bezeichnenden Worten kund: ‚Eine Maschine macht oft die Arbeiten von tausend Menschen entbehrlich und bringt den Gewinn, den sonst alle diese Arbeiter teilten, in die Hände eines Einzigen. Mit jeder abermaligen Vervollkommnung einer Maschine werden neue Familien brotlos, jede neuerbaute Dampfmaschine vermehrt die Zahl der Bettler, und es steht zu erwarten, daß sich bald alles Vermögen in den Händen einiger tausend Familien befinde, und der übrige Teil des Volkes als Bettler in ihre Dienstbarkeit geraten werde. Muß nicht jeder Menschenfreund schmerzlich ergriffen werden von dem Gedanken, daß es dahin kommen kann und aller Wahrscheinlichkeit dahin kommen muß? Wir sind der Meinung, daß der Schaden, den unsere Gewerbe durch das englische Maschinenwesen erleiden, obwohl sehr fühlbar ist, bei weitem leichter ertragen werden kann als der Druck, der aus dem Flor der zu sehr durch Maschinen vervollkommneten Fabriken erwachsen würde, die Deutschland mit drei bis vier Millionen Bettlern bevölkern würden.' Auch im ‚Hermann' wurden ähnliche Stimmen laut. Es wurde ernstlich vorgeschlagen, man solle sich wieder dem Ackerbau widmen, anstatt sich mit Fabriken abzugeben und sich billig von England die Kleider liefern lassen. Aber derartige Ansichten wurden nur mitgeteilt, um sie zu widerlegen, und das Blatt wird nicht müde in seinem Kampfe gegen die Machtstellung Englands, wobei es oft zu heute noch treffenden Urteilen kommt. Manche könnte man heute unverändert in eine Tageszeitung aufnehmen. So heißt es einmal im November 1816: ‚Hat nicht die englische Regierung Bedenken getragen, der Heiligen Allianz beizutreten, die die bisher auf dem Egoismus bestandene Politik auf die christliche Moral gründen will? Auf solche Grundsätze kann sich England nicht mehr einlassen, sonst ist es verloren. *Englands Fundament ist der Egoismus — alles oder nichts!*' Und dann folgt eine wie ein Seherwort anmutende Verheißung, auf deren Erfüllung alle die Völker hoffen, die unter dem englischen brutalen Machtgelüste gelitten haben und noch leiden. ‚*Dieser Staat wird mehr und mehr durch seinen Wuchergeist den moralischen Haß der ganzen Welt auf sich laden*, ja, es ist schon jetzt der Fall, es kann sich ohne ungerechte Anmaßungen gar nicht halten. *Es ist schon lange Brauch, daß England vor der Kriegserklärung die Schiffe des Volkes, mit dem es zu brechen gedenkt, wegnimmt.* Der Krieg gegen Dänemark war empörend, um so mehr, als von diesem kleinen Staate kein eigentlicher Widerstand zu erwarten war, und er unter dem Übergewicht Englands

ekrasiert werden konnte. Nur auf fünf Jahre Frieden, und wir werden Wunder sehen. So wird England, die Königin der Meere, nachdem sie ihre höchste politische Höhe erreicht hat, durch unseren emporstrebenden Kunstfleiß zuletzt, wenn auch nicht gänzlich unterliegen, so doch wenigstens in ihre natürlichen Schranken zurückweichen müssen.'

Glocken am Rhein

Hörtest du, Schwester, die Glocken am Rhein,
Wenn ihre dunklen bronzenen Stimmen
In den goldbraunen Herbst hinein
Beben und schweben und schwimmen?

Lausche, du, lausche den Glocken am Rhein,
Laß ihre Stimmen dich trösten, dich quälen —
Wenn sie im gilbenden Dämmerschein
Längst Gestorb'nes erzählen;

Lausche nur, lausche den Glocken am Rhein,
Wie sie versunkene Zeiten dir künden —
Wonnen der Minne und Glaubenspein —
Himmlische Wunder und irdische Sünden —

Ach, was werden die Glocken am Rhein
Einst unsern horchenden Enkeln läuten?
Möchten sie gnädige Zeugen uns sein,
Wenn sie das Heute verkünden und deuten!

— Beten laß uns mit den Glocken am Rhein,
Wenn sie ihr uralt' Marienlied singen
Und im silbernen Abendschein
Über den Dingen stillselig verklingen...

Hörtest du, Schwester, die Glocken am Rhein,
Wie sie verzittern ins nächtige Schweigen?
Sterne entzünden sich — Welt schlummert ein —
Engel schlingen den Reigen...

Willy Hellpach.

Ein Prophet im Vaterlande
Von Timm Kröger

In einem weitläufig gebauten Dorfe ging ein städtischer Herr junger Jahre die Landstraße daher.

Unter dem Arm trug er eine rundlich gefüllte, schwarze Mappe aus Glanzleder. In den Steinstraßen einer Stadt hätte er für einen Beamten oder für dessen Schreiber gelten können. Das war er aber nicht; der junge Herr hieß Fritz und war ein Geschichtenschreiber, und die Mappe barg alle Handschriften seiner auf dem Boden dieses Dorfes (seines Heimatdorfes) erwachsenen Erzählungen.

Er hielt seine Geschichten für gute Geschichten. Blamieren konnte sich nach Hebbels stolzem Wort höchstens noch die Welt, wenn sie darüber schlecht urteilte. Bevor er aber die Welt vor diese Gefahr stellte, sollten die sie hören, die es am meisten anging: die Leute dieses Dorfes, die mehr oder weniger Modell gestanden hatten. Ihres Lobes war er so sicher wie der Abendröte nach einem schönen Tage. Er hatte das, was er unter dem Arm trug, mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit ganzem Gemüte geschrieben, das mußten sie fühlen. Zu ihrer Ehre hatte er gedichtet, nicht zu seiner.

Der Weg führte sacht zur Mühle hinan.

Aber wie war er, der Bauernsohn, dazu gekommen, Geschichten zu schreiben? Die Baumgruppe eines Gehöftes tauchte rechter Hand, wo es nach den Wiesen hinunter geht, auf. Der Alte, der es besessen, als Fritz noch Knabe war, hieß Hinrich Voß, seine Frau Gesche. Gesche Voß war (da lebte sie noch, jetzt ist sie tot), Gesche und Jochen Schneider waren die Veranlassung, daß Fritz Geschichten schrieb.

Rasch und jung und beflügelt stieg Fritz den Mühlenberg hinauf. Oben angelangt, stand er still und sah sich um.

Die Sonne seiner Heimat schien hell vom Himmel. Just so glänzte sie in den Blättern seiner Mappe. Man sah in weite, blaue Fernen. Einen überschauenden Standpunkt einzunehmen, lud auch die Natur seiner Dichtungen ein. Ein frischer West kam von den großen Mooren her: in seinen Heimatsgesängen war der rauschende Wind überall dabei. Die Höfe lagen zerstreut — so hatte er es beschrieben. Die Menschen, am Alten festhaltend, im engen Kreis, aber darin treu, zäh, eigensinnig, auch wohl mal querköpfig. Alles hatte er so dargestellt, wie es war, nicht besser, nicht schlechter. Von der Wirklichkeit unterschieden sich seine Geschichten nur dadurch, daß die Idee mehr betont war, als es im Leben zu geschehen pflegt,

daß sein Dorf in den Äther hinaufgehoben war. Die Dörfler mußten das erkennen. Und wenn das Bild auch nicht immer schön war, den Zeichner und des Zeichners Kunst mußten sie — so dachte Fritz — die mußten und sollten sie loben.

Jürn Meyer stand vor seinem Hof und rauchte. Mit Jürn Meyer hatte Fritz zusammen die Schule besucht; er war zwar nicht der Klügste, aber gutmütig. Deshalb sollte Jürn Meyer zuerst daran.

‚Godn Dag, Jürn!'

‚Godn Dag, Fritz. Nu, ok betjen hier? Komm in!'

‚Ja, Jürn, ich möchte wohl hinein, aber nur, wenn du Zeit hast und mir zwei Stunden ganz gehören kannst.'

‚Komm man herein, ich hab Zeit, soviel du brauchst. — Nun, was hast du denn so Wichtiges auf dem Stock?' fragte Jürn, als sie drinnen waren.

‚Ich wollte dir vorlesen.'

‚Vorlesen?' Jürn Meyer erhielt ein steifes Gesicht. ‚Nu ja, denn man zu.'

Dem Dichter war das Gesicht nicht recht. ‚Du hast doch Zeit?' wiederholte er.

‚Ja, Zeit hab ich.'

‚Ich will dir eine Geschichte vorlesen, die ich geschrieben habe und die hier im Dorfe spielt.'

‚So! Hm!' Erst sagte Jürn ‚hm! hm!' und ‚so! so!', dann flötete er. Das war ein Zeichen starker Befremdung. Aber der Dichter kehrte sich nicht daran. Jürn sollte schon Augen machen und Ohren bekommen, wenn er zu lesen anfing. Die Mappe mußte heran, ein artiges, reinliches Heft . . . Fritz las.

Er las die Geschichte von dem Zollwirt. Der ist rechthaberisch, fängt Prozesse an, verhärtet sich, in einer furchtbaren Nacht geht es ihm ans Leben. Da wird er weich.

Eine Viertelstunde hatte Fritz gelesen, da sagte Jürn: ‚O, Fritz, hol man betjen still!' Er hatte eine Miene, als ob er gehängt werden solle. ‚Fritz,' sagte er, ‚können wir nicht morgen? Mir fällt ein, meine Leute säen auf Störfetten. Der Großknecht könnte dem Jungen den Saatsack geben. Das geht nicht, der kann nicht säen, dann kommt es unegal. Du nimmst es mir nicht übel, aber ich muß nach Störfetten.'

‚Ja, Jürn, das ist denn ja was anderes. Wenn du nach Stör-

fetten mußt. Aber morgen? Ich fürchte, dann kann ich nicht lesen, und ich bin bange, du könntest dann nach Sterbrook müssen? Adjüs, Jürn, und denn hol di munter!‘

‚Jürn ist zu einfältig,‘ sagte Fritz zu sich, ‚ich muß zu Klügern.‘

Der Dichter ging zu Hans Siemerstedt und Wilhelm Schmidt und Hans Petersen und zu anderen Freunden und machte überall ähnliche Erfahrungen. Freundliche Aufnahme, viel guter Wille, etwas über sich ergehen zu lassen, zuletzt Verzweiflung; im günstigsten Fall freundliche, einsilbige Zurückhaltung oder Verschlossenheit, immer — Verständnislosigkeit.

Zwei liefen just wie Jürn Meyer davon. Hans Petersen sagte: ‚Dat is jo ganz nett, awer betjen langwilli. Wi kennt dat, so wat passeert hier ok.‘ Hans Siemerstedt rief mit einem gewissen Schreck: ‚Schall dat drückt warrn?‘

Dem Dichter wurde zwar schwer ums Herz, aber er hielt sich tapfer. Er tröstete sich: ‚Man muß sie gewöhnen, man muß sie erziehen. Die verstehen nicht, Geschichten zu lesen, die lesen gewiß gar nichts. Daran wird's liegen.‘

Aber das war doch gefehlt. Denn er erfuhr, daß eine Mappe voll schmutziger Zeitschriften in jedem Hause sei, und daß täglich zwei Zeitungsnummern mit Feuilletons unterm Strich schier zerlesen würden.

‚Alle sind schwer von Begriff; es ist schade, daß sie sich so blamieren,‘ dachte Fritz. ‚Ich will zu Krischan Langermann gehen. Das ist ein Kluger, der hat seine eigene Meinung und sagt sie auch. Zuweilen grob, nun, das muß hingenommen werden.‘

‚Krischan, ik schriev Geschichten.‘

‚Dat hev ik hört.‘

‚Schall 'k di mal vörlesen?‘

‚Ja, wenn 't wesen mut, wenn 't Schweck hett. Schull dat wull Schweck hebbn?‘

‚Worüm schull dat keen Zweck hebbn?‘

‚Wat sünd dat för Geschichten?‘

Fritz erklärte nun die Idee. Da seien zwei alte Leute, die wohnten ganz allein auf der Heide, jeder in seiner Kate. Von Haus aus alle beide Poeten, erzählen sie sich ihre Geschichten und kriegen sich gegenseitig satt.

Fritz wollte auf die sich hieraus entwickelnde Tragik eingehen, aber Krischan Langermann fiel ihm in die Rede: ‚Nä, Fritz, dat is

ni nödi, dat hebbt wi hier ok. De olen Peter Ehlers und Ratje Ott is dat just so gahn.'

Der Dichter gab den kurzen Abriß einer anderen Geschichte. Die vertrockneten Geistesquellen eines alten Mannes (auch Künstler) werden von einem Erzähler wieder aufgegraben.

Dafür hatte Krischan Langermann gar kein Verständnis. ‚Dat schient mi, nimm ni öwel, Fritz, awer dat schient mi Tühnkram to wesen.'

Er wollte wissen, ob Fritzens Geschichten alle von der Art seien.

‚Das sind sie.'

‚Denn warrst du hier nix mit din Geschichten. Son Vertelln besorgt Jochen. Dor is nix bi to schrieben. Schriev doch mal von Schlösser un Burgen un Grafen und Baronen!'

Für Krischan Langermann hatten Geschichten keinen Zweck, die man selbst erleben konnte. ‚Uns' Frugenslüd,' schaltete er ein, ‚gaht an leevsten to Hof und verkehrt mit Königen und Kaisern. Dat kanns di marken!'

Frau Langermann hatte in der Küche gestanden und das Gespräch mit angehört. Nun war sie in der Stube, wischte ihre Hände an der Küchenschürze ab und mischte sich in die Literaturunterhaltung.

Da habe ihr Mann ganz recht, erklärte sie; sie für ihre Person und die Bauernfrauen im allgemeinen seien nicht für Staat, um so mehr Feinheit müsse in den Geschichten sein: ‚Grafen, Barone, ümmer höger rop, Königs- und Kaiserfrugens an leevsten. All in Gold un Sülwer un Sammt un Sied, fein und vörnehm. Dat dat man so seggt: Stah!'

‚Son Geschichten hev ik ni', erwiderte Fritz. Er packte seine Mappe. Ernüchtert ging er wieder über den Mühlenberg.

Sein Schulkamerad Marx Steffens begegnete ihm mit einem Fuder Mist.

‚Brr, holt!' rief der und stoppte die Pferde. ‚Süh, Fritz! Wi könnt uns doch ni so vörbigahn.'

Marx Steffens besah seinen Freund von oben bis unten. ‚Jung, Fritz, du büst jo' n gans feinen Herrn!'

Ein eigentümlicher Erdgeruch ging von Steffens und seinem Fuder aus. Die Freunde schüttelten sich die Hand, auch des Freundes Hände hatten Erdgeruch. Sie plauderten.

‚Wat hest dar in?' fragte Marx und wies auf die Mappe.

Fritz erzählte von seinen Arbeiten und von dem Zweck seines Kommens. Marx sah ihn mit krauser Nase an.

‚Und wi sünd dor in afnahm, gans as wi bünt — und groff un eenfach?'

‚Dat sünd ji.'

‚Jung, Jung!'

‚Wat: Jung, Jung?'

‚Ik segg di, Fritz lat na! Dat givt Lüd, de könnt dat ni hebbn. Und wenn se findt, dat se gar to ähnli sünd, denn kann dat kam, dat se di mit Füst un Reitschopp klar makt, wo se dat freuen deit.'

‚Marx, du meenst?'

‚Ja, Fritz, ik meen, dat kann kam, dat du di 'n Dracht Prügel besügst.'

‚Aber, Marx, ich tat doch alles aus Liebe.'

‚So', sagte Marx und sah ordentlich ironisch aus. ‚Nu, denn werden die es auch wohl aus Liebe tun.'

Marx fuhr bergab und nahm den Erdgeruch mit sich, Fritz ging weiter und hatte noch immer die Mappe, gefüllt mit echten Erdgeruchsgeschichten, unterm Arm.

Einen Augenblick schwankte Fritzens geistiges Gleichgewicht, aber er fand es gleich wieder. ‚Wenn ich nun mein bißchen Philosophie nicht hätte', sprach er für sich hin, ‚ich könnte Haß gegen meine Heimat oder wenigstens Unmut und Verstimmung über den Mühlenberg tragen. Daß alle erleuchtete Seelen sind, kann ich nicht verlangen. Der Gott Abrahams wollte Sodom und Gomorrha verschonen, wenn nur zehn Gerechte in ihren Mauern weilten. Und in den fruchtbaren Triften des Jordantals wohnten viele Tausende, darunter nur ein halber Gerechter. Ich will mein Dorf verschonen, kein Haß, kein Fluch soll Pech und Schwefel herabbeschwören. Hat es doch wenigstens einen ganzen Gerechten. Ich geh' zu Jochen.'

Er wollte zu Jochen. Der hatte die ganze Schreiberei noch mehr auf dem Gewissen als Gesche Voß, und Jochen war sicher gerecht.

Wer war Jochen?

Jochen war der Schneider des Dorfes. Er hatte den Bauern schon Hosen und Röcke angemessen, als Fritz noch ein junger Knabe war. Damals ging er von Hof zu Hof, Papiermodelle in der

Tasche, ein Reißbrett in der Hand, die Schere an der Hosennaht durch eine Öse gezogen.

‚Godn Morgen, de Snider kommt', pflegte der lustige Meister zu rufen, wenn er in ein Haus eintrat. Für Fritz war es ein Freudenruf, denn mit Jochen kamen die Tage sengender Bügeleisenwonne, verbrannter Wolle und prachtvoller Geschichten. Denn Jochen konnte erzählen, und Fritz hörte nichts lieber als Geschichten.

Am schönsten erzählte Jochen beim Zuschneiden; denn beim Zuschneiden war seine Stimmung gehoben. Was für andere Lappen war, hatte er in der Idee bereits zu einem neuen Gebilde zusammengefügt. Die Schere lag in den Mußestunden faul und blank auf dem Tisch. War sie aber beim Zuschneiden in Meisters Hand, dann redete sie mit, gab ihre Anmerkungen und frohlockte bei Pointen und Schlagern laut über die Tischplatte hin.

So ging es Jahr um Jahr, so ging es viele Jahre. Fritz wurde groß und stand vor der Konfirmation.

Nun kam eine andere Zeit, Fritz sollte zur Stadt, der Tag der Trennung war da. Der Vater wollte ihn selbst hinbringen, der Wagen war bereit. Vater war nur noch zur kranken Frau Gesche Voß gefahren, einen Doktorbericht mitzunehmen. Wir wollen gleich bemerken, daß er nicht weit gekommen ist, da Gesche ihm dicht beim Hof begegnet ist und gesagt hat, sie sei gesund und an dem Doktor wolle sie nichts mehr verkosten. So ist es gekommen, daß der Alte nach ganz kurzer Zeit wieder an der Pforte hielt und mit der Peitsche ballerte.

In der Stube hatte Meister Jochen inzwischen die Geschichte der krummen Eiche erzählt oder zu erzählen angefangen. Die Schere hatte er in der Hand, schwatzend lief sie hin und her. Aber die krumme Eiche blieb ein Fragment. Das Peitschengeknall des Vaters brach sie schroff ab, und Fritz mußte mit einer abgebrochenen Geschichte aus dem Dorf.

Die krumme Eiche hat ihm aber keine Ruhe gelassen. Er hat über die angefangene Geschichte gegrübelt und gegrübelt und sie schließlich gedichtet. So war er zum Schreiben und Schaffen gekommen, auf eine ähnliche Weise, wie man von Lope de Vega, dem Verfasser ungezählter Dramen, erzählt. Alles, was Fritz in der Mappe hat, sind nichts als Übungsblätter zu der einen abgebrochenen Erzählung. Sie alle wären nicht geschrieben worden, wenn die Erzählung von der krummen Eiche zu Ende gekommen wäre, wenn Gesche Voß nicht so unzeitig gesund geworden wäre.

Hätte sie dem Alten den Doktorbericht mitgegeben, dann wäre dieser wenigstens eine halbe Stunde später vorgefahren, die Geschichte wäre zu Ende gekommen, Fritz hätte nicht das Grübeln angefangen. Nun aber geht er im Dorf mit der Mappe umher, und Gesche und Jochen sind schuld.

Fritz fand seinen alten Freund in eigener Werkstatt. Von Haus zu Haus ging er nicht mehr, er hielt sich sogar einen Gesellen, einen jungen, feingliedrigen Mann. Die Sonne kam durch kleine Bleischeiben zu ihm aus einem Obstgarten, und wenn sie irgend konnte, warf sie einen Strahl dorthin, wo die große Schere lag.

Die Schere redete nur noch wenig, sie und der Meister waren nicht mehr so intim. Wenn sie die alten Töne fand, wurde sie von der Hand des jungen Gesellen geführt.

Jochen war alt geworden, aber deshalb nicht mehr der Alte. Sein Gedächtnis war schwach, er erzählte nicht mehr so gut, und was er schließlich als die Geschichte der krummen Eiche vortrug (dieselbe Geschichte, die so viel ‚Leuchten und Schimmern' in Fritzens Seele geworfen hatte), das war ganz alltäglich.

So trivial war es, daß Fritz verlegen wurde.

‚Ohm', sagte er (er ‚ohmte' den Schneider), ‚ich habe die Geschichte mir auch zurecht gedacht und aufgeschrieben. Soll ich sie vorlesen?'

‚Ja, gewiß, wenn du so gut sein willst. Eine zurechtgedachte Geschichte muß ich hören. Zurechtgedacht? Das ist spaßig!' setzte Jochen hinzu.

Fritz las. Schneider Jochen machte die Daumenmühle und hörte zu. Zwischen den Zeilen sah Fritz auf und suchte die Teufelsschwänzchen, die in junger Zeit um des Alten Lippen spielten, wenn ihm was gefiel. Es waren aber keine Teufelsschwänzchen da, Fritz sah ein Lippenfalten, das ihm gar nicht behagte. Die Miene wurde immer vieldeutiger oder, wie man will, eindeutiger.

‚Nu, Ohm, wie gefällt es dir?'

‚Hm, hm!' antwortete Jochen.

‚Sieh, Ohm, das hab' ich erzählt und geschrieben im Gedenken an dich und dir zu Ehren.'

Da nahm der Schneider seine Brille ab und sah Fritz mit zornigem Erstaunen an.

‚So', sagte er und lachte, ‚der Denker! Mir zu Ehren! Da muß ich mich wohl bedanken?'

‚Ohm, ich seh', es gefällt dir nicht. Ich weiß nicht, weshalb. Denn, daß es fein ist, das mußt du doch sagen.'

‚Fein?' Die ganze Mundhöhle des Meisters und zwei lange, einsame, schwarze Zähne wurden sichtbar. ‚Jawohl, fein .... fein .... fein gelogen!'

‚Gelogen?'

‚Ja, gelogen! Das will ich dir beweisen', setzte Jochen hinzu. ‚Die krumme Eiche steht noch immer in Jürn Butenops Holzlage, und du schreibst, als habe sie im Gehege gestanden und sei jetzt umgehauen. Und die Eisenbahn, die da gehen soll? Wo ist die? Wir haben keine Eisenbahn und kriegen, wills Gott! noch lange keine. Und dann die Geschichte mit den Prozessen und mit unserer Schweineplietschheit und all das andere — alles aus der Luft gegriffen. Aber um bei dem ersten zu bleiben: Bei der Gehegpforte soll Namlosbeck sein, und die ist am Breiner Weg, die Baumschule und Hegereiterei legst du nach dem Hüttener Weg und ist in Barlohe; einen Hof namens Holm gibt's gar nicht, auch keine Töchter von Harm Kühl. Überhaupt die Namen, da stimmt kein ein. Es ist alles ... alles verdreht und verkehrt. Das soll eine Geschichte sein, mir zu Ehren? Da bedanke ich mich für, ich schreib' keine lügenhaften Geschichten!'

Fritz mußte lachen. ‚Ohm, Ohm, lieber Ohm! Hast du denn nie von Dichten gehört? Ist denn nur das wahr, was just so aufs Tüttelchen passiert ist? Hast du denn gar kein Verständnis für die Welt des wahren schönen Scheins? Kein Verständnis dafür, daß man die Tatsachen anders geben muß, um ganz wahr zu sein?'

Was hatte er zu reden, um nur das Zeugnis persönlicher Ehrenhaftigkeit zurückzuerhalten!

Es blieb aber bei einer halben Versöhnung. Jochen war zu alt, Jochen mußte verschlissen werden, wie er war. Einmal hatte Fritz Hoffnung, da hatte es den Anschein, als wolle es bei dem Alten dämmern ... aber es blieb bei einem fahlen Schein.

Fritz griff beinahe zornig nach der Türklinke — da hörte er die Schere. Seine alte, stahlharte Freundin rief ihm vom tönenden Resonanzboden des langen Schneidertisches her ihren rollenden Beifall nach. Der Gehilfe hatte sie in der Hand, er hob einen neuen Rock der Idee nach aus dem groben Stoff. Und schüchtern aus großen, leidensvollen Augen sah das kranke Jünglingsgesicht zu ihm auf. Ein kurzes Aufleuchten, aber der Dichter las darin das, was er gebrauchte — Verständnis für das Opus der krummen Eiche.

Max Scheler / Von Herman Bahr

Max Scheler ist, noch vor dem Krieg, durch Aufsätze in Fachzeitschriften und einer Tageszeitung bekannt geworden, rascher als es sonst neuen Namen bei uns zu gelingen pflegt. Wer zufällig an einen dieser Aufsätze geriet, erkundigte sich des näheren nach dem Verfasser und wünschte mehr von ihm zu lesen. Der Deutsche hat ja die Gewohnheit, hat die Neigung, alles immer gleich in ein Fach unterzubringen. Das ging nun mit Scheler nicht, er ließ sich nicht klassifizieren, der Leser wußte nicht wohin mit ihm, es stimmte nichts, man kannte sich nicht recht aus, und vor allem: worüber er sprach, und der Ton, in dem er darüber sprach, das stimmte schon gar nicht. Er sprach von Tugenden, vom Geiste, von der inneren Welt, das war ungewöhnlich, gar im Feuilleton einer Tageszeitung, aber man ließ es sich zur Abwechslung gern einmal gefallen, es hatte sogar eine gewisse Pikanterie und schmeichelte dem deutschen Ehrgeiz, auch in geistigen Dingen wohl assortiert zu sein, und stets alles, was da gut und teuer ist, auf Lager zu haben. Der Deutsche hielt damals darauf, sich alles leisten zu können, warum nicht auch einmal einen großen Moralisten? Man soll sehen, daß wir auch einen Vauvenargues, unseren La Rochefoucauld haben! Machen wir! Und wenn seine Moral einen leisen katholischen Beigeschmack hatte, so war dies schon um der Seltenheit willen nur noch ein Reiz mehr. Wir haben kein Vorurteil! Jeder Reiz war willkommen, und alles war ja damals nur Reiz, alles nur Parfüm. Bloß daß dieser Moralist doch eigentlich den Erwartungen nicht ganz entsprach! Er hatte nicht Parfüm genug, das war es! Er wogte nicht, es fehlte das Geheimnis, er dunkelte nicht. Maeterlinck etwa, der auch zuweilen von heiligen Dingen spricht und auch an unheiligen Orten, der hat doch aber dabei den Ton, der den Leser warnt; man weiß gleich: hier geht's ins Mystische, hier wird geschwärmt, aha! Dieser Herr Dr. Scheler aber war ganz unschwärmerisch, ganz unsehnsüchtig, ganz unromantisch, war offenbar durchaus ein Mann der Gegenwart, Mann der Wissenschaft, Mann des hellen Tages und trug seine Sache gelassen in der Mundart unserer modernen Bildung vor. Aber modern und ein Moralist? Und gar noch mit einem Stich ins Katholische? Geht denn das? Irgendetwas stimmte da jedenfalls nicht, und so war man neugierig, wie sich der offenbar noch sehr junge Schriftsteller ‚entwickeln' und nach welcher Seite hin er sich entscheiden würde: für die Wissenschaft oder zum Glauben. Man war neugierig auf ihn, und etwas mißtrauisch gegen ihn; der Deutsche will vor allem wissen, woran er mit einem Autor ist: unklare Verhältnisse mag er nicht. Auch in der katholischen Welt hielt man sich eher zurück, um lieber nicht enttäuscht zu werden. Auch hier war es seine Mundart, die befremdete. Denn in jeder geistigen Atmosphäre bildet sich mit der Zeit ein eigenes Idiom, das von denselben Worten der allgemeinen Sprache doch einen besonderen Hausgebrauch macht; daran erkennt man, wer zum Hause gehört, und so kommt es, daß man zuletzt eigentlich weniger darauf achtet, was einer sagt, als

wie er es sagt. In ihrem Idiom lassen sich die Leute unglaublich viel gefallen, in einem fremden nicht einmal die eigene Meinung, aber dafür hat dieses wieder das voraus, daß man aufhorcht, während man jenem bloß zuhört, ohne recht auf den Sinn zu merken, so daß sich kaum sagen läßt, in welchem man sich noch weniger verständigt.

Aber dann erschien, vom November 1914 datiert und den ‚Freunden im Felde' gewidmet, sein Buch ‚Der Genius des Krieges und der deutsche Krieg'. Damals wollte, wer nicht ins Feld durfte, wenigstens wenn schon nicht in Waffen, doch mit Worten dabei sein. Es ist heute nicht mehr viel übrig davon. Chamberlain, Plenge, Troeltsch, Willamowitz, Meinecke, Wolfgang Heine, Sombart, Foerster, Alfred Weber, Liszt, Johannes Müller — wer noch? Aber das Kriegsbuch Schelers wird den Krieg überdauern, so sehr manches darin schon heute vielleicht ihn selber befremden mag. Wir redeten alle damals irre vor Trunkenheit, die Zukunft der Welt schien unser. Auch er war verzückt, doch darf er von sich sagen, daß ihm das heilige Rasen kein Wort entriß, dessen er sich zu schämen, das er jemals zu bereuen hätte. Nicht viele werden nach dem Kriege so ruhigen Gewissens ihr Kriegsbuch wieder lesen können; denn aus seinem sprach mitten in den Haß hinein die leuchtende Stimme der Liebe. Der Krieg war ihm nicht das Werk von bösen Ränken, noch eines tückischen Zufalls, sondern ein Gericht über diese ganze Zeit, dessen Urteil den Völkern verkündigen würde, was sie wert sind, welcher Sinn jedem unter ihnen von Gott zugewiesen ist und wohin sich jedes in der Zukunft zum gemeinsamen Werke zu stellen haben wird. Er klagt den Krieg nicht an; denn an allen Greueln dieses Krieges ist ihm der Krieg nicht schuld, nicht der Krieg hat sie gebracht, sie waren schon vor dem Kriege da, nur hat sie der Krieg erst enthüllt, erst der Krieg hat uns das grausige Gesicht jenes Friedens gezeigt, und so lobt er den Krieg, um dieser furchtbaren Klarheit über uns willen lobt er ihn, die uns jetzt zur Entscheidung zwingt; denn der Krieg läßt uns ja keine Wahl als die zwischen Neugeburt oder Tod. Wir waren von unserem Wesen abgefallen, vom Sinne des Lebens, ja von allem Leben selbst, seit wir den Geist der Wahrheit an den Geist des Geschäftes verrieten. Haben wir die Kraft nicht mehr, aus dem sinnlosen Betrieb wieder zu den ewigen Werten zurückzufinden, dann ist unser Recht auf ein geschichtliches Dasein verwirkt, dann haben wir vertan, dann ist aber auch nicht schade um uns, und Scheler hat den Mut, es auszusprechen: ‚Wenn Kapitalismus Kern und Wesen Europas ausmacht, soll Europa auch die Führung in der Geschichte der Menschheit, die es seit der Antike innehatte, verlieren, und es sollen sich bewahrheiten die Ideale der größten und tiefsten Geister Rußlands!' Aber noch verzweifelt er nicht an Europa, noch glaubt er, daß sich Geist und Gewissen Europas wieder ermannen werden, und wenn ihn zuweilen ein entsetzliches Gesicht bedrängt, die Vision einer nach dem Sturze der europäischen Völker nur noch zwischen Mongolen, Russen und Amerika aufgeteilten Welt, so läßt ihm sein Vertrauen zu den ererbten,

sittlichen Kräften unseres Volkes dann doch wieder ein anderes Bild tröstend erscheinen, das Bild einer vom kapitalistischen Geiste befreiten, allen Relativismen entrissenen, zur Würde, zum Glauben, zur Wahrheit heimgekehrten deutschen Welt, eines Europa, das die geistige Führung der Welt dauernd behält und ‚die edlen denkwürdigen Traditionen der alten Mittelmeerkultur weiterführend, eine neue und größere Kultur des germanischen und romanischen Geistes schafft: militärisch gegründet auf ein machtvolles Deutsch-Österreich und auf die sinnvolle und so notwendige Ergänzung des germanischen und romanischen Wesens und Geistes'. Der Deutsche las aus diesem Buche eine Zuversicht für sich heraus: indem er seine Sache führte, die Sache der europäischen Gesinnung, der Menschheit, ja der geistigen Welt zu führen, dieser Glaube schien ihm hier bestätigt, und er bemerkte gar nicht, daß hier aber vielleicht doch ein anderes Deutschland gemeint war als das undeutsche der letzten Zeit. Jeder liest aus einem Buche heraus, was er hineinliest; er bemerkte nicht, wie schroff es jenem undeutschen Deutschland widersprach, dem Deutschland des Aberglaubens an die Macht, dem für recht gilt, was es durchzusetzen und zu behaupten vermag. Hier sprach nach langem Schweigen ein anderes Deutschland wieder, jenes, für das es ‚ganz einfache, evidente Gesetze gibt, die das Herz so klar sieht wie der Verstand einfachste mathematische Beziehungen'. Die unsichtbare Welt war hier überall in Kraft. Dieses Buch sprach, als wären Wahrheit, Recht, das Gute, überhaupt die Werte vorhanden, auch wenn man sie nicht anerkennt, auch unverabredet, auch ohne den Menschen. Der Deutsche war so gewohnt, mit diesen Worten nur noch einen relativen Sinn zu verbinden, daß er gar nicht bemerkte, wie sie hier auf einmal wieder in ihrer verklungenen echten Bedeutung gebraucht wurden, er las darüber hinweg. Es war auch gar nicht nötig, daß er das gleich bemerkte. Zunächst ist er am Leibe bedroht und muß sich erwehren. Was ihm dazu Mut, dazu Kraft gibt, rafft er gierig auf, er würde sich, wenn's hilft, auch dem Teufel verschreiben, so verschreibt er sich, wenn's sein muß, selbst Gott für den Sieg. Ist es aber erst soweit, ist gesiegt, ist er am Leibe bewahrt, dann wird's Not sein, den Geist zu retten. Dann gilt's erst einen schwereren Sieg noch, dann geht der entscheidende Kampf erst an, zwischen dem Geiste der Wahrheit und dem des Geschäfts. Und dann wird's nötig sein, daß der Deutsche begreifen lernt, wo die Wahrheit ist. Dann, im Frieden, wird dieser Krieg erst entschieden. Erst der Friede gibt ja diesem Kriege seinen vollen Sinn. Zu welchem Frieden wir diesen Krieg gebrauchen werden, davon hängt es ab, ob der Enkel dereinst dieses Krieges freudig oder fluchend gedenken wird. Und so kommt Schelers zweites Kriegsbuch jetzt zur rechten Stunde, das die Pflichten verkündigt, die der Krieg dem deutschen Volke stellt, und den Weg zur deutschen Zukunft weist.

Das neue Buch heißt: ‚Krieg und Aufbau'. Es sucht den Sinn des Kriegs. Politische Macht? Wirtschaftlicher Gewinn? Nein. Wie

groß sie wären, sie wären noch immer zu klein, an den Opfern gemessen. Diese wiegt nur unsere Läuterung auf. Einen Sinn hat dieser Krieg nur, wenn er ein ‚Ultimatum Gottes an Europa' war. Erkennen wir, was dieser Krieg nicht verschuldet, sondern nur enthüllt hat, erkennen wir den sittlichen Sturz Europas, erkennen wir unsere eigene Mitschuld, kommt eine Zeit gewaltiger Reue und Buße mit der Entschließung zur Umkehr über uns und hat das zum Feinde Europas erklärte Deutschland die Kraft, der ‚Quellpunkt der europäischen Wiedergeburt zu sein', dann hätte der Krieg einen Sinn, dann war er die Opfer wert. Sie sind furchtbar. Denn in diesem Kriege fiel die Menschheit Europas, der gemeinsame Geist Europas, die stolze Vernunftautonomie Europas. Es wurde kund, daß wir schon die ganze Zeit vorher im Leeren lebten, im bloßen Schein, im Wahn. Aller geistige und sittliche Halt, dem wir vertrauten, war plötzlich, als wir ihn brauchten, nicht mehr da. Es wurde kund, daß er nie dagewesen war. Alles zerrann, es zeigte sich, wir hatten im bloßen Dunst gelebt, der zerging. Wir traten zum erstenmal fest auf, und gleich war alles, worauf wir standen, worauf wir zu stehen meinten, unter unseren Füßen weg. Europa war weg, die Vernunft, mit der wir prahlten, war weg, die Menschlichkeit, auf die wir schworen, war weg, alles, worauf die Völker Europas seit vierhundert Jahren ihr Leben gebaut hatten, war weg, Wissenschaft und Kunst, Vernunft und Freiheit, Recht und Sitte war weg, nichts hielt stand. Bewiesen ist durch den Krieg, daß wir die ganze Zeit her schon in lauter Lügen gelebt, bewiesen ist — und nun will ich Scheler selber sprechen lassen —, ‚bewiesen gleichsam durch ein Experiment der Geschichte selbst: Verschmäht menschliche Vernunft ihre Einsenkung in eine durch einen gemeinsamen Glauben getragene Gesamtstellungsnahme des Menschen zum Ursprung der Dinge, und durch ihn hindurch erst zur Welt und Gemeinschaft, so vermag sie trotz aller noch so großen Leistung zur Ordnung und zur Beherrschung des Wirklichen nicht wahrhaft selbständig zu sein und das Leben zu leiten. Sie hat nicht die Wahl zwischen absoluter Selbständigkeit und Unselbständigkeit. Sie hat nur die Wahl zwischen einer freien, aus der eigenen Erkenntnis ihrer relativen Abhängigkeit und ihrer Grenzen hervorgehenden Unterordnung unter den Sinn, den eine religiöse Gesamtoffenbarung dem Leben und damit auch ihr selbst gibt, und einer langsam fortschreitenden, zwangsmäßigen Versklavung an ein Triebleben, das ihr Licht immer stärker verdunkelt und verdumpft. Sie muß zwischen diesen beiden Arten eines freien bewußten und eines sklavischen, halb- und unbewußten Dienstes wählen! Zwischen bewußtreligiösen „Voraussetzungen" und unbewußtnationalen „Voraussetzungen"!... Die letzte große Epoche, in der der Schein gegeben war, als könnten Vernunft und Wissenschaft wahrhaftig aus sich allein heraus und ohne religiöse Gesamtinspiration die beste Leitung und Führung menschlicher Angelegenheiten faktisch in die Hand nehmen, war das Zeitalter der Aufklärung, das philosophisch in Deutschland mit dem

Werke Kants, in Frankreich mit dem Werke Auguste Comtes, in England mit jenem Herbert Spencers seine letzte Formulierung fand. Heute, das heißt am katastrophenartigen Abschluß einer Periode, die Schritt für Schritt auch den Geist der Philosophie und der Wissenschaft nationalisierte, fällt es uns wie Schuppen von den Augen, daß jener Schein einer Selbständigkeit auch in jenem Zeitalter nicht den freien Kräften der Vernunft verdankt war, sondern nur der heimlich die Begriffe nährenden Tradition, die aus einem universal gerichteten, religiösen Kulturzeitalter, dem Mittelalter, noch Menschen zugegangen war und sie beseelte, die diese Tradition offen und bewußt bekämpften. Das Kapital dieser geisterverknüpfenden, der Vernunft den Schein einer absoluten Selbständigkeit erteilenden, heimlich treibenden Tradition ist im Laufe des 19. Jahrhunderts langsam verzehrt worden. Die alle europäische Geistesgemeinschaft begründenden christlichen Gesamtinspirationen der nationalen Geister verwelkten langsam, oder sie setzten sich neben die eigentliche Kulturarbeit als eine besondere Insel in Geist und Gemüt der Gläubigen ab — als ein paar feierliche Gedanken für den Sonntag. Denken wir uns das, was wir mit dem Namen „Vernunft" nennen, als eine absolut selbständige und vom Hause aus zur Stiftung von Gemeinschaft und Menschenverständnis höchst mächtige Kraft, so müßte die Folge dieses Prozesses der Traditionsverebbung eine immer tiefergehende Befreundung der Nationen gewesen sein, ja eine immer innigere Scharung ums gemeinsame Banner höchster Kulturideen. Aber — das Gegenteil trat de facto ein: eine Zersplitterung sondergleichen, endend mit einer Ausdehnung der Sprachverwirrung des Turmbaus zu Babel in das Weltformat des Weltkrieges auch der Geister. So ist der Endpunkt des Prozesses, der das menschliche Denken und Anschauen der Welt aus der Struktur einer primärgläubigen und liebesgemeinschaftlichen, solidarischen Form seiner Bewegung und seines Fortschrittes herauszog und es in jene einer primärkritischen und nur gesellschaftlichen langsam überführte, derselbe Zustand der Anarchie geworden, den uns das Wirtschaftsleben vor seiner neueren staatssozialistischen und nach neuer Genossenschaftsbildung strebenden Periode in den verschiedenen Staaten Europas aufwies, derselbe anarchistische Zustand auch, in dem sich die Weltpolitik der europäischen Staaten kurz vor dem Kriege befand'.

In diesen paar Sätzen scheint mir die weltgeschichtliche Bedeutung von 1914 tiefer durchschaut, reiner erkannt und entschiedener erfaßt als in der ganzen übrigen Kriegsliteratur. Die anderen alle, wie hypnotisiert von dem Gegensatze: 1789 und 1914, glauben alles erreicht, wenn nur das Individuum wieder gebunden wird, und vergessen dabei, daß mit dieser Bindung des Individuums an den Staat, an die Nation, an welchen irdischen Verband immer (wäre sie selbst wirklich so neu, wäre sie wirklich die Tat erst von 1914 und wäre sie wirklich eine deutsche Tat, worüber man meinen Aufsatz über ‚die Ideen von 1914' im Januarheft des ‚Hochland' nachlesen mag) die Frage ja nicht gelöst, sondern nur übertragen, nur sozusagen

anders adressiert wird, nämlich statt an das Individuum wie bisher, jetzt an den Staat, die Nation, irgendeinen Verband, also doch auch wieder nur an ein Individuum, freilich an ein Individuum von vielleicht höherer Art, von sicherlich größerer Kraft, das aber doch, auch wieder isoliert, auch wieder auf sich selber angewiesen, auch wieder menschlich bedingt, begrenzt, beschränkt, auch wieder im Leeren hängt und auch wieder, wenn es sinkt, wenn es stürzt, nur nach dem eigenen Zopfe greift um Halt. Der Staat, die Nation oder welcher menschliche Verband immer, so stark, so weit, so groß er sei, wodurch ordnen, wodurch leiten, wodurch sichern sie sich denn als auch wieder bloß durch dieselbe menschliche Vernunft allein? Wenn uns der Krieg nun bewiesen hat, daß die menschliche Vernunft nicht ausreicht, dem Menschen ein Leben zu sichern, das ihrer eigenen Ansprüche, das des Menschen würdig wäre, wenn uns der Krieg bewiesen hat, daß die menschliche Vernunft unfähig ist, auch nur ihren eigenen Forderungen zu genügen, wenn uns der Krieg bewiesen hat, daß die menschliche Vernunft, um auch nur sich selber zu verwirklichen, Hilfe braucht, was soll uns dann dazu der Staat, was soll uns die Nation, was soll uns irgendein irdischer Verband, und wär's der höchsten, der weitesten, der tiefsten Art, der sich doch auch immer wieder nur derselben menschlichen Vernunft bedienen muß, die jetzt so furchtbar versagt hat, der also doch auch selbst erst wieder eben die Hilfe braucht, um die wir ihn anrufen? Damit drehen wir uns irre nur immer wieder ewig in demselben leeren Kreise, das ‚Abenteuer der Vernunft', das uns überall mißglückt, mit dem Mute der Verzweiflung immer wieder wagend. Es gibt aber einen höheren Mut. Das ist der Mut der Demut. Demut ist schließlich nichts als Einsicht. Wer sich erkennt, hat sie. Er fängt an, sie zu haben, wenn sein Herz zum erstenmal aufschreit im Gefühl der Ohnmacht. Er naht ihr, wenn sein Herz zum zweitenmal aufschreit um Hilfe. Er hat sie, wenn sein Herz zum drittenmal aufschreit im Gefühl der Gnade. Wer an sich erfahren hat, daß er mit all seiner menschlichen Kraft allein nichts vermag ohne die Gnade, wer an sich erfahren hat, daß er beten muß um die Gnade, wer an sich erfahren hat, daß er alles, was seiner Kraft zukommt, vermag durch die Gnade, der wird seiner Sinne, wird der menschlichen Vernunft erst mächtig, nur der weiß die menschliche Vernunft und die menschliche Freiheit erst recht zu gebrauchen. Beide stellt erst der Glaube wieder her. Wie tief muß die Menschheit gesunken gewesen sein, die selbst an Vernunft und Freiheit, an des Menschen höchster Würde, höchster Kraft, verzweifeln wollte! Wer sich sein Auge ausreißt und wirft es weg und höhnt dann: ‚Da liegt's und sieht nichts; ihr seht doch, daß es nicht sieht, es log uns bloß vor, sehen zu können!', hat der damit das Auge widerlegt? Aber so haben wir's mit der Vernunft gemacht und mit der Freiheit, unseren besten Werkzeugen, aber Werkzeugen Gottes. Wir schalteten sie von Gott aus und wundern uns, daß sie nicht mehr wirken. Schalten wir sie wieder in Gott ein, und wir werden ihrer Herrlichkeit erstaunen! Vernunft setzt zum richtigen Gebrauch den Glauben voraus. Vernunft braucht den Glauben, um überhaupt erst funktionieren

zu können. Der Glaube ist nicht bloß ein Bedürfnis des Gemüts und des Gewissens, er ist vor allem auch ein intellektuelles Bedürfnis. Nicht bloß wer sich sicher fühlen will, nicht bloß wer recht handeln will, sondern auch wer gültig denken will, braucht den Glauben; und nicht etwa bloß einen Glauben an Gott, sondern den Glauben von Gott; nicht einen Glauben, den er sich aus sich selbst holt und mit dem er ja dann wieder doch nur in sich selbst bleibt; nicht den Glauben an seinen eigenen, von ihm erwünschten, von seiner Not geforderten Gott, sondern einen Glauben, den er sich von Gott holt und an dem er sich die Verbindung mit Gott, die Sicherung in Gott, die Gnade Gottes und so die Zuversicht zur freien Tat aus der eigenen, in Gott einverleibten Vernunft holt, den Glauben der Kirche. Die Vernunft riß sich von der Kirche los in der Anmaßung, aus sich allein das Leben erkennen, bestimmen, ordnen, beherrschen, leiten und gestalten zu können. Sie hatte noch kaum begonnen, es zu versuchen, als ihr schon Angst, als sie schon selber an sich irre wurde. Diese Besinnung der Vernunft auf sich selbst, auf ihre Grenzen, auf das Maß ihrer eigenen, von Gott verlassenen Kraft fängt mit Kant an. Kant erkannte, daß die Vernunft aus eigener Kraft gerade das nicht kann, was zu wollen sie doch immer wieder von sich selbst genötigt wird. Er gebot ihr Halt gerade dort, wo sie sich doch eben erst lohnen würde. Er verbot ihr zu fliegen, aber schon seine Schüler überflogen sich wieder und verflogen sich um die Wette. Der gottverlassenen Vernunft blieb zuletzt nichts übrig als Entsagung. Sie wußte schließlich nur noch, daß sie nichts wissen kann. Sie suchte die Wahrheit so lange, bis sie fand, daß es keine gibt, entweder überhaupt keine oder doch jedenfalls keine, die der Mensch erreichen könnte. Seitdem lebten wir ohne Wahrheit, glaubten zu wissen, daß es keine Wahrheit gibt, und lebten aber fort, als ob es dennoch eine geben müßte. Um nämlich zu leben, mußten wir gegen unsere Vernunft leben. So gaben wir dann lieber die Vernunft ganz auf. Der Kopf wurde dem Menschen amputiert. Der Mensch bestand bald nur noch aus Trieben. Er wurde zum Tier und rühmte sich noch. Das Ende war — 1914.

Goethe hat in einem Gespräch über den Kammerbühl mit Verwunderung bemerkt, wie wenig seine besten Argumente die Wahrheit seiner Erklärungsart ihrem Gegner bewiesen, und wie wenig ebenso wieder ihm selbst die Beweise des Gegners. Keiner konnte des anderen Meinung widerlegen, jeder blieb bei seiner; jeder mußte die Gründe des anderen anerkennen, doch sie machten ihn nicht schlüssig. Es scheint, daß Gründe nicht genügen, sondern, damit wir aus ihnen schließen, noch etwas hinzukommen muß: unser eigener Entschluß. Dies machte Goethe nachdenklich, und er ‚glaubte freilich einzusehen, daß es mehr Impuls als Nötigung sei, die uns bestimmt, auf eine oder die andere Seite hinzutreten'. (Naturwissenschaftliche Schriften, 10. Band, S. 172.) Dies ließ, erzählt er, in ihm ‚eine milde, gewissermaßen versatile Stimmung entstehen, welche das angenehme Gefühl gibt, uns zwischen zwei entgegengesetzten Meinungen hin und her zu wiegen und vielleicht bei keiner zu verharren'; und er meint,

daß wir dadurch sozusagen ‚unsere Persönlichkeit verdoppeln'. Nachdem aber die Menschheit nun hundert Jahre, ja, genau gerechnet, vierhundert, zu keiner Wahrheit mehr ‚genötigt', in dieser milden, gewissermaßen versatilen Stimmung zugebracht hat, sich immer zwischen den Wahrheiten wiegend und bei keiner verharrend, muß sie sich am Ende doch einmal fragen, ob dadurch wirklich die Persönlichkeit, wie es unserer frohlockenden Anmaßung schien, verdoppelt, verdreifacht, vertausendfacht oder nicht vielleicht zunichte wird. Goethe hat recht: um zu schließen, müssen wir uns erst entschließen; Gründe vermögen nicht, uns zu dieser Entschließung zu bestimmen, es gehört erst noch ein ‚Impuls' dazu. Nur ist die Frage, woher wir uns diesen Impuls holen. Überlassen wir ihn, wie Goethe hier geneigt scheint, unserer eigenen Willkür, so müssen wir aller Wahrheit überhaupt entsagen. Er hat es sich nicht immer so leicht gemacht. An einer anderen Stelle (Naturwissenschaftliche Schriften, Band XI, S. 128) sagt er: ‚Alles, was wir Erfinden, Entdecken im höheren Sinne nennen, ist die bedeutende Ausübung, Betätigung eines originellen Wahrheitsgefühles, das, im stillen längst ausgebildet, unversehens mit Blitzesschnelle zu einer fruchtbaren Erkenntnis führt. Es ist eine aus dem Innern am Äußern sich entwickelnde Offenbarung, die den Menschen seine Gottähnlichkeit vorahnen läßt. Es ist eine Synthese von Welt und Geist, welche von der ewigen Harmonie des Daseins die seligste Versicherung gibt.' Durch diese Betrachtung erhält jenes Gespräch über den Kammerbühl erst die notwendige Korrektur: Hier wie dort geschieht ‚Erfinden, Entdecken im höheren Sinne', geschieht ‚Erkenntnis' nicht durch Gründe, nicht aus der Vernunft, sondern ihr muß sich erst noch eine Kraft gesellen, die zu der Erkenntnis ‚führt'. Aber diese ‚führende' Kraft wird hier nicht als ‚Impuls' mit einem Namen abgetan, der den Menschen zum bloßen Passivum macht, hier ist sie mehr, ist ‚bedeutende Ausübung, Betätigung'. Und was übt sich in ihr aus, was betätigt sich? Ein Gefühl; und kein zufälliges, kein anfliegendes, sondern ‚im stillen längst ausgebildet'; er nennt es das ‚Wahrheitsgefühl', womit schon gesagt ist, daß wir selbst zwar mitwirken, aber nicht wir allein: als Gefühl ist es unser, aber was wir erfühlen, wird eben dadurch erst unser; unser Gefühl ‚führt' uns erst hin, es bringt uns die Wahrheit erst, sie muß schon da sein, vor uns, außer uns, über uns, nicht erst durch uns, auch ohne uns. Und so zaudert er denn auch nicht, geradezu von einer ‚Offenbarung' zu sprechen, was doch etwas voraussetzt, das sich offenbart. Wie weit sind wir hier von dem stolzen Menschen Kants, der sich ‚gesetzgebend' verhält! Der Goethische hat die Demut: er weiß, daß er die Wahrheit weder selber geben noch auch nur aus sich selber finden, sondern nur durch ‚Offenbarung' empfangen, ihre Frucht austragen und in seiner Tat gestalten kann. Eine ‚Synthese von Welt und Geist', sagt Goethe, der deshalb auch das Veni Creator Spiritus so tief verstanden hat, den ‚herrlichen Kirchengesang', der ihm ‚ganz eigentlich ein Appell ans Genie' ist (wie er denn auch in seinem eigenen Leben immer überall den Genius am Werke, ja man möchte fast

sagen: im Spiele sah; dem Genius schiebt er alles zu, der Genius hat ihm das leidige Farbenwesen aufgehalst, der Genius hat alles Verdienst, der Genius ist an allem schuld, bald dankt er ihm, bald hadert er mit ihm, aber *stets* ergibt er sich ihm, läßt sich von ihm gebrauchen und gebraucht ihn selbst; Genius nennt er den Heiligen Geist, aber auch Genius wieder, was wir unseren Schutzengel nennen).

Goethe hat noch an eine wirklich, wahrhaft, wesentlich vorhandene geistige Welt geglaubt, an eine geistige Welt außer uns und über uns, auch ohne uns, aber uns erreichbar ('berührlich' nennt er Gott einmal, wenn auch 'unergreiflich'), auch in uns und auf uns einwirkend, ja uns auswirkend, uns bestimmend, wofern wir ihr nur zustimmen, indem wir sie 'anerkennen', Zeugnis von ihr und für sie geben, ihr dienen durch unsere Liebe, durch unsere Tat und uns 'umarten' lassen von ihr: 'Gerettet ist das edle Glied der Geisterwelt vom Bösen! Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen. Und hat an ihm die Liebe gar von oben teilgenommen, begegnet ihm die sel'ge Schar mit herzlichem Willkommen.'

Diesen Glauben, ein edles Glied der Geisterwelt zu sein, gab der moderne 'Mann der Wissenschaft' auf. Die Wissenschaft wurde voraussetzungslos. Den 'Impuls', den die Vernunft, um wirken zu können, nun einmal nicht entbehren kann, holte sie sich nicht mehr von Gott. Woher also sonst? Aus den Trieben. Es blieb ihr nichts anderes übrig. Der voraussetzungslose Mensch war bodenlos geworden. Der Rest ist — 1914.

Wenn wir jetzt wieder aufbauen sollen, muß es von Grund aus geschehen. Es wäre vermessen, gleich Europa wieder aufzubauen. Wir müssen ganz still von unten anfangen. Der Mensch muß erst wieder aufgebaut, der natürliche Mensch muß hergestellt, der Mensch muß sich erst wieder bewußt werden, ein Glied der Geisterwelt zu sein. Freiheit, Persönlichkeit, Würde, Sittlichkeit, Wissenschaft und Kunst sind weg, seit Glaube, Hoffnung und Liebe weg sind. Nur Glaube, Hoffnung und Liebe bringen sie wieder. Wir haben keine andere Wahl: Weltuntergang oder — omnia instaurare in Christo.

Es wird nun darauf ankommen, ob der Deutsche, der gute, brave Durchschnittsdeutsche, die furchtbare Größe des Augenblicks begreifen lernt. Er ist des besten Willens, bildet sich aber ja noch immer ein, der moderne Mensch könne nicht mehr glauben, der Glaube sei wissenschaftlich widerlegt. Daß diese Wissenschaft des Unglaubens inzwischen selbst längst schon wieder wissenschaftlich widerlegt worden ist, ahnt er nicht. Von der stillen Vorarbeit der großen deutschen Denker unserer Zeit, Lotzes, Franz Brentanos, Diltheys, Euckens, Husserls, weiß er nichts. Im Ohr der Durschnittsmenschen tönt immer das eben erst auftauende Posthorn des gerade schon wieder überwundenen letzten Irrtums nach. Durch sein betäubendes Gewirr wird noch am ehesten eine ganz ruhige, klare Stimme dringen, die sich nicht von vornherein der Schwärmerei, Romantik, Mystik verdächtig macht, wovor der Durchschnittsdeutsche nun einmal eine heillose Angst hat. Gerade weil Scheler die Sache der Bekehrung zum Geiste ganz unschwärmerisch,

ganz unromantisch führt und im gewohnten Jargon der ‚modernen Bildung‘, ist er der Mann, den wir jetzt brauchen. Die Leute haben sich angewöhnt, auf jeden zu horchen, auf keinen mehr zu hören. Im wirbelnden Braus der Stimmen haben sie schon ganz verlernt, den Sinn der Reden aufzunehmen. Es ist nur noch ein allgemeines Geschrei. Scheler schreit nicht, er gestikuliert auch nicht; gerade dadurch fällt er auf, und man fragt unwillkürlich, wer das sein mag, der seiner Wirkung so sicher zu sein scheint, daß er es nicht für nötig hält, Lärm zu schlagen. Es ist ein bewährter Kunstgriff kluger Redner, mit ganz leiser Stimme zu beginnen und so die Versammlung zu zwingen, daß sie still wird und aufmerkt; der Redner muß nur dann freilich auch die Kraft haben, sie zu bannen. Das kann Scheler meisterlich. Er läßt den Hörer nicht mehr los, der gar nicht merkt, wohin er ihn führt und sich plötzlich an einem Ziele sieht, auf das er gar nicht gezielt. Die Kunst Schelers, von ganz unverdächtigen Sätzen aus, auf die sich der Leser arglos einläßt, ihn unmerklich zu Folgerungen zu zwingen und in Folgerungen zu fangen, denen er sich, bei der leisesten Warnung, mit aller Macht widersetzt hätte, ist unvergleichlich. Er ist ein geborener Erzieher; ich wüßte keinen, der unsere aufgeschreckte Zeit mit so gelinde starker Hand zur Wahrheit leiten kann. Hatten ihn schon seine Aufsätze (die jetzt auch in zwei Bänden gesammelt vorliegen, in eben dem ‚Verlag der weißen Bücher‘ zu Leipzig, wo auch seine beiden Kriegsbücher erschienen sind) noch vor dem Kriege bekannt gemacht, hat ihm sein erstes Kriegsbuch das Vertrauen der Gebildeten gewonnen und wird das zweite sicherlich dieses Vertrauen noch festigen, so kann er hoffen, daß jetzt die Zeit auch für sein Hauptwerk kommt, ‚Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik‘ (‚neuer Versuch der Grundlegung eines ethischen Personalismus‘, Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung, Band I u. II, herausgegeben von E. Husserl, Freiburg i. B. Auch als Sonderabdruck erschienen im Verlag von Max Niemeyer in Halle a. d. S. 1916). Man soll ja nicht prophezeien, und Büchern schon gar nicht, aber dieses Werk hat wirklich alles, um recht das Grundbuch der neuen deutschen Jugend zu werden, von der wir unsere Zukunft erwarten.

Nietzsche schrieb an Overbeck (der Briefwechsel ist eben im Inselverlag erschienen): ‚Nicht nur, daß seine (nämlich Spinozas) Gesamttendenz gleich der meinen ist — die Erkenntnis zum mächtigsten Affekt zu machen —, in fünf Hauptpunkten seiner Lehre finde ich mich wieder; dieser abnormste und einsamste Denker ist mir gerade in diesen Dingen am nächsten: er leugnet ‚die Willensfreiheit — die Zwecke — die sittliche Weltordnung — das Unegoistische — das Böse‘. Dieser Satz enthält ein ganzes Programm. Es endet 1914. Wagt unsere Jugend, Europa wieder anzufangen, so kann sie das nur, indem sie jenes Programm umkehrt und in Gedanken, Worten und Werken wieder anerkennt: die Willensfreiheit — die Zwecke — die sittliche Weltordnung — die Liebe — das Gute. Sie hätte dazu keinen besseren Führer als Scheler.

Briefe eines Okkupationssoldaten*

A. . . . d. . . .

Liebes Fräulein Lulu! Wissen Sie, was in einer französischen Kirche der clerc ist? Küster, nicht wahr? Ja, damit kämen Sie bei Mr. Pionier übel an! Haben Sie ihn erst einmal mit dem alten curé das Gloria um die Wette singen hören — eine Strophe der curé mit seiner zitternden und doch so fröhlichen Stimme, die nächste sein clerc mit dem geteerten Baß —, dann bekommen Sie den schuldigen Respekt vor einem clerc. Ich will Ihnen nicht von den liturgischen Bedenken schreiben, die mir schon gegenüber diesem Responsoriengloria aufgestiegen sind, vielleicht ist es nur eine lokale Absonderlichkeit des hiesigen Kirchspiels. Aber allenthalben ist hierzulande die singende Gemeinde, der Chor zur Gestalt des clerc zusammengeschrumpft, bei uns in A. zu dem zwerghaftzierlichen Mr. Pionier mit dem mächtigen Baß, an den sich dann und wann ein helles Kinderstimmchen anschmiegt, ein Kyrie oder Amen ungeniert mitsummend.

Ich kann mir keine französische Kirche ohne artige, unartige, immer quecksilbrige Kinder vorstellen. Ich höre die gamins schon, wenn sie draußen mit großem Geklapper ihre Holzschuhe abstreifen und in der Vorhalle aufstellen; auf Socken wie die Moslems kommen sie dann hereingetrippelt in ihren langen, schwarzen Kittelschürzen. Die Mädchen tragen das Köpfchen wie kleine Damen; von allen die zierlichste ist Blanche, die Nichte des clerc.

‚Horch! der Pionier!' heißt es bei uns auf dem Büro. Ein Leichenzug naht sich; noch sehen wir ihn nicht, aber schon hören wir den Pionier die Bußpsalmen intonieren, so düster, wie es nur sein Baß vermag. Ein alter, reicher Bauer ist gestorben. Seine Leiche wird zur Kirche gefahren; die Frauen folgen dem Sarg zur Kirchentür hinein, während die Männer samt Maire und Adjoint schwatzend draußen stehen bleiben, ohne daß ihnen des

* Seit längerer Zeit empfangen der Herausgeber und seine Tochter von einem Freund der Familie Briefe aus dem Westen, woselbst dem jungen Gelehrten seit 1914 in wechselnden militärischen Lagen Gelegenheit zu den mannigfachsten Beobachtungen gegeben ist. Die Briefe wurden nicht mit der Absicht der Veröffentlichung geschrieben. Aber wie die besten Briefe stets die sind, die man schreibt ohne Nebengedanken, bloß um dem Empfänger zu gefallen und Freude zu bereiten, so will es dem Herausgeber dieser Zeitschrift bedünken, als ob die hier wiedergegebenen und folgenden Briefe einen größeren Leserkreis verdienten als nur den seiner Familie. So hat er im nicht leicht erkämpften Einverständnis mit dem Briefschreiber eine Anzahl ausgewählt und wird sie in einer Reihe von Heften den ‚Hochland'-Lesern zum Besten geben, ohne daß Wesentliches daran geändert wurde. Das Persönliche daraus zu entfernen verbot sich aus dem einen Grund, weil Inhalt und Stil der Briefe wohlbedacht auf die Empfänger abgestimmt sind und man an einen ‚Professor' nicht ebenso schreibt wie an ein junges Fräulein, das dem Mädchenalter zu entwachsen beginnt.

Pioniers Dies irae, das zum offenen Portal herausschallt, ins Gewissen redet. Nach der Seelenmesse wird der Sarg wieder auf den offenen Wagen gehoben, die Frauen strömen aus der Kirche, die Männer treten auch wieder an; zum Teil kommen sie aus dem ‚Pinceau d'or', dem Estaminet neben der Kirche, wo sie inzwischen einen Genièvre gehoben haben. Der Wirt vom ‚Goldenen Pinsel' ist zugleich Malermeister und ein kluger Mann, der unser Schilderhaus frisch schwarz-weiß-rot anstreicht, deutschen Tabak und die Gazette des Ardennes vertreibt und es dabei doch nicht mit seinen concitoyens und Stammgästen verdirbt. Sein Henri trägt heute mit gesetzter Miene dem Zuge das Kreuz voran. Wenn er nicht gerade wie jetzt infolge freundnachbarlicher Beziehungen Ministrantendienste versieht, so stiehlt er dem lieben Gott den Tag, drunten am Kanalhang mit der Angelrute ins Gras gelümmelt, bis zu Hause die Abendkartoffeln gar sind.

Der Pionier trägt heute ein frischgestärktes Chorhemd; die pechschwarzen Hörnchen seines Schnurrbartes, den er stolz wie Cyrano trägt, passen absonderlich dazu. Ich denke manchmal darüber nach, was mich an dem Pionier lustig stimmt. Am Ende kommt es wohl daher, daß so ein clerc weder im weltlichen noch im geistlichen Stand richtig unterzubringen ist.

Im Nebenberuf ist der Pionier ébéniste. Tischler, nicht wahr? Ja, ich hab ihn einmal zum Schreinern von Eierkisten requirieren wollen! Damals hat er mir haarscharf bewiesen, daß mir ein sprachliches Mißverständnis unterlaufen sei: ein ébéniste arbeite mit Ebenholz und anderen feinen Hölzern. Der Pionier verfertigt vorzüglich jene fatalen französischen Betstühle, die sowohl zum Knien als auch zum Sitzen dienen und allemal, wenn sie von einem zum andern Gebrauch übergeführt werden, ein abscheuliches Geräusch verursachen. Ein deutscher Soldat kniet sich höchst ungern auf diese schwankenden Stühle, mögen sie auch mit rotem Plüsch gepolstert sein. Da er sich nicht wie daheim in eine solide eichene Kirchenbank lümmeln kann, so kniet er lieber gleich auf die Steinfliesen, was die Franzosen in ein gewisses Staunen versetzt.

Solche Betstühle gehen aus der Hand des Pioniers hervor, Betstühle mit gewundenen Säulchen, mit Intarsien, mohrenschwarze aus Ebenholz, freundlich hell gebeizte, jedes mit einem blanken Schildchen versehen, auf dem der Name des Besitzers eingraviert ist.

Pioniers Atelier liegt mitten in einem Gärtchen. Ich schaue gern im Vorbeigehen über die Hecke und freue mich an den Salat- und Gemüsepflänzchen, wie sie schnurgerade in Reih und Glied stehen, und an der kleinen Blanche, die in ihrem Gartenreich wie eine Prinzessin auf und ab spaziert. Der Pionier läßt sie nicht wie seine Kücken über die Gasse laufen. Mit eifersüchtiger Liebe hängt der häßliche kleine Hagestolz an seinem Schneewittchen.

An Fête Dieu ging sie als ‚Glaube' in Himmelblau mit der Prozession. Unermüdlich hielt sie den kleinen Zeigefinger erhoben, als wolle sie es der seligen Jeanne d'Arc und den anderen holzgeschnitzten Heiligen, die im

Zuge mitgetragen wurden, an stiller Unbewegtheit gleichtun. Auf eine so schöne Prozession kann man sich hier seit langem nicht mehr entsinnen. Die Sonne streute verschwenderisch ihre Strahlen. Der kleine Pierre, der als Täufer in einem Schafpelz steckte, schwitzte tapfer; er schien sehr stolz auf seine Mission und blickte zärtlich auf das Agnus Dei, ein wirkliches Lamm, das er mitführen durfte.

So vertraut uns aus der Heimat die blumenstreuende, sommerlich gekleidete Kinderschar war, so fremd muteten uns die aufgelösten Haare und die wallenden, farbigen Gewänder der Jungfrauen an; ihr Aufzug schien uns weltlich. Erst als ich die bucklige Gabriele ihr Purpurgewand so gut wie ihre hübschen Altersgenossinnen mit stillem Stolz und so unbedenklich tragen sah, als trüge sie es bei der großen Prozession im himmlischen Jerusalem, da war ich mit allem Flitter versöhnt und hatte verstanden, daß er symbolisch gemeint war.

All diese kleinen Züge werden mir erst jetzt bewußt, da ich Ihnen schreibe. Ich habe sie damals nicht wahrgenommen; ich hörte ja schon von weitem die Glöckchen klingen und vergaß darüber alles Zuschauen.

Ich habe ihn gern, den alten curé. Da der Vikar im Felde steht, versieht er die Pfarrei allein. Sprech ich dann und wann mit ihm ein Wort, so sind seine Augenlider stets wie beim Dominus vobiscum priesterlich gesenkt, daß ich verschüchtert gleich zu stocken anfinge, säh ich nicht um seinen Mund ein schalkhaftes Lächeln spielen, das von der leidgezeichneten Stirne nichts weiß. Schließlich langt er mir vom Bücherregal, während ich mit einem verstohlenen Blick über die Bücherrücken gleite und zu meiner Freude Lacordaire erspähe, eine von seinen selbstgezogenen dicken Bonchrétien-Birnen herunter. Ganz so hat er damals aus seiner speckigen Sutane eine Flasche Cider und ein Ei gelangt, das Ei am Ofen der Zelle aufgekippt und dem französischen Soldaten gereicht, den er eben als Priester auf den Tod vorbereitet hatte; er mußte nach Standrecht sterben, weil er sich hinter unseren Linien versteckt gehalten hatte.

An so manchem Sommerabend, wenn drunten auf der Gasse die letzte Mutter nach ihrem Henri oder Raymond gerufen hatte und die Frösche drüben in den Weiden zu quaken begannen, sah ich von meinem Fenster in den Pfarrgarten hinüber, wo an der Efeuwand der gute Hirte mit dem Schäflein auf der Schulter lehnt. Mr. le curé lief dann im Schmucke seines Biretts umher und fing sein flügelschlagendes, gackerndes Federvieh ein, um es zur Ruhe zu bringen.

Die deutsche Behörde hat unser curé jederzeit respektiert. Mr. le Commandant, von dem ein alter Graukopf aus der Generation von Anno 70 behauptet, er habe eine tête de Bismarck, ist für ihn ein hoher Herr, mit dem man's nicht verderben soll. Er ist erstaunt, daß sein deutscher Konfrater, der Lazarettpfarrer, an der Kommandantentafel speist. Aber mit diesem naiven Respekt geht Hand in Hand die spontane Anerkennung, die der Kirchenmann der Schwestermacht jeder legitimen Autorität ent-

gegenbringt, mag einer der Cäsaren oder ein preußischer Major mit dem Spitznamen l'ours sie darstellen.

Um so schmerzlicher hat ihn ein Konfliktsfall berührt, den sein clerc, der Pionier, heraufbeschwor. ‚Ein Dämon muß den armen Jungen gezupft haben,' meinte er später zu mir. Die Loyalität des Pioniers war eigentlich bis dahin nie diskutiert worden. Noch hatte er beim Fall von Bukarest die Kirchenglocken eine Stunde lang geläutet, wie es Befehl war. Ich glaube, die Striemen in seinen Händen haben ihn gebrannt wie noch nichts in seinem Leben. Es muß ihm zu Mut gewesen sein wie dem Teufel in der Legende, der zum Orgelspiel, das Gottes Lob tönte, den Blasbalg treten mußte. Sie taten ihm leid, Geneviève und Madeleine, es war ihnen so gar nicht zum Klingen.

Dann kam Weihnachten. Ein Christbaum brachte uns den Duft und die Traulichkeit der deutschen Heimat in die kleine Kirche. Die deutsche Weihnachtsmesse war zu Ende, das letzte Weihnachtslied verklungen. Da schlüpfte der Pionier aus der Sakristei, packte den Tannenbaum, daß alle seine Zweige zitterten, trug ihn hinaus vor die Kirchentür und, indem sein kleines, gelbes Gesicht lachte, als zupfte ihn wirklich ein Dämon, schleuderte er den stolzen Baum hoch über die Mauer auf den Komposthaufen des Pfarrgartens. Aber schon traf den bösen Buben die Vergeltung in Gestalt einer Maulschelle von der schweren Westfalenhand unseres Soldatenpfarrers. Diese geistliche deutsche Maulschelle dünkte mir eine ungemein instruktive Tat. Das Franzosenvolk, das gerade in seinem Sonntagsstaat, in dem allem Krieg zum Trotz der Werktagsmensch nicht mehr zu erkennen ist, zur Spätmesse zog, bekam eine hohe Meinung von der Macht eines deutschen Pfarrherrn mit auf den Weg. Eine Backpfeife von geistlicher Hand ist hierzulande etwas Unerhörtes. Nur einmal ließ ich mir von einer solchen erzählen. Der selige Monseigneur aus der nächsten Bischofsstadt soll sie einem Präfekten zur Zeit der ‚Trennung' gesprächsweise gegeben haben. Aber schließlich stellte sich diese einzige Backpfeife nur als ‚un geste oratoire' heraus.

Im Januar folgte Kaisers Geburtstag. Wie waren wir erstaunt, die Kirche mit den Scharlachtüchern ausgeschlagen zu finden, die der Pionier sonst nur an den höchsten Kirchenfesten aus dem Sakristeischrank hervorholt! Es war der alte curé, der ihm diese Buße auferlegt hatte.

Armer kleiner Pionier! Ich bin mit dir versöhnt seit dem Nachmittag, da du auf unser Büro kamst, atemlos, ganz verstört, stotternd, die kleine Blanche habe eine Krankheit — du wußtest sie nicht zu nennen, es war Diphtherie —, bei der nur noch der deutsche Doktor helfen könne. Er kam am Abend im Auto aus dem nächsten Lazarett. Aber die Kleine mußte doch sterben. In der Werkstatt, wo der Garten zu den hohen Fensterscheiben hereinschaut, stand ihr zierlicher Sarg, den der Pionier selber geschreinert hatte; er ist ja ébéniste.

Und wieder hieß es auf unserem Büro: „Horch, der Pionier! Wie er wieder kräht!" Ich aber legte den Finger an den Mund und sagte: Pst!

Ich will auch jetzt kein Wort weiter sagen. Seien Sie für heute herzlich gegrüßt von Ihrem F. F.

Lieber Herr Professor! Ich danke Ihnen für den Sonderabdruck Ihres Beitrages zur Abwehrschrift der deutschen Katholiken.

Ich frage mich oft: Tragen diese Kleinbürger, Arbeiter und Bauern, die täglich ihre Anliegen auf dem Büro bei mir vorbringen, die Frauen und die paar Männer, zwischen denen ich in der Kirche kniee, denselben Haß gegen alles Deutsche mit sich herum, wie ihn ihre Volksgenossen über der Front drüben so leidenschaftlich bekunden?

Vor mir liegt ein abgegriffenes Notizbuch, in irgendeinem Winkel aufgelesen. Hören Sie, wie darin ein Franzose betet:

‚Gott der Heerscharen, schütze Frankreich in dem Kampfe, der seine Unabhängigkeit und seinen Glauben bedroht. Erhebe dich, Herr, unser Gott, und zerstreue die Feinde, welche die älteste Tochter der Kirche angreifen. Sie haben ihren Untergang und ihre Zerstörung geschworen, und auf ihren Trümmern möchten sie die Häresie und den Irrtum aufrichten. Du aber erlaubst es nicht, Herr, daß sie ihre Pläne verwirklichen. Du wirst dich der Nation erinnern, der du Sankt Genoveva, Sankt Ludwig und Sankt Klothilde geschenkt und die du so wunderbar errettet hast. . . . Wir beten für unsere Soldaten. Sie beschirmen den Boden des Vaterlandes, unseren häuslichen Herd und unsere Altäre. . . .‘

Aber dies Gebet stammt aus den ersten Kriegswochen. Wollte es heute noch einer hier beten, er müßte doch stocken. Denn daß den Soldaten, Offizieren, Behörden, mit denen er täglich zu tun hat, religiöse Absichten fernliegen, hat er längst erkannt. Von der überspannten Angst vor einem kriegerischen Protestantismus, wie er als abstrakte Vorstellung die Köpfe beherrschte, ist nichts übrig geblieben als ein gefühlsmäßiges Reagieren gegen protestantisches Wesen, dessen Sonderart mit französischer Sensibilität und mit dem Instinkt einer katholischen Rasse herausgespürt wird. Erst kürzlich hat mich meine Quartierwirtin in Verlegenheit gesetzt mit ihrer Beobachtung, sie habe meinen Kameraden sofort als Protestanten erkannt, er habe eine andere Art, sich zu geben, zu plaudern, zu lachen, zu befehlen. Beruht nicht am Ende auf diesen sekundären Merkmalen, die nur ein Reflex des Religiösen sind und, weil erblich, das Religiöse selbst überdauern können, die katholische Geschlossenheit Frankreichs, von dem René Bazin mit Stolz behauptet, sein Blut habe die Taufe empfangen? Allerdings kein Notbau häretischer Religiosität stört seine einheitliche Fassade. Die katholische Form bleibt auch dem gleichgültigen, dem ungläubigen Franzosen (Renan) eingeprägt. Doch wirkt nicht dieser character indelebilis wie ein signum reprobationis auf uns, sobald der Geist die Form Lügen straft?

Zu einer wirklichen religiösen Auseinandersetzung kommt es im Verkehr der französischen Bevölkerung mit dem protestantischen Teil unseres

Heeres überhaupt nicht. Rein menschlich ist die ehrliche Anhänglichkeit, die sich im Laufe langer Monate zwischen beiden Teilen eingestellt hat.

Im allgemeinen ist damit auch das Verhältnis der Bevölkerung zu den katholischen Soldaten gekennzeichnet. Und doch, die religiöse Gemeinschaft wird mit einmal zwischen ihnen offenbar. Kommen Sie hier in die Kirche! An der Kommunionbank finden sich Deutscher und Franzose zusammen, um aus den Händen des deutschen oder französischen Priesters den gemeinsamen Herrn zu empfangen.

Ungezwungen veranschaulicht der deutsche Feldgeistliche — ich seh' es an unserem Soldatenpfarrer — französischem Auge deutsche katholische Art. Er besucht seine französischen Konfratres und sorgt für die Bedürfnisse ihrer Kirchen. Von der deutschen Behörde als Schulinspektor eingesetzt, ermuntert er den französischen Pfarrer, den verlorenen Einfluß auf die Schule zurückzugewinnen, übermittelt er der école libre die gleiche Geldunterstützung, wie sie die Gemeindeschule aus Landesmitteln empfängt. Als Mitglied des Offizierskorps erteilt er eine Lektion über staatliche Anerkennung der Kirche in Deutschland. Hat der katholische Gedanke in den Beziehungen der beiden Nationen versagt, hier in unserer Kleinwelt, wo sich einer dem andern leibhaftig gegenübersieht, bewährt er sich.

Nicht Diskussionen, sondern stilles Nebeneinanderwirken und Sichkennenlernen bringen den Ausgleich. Und doch kann man zuweilen der Versuchung zur Diskussion nicht widerstehen, zumal, wenn sich zwei junge Leute wie ich und André Dolez, der Seminarist aus dem Nachbardorf, gegenübersitzen. Unsere Dorfspaziergänge haben wir eingestellt, da ich André als boche zu kompromittieren begann. Dafür plaudern wir dann und wann ein Stündchen auf meiner Stube, meist von literarischen Dingen, für die der aufgeweckte junge Franzose eine besondere Neigung hat. Schade nur, daß der literarische Kanon in seinem Seminar eine Mauer ist, über die es kein Aussteigen gibt. Gestern abend sah er auf meinem Tisch Ihre Schrift liegen. Bald standen wir mitten in der Polemik der deutschen und französischen Katholiken. Ich zitierte den Geist Joseph de Maistres als Zeugen und schlug die Soirées de St. Petersbourg auf. Ich habe sie im Quartier eines Kameraden, einer verlassenen Doktorswohnung, entdeckt. (Eigenartiges intellektuelles Vergnügen, nach der Zusammensetzung einer Bibliothek die geistige Struktur ihres Besitzers zu erschließen! Mir schaudert noch vor dem Bild einer Ehe, das mir aus dem Bücherschrank eines flüchtigen französischen Notars entgegenstarrte: Code civil, Pornographie, fromme Maroquinbände.)

Mit Eifer und mit meinem besten Akzent las ich André aus de Maistre vor: ‚Niemals hat es eine Nation gegeben, die leichter zu täuschen war, schwerer von ihrer Täuschung zu heilen und mächtiger in der Täuschung anderer.‘

‚C'est un peu fort tout de même,‘ meinte André, ‚mais continuez,‘ und er steckte sich eine frische Zigarette an.

‚Zwei Charakterzüge unterscheiden sie von allen Völkern der Welt, der Geist der Assoziation und der des Proselytismus. Die Ideen sind bei ihnen völlig national und völlig in Leidenschaft getaucht. . . . Hören Sie, André, aber Sie sind mir doch nicht gram? — Der elektrische Funke, der gleich dem Blitz eine Menschenmasse durchläuft, gibt eine schwache Vorstellung von dem plötzlichen, fast möchte ich sagen: blitzartigen Aufkommen eines Geschmacks, eines Systems, einer Leidenschaft unter den Franzosen, die nicht isoliert leben können.‘ André — aber ich vergesse Sie ganz, Herr Professor. Werden Sie als Zuhörer auch nicht das Interesse an unserem Gespräch verlieren? — Der Macht, die Maistre Assoziation nennt, sind die französischen Katholiken erlegen. Aber hören Sie, André, Ihren großen Propheten weiter: Wohlgemerkt, es ist immer der Graf, Maistre selber, der zum Chevalier gewendet spricht: ‚Wenn Sie wenigstens nur auf sich selber einwirkten, man würde Sie gewähren lassen, aber der Hang, das Bedürfnis, die Wut, auf die andern einzuwirken, das ist der hervorspringendste Zug Ihres Charakters. Man könnte sagen: Dieser Zug sind Sie selbst.‘ André — Herr Professor, hören Sie den alten Maistre zu den Vätern der deutschfeindlichen Propaganda bei den Neutralen reden? Die französische Sprache ist nach ihm das naturgegebene Organ dieses Bedürfnisses. ‚Möchte diese geheimnisvolle, bisher schlecht erklärte Kraft, die nicht geringere Macht im Dienste des Guten als im Dienste des Bösen entfaltet, bald das Organ eines heilbringenden Proselytismus werden, der imstande ist, die Menschheit zu trösten in allen ihren Leiden, die Sie ihr zugefügt haben.‘

Ich hatte zuletzt nur zögernd und tonlos gelesen, Maistres bittere Worte nur referierend.

André fragte mich, ob ich denn nicht den Angriffsgeist des französischen Katholizismus tiefer verstehen könne. Er verwies mich auf Maistres Beobachtung: ‚Le prêtre et le chevalier français sont parents.‘ In diesem Paar von Gestalten präge sich der französische Katholizismus am reinsten aus. Ich las selber eine Stelle aus Maistre vor: ‚Nichts stimmt so gut in der Welt zusammen als der religiöse und der soldatische Geist.‘ — ‚Echt französisch gedacht,‘ stimmte André bei. ‚Kennen Sie in Deutschland diesen Typus von Offizier? . . .‘ Und nun entwarf er, der künftige Priester, mir in lebhaften Farben das Bild eines Offiziers, den eine tiefe Gläubigkeit über alle Routine hinaushebt, im Frieden zum Volkserzieher befähigt, während sie im Krieg seinem Todesmut den Stempel des Opfergeistes aufdrückt. Doch, Herr Professor, Sie finden diesen Typus in Bourgets letztem Buche ‚Le sens de la mort‘, ich meine den bretonischen Leutnant Le Gallic. Bourget macht neben dem Priester ihn, den Offizier, zum Zeugen für den christlichen Gedanken, der nicht etwa als Pietät oder Tradition, sondern als Christusliebe gefaßt ist. Le Gallic ist ganz der Soldat Maistres. Fähig eines enthousiasme du carnage, bleibt er doch mitten im Blutbad rein und menschlich. So sehr ich mich vor einem Le Gallic beuge, so entdecke ich doch in dieser Verschmelzung von

kriegerischem und christlichem Geiste eine tiefe Tragik. ‚Die Religion', lasen André und ich bei Maistre weiter, ‚vermählt sich bei ihnen mit der Ehre.' Sehen Sie, rief ich aus, so wird die Religion zur Wiederherstellung der Waffenehre angerufen! Nein, André, nach dem Kriege muß bei Ihnen statt des kriegerischen Geistes der priesterliche Geist — und ich dachte dabei lebhaft an Alphonse Gratry, von dessen Aufzeichnungen ich noch tief bewegt war — die Stimme führen. Und wir müssen uns doch nach dem Krieg wieder suchen, wir Katholiken als die ersten. . . . André — und nun machte ich einen Vorschlag, zu dem Sie, Herr Professor, mir Ihre Meinung sagen müssen —, könnte uns Maistre vielleicht dazu helfen, unsere Auffassungen vom Krieg einander zu nähern? Denn die Gedanken Maistres über den Krieg, eine furchtbare Bejahung des Kriegs, gegen die ich mich fast wehren möchte, sind sie nicht am Ende tief katholisch?

Die Gesellschaft der Nationen, wie sie als Gegenstück zur Gesellschaft der Individuen von der Vernunft gefordert wird, scheitert an einem furchtbaren geheimnisvollen Gesetz, das den Krieg zur Notwendigkeit macht. Aber in den Grenzen dieser Notwendigkeit gibt es freie Formen des Kriegs, unter denen der ‚Europäische Krieg' einzig dasteht, der Krieg, geadelt durch christliche Ritterlichkeit. Der antike Krieg tobt nur noch fern bei den Völkern, ‚die im Todesschatten sitzen'. Ich wollte eine Bemerkung einwerfen, las aber weiter: Mit edler Zurückhaltung nützen die Kriegführenden nicht die äußersten Mittel aus. Nur Soldat kämpft gegen Soldat. Nie darf Vernichtung des Gegners, nie ein Schlag, der zurückprallen kann, das Kriegsziel sein. Die Bombe aus den Lüften meidet den Königspalast. Höflichkeit waltet mitten im Kriegslärm. Die Gegner sind innerlich so beherrscht, so frei von Gehässigkeit, daß sie in den Kampfpausen ritterlich verkehren.

Sie sehen, wir sind in den antiken Krieg zurückgesunken. Den ‚nationalen Krieg' schaltet dieser Franzose — ‚Savoyer' wirft André ein — aus. ‚Alle tausend Jahre vielleicht einer.' Die Frage nach dem Kriegsanstifter schiebt er als unfruchtbar beiseite. Er will ja keinen Menschen zu Unrecht entschuldigen, aber wie sehr sind doch die, welche man als unmittelbare Kriegsanstifter betrachtet, nur von den Umständen geschoben! Hört ihr denn nicht, wie die Erde nach Blut schreit? Der Krieg ist nur der Vollstrecker eines dunklen Gesetzes, das aus einer geistigen Welt hereinreicht: die Sühne durch Blut. Débordement de crimes — débordement de sang. Und wenn der Unschuldige mit dem Schuldigen sein Blut vergießt, so hat unschuldiges Blut dank dem Geheimnis des stellvertretenden Leidens doppelte Sühnekraft. Es türmen sich bei Maistre Bilder von apokalyptischer Wucht. Die Erde ist ein gewaltiger Opferaltar, auf dem alles Lebendige verzehrt wird. Das Anathem des gewaltsamen Todes, das sich durch die ganze Natur zieht, gipfelt im Kriege. Der Würgengel kreist wie die Sonne um den Erdball und läßt die eine Nation

nur aufatmen, um die andere zu schlagen. Doch wenn das Verbrechen, zumal die Unlauterkeit, überhand nimmt, dann kreist der Engel gleich einer feurigen Bremse in rasendem Flug, daß er zugleich an allen Punkten seiner fürchterlichen Bahn gegenwärtig ist: er trifft zugleich alle Völker der Erde. Zuweilen ergrimmt er sich gegen bestimmte Nationen. ‚Erwarten Sie nicht, daß sie sich dem Gerichte zu entziehen oder es abzukürzen trachten. Man meint, die großen Schuldigen leibhaft zu sehen, wie sie, erleuchtet von ihrem Gewissen, nach dem Richterspruch verlangen und sich ihm beugen, um sich zu entsühnen. Solange sie noch Blut in sich haben, bieten sie es an, und bald wird eine „rara juventus“ sich von diesen Vernichtungskriegen erzählen lassen, welche die Sünden ihrer Väter heraufbeschworen haben.‘

Ich schaute unwillkürlich vom Buche auf zu dem jungen Franzosen hinüber und begegnete seinem betroffenen Blick. Es war mittlerweile dunkel geworden. Ich klappte das Buch zu. Wir schauten schweigend in den Abend hinaus. Am Abendhimmel zeichnete sich scharf der Kirchengiebel ab. Dahinter dunkelten die Weiden. Ich habe dann André ein Stück Wegs den Kanal entlang nach Hause begleitet. Wir schwiegen immer noch. Ich glaube, es war der Gedanke an die Verantwortung der rara juventus, der in ihm wie in mir arbeitete.

Ich habe gestern abend Bourgets Le sens de la mort noch zu Ende gelesen. ‚Leiden, wozu das?‘ ‚Zum Bezahlen.‘ ‚Was denn bezahlen?‘ ‚Doch unsere Verfehlungen,‘ sagte Le Gallic, und er zögerte einen Augenblick, ehe er hinzufügte: ‚und die der anderen.‘ So löst der tödlich verwundete Leutnant das Problem des Leidens und des Todes. Die Idee des Opfers stellt den tieferen Zusammenhang zwischen kriegerischem und christlichem Geiste dar.

‚Wenn Leiden und Tod nicht den Sinn eines Loskaufs haben, welchen Sinn haben sie dann, welchen Sinn hat dann das Leben?‘ ‚Keinen,‘ sagte Ortègue, Le Gallics Chirurg, der selber von einem unheilbaren Krebsleiden befallen, das Todesrätsel mit seinem Unglauben nicht entwirren kann und zum Selbstmord greift. Seine Frau, die er gleichsam in einen Liebestod mit sich ziehen will, wird an der Schwelle des Todes durch die Glaubenskraft des Le Gallic dem Leben wieder gewonnen. Der Glaube erweist sich stärker als die Skepsis. Als Beitrag zur Psychologie im Sinne William James' zeichnet diese Vorgänge der Assistenzarzt des berühmten Pariser Chirurgen Michel Ortègue auf.

Wenn auch das nationale Drama im Hintergrunde die Handlung begleitet, so ist das Reinmenschliche, Reinreligiöse in diesem französischen Kriegsbuche doch so stark, daß wir uns dran freuen können.

Ich hatte heute für die erste Hälfte der Nacht am Telephon Wachdienst, dem ich die Muße zu diesem Briefe danke. Inzwischen ist die Ablösung gekommen.

Herzlich grüßt Sie, lieber Herr Professor,

Ihr dankbarer F. F.

Unsere Gefangenen in der Schweiz / Eindrücke bei einem Besuch / Von Prinz Johann Georg, Herzog zu Sachsen

Es dürfte allgemein bekannt sein, daß sich seit vergangenem Jahre, dank der hochherzigen Anregung unseres glorreich regierenden Papstes, eine große Anzahl kranker und verwundeter Gefangenen in der Schweiz befinden. Dieses Land hat sie in gastfreundlicher Weise aufgenommen und sucht ihnen den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Viele ihrer Angehörigen sind schon zum Besuche dort gewesen. Mir war es vergönnt, als Vertreter meines königlichen Bruders, einen großen Teil unserer Leute zu besuchen und sie mit Liebesgaben zu beschenken. Die Reise, die ich in Begleitung des königlichen Flügeladjutanten Oberst Baron ô Byrn vom 8. bis 20. Januar unternahm, hat mir eine solche Fülle von Eindrücken gebracht, daß es vielleicht lohnt, einiges davon weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Am 8. Januar abends verließ ich Dresden und reiste über Nürnberg, Friedrichshafen, Romanshorn, wo mich Major v. Polentz, dem die Gefangenen unterstehen, erwartete und mich nach Bern begleitete. Dort wurde ich abends von dem deutschen Gesandten empfangen. Die Wohnung im ‚Berner Hof' entbehrte nicht eines gewissen Reizes, da ein Teil der feindlichen Gesandtschaften ebenfalls dort wohnte. So konnte man bei den Mahlzeiten an den Nachbartischen Franzosen, Italiener, Engländer, Russen und Japaner sehen und beobachten. Mit einem der italienischen Attachés traf ich sogar bei einem Antiquar zusammen, wo er sichtlich in Verlegenheit war, wie er sich benehmen sollte. Den Vormittag des 10. benutzte ich dazu, um einige offizielle Besuche zu erledigen, was ja der Zweck meines Aufenthaltes in Bern war. Nachdem ich beim deutschen Gesandten gewesen, machte ich mit ihm Besuche beim Bundespräsidenten Schultheß, bei dem Bundesrat Dr. Hoffmann und bei dem oberkommandierenden General Wille.

In den späteren Nachmittagsstunden begab ich mich auf das Bureau des Majors v. Polentz, wo mir eine Anzahl Offiziere vorgestellt werden sollte. Ein Teil davon studiert hier, andere sind in dem Bureau beschäftigt. Alle tragen Zivil, um Unzuträglichkeiten vorzubeugen, da feindliche Gefangene ebenfalls hier weilen. Von da gingen wir nach der Bibliothek für die Gefangenen, die dem Professor Woltereck aus Leipzig untersteht. Er ist Zoologe, war bei Kriegsausbruch in Italien und kam dann mit dem Fürsten Bülow in die Schweiz. Hier macht er sich außerordentlich verdient. Denn außer der Leitung der Bibliothek versorgt er die Gefangenen in Frankreich mit Paketen, besonders mit Büchern, und überwacht auch den Unterricht der Internierten. Unter seiner Führung sah ich mir die ganze Sache an und konnte nur staunen, wie großartig und dabei doch einfach alles eingerichtet war. Es ist nicht genug anzuerkennen, was da alles an Lesestoff den armen Leuten in die Gefangenlager geschickt wird.

Alle, die mit Professor Woltereck arbeiten, sind gefangene Unteroffiziere und Soldaten. Auch sie tragen Zivil. Es wurden mir 21 Sachsen vorgestellt, mit denen ich mich eingehend unterhielt. Begreiflicherweise habe ich überall zuerst meine engeren Landsleute begrüßt, und es war mir stets eine besondere Freude, wenn ich Angehörige meines Regiments 107 oder Schützen oder 13er Jäger darunter antraf, da ich à la suite dieser beiden letzten Truppenteile stehe. Unter den hiesigen befand sich der Sohn des Geheimen Regierungsrates Dr. Heyn von der Generaldirektion der königlichen Sammlungen in Dresden. Den Abend verbrachte ich im Hause des Gesandten.

Am 11. wurde mir vormittags ein sächsischer Soldat vorgestellt, dem es geglückt war, in einem Güterwagen aus Grenoble zu entfliehen. Zweimal war ihm der Fluchtversuch mißlungen. Trotz scharfer Beobachtung war er bei diesem dritten glücklicher gewesen. Nachmittags fuhren wir in Begleitung des Majors v. Polentz und des Professors Woltereck nach Luzern. Am Bahnhof daselbst empfingen mich der Oberstleutnant v. Deschwanden (Arzt) und der Hauptmann Riali (Verwaltung), denen die Gefangenen am Vierwaldstädter See unterstehen, der Buchhändler Gries (ein Leipziger, aber seit Jahren in der Schweiz), und von deutschen Offizieren Oberstleutnant Ritter und Oberleutnant Schaumberg. Oberstleutnant Ritter, der im August 1914 auf der Rückfahrt von Amerika abgefangen wurde, ist Generalstabsoffizier. Oberleutnant Schaumberg von den 18. Reservejägern tut sozusagen die Dienste als Adjutant bei Ritter. Nach kurzem Aufenthalte im Hotel du Lac fuhren wir in Militärautos, wie das auch die zwei nächsten Tage geschah, zunächst nach einer Dependance des Hotels des Terrasses, die als Lazarett eingerichtet ist. Dort besuchte ich 77 Verwundete, darunter 10 Sachsen, von denen einige bettlägerig waren. Unser nächster Besuch galt der Allgemeinen Sanitätsanstalt, woselbst sich 190 Verwundete befanden, von denen ein großer Teil im Bette lag. Endlich waren wir noch im Kantonspital, wo ich noch 47 Verwundete besuchte. In Luzern werden nur Gefangene untergebracht, die in ärztlicher Behandlung sind. Gesunde dürfen bloß an drei Tagen der Woche die Stadt besuchen. An den anderen Tagen kommen unsere Feinde hin.

Am 12. fuhren wir kurz nach 9 Uhr in zwei Autos ab. Es begleiteten uns außer dem Buchhändler die obengenannten Herren. Bei Deschwanden will ich hinzufügen, daß er, obwohl aus demselben Ort, doch kein Verwandter des bekannten religiösen Malers ist. Erst war das Wetter trübe, wurde dann aber schön. Der erste Halt geschah in Hergiswyl, wo 104 Leute zu begrüßen waren. Über das, was mir die Leute erzählt haben, will ich zum Schluß zusammenhängend berichten, um nicht Einzelheiten zu wiederholen. Der Blick auf den schneebedeckten Pilatus war ganz klar geworden. In Stansstad waren 86 Internierte zu begrüßen. Ein Teil davon stand im Saal eines Hotels. Die übrigen suchte ich in den Werkstätten auf und bekam dabei einen guten Begriff, wie man die Leute zu beschäftigen sucht. Das ist ja schließlich die Hauptsache, aber auch die Schwierigkeit. Denn

unsere Leute sollen doch um keinen Preis verbummeln. Als wir nach Alpnachstad kamen, beleuchtete die Sonne das schöne Winterbild. Hier waren 65 Gefangene im Saale eines Hotels aufgestellt. Unter ihnen befand sich ein Mann von 64 Jahren. Als ich ihn frug, ob er Söhne an der Front hätte, antwortete er: ‚Ne, ich habe nur Mädels, und da mußte der Vater ausrücken.'

Die Mittagsstation machten wir im Kollegium der Benediktiner in Sarnen. Am Eingang empfingen mich die Patres mit dem Rektor Pater Egger, einem Tiroler, an der Spitze. Außerdem waren da der Landammann des Kantons Obwalden, Dr. Ming, ein Arzt (wie er sagte, dieses im Hauptberuf, Landammann im Nebenberuf) und der Statthalter Dr. Businger. Beim Essen saß ich zwischen diesen beiden und unterhielt mich, namentlich mit ersterem, sehr gut. Bald kam das Gespräch auf das neueste Werk von Fedeker: das Mätteliseppi. Es wurde erwähnt, daß die Erzählung in Sachseln und Sarnen spielt und die Jugend Federers darstellt. Das Mätteliseppi hat tatsächlich gelebt und soll eine sehr energische Jungfrau gewesen sein. Deschwanden, Schulkamerad von Federer, erzählte, daß auch er in dem Roman vorkomme. Hinter meinem Stuhl hing das Bild des ‚gewaltigen Rektors Augustinus'. So wurde mir das Buch förmlich lebendig. Aus allem merke ich, daß man in diesem Kreise Federer viel höher als Zahn und Huggenberger einschätzt. Der Rektor berichtete, daß er mit seinen Schülern Thukydides und die Locandiera von Goldoni läse. Auch über Dante wurde gesprochen. Gegen Schluß des Mahles, als man Veltliner Wein einschenkte, hielt Dr. Ming im Namen des Kantons eine Rede auf mich, in der er sehr geschickt von dem seligen Klaus von der Flüe, dem Friedensstifter der Schweiz, sprach. Ich erwiderte mit einigen Worten auf den Kanton.

Nachher fuhren wir auf Mings Bitten nach Sachseln, was im Programm nicht vorgesehen war. In der Kirche besichtigten wir erst die Reliquien des seligen Klaus, und auch sein Gewand. Am Eingang der Kirche sind an der Außenseite zwei schöne Fresken aus dem Leben des seligen Klaus von dem ausgezeichneten religiösen Maler Stockmann, der in Sarnen lebt. Ich rate jedem Freunde religiöser Kunst, sie anzusehen, er wird sicher seine Freude daran finden. Dann begrüßte ich 41 Leute, die in einer Trinkerheilstätte untergebracht waren. Sie hatten unter dem Alkoholgenuß gelitten. Ming, der selbst Abstinenzler ist, behandelte sie als Arzt und schien mit dem Erfolg zufrieden. Ihm war sehr daran gelegen, daß ich sie besuchte, weil sie sich sonst zurückgesetzt fühlen könnten.

Nach der Verabschiedung von Dr. Ming ging es weiter nach Kerns, der Heimat der Familie Deschwanden. Hier waren in einem Gasthofe 143 Mann aufgestellt. Unter diesen befanden sich 26 Sachsen, mit denen ich etwas eingehender als mit den andern sprach. Die nächste Station war Stans, wo 61 Mann zu begrüßen waren. In Buochs kamen wir wieder an den See. Dort waren in einem Saal 157 Mann aufgestellt, darunter

20 Sachsen. Die letzte Station für diesen Tag machten wir in Beckenried, woselbst in einem Hotel 151 Mann aufgestellt waren, die zum Teil auch auf dem Bürgerstock untergebracht sind. Auch einige Offiziere konnte ich dort begrüßen. Besonders interessierten mich unter diesen der Oberleutnant zur See Anker von der ‚Gneisenau' und der Oberleutnant Crompton. Ersterer erzählte in der Kürze einiges von der Schlacht an den Falklandinseln. Der andere ist in der jüngsten Zeit ja viel in den Zeitungen genannt worden. Er bestätigte mir alles, er habe dreimal im Gefängnis gesessen. Unter den Mannschaften befanden sich 24 Sachsen. Von Beckenried aus kehrten wir nach Luzern zurück, wo wir um ½7 Uhr am Hotel eintrafen. Nach dem Essen lernte ich noch einen bayerischen Rittmeister der Reserve, Raith, kennen, der uns viel Interessantes, aber auch Trauriges aus seiner Gefangenschaft erzählte.

Am 13. fuhren wir kurz nach ½9 Uhr in zwei Autos wiederum mit denselben Herren ab. Heute galt es, das andere Ufer des Sees zu besuchen, wo die Zahl der Internierten noch größer ist. Den ersten Halt machten wir in Meggen. Dort hatte ich 122 Leute zu begrüßen, die in einem Saale aufgestellt waren. Nachher kam Küßnacht an die Reihe. Dort waren es nur 66, unter diesen aber 10 Sachsen. Dadurch dauerte es wieder etwas länger, denn mit meinen Landsleuten mußte ich doch mehr reden.

Bei der Weiterfahrt kamen wir durch die hohle Gasse und fuhren am Zuger und Lowerzer See hin. An letzterem erlebten wir ein Schneegestöber. Ehe wir aber nach Brunnen kamen, schien die Sonne, so daß wir den Urner See bei herrlichstem Wetter genießen konnten. Zunächst ging es durch Brunnen bis zum Hotel ‚Tellsplatte'. Vor demselben waren 85 Mann, darunter 10 Sachsen, aufgestellt. Der Führer war ein Vizefeldwebel von den Dresdner Jägern. Nachher gingen wir noch hinunter zur Tellsplatte, um die Fresken von Stückelberg anzusehen. Die Aussicht war köstlich. Weiter ging es nach Flüelen, wo fast kein Schnee lag. Hier hatte ich 155 Mann zu begrüßen, davon 26 Sachsen waren.

Dann schlugen wir den Weg zurück nach Brunnen ein und fuhren mit der Zahnradbahn nach dem Axenfels. Die Aussicht war bezaubernd schön. Hier war die Mittagstafel bereit. Nach dem Essen waren vor dem Hotel 220 Mann aufgestellt; von diesen gehörten 26 meiner Heimat an. In Brunnen selbst sind 237 Gefangene untergebracht, von denen ein großer Teil aufgestellt war, als wir wieder nach Brunnen kamen. Die Sachsen zählen hier 52 Mann. Hier besuchte ich auch eine Schuhmacherwerkstätte, wo die Leute munter arbeiteten. Auch die Frau eines Gefangenen beteiligte sich tatkräftig an dem Handwerk. Endlich statteten wir der eben eingerichteten autogenen Schweißerei noch einen kurzen Besuch ab. An der Spitze steht der schon genannte Rittmeister Raith, der von Beruf Ingenieur ist.

In Gersau fand ich 117 Mann, darunter 12 Sachsen, im Gasthof zum ‚Kreuz'. Auch in Vitznau waren 155, darunter 9 Sachsen. Im Parkhotel ebenda hatten sich 37 Offiziere versammelt, mit denen ich natürlich eingehender

sprach. Unter meinen mit besonderer Freude begrüßten Landsleuten traf ich den Hauptmann von Wilucki, der unter mir Leutnant beim Schützenregiment gewesen ist. Den letzten Halt machten wir in Weggis, wo Oberstleutnant Ritter der Älteste war. Hier waren im Hotel ‚Schweizerhof' 308 Leute aufgestellt. Da es schon spät geworden war, sprach ich einzeln nur mit den Unteroffizieren und den 31 Sachsen, mit den anderen nur in großen Gruppen. Außerdem sah ich mir die Sachen an, die die Leute gefertigt hatten. Es waren Spielsachen, in Holz gebrannte Arbeiten und Ledersachen. Alles war gut und künstlerisch gearbeitet unter Leitung von Vizefeldwebeln, die Fachleute sind. Im Hotel zur ‚Post' erwarteten mich 65 Offiziere, darunter einige Sachsen. Nachdem ich mit allen gesprochen hatte, wurde Tee getrunken. An diesem Tage hatte ich im ganzen 1330 Leute einzeln gesprochen. Um ½8 Uhr fuhren wir ab und waren um 8.20 Uhr in Luzern, wo ich die sämtlichen uns begleitenden Herren zum Abendessen als Gäste sah.

Am Morgen des 14. hatte ich die Freude, 80 Zivilinternierte (Deutsche und Österreicher) bei ihrer Ankunft im Hotel ‚du Lac' zu begrüßen. Der Schultheß des Kantons Luzern, Walther, war auch dabei. Die hier internierten Sachsen schilderten mir in beredten Worten ihre Leiden. Später ging ich noch etwas in der Stadt spazieren. Man begegnete Deutschen, Franzosen und Engländern, aber keiner kümmerte sich um den andern.

Um 11 Uhr fuhren wir mit dem Zuge nach Einsiedeln, wo wir gegen 1 Uhr eintrafen. Sicher ist schon mancher der Leser des ‚Hochlandes' in dem trauten Wallfahrtsorte gewesen. Auch ich war schon siebenmal hingepilgert. Aber ein Besuch mitten im Winter, und noch dazu im dritten Kriegswinter, war doch etwas Neues. Dieses Mal wohnte ich als Gast im Kloster und konnte mich so recht der Gastfreundschaft der Benediktiner erfreuen. Beim Salve regina fehlte ich nicht in der Kirche. Sonst verplauderte ich u. a. eine Stunde auf der Zelle des bekannten Kunsthistorikers Pater Albert Kuhn. Auch mit dem Abt habe ich mich lange unterhalten. Leider war der Abtprimas von Stotzingen nicht anwesend.

Der nächste Morgen fand uns bei der Messe des Abtes in der Gnadenkapelle. Was hat man nicht an solcher Stelle der lieben Mutter Gottes alles anzuvertrauen! Ich darf hier verraten, daß eine deutsche Dame Geld zur Verfügung gestellt hat, um den katholischen Gefangenen eine Wallfahrt zu ermöglichen. Fast keiner hatte sich diese Gelegenheit entgehen lassen. In den frühen Nachmittagsstunden machte ich mit dem Abt und Pater Kuhn eine Schlittenpartie bei herrlichem Sonnenschein. Dann noch ein Abschiedsbesuch vor dem Gnadenaltar, und es mußte weitergehen. Aber die 27 Stunden waren eine geistige und körperliche Erfrischung gewesen. Um 4 Uhr fuhren wir ab, und zwar über Pfäffikon und Sargans nach Chur, wo wir im Hotel zum ‚Steinbock' wohnten. Zum Empfang waren da der Schweizer Hauptmann Henny (Arzt), der deutsche Konsul Burchard aus Davos und der deutsche Hauptmann Kothe. Major von Polenz war mittags von Einsiedeln hierhergefahren.

An den beiden Morgen in Chur wohnte ich der Messe in der Privatkapelle des Bischofs Schmid von Grünegg bei. In dem alten Bischofshof war es auf den Gängen und auch in der Kapelle eisig kalt. Beide Male lud uns auch der Bischof zum Frühstück ein. Es war sehr interessant, sich mit dem geistvollen Mann zu unterhalten. Den ersten Morgen zeigte er mir seine recht schöne Sammlung von Gemälden.

Am 16. ging ich mit meiner Begleitung und den Herren, die mich gestern empfangen hatten, vom Hotel aus zu Fuß zu den Internierten, von denen sich 125 Soldaten und 28 Zivilinternierte in der Stadt befanden. Unter den Offizieren sprach ich besonders mit dem Hauptmann von Sichart von unserem 12. Jäger-Bataillon. Er ist eigentlich in Ragaz interniert, war aber gekommen, um mich hier zu begrüßen. Unter den Soldaten befanden sich 14 Sachsen. Diese Aufstellung fand in einem Hotel statt. Nachher gingen wir in die neueingerichtete Bergschule, wo ein Reserve-Offizier die Mannschaften unterrichtet, darnach in die Korbflechterwerkstatt. Auch hier war es erfreulich zu sehen, wie sich die Leute in das ihnen zum Teil neue Handwerk hineingefunden haben. Damit war das Geschäftliche in der Stadt beendigt. Die übrige Zeit des Aufenthaltes benutzten wir zur Besichtigung des Domes und des Domschatzes. Zum Essen hatte ich den Hauptmann von Sichart eingeladen. Er erzählte viel Interessantes und Trauriges aus seiner Gefangenschaft.

Um 12.25 Uhr fuhren wir mit der elektrischen Bahn nach Arosa. Das Wetter war schön geworden, so daß wir die Fahrt sehr genossen. In Arosa trafen wir um 1.53 Uhr ein. Hier empfingen mich auf der Bahn der schweizerische Hauptmann Lilienhahn (Arzt) und die internierten Offiziere. Jedem gab ich zunächst nur die Hand. Dann bestiegen wir Schlitten und fuhren bei herrlichem Sonnenschein nach dem ‚Grand-Hotel'. Rundum grüßten die schönsten Berge. In dem Hotel waren 120 Soldaten und Zivilinternierte aufgestellt. Unter den ersteren hatte ich wieder die Freude, 10 Sachsen zu begrüßen. Unter letzteren befand sich ein Münchener Maler, wenn ich mich nicht irre, Gropp. Früher hatte er besonders in der Bretagne gemalt, jetzt sich aber ganz dem Kunstgewerbe zugewandt. Ich ließ mir seine Sachen in seinem Zimmer zeigen. Ich begab mich auch in einige andere Zimmer und sah, daß die Leute sehr gut untergebracht waren. Von da fuhren wir nach dem Hotel ‚Bristol', wo wir mit den 10 Offizieren und einigen Damen den Tee einnahmen. Der älteste Offizier, Hauptmann von Raven, war in Kamerun gefangengenommen worden. Er erzählte manches Interessante. Um 5.41 Uhr fuhren wir wieder ab und trafen um 7 Uhr in Chur ein. Zum Abendessen hatte ich den Oberst-Korpskommandanten Schießler, der im selben Hotel wohnte, eingeladen. Er war 1901 mit mir in Spandau auf der Schießschule gewesen.

Am 17. fuhren wir um 9 Uhr ab in Begleitung des Konsuls Burchard und des Majors Polentz. Nienhaus war schon mit einem früheren Zuge vorausgefahren. Es schneite, weshalb nicht viel zu sehen war. In Klosters

waren 138 Soldaten auf der Bahn aufgestellt. Da der Zug aber nur 10 Minuten hielt, konnte ich leider nicht mit jedem einzelnen sprechen. Deshalb ging ich die Front ab und hielt eine Ansprache an alle. Das Wetter wurde allmählich besser.

In Davos-Dorf trafen wir um 12.05 Uhr ein. Hier empfingen mich 30 Offiziere, 3 Offiziersstellvertreter und 1 Fähnrich. Ich nahm Wohnung im Hotel ‚Flüela-Post'. Um 3 Uhr fand zwischen dem Hotel und dem Bahnhofe die Begrüßung der 1064 Leute statt, die ich natürlich nicht alle ansprechen konnte. Nachdem ich noch das älteste Haus des Ortes besucht hatte, fuhren wir im Schlitten nach dem ‚Zentralhotel'. Hier hatten sich unterdessen 164 Sachsen versammelt, um Kaffee zu trinken. Ich ging von Platz zu Platz und unterhielt mich längere Zeit mit jedem. Dann setzte ich mich mit den sächsischen Offizieren an einen Tisch. Ein Vizefeldwebel hielt eine Rede auf unseren König; ich antwortete mit einem begeistert aufgenommenen Hurra auf unser liebes Sachsenland. Den Abend verbrachten wir im Hause des Konsuls, wohin wir bei 17 Grad Kälte in offenen Schlitten fuhren. Mehrere Sachsen waren eingeladen.

An beiden Tagen gingen wir morgens bei grimmiger Kälte zur Messe in der neuen Kirche in Davos-Dorf. Am 18. fuhren wir vormittags im Schlitten nach dem Fridericianum, einer Schule, wo ich verschiedenen Unterrichtsstunden der Gefangenen beiwohnte. Ein Reserveoffizier, der Referendar ist, gab Unterricht in Bürgerkunde, ein Vizefeldwebel, von Beruf Oberlehrer, in Französisch, ein Württemberger in der Buchführung. Bei dem türkischen Unterricht verstanden wir alle nicht viel, denn er wurde durch einen Türken in seiner Sprache gegeben. Hierauf ging es durch eine Reihe Gänge, wo die Schüler aufgestellt waren, nach einem anderen Teile des weitläufigen Baues. Dort bereiteten sich eine Anzahl Leute zum Einjährig-Freiwilligen-Examen vor. Ein internierter Schuldirektor aus Berlin gab Unterricht in Physik und Deutsch, ein Oberlehrer in Französisch.

Unser nächster Besuch galt dem Rathause, wo wir uns die reizende Ratsstube mit einem Ofen von 1564 ansahen. Der Landammann von Davos begrüßte mich hier mit einer herzlichen Ansprache, auf die ich mit einigen Worten erwiderte. Dann besuchten wir die Fürstin Dohna, die um der Gesundheit von zwei Kindern willen seit neun Monaten hier weilt. Am Schluß des Vormittags begrüßte ich in dem sehr gut eingerichteten Krankenhause einige bettlägerige Soldaten. Auch unter diesen waren Sachsen.

Der Nachmittag wurde zunächst einem Besuch in dem Sanatorium ‚Bellavista' gewidmet, wo ich mich mit den Leuten in den Liegehallen unterhielt. Einige lagen zu Bett; ich fand sie alle sehr gut untergebracht. Dann besichtigten wir eine Tischler- und eine Buchbinderwerkstatt, die beide unter einem Dresdner Architekten Klein stehen. Er arbeitet ganz im Sinn und Stil unseres sächsischen Heimatschutzes. In einem anderen Haus wird den Internierten Unterricht über Gewerbefragen erteilt. Überall konnte ich mich überzeugen, daß tüchtig und praktisch gearbeitet wird. Hierauf nahmen

wir bei Oberstleutnant Nienhaus einen Kaffee ein. Das Abendessen vereinigte mich mit den Offizieren in einem Sanatorium. Es war so gemütlich, daß ich gar nicht den Eindruck hatte, in der Fremde zu sein. Ja, es kam mir vor, als wäre ich bei einem Alten-Herren-Abend in einem heimischen Kasino. Meine Nachbarn waren der älteste Hauptmann Harte und der älteste Sachse Oberleutnant der Reserve Bärensprung von unseren 18. Husaren, der in Kamerun gefangengenommen war. Harte brachte ein Hoch auf mich aus, ich ein Hurra auf den Kaiser.

Am 19. war das Wetter sehr schön. Um 10,10 Uhr fuhr ich ab. Die Offiziere waren zur Verabschiedung anwesend. Bärensprung fuhr mit. In Landquart, wo wir aßen, verließ uns Major von Polentz. In Rorschach trafen wir 3,11 Uhr ein. Hier standen auf dem Bahnhofe etwa 50 Offiziere, die ich einzeln begrüßte. Draußen waren 227 Mann aufgestellt. Die Kürze der Zeit erlaubte es nicht, mit jedem zu sprechen. Natürlich unterhielt ich mich mit jedem von den 128 Sachsen. Ein Einjährig-Freiwilliger meines Regiments 107 überbrachte mir bei diesem Anlaß Grüße eines mir sehr gut bekannten französischen Jesuitenpaters. Die übrigen Leute konnte ich leider nur im ganzen begrüßen. Dann ging ich zum Schiff, wo mich die Offiziere erwarteten. Ein württembergischer Stabsoffizier sagte mir: ‚Bitte, grüßen Sie die alte Mutter Germania von uns.‘ Als das Schiff abfuhr, riefen die Leute: Hurra! Es hat etwas Wehmütiges, zu denken, daß die Leute das Vaterland vor sich liegen sehen und doch nicht hinüber können. Am nächsten Tage war ich zu Hause.

Nachdem ich so den äußeren Verlauf meiner Reise geschildert habe, möchte ich noch einige zusammenfassende Bemerkungen über das, was mir die Gefangenen erzählt haben, hinzufügen. Ich habe etwa 200 Offiziere und über 3000 Unteroffiziere und Mannschaften gesprochen und glaube deshalb berechtigt zu sein, etwas urteilen zu können. Nichts liegt mir ferner, als Völkerhaß zu predigen. Darum werde ich auch manches Gute nicht verschweigen. Freilich verschwindet das fast in der Menge des Unerfreulichen.

Um mit unserem Hauptfeinde, mit England, anzufangen, so hat mir die größte Zahl der Leute, Offiziere und Mannschaften, übereinstimmend gesagt, daß die Behandlung in den Lagern als gut zu bezeichnen wäre. Dies gilt besonders von Stobbs in Schottland und von Holyport in England. Über ersteres hat man ja auch schon oft in den Zeitungen gelesen. Auch Templemoore in Irland sei ganz gut gewesen, namentlich rühmten sie da die Freundlichkeit der Iren. Die Verpflegung aber habe man als sehr eintönig empfunden. Alle wollten in Zukunft den Hammel lieber lebend sehen. Unzufrieden waren die meisten mit der Nahrung auf Jersey. Dafür rühmten sie, daß sie dort hätten in der See baden dürfen. Über die ärztliche Behandlung klagten alle. Kaum könne man von einer solchen sprechen. Es scheint, daß unsere Gefangenen gar nicht von wissenschaftlich gebildeten Ärzten behandelt worden sind, sondern von Leuten, für die wir die alte Bezeichnung Feldscherer haben. Die Ärzte in der Schweiz haben

vielfach erklärt, sie hätten manchem ein Auge oder ein Glied leicht retten können, wäre er nur früher in ihre Behandlung gekommen. Diejenigen, die in Kamerun waren, klagten, daß sie anfangs nur dünne Bekleidung gehabt hätten, für bessere aber nicht gesorgt worden wäre, so daß sie sehr gefroren hätten. Direkt schlecht behandelt wurden, wie ja bekannt, anfangs die Besatzungen der U-Boote. Ein Oberleutnant erzählte mir, als er sich ergeben hätte, habe ihm der englische Marineoffizier ins Gesicht gespuckt. Dann sei er drei Monate im Gefängnis gewesen. Schlecht ging es ferner denjenigen Gefangenen, die von England nach Rouen gebracht wurden und dort schwer im Hafen arbeiten mußten. Diese sehnten sich geradezu nach England zurück.

In Frankreich ist die Behandlung ganz verschieden gewesen. Diejenigen, die lange Zeit im Lazarett liegen mußten, hatten es in den meisten Fällen gut. In der überwiegenden Zahl gaben sich die französischen Ärzte Mühe und pflegten die Kranken sorgfältig. Gelobt wurden mir solche in Paris. Am besten fühlten sich immerhin diejenigen, die von deutschen Ärzten und Sanitätern gepflegt worden sind. Die Nahrung in den Lazaretten war meist gut. Natürlich gab es auch zahlreiche Ausnahmen. Als auf einen französischen Ort ein Fliegerangriff erfolgte, wurden in einem Lazarett daselbst alle Schwerverwundeten für drei Tage aus den Betten und auf den Boden geworfen. In einem anderen Lazarett hat eine Pflegerin den Verwundeten die Verbände mit Gewalt abgerissen. Leider haben sich auch Nonnen nicht immer gut benommen. Natürlich sind Verwundete auch von anderen Leuten schlecht behandelt worden. Zwei Offiziere an ganz verschiedenen Stellen sind, als sie als Schwerverwundete dalagen und fast sterbend waren, von französischen Generälen persönlich insultiert worden. Beide haben mir die Sache selbst erzählt. Ich will aber hier keine Namen nennen.

Viel schlechter ging es den Leuten, wenn sie entweder gleich oder nach der Genesung in die Lager abgeführt wurden. Besonders hat man über folgende Lazarette geklagt: Oléron, Blaye, Tours, Dinan, Tarbes, Limoges und St. Brieuc. Am schlimmsten scheint es in dem landschaftlich sonst reizenden Dinan gewesen zu sein. Die Baracken waren schlecht und boten nicht einmal genügenden Schutz gegen den in der Bretagne so häufigen Regen. An einem anderen Orte waren die Leute in einem Kuhstall untergebracht und litten sehr unter dem Ungeziefer. Decken gab es fast nie genügend und wenn, so waren sie oft zu kurz. Die Polen sind im allgemeinen besser weggekommen. Ein Mann erzählte mir, er sei sehr schlecht behandelt worden, weil er sich nicht als Pole erklären wollte, obwohl er ganz nahe bei der russischen Grenze wohnte. Das Essen ließ sehr viel zu wünschen übrig. Fleisch bekamen die Gefangenen zwar manchmal, doch sei es einmal dasjenige eines umgestandenen Maultiers gewesen. Die Bohnen waren oft nicht genießbar. Manchmal wären in dem Wasser Insekten geschwommen. Die Offiziere sind häufig sehr schlecht behandelt worden. Ein Leutnant

sagte mir, man habe ihn bei Tage in Fesseln geführt. Stabsoffiziere wurden weit unter ihrem Rang behandelt. In Amiens sind die Offiziere in die Einzelzellen des Zuchthauses eingesperrt worden. Ein Offizier erhielt Gefängnisstrafe, weil er sich weigerte, sein Ehrenwort zu geben, keinen Fluchtversuch zu machen. Der eine der beiden obengenannten von den Generälen insultierten Offiziere verbat sich das. Darauf wurde er zu Gefängnis verurteilt.

Noch schlimmer erging es denen, die man nach Corsica verschleppt hatte. Besonders die Lager an der Küste müssen im Sommer fürchterlich gewesen sein wegen der dort herrschenden Fieberepidemien. Ein Lager befand sich an einem Ort, der im Sommer wegen Fiebers selbst von den Einwohnern verlassen wird. Die Leute im Innern der Insel hatten es etwas besser. Am schlimmsten aber erging es den Unglückseligen in Afrika. Die Lager sind ja jetzt zum Glück aufgehoben. Die Leute mußten bei glühender Hitze arbeiten. Viele bekamen hohes Fieber, bis zu 41 Grad, wie mir verschiedene erklärt haben. Meldeten sie sich krank, so wurden sie eingesperrt. Viele sind elend gestorben. Die meisten erzählten, sie seien nicht von Schwarzen bewacht worden.

Ist es schon den Soldaten schlecht ergangen, so noch mehr den Zivilinternierten. Ich habe den Kapitän eines Handelsschiffes gesprochen, der schon am 30. Juli 1914 gefangen genommen wurde. Er hat nichts Gutes erfahren. Die herzbrechendsten Erzählungen hörte ich von den Internierten, die ich in Luzern begrüßte. Zwei Brüder erklärten mir, man habe sie drei Tage und drei Nächte lang auf der Eisenbahn gefesselt transportiert. Dann seien sie auf der Insel Ste. Margueritte bei Cannes gewesen und hätten dort oft mehrere Tage kein Wasser gehabt. Sie mußten die Zisterne reinigen, was seit Jahrzehnten nicht geschehen war. Die Nahrung sei sehr schlecht gewesen. Oft wären Zigarrenreste in der Suppe herumgeschwommen. Ein Sachse aus Freiberg schilderte mir in bewegten Worten seine Lage in einem solchen Lager in Afrika und bezeichnete es direkt als eine Hölle. Ja, er sagte, der Kommandant habe sie alle vergiften wollen. Wenn einer, wie z. B. er selber, vollständig gelähmt und fast im Sterben gelegen hätte, habe sich niemand um sie gekümmert: ‚Ah ce n'est qu'un boche.‘ Wo bleibt da die Nächstenliebe? Und doch gibt es viele unter unseren Feinden, die sie ausüben. Nur können sie das bloß in der Stille tun, weil die unbarmherzigen Schreier zu laut sind. Möge die christliche Caritas einst allen Haß besiegen!

Die kommenden Aufgaben der weiblichen Erziehung / Von F. W. Foerster

Was ist eigentlich das Ziel der weiblichen Erziehung? Wohin und wozu soll die Frau erzogen werden? Wichtiger als alle Methodenfragen ist auch hier die Zielfrage — die Klarheit und Sicherheit der Zielvorstellung verleiht, wie wir zu zeigen suchten, ganz von selbst auch den treffsichern Instinkt für die Wahl der richtigen Mittel: Die Wissenschaft vom Ideal ist die wichtigste Wissenschaft des Erziehers. Welchem Frauenideal also soll sich die künftige Erziehung anpassen? Woher soll man die Orientierung nehmen?

Eine besondere Schwierigkeit des modernen Erziehers besteht darin, daß wir in einer Zeit leben, in der in weiten Kreisen der Menschheit alle überzeitlichen Wahrheiten und Lebensziele verblaßt sind und wo infolgedessen die Seele ganz durch zeitliche Ansprüche und Bedürfnisse verwirrt und ihren tiefsten Gütern und Einsichten entfremdet worden ist. Mit diesem allgemeinen Zustande hängt es zusammen, daß in den letzten Jahrzehnten auch weite Frauenkreise in ihrer Lebensgestaltung und in ihrem Bildungsstreben sich immer mehr von zeitlichen Bedürfnissen und Anpassungen bestimmen ließen und ganz vergaßen, was sie sich selbst und der Kultur eigentlich schuldig sind. Man darf sagen: Nicht die Frau ist in die Männerberufe eingedrungen, sondern die Männerberufe sind in die Frau eingedrungen, die Frau hat sich mehr als je männlichen Arbeitsmethoden und Bildungsmethoden unterworfen, statt dem Mann ein Gegengewicht gegen die Einseitigkeit seiner Anlagen und Traditionen zu geben. Noch nie ist so viel von Emanzipation gesprochen worden wie heute, noch nie aber ist die Gefahr, daß die weibliche Kulturarbeit durch eine einseitig männliche Kultur absorbiert wird, ganz in den männlichen Methoden aufgeht, so groß gewesen wie gerade in unserm Zeitalter. Und zwar kommt diese Gefahr aus der amerikanischen Zivilisation, überhaupt aus der Amerikanisierung und Mechanisierung all unserer Lebensbedingungen. Worin besteht eigentlich das Wesen dieser Amerikanisierung? Es ist der Kultus eines atemlosen Arbeitslebens, das ganz der mechanisch-technischen Bewältigung des Lebens gewidmet wird. Gewiß steckt mitten in diesem Amerikanismus auch viel soziale und karitative Leistung. Aber auch dieser höhere Faktor wird immer mehr in den Geist des atemlosen Großbetriebs hineingerissen. Die ganze sogenannte Aktivität wird schließlich nur ein ewiges Reagieren, ein fieberhaftes Getriebenwerden von allen möglichen äußeren Anreizen und Bedürfnissen, ohne wahrhaft persönliche Stellungnahme, ohne Erhebung der Seele über die Macht der Zeit und des Augenblicks, ohne Mitwirkung der allertiefsten Seelenkräfte und ohne Reinigung der Motive.

Diesem ganzen Geiste gemäß hat sich das weibliche Erziehungsideal in Amerika entwickelt: die ‚Koedukation‘ will den weiblichen Typus schaffen, der diesem Lebenstempo und Geistestempo entspricht, in dem die Frau völlig

in der zivilisatorischen Beweglichkeit des Mannes aufgeht; das eilig klappernde Maschinenfräulein ist das Symbol dieses Typus.

Für unsere ganze Kultur gibt es wohl kaum eine größere Gefahr, als das Vorwalten dieses Amerikanismus und seines Lebensbetriebes. Für die Frau bedeutet diese Entwicklung unter dem Scheine der Befreiung die vollkommenste Hörigkeit, der sie je unterworfen wurde. Sie wird mit hohen Ehren als Ebenbürtige in die riesige Maschinerie der Manneskultur aufgenommen, dort aber wird sie in ihrer Eigenart völlig annulliert und als wirklich selbständiger Kulturfaktor geradezu ausgestrichen. Es wird ihr die Menschwerdung versprochen, und sie endigt als Arbeitsmaschine.

Wir brauchen dringend die Wiedergeburt eines selbständigen weiblichen Lebensideals. Die Frau muß wieder in das eigentliche Zentrum ihrer Kraft zurückkehren. Damit soll nicht etwa eine Wiederverengung des Frauendaseins und der Frauenseele befürwortet werden — es handelt sich nur darum, daß die Frau alle ihre geistige und aktive Teilnahme am Kulturleben von einem festen Mittelpunkte wahrhaft frauenhaften Wesens aus inspiriert. Sie soll in die Weite wirken, ohne sich selbst zu verlieren.

Der Wunsch nach solcher Rückkehr der Frau in ihr Allereigenstes ist wohl am lebhaftesten gerade dort laut geworden, wo sich die oben geschilderte Entwicklung am meisten ausgewachsen hat. Stanley Hall, der leitende Pädagoge Amerikas, wird nicht müde, die Frau zu mahnen, sie möge sich selbst und die menschliche Kultur aus der Überspezialisierung des männlichen Berufsbetriebes erretten und eine selbständige Arbeit und Bildung auf dem Fundament der Mütterlichkeit aufbauen, sie möge die Vermenschlichung unseres ganzen Bildungswesens einleiten und der alles ergreifenden Technisierung des Lebens entschlossen entgegentreten.

Worin besteht nun aber eigentlich die Vermenschlichung, die hier gefordert wird? Was ist es, das die Frau als ihr eigenstes unersetzliches Seelengut und Kulturgut bewahren oder wiedererobern soll?

Es handelt sich um zweierlei: Einmal um etwas ganz Persönliches und dann um etwas Soziales. Dieses Soziale ist allerdings etwas ganz anderes als die mehr technisch-politische Organisationsarbeit des Mannes.

Was zunächst das Persönliche betrifft, so haben denkende Männer zu allen Zeiten, gerade aus ihrer männlichen Einseitigkeit heraus, tief empfunden, welches Gegengewichtes die nach außen gewandte Lebensenergie des Mannes bedarf, wenn nicht das Leben jeden tieferen Sinn und Inhalt verlieren soll. Drei solche Mannesurteile sollen hier zu Worte kommen. Laotse sagt ganz allgemein: ‚Nicht ausgehend zur Türe kennt man die Welt. Nicht ausblickend durchs Fenster schaut man des Himmels Weg. Je weiter man ausgeht, desto weniger kennt man.‘

Also die tiefste Weisheit und Lebensbeherrschung wird nur in der Verinnerlichung gewonnen — durch gesammelte und hochgesinnte Verarbeitung des allernächsten und alltäglichsten Menschenschicksals.

Chrysostomus sieht nun eben darin die Überlegenheit der echten

Frau: ‚Der Mann wird von den Wellen des äußern unruhigen Lebens stets hin- und hergeworfen, die Frau aber, die im Hause die Schule aller Weisheit hat, kann sich stets im Gemüte sammeln, und nichts vermag den Mann so zu bilden und seine Seele zu regeln als eine beruhigte Frauenseele.‘

G o e t h e hat das Gleiche im Auge, wenn er in seiner Iphigenie sagt: ‚Sie bewahrt der Ruhe heilig unerschöpftes Gut.‘ Was ist mit dieser Ruhe gemeint, wie wir sie in den besten und reifsten Frauen aller Zeiten finden? Sie ist natürlich das Gegenteil von allem Amerikanismus, und doch bedeutet sie keineswegs Passivität. Ganz im Gegenteil! Es ist nur eine nach innen gerichtete Aktivität. Es ist der Sieg über die peitschende Selbstsucht und Ehrsucht, es ist die Reinigung aller Lebensmotive, die gelassene Überwindung von Enttäuschungen, Schmerzen und Leidenschaften. Solche Frauen erobern und unterwerfen die Außenwelt genau so heroisch wie der Mann, aber auf eine ganz andere, innerlichere Weise. Sie werden Herrinnen des Lebens, indem sie aus dem Ichwahn heraustreten. Aus diesem inwendigen Siege kommt eben das, was Goethe ‚die heilige Ruhe des Weibes‘ nennt. Durch dieses Vorbild inwendiger Verarbeitung und Bewältigung des Lebens vermag die Frau auch dem Manne ungeahnte Hilfe im Daseinskampf zu spenden, ja sie mahnt ihn dadurch unablässig an das Allerwichtigste, ohne das er auch auf die äußern Dinge nicht fruchtbar einzuwirken vermag, sondern den dämonischen Mächten des eigenen Begehrens oder der falsch behandelten Außenwelt zur Beute fällt. So wirkt die echte Frau vor allem durch ihr Sein, durch ihr innerstes Vollbringen und nicht durch ihr äußeres Tun; dadurch lenkt sie auch den Mann immer wieder vom Materialismus des bloßen Tuns auf das Sein, lehrt ihn, daß S e i n wichtiger ist als Tun, weil ja das Tun selber nur ein Fragment des Seins und darum ganz vom verborgensten Kraftleben der Seele abhängig ist. Die hier beleuchtete ‚heilige Ruhe‘ ist eben, weil sie etwas ganz Innerliches ist, sehr wohl mit äußerer Tätigkeit, ja sogar mit Berufsarbeit vereinbar, nur wird sie auch aus allem äußern Tun etwas ganz anderes machen, als es die unberuhigte und ungeläuterte Seele vermag. Ruskin spricht in diesem Sinne in seiner Schrift ‚Die Gärten der Königin‘ von der zielbewußten Frau, die durch eigene Verinnerlichung alle Kulturarbeit nach innen lenkt und inmitten des chaotischen Weltgetriebes das Herrscherrecht der geläuterten Seele ausübt. Wo immer eine adlige Frauenseele Leidenschaften beruhigt, Menschen versöhnt und Schicksale ihres Stachels beraubt, da waltet der Geist des Heims, da sind die Gärten der Königin — sogar mitten in Bureaus und Werkstätten. Auf das Herdfeuer in der Seele kommt es an, nicht auf den äußern Herd.

‚Mädchen müssen zur inneren Ruhe erzogen werden,‘ sagt auch Pestalozzi. Und auch er ist gewiß der letzte, der damit ein untätiges Blumendasein im Auge hat: Man kann viel vollbringen und doch ganz in der Stille sein. Auf die innerste Erhebung über die Lebenstriebe und Lebensreize, die uns in Unruhe stürzen, darauf kommt es an.

Im vorangehenden wurde das Persönlichste der Frauenleistung und dessen unersetzliche Bedeutung auch für die männliche Kulturarbeit beleuchtet: die innerlichste, ruhevollste Verarbeitung des Lebensstoffes, wie sie von der in sich gesammelten Frauenseele vollbracht wird, sie befreit auch die in die Welt hineinwirkende, männliche Tatkraft von verhängnisvollen Hemmungen, Störungen und Gegenwirkungen.

Definieren wir nun noch das eigenartige soziale Element im Wesen der Frau, dessen Bewahrung und Steigerung die Kultur heute mehr als je bedarf. Die norwegische Dichterin Selma Lagerlöf sagt in einem Vortrag über ‚Staat und Heim': der Mann habe den Staat, die Frau das Heim begründet, heute aber seien die Aufgaben des Staates so schwierig geworden, rufen so laut nach feineren sittlichen Kräften, daß die Frau, die das Heim begründet hat, nun auch im Staatsleben neben den Mann treten müsse. Das ist gewiß richtig, aber diese neue Mitarbeit der Frau kann nur dann etwas wirklich Neues bringen, wenn die Frau sich nicht selber verliert, ihre eingeborene Stärke nicht preisgibt, sondern aus dem Geist des Heims heraus auf die Weltprobleme einwirkt. Im Geist des Heims wurzelt die soziale Grundkraft der Frau. Worin besteht nun aber dieser Geist des Heims? Ein Heim ist überall, wo die Ichpest, der Ichkrampf, die Ichbesessenheit schweigt, wo an Stelle der Kräfte, die das Leben auseinanderreißen, die seligen Kräfte wirken, die den Frieden bringen; ein Heim ist eine Freistatt der Liebe im menschlichen Daseinskampfe, es ist der Ort, wo ein Wesen waltet, das nicht nur von sich selbst erfüllt ist, von seiner Bedeutung und seinen Rechten, sondern das zuzuhören, teilzunehmen und aufbauend zu wirken weiß. Der Mann ist durch alle seine Naturgaben darauf hingewiesen, kulturtechnisch und organisatorisch ins Weite zu wirken — die Frau hat mit der S e e l e der sozialen Organisation zu tun, mit den allerfeinsten Bindungen zwischen Mensch und Mensch, mit der höchsten Kunst des Sich-hineindenkens und Hineinlebens in das, was des andern ist. Ohne den G e i s t d e s H e i m s erträgt der Mensch den Mitmenschen nicht und wütet um so wilder gegen ihn, je näher er durch die äußere Technik des Lebens und Arbeitens mit ihm zusammengebracht wird. Je gewaltiger sich darum das männliche Organisationswerk ausweitet — politisch, technisch, sozial —, um so dringender ist es auf jene Innenarbeit der Frau angewiesen, der Frau, die im Altsächsischen die ‚Friedeweberin' genannt wird. Es gilt hier das Wort Christi: ‚Wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet.' Ohne Liebe und Achtung gegenüber dem einzelnen Menschen, ohne sittliche Verfeinerung menschlicher Bande führt alle Organisation nur zu haßerfülltem Auseinanderbersten, zu explosiver Nervosität, ist ein Turmbau zu Babel und stürzt zusammen wie alle Technik ohne Liebe, alle Politik ohne Gewissen.

Man hat gesagt: die kommende Frau solle p o l i t i s c h werden, sie solle für Wallenstein schwärmen und nicht für Piccolomini. Es würde aber die schlimmste Hörigkeit der Frau werden, wenn sie, die leidenschaftlich erregbare, impulsive, in d i e s e m Sinne politisch werden, d. h. in der

äußeren Organisationsarbeit der Menschheit aufgehen wollte. Alle ihre Kräfte weisen sie vielmehr auf eine andere Art der Politik hin: Sie muß sich der intimsten Zellen des Staatsorganismus annehmen, sie baut den Staat in der Seele, durch den im stillen errungenen Sieg des Opfersinns und des Friedenswillens über den starren Egoismus und über die vordringliche Selbstbehauptung, sie begründet überhaupt erst ein höheres politisches Leben, indem sie den Geist des Heims, den Geist der Fürsorge, der Verantwortlichkeit von Seele zu Seele, der menschenverbindenden Herzensgüte, zu einer ins ganze Leben dringenden Macht erhebt. In diesem Sinne hat sogar das, was oben als die allerpersönlichste Seelenleistung der Frau definiert wurde, eine fundamentale politische Wirkung: Hat die Frau mit der Organisation der Seele zu tun, mit der Rangordnung der Lebensgüter im inwendigen Menschen, mit der religiös-sittlichen Verarbeitung aller Lebensstörungen — so ist eben diese intimere organisatorische Arbeit der Frauenseele eine hochwichtige Grundlage auch aller Gesundheit in der äußern Lebensorganisation: das hat schon Plato erkannt — auch bei ihm muß die Ordnung in der Seele der staatlichen Ordnungsarbeit vorausgehen. Wehe dem Staate, wehe dem Manne, wehe der Frau, wenn diese Arbeitsteilung in der Kulturarbeit je als veraltet beiseite gestellt und der Gleichmacherei geopfert würde.

* * *

Es wird heute viel von weiblichen Berufen geredet. Der erste und wichtigste Frauenberuf ist die Vervollkommnung in der Liebe. Wird dieser Beruf nicht erfüllt, so bleibt die weibliche Seele tot und alle weibliche Berufsarbeit ist nur ein Totentanz. Liebe bedeutet nicht: süßliche Sanftmut, Liebe ist Macht über kleinliche Empfindungen, Befreiung vom engen Ich, größeres Leben, aufbauendes Wirken — Liebe ist das wahre politische Werk der Frau, ihr Dienst für die Einigung der Menschenkräfte: ohne das geheiligte Herdfeuer ganz persönlicher Liebe bleibt der Staat nichts als ein menschlicher Ameisenhaufen.

Die Leidenschaften des Daseinskampfes werden dem Weltreich der Liebe immer enge Grenzen setzen — um so mehr aber muß es einzelne Seelen geben, in denen dieses Reich seine ganze Macht entfaltet, uns mit Scham vor unserer Tierheit erfüllt und uns an unsere höhere Bestimmung mahnt. Darum brauchen wir mehr als je Frauenseelen, in denen Liebe und Herzensgüte mehr sind als eine bloße Anwandlung und eine Halbheit; Seelen, die gleichsam einen gotischen Stil in ihr Lieben tragen, ihm mit Konsequenz und Hellsichtigkeit das Alltäglichste dienstbar machen und dadurch den Himmel zur Erde herniederbringen.

Dazu aber ist viel Selbsterkenntnis und Selbsterziehung notwendig. Denn die Frau hat nicht nur die große angeborene Gabe zur Liebe — sie trägt in ihrer erregbaren Natur auch die angeborene Gabe zur Lieblosigkeit; daher kommt es, daß es nur zu oft gerade die Frauen sind, die bei Männer-

konflikten durch affektbeladene Worte Öl ins Feuer gießen und dauernde Verhetzung zustande bringen, statt die Leidenschaften zu beruhigen und mitten im Streite schon die Versöhnung vorzubereiten. Der Kulturzustand der Gegenwart begünstigt diese Neigung: Nur zu viele Frauen haben heute ganz den Stolz und die Würde ihres Eigenseins verloren, passen sich haltlos den Arbeitsmethoden und den Lebenssitten der Männer an, und vermögen daher auch der Roheit des männlichen Daseinskampfes kein erhebendes und läuterndes Gegenbild mehr entgegenzustellen, vielmehr werden durch diese Roheit alle verborgenen Haßaffekte und naturhaften Abwehrinstinkte ihres eigenen sensitiven Wesens haltlos erregt und entfesselt. ‚Nicht mitzuhassen — mitzulieben bin ich da' — dieses antike Frauenwort wird zwar oft auf den Lippen geführt, noch häufiger aber wird vergessen, was daraus für das alltägliche Reden und Urteilen folgt. Wahrlich, eine echte Frau sollte alle Lebenskonflikte benützen, um sich in der Kraft und Konsequenz der beruhigenden, versöhnenden Frauenstimme zu üben — das ist ihr wahres ‚Frauenstimmrecht'! Wie groß ist doch die Heiligkeit und Verantwortlichkeit des Wortes, wieviel Lebensfriede und wieviel Gottesfriede hängen von einer wohlbehüteten Zunge ab! Wieviel ungetaufte Urteile entfahren uns täglich!

Es gibt Worte, die entspannen und entwaffnen, und Worte, die explosive Gegenwirkungen wecken, Worte, die Dämonen bändigen und Worte, die die Hölle entfesseln! ‚Im Anfang war das Wort' — das gilt in übertragenem Sinne für das ganze Menschenleben. Wieviel menschliche Bande sind durch fahrlässig gesprochene oder fahrlässig weitergegebene Worte für immer zerrissen worden! Wieviel Kunst des Roten Kreuzes aber könnte in der sorgfältigen Behandlung eines erkrankten Selbstgefühls, wieviel heilige Wissenschaft der Friedensstiftung und Friedensbewahrung gegenüber irritierten und schwierigen Charakteren bewährt und geübt werden!

Wahrhaft selbständige Weiblichkeit wird sich nur dort entwickeln, wo ein junges Mädchen von früh auf angeleitet wird, die kleinsten und gewöhnlichsten Konflikte und Aufgaben zielbewußt in frauenhaftem Sinne zu lösen; solche Einübung bereitet sie darauf vor, auch in den erschütterndsten Schicksalen und Erprobungen stets Frau zu bleiben — so wie es uns die großen Frauengestalten der Heiligengeschichte oder der Dichtung vor Augen führen. Shakespeares Hermione im Wintermärchen ist im besonderen Sinne ein Vorbild, wie eine Frau ihr Recht und ihre Ehre in einer der männlichen Selbstbehauptung unendlich überlegenen Weise wiederherstellen kann. Um sich im Kampf mit dem Leben und mit dem Manne nicht selbst zu verlieren, muß sich die Frau zu einer konsequent frauenhaften Art von Selbstbehauptung erheben; erst in solcher Treue gegen sich selbst kommt sie ganz zu ihrer eigenen größten Stärke und wird der Brutalität der Welt auf eine geheimnisvolle Weise gewachsen.

Wenn es die höchste Aufgabe der Frau ist, im weitesten Sinne heimbildend, d. h. einigend, versöhnend, beruhigend zu wirken, immer wieder ein

Dach über obdachlosen, flüchtigen, ruhelosen, streitenden Seelen zu bauen, so muß diese hohe Kunst schon früh mit Sammlung und Entschlossenheit ergriffen werden: Die wahre weibliche Erziehung soll darum ein besonderes weibliches Ehrgefühl wecken, sich nicht gehenzulassen in harter Antipathie gegenüber schwierigen oder abstoßenden Temperamenten, in der Wahl des Umganges nicht immer nur dem eigenen launenhaften und unduldsamen Geschmacke nachzugeben, vielmehr die hohe Pflicht der künftigen Heimschöpferin im Auge zu haben, die Pflicht, nicht bloß den engen Kreis der Familie zusammenzuhalten, sondern auch mit komplizierten empfindlichen und anspruchsvollen Verwandten in Frieden zu bleiben und dabei doch die eigene Würde und die Rechte des eigenen Heims zu wahren. Darum lasse man jungen Mädchen keinen Spott durchgehen, man zeige, wie tief unweiblich es ist, sich mit unerquicklichen Menschen durch Spott auseinanderzusetzen, statt sich vor Augen zu stellen, wie leicht durch traurige und verwirrende Jugendeindrücke, Enttäuschungen, Mißerfolge und verhängnisvolle Erbschaften, sowie durch Mangel an guter Führung auch wertvolle Naturen in verschrobenes Wesen getrieben werden können. Spott ist unmenschlich, ist das Gegenteil des heiligen schützenden Herdfeuers; Spott ist eine windige Insel mitten im Polarmeer, und die darauf bleiben, erstarren selber zu hartem, grünem Eis. Spottsucht ist nur zu oft der Fluch von Menschen, die aus sehr guten wohlbehüteten Familien stammen und von der Tragik des Menschenlebens nicht die leiseste Ahnung bekommen haben.

Nächst der Spottsucht sind unhöfliche Umgangssitten ein Hauptelement der Auflösung in menschlichen Beziehungen. Ein Menschenkenner sagt: ‚Es gibt nichts, was die häusliche Liebe leichter zersetzt, als Unhöflichkeit.‘ In der Tat leiden viele Menschen in ihren nächsten menschlichen Verhältnissen Schiffbruch, nicht, weil es ihnen an sozialer Gesinnung fehlte, sondern weil sie allzu gleichgültig in bezug auf äußere Formen und Ausdrucksweisen sind — als ob die äußere Sitte nicht ein Symbol für das Innere und zugleich der erste Anfang für die Übertragung bloßer Gesinnungen in das wirkliche Leben wäre! Knigges ‚Umgang mit Familienmitgliedern‘ müßte noch geschrieben werden.

Gerade das häusliche Zusammenleben in all seinen Konflikten und Schwierigkeiten bietet höchst fruchtbare Gelegenheiten für angewandtes Christentum. Ist Christus nicht auch der Lehrer der häuslichen Grazie? Geht nicht gerade das engere Zusammenleben und Zusammenarbeiten selbst zwischen Menschen, die sich aufrichtig lieben und hochachten, nur zu leicht an den Gegensätzen der Temperamente und an den Reizungen des täglichen Umgangs zugrunde, wenn nicht eine höhere Liebe darüber waltet, die den Krampf der Selbstgefühle entspannt und dem häßlichen Zusammenprall der menschlichen Unvollkommenheiten, der Unduldsamkeit der Nerven, dem heimlich kochenden Ärger, entgegenwirkt mit dem heißen Gebete: ‚Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern?‘

Man sollte jungen Frauen nicht zu viel abstraktes Christentum pre-

digen, sondern mit ihnen ganz offen die tragischen Schwierigkeiten besprechen, in die eine verheiratete Frau hineinkommen kann und die sich nur aus dem Mittelpunkt einer ganz starken, von der Angst und dem Trotz des Ichwesens wirklich gelösten Liebe entwirren lassen. Auch die notwendige Selbstbehauptung der Frau und ihrer unveräußerlichen Rechte kann nur dann ohne häßliche Preisgabe ihrer Haltung und ihrer Vornehmheit geschehen, wenn die höchste Liebe darüber wacht und das kleine eifernde Ich von jeder Einmischung fern hält. Man nehme z. B. den Fall der Untreue des Mannes. Wie schnell verliert die Frau ihre letzte Macht über den Entgleisten, wenn sie solche Konflikte in einen rein weltlichen Besitzstreit entarten läßt und nur aus dem Gefühle der persönlichen Zurücksetzung heraus redet und handelt. Und doch wäre es ebenso falsch — und auch ein falschverstandenes Christentum — in solchem Falle die eigenen Rechte widerstandslos zu opfern. Denn es handelt sich hier um Rechte höherer Ordnung, nicht bloß um weltliche Besitzrechte. Fordert doch in diesem Sinne schon Augustinus nachdrücklich zum ‚Widerstand gegen das Böse' auf:

„... Eifersüchtig auf ihre Männer sollen die Frauen sein, nicht um ihres Fleisches, sondern um des Heiles der Männer willen. Dazu ermahne ich, das gebiete ich, das befehle ich: der Bischof befiehlt es, Christus in mir befiehlt es: der, in dessen Angesicht mein Herz brennt, der weiß es, wessen Geist in mir befiehlt. Ich befehle es: Lasset eure Männer nicht der Hurerei nachgehen, rufet die Kirche wider sie auf!... In allen übrigen Dingen sollt ihr als Mägde euren Männern gehorchen, untertan zum Dienste aus Liebe. Kein Trotz, keine Hoffart, kein Ungehorsam sei in euch: dient ihnen als Mägde — aber in jener Angelegenheit, sage ich, sprecht, schreiet für Euere Sache. Wenn der Mann aus Not deinen Meierhof verkauft, so trage es geduldig — verachte alles aus Liebe zu deinem Manne. Nur keusch soll er bleiben, die eheliche Treue sei dein Wunsch, dafür streite du. Laß in Geduld dein Landgut zugrundegehen, wenn nur die Seele des Mannes nicht verloren gehet — durch deine Nachsicht!"

Allerdings kommt in solchen Konflikten alles darauf an, daß das Recht nun auch in jener höheren, religiösen Weise verteidigt werde, die seinen eigenen höheren Sanktionen entspricht und durch die allein auch das Gewissensleben des schuldigen Teils getroffen werden kann. Die wahre christliche Kultur im Tone und in der Gesamthaltung gibt uns erst die Möglichkeit, unbeugsam unser Recht zu behaupten, ohne dabei unsere Würde preiszugeben. Das kann gerade heranwachsenden Frauen nicht eindrucksvoll genug gesagt werden — sie sollten dabei angeregt werden, die kleineren Konflikte ihres Erfahrungskreises in solchem Sinne zu behandeln — zur Einübung in die richtige Behandlung künftiger großer Lebensnöte.

Nur Frauen, die sich auf solche Weise gründlich in der innern und äußern Kunst des Heimbildens erzogen haben und deren Herz erweitert

worden ist durch die Liebe, die ‚nicht von dieser Welt' ist, nur solche Frauen werden den großen Erprobungen des Frauenlebens gewachsen sein, werden die Kraft haben, wenn das Schicksal es verlangt, ein Heim auch unter schweren Bedingungen aufrecht zu erhalten — inmitten von Temperamenten, die im innersten Wesen friedlos und heimzerstörend sind. In Frauen, die dazu fähig sind, da wirkt und erneuert sich die Kraft, die die menschliche Gesellschaft in der Tiefe zusammenhält — ohne diese Kraft vermag keine noch so hochentwickelte Technik der politischen Organisation die sittliche Auflösung des Staatslebens zu verhindern. Es gibt eine Logik des Intellektes, und es gibt gleichsam eine Logik des Charakters, die jede Seelenkraft mit feurigem Willen erfaßt und sie treibt, ihren letzten Sinn herauszubringen. Wer nur um der andern willen liebt und nicht auch die Liebe selber liebt und ein unerschöpfliches Leben in ihr entdeckt, mit allen Seligkeiten der inneren Befreiung — dessen Liebe muß früher oder später eben an jenen ‚Anderen' zerbrechen. Für die seelisch und nervös so erregbare Frau gilt das noch in ganz besonderem Sinne. Frauen können Beleidigungen und Verfolgungen oft schwerer überwinden als Männer; sie werden von dem Anblick der Bosheit und Roheit seelisch mehr erfüllt und verletzt als der gröber organisierte Mann. ‚So wie leise vom Winde erschüttert, schnell die äolische Harfe erzittert — also die fühlende Seele der Frau.' Gerade darum muß man in der Erziehung so sehr darauf achten, die weibliche Seele von der Übermacht der äußeren Eindrücke und Beispiele zu lösen. — ‚Laß den andern nicht Gewalt über dich bekommen', muß die Parole für die weibliche Selbständigkeit sein. Man zeige, wie schwer es ist, in Wirklichkeit ‚unberührbar' zu werden, wie sehr wir z. B. in unserer Beurteilung anderer beeinflußt werden durch das, was sie über uns gesagt haben, und was wir über ihre Gesinnung uns gegenüber wissen. Man leite junge Mädchen an, in persönlichen Konflikten ein objektives Urteil zu bewahren, den eigenen Schuldanteil nicht zu beschönigen, dem Gegenpart gerecht zu werden, seine Motive zu würdigen — solche Anleitung kann mehr zur Objektivität erziehen als die längste wissenschaftliche Arbeit; zugleich ist sie eine Einübung in eine selbständige Stellung gegenüber fremder Ungerechtigkeit und fremdem Übelwollen. Gewiß ist nicht jeder Mensch durch Edelsinn zu erweichen; wer sich aber selbst durch große Reizungen nicht auf einen niederen Standpunkt herunterreißen läßt, der gewinnt so an innerer Kraft, daß er auch in scheinbarem Unterliegen doch triumphiert und weithin erziehend wirkt. Auf diesem Gebiete liegt die ganze Macht der Frau.

All den hier erläuterten Aufgaben ist die moderne Frau allerdings sehr entfremdet. Die moderne Frauenemanzipation hat gewiß einen verdienstvollen Kampf gegen verderbliche Privilegien und Engherzigkeiten geführt. Aber sie hat durch ihr allzu einseitiges Pochen auf persönliche Rechte und Freiheiten doch der weiblichen Seele auch wiederum schweren Schaden zugefügt, sie verhängnisvoll von den eigentlichen Kraftquellen ihrer Gesundheit und ihrer Kulturmacht abgeführt und sie der uralten Weisheit und

Hoheit des Dienens entfremdet. Die Phrasen vom Persönlichwerden haben Tausenden von heranwachsenden Frauen Steine statt Brot gegeben und sie in die Sandwüste des Selbstdienstes hinausgelockt. Die sogenannte soziale Arbeit hat diesen Grundschaden in keiner Weise auszugleichen vermocht, ja sie selber leidet schwer an dem Niedergang tiefster weiblicher Selbstlosigkeit und Geräuschlosigkeit — sie ist nur zu oft ein Dienst ohne die Seele des Dienens. ‚Viel geben und wenig fordern ist höchstes Frauenrecht', sagt eine indische Frau. Wer den Sinn dieses Wortes richtig erfaßt, der hat viel gelernt.

Zweifellos wird es den stärkeren und tieferen Seelen in der neuen Frauengeneration immer klarer werden, in welches stilwidrige, d. h. den besten Gaben und Zielen des Frauenwesens widersprechende Auftreten die weibliche Jugend durch den modernen Lebensbetrieb und die moderne Lebensphilosophie hineingedrängt worden ist. Oder gibt es etwas Abstoßenderes und Stilwidrigeres, als das laute und selbstsichere Reden, das selbstbewußte und darum merkwürdig eckige und anmutlose weibliche Sichbewegen so vieler moderner junger Frauen? Es ist stilwidrig, eben weil die höchste Kulturarbeit und gerade auch die höchste soziale Hilfsarbeit der Frau in dem Vorbilde der Entselbstung, nicht aber in jenem modernen Unterstreichen des Ichwesens liegt, das ja nur ein Zeichen dafür ist, daß die wahre innere Sicherheit und Selbständigkeit noch nicht gefunden ist. Augustinus sagt den Frauen: ‚Gehet auf den Pfaden der Hoheit mit den Füßen der Demut.' Das klingt sehr veraltet — und ist doch die ewige Wahrheit für die Frauenseele, für die Frauensitte und die Frauenarbeit. An dieser Wahrheit erwacht die Frau überhaupt erst zum Geheimnis ihrer Stärke und zum Bewußtsein dessen, was der prahlende und stampfende Mensch unserer Zeit braucht, um aus der inneren Not seines hochgeschwollenen und doch so ratlosen Ichs herauszukommen. Gedenkt man nun jener ‚Füße der Demut' und betrachtet dem gegenüber auf unseren Bahnhöfen am Sonntag all jene eisenbeschlagenen Jungfrauen mit ihrem sportlichen Getue und ihrem selbstgewissen Auftreten, da muß man sich doch sagen: Hier ist etwas nicht in Ordnung, hier wird etwas Höheres um ein Linsengericht preisgegeben! Und die jungen Mädchen spüren das selber, sonst würden sie in den Kupees nicht so laut reden, das tut man nur, wenn man irgend etwas bei sich nicht in Ordnung fühlt. Gewiß soll die körperliche Erholung nicht angegriffen werden, wohl aber die moderne Übertreibung, die ganze Abstumpfung gegen frauenhafte Sitte, das egoistische Viel zu viel, das Aufblähen von Nebensachen zur Hauptsache! Das alles schafft unglückliche Frauen, die im wirklichen Leben Schiffbruch leiden, auch wenn sie auf der ‚Ski-Föhre' noch so geschickt sind; sie sind für die wichtigste ‚Föhre' des Frauenlebens seelisch gar nicht vorbereitet, sie vermögen dem Egoismus des Mannes keine höheren sittlichen Mächte gegenüberzustellen und sind ihm doch auf dem Gebiete seiner eigenen Art von Selbstbehauptung selten gewachsen — gibt es ein traurigeres Bild von Halbheit, Unbeholfenheit und innerer Heimatlosigkeit, bei allem äußeren An-

schein erhöhter Lebenssicherheit, als das Auftreten solcher Frauen? Wer vermöchte in diesem Zustande so vieler modernen Frauenseelen noch eine hohe Errungenschaft zu sehen? ‚. . . Und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle . . .‘

* * *

Zu einer bodenständigen Kunst des ‚Heimbildens‘ gehört notwendig die hauswirtschaftliche Erziehung, und zwar nicht bloß, weil ein materielles Fundament da sein muß, sondern auch, weil gerade die Achtsamkeit und Energie in der Behandlung des Materiellen die wertvollsten sittlichen Kräfte in Übung zu setzen vermag. Es ist darum höchst erfreulich, daß heute die Bewegung für hauswirtschaftliche Erziehung so weite Kreise ergriffen hat — leider aber hat man an vielen Orten noch zu einseitig die bloße ökonomische Bedeutung dieser Schulung begriffen; die unersetzlichen *seelenbildenden* Kräfte einer richtigen hauswirtschaftlichen Pädagogik müßten noch weit mehr zur allgemeinen Anerkennung gebracht werden. Trotz all unserm Christentum stecken wir immer noch tief in der heidnischen Auffassung, als wenn die Vornehmheit mit der Entfernung von der Handarbeit wachse und als wenn bildend nur die Aufnahme geistiger Nahrung oder das Vollbringen geistiger Leistungen wirke. Diese falschen Auffassungen vom Wesen und den Mitteln der Bildung sind es dann, die überall die Flucht vor dem Dienen begünstigen und die körperliche Arbeit als Erniedrigung erscheinen lassen. Im Gegensatz zu dieser falschen Deutung des Verhältnisses von Geist und Material hat uns Christus in der Fußwaschung das erhabene Gleichnis gegeben, daß das Höchste in dienender Gestalt zu uns kommt, um uns zu zeigen, daß wir nur in dienender Gestalt zum Höchsten kommen können. In der Verarbeitung der Materie, in der Vergeistigung des Ungeistigen, in der ordnenden Gestaltung des Ungeordneten kommt die Seelenkraft erst zu ihrer höchsten Entfaltung und Erprobung. Bildung ist nur da, wo wirklich etwas gebildet wird, d. h. also, wo *Materielles* und *Äußerliches* durch die Kräfte der *Innenwelt* beseelt und gestaltet wird. Darum eben ist die häusliche Arbeit mit all ihren stofflichen und menschlichen Schwierigkeiten geradezu Geistesübung — natürlich nur in dem Maße, als das körperliche Vollbringen von geistig-sittlichen Kräften geleitet wird. In diesem Sinne spricht Pestalozzi von den ‚Bildungsmitteln der Wohnstube‘, und sieht in der häuslichen Arbeit ein Mittel zur Erziehung zur Geistesgegenwart, ja sogar zur Weckung des Schamgefühls, da ja durch die praktische Anleitung zu ‚häuslicher Aufmerksamkeit‘ überhaupt die geistige Kontrolle über das Impulsleben eingeübt und die engste Verbindung des Handelns mit dem Gewissen gleichsam zur Gewohnheit gemacht werde. In diesem Sinne ist im besonderen für die weibliche Erziehung die sorgsame häusliche Handleistung auch eine Vorschule aller Art für frauliche Geduld und Selbstlosigkeit, für alles besonnene und umsichtige Eingehen auf das, was außerhalb des eigenen Selbst ist. Darum erzieht häusliche Arbeit auch

ein Mädchen weit sicherer zur Objektivität, als alle bloß geistige Disziplinierung. Allerdings setzen diese charakterbildenden Wirkungen voraus, daß man die Jugend selber für die geistige Bedeutung solcher Art von körperlicher Arbeit zu interessieren und das Äußere zum Gleichnis innerer Dinge zu machen weiß. Ein kleines Beispiel: Wie viel Symbolik läßt sich in eine Anweisung über den ‚richtigen Umgang mit der Türe' hineinlegen. Man gebe die betreffende Anweisung mit möglichst drastischer Benutzung des Objekts: Was es zunächst heißt, die Türklinke fest in der Hand behalten und die Bewegung der Tür genau zu bestimmen, statt sich alles aus der Hand gleiten zu lassen und die Ruhe des Hauses dem Zugwind preiszugeben. Wie wichtig ist es, sich keine Worte entgleiten zu lassen, wie wichtig, alles fest in der Hand zu behalten, was man begonnen hat! Im Umgang mit der Türe verrät sich geradezu die wirkliche soziale Kultur eines Menschen. Muß man aber nicht leider in Hotels und Sanatorien immer wieder feststellen, wie unentwickelt das elementarste Denken an den andern noch bei den meisten Menschen ist, wie rücksichtslos vielmehr im Zuwerfen und Offenlassen von Türen sich selbst sogenannte hochgebildete Menschen benehmen? Der Erzieher spreche ferner darüber, wie die Türe zu schließen ist, wenn man ungerecht getadelt wurde oder wenn eine Bitte abgeschlagen wurde. Lieben es doch selbst viele Erwachsenen noch, selbst in der Ehe, einander den Grad der Mißstimmung durch die Art des Türschließens nahe zu bringen. ‚Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt', so muß die Tür ausdrücken, was man leidet! Kurz — die Herrschaft über die Türklinke offenbart und symbolisiert viel wichtige Herrschaft des Menschen über sich selbst und über das Leben!

Seit einer Reihe von Jahren wird in Deutschland lebhaft für ein weibliches Dienstjahr Propaganda gemacht. Was die soziale Schulung betrifft, so scheint mir für deren doch sehr komplizierte Aufgabe der mechanisierende Massen- und Zwangsbetrieb gänzlich ungeeignet zu sein. Auch handelt es sich auf dem Gebiete der sozialen Arbeit doch um Leistungen, die sofort veräußerlicht und ihrer feinsten Impulse beraubt werden, wenn man sie zum Gegenstand einer Zwangsregelung macht. Für die hauswirtschaftliche Erziehung hingegen müßte ein solches Dienstjahr — wenn auch gegen staatlichen Zwang und staatlichen Schematismus gewichtige Gründe sprechen — zweifellos von großem Segen sein. Ja, eine solche wirklich sachliche Schulung muß sogar als ganz unentbehrlich erscheinen, wenn man sich klarmacht, wie selten in der heutigen Familie sowohl der oberen wie der unteren Klassen für die technische und pädagogische Seite solcher hauswirtschaftlichen Unterweisung und Einübung zureichend gesorgt ist und wie außerordentlich verhängnisvoll die mangelnde hauswirtschaftliche Schulung weiter Kreise unserer Frauenwelt sich im ganzen wirtschaftlichen und häuslichen Leben der Nation bemerkbar macht. Auch ist es wahr, daß eine solche gründliche Einführung in die Bewältigung der Materie des Lebens ein höchst wünschenswertes Gegengewicht gegen alle bloß abstrakt-

geistige und ästhetisierende Frauenbildung geben und auch für die berufstätigen Frauen ethisch und ökonomisch von vielfältigem Segen werden würde.

Pädagogisch am fruchtbarsten für junge Mädchen wäre jedenfalls eine enge Verbindung von hauswirtschaftlicher und religiös-sittlicher Erziehung: die geistige Einwirkung bedarf der unmittelbaren Einübung und Nachfolge; das Memorieren durch die Tat ist wichtiger als das Memorieren im Kopfe — und andererseits bedarf die materielle Arbeit unablässig der höheren Gesichtspunkte und Deutungen, um wirklich die Macht des Geistes über das Leben zu verwirklichen. Auch liegen in der Beschäftigung mit den wirtschaftlichen Gütern viele dunkle Gefahren für die Seele, die nur zu schnell hervorbrechen, wenn nicht von Anfang an das Materielle nachdrücklich in den Dienst des Geistes gestellt wird. Das Ideal einer Haushaltungsschule ist daher nicht das Marthahaus, sondern das Mariahaus, in dem durch eine tiefgehende Seelsorge, an der Hand der großen Helden und Heldinnen der Liebe und der Selbstverleugnung, die Lernenden so lebendig in das höhere Leben der Seele eingeführt und so eindrucksvoll über den Zusammenhang ihres Dienstes mit jenem Leben aufgeklärt werden, daß sie dann mitten im Materiellen doch als Priesterinnen der Geistesmacht und der Liebe zu wirken wissen.

* * *

So segensreich und notwendig die praktisch-soziale Schulung und Arbeit ist, sie bleibt doch — auch für die tiefere soziale Gesundung selber — nur eine Nebensache, genau so, wie die unentbehrlichen Suppenanstalten nur eine Nebensache sind gegenüber der an die Wurzel gehenden Reform der wirtschaftlichen Zustände. Für die Besserung all unserer sozialen Verhältnisse und für die Erziehung der weiblichen Volksjugend ist es doch das Allerwichtigste, daß wir Frauen haben, die in ihrem ganzen Denken und Fühlen, in ihrem Bildungsstreben, in der Art ihres Wirkens, zielbewußt zu dem Einen, was nottut, zurückgekehrt sind, echte frauenhafte Frauen, heimbildende Frauen, die erkannt haben, worauf es ankommt im Leben, die nicht bloß praktische Hilfsarbeiterinnen sind, sondern wissen, w o h i n geholfen werden muß. Wo das fehlt, da ist ‚soziale Praxis' auch nur ein Geräusch mehr in dem großen Jahrmarkttrubel moderner ‚Betätigungen'. Daß uns Frauen der obenbezeichneten Art heute allzusehr fehlen, das erkennt man am besten in dem weitverbreiteten Spiel der Eitelkeiten und des Neides mitten in sozialen und karitativen Vereinen. War schon der Weltkrieg ein Ergebnis der aus den Tiefen der weltlichen Begehrlichkeit hervorkochenden, immer ungebändigteren Scheelsüchte und Geltungsleidenschaften, so sind die gleichen übeln Instinkte in unserer ganzen kulturellen Zusammenarbeit bis weit hinein in die ‚Liebeswerke' zu erstaunlicher Naivität des Gebarens emporgewachsen. Wir alle sind vor lauter gegenseitigem Beneiden geradezu eine ‚gelbe Rasse' geworden; mitten in der Caritasarbeit trifft ein harter Blick die erfolgreichere Vereinsschwester; Empfindlichkeiten, Vor-

dringlichkeiten, Schnödigkeiten und Intriguen ohne Zahl machen sich mit Worten und Taten sogar in Kreisen breit, in denen das Wort ‚sozial' die Parole jeder Stunde ist. Wem käme es nicht gerade solchen Erscheinungen gegenüber zum Bewußtsein, daß hier die Martha die Maria zu vertreiben droht; vor lauter sozialer Geschäftigkeit hat man vielfach den tiefsten Sinn des Wortes ‚sozial' vergessen, nämlich die ‚Entselbstung', das Stillwerden dessen, was Pascal ‚le moi haïssable' nannte. Darum ist diejenige Frau, die es heute wagt, zunächst gar nicht sozial zu arbeiten, die aber die Fragen und Konflikte ihres persönlichen Lebens als erlöster Mensch zu ordnen sucht, ohne jedes Geräusch und ohne alle Selbstgefälligkeit, wohl sicherlich die wichtigste soziale Arbeiterin der Gegenwart. In ihr organisiert sich von neuem das Leben, in ihrer Seele wird der Geist der Auflösung überwunden! Das ist wirkliche ‚soziale Praxis' — ohne diese Art von Anwendung bleibt in aller sozialen Arbeit eine gefährliche Lüge und verdirbt die Gesellschaft und den Charakter.

* * *

Eine sehr schwierige und sehr wichtige pädagogische Aufgabe besteht darin, all die erzieherischen Vorteile, die der Wetteifer der beiden Geschlechter mit sich bringt, vorurteilslos zu verwerten, aber ebenso umsichtig auch den Gefahren vorzubeugen, die aus der Gleichmacherei entspringen. Im Sinne der Selbständigkeit des Frauenideals und der Frauenleistung muß in den jungen Mädchen an der Hand einfacher, praktischer Leistungen und an großen Vorbildern von früh an der Stolz auf ihr eigenes Geschlecht erweckt werden, statt daß sie in ihren eigenen Augen und in denen der Knaben, gleichsam nur als Motoren zweiter Güte eingeschätzt werden. Daß sie zwar etwas anderes, aber von Grund aus Ebenbürtiges seien, das kann ihnen nicht nachdrücklich genug zur Stärkung eines gesunden Selbstbewußtseins nahegebracht werden. Mit Recht behauptet ein neuerer Nervenarzt, daß die Zurücksetzung des Mädchens in der Familienerziehung, die Erhebung der männlichen Energie zum obersten Wertmesser, viele junge Mädchen dazu triebe, sich selbst untreu zu werden und um der höheren Geltung willen — vielfach ganz unbewußt — den männlichen Typus nachzuahmen, wobei sie dann alles, was ihnen um ihrer Weiblichkeit willen verboten wird, als eine ehrenrührige Benachteiligung gegenüber dem stärkeren, erfolgreicheren und beweglicheren Geschlechte betrachten. Wieviel tiefer Sinn liegt dieser Verwirrung gegenüber in dem alten römischen Ehegelöbnis: ‚Wo du Cajus bist, will ich Caja sein.' Und wieviel Aufklärung über die Verschiedenheit und die Gleichwertigkeit der beiderseitigen Aufgaben ließe sich an dieses ‚us' und dieses ‚a' anknüpfen, so z. B. auch in folgendem Sinne: ‚Caja ist weniger erlaubt als Cajus — aber gerade darin liegt ihre Hoheit; einer Königin ist nicht mehr erlaubt, sondern mehr verboten als den andern.' Schon im frühen Alter rege man junge Mädchen nicht bloß zur Selbstbehauptung gegenüber rohen Knabensitten, sondern zu ernster

Gegenwirkung gegen das männliche Sichgehenlassen an: sie sollen geradezu ihren Stolz dareinsetzen, daß die Knaben sich in ihrer Gegenwart Worte versagen, die sie sonst aussprechen würden. Die Erfahrung solcher kleinen Erfolge vermag eine Mädchenseele mehr zu stärken und auf den richtigen Weg zu bringen, als viele Predigten und Ermahnungen. Und ebenso hat für die Knaben ein solcher erster Eindruck von den ‚Gärten der Königin' eine hohe erzieherische Bedeutung — auch wenn zunächst noch die Flegeljahre darüber hinwegstürmen.

In den letzten Jahren ist im Anschluß an amerikanische Vorbilder und als Gegenwirkung gegen mancherlei übertriebene Abschließung in dem Verkehr junger Leute beiderlei Geschlechts die gemeinsame Unterweisung und Erziehung der Geschlechter lebhaft befürwortet worden. Mit Recht hat man die Bedeutung der gegenseitigen Erziehung der beiden Geschlechter hervorgehoben — man ist aber der Illusion verfallen, daß durch bloßes intensives Zusammensein und Zusammenarbeiten in den Entwicklungsjahren Jüngling und Mädchen sich gegenseitig ‚erziehen' und ‚ausgleichen' könnten. Jene gegenseitige Ergänzung aber ist ein weit komplizierteres pädagogisches Problem, als es sich die Verteidiger der gemeinsamen Erziehung vorstellen. Jedes der beiden Geschlechter muß erst zu sich selber kommen und seine besondere Art zu reiner Darstellung bringen, ehe es zu einer pädagogischen Kraft für das andere Geschlecht werden kann. Knaben in den Flegeljahren und unfertige junge Männer, deren Männlichkeit noch keine Reife, kein Gleichgewicht und keine Sicherheit hat, können unmöglich einen bildenden Einfluß auf junge Mädchen ausüben; was die jungen Mädchen dabei lernen, das ist höchstens eine gewisse äußere Derbheit und ein salopper, burschikoser Jargon, also nur die Symptome der unerzogenen Männlichkeit. Dadurch aber kann die junge Weiblichkeit auch nur in allem Unerzogenen und Saloppen ihres eigenen Wesens bestärkt werden. Ebensowenig werden junge Mädchen in einem Alter, in dem sie sich selbst noch nicht verstehen und weder die Stärke der zielbewußten Weiblichkeit, noch die robuste Wehrhaftigkeit der männlichen Jugend besitzen, erzieherisch auf das andere Geschlecht einwirken können; bei einer solchen ungleichen Kameradschaft entwickelt sich erfahrungsgemäß auf männlicher Seite nur Geringschätzung für das andere Geschlecht — während eine unbeirrte Weiblichkeit ihren Eindruck selbst auf verwilderte junge Leute selten verfehlt.

Diese Erwägungen gelten natürlich nicht für die Zeit vor der Pubertät. In den Entwicklungsjahren aber haben die Geschlechter aus gesundem Instinkt heraus das Bedürfnis, mehr unter ihresgleichen zu sein. Das Schillersche Wort: ‚Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe!' hat seine nie veralternde psychologische Wahrheit für alle gesunde männliche Jugend. Ist es nicht charakteristisch, daß bei den freiwilligen Klubgründungen der Volksjugend in Amerika Knaben und Mädchen sich immer getrennt organisieren? Allzuviel Zusammensein der beiden Geschlechter muß in diesen

Jahren zweifellos störend auf die eigenartige Entfaltung des männlichen und weiblichen Seelenlebens wirken — die Mädchen werden burschikos, sie geben ihren eigenen Lebensstil, ja ihr eigenes Wesen auf, um als ebenbürtige ‚Kameradinnen' zu gelten, und den Knaben werden in anderer Richtung die Bedingungen für die Entfaltung ihrer Eigenart verkürzt. Für die spätere Altersstufe wird oft die ‚Kameradschaftlichkeit' zwischen beiden Geschlechtern als ein besonders wertvolles Resultat des gemeinsamen Unterrichtes gepriesen — aber gerade vom Standpunkte der tieferen erzieherischen Einwirkung beider Geschlechter aufeinander ist die burschikose Vertraulichkeit, die sich stets in der Atmosphäre der Koedukation entwickelt, in keiner Weise zu begrüßen. Eine gewisse Reserve, ja sogar eine gewisse Unnahbarkeit gehört in diesen Jahren zur Entwicklung und Behauptung der beiderseitigen Eigenart. Es ist immer ein Zeichen von Kulturlosigkeit, d. h. von Nivellierungssucht, wenn die bloße Kameradschaftlichkeit als Ideal aller menschlichen Beziehungen gilt. Kameradschaft ist die Form des Verkehrs zwischen Gleichartigen und Gleichgestellten — Ungleichartige können ihr Anderssein und ihre besondere Mission nur durch Verkehrssitten wahren, die nicht den einen in die Sphäre und in die Gewohnheiten des andern hineinzerren. Solche Wahrung der Verschiedenheiten bedeutet keineswegs ängstliche Absperrung, nein, der Verkehr kann durchaus von allen mißtrauischen äußern Schranken befreit sein; die *persönliche Haltung des einzelnen* ist es, auf die hier alles ankommt und auf die eingewirkt werden muß. Ja, gerade *damit* der Polizeigeist auch in diesen Beziehungen mehr und mehr überflüssig werde, muß die *innere Gesetzgebung*, der folgerichtige Stil auch des äußeren Benehmens, die charaktervolle Treue gegen sich selbst und gegen die eigene Bestimmung, desto mehr gestärkt werden. Junge Mädchen mögen mit jungen Leuten Ausflüge machen — aber nicht als Kameradinnen, sondern als Königinnen! Junge Mädchen, die jahrelang durch die sogenannte Kameradschaftlichkeit hindurchgegangen sind und dabei aus lauter Kameradschaftlichkeit die Auffassungen, Vergnügungen und Manieren des andern Geschlechts, ja sogar dessen Jargon bis auf die letzte ‚Schnoddrigkeit' mitgemacht haben, büßen in einem solchen Verkehr zweifellos und erfahrungsgemäß ihre feinste Weiblichkeit und damit auch ihre beste Wirkung auf das andere Geschlecht ein. Wohl hat für viele junge Männer eine solche nüchterne und robuste Vertraulichkeit mit dem weiblichen Geschlechte zunächst noch den Reiz der Neuheit gegenüber der bisherigen, allzu ängstlichen Abschließung. Nur zu bald aber fühlen sie, was sie dadurch verloren haben, welchen tiefen symbolischen Sinn die ritterliche Dienstbarkeit gegenüber dem andern Geschlechte für die wahre männliche Kultur gehabt und von welcher Bedeutung die ehrerbietige Scheu gegenüber dem Reiche edler weiblicher Sitte gerade für die Erhebung des männlichen Charakters über bloße Derbheit und robuste Anpassung an das Leben gewesen ist.

Es ist übrigens auch eine auf mangelnder Menschenkenntnis beruhende

Illusion, wenn man annimmt, daß die sogenannte Kameradschaftlichkeit im Verkehr junger Leute eine gute Vorbereitung für die Ehe sei. Die künstliche Gleichmacherei trägt vielmehr dazu bei, in beiden Teilen eine ganz falsche Vorstellung von der wahren Natur und den tieferen Bedürfnissen des andern Teils zu entwickeln. Eine neuere amerikanische Schriftstellerin führt den Niedergang ehelichen Glückes geradezu auf die ‚unritterliche Kameradschaft' zurück, die sich in der Koedukation entwickle und den Mann nicht genügend auf das Anderssein des andern Geschlechtes vorbereite. Auch trägt die unausbleibliche Vermännlichung des weiblichen Geschlechtes in der Koedukation verhängnisvoll dazu bei, den weiblichen Charakter in eine männliche Art von Selbstbehauptung zu treiben, wodurch gerade die höchsten Fähigkeiten der Frau, die sichersten Bürgschaften häuslichen Glückes, unentwickelt bleiben, so daß die Frau dann dem männlichen Egoismus und der männlichen Härte nicht mehr mit einer höheren Liebe zu begegnen, sondern nur Gleiches mit Gleichem zu vergelten vermag.

Wie gesagt — mit allen diesen Feststellungen soll durchaus nicht eine Rückkehr zu der früheren übertriebenen Abschließung befürwortet werden. Die gegenseitige erzieherische Beeinflussung der Geschlechter ist gewiß von hoher Bedeutung. Vor allem die bildende Einwirkung edler Frauen auf die Entwicklung des männlichen Seelenlebens. Aber eben diese Art der Beeinflussung setzt bei der Frau eine von Grund aus andere Erziehung und Selbsterziehung voraus, als sie der Mann durchmachen muß, und verlangt eine höchst zielbewußte Emanzipation von der ganzen Art männlichen Strebens und Tuns. Darum ist es durchaus wünschenswert, daß junge Mädchen unter der Führung reifer mütterlicher Frauen heranwachsen und nicht einem Übermaß von robuster Brüderschaft mit Knaben und Jünglingen ausgesetzt werden. Das Wandervogelwesen müßte von dieser Erwägung aus seine starken Gegengewichte erhalten, damit die jungen Mädchen nicht ihr bestes Erbgut dem ‚Mitmachen' opfern. Gerade für Mädchen aus dem Volke, die in ihrem Arbeitsleben vielen schlechten Einflüssen ausgesetzt sind, ist nichts gefährlicher, als jungenhaftes Sichgehenlassen in Gesellschaft des andern Geschlechtes. Darum sind Mädchenheime mit Leiterinnen, die es verstehen, ohne zu moralisieren, die jungen Mädchen zu ihren eigenen besseren Instinkten zu erwecken, heute ein überaus wichtiger Teil der sozialen Arbeit. Die Mädchen müssen einen Mittelpunkt haben, wo sie zu sich selbst kommen können — dann werden sie auch in ihre Vereine und Vergnügungen höhere Ansprüche hineintragen. Auch an den Stätten des akademischen Lebens sollte alles getan werden, um für die studierenden Frauen wirkliche Heime zu schaffen, Mittelpunkte genossenschaftlichen Lebens, womöglich unter Leitung einer reiferen Frau, die dabei unmerklich und doch voll Zielbewußtsein — nur als Freundin und Gesellschafterin — edle weibliche Sitte, bis herab auf den ‚Jargon', aufrechtzuerhalten sucht. Ein solcher Rückhalt würde dann auch den seelisch reiferen und feiner erzogenen Mädchen zwanglos einen erzieherischen Einfluß auf

ihre Kolleginnen sichern und es ihnen möglich machen, auch für die Formen des Verkehrs mit dem andern Geschlechte den Ton und den Takt anzugeben. Je mehr das Studium, die soziale Hilfsarbeit oder das Sportsleben die äußere Abschließung der Geschlechter beseitigt, um so mehr braucht die Weiblichkeit eine solche feste Burg, eine bewußte Stärkung in dem, was man ‚weibliche Haltung' nennt und was ein hoher pädagogischer Faktor und ein unersetzliches Kulturgut ist. In solcher weiblichen Sammlung zeigt sich die wahre ‚Emanzipation vom Manne'. Darum gehört z. B. auch die ‚Burschikosität' nicht in den Verkehrston junger Mädchen. Ein Mädchen hat keine ‚Bude', sondern ein ‚Heim'! Der Mann mit seiner robusten Kraft hat gröbere Aufgaben im Lebenskampfe und im Umgang mit der Wirklichkeit zu lösen als die Frau, er braucht eine gewisse Derbheit und hat die entsprechenden natürlichen Mittel dazu; die Derbheit der Ausdrucksweise ist bei ihm gleichsam eine Art von seelischer Abhärtung, ein humorvolles Spiel mit der Plattheit des täglichen Lebens, eine Trainierung in der Derbheit des menschlichen Daseinskampfes. Die Frau ist anders organisiert; ihre Stärke liegt gerade in dem Gegensatz ihrer mütterlichen Natur zu dem brutalen Kampf ums Dasein; dadurch allein ist sie eine Kulturmacht; sie soll darum auch in ihren äußern Formen dem treu bleiben, was sie ist, und sich auf keinerlei Anpassung an den Männerjargon einlassen; gewiß braucht auch sie eine gewisse Abhärtung für das Berufsleben, diese Abhärtung aber soll aus dem Heroismus des Opferlebens und nicht aus Kompromissen mit der Plattheit kommen; nur so kann sie bändigend auf die rohe Umgebung wirken; die Mädchen der Heilsarmee gehen unangetastet durch die schlimmsten Matrosenkneipen von Ostlondon, gerade weil sie dort eine ganz andere Welt repräsentieren. Redeten sie im Matrosenjargon, so wären sie verloren.

Die moderne Frau hat gewiß eine richtige Empfindung, wenn sie fühlt, daß die bloß naturhafte Weiblichkeit, ein sich selbst überlassenes Gefühls- und Nervenleben, die Frau nur zu leicht zur Selbstzerstörung und zur Ohnmacht gegenüber der Lebenswirklichkeit führt, und daß die Frau daher ein Element der Härte in ihr Wesen aufnehmen muß, um sich selbst und das Leben ertragen zu können. Dies aber kann nie durch bloßes Kopieren männlichen Wesens, sondern nur dadurch erreicht werden, daß die Frau ihre eigene höhere Natur ganz konsequent entwickelt; die Methode ihrer Selbstbehauptung darf nicht von außen erborgt sein, sondern muß aus dem innersten Kern ihres Wesens kommen und sich auf diesen beziehen.

Bei aller notwendigen kritischen Gegenwirkung gegen die Tendenz zur Vermännlichung des weiblichen Geschlechtes wird man doch der ganzen modernen Frauenbewegung insofern gerecht werden müssen, als dahinter neben andern Triebkräften ein sehr begreifliches und wertvolles Motiv steckt, nämlich der Wunsch, aus pädagogischen Gründen dem weiblichen Geschlechte die gleiche Gründlichkeit des Unterrichts und den

gleichen Ernst des Arbeitslebens zu sichern, die bisher nur dem männlichen Geschlechte vorbehalten waren. Gewiß wird die zukünftige Entwicklung dahin führen, die Selbständigkeit des weiblichen Berufslebens, dessen Anpassung an die besonderen Gaben der Frauennatur sicherzustellen — die erste Eroberung des Rechtes auf ernste Bildung und Arbeit wäre aber wohl kaum ohne weitgehende Angleichung an die Männermethoden und ohne das begeisternde Schlagwort: ‚Was Ihr könnt, das können wir auch' erreicht und gesichert worden. Und damit kommen wir auf eine letzte, sehr wichtige Aufgabe der weiblichen Erziehung: Es ist zweifellos wahr, daß dem Mädchen der gebildeten Kreise durch die moderne wirtschaftliche Entwicklung immer mehr der für die Charakterbildung unentbehrliche Ernst des Arbeitslebens mit seiner, den ganzen Menschen ergreifenden Willenszucht, seiner Sachlichkeit und seiner Verantwortlichkeit genommen wurde und daß die erste Rettung nur darin bestehen konnte, diese hochwichtige Bedingung aller sittlichen und seelischen Gesundheit außerhalb des Hauses zu suchen. Und wie auch die weitere Entwicklung gehen möge — das Element ‚Arbeitszucht' wird sich die Frau nicht wieder aus dem Ganzen ihrer Erziehung rauben lassen. Man wird sich in der durchgreifenden Sicherung dieser Grundlage der weiblichen Charakterbildung auch nicht durch den Dualismus in den weiblichen Lebenszielen — Ehe oder Beruf — beirren lassen, sondern nach den Worten handeln, die Elisabeth Gnauck-Kühne ausgesprochen: ‚Was auch immer für ernste Erziehung und wahre Bildung der Mädchen ausgegeben wird, ist nicht verloren, sondern ein gut angelegtes Kapital. Heiratet das Mädchen nicht, so kann es auf dem gelegten Grunde weiterbauen, heiratet es aber, so wird direkt durch seinen Besitz an Wissen und Können und noch mehr durch den moralischen Gewinn eines disziplinierten Willens und der Gewöhnung zu pflichtmäßiger Arbeit das Haus bereichert.' Alles wird aber jetzt darauf ankommen, daß es gelingt, die weibliche Berufstätigkeit immer mehr in engstem Zusammenhang mit der Gabe der Mütterlichkeit im weitesten Sinne auszugestalten. Gerade aber dazu werden wir echte, starke Frauen brauchen, die dazu helfen, der einseitigen Technisierung unseres Lebens entgegenzuarbeiten und auch die Männerkultur wieder zu vermenschlichen. Es ist merkwürdig und doch begreiflich, daß diese neue Tendenz sich heute nirgends lebhafter äußert als gerade in Amerika. ‚Ich beneide', so sagt Stanley Hall, ‚meine katholischen Freunde um ihre Marienverehrung. Wer hat je gefragt, ob die heilige Mutter, vor der die Weisen sich neigten, die Astronomie der Chaldäer oder Babylonier kannte, oder ob sie in ihrer eigenen Sprache lesen oder schreiben konnte? Die gekrönte Mutter Gottes zeigt uns, wieviel mehr Ganzheit und Heiligkeit darin liegt, Mutter zu sein als ein Künstler, Redner, Professor oder Techniker, — es wird damit auch unserm Geschlecht nahegelegt, daß ein wahrer Mann zu sein mehr ist als ein bloßer Gentleman, Philosoph, General, Präsident oder Millionär . . .'

Unsere ganze weibliche Erziehung muß sich auf diese Zukunft richten und sie herbeizuführen trachten. Wenn es wahr ist, daß der Krieg uns das heroische Mannesideal wieder erweckt hat, so ist es ebenso wahr, daß gerade der männlichste Mann nach der frauenhaftesten Frau verlangt, auch in der Kulturarbeit. Und es ist wahr, daß beide Geschlechter sich gegenseitig durch volle Ausgestaltung ihrer Eigenart ebenso erheben können, wie sie einander verderben, wenn sie ihre Eigenkraft und ihr Eigenziel verlieren. So wie unmännliche Männer die Frauen degenerieren lassen, so hemmen und stören unweibliche Frauen auch den Mann in der Entfaltung seiner besten Eigenwerte. Möge die Gemeinschaft der Geschlechter im Weltkriege, die Gemeinschaft des todverachtenden Mannes und der selbstvergessenen Schwester ein lebendiges Symbol werden für alle künftige Arbeitsteilung und Arbeitsgemeinschaft der beiden Geschlechter!

Über osteuropäische Literaturen
Von Friedrich Märker

Die Kunstliteratur.*
Die Slawen unter Byzanz bis zum Ausgang des Mittelalters.

Die Geschichte der Slawen von der Zeit ihrer Festsetzung auf dem Balkan bis zum Ausgang des Mittelalters zeigt ein stetes Zunehmen des byzantinischen Einflusses, der den Höhepunkt äußerer und innerer Macht im 14. und 15. Jahrhundert fand. Das serbische Reich war 1389 auf dem Amselfelde vernichtet worden. Die Südslawen standen von da ab bis zur Befreiung am Anfang des 19. Jahrhunderts unter der weltlichen Herrschaft der Türken. Der geistige Einfluß war wohl am stärksten im 14. bis 16. Jahrhundert, doch beginnt bereits mit dem 14. Jahrhundert die Kultur des Westens über Böhmen und vor allem über das adriatische Küstengebiet zu den Slawen zu bringen. Und vom 17. Jahrhundert ab läßt sich ein starkes, stetig wachsendes Eindringen der westlichen Kulturwerte in das byzantisierte Slawentum verfolgen.

Die Slawen waren am Anfang des 6. Jahrhunderts aus dem heutigen Russisch-Polen, Galizien und der Bukowina gewandert und hatten um die Mitte des 7. Jahrhunderts die Kolonisation der Balkanhalbinsel vollendet. Sie werden als gastfreundlich, musik- und tanzliebend und sehr kriegerisch geschildert; ihr argloser, offener Sinn, die Reinheit und Treue ihrer Frauen wird gelobt. Ein hervorstechender Zug war ihre Freiheitsliebe, denn sie ertrugen keine Herrscher und machten alles durch gemeinsame Beratungen ab. Meist lebten sie in Uneinigkeit und verbanden sich nur in Zeiten der Gefahr. (Die Übereinstimmung mit der Schilderung der alten Germanen ist auffallend.)

Den ersten und mächtigsten südslawischen Staat gründeten die Bulgaren, also ein türkischer Volksstamm. Im Laufe von zwei Jahrhunderten ging das aus zwei Volksklassen bestehende Herrschervolk zwar in den slawischen Volksmassen auf, allein die türkischen Bulgaren scheinen auch nach der Taufe im 9. und sogar noch im 10. Jahrhundert ein besonderes Volk geblieben zu sein. Allein diese Abstammung würde es verständlich machen, daß die Slawen dieses bulgarischen Staates zu Byzanz neigten. Dazu kamen jedoch rein politische Gründe: der Bulgarenfürst Boris hatte im Jahre 864 den christlichen Glauben angenommen und forderte

---

* Da es mir unmöglich war, auch nur die notwendigsten Quellen für diesen Teil zu erreichen, mußte ich mich darauf beschränken, im wesentlichen Inhalt einen Bericht über Dr. Karl Dieterichs ‚Die osteurpäischen Literaturen' zu geben. Außerdem habe ich die ‚Geschichte der älteren südslawischen Literaturen' von Dr. M. Murko, Verlag Amelang, Leipzig, für die Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters benützt.

von Rom einen eigenen Patriarchen. Als Rom dies versagte, schloß sich Boris 870 endgültig an Byzanz an. In der weiteren Folge gingen die Serben, weiterhin auch die Russen für Rom dadurch verloren. Alle Versuche Roms, den Balkan wiederzugewinnen, blieben erfolglos. So wurde die Entwicklung der südöstlichen Literatur, die mit *Symeon* 893—927 ihre erste Blüte erreichte, zur *Byzantisierung*.

Symeon hatte seine Bildung in Konstantinopel erhalten. Er jagte dem Phantom nach, das oströmische Reich zu beerben, und suchte mit Byzanz auf religiös-geistigem Gebiete zu wetteifern. Er veranlaßte Übersetzungen und Kompilationen aus dem Griechischen und wurde in jeder Hinsicht ein fieberhafter Förderer der bulgarischen Kultur. Seine starke Abhängigkeit von Byzanz zeigt sich vor allem an den Übersetzungen der griechischen Kirchenväter und den Bearbeitungen älterer byzantinischer Werke. Mit den Hauptschriften des byzantinischen Mönchswesens drang der ganze asketische Geist der byzantinischen Weltflucht in Bulgarien ein. — Unter seinem schwachen Nachfolger *Peter*, 927—968, schloß sich die bulgarische Nationalkirche vollkommen an die orthodoxe Gemeinschaft an.

Nachdem das erste Bulgarenreich (1018) von den Byzantinern vollkommen vernichtet war, erhob sich gegen Ende des 12. Jahrhunderts das *zweite bulgarische Reich* mit dem Sitz in Tirnowo, das ebenfalls ganz auf byzantinischer Kulturbasis ruhte. Je schwächer um die Mitte des 13. Jahrhunderts das Reich wurde, desto stärker natürlich der östliche Einfluß. Auch diesmal lag die Hauptströmung auf kirchlich-religiöser Seite. Ähnlich der Übersetzerschule um Symeon, bildete sich Mitte des 14. Jahrhunderts um den Zaren *Johann Alexander* ein Kreis, der es sich zur Hauptaufgabe machte, die älteren Leistungen durchzusehen und zu verbessern. Neu hinzu kamen vor allem Übersetzungen byzantinischer Mystiker, wie des Gregor vom Sinai. *Gregor* ist der Begründer der unter dem Namen des *Hesychastentums* bekannten orientalisch-asketischen Mystik, deren Ideal die weltabgeschiedene Beschaulichkeit war. Das Hesychastentum verfiel auf osteuropäischem Boden in starre Askese. Dagegen kam die Bewegung des *Bagomilismus*, die von Kleinasien ausging, erst in Bulgarien zu bedeutender Wirkung. Ihre Lehren waren: Rückkehr zum Urchristentum und Verwerfung aller weltlichen und geistlichen Obrigkeit. Ihre literarische Hauptbedeutung lag in ihrer Vorliebe für die apokryphischen Schriften. An weltlichen Stoffen nahm die altbulgarische Zeit nichts weiteres als die vom Orient in die Volksliteraturen des gesamten Mittelalters eingedrungenen Volksbücher auf, wie die griechisch-orientalische *Trojasage*, den *Alexanderroman*, die indischen von *Barlaam und Joasaph*, ‚dem berühmtesten und besten geistlichen Roman des Mittelalters',* den *Stephanites und Ichnilates* und andere.

Von Bulgarien ging diese Übersetzungsliteratur mittels der kirchen-

---

* Krumbacher, Geschichte der byzantinischen Literatur.

slawischen Sprache an die Nachbarstaaten. Und zwar ging die Hauptmasse des ersten Bulgarenreiches auf die Serben über, während die des zweiten außer in Serbien im 15. und 16. Jahrhundert hauptsächlich bei den Rumänen wirksam war.

Gleichzeitig mit der zweiten bulgarischen Literatur hatte sich in dem neuemporgekommenen Serbien ein literarisches Leben entwickelt, das vor allem den Vorzug eigener, wenn auch beschränkter Produktivität hatte. Während die Bulgaren fast ausschließlich der kirchlich-religiösen Literatur zugewandt waren, nahmen die für Poesie viel empfänglicheren Serben auch die weltliche Literatur der Byzantiner auf und bildeten sie für ihre eigenen Bedürfnisse um. Im 13. und 14. Jahrhundert wurden in Serbien neben kirchlichen mehrere weltliche Dichtungen, vor allem der berühmte Heldenroman vom Basilios Digenis Akrites übersetzt. Daneben entstanden einige Originalwerke historisch-biographischen Charakters, die zwar formal ganz von Byzanz abhängig, im Gehalt jedoch nicht ohne Selbständigkeit sind. An Namen aus dieser Literatur seien angeführt: Konstantin von Kostence und Grigarij Camblak (um 1400).

Auch als die politische Macht des Serbenreiches 1389 durch die Schlacht auf dem Amselfelde gebrochen war, behielt Serbien noch für ungefähr hundert Jahre die literarische Führung der Südslawen. Die Türken waren nicht besonders intolerant, sie machten fast keinerlei gewaltsamen Bekehrungsversuche der slawischen Volksmassen; so wurde ihre Herrschaft dem Volke anfangs wenig fühlbar. Doch allmählich machten sich die Folgen der Türkenherrschaft bemerkbar, und als gegen Ende des 16. Jahrhunderts mit dem Niedergang der türkischen Macht die Verfolgung der Christen begann, setzte eine starke Auswanderung der geistigen Kräfte aus Bulgarien und Serbien nach Rußland und Rumänien ein.

Die Rumänen waren zuletzt von allen Balkanvölkern zu literarischem Leben erwacht. Ihr erstes Auftreten fällt in das 14. Jahrhundert. Im 15. und 16. Jahrhundert nahmen sie, neben Serbien, die Hauptmasse des vernichteten zweiten bulgarischen Reiches auf und bildeten daraus ein slawisches Schrifttum, das ganz als Nachläufer der bulgarisch-byzantinischen Literatur erscheint. Es überlieferte eine große Anzahl südslawischer Werke aller Art und brachte auch Originalarbeiten hervor. Wie die rumänische Literatur zuletzt hervortrat, blieb sie am längsten unter byzantinischem Einfluß, bis ins 18. Jahrhundert.

Die Einflüsse des Westens bis zum Ausgang des Mittelalters.

Während, wie wir sehen, der östliche, größere Teil des Slawentums immer stärker unter den Einfluß von Byzanz geriet, war der Westen, das adriatische Küstengebiet und Böhmen, stets ein offenes Tor für abendländische Einflüsse.

Neben dem ersten bulgarischen Reiche hatte sich ein kroatisches

gebildet, das Slovenien und das heutige Kroatien mit einem breiten Streifen des adriatischen Küstengebietes vereinigte. Nachdem sich hier bis um die Mitte des 9. Jahrhunderts byzantinische, fränkische und römische Einflüsse bekämpft hatten, entschied sich der Sieg unter Tomislaw (910—930) zugunsten Roms und des Abendlandes. — Damit war das Slawentum in zwei Teile gesprengt, denn mit der Kirchenspaltung zwischen Rom und Byzanz im 11. Jahrhundert sahen sich die Südslawen, ja sogar die Kroaten und Serben durch zwei Kulturwelten gespalten und in den Kampf zwischen Rom und Byzanz hineingerissen. Mit der Kirchenspaltung zusammen fiel die Trennung der Literatursprache. Das adriatische Küstengebiet behielt die ursprüngliche Schöpfung der Slawenapostel Cyrill und Method (9. Jahrh.), die glagolitische Literatursprache bei, während bei den übrigen Slawen die cyrillische verwendet wurde. — In Anbetracht der Wichtigkeit des adriatischen Küstengebietes, als der Grenze gegen Byzanz, duldete Rom hier als einzige Ausnahme eine nicht-lateinische, die slawische Liturgie, allerdings nach römischem Ritus. Die Blütezeit des adriatischen Küstengebietes fällt in das 13. bis 15. Jahrhundert. Die literarische Produktion bestand in Übersetzungen aus dem Griechischen, Lateinischen und Italienischen, in Apokryphen und Kompilationen. Ihr Hauptgewicht lag auf dem religiösen Gebiete. Starke abendländische Einflüsse verraten die zahlreichen, in der reinen Volkssprache abgefaßten *geistlichen* Lieder aus dem 14. und 15. Jahrhundert. Doch die Hauptdokumente westlichen Einflusses haben wir in den Übersetzungen und Bearbeitungen altbretonischer Sagen, wie die Artus- und Tristansage, und französischer Liebesromane, wie Pierre und Maguellone, Flore und Blanchefleure. Sie waren über Italien nach dem südslawischen Küstengebiet schon im 14. Jahrhundert gekommen und drangen von hier bis nach Rußland (16. bis 17. Jahrh.) und nach Griechenland. In Rußland wurde Tristan zu einem der beliebtesten Volksbücher als ‚Bovo der Königssohn'. Die Schwierigkeit und Bedeutung einer solchen Wanderung mag man an der Gegensätzlichkeit bemessen, in der sich die ganze osteuropäische Kultur gegen den Westen befand. Die Grundlagen des Tristanromans z. B., der Frauenkultus und das Rittertum waren den Slawen völlig fremd. Nur in den westlichen Landstrichen war der Boden für diese Ideale günstig, und so konnten die Dichtungen hier aufgenommen und für die ferneren Slawen bearbeitet werden. Daß sie auf diesen Wegen oft bedeutende Wandlungen erfahren haben, ist natürlich. Eine besondere Stellung in dieser Verarbeitung abendländischer Stoffe nahm Griechenland ein, denn hier erfuhren sie nicht nur eine selbständige Verarbeitung, sondern wurden oft auch mit byzantinischen Elementen vermischt. Von Griechenland gelangten die mittelalterlichen Volksbücher nach Rumänien, und zwar erst um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. So der romantische Ritterroman Erotokritos aus dem 15./16. Jahrhundert. Ebenfalls aus dem Abendland kamen für die Westslawen und Ungarn

die Quellen zu den verbreitetsten mittelalterlichen Volksbüchern, dem Troja- und dem Alexanderroman, wie sie für die orthodoxen Slawen, Rumänen und Griechen aus Byzanz kamen. So hat der südslawische und russische Trojaroman entschieden abendländischen und höfischen Charakter. Im Alexanderroman erscheint Alexander als christlicher Held und Ritter ganz im Sinne der Kreuzfahrer.

Neben diesem kroatischen Staate stand im Süden vor allem der serbische, der sich zwischen Bulgarien und Kroatien gebildet hatte und das südliche Dalmatien, Montenegro und die Umgebung von Skutari umfaßte. Die Städte dieses Küstengebietes hatten romanische Bevölkerung, und so gewann römische Kultur und die römische Kirche von hier aus bis weit in das Innere Macht. Die Serben traten im 11. Jahrhundert offensiv und defensiv gegen Byzanz auf. Aber das 12. Jahrhundert brachte sie wieder unter die Botmäßigkeit von Byzanz. Doch erst das absterbende Serbien wurde ganz byzantinisch. Sonst wurde der Einfluß Roms nur stark zurückgedrängt. Das Küstengebiet am adriatischen Meere jedoch blieb dem Abendlande immer offen, da Serbien lebhafte Beziehungen zu Venedig und ganz Italien unterhielt. So zeigen sich schon in den Illustrationen des Evangelistars Miroslovs aus dem Ende des 12. Jahrhunderts romanische Einflüsse. In der kirchlichen Architektur ist die Verbindung romanischer und byzantinischer Elemente noch augenscheinlicher.

Während, wie wir sahen, der Süden Osteuropas über die adriatische Küste namentlich das Volksbuch aus dem Westen aufnahm, lag der Haupteinfluß der mittelalterlichen Volksschauspiele in Böhmen, Polen und Ungarn, also den katholischen Ländern. Dies erklärt sich rein religiös, denn die griechisch-orthodoxe Kirche lehnte alle theatralischen Darstellungen geistlicher Stoffe ab. Daß sie damit die Entwicklung der dramatischen Begabung der orthodoxen Slawen stark behinderte, ist natürlich. An dramatischen Stoffen drangen über den Nordwesten anfangs hauptsächlich solche geistlichen Inhalts (Passions- und Weihnachtsspiele) ein, im 16. Jahrhundert jedoch fanden bereits weltliche Stoffe Aufnahme. Man findet die Einwirkung deutscher Schwank- und Fastnachtsdichtung. Hans Sachs wurde ins Tschechische übertragen, das Puppenspiel vom Doktor Faust ging in die slawische Literatur über.

Die Einflüsse des Westens durch die Reformation und die Renaissance.

Nun erst beginnen die eigentlichen abendländischen Eroberungen bei den Slawen. Durch die Gewinnung der Böhmen, Polen und Kroaten für die katholische Kirche wurden diese Völker der westlichen Kulturgemeinschaft angeschlossen und konnten nun ihrerseits das Erworbene weiter nach Osten tragen. Diesen drei Völkern schloß sich als Vorkämpfer weltlicher Kultur das nichtslawische, katholische Ungarn an.

Als Hauptkulturstrom ist die Reformation zu bezeichnen. Er

ging über Böhmen und breitete sich weit und wirkungsvoll in den Osten aus. Der Einfluß der italienischen Renaissance hingegen war weniger bedeutend. Er schuf hauptsächlich auf dem Balkan die romanisch-slawischen Literaturen in Dalmatien und die romanisch-griechische auf Kreta, die ihrerseits wieder auf die Volkspoesie dieser Gebiete befruchtend einwirkte. Und zwar waren von den italienischen Renaissancedichtern des 14. bis 16. Jahrhunderts vor allem Petrarca und Tasso wirksam, da sie am stärksten lyrisch veranlagt sind. Und dies wiederum am tiefsten bei Polen, Ungarn und Dalmatinern, weniger bei den Böhmen. In Polen und Ungarn dichtete man große romantische Epopöen nach dem ‚Befreiten Jerusalem‘ und dem ‚Rasenden Roland‘. In Dalmatien und Griechenland fand das Lyrisch-erotische, wie Tassos Schäferspiel ‚Aminta‘, am meisten Nachahmung. Als bedeutendstes Kunstepos dieser Zeit sei Zrynis' ‚Belagerung von Sziget‘ (1651) erwähnt, das Tassos ‚Befreites Jerusalem‘ zur Vorlage hatte. — Bezeichnend für das Wesen der Osteuropäer ist, daß von Boccaccio und Dante kein wesentlicher Einfluß geübt wurde. Boccaccio mag ihnen zu sinnlich, Dante allzu übersinnlich gewesen sein. — Dies trifft sich mit den Folgerungen, die aus der Volkspoesie gewonnen wurden.

Während die italienische Renaissance also ohne große Wirkung blieb, den Osteuropäern mehr rein-formale Güter übermittelte, brachte die Reformation den Westslawen und Ungarn eine der bedeutendsten Umwälzungen: die Erhebung der Volkssprache zur Schriftsprache.

Damit war den Osteuropäern die Möglichkeit der selbständigen nationalen Entwicklung gegeben. Diese Entwicklung mußte ein fortschreitender Sieg des Abendlandes werden, denn, sobald die geistigen Bedürfnisse der Slawen geweckt waren, mußten sie nach den Kulturschätzen des Westens greifen und sich damit von der Massenkultur des Ostens ab- und der individualistischen des Abendlandes zuwenden. Doch vorerst waren diese Möglichkeiten und Bedürfnisse nur bei den Westslawen und Ungarn geweckt. Und auch hier war die Volkssprache nur für die Poesie und volkstümliche Prosa anerkannt; in der Wissenschaft und der Schule herrschte noch das Lateinische, das nicht minder fortschrittfeindlich wirkte als das Kirchenslawisch der orthodoxen Slawen. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts setzte sich die volle sprachliche Nationalisierung durch. Um diese Zeit war auch dem Kirchenslawischen der größte Teil seines Bodens entzogen und den Nationalsprachen gewonnen.

Die Entwicklung der neuen, nationalen osteuropäischen Literaturen, und zwar unter dem Einfluß des Abendlandes, beginnt damit: zunächst wurde die französische Aufklärung wirksam. Der Aufnahmeprozeß ging für Ungarn und Serbien, teilweise für Polen und Griechenland von Wien aus. Voltaire war hier gegen Ende des 18. Jahrhunderts das Schlagwort. Der erste griechische Reformator war Adamantios Karaïs (1748—1833), der ungarische Bessenyei (1742—1811) und der russische Lomanassoff (1711—1765). Serbiens sprachlicher Refor-

mator war Dositheï Obradovic (1739—1811), der Vorläufer Vuk Karadzic. Rumänien folgte erst im Anfang des 19. Jahrhunderts. Hier ist die Aufklärung mit dem Namen Georg Lazar (1770—1823) verknüpft. Die meisten dieser Reformatoren waren auch Dichter; doch die eigentliche literarische Produktion (der Pseudoklassizismus) gehörte der nächstfolgenden Generation an. Die politischen und kulturellen Verhältnisse lassen es verstehen, daß diese Dichtung sich hauptsächlich als Satire oder belehrende Fabel (letztere unterm Einfluß Lafontaines) kundgab. Eine weitere Wirkung hatte diese Literatur nicht.

Bedeutende Dichter brachte erst die nächste Periode, der nationale Sturm und Drang, der die Bestrebungen der Aufklärungszeit fortsetzte. Im Vordergrund standen jedoch immer noch politische Gedanken. Der Kampf galt vor allem der Freiheit. Anfang des 19. Jahrhunderts hatten sich die Serben und Griechen gegen die Türkei erhoben und 1830 für einen Teil ihres Landes die Freiheit erkämpft. In demselben Jahre brach in Frankreich die Julirevolution aus und veranlaßte Ungarn und Polen zur Erhebung. Polen geriet durch den Aufstand in eine noch härtere Bedrückung seitens Rußlands, doch in Ungarn bildete sich unter Kossuths Reformarbeit ein modern-demokratischer Staat, dessen wenigstens teilweise Emanzipation 1867 eintrat. 1830—1848 durchlebten auch Griechenland und die beiden Donaufürstentümer Moldau und Walachei ihre Verfassungskämpfe.

Ein Spiegel dieses politischen Sturms und Drangs und seiner verschiedenartigen Ergebnisse war der literarische, denn die politische Stimmung war neben der nationalen Eigenart mitbestimmend für die Wahl der westeuropäischen Vorbilder.

Bei den Tschechen war fast ausschließlich deutscher, bei den Rumänen fast ausschließlich französischer Einfluß wirksam. Bei den Böhmen und Russen überwiegt der deutsch-englische, bei den Polen und Ungarn der deutsch-französische; in der neugriechischen Literatur kreuzen sich französische und italienische Einflüsse. Den gesamten Osten jedoch eroberte nur eine Persönlichkeit: Byron. Die ganze Art seiner Poesie, das Zersetzende, das Schwanken zwischen ausbrechender, erobernder Kraft und hingegebener, weltentsagender Erschlaffung traf, wie bereits ausgeführt, den Grundton der slawischen Seele. Der Weltschmerz lebte als neutrale Kraft schon in dem nahezu fatalistischen Schicksalsglauben der Volksdichtung. In Verbindung mit der starken Lebensfreude mußte dieser Schicksalsglaube zu stärksten Disharmonien führen, sobald die Seele zu tieferer Arbeit erwacht war. Sich über das Irdische frei hinauszuheben, war dem Slawen nicht eigen, so grub er in die Tiefe und wühlte sich in eine Zerrissenheit, deren grelle Töne noch heute die slawischen Literaturen beherrschen.

Am tiefsten und unmittelbarsten wirkte Byron in Rußland und Polen, weniger in Böhmen und Ungarn; zu den Balkanvölkern kam der Byronismus erst durch französische und italienische Vermittlung.

Bei den Polen, die neben den Russen die literarische Führung der Slawen übernahmen, schufen vor allem Mickiewicz und Slowacki (1809—1846) größere Werke im Byronischen Geiste.

Neben Byron wirkten die übrigen Dichter der westlichen Romantik nur beschränkt, je nach Kultur- und Rasseneigenheit. Shakespeare und Walter Scott, Goethe, Schiller (und Kotzebue) wurden eigentlich nur bei den Slawen wirksam. Von den Deutschen wirkte wohl Schiller am tiefsten. Er fand in Rußland, Polen und Böhmen begeisterte Anhänger, unter ihnen die Dichter: Puschkin, Lermontoff, Mickiewicz, Slowacki und Dostojewski. Slowacki sagt von Schiller: ‚Ich sehe lieber eine Tragödie von Schiller als alle von Shakespeare...'

Bei den Griechen, Rumänen und Ungarn wirkten vor allem die französischen Romantiker von 1830. Voran Victor Hugo und Béranger.

Die Periode des Sturms und Drangs endete damit, daß in allen osteuropäischen Staaten, mit Ausnahme Griechenlands, die Volkssprache zur Literatursprache erhoben, in die fortschritt-feindliche Macht des Byzantismus allerorts Breschen gelegt und dafür die individualistische Kultur des Abendlandes über ganz Osteuropa verzweigt wurde.

Der Kampf zwischen Abend- und Morgenland war damit für diese Gebiete entschieden, wenn auch noch lange nicht ausgefochten.

Der Sieg steht im Westen.

* * *

Nachdem der erste Teil über die Volkspoesie das Wesen der osteuropäischen Dichtung klarzumachen suchte, und der zweite Teil in großen Strichen zeigte, wie die Kulturkräfte des Westens durch Jahrhunderte in den Osten eindrangen, soll zum Schlusse kurz auf die Werte hingewiesen werden, die das heutige Westeuropa aus dem Osten ziehen kann. Da die osteuropäische Kunstliteratur bis heute nicht vielmehr als ein Kompromiß zwischen Osten und Westen, zwischen Kultur und Natur, und zum größten Teil als Nachzügler der westlichen zu betrachten ist, liegt vorerst nur in der Volkspoesie die Möglichkeit einer Nutzbarmachung des Ostens für die westliche Literatur.

Und da ergibt sich, daß die osteuropäische Volkspoesie gerade die Werte am stärksten enthält, die der westlichen Literatur heute am meisten fehlen: nämlich die starke Ursprünglichkeit, das Naturgefühl. Die moderne, westeuropäische Literatur ist allzusehr unter die Leitung des Intellekts, der logischen Konstruktion geraten. Dieses Hervortreten des Verstandlichen, Gedachten, das wohl zu unterscheiden ist vom Ideenhaften, liegt als Gefahr in jeder Kunstdichtung. Das Reinpoetische dagegen ist der Volksdichtung eigen. Und in der osteuropäischen Volkspoesie tritt die wahrhaft-dichterische Freiheit, Ursprünglichkeit und Sinnlichkeit besonders stark hervor, da sich der Osten von dem geistigeren Westen eben durch seine größere Sinnlichkeit unterscheidet.

Als eine Ursache der allzu überwiegenden Intellektualität im heutigen Westen ist die Großstadt anzusehen. Sie hat den Menschen der Natur, dem Natürlichen und Ursprünglichen entfremdet, ließ die Gefühle verkümmern und stärkte einseitig den Intellekt. An Stelle des Naturgefühls ist das Großstadtgefühl getreten, das mehr eine Sache der Nerven als der Sinne ist. Der Ausfluß des Großstadtgefühls ist das Geschriene, das Zerrissen-Müde, das blutlos Gewollte in der neuesten Dichtung. Das Naturgefühl ist so vollkommen verloren gegangen, daß die modernen Künstler unfähig sind, in der Natur etwas anderes zu sehen als Theater, als gestellte Bilder. Auch wenn sie sich zurücksehnen nach der Natur, auch wenn sie Bauern malen, gelingt ihnen nur ein geschminkter Großstädter.

So kann nichts nützlicher sein, als die reichen Naturgefühle, das Ursprüngliche, das die osteuropäische Volkspoesie erfüllt, der heutigen, allzu intellektuell gewordenen westlichen Kunst als frische Reiser aufzusetzen. Die heutige Kunst muß sich auf das Natürliche besinnen, und dazu bietet die östliche Volkspoesie eine Anregung.

Damit kommt ein Kräfteaustausch zustande, der West- und Osteuropa langsam zu einem Gemeinsamen macht. Der Osten braucht die westliche Kultur, und dem Westen tun die frischen, natürlichen Kräfte not.

Kleine Bausteine

Sein und Haben / Von Else Hasse

‚Der unaufhaltsame Siegeszug unserer unvergleichlichen Heere hat zu einem Ergebnis geführt, das gar nicht in unserer Absicht lag, als wir vor zweieinhalb Jahren zur Verteidigung unseres heimatlichen Bodens und zur Behauptung unseres staatlichen Daseins gegen unsere Feinde zu den Waffen zu greifen gezwungen waren,‘ schrieb die ‚N. A. Z.‘ im Januar 1917.

Auf Fortbestand, nicht auf Eroberung zielte unser erster Wille; denn um Deutschlands Sein oder Nichtsein handelte es sich am Anfang des großen Krieges; daß es am Ende um ein Haben oder Nichthaben gehen würde, lag nicht in unserem Vorsatz.

Ein Staat muß h a b e n, um zu s e i n. Armut verträgt sich nicht mit staatlichem Leben, und mußte selbst der Heilige einer freiwilligen Armut, welcher vorzeiten, um nicht m e h r zu haben als der Ärmste, dem frierenden Bettler seine Mantelhülle reichte, dennoch dies und das zu seiner Lebenssicherung besitzen, so hängt das Leben eines Staates noch weit enger mit *demjenigen* Besitz zusammen, der zu seiner Sicherung dient.

Eine Habe, die sich in ihrem Umfang gleich bleibt, schafft nicht jederzeit die gleichen Sicherungen. Noch ein Bismarck konnte den deutschen Staat einen ‚saturierten‘ nennen, der zu seiner Selbstbehauptung keiner weiteren Erwerbungen bedürfe; er konnte wahrheitsgemäß erklären, daß Deutschland niemals darauf ausging, seine Habe endlos zu vermehren, und den Beweis aus der Geschichte liefern, daß der deutsche Politiker immer zögernd nach neuem Landgut griff, welches man ihm oft genug diplomatisch aus den Händen wand. In dem langen Kriege, der Deutschland vernichten sollte, hat der Deutsche aber notgedrungen erkannt, daß sein von Feinden rings umstellter Staat wie eine Festung ist, die unter Umständen den engen Gürtel ihrer Außenwerke erweitern und vorschieben muß, um die feindlichen Granaten von ihrem Kernwerk, ihrer Binnenstadt fernzuhalten; er mag es während der Verteidigung begriffen haben, daß zur künftigen Behauptung des staatlichen Daseins ein Mehrbesitz von Land und Macht vonnöten sein werde — dennoch faßt er nicht unbedenklich zu.

Denn eine größere Habe kann unser Leben wohl sichern, aber auch gefährden — und zwar zunächst das Innenleben, w e n n hinter unserm Hab und Gut nicht die rechte Gesinnung steht. Eine Gefährdung des inneren Lebens eines Volks gefährdet auch den Staat und erschüttert seine Grundlagen. Es kann ein Staat vom Riesenbollwerk der Meere und von starken ‚Dominions‘ rings um den Erdball her beschützt sein —: falls sein ungeheurer Land- und Machtbesitz n i c h t von innenher gestützt wird, durch eine Volksseele, die mehr erstrebt als nur die große Habe, würde dieser Staat

allmählich in die Brüche gehen müssen — eine habgierige Volksseele würde ihn zugrunde richten. Noch immer im Lauf der Weltgeschichte hat eine solche Seele, die von der Lust am Haben zum unbeschränkten Mehrhabenwollen überging, ein vielumfassendes Staatsgebäude zum Verfall gebracht.

Weil der deutsche Politiker nicht, wie der englische, nur Politiker, sondern immer auch Mensch ist, so hat er ein Gefühl dafür, von welcher Volksgesinnung die staatliche Sicherheit letzten Endes abhängt, und wird daher, bevor er eine neue, seinem Staat notwendige Habe beschlagnahmt, nach dem Geiste fragen müssen, in welchem das Volk den alten Land-, Kultur- und Sachbesitz betrachtet und bewertet hat. Galt ihm die Habe allzuviel, so könnte allerdings ein Mehrgewinn für sein äußeres und inneres Sein bedrohlich werden.

Daß man vor dem Kriege im allgemeinen den Geltungswert der Habe überschätzte, ist unverkennbar. Man lebte, um zu besitzen, zu erwerben. ‚Sein' war in jedem Falle nur ein Hilfszeitwort geworden, ‚Haben' das Hauptwort für die Zeit, dem das ‚Tun' zur Seite stand. Sich geschäftig regen, weil jeder Neu- und Mehrgewinn dem Menschenwert und Machtwert des Staates etwas hinzuzufügen schien —: das war die Losung des Tages auch bei uns.

Uns war — wie allen Adamiten in immer wiederholten Fällen der Geschichte — eine Neigung angekommen, den Baum des Lebens über jenem vollbeladenen Baume zu vergessen, von welchem die Schlange eine Goldfrucht pflückt und mit der Verheißung zum Genuß anbietet: ‚An welchem Tage ihr davon esset, ihr wie Gott werdet.' Auch durch dinglichen Besitz wähnt das eitle Ich ‚wie Gott zu werden'; an die Habe und ihren Genuß ist ein schwellendes Selbstgefühl und Machtbewußtsein gebunden, das dem Menschen Göttlichkeit vortäuscht. Darum greift er nach ihr, die ihm ausschließlich und unteilbar angehört und leicht erreichbar ist, während die Früchte vom Baum des Lebens, die Güter des inwendigen Seins, die Schätze des Wesens allen mitteilbar und gemeinsam, jedem aber schwer erschwinglich sind und noch den Reichbegabten zum Gefühl der Armut und zur Demut niederbeugen, da er die Kronenfrüchte des Lebensbaumes in ihrer Wunderfülle hienieden nicht erlangen kann.

Demut, die zu innerem Reichtum führt, ist seit dem Renaissancezeitalter, das jeden Wertzuwachs vom stolzen Ich erwartete, unverstandener denn je gewesen. Von da ab gingen, wie die einzelnen, so auch die Völker bewußt auf Steigerung des Selbstgefühls aus, auf Vergötterung der äußeren Menschenkraft: zu erraffen und sich anzuschaffen, was auf, unter und über der Erde ist. Diejenigen, die nichts wollten als zupacken, nehmen, anhäufen, schienen die Mächtigsten der Welt zu werden, unter dem Schutz einer wachsenden Habe gesichert lebend. Nach all den Jahrhunderten, während Großbritannien Land um Land auf Erden mit Beschlag belegte und Deutschland Leidensgewinne der Seele, Pflichtgefühle, Ordnungsgedanken, geniale Erfindungen und fromme Offenbarungen, ideale Gedankensysteme, Dich-

tungen, unsterbliche Harmonien vom Baum des Lebens pflückte, schien es allgemach, als ob diese, von aller Welt mitgenossenen Früchte allzu geringen Nährwert, allzuwenig Erhaltungskraft für ein Volk besäßen; und so ging man mit entschiedener Wendung und Wertung von Sein und Mehrwerden*wollen* zum Tun und Mehrhabenwollen über.

Das war damals, als die alte Reichsidee — aus den Kulturträumen deutscher Seelen, nicht aus ihrem Machtverlangen wiedergeboren — sich verwirklicht und in einen mächtigen Besitz gewandelt hatte; damals, als ‚der Formtypus des englischen Weltreichs die stärkste idealbildende Kraft für die Außenpolitik aller europäischen Großstaaten wurde' (Scheler). Was England auf allen Seiten war: vielumfassend, vielvermögend, reich, das wollte jeder Staat zunächst auf einer Seite, durch Innenwirtschaft, werden. So schwang auch Deutschland sich mit raschen Griffen zum Industriestaat auf; wachsende Unternehmer- und Arbeiterheere dienten der Maschine, die ihnen gewinnbringend wiederdiente, Handelsmacht und Kaufkraft blieben in stetem Zunehmen; man häufte emsig goldene Berge bis zum Großkapitalismus auf; Fleiß und Pflicht, einträglich beide, bauten am Wirtschaftsleben, Genie und Geschick am Turm der Technik — einem Abbild des babylonischen Turmes!

Denn dieser Aufbau, der in allen Landen betrieben wurde, schwellte das Machtgefühl der Völker mehr als andere Werke und Güter; jedermann tat sich auf jede technische Erfindung als auf eine den Eigenwert steigernde Errungenschaft etwas zugute; jedes Volk nahm vom anderen Material und Patente, um den Hochbau noch höher zu führen, und da sowohl der Dampfpflug als auch die größten Kanonen in den Turm der Technik mit eingebaut waren, fühlte man sich auf seiner jeweiligen Höhe wirtschaftlich sichergestellt und politisch gerüstet, durch technische Bezwingung irdischer Gewalten übermenschlich groß, ja fast göttergleich, fähig, sich den Himmel auf Erden und allen mitbauenden Völkern den Frieden einer großen Arbeitsgemeinschaft zu schaffen.

So hoffte man in Deutschland und wußte nicht, daß nirgends Sicherheit und Frieden sein kann, wo das Haben über das Sein, das Werk über das Wesen, das technische Können über den seelischen Gehalt gesetzt wird.

Nicht guten Willen, sondern wachsendes Mißtrauen widereinander, sprachverwirrende Furcht und Feindschaft empfanden alle, die am Turm der Technik bauten; denn sie sahen, daß, wer nur einen Stein, einen Mauerkranz m e h r aufsetzte, also mehr konnte als die andern, nicht bloß seine Habe, Industrie, Geld- und Handelsmacht zu vermehren imstande war, sondern auch Macht über die Habe der anderen gewann und fähig wurde, sie an sich zu reißen, ja durch Technik zu zertrümmern.

Und gerade das am wenigsten habsüchtige Volk, welches sich bisher um sein inneres Sein am meisten gekümmert und die dem Lebensbaum abgewonnenen Früchte auch noch nicht vergessen hatte, traf der schärfste Argwohn, weil ihm die Mittel zur Macht reichlich in die fleißigen Hände wuchsen.

Das reiche Frankreich und reichere England, das als ein Nimrod auf dem Turm der Technik hausen und fronende Völker in seinen Dienst zwingen wollte, fürchteten am meisten den, der ihr Selbstgefühl und Machtbewußtsein eindämmen, ihr Mehrhabenwollen beschränken, ja wohl gar ihre Habe feindlich antasten könnte — und aus sinnloser Angst um den ausschließlichen Besitz loderte ein Haß hervor, in dessen blutrotem Flammenschein alles verzerrt, vergröbert, angeschwärzt wurde, was das besitzende und industrielle Deutschland in den letzten Jahrzehnten erstrebt und erlebt hatte.

Auch unser inneres Erleben schürte den Haß der Feinde. Tatsache war ja, daß das deutsche Seelenleben in seiner vorigen Fülle durch das Kapital und die Maschine geschmälert worden war. Wenn der Idealist von ehedem erhoffte, daß das Haben ohne weiteres dem inneren Sein zugutekommen werde und daß vermöge der Maschine, die soviel Handarbeit erspart, Muße und überschüssige Kraft für eine neue Wesenskultur gewonnen werden würden, so sah er sich nach vielen Erfahrungen enttäuscht. Die Seele wurde dumpf und stumpf im Maschinenzeitalter, die geistlosen Handgriffe, millionenfach wiederholt, legten sie lahm, und um sich von solcher Lähmung zu erholen, suchte sie in der Freizeit nach prickelnden, anreizenden Genüssen und überlud die Sinne mit dinglichen Freuden und fleischlichen Lustbarkeiten, um ihre Leere nicht zu fühlen — wobei der stete Geldzufluß ihr half. Daß die Seele der vollauf Genießenden, Besitzenden nur zu oft — wie Midas in seinem Golde — verhungern und verkommen mußte, erkannten nicht allzuviele, und die wenigsten dachten darüber nach, wie inmitten all des reichen Gutes, das nun einmal da war, das man nicht verschenken konnte wie der heilige Franziskus seinen Mantel, Einbußen an innerem Leben vermieden werden könnten.

Daß über all dem Haben viel edles Sein verloren worden war, hatten indessen unsere Feinde längst mit grimmiger Genugtuung bemerkt; und ihr glimmender Argwohn gegen die neudeutsche Seele und deren mutmaßliche Gier, ihr aufflammender Triumph über unsere voraussichtliche Schwäche, ihre brennende Eifersucht auf unser Haben und Können entzündeten den Weltbrand. In allen Landen spien nun die Türme der Technik mörderisches Feuer, und die Völker stoben auseinander, irr und wirr, keiner in seiner Tollheit den andern mehr vernehmend und selbst eine maßvolle Sprache im Wahnwitz mißverstehend.

Wir aber, wir hörten mitten im Wutgeschrei und Kampfgetöse die deutsche Zunge wieder reiner klingen und unsere Seele wieder singen, in Vollgefühlen und in Sehnsucht nach der Wunderfülle am Lebensbaume Gottes, nach den Früchten seiner Weisheit und der Gerechtigkeit, Gunst und Güte, die allen zur Verständigung, zum Frieden dienen sollen und nicht, wie der Genuß der Goldfrucht, durch ein Gewebe von Folgen, zur Scheelsucht, Sprachverwirrung und zum Kainsmord verführen. Ja, Sehnsucht kam statt der Selbstsucht auf, und je länger wir die Kriegsmaschinen Tod verbreiten sahen, ohne doch zuallererst ihnen unsere Sicherstellung zu verdanken,

je öfter wir die sieghafte Macht des deutschen Soldatengeistes, die Genialität der Führer, die ausdauernde Kraft der Volksseele verspürten, desto inniger wünschten wir, im Geiste immer mehr zu werden, nicht zuvörderst mehr zu haben. Was wir inwendig sind, erhält uns; wogegen unsere große Habe den Vernichtungskrieg herausgefordert und Englands größere Habe ihm den gewissen Sieg und den Triumph vorgespiegelt hat: daß ‚an dem Tage, an welchem Deutschland vernichtet sei, jeder Engländer um so viel reicher geworden sein werde'.

Erfahrungen mit solchen Feinden und Wandlungen in eigener Seele stimmten unsere Werturteile über Sein und Haben um; und aus dem Sinn, den unsere Habe durch ein gehobenes Sein gewann, ist eine Gesinnung geworden, die die Gefahren des Besitzes mindern könnte.

Eine selbstlosere Gesinnung! Eine andere Wertauffassung! Die Hingabe breiter Volksmassen an die Staatserhaltung, für die sie Gut und Blut einsetzen, beweist, daß sie beides nicht mehr überschätzen. Man hält das Seine wert, insofern es der Allgemeinheit dienen kann. Es rückt an zweite Stelle. Zumal das Sächliche ist etwas Nebensächliches geworden, der dingliche Besitz minder wichtig als der seelische Reichtum an Mut, Liebe, Geist, der unser Volk aus ungeheurer Bedrängnis rettete. Seele kann und leistet soviel mehr als Geld, von dem man glaubte, daß es alles könnte, und das im Hungerkrieg fast machtlos wurde. Der fleißige Landwirt, der tapfere Wehrmann, der geniale Erfinder übertrumpfen nun den Krösus. Die Scheinverbindung von Kapital und Menschenwert zerriß und der millionenreiche Diplomat, der repräsentationsfähige Beamte, der vermögende Oberst haben dem Tüchtigsten weichen müssen. Luxus wurde fast verächtlich, und so manche prunkend zur Schau getragene Kulturhabe hat sich in der Not als Plunder erwiesen. Das stand erst kürzlich geschrieben: daß ‚unsere beste Freude am Besitz uns durch das kommt, was die Arbeit, die er von uns fordert, aus uns macht'.* Köstlich ist nicht der Besitz, den wir nur genießen, sondern den wir mit Müh und Not bewahren und verteidigen.

Und je kräftiger wir uns seinetwegen wehrten, und je dürftiger wir es hatten, desto teilbarer wurden unsere Güter. Um andern mitzuteilen, geschehen Wunder an Güte und Selbstentäußerung. Des einen schmale Speise ist des anderen Gewinn, und die Schlemmerei früherer Feiertage ist zu einem lustigen Gelächter geworden. Recht viele haben begriffen, daß die asketische Charakterschulung: sich dies und jenes abzubrechen, zu versagen, sowohl zur Vaterlandsverteidigung als zur edlen Art, zum höheren Sein gehört. Und kaum einer, der nicht schon für weniges dankte, und Ungezählte, die in Scham vor ihrem Gotte stehen, der auch im blutigen Wirrsal noch immer gibt, noch immer hilft. Solche Frommen, die ihr hilfreiches Können als eine Frucht vom Lebensbaume Gottes pflücken, die in allem, was sie vermögen und besitzen, einen gotterschaffenen Kern entdecken, die, was sie

* Jos. Kühnel im ‚Heliand', Jan. 1917.

haben, dem göttlichen Sein entnehmen, als ein Leihgut, das in ihre Hände kommt, damit sie es mit Danksagung gegen Gott genießen, in seinem Sinn verwerten und weitergeben und es ihm ‚wiederum hinauftragen', im Geiste und zu jeder Stunde, als *sein* Eigentum — solche Frommen gebrauchen ihre Habe in rechtem Sinne.

So wäre also das die richtige Gesinnung: Haben als hätte man nicht; Besitz ohne Selbstgefühl; Eigentum ohne Eigennutz; reiches Können und Vermögen, aber alles von Gottes Gnaden und um des Seins und gemeinschaftlichen Lebens willen, nicht zu Diensten der Selbstsucht, Selbstherrlichkeit und Selbstvergötterung.

Was der Habende soll, das sagt uns Meister Eckhart, der große Mystiker: ‚— vor allem, er soll sich selber lassen, so hat er alle Dinge gelassen. Wahrlich, ließe ein Mensch ein Königreich, ja die ganze Welt und behielte doch sich selber, so hätte er nichts gelassen. *Gibt er aber sich selber auf — er mag dann behalten, was er will, es sei Reichtum oder Ehre oder was es sei — er hat doch alles aufgegeben.*'

Solche Armut im Geiste gegenüber den Gütern, die man innehat, ist eben nur durch Gott zu erlangen und allein von denen, die sich als von *Ihm* Begabte, als Verwalter und Nutznießer der unendlichen Schätze fühlen, von denen der weltbesitzende Allgeist ihnen nach und nach einen Anteil zufließen ließ. Wenn sie aber das, was sie in den Hallen der Kultur, in ihren Warenhäusern, im Turm der Technik, in den Staatsgebäuden aufgespeichert haben, wenn sie ihre Kunst und Macht mit Gott nicht teilen und keinesfalls vor seinem Richterstuhl rechtfertigen wollen, wenn großes Vermögen ihnen schätzbarer ist als das edle Sein und ein gewaltiges Können mehr wert als das liebevolle Wesen, so verfallen sie der verbrecherischen Ichsucht. *Die Verbindung der Habe mit dem Ich hat deren Mißbrauch zur Folge* — Mißbrauch bis zum völkervernichtenden Alles-Besitzenwollen!

Das bestätigt ein Blick auf Englands wahnwitzigen Konkurrenzneid, auf seine, des Kriegsverbrechers, tolle ‚Ersatzansprüche', auf die schmählichen Munitionsgewinne Amerikas, die aus Menschenmord gezogen werden, auf den Kriegswucher in Deutschland und allerwärts, der Völker aussaugt. Auf Völkervernichtung, auf ein Alles-Besitzenwollen geht insonderheit der britische Imperialismus aus, der von maßloser Ich- und Habsucht, von vermessenem Selbstbewußtsein und Selbstvergötterung untrennbar ist. Er will die ganze Welt englisch machen (‚give all men an English mind!'), wir aber möchten, im Gegensatz zu ihm, die verschiedensten Gemüter in einen Kulturring zusammenfassen, wie es im deutschen und im Bruderreiche Österreich bereits geschehen ist. Deutscher als der einseitige und eigensüchtige Nationalismus ist das Streben nach übernationaler Geistesgemeinschaft; und wie es deutsche Gepflogenheit ist, fremdes Geistesgut in seiner Sonderart zu ehren, nicht gleichsam in die eigne Art aufzuzehren, so würde auch

fremdes Landgut nicht rücksichtslos einverleibt, nur angegliedert werden, als ‚selbständiger Schutzstaat' im Staate, und nicht eher und nur soviel davon, als unsere Sicherstellung es gebietet.

Die alte Habe verbürgt uns jetzt nicht mehr die alte Sicherheit; nach einem Mehrbesitz schaut jedoch nicht unsere Habsucht, sondern lediglich der Wille ‚zur Behauptung unseres staatlichen Daseins' aus. Der britische Imperialismus und sein unbegrenzter Einverleibungsdrang, soviel Bewunderer er vor dem Kriege auch bei uns gefunden hatte, entspricht zurzeit weniger denn je dem deutschen Sinn, der — selbstloser geworden — die Unnatur und Unmoral jeder politischen Überfütterung ohne weiteres empfindet. ‚Man darf nicht dem Grundsatz huldigen,' schreibt der Professor der Geschichte Brandenburg, ‚daß man alles nehmen muß, was man bekommen könnte; vielmehr sollte man danach streben, nur das zu nehmen, was man unbedingt braucht und verdauen kann.' Die Verwendbarkeit der Habe, nicht das unbedenkliche und schrankenlose Reicherwerden, ist deutsche Besitzpolitik. Und wenn das Deutsche Reich, als eine von Feinden immer wieder umlagerte Festung, den engen Gürtel seiner Außenwerke wirklich erweitern und vorschieben muß, so bedarf die deutsche Seele — und das weiß sie jetzt! — zur künftigen Behauptung ihres und des staatlichen Seins noch stärkerer Bollwerke: sie braucht Selbstentäußerung an rechter Stelle, die rechte Einschätzung von Geld und Gut, die rechte Demut und Dankbarkeit gegen Gott, damit die englischen Brandgranaten und Länder-, Gold- und Machtgier ihr nicht ins Innere dringen. Und lebt die deutsche Seele also wohlbeschützt, so lebt auch Deutschland.

Kritik

Neue Romane* / Von Franz Herwig

Einige deutsche Jünglinge hatten eines Tages die folgende Überlegung: Wir sind jung und haben Talent zum Schreiben. Wir wollen uns zusammentun und Bücher schreiben, in denen unsere Zeit sein soll. Jedoch haben wir kein Geld, um uns nähren und kleiden zu können. Wollen wir wie Liliencron mit dem Gerichtsvollzieher kämpfen, mit zerrissenen Stiefeln gehen und unsere Mägen knurren hören? Wir sind Söhne aus guter Familie, und ein derartiges Leben würde uns erniedrigen. Wir wollen daher einen einträglichen Beruf erlernen, und, wenn uns dieser eine sichere Versorgung bietet, uns nach Geschäftsschluß hinsetzen und jene Bücher schreiben, von denen wir sprachen. — Sie taten also, und als die Stunde ihres Dichtens gekommen war, nannten sie sich ‚Werkleute auf Haus Nyland', gründeten eine Berufsgenossenschaft und gelobten sich, ihre Bücher mit keinem Namen zu zeichnen. Es erschienen nunmehr, außer Programmschriften der Zeitschrift ‚Quadriga' und Gedichten, zwei Prosabücher, von denen das eine, ‚Der Fenriswolf', als Finanznovelle bezeichnet ist, das andere, ‚Das Weltreich und sein Kanzler', ohne jede Bezeichnung in die Welt ging. Mit diesen beiden Büchern haben wir es heute zu tun.

Im ‚Fenriswolf' wird erzählt, wie ein Berliner Kommerzienrat mit Hilfe des Großkapitals die norwegischen Wasserkräfte in die Hand bekommt, im ‚Weltreich und sein Kanzler' wünscht ein Amerikaner auf alles Kapital die Hand zu legen, um dadurch die Kriege unmöglich zu machen. Die Art, wie beide Geschehnisse erzählt werden, soll, nach einem Vorwort, ‚eine neue Form künstlerischer Gestaltung' bedeuten. Es sei, wie gesagt wird, ‚hier zum ersten Male der Versuch gewagt, einen umfassenden wirtschaftlichen Stoff in konstruktiver Kühle kongruent zur Form zu zwingen'. Die Verfasser, hinter denen ihre Genossenschaft steht, führen ihre Absicht nun in der Weise durch, daß sie sich sozusagen wie Privatsekretäre fühlen, die von ihrem Chef den Auftrag bekommen, für die Aktionäre die Korrespondenz und Verhandlungsstenogramme zusammenzustellen, die auf irgend ein finanztechnisches Manöver sich beziehen. Das Konvolut, welches bei dieser Tätigkeit sich ergibt, wird dann den Aktionären in der Generalversammlung vorgelegt, und die Herren können an Hand des Materials das Geschäft beurteilen und billigen. Man kann auch an eine Regierung denken, die über irgend einen Vorgang der äußeren Politik ein Farbbuch herausgibt. Ein solches Konvolut nennen nun die Nyland-Leute Finanznovelle und würden ein solches Farbbuch gegebenenfalls historischen Roman nennen. Mir aber scheint, als gingen diese Leute nicht entschieden genug vor. Ein geschickter Privat- oder Staatssekretär könnte der Generalversammlung oder

---

* Aus der ‚Quadriga'. ‚Der Fenriswolf'. (Eugen Diederichs, Jena, M. 2.50), ‚Das Weltreich und sein Kanzler'. (Ebenda, M. 2.50). Ina Seidel, ‚Das Haus zum Monde'. (Egon Fleischel & Co., Berlin, M. 3.50).

dem Reichstag schon in einem Auszug von ein Dutzend Seiten die Vorgänge treffend und genau darstellen. Ja schließlich genügten auch die wenigen Zeilen, die ich oben über den Inhalt geschrieben habe, und überhaupt bedürfte es gar keiner Worte, wenn man sich des jüdischen Kopfwackelns und Händeredens bedienen wollte.

Daß man eine Materialsammlung oder ein Notizbuch voll Exzerpten Kunstwerk nennt, ist jedenfalls neu, kennzeichnet aber durchaus die jungen Leute, die das tun, und stimmt vorzüglich mit ihrer Lebensführung zusammen. Es ist die Welt vom Kontorschemel gesehen; im Kontokorrent gibt es nichts Wunderbares. Die zerrissenen Stiefel Liliencrons schrecken, der Geist aber darf barfuß gehen. Der Magen darf nicht knurren, das Herz aber darf's, denn wer hört es? Primum vivere, deinde philosophari: erst kommt die Versorgung, dann das Dichten. Ich muß gestehen, daß ich vor einer derartigen Lebensauffassung (in der die Kunstauffassung wurzelt) einen herzlichen Widerwillen habe; kennzeichnend ist dieses Wesen für einen Teil der zu Hause gebliebenen Jugend aber sicher. Wünscht man diese neue Kunstart indessen einzuordnen, so weist der vor einiger Zeit an dieser Stelle behandelte Expressionismus der Edschmid, Schickele, Kafka den Weg. Es ist der gleiche, aus dem Intellektuellen entspringende Kunstwille, nur daß die Leute von Nyland an Stelle der farbigen und phantastischen Ausführung die beschränktere Sachlichkeit gesetzt haben. Man kann ihre Art Neo-Expressionismus nennen, und in der Tat ist nicht einzusehen, weshalb die bildenden Künstler vor den Dichtern etwas voraus haben sollten. Man würde sich aber täuschen, wenn man alle diese Bestrebungen der Laune irgendwelcher Mittelmäßigkeiten, die von sich reden zu machen wünschen, zuschreiben würde. Wenn der Gärtner eine neue Rosenabart züchten will, so ist der Erfolg zunächst oft das Ungewöhnliche, ja Ungeheuerliche. Erst nach langen Versuchen entsteht eine neue Schönheit, die als eigenartigen Reiz einen Hauch von jenem Ungewöhnlichen hat, das zuerst entsetzte. Und da eine starke Einfachheit — vielleicht angenähert der Sprache und dem Wesen des deutschen Mittelalters — voraussichtlich das Wesen der Literatur in den nächsten Jahrzehnten bestimmen wird, so wird man vielleicht, von jener Zeit auf die unsere zurückblickend, auch die Werkleute auf Haus Nyland als die auf einem Seitenweg in die Irre gegangenen Vorläufer bezeichnen. Eigentümlich und entscheidend für die Beurteilung ist an ihnen das Fehlen jeglicher völkischen Eigenart. Niemand kann sagen, ob diese Bücher von Deutschen geschrieben wurden, und man kommt auch mit der Erklärung nicht aus, daß uns ein neues Deutschtum bevorstehe, in dem Kühle, Klugheit, Knappheit die alten herzlichen Eigenschaften ersetzen werden. Fest steht, daß diese ganze Art unserm Wesen fremd ist und uns auch nie näherzubringen sein wird. Vom Heliand angefangen bis zu Goethe fließt in unserer Literatur der köstliche Strom unserer Eigenart; es ist eine Ehre für jeden Dichter, wenn er von diesem Strome getragen wird. Wer nicht im Strome mitschwimmen will, scheidet sich damit von seinem Volk.

Was ist es denn, was mit so manchen anderen Büchern uns warm und heimatlich umfängt? Unabhängig vom Willen, war unseres Volkes Wesen in ihnen ausgeströmt, und es ist gut, daß wir noch immer solche Bücher haben. Das Wort ‚deutsch' braucht nicht darin vorzukommen, ja das Vorkommen könnte schon von vornherein verdächtig machen. Der Dichter soll sich nur rein und

gelassen geben, so wird das deutsche Wesen, falls er es hat, wie eine gut zu atmende Luft sein Werk erfüllen, ganz gleich, was er schreibt. Es ist gerade ein solches Buch zur Hand, die Arbeit einer Anfängerin, Ina Seidel, und so viel auch im einzelnen an ihrem Roman ‚Das Haus zum Monde' auszusetzen ist, so reiht es sich im Wesen doch dem Besten an, was wir haben. Hinzukommt, daß die weibliche Eigenart sich ungehemmt auswirkte und dem Buch damit einen weiteren und innigen Reiz gab. Es handelt zunächst von einer jungen, kranken Frau, die sterben muß, ehe sie ihr Leben recht gelebt. Dieses Ungelebte aber drängt zum Leben, und die Sterbende nimmt sich, in einer Art mystischer Verwirrung, vor, in dem ersten Sohn ihres Mannes und ihrer Freundin, denen beide sie die Ehe wie eine Erbschaft hinterläßt, wiedergeboren zu werden. Es ist ein starker Wille in diesem Vorsatz, ebensoviel aber schweifende Träumerei, und dem Leser ist es überlassen, sich dazu zu stellen, wie er will. In der Tat wird dem neuen Paar ein Sohn geboren, und in der Tat weist er viele Züge auf, die an die Tote erinnern. Dieser Umstand wäre natürlich durch die innige Beschäftigung der werdenden Mutter mit dem Vermächtnis der geliebten Freundin zu erklären, aber Ina Seidel will ja nicht erklären, sondern das Wirken des Wunderbaren naiv und versonnen schildern. Das Heranwachsen des Knaben, die Entwicklung der drei übrigen Kinder aus der ersten Ehe, das Verlöschen der neuen Ehe an dem lebenfremden Gelehrtentum des Mannes — diese Geschehnisse nehmen zwar den größten Teil des Buches ein, erscheinen jedoch wie Zutaten, die einigermaßen nebensächlich sind. Das Bezaubernde und Erwärmende ist das Leben der jungen Mutter in der alten Ostseestadt, und vor allem auf dem Landgut in der Niederung. Es ist wie ein Hohelied auf Mütterlichkeit und fruchtbare Erdenreife, ganz erfüllt von inniger Liebe und mit Worten geschildert, die von innen herausklingen. Nichts ist da Absicht, alles gelassenes Sichgeben eines dichterischen Gemütes, und beglückt atmet der Leser im Schutze dieser mütterlichen Wärme. Die deutsche Frau, im Kreis ihrer natürlichen Begabung und Pflicht, ihres eigentlichen Glückes befangen, steigt rein und bedeutend, wie ein gepriesenes Bild, aus diesem Buche. Oder — aus dieses Buches erstem Teil, in dem die Verfasserin eigen Gelebtes, im tiefsten Selbst Empfundenes widerstrahlt. Später, als künstlerischer Wille an dem breiteren Geschehen sich ordnend und gestaltend beweisen soll, gibt es viel Mühsames, und der Endeindruck ist ein zwiespältiger. Die Überzeugung, daß Ina Seidel ein subjektives Naturtalent ist, soll zwar nicht verschwiegen werden, aber auch der Wunsch nicht, daß recht viele innerhalb dieses begrenzten Kreises so reich sein möchten wie Ina Seidel. Das Kunstwerk des Romans wird ihr voraussichtlich nie gelingen, sie wird Lyrik schreiben, in welcher Form sie auch immer sich versucht. Aber wenn sie ihr Wesen sich zu bewahren versteht, wird sie in ihrer lyrischen Kunst immer so tief und nachhaltig wirken, daß ein Bekanntwerden mit ihr stets ein beglückendes Erlebnis bedeutet. Im übrigen ist dieses Wesen das gleiche, wie es sich etwa in den süddeutschen Dichterinnen Schieber, Supper usw. zeigt. Nur eben aus dem ganz anders gearteten norddeutschen Stammescharakter geboren. Die norddeutsche Frau ist nicht so frei wie ihre Schwester aus dem Süden des Vaterlandes; sie mag auch ebenso heiter sein, aber es ist stets eine Heiterkeit unter Schleiern; ihr Naturgefühl ist ebenso tief, aber geheimnisvoller Ahnungen und Einflüsse voll — und eben deshalb vielleicht doch tiefer? Deutsch sind beide, und des sind wir froh. Man kann es sich auch versagen, nach den Ahnen und Vorbildern der Dichterin

Seidel zu suchen. Ähnlichkeiten und wohl auch Abhängigkeiten mögen da sein. Man denkt an die Droste, an Agnes Miegel, Irene Forbes-Mosse, Helene Voigt-Diederichs. Aber letzten Endes ist die mit diesen deutliche Übereinstimmung des Ausdrucks weniger erlernbaren Formen zuzuschreiben, als einem Einklang der Grundstimmung, also etwas Echtem, dessen Auswirkung eben die Bedeutung aller *ausmacht*. Diese unwägbare Grundstimmung wird immer den Dichter *ausmachen*, und wo sie, wie bei den Nylandleuten, fehlt, ist eben der Dichter nicht vorhanden.

Bayerns Eigenart vom Weltkrieg aus*

Von Leo Weismantel

Dürrwächters Studie ‚Bayerns Eigenart vom Weltkrieg aus' ist keineswegs — wie ihre Aufschrift vermuten lassen könnte — eine lediglich politische Schrift, es handelt sich daneben gleichzeitig um eine für die Weite des umgriffenen Stoffes allerdings skizzenhaft kurz gefaßte (jedoch nicht von einem Geographen, sondern von einem Historiker erarbeitete) landeskundliche Monographie. Es muß bedauert werden, daß die Verschmelzung dieser sich kreuzenden Ziele nicht vollständig gelungen erscheint. Dieses war Grund und Ursache, daß seit den Tagen der ‚Bavaria' Bayern keine beachtenswerte landeskundliche Gesamtdarstellung mehr zuteil geworden ist. Nach einer — glücklicherweise nicht sehr umfangreichen — Zwergen- und Wiederkäuerliteratur der letzten Jahrzehnte bringt die Dürrwächtersche Studie zum ersten Male wieder den Gedanken eines auf der Höhe unserer Zeit stehenden Wurfes. Das soll man ihm danken. Man sollte dieses Buch jedoch nicht gesondert, man sollte es in unmittelbarer Gegenüberstellung bzw. in Vergesellschaftung von E. Stadtlers ‚Das deutsche Nationalbewußtsein und der Krieg',** von Fr. Lienhards ‚Deutschlands europäische Sendung',*** von Fr. Naumanns ‚Mitteleuropa', von Fichte und Wilhelm Heinrich Riehl lesen, um sich feinster Gegensätze in dem Denken und Streben um deutsche Zukunft bewußt zu werden.

Es ist schlechterdings nicht möglich, auf die rein landeskundlichen Werte der Dürrwächterschen Studie hier einzugehen; die kleinen und kleinsten Anführungen und Feststellungen sind — nicht immer zum Vorteil eines flotten Lesens — zu zahlreich, um das Hervorheben von Einzelheiten als an dieser Stelle gerechtfertigt erscheinen zu lassen: Das Land zeigt Dürrwächter als ein allseitiges Spiegelbild der deutschen Erde mit all den reichen Anregungen in Reizen, Beziehungen und Ergänzungen, die stets zwischen dem Deutschen und seinem Land bestanden haben und nach wie vor bestehen. Wir sehen es aber auch in seiner ganz besonderen Stellung und Rolle, die ihm als Stütze für die deutsche Leistung im Weltverkehr und in der Weltwirtschaft naturgemäß zugefallen ist. Die durch den Krieg vollzogene Verknüpfung früher nur nebelhafter, getrennter Gedanken zur Idee eines Weltbundes, eines Wirtschaftsbundes vom Atlantischen zum Indischen Ozean, frei und unabhängig und sich in sich selbst bedingend und durchsetzend, beschwor

---

* Bayerns Eigenart vom Weltkrieg aus. Von Professor Dr. Anton Dürrwächter, verlegt bei Jos. Kösel, Kempten.

** Vgl. Hochland 1. Heft 1915/16, S. 117: Innerpolitische Neuorientierung?

*** Vgl. ebenda S. 120: Um Deutschlands Weltsendung.

eine neue Donauzeit und für Bayern, das deutsche Donauland, eine Zeit weitester Möglichkeiten herauf. Die Dürrwächterschen Weckrufe müssen in dem Bayern das stolzeste Begehren wecken, und das um so mehr, als die bayerische Regierung diese kühne Aufgabe zu erfassen scheint, die sie zwar aus eigenen Kräften nicht zu erfüllen vermag, die aber nicht minder dringende Pflicht des Reiches ist; für Bayern wie für das Reich gilt es, in der Schaffung eines Donau—Rhein-Wasserweges, an den sich wie an einen Faden die Kristalle einer neuen Zukunft und Kultur heften werden, der Verwirklichung des March—Oder-, sowie vor allem des Dniepr—Düna-Kanals zuvorzukommen. Bayern, wiewohl im innersten Winkel Deutschlands gelegen, wird dann an Triest wie Bremen—Hamburg, in Konstantinopel wie Antwerpen seine Seehäfen besitzen. — Dann wendet sich Dürrwächter zum Volke dieses Landes: Schärfer und reicher ausgestattet als andere Volksteile Deutschlands mit dem Typus des Bauern auf der eigenen Scholle und dem des selbständigen Gliedes überhaupt in der sozialen Schichtung, frischer und freier noch sich regend unter den Impulsen einer körperlich und seelisch stärkenden Natur, sehen wir es auch kraftvoller noch den Schäden der Kultur trotzen und aus dem reichsten Borne deutscher Stammeswelt für eine ganze Skala der Empfindung und Betätigung schöpfen und sich auch jenes Reich des Schönen in besonderem Maße zimmern, in dem alle Kultur ihre höchste Gestalt gewinnt. — Weiterhin versucht Dürrwächter, den Staat dieses Landes und Volkes in seinen Bedingungen und Kräften, seinem Werden und Sichgestalten zu begreifen und zu zeigen, wie ein gegenseitiges Sichdurchdringen aller Elemente eine ihnen naturgemäße und darin eigenartige Schöpfung erstehen ließ. Sein eigenes Gesetz in sich tragend und nährend, ist der bayerische Staat einer jener deutschen Organismen, die ihre Angehörigen wahlverwandte, liebevoll zugehörige Glieder sein lassen, und für das deutsche Volk eine der notwendigen Zellen, aus denen ihm für seine höchsten Leistungen immer wieder neuer Fruchtstrom zugeleitet wird. — Hier kehrt der Verfasser zu dem grundlegenden Gedanken des einleitenden Kapitels über ‚Deutsche Eigenart' zurück. Nur aus der Kenntnis deutscher Eigenart lassen sich die ‚Zukunftswege' des abschließenden fünften Kapitels weisen. Deutsche Eigenart aber ist, daß das Ganze nur Kraft und Fülle hat, wenn es aus den lebendig mitwirkenden Teilen Befruchtung und stetige Erneuerung gewinnt. Deutsche Vielheit und Besonderheit, die von der Organisation nur vernichtet werden kann, wenn diesem Organisationsgedanken nicht der Vorbehalt einer nur zeitlichen Not, sondern der ewige Begriff eines staatsgestaltenden Prinzips zugrunde liegt, ist der Ausfluß jener feinen Organismen der deutschen Einzelstaaten, welche aus der deutschen Freiheitsidee sproßten. Deutsche Freiheit ist der Drang, ein in seiner geistigen Besonderheit unangetastetes, tätiges und sich zum Ausdruck bringendes Glied in einem wahlverwandten, mit aller Anhänglichkeit umfaßten Organismus zu sein, wo Müssen und Wollen, Disziplin und Pflicht sich eng ineinander verwachsen haben. Diese deutsche Freiheit war der feine Äther gewesen, in dem die größten Zeitalter unserer Geschichte geatmet haben, die Lebensluft, in der das Beste aus unserem Volke herausgeholt wurde. — Zwei Erkenntnisse sind es so vor allem, die sich aus der Dürrwächterschen Studie durchringen: die Idee eines Einheitsreichs darf die Eigenart der Einzelstaaten nicht erdrücken. Am Horizont des kommenden Friedens steht die Notwendigkeit des materiellen Sichbemühens und Schaffens aus allen Kräften. Wenn deutsche Heere siegen, so hat deutsche Organisationskraft

gesiegt! — unsere Feinde rufen es, um ihre eigene weichende Schwäche zu entschuldigen, die Neutralen sagen es mit Verwundern — was sollten wir selbst das nicht mit Stolz bekennen! Und warum sollte das Wort, das unser siegendes Vermögen faßt, nicht auch Zukunftsweiser sein? Die das glauben und fordern, sind nicht gering an Zahl. Aber selbst derjenige, der kein nörgelnder Beurteiler unserer Reichs-Lebensmittelorganisation ist, der selbst daran glaubt, daß eine Organisation des Geistes möglich sein wird, auch er wird der kühlen, lehrenhaften Gedankenführung es zugestehen müssen, daß Organisation nie aus sich und zu ihrem eigenen Seinszweck entstehen, nie kräftegebärender Ausgang noch zielerrungener Abschluß sein kann, daß sie nur Mittel oder Formkunst ist und die Frage nach ihr zweiter Ordnung bleiben muß. Nie kann der Organisationsgedanke sich zum gestaltenden Lebensprinzip entwickeln. Es gibt keine ‚Organisationskultur', keine Kultur, deren Wesenheit, Inhalt und Ziel die Organisation selbst wäre (vgl. E. Stadtler). Nur Organismus, der aus einer ewigen, d. h. Selbstzweck habenden Idee entsprießt, der jene Kräfte, die den Gedanken zur Körperhaftigkeit gelangen lassen, ja treiben, in sich selbst trägt, scheint mir ein staatsgestaltendes Lebensprinzip sein zu dürfen. Nackter Organisationsfanatismus vermag nur zu einem deutscher Innerlichkeit und Seele fremdem Utilitarismus zu geleiten, der die Krone eines Baumes zeitweise vielleicht mitten im Winter zur Maiblüte zu bringen imstande ist, während die Wurzeln, aus denen durch das gleiche Kunstzuchtexperiment alle Kräfte nach oben entzogen wurden, bereits abgestorben sein können. M. G. Conrad hat uns in seiner ‚Purpurnen Finsternis' eine ‚Roman-Improvisation aus dem dreißigsten Jahrhundert' geschaffen, die uns das grauenhafte Ergebnis eines solchen Kulturstrebens zum warnendsten Beispiel gestaltet hat. — Wird es gelingen, die Organisationsidee zu unserem Sklaven zu beugen, statt sie zum Götzen zu erheben, dann wird Dürrwächters weiterer Ruf nach Pflege des Seelischen und Heimatlichen aus den Kräften der Staatsorganismen von selbst seine Erfüllung erfahren.

Es wäre vielleicht für weitere Auflagen dieses Buches wünschenswert, daß die beigegebene Literaturzusammenstellung sich nicht lediglich auf die Titelanführung beschränke. Mit oft recht wenigen Worten ließe sich ein dem Leser kostbares Urteil anfügen. Soweit Statistik herangezogen wurde, wäre eine Vervollständigung des Materials wie eine klarere Darstellung desselben zu fordern. Vielleicht auch könnte, soweit die landeskundliche Darstellung in Betracht kommt, durch einige graphische Beigaben, die allerdings nur dann Wert besäßen, wenn sie auf der Höhe moderner geographischer Methode fußten, der Wert der Studie wesentlich gehoben werden. Von den Möglichkeiten, die sich gerade hier bieten, scheint man — das mag zur Entschuldigung dienen — selbst in geographischen Fachkreisen vielfach noch keine Ahnung zu haben.

Timm Kröger / Aus Anlaß einer Gesamtausgabe Von Karl Muth

Der Weltkrieg tobte im vierten Monat, als der Urwüchsigsten einer unter den lebenden deutschen Erzählern, Timm Kröger, am 29. November 1914 sein siebzigstes Lebensjahr vollendete. Wohl hatte sein Verleger Alfred Janssen in Hamburg rechtzeitig eine schöne Gesamtausgabe der Novellen Krögers in sechs

Bänden herausgebracht, wohl hatte sich da und dort eine Feder in Bewegung gesetzt, um dem Jubilar den Dank derer abzustatten, die sich durch sein Werk beglückt, erhoben, bereichert fühlten, auch hatten kluge Besprechungen für des Dichters Gesamtwerk zu werben gesucht, aber im ganzen war die Gefühlstemperatur jener Tage dem üppigen Wachstum von Festartikeln nicht günstig. Für die Würdigung des Dichters war dies vielleicht kaum ein Verlust; doch für die buchhändlerische Nachwirkung fiel jenes Versagen der Kritik ins Gewicht, und das ist zu bedauern, denn wie ganz anders hätte ein Erfolg Timm Krögers unser Volkstum geehrt als die Riesenauflagen gewisser Erzähler dieser Kriegstage.

Die Leser dieser Zeitschrift haben Timm Kröger aus einer Reihe von erzählenden Beiträgen in früheren Jahrgängen (1903—1908) schätzen gelernt. Im Juniheft 1906 hat mein wenige Jahre später im Alter von 25 Jahren verstorbener Halbbruder Joseph Muth eine Studie über den Dichter veröffentlicht, die heute noch zum Besten gehört, was über die eigenartig beseelende Kunst dieses Erzählers geschrieben worden ist. Das Urteil gründete sich auf die damals (1905) vorliegende Sammelausgabe der Novellen, in der die meisterhafte Erzählung ‚Um den Wegzoll', die einen künstlerischen Höhepunkt im Schaffen Krögers darstellt, noch dessen jüngstes Werk war. Die Weltanschauung des Dichters, soweit sie damals aus seinen Schöpfungen hervorleuchtete, fand in dieser Erzählung einen, wenn auch beschränkten, so doch immerhin unzweideutigen Ausdruck. ‚Schuld und Sühne', so heißt es in dem angeführten Aufsatz, ‚stehen im Mittelpunkt von Timm Krögers Weltanschauung, für deren Blick der Weg zwischen den Dingen dieser Menschenwelt und einer besseren Unendlichkeit ein lieber Spaziergang ist. Nicht bloß, daß die Darstellung, namentlich die ältere, gern komische, metaphysische, ideale Seitenblicke tut, lange Zeit auch in mehr reflektierender Art, daß das einzelne gern und wirkungsvoll in allgemeine Zusammenhänge gesetzt wird, sondern auch der tiefere Sinn, in dem die Dinge geschaut und eingeordnet werden, ist durchzogen von jenem Dualismus von Ideal und Wirklichkeit, der dem genauen Auge nicht entgehen kann, dem lebendigen Herzen wohl tun muß. Daher gibt das Irdische kein Glück' (l. c. S. 332). In allgemeinerer Weise wird diese Weltansicht an früherer Stelle (S. 330) ‚nicht minder christlich als modern' bezeichnet, ‚modern, weil sie im Unscheinbaren das Allgemeine, christlich, weil sie es mit Liebe sieht'. Einen Anlaß, tiefer auf das Weltanschauliche einzugehen, fand mein Bruder in den damals vorliegenden Erzählungen Krögers offenbar noch nicht, sonst würde er bei seiner immer aus dem Wesen zur Erscheinung fortschreitenden Betrachtungsart es gewiß herausgehoben und gewürdigt haben. Und doch hatte er die Skizze ‚Wohin?' vor Augen; denn er führt eine Stelle daraus an, merkwürdigerweise nicht zur Kennzeichnung der religiösen Auffassung der behandelten Frage, sondern um zu zeigen, wie Krögers Humor mit seiner Beobachtung des Gegenständlichen sich ‚zu ganz originellen Aspekten und Vergleichen' verbindet. Daß diese Skizze selbst ihm keine weltanschaulichen Aspekten, die über die gegebene Charakteristik hinausführen, eröffnete, lag zweifelsohne eben an ihrer Skizzenhaftigkeit und Vereinzelung. Man konnte noch nicht sehen, daß hier ein Motiv angeschlagen war, das im Erleben und Denken des Dichters einen breiten Raum einnahm und sich in dieser Skizze zum ersten Male nur Bahn brach: das Glaubensmotiv. Auch tritt der Erzähler darin nur einmal in der Form einer persönlichen Meinungsäußerung hervor, wenn er es, hier zwar bloß der Form nach, aber offenbar doch auch innerlich zustimmend, dahingestellt sein läßt, ob die Religiosität eines Menschen nicht allein schon darin bestehe, daß er ehrlich über das nach-

denke, was unserer Einsicht verschlossen ist. ‚Religiöse‘ Naturen solcher Art hatte Kröger zwar mancherlei gezeichnet, denn mit dem Rätsel des Bösen in der Welt läßt er diesen und jenen sich immer wieder beschäftigen. Aber was man den Schritt zur Weltanschauungsdichtung nennt, war von ihm mit alledem doch noch nicht unmittelbar getan. Das geschah erst mit dem Jahre 1908, merkwürdigerweise demselben Jahre, mit dem auch, aus nie ausgesprochenen, vielleicht kaum ins Bewußtsein gedrungenen Empfindungen, die gelegentlichen Beiträge zum ‚Hochland‘ ihr Ende fanden.

In der Tageskritik galt Timm Kröger damals und noch lange darnach als ein Heimatdichter. Er selber hatte, bescheiden, wie er immer auftrat, dieser eingeschränkten Beurteilung in einer autobiographischen Skizze Vorschub geleistet. Aber schon in dem ‚Hochland‘-Aufsatz vom Jahre 1906 heißt es abschließend: ‚Wenn Timm Kröger für uns den endgültigen Ruf des Dorfnovellisten bekommen, oder wenn er sich selber Heimatdichter nennen sollte, er wäre damit doch auf keine Spezialität festgelegt. Denn das ist ja das Wunderbare an der Kunst, daß ihr sinnliches Kleid ebenso notwendig wie zufällig ist. Die Enge seiner Welt ist die Weite seiner selbst, und subjektive Naturen können am leichtesten Totalität zeigen. Es steht ihm der knappe Strich sowohl wie die behagliche Reflexion, das organische Weltgefühl wie die abseitig betonte Individualität, der Traum wie das Wahre, das Kleine wie das Erhabene, die stille Winkelpoesie wie die laute Katastrophe, die gute alte Zeit wie die Gegenwart, Resignation wie Optimismus, die Sehnsucht wie der Friede. Für das alles findet er die Einheit. Timm Kröger ist mehr als „auch einer“. Er drängt sich niemand auf, aber er läßt auch keinen mehr los, der sich von seiner Eigenart wieder einmal das große Wunder hat vermitteln lassen, daß der Dichter eine Welt für sich ist, mit eigener Souveränität.‘

Zu dieser Welt des Dichters ist nun im 6. Band der Gesamtausgabe ein zwar nicht neues, aber doch in der verstärkten Auswirkung des Glaubensmotivs betonteres weltanschauliches Element hinzugetreten. Der Umstand, daß der Dichter in diesem Band inmitten von zwei bisher im Buchdruck nicht veröffentlichten größeren Erzählungen die bereits erwähnte Skizze ‚Wohin?‘ aufnahm, zeigt deutlich, wie das, was er nun endlich in seinen jüngsten Schöpfungen zu gestalten den Mut gefunden hat, schon längst zu seinen stärksten Erlebnissen gehört, die früher darzustellen er offenbar sich nicht die notwendige künstlerische Objektivität zugetraut hatte. ‚Wohin?‘ beginnt mit Kindheitseindrücken, die sich um die Frage nach der Allgegenwart und dem Wesen Gottes drehen; in der Schule beginnt sich sodann der junge kritische Geist gegen den ‚fremdartigen Eindruck‘ aufzulehnen, ‚den die Phantasie der christlichen Dogmatik in ihm hervorgerufen‘ hatte. Falsche Erziehungspraxis verstockt ihn nur tiefer in seinem Unglauben; und die medizinische Wissenschaft seiner Zeit wäre die letzte gewesen, ihn daraus zu befreien. Schließlich kam die Befreiung aus der Enge dieser ‚Westentaschenphilosophie‘ doch, aber wir hören nur die Botschaft, ohne zu erfahren, wie die Wandlung sich vollzog. Aber auch dann bleibt es unentschieden, ob sie vollkommen ist; denn wie schon früher die eine (die gläubige) Seele — ‚wer kann aufstehen und sagen, er habe nur eine‘— die andere höhnte ‚und meinte, es sei die Zeit wohl nahe, wo man das Gewissen chemisch darstelle‘, so könnte sich am Ende doch auch einmal wieder die ungläubige erheben, zumal die Geschichte damit schließt, daß der nach dem endgültigen ‚Wohin?‘ gefragte Mond sich hinter den Wolken verkriecht, noch ehe er eine Antwort gefunden hat. Die Erzählung klingt

in einer humoristischen, halb ironisch-problematischen Note aus. Das ist im allgemeinen bei solchen Fragen nicht Timm Krögers Art. Seine persönliche Weltansicht beruht durchaus auf dem Gottesglauben, und nur innerhalb der Welt des Gemütes ist er Christ. Das Evangelium ist ihm die Frohbotschaft einer hohen und edlen Moral, die Erscheinung Christi ein Höhepunkt verkörperter göttlicher Liebe und Güte. Das alles spricht er zum ersten Male in dem letzten Band der Gesamtausgabe, dem er nach der letzten darin enthaltenen Novelle den Titel ‚Dem unbekannten Gott' gegeben hat, nach Dichterart aus. ‚Alle drei in diesem Buch gebotenen Novellen', so heißt es im Vorwort, ‚charakterisiert das Suchen nach der Ursache der Welt.' Die erste Erzählung ‚Daniel Dark. Aus meinem Jugendland' zeigt dieses Suchen verknüpft mit einem anderen Konflikt, der bei weitem überwiegt, mit dem Kampf und endlichen Sieg eines in frommer protestantischer Umgebung aufwachsenden Knaben um den geistlichen Beruf. Die religiösen Kämpfe spielen keine allzu große Rolle dabei; die Hauptschwierigkeit liegt in der Überwindung einer Liebesstimmung, in der Abkehr von süßer Tändelei und in der Hinwendung zum Geistigen. Daniel ist einer von denen, ‚die überall nach dem Warum fragen'; mit der ‚Katechismusweisheit' ist er schon in der Schule in Widerstreit geraten, von der christlichen Lehre ließ er ‚fallen, was ihm nicht paßte', und als der letzte Entschluß zum Vorstudium der theologischen Laufbahn in ihm reifte, da war ihm, als schreite eine Gestalt auf den Wassern im weißen Nebel, ‚im wallenden Gewand . . . den Glorienschein himmlischer Majestät um das Haupt . . . der Gott-Erlöser seiner Kindheit'. Es ist eine psychologische Novelle, nicht ohne, wie uns scheinen will, einige Lücken und Notbrücken; aber, rein objektiv betrachtet, ein interessanter Beitrag zur Psychologie der Auflösung und Umwandlung protestantischer Gläubigkeit.

Die Hauptnovelle des Bandes ‚Vom unbekannten Gott' ist ganz ausschließlich auf das Thema des Glaubens aufgebaut. Ein bibelfester Hofbauer, von alttestamentlicher Strenge der Glaubensanschauung, muß es erleben, daß sein einziger Sohn, den er zum Theologen bestimmt hatte, das Studium wechselt, weil er nicht mehr glaubt. Mit alttestamentlicher Härte verweist ihm der Vater das Haus. Der Sohn macht sich jenseits des großen Wassers einen gelehrten Namen, kehrt aber, was er später in der Sprechweise der Erlebnistheologie begründet, zum Gottesglauben zurück, gerät auf einer Reise nach Europa — es ist die Zeit, da man in Volksversammlungen über die Wohnungsnot Gottes und über das gasförmige Wirbeltier witzelte — in der deutschen Hafenstadt in eine solche Versammlung, nimmt in der Diskussion gegen den lästernden Redner das Wort, hat in der Nacht ein seltsames Traumerlebnis, beschließt, den ersten Schritt seinem Vater entgegenzutun, begegnet dabei einem Jugendfreund, der gerade im Begriff steht im Auftrag des Vaters ihn aufzusuchen, und kommt so als ein Neugläubiger in sein Vaterhaus zurück, nachdem auch der Vater inzwischen zu einer nachgiebigeren Auffassung sich durchgekämpft hat. Der ideelle Höhepunkt der erzählungstechnisch geschickt vorgetragenen Geschichte liegt in dem Gespräch, das der ins Vaterhaus Zurückkehrende mit seinem Jugendfreund, der inzwischen Pastor geworden ist, auf der Heimfahrt führt. Wie Daniel Dark, so lassen auch die beiden Freunde in religiösen Dingen ‚fallen, was ihnen nicht paßt'. Es ist, ohne Umschweife gesagt, der rationalistische Standpunkt der modernen liberal-protestantischen Auffassung des Christentums und der Kirche, von dem aus hier das letzte Wort gesprochen wird. Wenn die Verehrer Krögers in dieser Wendung seiner Erzählungskunst den Fortschritt zur Weltanschauungsdichtung und damit zu einem Höhepunkt sehen, so können

wir diese Auffassung gerade vom künstlerischen Standpunkt aus nicht teilen. Auch in den beiden zuletzt genannten Novellen verleugnet der Erzähler in vielen Einzelheiten zwar nicht sein tiefes Naturgefühl, die beseelende Kraft seines innerlichen Mitlebens auch mit der stummen Kreatur und die Kunst der Verlebendigung, aber seine Menschen werden in demselben Maße blasser und schemenhafter, als das Doktrinäre in ihnen sich verkörpert. Wenn ein so rückhaltloser Verehrer wie Jakob Bödewadt in seinem Büchlein ‚Timm Kröger, ein deutscher Dichter eigner Art' (mit zwei Bildern und drei Handschriften, Verlag Janssen, Hamburg 1916) das Gefühl hat, die literarische Wiederauffrischung jener Volksversammlungsstimmungen, wie sie in der letztgenannten Novelle verwertet sind, könne man ‚nur als peinlich empfinden', so ist dabei mehr im Spiele als nur kulturelle Scham. Ohne sich's vielleicht einzugestehen, hat der Kritiker die feine Empfindung, Timm Kröger greife hier auf ein Gebiet über, wo seine besten gestaltenden Kräfte ihn im Stiche lassen. Die ganze letzte Hälfte der Novelle ‚Vom unbekannten Gott' hat einen leisen Tendenzgeruch, der an Gustav Frenssens Roman ‚Hilligenlei' nicht eben angenehm erinnert. Um zum Weltanschauungsdichter zu werden, brauchte Timm Kröger diese Abschwenkung auf das Gebiet religiöser Kritik nicht vorzunehmen; sein Werk, wie es in den ersten fünf Bänden dieser Gesamtausgabe vorliegt, hat des Tüchtigen und Ernsten so viel wie nicht leicht das Werk irgend eines lebenden Erzählers.

Die Diversion auf das Gebiet moderner Religionsauffassung wird Timm Kröger auch kaum eine wesentlich größere Lesergemeinde bringen, als er sie durch seine besten Schöpfungen errungen hat. Für die breite Masse des modernen Bildungpöbels ist seine Art zu herb, zu innerlich, zu bodenständig und im weitesten Sinne zu fromm, als daß sie zur Modesache werden könnte. Die kleine Erzählung ‚Ein Prophet im Vaterlande' spricht das Schicksal des Dichters mit Humor und feiner Ironie in dem Erlebnis des jugendlichen Dorfpoeten aus, der es gerade deshalb seinen Dorfgenossen nicht recht machen kann, weil er es zu sehr mit der Wahrheit und Phantasie zugleich hält. Wir geben diese Erzählung hier wieder als eine Probe für jene Art Timm Krögerscher Erzählungskunst, die allein, wie wir glauben, seinem Namen literarischen Nachruhm verbürgt.

Rundschau

Zeitgeschichte

Kriegsbetrachtung für Febr. 1917*

Mit zwei wichtigen Ereignissen setzte der 31. Kriegsmonat in den Völkerkampf ein: mit der deutschen Verschärfung des Unterseekrieges und dem Abbruch der staatsunterhändlerischen Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika und dem Deutschen Reiche. Fälschlicherweise nennen dieses zweite Ereignis unsere Zeitungen den ‚Bruch mit Amerika', während es doch tatsächlich Amerikas ‚Bruch mit Deutschland' ist, der auf englische Veranlassung an den Haaren herbeigeführt wurde als letzter Versuch, die britischen Eilande vor den schlimmen Folgen des verschärften Unterseekrieges zu retten. Dabei handelte es sich weniger darum, die drohende Aushungerung der britischen Bevölkerung als vielmehr die von der geldsüchtigen und brotneidigen englischen Geschäftswelt befürchtete Hemmung ihres kaufmännischen Warenverkehrs zu verhindern. Umgekehrt lag es den Engländern bei der Absperrung des Vierbundes vor allem daran, Deutschlands Handel und Großgewerbe vom Wettbewerbe auszuschließen und zu vernichten. Nun muß das ‚meerbeherrschende' Großbritannien trotz seiner mächtigen Flotte erleben, daß es selbst vom Welthandel durch unsere Kriegstauchschiffe abgeschlossen wird. Damit wurde das große Geschäft, das der durch die Einkreisungspolitik angezettelte Weltkrieg für England sein sollte, gründlich verdorben, und die allzuschlaue Berechnung schlug fehl. Fast nebensächlich erscheint dabei, daß jetzt nach Jahrhunderten zum ersten Male wieder die englische Bevölkerung an den Leiden und Schrecken eines Krieges teilnehmen muß, während sie auf ihrem sicheren Eiland bisher immer den schadenfrohen ‚Dritten' spielte und große Geldgewinne einsteckte. Aber auch der amerikanischen Geschäftswelt ist nun der bisherige kaufmännische und großgewerbliche Milliardengewinn des Weltkrieges beeinträchtigt. Darin ist der Schlüssel zu suchen für das Verhalten, das der ‚wundervolle Schulmeister vom weißen Hause' während des Weltkrieges kundgab, denn er ist von den amerikanischen Geldleuten abhängig und deren Drahtpuppe. Konnte er sich doch während des Krieges, obwohl er früher nicht reich war, in Dakota ein Landgut um eine Million Dollars kaufen. Schon von Hause aus war dieser Englandfreund gegen das Deutsche Reich feindselig; er bewies dies sowohl durch die von ihm einseitig gestattete Ausfuhr von Kriegslieferungen jeder Art und Ausdehnung an unsere Feinde, als insbesondere auch durch seine Staatshandlungen, mit denen er die Kriegführung des Vierbundes fortwährend störte und hemmte. Deshalb kann in diesem Falle nicht gesagt werden, ‚ein Feind mehr', denn der war schon die ganze Zeit vorhanden, er nahm nur jetzt erst die Mumme ab. Zwar erklärte er noch nicht den Krieg, vollzog auch nicht den Bruch mit den drei übrigen Vierbundstaaten, vielleicht um in diesen die vorher auch in Deutschland ausgeübte amtliche Auskundschaftung ungestört fortsetzen zu können. Wahrscheinlich ist aber, daß es sich außer der geschäftlichen Stützung des an Amerika tiefverschuldeten Einkreisungsverbandes hauptsächlich dar-

---

* Vgl. die Abhandlung ‚Kriegsbetrachtung für Januar 1917' Hochland 14. Jahrgang 1916/17, Märzheft S. 736.

um dreht, die Bevölkerung der Vereinigten Staaten kriegerisch aufzupeitschen, um die Rüstungen, die nötig wurden für den künftigen, rasch näherrückenden Krieg mit Japan um die Herrschaft über das Stille Meer, unter dem europäischen Vorwand durchzusetzen. Denn ‚Dollarika' ist hiezu nicht kriegsbereit weder zu Wasser noch zu Land. Nun soll aber den bisher freien Bürgern von Amerika die allgemeine Militärdienstpflicht aufgezwungen werden; die bereits auf dem Papier bestehende allgemeine Wehrpflicht blieb bisher nur totes Gesetz. Darum wählte Wilson vermutlich zunächst die bewaffnete Neutralität und zögerte noch, den Krieg zu beginnen.

Während des Februar lag daher das Schwergewicht des Völkerkampfes im Seekriege, und zwar fast ausschließlich unter dem Wasserspiegel in der verschärften Tätigkeit der Vierbundtauchschiffe. Über die Gesamtergebnisse fehlen noch deutsche amtliche Berichte, während die Zeitungsmitteilungen nicht erschöpfend und unvollständig sind. Besonders England sucht seine Schiffsverluste möglichst zu verheimlichen. Nach kürzlich erfolgter Veröffentlichung des deutschen Admiralstabes wurden im Januar 170 feindliche und 58 ohnseitige Handelsfahrzeuge mit insgesamt 439 500 Bruttoregistertonnen versenkt, somit gingen seit Kriegsbeginn bis zum Beginn des verschärften Unterseekrieges bereits 5 Millionen Bruttoregistertonnen Handelsfrachtraum für unsere Gegner verloren, hievon den Briten allein $3^1/_3$ Millionen. Hiezu kommen nun noch im 31. Kriegsmonate nach Zeitungsangaben 290 feindliche und 102 ohnseitige Handelsschiffe mit einem geschätzten Frachtraum von mehr als 780 000 Bruttoregistertonnen. Dabei wurden nur die mit Schiffsnamen, nicht aber die in Zahlen angegebenen Verluste gerechnet. Aber schon hieraus geht die außerordentliche Steigerung des verschärften Unterseekrieges hervor. Im Verhältnis zur Gesamtzahl aller oder auch nur der britischen Handelsschiffe mag manchem Zweifler am Erfolge das Februar-Ergebnis noch ungenügend erscheinen. Wenn aber schon ‚der Tropfen den Stein höhlt', um wie viel mehr mögen in absehbarer Zeit die allmonatlichen, immer größer werdenden Schiffsverluste eine erhebliche Einschränkung des überseeischen Handelsverkehrs und der Lebenshaltung in den hievon betroffenen Ländern äußern? Gewichtiger als die unmittelbare erweist sich dabei die mittelbare Wirkung durch Lähmung und Einstellung der Schiffahrt. Im Kriegsgeschäfte verrechnete sich der ‚britische Kaufmann' eben sehr stark durch Unterschätzung der deutschen Streitkräfte. Endlich kommt noch hinzu der bedeutende militärische Vorteil, den die Störung des Seeverkehrs für die Kriegführung des Vierbundes hat. Besonders zeigt sich dies durch Einschränkung und Abschneiden der Zufuhren für das britische Landheer im Westen und das Salonikiheer in Mazedonien. Auf dem Wasserspiegel dagegen war der Monat wieder arm an Ereignissen. Wie schon seit neun Monaten unterblieben entscheidende Seeschlachten, aber auch an Gefechten ist nur eines zu verzeichnen. In der Nacht vom 26. auf 27. Februar stießen deutsche Zerstörer in den englischen Kanal bis jenseits des Striches Dover—Calais vor und zersprengten nach Geschützkampf die dort angetroffenen britischen Zerstörer. Andere solche Kriegsschiffe drangen in die Themsemündung ein, beschossen die militärischen Küstenanlagen bei Nord-Foreland, die dahinterliegende Stadt Margate, sowie einige dicht unter Land ankernde Fahrzeuge mit beobachtetem guten Erfolge. Vollzählig und unbeschädigt kehrten alle deutschen Zerstörer zurück, ohne Handels- oder feindlichen Kriegsfahrzeugen zu begegnen. ‚Die Nordsee ist leer!' Mit voller Berechtigung kann daher die höh-

nische Frage, die einst bei einer staatsunterhändlerischen Streitfrage von den Engländern an die Deutschen gestellt wurde, nun wieder an sie gerichtet werden: „Wo sind euere Schiffe?“

Wie der Seekrieg in letzter Zeit fast ausschließlich von den Tauchschiffen des Vierbundes bestritten wurde, so der Luftkrieg schon mehrere Monate lang beinahe nur durch Flugzeuge, wobei es den deutschen Fliegern trotz der gegnerischen Überzahl gelang, in den Luftkämpfen vorteilhaft abzuschneiden. Nach deutsch-amtlichen Veröffentlichungen verloren im Jahre 1916 die Feinde 784, die Deutschen 221 Flugzeuge, dazu kamen im Januar 55 gegnerische und 34 eigene Verluste; in diesem Monat fanden die Luftkämpfe meist hinter, statt wie sonst vor den feindlichen Stellungen statt. Schon längere Zeit erscheinen dagegen nur selten Nachrichten über die Kriegsverwendung von Luftschiffen, die vielleicht aus technischen Gründen wegen der Jahreszeit unterbleibt. Übrigens ergaben auch die bisherigen Erfahrungen, daß über Land Luftschiffe nur bedingt kriegsbrauchbar sind. Als große, leicht verletzliche Ziele sind sie von der in Stellung fest eingebauten Artillerie stark gefährdet, während die schneller und höher fliegenden Flugzeuge sie einholen und von oben vernichten können. So wurde in der Nacht vom 23. auf 24. Februar durch deutsches Abwehrfeuer ein französisches Luftschiff bei Wölferdingen, westlich Saargemünd, abgeschossen. Vorteilhafter werden anscheinend die Luftschiffe über See verwendet, wo sie sehr nützlich zur Aufklärung dienen können wie auch zur Vernichtung feindlicher Kriegsschiffe.

Während der ersten Februarhälfte beschränkte sich im Westen unter Einwirkung starken Frostes die Kampftätigkeit vorzugsweise auf lebhafte beiderseitige Streifgänge und Erkundungen. Mitte Februar begannen an verschiedenen Stellen britische und französische Angriffe westlich Lille, am La-Bassee-Kanal und hauptsächlich in der Gegend beiderseits der Ancre, bei Ailly und nördlich der Somme sowie bei Verdun. Einigen Erfolg hatten die Briten insoferne, als die Deutschen einige vorgeschobene ungünstige Stellungen im Ancretale unbemerkt vom Gegner räumten. Dann aber folgten zwei Kampfhandlungen größeren Umfangs. Am 16. Februar machten die Deutschen einen kräftigen Vorstoß südlich Ripont in der Champagne, wobei 800 Meter tief vier hintereinanderliegende französische Gräben in 2600 Meter Breite erstürmt und 21 Offiziere und 837 Mann gefangen wurden. Durch diesen Geländegewinn wurde die deutsche Stellung um eine beherrschende Höhe erheblich verbessert. Zwei Tage später unternahmen die Briten zahlreiche starke Angriffe, die meist scheiterten; nur südlich Miraumont im Ancregebiet überließen die Deutschen dem Gegner die vorderen Trichterstellungen und erstürmten dafür am 20. Februar südlich Le Transloy einen britischen Stützpunkt. Zur Räumung der deutschen Ancrestellung schrieb ein welschschweizerisches Blatt: ‚Durch die Rückwärtsbewegung wurden die Briten überrascht, die sie nicht voraussahen, nicht bemerkten, noch ausnützen konnten. Sie machten keine Gefangenen, während sie selbst solche verloren. Der Rückzug wurde trefflich ausgeführt.‘ In der Hauptsache aber blieb die Lage im Westen während des 31. Kriegsmonats gleich wie im Januar. Bemerkenswert ist jedoch, daß auf dem westlichen Kriegsschauplatze zur Verstärkung der Franzosen italienische und portugiesische Truppensendungen eintrafen und in bedrohlicher Nähe der schweizerischen Westgrenze in Gegend Besançon versammelt wurden. Erheblich gestört wurden die beabsichtigten allgemeinen Frühjahrsvorbereitungen des Gegners sowohl durch die einschränkenden mittelbaren Wirkungen des Unterseekrieges als auch durch

zahlreiche Sprengungen britischer und französischer Schießbedarfs-Werke und Lager. Vermutlich wurden sie von kriegsmüden Friedensfreunden oder durch sprenggefährliche Stoffzersetzungen verursacht. Im Mannschafts- und Offiziersersatz unserer Gegner traten ebenfalls erhebliche Schwierigkeiten auf und zwangen zur Nachahmung unseres Hilfsdienstgesetzes. Endlich herrscht in Irland unter der Bevölkerung, die von jahrhundertealtem Haß gegen England erfüllt ist, immer noch starke Gärung.

Auf dem italienischen Kriegsschauplatze fanden wohl Geschützkämpfe und zahlreiche kleinere Unternehmungen, von denen einige für die österreichisch-ungarischen Truppen sehr erfolgreich waren, doch keine entscheidenden Kampfhandlungen statt, und es blieb daher die allgemeine Lage auch hier unverändert. Noch dauert die Vorbereitung für das beabsichtigte große Vorgehen an; durch den verzögernden Einfluß des Unterseekrieges, die ungewöhnliche Strenge des Winters, den Kohlen- und sonstigen Kriegsstoffmangel, den ebenfalls schwierigen Mannschafts- und Offiziersersatz wird der Zeitabschnitt erheblich verlängert. Die erhebliche Lebensmittelnot in Italien verursachte sogar eine Hungersbestürzung in Genua, in dessen Hafen der sonst lebhafte Schiffsverkehr durch den Tauchschiffschrecken fast zum Stillstand kam.

Trotz vieler örtlicher Gefechte kam es im Februar auf dem Balkangebiete zu keinem Entscheidungskampfe. Am südlichen Kriegsschauplatze in Mazedonien war der stärkste und zugleich in diesem Kriege der erste große Zusammenstoß zwischen deutschen und italienischen Streitkräften ein Angriff, den deutsche Truppen im Cernabogen am 12. Februar nach wirkungsvoller Feuervorbereitung auf eine italienische Höhenstellung östlich von Paralovo unternahmen. Sie erstürmten die Schützengräben südlich der Höhe 1050 und einige dahinter befindliche Lager, fingen 2 Offiziere, 90 Mann vom italienischen Infanterie-Regiment Nr. 162, erbeuteten 5 Maschinengewehre und 2 Minenwerfer. Die am 13. Februar erfolgten Gegenangriffe der Welschen wiesen sie erfolgreich ab. Nach ohnseitigen Nachrichten scheint sich das Heer Sarrails bei Saloniki durch die Unterseesperre in schwerer Bedrängnis zu befinden, denn der Ersatz an Truppen, Schießbedarf, Verpflegung und sonstigen Kriegsstoffen sei auf das schwerste bedroht und damit die Möglichkeit eines nachhaltigen Vorgehens gegen Norden fast benommen. Vielleicht würde das Heer durch die Sperre noch ganz abgeschnitten; für den Einkreisungsverband sei es eine Quelle von Verlegenheiten. Wenn sein Abschneiden den Unterseeschiffen gelänge, dann sei es dem sicheren Untergang geweiht. In den britisch-französischen Generalstäben werde daher das sofortige Zurückziehen des Saloniki-Heeres als unerläßlich und nützlich bezeichnet, um es an wichtigerer Stelle neu einzusetzen. Nur wollen es die Briten trotz der U-Bootgefahr nach Ägypten überführen, die Franzosen aber auf dem sicherer erscheinenden Landwege durch Griechenland über die leicht abzusperrende Otrantostraße und dann mittels Eisenbahn durch Italien nach dem Westen überführen. Äußerst traurig ist die Lage von Griechenland, das von seinen ‚Schutzmächten‘ auf das schlimmste vergewaltigt wird, indem ihm die Zufuhr von Lebensmitteln abgesperrt wird. Nach einem Hilferuf des schweizerischen Hellenenbundes nehme die Sterblichkeit der griechischen Bevölkerung einen erschreckenden Umfang an. Durch die grausamen Entbehrungen erlägen Kinder, Frauen und Greise in Menge dem Nahrungsmangel. Doch verhalte sich das Volk bisher ruhig, da es befürchte, sonst den Venizelisten Vorschub zu leisten. — In der Dobrudscha, dem

nördlichen Kriegsschauplatz des Balkangebietes, trat keine Änderung an der vom St. Georgsarm, dem südlichsten Donauaste, gebildeten militärischen Kriegsgrenze ein. Die gegenseitigen Feindseligkeiten beschränkten sich fast ausschließlich auf Feuerwechsel mit Geschützen und Gewehren, obwohl der trennende Fluß vorübergehend fest zufror.

Schöpfungsgemäß übte den stärksten Einfluß auf die Kriegführung der strenge Winter im Osten aus, wo der schon im Januar eingetretene Stillstand der Heeresbewegungen auch noch im Februar sich fortsetzte. Infolgedessen kamen in den Stellungen zwischen Donau und Rigaischem Meerbusen nur vereinzelte örtliche Kämpfe vor, die trotz ihrer Heftigkeit eine wesentliche Änderung der allgemeinen Kriegslage nicht herbeiführten. Von den Russen wird die Zeit eifrigst mit größter Kraftanstrengung zu Vorbereitungen für den Frühjahrsfeldzug ausgenützt. So hätten sie an ihrem südlichen Flügel auf dem linken Serethufer angeblich schon mehr als 800 000 Mann versammelt. Außerdem wurden bereits die 17- und 18jährigen Wehrpflichtigen zum Heeresdienste einberufen. Gewöhnlich beginnt im Osten nach Eintritt des Tauwetters meist ein mehrere Monate dauernder Zustand vollständiger Wegelosigkeit; demnach wird das beabsichtigte russische Vorgehen gegen den Vierbund später erfolgen müssen als das ihrer Bundesgenossen im Westen, wenn diese es nicht freiwillig oder gezwungen durch die U-Schiffe verzögern. Militärisch besonders wertvoll erweist sich hier deren Tätigkeit, indem diese die Schiffsverbindung der Einkreisungsmächte erschwert, wenn nicht völlig absperrt. Nützlich für den Vierbund sind ferner die auch in Rußland vorgekommenen vielen Sprengungen von Schießbedarfslagern in Archangelsk und Finnland; so soll allein bei Kantalahti angesammelter Schießbedarf im Werte von über 60 Millionen Rubel in die Luft geflogen sein. Als weiterer Bundesgenosse für uns trat im Gouvernement Jekaterinoslaw bei Rostow am Don eine noch rätselhafte pestähnliche Seuche auf, die ungeheure Menschenopfer fordern soll. Endlich seien anfangs Februar Kohlenlager der sibirischen Bahn im Werte von 30 Millionen Rubel in Brand geraten. Groß sind die russischen Nöten für Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln. Durchaus glaubhaft erscheint daher, daß die Umsturzbewegung in Rußland schon weit vorgeschritten und nur durch Aufdeckung noch hintangehalten worden sei. Tatsächlich wurde in einer Eingabe der russische Kaiser vom Adel des Gouvernements Moskau benachrichtigt, daß die innere Lage Rußlands einen äußerst zugespitzten Abschnitt erreichte und Verzögerung in der Lösung von unheilvollsten Folgen für Land und Thron sein könne. Dagegen schreitet auf seiten des Vierbundes die innere Festigung des neugebildeten Königreiches Polen zwar langsam, doch befriedigend fort.

Hemmenden Einfluß übte auf den türkischen Kriegsschauplätzen der strenge Winter nur in den nördlichen Gebieten aus. Deshalb herrschte in den Kaukasusstellungen wie in Europa ebenfalls ein Stillstand der Heeresbewegungen, der nur durch zahlreiche Erkundungskämpfe ausgefüllt wurde. In den südlichen Gebieten dagegen, wo der Winter die günstigste Zeit für die Kriegführung ist und deshalb von den Briten nach sorgfältiger Vorbereitung ergiebig ausgenützt wurde, gab es große wichtige Zusammenstöße der beiderseitigen Streitkräfte. Den Briten kamen dabei ihre rückwärtigen leistungsfähigen Schiffsverbindungen mit Indien zugute, während die Osmanen, die für den Nachschub auf die im Winter besonders schwierigen Landverbindungen Kleinasiens angewiesen sind, ihre in Marsch gesetzten Verstärkungen nicht rechtzeitig erhielten. So soll einer ihrer Truppenverbände durch große Schneemengen sieben Tage lang

an der Überschreitung des Taurus-Gebirges gehindert worden sein. Empfindlich geltend machte sich, daß das kleinasiatische Bahnnetz, besonders die Eisenbahnverbindung mit Bagdad, noch nicht fertig ist. Am Schlusse des Januar begannen schon die britischen Angriffe auf die Tigrisstellungen bei Kut el Amara, blieben jedoch zunächst ergebnislos, ja führten am 9. und 17. Februar sogar zu Mißerfolgen. Gegen Ende des Monats zogen sich jedoch die osmanischen Streitkräfte den Tigris aufwärts auf ihre im Anmarsch befindlichen Verstärkungen 10 Kilometer weit nach Westen bis Baghailah freiwillig zurück, um der von der britischen Übermacht versuchten Umklammerung auszuweichen. Am 26. Februar wurde Kut el Amara von den Briten besetzt und damit deren Waffenehre, die durch die vorjährige bedingungslose Übergabe dieses Ortes erheblich geschädigt wurde, wieder hergestellt. Sowohl nach militärischem ohnseitigen wie nach ihrem sachverständigen eigenen Urteile ist für die Briten dieser örtliche Erfolg von keiner besonderen Heerführungs-Bedeutung, denn der beabsichtigte Angriff auf Bagdad erfordert noch einen 200 Kilometer weiten, sehr schwierigen Vormarsch, bei dem auch der heftige Widerstand der nun verstärkten Landesverteidiger überwunden werden muß. Nach Meinung einer großen englischen Zeitung entsprächen die Heeresbewegungen in Mesopotamien durch die Ansprüche, die sie an die Schiffahrt und andere kriegerische Hilfsquellen stellen, nicht dem großen Kriegsaufwande. Viel wichtiger sei es für den Einkreisungsverband, die gesamte Tätigkeit auf dem westlichen Kriegsschauplatze zu vereinen. Aber der englische „Kaufmann" strebt aus Brotneid gegen den deutschen Wettbewerb vordringlich den Besitz von Bagdad an. Ungünstige feindliche Berichte kamen über Kämpfe der Senussi in Westägypten. Angeblich wären diese am 4. Februar in wohlbefestigter Stellung etwa 25 Kilometer östlich Siwa, wenig südlich von Girbü, angegriffen, geschlagen und durch Abschneiden der rückwärtigen Verbindung unter Verlust von 200 Toten und Verwundeten in die wasserlose Wüste gedrängt worden. Bei diesem geringen, von den Briten jedenfalls nicht unterschätzten Verluste scheint das Begebnis stark aufgebauscht zu sein. Als Zeichen fortschreitender innerer Erstarkung des türkischen Staates sind hervorzuheben die Aufhebung der Militärenthebungsgebühr mit der Ermächtigung zur Einberufung der Enthobenen unter Rückzahlung der schon geleisteten Gebühren, dann die neugeordnete Einrichtung einer Lebensmittelversorgung. Bei der Beratung hierüber wurde festgestellt, daß die Türkei kein Mangel bedrohe und der Landanbau sich bedeutend vermehrte.

Durch ernste, wohl von Japan angezettelte Aufstände auf Kuba und den Philippinen vermehrten sich die überseeischen Kampfgebiete, von denen meist nur dürftige Berichte vorliegen. Äußerst gefährlich sei der große, von japanischen, englischen und französischen Führern geschürte und geleitete Eingeborenenaufstand in Niederländisch-Indien, dessen spätere Aufteilung zwischen Japan, Großbritannien und Frankreich schon lange vereinbart sei. In Mexiko fanden am 6. Februar schwere Kämpfe bei Chihuahua statt. Angeblich wurde der Rückzug der in Mexiko eingedrungen gewesenen amerikanischen Truppen an der Grenze eingestellt, um diese zu schützen. Aus Deutsch-Ostafrika fehlen unmittelbare Nachrichten; die Schutztruppen sollen im südöstlichen Teile des Gebietes vereint sein und der gegnerischen Übermacht möglichsten Widerstand erfolgreich entgegensetzen. Südafrikanische Zeitungen melden, daß in Durban große Truppenabteilungen von Verwundeten und Kranken aus Ostafrika ankamen und das Abrüstungslager in Congella gefüllt sei. Viele Kranke litten an Malaria; die

Lazaretträume seien durchaus ungenügend. Gelegentlich einer Rede in Westminster am 31. Januar erklärte der britische Kolonialminister, keines der eroberten deutschen Schutzgebiete werde jemals der deutschen Herrschaft zurückgegeben. In gleichem Sinne äußerte sich anfangs Februar der japanische Außenminister. Beide Wortführer seien daran erinnert, daß der Vierbund viel wertvollere europäische Faustpfänder mit etwa 40 Millionen feindlicher Einwohner fest besetzt hält und diese vor der Rückerstattung unserer vom Einkreisungsverband genommenen Gebietsteile nicht zurückgeben wird. Zugleich sei zu bedenken, daß vor völliger Aushungerung der Vierbund-Völker zuerst jene 40 Millionen verhungern müßten. Austausch- und Vergeltungswerte stehen also dem Vierbunde reichlich zu Gebote. Zu bedauern ist nur, daß von ihnen aus zu weit gehender Menschenfreundlichkeit bis jetzt zu wenig Gebrauch gemacht wurde, um eine bessere Behandlung der eingeschlossenen Auslanddeutschen, Ansiedler und Kriegsgefangenen zu erzwingen: ‚Landgraf werde hart!‘

Außer dem von Amerika herbeigeführten Bruch mit dem Deutschen Reiche änderte sich im Verhalten der ohnseitigen Staaten gegen den Vierbund vorerst nichts, auch wenn sie fast alle, je nach ihrer besonderen Lage, gegen den verschärften Unterseekrieg, der ihren überseeischen Welthandel empfindlich beeinträchtigt, Einspruch erhoben. Doch gibt es hier für den Vierbund kein ‚Zurück‘; hier handelt es sich für ihn um das Leben, zu dessen Schutz die volle Anwendung der Unterseewaffe wohlberechtigte Notwehr ist: ‚Wie du mir, so ich dir!‘

Trotz aller verbitternden Einschränkungen des wirtschaftlichen Lebens und der Verpflegung ist im inneren Kriegsleben des Deutschen Reiches die tapfere Standhaftigkeit der Bevölkerung hervorzuheben. Im großen und ganzen erträgt sie alle Reibungen und Entbehrungen an Lebensgenuß ruhig duldend und wird gewiß wieder zum Gelingen der 6. Reichs-Kriegsanleihe reichlich beitragen. Gesteigert ist nur die Verbitterung gegen unsere Feinde, besonders die nun allgemein verhaßten Engländer. Deren Schonung würde nicht verstanden werden, rücksichtslose Anwendung der Kriegsmittel wird gewünscht im Sinne Friedrichs des Großen:

‚Wer da glaubt, einen Feind im Kriege durch Schonung anderen Sinnes zu machen, der irrt; nur Siege bringen ihn zum Frieden.‘

Abgeschlossen, 1. März 1917.

Generalmajor Friedrich Otto. (m)

Die bayerische Feldseelsorge im Weltkrieg. Es gibt wohl kaum ein Gebiet der Fürsorge für unsere an der Front stehenden Soldaten, über das so wenig klare und den tatsächlichen Verhältnissen entsprechende Anschauungen hier in der Heimat verbreitet sind, wie gerade über die Feldseelsorge. Zum großen Teil mag diese geringe Kenntnis darauf beruhen, daß nicht nur eine durchgreifende Organisation der Militärseelsorge für Friedenszeiten heute noch fehlt, sondern daß auch die Einrichtung einer Seelsorge des aktiven Heeres, wie sie die modernen Verhältnisse verlangen, nur eben in Vorbereitung war, als der Krieg ausbrach.

Über die mustergültige Art der raschen Ausgestaltung der Feldseelsorge im Bereich der bayerischen Truppen gibt das im Verlag Kösel-Kempten erschienene Werk von Dr. Buchberger, ‚Die bayerische Feldseelsorge im Weltkrieg‘ wertvollen Aufschluß. Von Sr. Eminenz dem Herrn Kardinal und Erzbischof von München und Freising, dem Feldpropst der bayerischen Armee, zum Referenten über die Feldseelsorge ernannt, lernte der Verfasser des Buches teils auf wiederholten Inspektionsreisen zur Front und teils aus den amtlichen Berichten

der Feldgeistlichen Organisation, Aufgabe und Wirken der Feldseelsorge bis in die letzten Einzelheiten kennen.

Ursprünglich war nur ein Geistlicher für jede Division vorgesehen. Es zeigte sich aber schon in den ersten Tagen des Krieges, daß diese Divisionsgeistlichen unmöglich auch nur die allerdringendsten Seelsorgsarbeiten an und dicht hinter der Front erledigen konnten. Auf Veranlassen des Feldpropstes wurde vom Kgl. bayer. Kriegsministerium verfügt, daß sämtlichen Feldlazaretten und Lazarettzügen je ein katholischer Geistlicher, den Kriegslazarettabteilungen je drei derselben zugeteilt wurden. Für die Seelsorge an der Front wurde jedem Divisionsgeistlichen noch ein Hilfsgeistlicher zugewiesen; für die Seelsorge in der Etappe waren zunächst die Lazarettgeistlichen verantwortlich, später jedoch wurden für die Kommandanturorte eigene Kommandanturpfarrer aufgestellt.

Die Seelsorge gestaltet sich je nach dem Ort und den gegebenen Verhältnissen ungemein mannigfach. Entgegen der vielfach verbreiteten Ansicht, daß eine Pastoration der Truppen nur weit hinter der Front möglich sei, ist aus den Berichten der Feldgeistlichen herauszuheben, daß ein nicht geringer Teil der Feldgottesdienste in den vordersten Gräben und Stellungen stattfindet; ja, da und dort mußte eine förmliche Schützengrabenseelsorge eingerichtet werden für solche Truppenteile, die längere Zeit ohne Ablösung blieben oder die zur Zeit erhöhter Bereitschaft und in Erwartung eines feindlichen Angriffes gesteigerte religiöse Bedürfnisse äußerten. Die Berichte heben einstimmig hervor: ‚Niemals zeigten sich die Herzen so empfänglich für jedes gute Wort, und nie zeigte sich eine solche Ergriffenheit der Offiziere und Mannschaften.' — Die Kirchenverhältnisse zwingen vielfach zu Feldgottesdiensten; nur selten läßt sich im Bereich der vorderen Stellungen eine Scheune oder ein Keller finden, geeignet, genügend Raum für die oft in großen Scharen am hl. Opfer teilnehmenden Krieger zu bieten. Deshalb sind unter den Händen der Soldaten überall an der Front Feldaltäre entstanden, deren oft künstlerische Ausgestaltung mit dem denkbar einfachsten Material in der Schrift von Buchberger an einer Reihe von Reproduktionen nach Photographien gezeigt wird. Über die Art der Feldgottesdienste berichtet der Verfasser: ‚Bald ist der Gottesdienst voll majestätischer Feierlichkeit, bald voll schlichter Einfachheit; manchmal im Glanze blitzender Uniformen, meist aber vor bärtigen Männern in der „Patina" ihres rauhen Kriegslebens und ihrer rauhen Kriegerarbeit; bald wird er getragen von den rauschenden Klängen der Militärmusik, bald nur begleitet vom Donner der Kanonen; meist ist er belebt und gehoben durch die Macht gemeinsamen Männergesanges, aber dann auch wieder gehalten in feierlich stiller Andacht; oft vor Hunderten und Tausenden, manchmal aber auch nur wie eine traute Familienfeier im Kreise weniger.

Und fragt jemand: Wo wird im Felde Gottesdienst gehalten?, so lautet die Antwort: Überall, in herrlichen Kathedralen wie im einfachen Dorfkirchlein, in zerschossenen, ruinenhaften Gotteshäusern und in dürftig, aber pietät- und geschmackvoll eingerichteten Notkirchen, in Sälen und Scheunen, auf freiem Feld, im Blockhaus, im Keller und im Schützengraben.'

Ernst und aufreibend ist auch die Aufgabe des Feldgeistlichen auf dem Verbandplatz, doch auch erhebend und dankbar, denn ‚nirgends zeigt sich so ergreifend die wunderbare Kraft, die dem christlichen Glauben innewohnt, als hier an der Seite der Verwundeten und Sterbenden'. Hier gibt es auch kein Zweifeln und kein Widerstreben; mit freudiger Bereitwilligkeit und größter Dankbarkeit nehmen alle den priesterlichen Beistand an, es ist nach einstim-

migem Zeugnis aller Feldgeistlichen unter Tausenden kaum eine Ausnahme.

Eine gleich segensreiche Tätigkeit entfaltet die Feldseelsorge in den Lazaretten, wo regelmäßig Gottesdienst stattfindet und den Kranken und Verwundeten jederzeit Gelegenheit zum Sakramentenempfang geboten ist. Die den Lazarettzügen beigegebenen Feldgeistlichen benützen nach Aussage vieler in die Heimat verbrachter Krieger die Gelegenheit, neben Erfüllung ihrer eigentlichen Amtspflichten den Verwundeten auch noch Liebesgaben geistiger und leiblicher Art zu reichen und besonders für die Schwerverletzten auf den anstrengenden, langen Fahrten bei Tag und Nacht Worte des Trostes und der Ermunterung zu haben.

Ernst und schwer ist der Dienst am Kriegergrab, zu dem nur allzuoft die Pflicht den Geistlichen ruft. Am einsamen Wegrand, auf freiem Feld, auf waldiger Höhe oder auch in den eigentlichen Soldatenfriedhöfen, die deutsches Gemüt und deutsche Innigkeit pietätvoll schmücken, vollzieht der Feldgeistliche den kirchlichen Beerdigungsritus, wenn es die Verhältnisse halbwegs gestatten, wie auch, wenn irgend möglich, eine Abordnung von Offizieren und Mannschaften dem Kameraden das Ehrengeleite zum Grabe gibt. Das warme, tröstende Wort, das, bei solcher Gelegenheit gesprochen, das religiöse Leben teils neu erweckt, teils lebendig erhält und das die Truppen zur Erfüllung ihrer Soldatenpflichten immer wieder ermuntert, ist in dem nervenzerrüttenden Krieg moderner Kampfmittel sicher von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Besonders wichtig ist die Seelsorge in der Etappe, die dort aus besonderen Gründen sehr intensiv einsetzen muß. Hier kommt nicht die ständige Todesgefahr mahnend und warnend für die Seelsorge als fördernder Faktor in Betracht, und allerlei hemmende Einflüsse machen sich für das Seelenleben geltend. Außer den eigentlichen Mitteln der Seelsorge, wie reichliche Gelegenheit zur Teilnahme am Gottesdienst und zum Empfang der Sakramente, muß deshalb auch zu anderen Hilfsmitteln gegriffen werden. Als besonders geeignet, vorbeugend gegen die mannigfachen sittlichen Gefahren der Etappenorte zu wirken, hat sich die Darbietung brauchbaren Lesestoffes erwiesen. Um die Versorgung der Truppen mit religiöser Literatur haben sich viele Verbände in der Heimat große Verdienste erworben, so der katholische Preßverein für Bayern, der III. Orden des hl. Franziskus, der Borromäusverein, der Volksverein für das katholische Deutschland, das Sekretariat sozialer Studentenarbeit und noch viele andere.

Auch um die Einrichtung von Soldatenheimen in den Etappenorten hat sich die Feldseelsorge in dankenswerter Weise angenommen. In geeigneten Häusern wird den Soldaten Gelegenheit geboten, sich körperlich und geistig zu erholen; heimatliche Zeitungen und Zeitschriften liegen auf, Bücher und Spiele, Briefpapier und Schreibgelegenheit stehen kostenlos zur Verfügung; des Abends finden belehrende und unterhaltende Vorträge, auch Unterrichtskurse und Konzerte statt.

Wie die deutsche Heeresleitung es sich jederzeit angelegen sein ließ, das schwere Los der Bevölkerung in den besetzten Gebieten nach Möglichkeit zu erleichtern, so hat auch die Feldseelsorge sich überall, soweit es möglich war und erlaubt werden konnte, der häufig verwaisten Gemeinden, insbesondere der Kinder, der Kranken und Sterbenden, angenommen. Auch darüber finden sich in der Schrift von Buchberger interessante Berichte von Feldgeistlichen der verschiedenen Fronten.

Es ist ein erhebendes Bild, das sich bei der Lektüre des Buches ‚Die bayerische Feldseelsorge im Weltkrieg' vor dem Leser entrollt. Der Verfasser verneint keineswegs, daß neben den vielen

Beispielen eines tiefinneren Lebens aus dem Glauben es auch nicht an bösem Beispiel und Ärgernis fehlt; auch sei nicht zu verkennen, daß die lange Dauer des Krieges und die Art der Kriegführung auch in religiöser Beziehung etwas abstumpfend gewirkt hat. Doch muß nach den Versicherungen des Autors auch heute noch, nach über zweijähriger Kriegsdauer, der religiös-sittliche Geist unserer Truppen als gut bezeichnet werden, und ein nicht geringer Teil jener Tatkraft und jenen Opfermutes, der aus Glaube, Gottvertrauen, Ruhe des Herzens und Hoffnung des ewigen Lebens quillt, ist zu verdanken dem unermüdlichen Walten der Feldseelsorge im Weltkrieg. H. Spiringer.

Nochmals vom inneren Frieden des deutschen Volkes. Mit Bezug auf den Artikel dieses Titels im Februarheft des „Hochland" schickt uns Herr Univ.-Prof. Dr. W. Rein die nachstehende ‚Entgegnung'. Wir sind in der Lage, die Replik des Herrn Domdekan Prof. Dr. F. X. Kiefl sogleich mit abdrucken zu können.

Im 5. Heft des ‚Hochland' bespricht Herr Dr. Kiefl das Sammelwerk ‚Vom inneren Frieden des deutschen Volkes'. Er berührt dabei die Vorschläge, die ich zum inneren Frieden durch die deutsche Schule beigesteuert habe. Dabei ist ihm vor allem der Gedanke aufgefallen, in konfessionell gemischten Gegenden dem inneren Frieden durch Einrichtung der echten Simultanschule zu dienen, d. h. einer Schule, in welcher katholische und evangelische Kinder einen gemeinsamen Religionsunterricht erhalten sollen, wie dies im Herzogtum Nassau von 1817 bis 1845 möglich gewesen ist. Dieser Religionsunterricht braucht kein Mischmasch zu sein, sondern soll durchaus auf biblischer Grundlage, die doch Katholiken und Protestanten gemeinsam ist, erteilt werden. Es ist ein religiöser Anschauungsunterricht, wie er der kindlichen Entwicklung entspricht. Er soll dem Katechismusunterricht vorausgehen, der selbstverständlich konfessionell gespalten von der betr. Kirche aus erteilt werden soll. Herr Dr. Kiefl findet es unbegreiflich, daß ein solcher Vorschlag in der jetzigen Zeit gemacht werden kann. Demgegenüber sage ich, daß er von der Gegenwart geradezu gefordert wird. Wie die Nassauische Simultanschule seinerzeit nur möglich war unter der Herrschaft eines toleranten Zeitalters, in welchem die dogmatischen Gegensätze zurückgetreten waren, so ist auch heute der Vorschlag, katholische und evangelische Kinder gemeinsam zu unterrichten, der Ausfluß einer Zeitstimmung, die das Gemeinsame beider Konfessionen stärker betont als das Trennende. Aus dem Feld ist öfters von der wundervollen Einheit der Feldgrauen in kirchlicher Beziehung berichtet worden, von gemeinsamen Gottesdiensten, von Stellvertretung der Geistlichen verschiedener Konfession, von einer friedvollen Toleranz, die, ohne das mindeste Opfer an Überzeugung zu fordern, die Krieger zusammenschließt. Allerdings unter der Fahne des Vaterlandes, die höher steht als alle anderen Standarten. So ist es jetzt, so soll es in Zukunft bleiben! Von diesem Standort aus möge man meinen Vorschlag ‚zum inneren Frieden' betrachten. Ob er dann noch unbegreiflich erscheinen wird? —

W. Rein in Jena.

Entgegnung.

Ich sagte, Herrn Professor Reins Parole, die staatlich anerkannten Bekenntnisse vom Religionsunterricht *in der Schule* auszuschließen, werde kein *Friedenssignal* sein. Es ist Herrn Prof. Rein noch gar nicht zum Bewußtsein gekommen, daß sein Vorschlag, der sich auf die Versuche des Herzogtums Nassau 1817—1845 stützt, in Bayern und den meisten deutschen Staaten schon *verfassungsmäßig* nicht durchführbar ist. Die christlichen

Bekenntnisse haben von jeher eine zu tiefe Einsicht in die Wichtigkeit der Schule bekundet, um ohne Schwertstreich dieses Feld zu räumen. Verfassungskämpfe von so tiefeinschneidender Art aber wären eine schlechte Einleitung zum inneren Frieden. — Eine allen Gruppen von Staatsbürgern gemeinsame biblische Grundlage gibt es heute nicht mehr. Ebenso gibt es keinen Religionsunterricht, der bloß Anschauungsunterricht wäre. An Stelle der konfessionellen Weltanschauung würde eine philosophische Dogmatik treten müssen, die ihre Lebensfähigkeit erst erproben müßte. — Herr Professor Rein fordert auch für die Zukunft gemeinsamen Gottesdienst der Konfessionen und gegenseitige Stellvertretung der Geistlichen. Das ist schwer vorstellbar. Für die katholische Kirche ist die heilige Messe unveräußerlicher Mittelpunkt des Gottesdienstes. Soll also künftig ein protestantischer Pastor Messe lesen? Und welcher Pastor würde nach dem heutigen Stande der Konfessionen seine Gemeinde in die Messe schicken? Oder soll die Gegenseitigkeit nur eine einseitige sein? Schon die Fragestellung schafft Klarheit.

Als wissenschaftliches Resultat vierhundertjähriger Erfahrung steht heute fest, daß jeder Versuch einer inneren Verschmelzung der Konfessionen die Verwirrung und den Unfrieden gesteigert hat. Andererseits hat der gegenwärtige Krieg die Feuerprobe dafür erbracht, daß die getrennten christlichen Konfessionen bei wahrer Toleranz in vaterländischer Beziehung ein Herz und eine Seele bilden können. Alles Große und Heldenhafte, das der deutsche Geist in diesem Kriege geoffenbart hat, wurzelt im positiven Christentum (Krebs) und in der bisherigen Methode des Religionsunterrichtes. Man lasse also auch künftig den christlichen Bekenntnissen ihre verfassungsmäßigen und geschichtlichen Rechte und freieste Kraftentfaltung in ihrer Sphäre im Geiste aufrichtiger Toleranz und friedlichen Wettbewerbes. Der entgegengesetzte Weg würde nicht zum ‚inneren Frieden‘, sondern zum inneren Krieg führen wie 1870, was eine ungeheure Kraftvergeudung für das deutsche Volk bedeuten müßte. Herr Professor Rein hat ja die beste, patriotische Absicht. Aber seinem Projekte muß man im patriotischen Interesse widersprechen.

F. X. Kiefl.

Volkswirtschaft

Unser tägliches Brot. Kriege sind stärker als soziale Revolutionen. Während in diesen um den Anteil, Genuß und Vorteil gestritten wird, ist der Krieg ein Verbraucher und verzehrt gerade die mittleren, gesellschaftlich erzeugten Werte, die dem sozialen Ausgleichungsideal zuvorderst erstrebenswert erscheinen. Ein schwerer Krieg wie der gegenwärtige verzehrt die mittleren Kulturzustände, die auf gemachten Übereinkommen beruhen zwischen den stofflichen Elementen und den geistigen Herrschergedanken des Daseins, zwischen den Gaben der Erde und den Kräften der Seele und Geschichte. Dieser Krieg, in dem die Lebensdurchhaltung überall so wichtig geworden ist wie die Kampfhandlung und in dem die Litaneibitte gegen Hungersnot und der Dank an den Geber aller Gaben wieder Bedeutung bekommt, hat unser tägliches Brot aus einem Genußmittel wieder zum ersten und nötigsten Nahrungsmittel gemacht. Er lehrt damit wieder, was ein Stand ist gegenüber bloßen sozialen Ausgleichungsschichten. Mit der Bitte um das tägliche Brot kommt der Bauernstand wieder zu den alten Ehren, die Heimat und die Art ihrer Fruchtbarkeit zu einer neuen Bedeutung ihres inneren und ersten Wesens, und das Vaterland verflicht sich wieder in treuer, wenn nicht Liebe, so doch Tätigkeit und Nächstenschätzung.

Die Menschen wollten schon lange die Stoffe und Gaben der Erde nur noch als Ware kennen und gelten lassen, um damit Gewinst zu erzielen, nicht mehr als Maß, um damit das Leben zu begrenzen und zu regeln. Man gab der Erde, um noch mehr zu gewinnen. Die Bitte um das tägliche Brot hatte nur noch einen engen, sozialen Sinn und war, wie es schien, durch Tauschverkehr auszuschalten. Sie hatte nicht mehr den Gehalt der Demut, die sie spricht, um der Gabe selber würdig zu werden, ja um die Gabe unverdient, ungenossen, als eigenen Wert und ein wertverleihendes Geschenk, als Lebens- und Standesbildnerin zu ehren. Der Stand des Bauern als fundamenttragender Teil der Gesellschaft war teilweise schon verwischt und verschwommen in eine formlose soziale Schicht des Landarbeiters. Dies besonders in den neuen Erdteilen und Getreideproduktionsländern. Dafür bildete sich ein neuer Stand oder besser eine neue Kultur- oder Zivilisationssumme von Menschen, die gleich sein wollen im täglichen Genuß, in den Voraussetzungen zur gleichen Lebenslage und — in einen geistigen Materialismus gewendet — zur gleichen Kulturhöhe. Die Armut unterschied sich weniger in der Art und Angemessenheit des ihr Zukommenden als in der Menge des für alle Gleichen vom Reichtum. Das Gefühl für die angeborenen, den Menschenschichten mitgegebenen Lebenstrennungen ging verloren.

Bei diesem Endpunkt einer geschichtlich sozialen Entwicklung, die auch eine geistige war, eine Ausgleichung, die bei materieller Werterhöhung im höheren sozialen und sittlichen Sinne eine Herabminderung und falsche Demokratisierung der allgemeinen Lebensverhältnisse wurde, ist der Westen Europas mehr oder weniger angelangt. Deutschland befand sich auf dem Wege dazu. Nun hat der Krieg zwar zunächst erst recht, aus Notgebot, eine Art staatliche Sozialisierung der Lebenshaltung gebracht, aber auch die internationalen Verhältnisse, die nicht zuletzt den schichtungslosen sozialen Ausgleich, mehr im Gedanken als im Werk, verschuldet haben, ins Wanken kommen lassen. Und gewiß ist er auch einer neuen Gesinnung förderlich geworden, die, zumal bei der Unsicherheit der künftigen Länderordnung, die Lebenshaltung wieder mehr auf den Elementen des Daseins und auf den Schichten des eigenen Volkes als auf internationalen Ausgleichen und Übereinkommen aufbauen will, einer Gesinnung, deren positiver Gehalt, soweit er auch ins Geistige hineinragen mag, schwerer zu umschreiben ist als die Tatsachen der entgegenstehenden Entwicklung, die vor aller Augen liegen, und der Verlust, der sich für das geistige Empfinden eines großen Teils des Volkes daraus ergab. Unser tägliches Brot wird hiefür zum Symbol. Das Weizenbrot und sein allgemeiner ausschließlicher Gebrauch ist das äußere Merkmal dieser Entwicklung. Wie sehr diese doch zunächst bloß wirtschaftliche Tatsache auf das soziale, poetische, völkische und religiöse Empfinden Einfluß ausgeübt hat, und zwar in vorwiegend verderblichem oder doch ungünstig utopistischem Sinne, das mag man aus folgenden Ausführungen erkennen, mit denen ein im Kriege erschienenes Buch über ‚Die Getreidenahrung im Wandel der Zeiten'* schließt und die von all diesen Folgen und Folgerungen Inhalt oder Anklang geben.

„. . . . Es gibt kaum 160 bis 200 Millionen Menschen, die Weizen als ausschließliche Brotkost genießen. Aber die kleine Zahl ist bedeutungsvoll, weil sie die Führung hat im allmählichen Wandel der Broternährung. Wenn von diesem Wandel sich irgend etwas Sicheres

---

* ‚Die Getreidenahrung im Wandel der Zeiten' von Prof. Dr. A. Maurizio in Lemberg. Zürich, Orell Füßli. Das illustrierte Werkchen ist ein anregender Lesestoff zur Belehrung und, wie man sieht, auch zum Nachdenken.

voraussagen läßt, so doch nur das eine: die Zunahme der Zahl der Weizenbrötler.

Mehr und mehr sind unsere Brote aus Körnern gebacken, die nicht dort verzehrt werden, wo sie gewachsen sind. Die zivilisierte Menschheit festigte sich auf eine einzige Getreidefrucht, der verdichteten Arbeit entspricht die verdichtete Nahrung. Müllereitechnik und Gesundheitspflege fanden das dunkle Streben wohl begründet und erkannten im Weizen eine Frucht, die alle Getreidearten überragt. Es brechen an Zeiten fröhlicher Zuversicht. Zum Siege der Industrie über jede Art mittelalterlichen Glaubens, über jede den Menschen beklemmende mittelalterliche Voreingenommenheit erwies sich als notwendig das scheinbar teilnahmslose Mitwirken der Wissenschaft. Nach ihrem Maßstabe richtet sich die Ernährung. Sollten alle Kräfte angespannt werden vor den Siegeswagen der Industrie, so mußten ihren ungezählten Arbeiterheeren gleiche Lebens- und Arbeitsbedingungen geschaffen werden auf großen Länderstrecken. Die Geister, die sie rief, kann die Bourgeoisie sie nicht mehr bannen. Die Ansprüche wachsen stetig, stetig auch dann befriedigt, wenn ihre Kreise sich erweitern auf alles, was heute zum täglichen Brote des Menschen gehört. Ein Physiologe und Hygieniker (Angelo Mosso) bestätigt dies mit folgenden Worten: Es kennzeichnet die moderne Zivilisation, daß sie die Nahrung regelmäßig und gleichartig gestaltete und mit der Zunahme des Wohlstandes erlaubte, vielen unter den Armen, wenig anders zu essen als die Reichen. Vielleicht besteht der größte Aufwand der modernen Gesellschaft im allgemeinen Überfluß und der Reichhaltigkeit der Speisen.

Woran alle Werkzeuge christlicher Nächstenliebe Jahrhunderte hindurch wirkungslos zerbrachen, Jahrhunderte geschriebener Geschichte zu schlichten nicht vermochten, das brachte in wenigen Jahrzehnten die kapitalistische Wirtschaft zustande: sie befreite den Menschen von der Geißel Gottes. Der Zeitpunkt der letzten großen Teuerung, das Jahr 1847, fällt zusammen für West- und Mitteleuropa mit dem innerlichen Aufbau unserer Wirtschaftsordnung. Die Zufuhr des Getreides wächst ins Unermeßliche. Die Landwirtschaft vergrößert ihre Erträge in einem Maße, das früher sich nicht ausdenken ließ und das bald seine Grenze findet an den Lebensgesetzen der Pflanzen selbst. Es ist kein Wunder, wenn den neuen Herrschern Überfluß an Nährstoffen für das natürlich Gegebene gilt und sie sich gewöhnen, den Menschen zu betrachten als reinen Esser, nicht als Nahrungserzeuger. Die besten Köpfe der Bürgerlichen und der Arbeiter überschätzten ins Maßlose, was sie errungen, und Karl Marx wird im 1. Band seines „Kapitals“ zu dem Ausspruch verleitet: Die Bourgeoisie hat dem Idiotismus des Landlebens ein Ende gemacht.

Aber wie groß die Umwälzungen uns auch vorkommen, die das Bürgertum und das von ihm in Fabriken gepreßte Volk vollbrachten, ein wie großer Gewinn auch liegen mag in der Zufuhr und Verteilung pflanzlicher Nahrungsmittel, in der ungemeinen Hebung von Anspruch und Begehrlichkeit, alle die erheblichen Vorteile halten den Vergleich nicht aus mit der wertvoll in der Landwirtschaft verausgabten Arbeit. Der Arbeit des Bauerntums verdanken wir alle Grundlagen des menschlichen Wohlergehens, der stillen Arbeit und dem Dulden, die seit Urzeiten her Jahr für Jahr säen und ernten. Das Bauerntum überstand alle Zuckungen entscheidender gesellschaftlicher Änderungen, es bildete das Beständige, wie im Zusammenbruch alter Herrscherklassen, so im Emporkommen neuer. Es hatte alle Schrecken und Verwüstungen der Kriege überdauert und ihnen zum Trotz das Friedenskorn der Menschheit hinübergerettet. Eine Geschichte der pflanz-

lichen Nahrung kann nicht anders endigen als mit dem Ausdruck uneingeschränkter Hochschätzung des Bauerntums.

Die Herrschaft des Kapitalismus überwindet nicht seine vielen inneren Widersprüche, legt aber den Grund zu der künftigen glücklichen Gestaltung der Gesellschaft. Einer dieser Widersprüche war stets die Stellung des Unternehmertums und der Arbeiterschaft zur Landwirtschaft. Aber aller Erfahrung nach streben heute die gesellschaftlichen Kräfte nach einem von selbst sich einstellenden Gleichgewichte zwischen der Landwirtschaft und der Industrie einem Gewinne zu, der die Herrschaft des Kapitalismus sicher überdauert. Weite Kreise der Unternehmer wie der Arbeiter sind sich dessen bewußt geworden, daß, wenn darin ein wirtschaftlich Notwendiges liegt, der Landwirtschaft zu gleicher Zeit der Erdsegen entsprießt, sie die Menschheit vor Entartung schützt, und so wird sich das Gleichgewicht einstellen, bevor das letzte Stündlein der alten Herrschaft gekommen und den Sieg dieses neuen Glaubens der erste Glockenschlag ankündigt.

Strebt das Erlöschen des besagten Gegensatzes, der bis vor kurzem unüberbrückbar schien und innerhalb eines Volkes wie im Verhältnis der Völker zueinander eine für unüberwindlich gehaltene Gefahr barg, dem ewigen Frieden zu? Alle Anzeichen sprechen zugunsten der weltfreudigen Stimmung. Damit ergreift die Menschheit mit fester Hand ein Werkzeug, das den Brudermord von der Erde tilgt: den Frieden der Völker.'

Von den Gesinnungen, die hier ohne schärfere Charakterisierung vorgeführt werden, ist zwar nicht am verderblichsten, aber klingt am rohesten der Ausspruch über den Idiotismus des Landlebens, dessen Wert und völkerbegründende Würde zum innersten Bestand in Lehren und Gemüt gehört. Es ist bezeichnend, daß, wie in alten Zeiten mit hirtenmäßiger Auffassung des Landlebens von einem goldenen Zeitalter geträumt wurde, so auch hier nach einer Versöhnung von Kapitalismus und Landwirtschaft, neuer und alter Macht, eine Zeit ewigen Friedens als eine Gaukelei erscheint für Geister, die keine tiefere Schuldrechnung auf Erden kennen als die äußerliche von Mangel und Besitz.

Es ist hier nicht der Platz zu Auseinandersetzungen; es sollte nur gezeigt werden, wie weit unser tägliches Brot und die Ehre, die man ihm gibt, in das geistige Leben hineinreicht und wie sehr eine solche materialistische Gesinnung, hervorgegangen gerade aus der allgemeinen Besserung der Lebenshaltung, entfernt ist von der über die bloße Tauschwertauffassung hinausgehenden Verehrung der früheren Zeiten für das Brot, mit deren Belegen der Verfasser sein Buch beginnt und von denen der Volksglaube den Beschluß machen soll: 'Wer niedergefallenes Brot liegen läßt oder darauftritt, wird dereinst Hunger leiden; wer es mißachtet, wird es am Jüngsten Tage suchen müssen, bis ihm die Augen bluten.' W.

Literatur

Drei Bühnenspiele vom Kriege. Feierlicher Ernst, unrealistische Schlichtheit, schwere Traumversunkenheit, die sich nur mühsam zur Wirklichkeit emporringt — das ist in kurzen Bühnenspielen von Paul Lingens, Otto Erich Schmidt und Hanns Johst gemeinsam enthalten. Stimmen wie diese, ganz unliterarisch, ganz tiefes, kämpfendes Gefühl, sind vor dem Kriege nicht vernommen worden. Das ungeheure Erlebnis des Krieges, das alles ausriß, alle umwarf, alle Begriffe, Meinungen, Verhältnisse aufrührte und umkehrte, scheint hier zum ersten Male künstlerischer Gestaltung nähergeführt zu sein. Und es ist ehrend für die Tiefe des Erlebnisses, daß alle Redseligkeit, alle journalistische Wirklichkeit fernab liegen

blieb, von Schuld und Unschuld nichts zu hören ist, und nur die lähmende, erschütternde und — vielleicht — befreiende Wucht des Krieges, an unpersönlichen Menschentypen sichtbar gemacht wird. In dem Traumspiel von Lingens, ‚Die Saat'* ist es ‚der Krieger', ‚die Mutter', ‚das Mädchen', an denen das Schicksal sich vollzieht. Ihre Empfindungen kann ein jeder unter uns Deutschen gehabt haben, nein — es hat sie ein jeder gehabt, deutlicher oder verwirrter. Schlichter Opfersinn ohne Pathos, frageloses Vertrauen in die Gerechtigkeit der Sache, über die nicht gesprochen zu werden braucht. Der Krieger stirbt für die Zukunft von Kind und Kindeskind. Der Tod ist der Pflüger, der die toten Helden als Samenkörner unter die Erde pflügt. Seltsam fragmentarisch ist die Gestaltung. Es ist, als ob die eigene Erschütterung dem jungen Dichter nicht erlaubte, die Vollendung der Form zu finden. In der rhythmisch gebundenen Sprache finden sich Stockungen, Unbeholfenheiten, hartes Nebeneinander von Mißklängen. Das könnte dichterische Unzulänglichkeit sein; ich möchte es eher als ein nicht ganz erfolgreiches künstlerisches Ringen um den Ausdruck bezeichnen. Das Spiel geht auf einer vorgestellten Bühne vor sich; die wirkliche Bühne wird ihren Spielplan mit ihm nicht bereichern. Eine Aufführung ist fast unmöglich. Ich sehe darin vorläufig keinen Nachteil; es rang hier ein echtes Gefühl zum Ausdruck und war weder in freier noch gebundener Erzählung auszudrücken. Man denke an die ‚Totenfeier' des Mickiewicz, deren übermenschliches Format die Anfängerarbeit Lingens' natürlich nicht erreicht.

Fast das gleiche gilt von dem ‚Abschied'** des Otto Erich Schmidt. Reiner aber und bewußter noch als bei Lingens ist hier die Typisierung der sprechenden Menschen durchgeführt. Vater, Mutter, Sohn, Geliebte, Bruder — ihnen haftet kein Hauch von realistischer Originalität mehr an. Keine Charaktere sind es, die zu uns und zueinander sprechen, sondern die ‚Ideen' von Vater, Mutter, Sohn, Geliebte, Bruder. Der Sohn dankt der Mutter für die linde Führung seiner Jugend, dem Vater für den Ernst der Pflichtenlehre, der Geliebten für die Sonne, dem Bruder für das Vertrauen. Weil er von allen empfangen hat, nimmt er auch einen Teil ihres Besten mit sich fort. Sie opfern in ihm sich selbst: alle führen diesen Krieg. Stark und schlicht kommt Gottvertrauen am Ende zum Ausdruck. Kräftiger und einer endgültigen Prägung schon näher als bei Lingens ist der dichterische Ausdruck bei Schmidt. Einflüsse von Hofmannstal, Wildgans usw. sind vorhanden, aber bereits absterbend.

Ganz nahe unserer Empfindung indessen kommt das Gefühl, das der Dichter ausdrücken wollte in Hanns Johsts ‚Die Stunde der Sterbenden'.* Vorgestellt ist eine Nacht auf dem Schlachtfelde, und hörbar werden nur die Stimmen zu Tode verwundeter Soldaten. Man soll sie nicht sehen diese Menschen, nur ihre Stimmen hören, die der heraufschreitende Morgen auch noch erstickt. Es geht unleugbar ein mächtiger Eindruck von dieser Dichtung aus. Klagen, halberstickte Rufe, Erinnern an die ferne Heimat, frevles Lästern, Gottgläubigkeit, Irrereden — wer sind die Menschen, denen diese Stimmen angehören? Leidende Deutsche, die den verwundeten Franzosen zwischen sich Bruder nennen, ja auch dem totwunden Rosse noch ihr Mitgefühl geben, Angehörige eines Volkes von unerschöpflicher Kraft. Wunderbar ergreifend ist

* Paul Lingens, ‚Die Saat', ein Traumspiel. (Salm-Verlag, Köln, M. 2.50.)

** Otto Erich Schmidt, ‚Abschied', ein Bühnenspiel vom Kriege. (Verlag der Weißen Bücher, Leipzig, M. 1.—.)

* Hanns Johst, ‚Die Stunde der Sterbenden'. (Ebenda, M. 1.—.)

es, wie eine Stimme nach der andern im Tode verstummt, bis auch die letzte in einem Hymnus auf Kreuz und Leid endet. Spielbar ist auch diese Dichtung *nicht*; Erschütterung vermag hier nur *das* Lesen zu geben. F. Wigher.

Theater

Eine Tragödie der Liebe. Der Dichter Anton Wildgans hat in diesen Tagen gleichzeitig mit seiner Lyrikauslese ‚Dreißig Gedichte' (Konstanz, Reuß & Itta) sein Werk ‚Liebe. Eine Tragödie' (Leipzig, L. Staackmann) veröffentlicht, das uns in manchem Betracht verheißend scheint und sehnsüchtiger Beginn einer Überwindung des naturalistischen Dramas. Die vier ersten Akte freilich sind noch ganz erfüllt vom naturalistischen Erlebnis, sind geschrieben *in* einem Ibsenepigonenstile, gegen den unser künstlerisches Gewissen von Jahr zu Jahr energischer revoltiert. Zwei Menschen: Martin und Anna, die eine Neigung zueinander führte, zerbröckeln allmählich in dem Gleichklang einer Ehe, welche nach außen unantastbar und auch innerlich von freundschaftlichen Sympathien getragen ist. Aber die Ehe schlingt um sie, welchen die ewige sakramentale Einung in Gott fremd ist, nicht jenes unlösliche Band, welches unwandelbaren Stand hält den verflüchtenden Impulsen der Neigungen. Nur bürgerliche Konventionalität und Anstandsgefühl befreundeter Seelen bindet diese Menschen, nicht die eherne Notwendigkeit göttlicher Weihe. So füllt das eintönige Leben die kinderlosen Gatten nicht aus, und als lockende Versuchung drängt das Abenteuer an sie heran. Die Frau läßt sich von dem blendenden Reichtum einer welterfahrenen Künstlernatur bis hart an die Grenzen des Ehebruchs verführen, der Mann sich locken von der gleißenden Anmut einer jungen Prostituierten.

Schlösse die Handlung mit diesen vier Akten, es wäre kein Aufhebens zu machen von dieser Dichtung. Aber ein fünfter Akt führt plötzlich aus nüchterner Verirrung zu hymnischer Erhebung, aus enger Erdenwirklichkeit zu ewigen Mysterien. Selbst in der Sprache tut sich diese Umbiegung des ganzen Erlebens kund: die Prosa der ersten vier Akte wandelt sich in erregt schwelende Verse. Das Erleben der beiden Menschen, die sich zu verlieren drohten, steigt über die Enge persönlichen Lebens empor. Das ganze abgründige Menschenschicksal tut sich dem suchenden Sinne derer auf, die vor der fortreißenden Gewalt ihrer eigenen Leidenschaft erbebt sind:

‚. . . Ein Abgrund ist der Mensch, und was
Er spricht und tut, ist nur wie das Gekräusel
Von spielerischen Wellen über Tiefen,
Die unerforscht und voller Grauen sind.'

In der qualvollen Anklage dieser beiden Menschen frißt sich der Zweifel ein an der Ewigkeit der Liebe, da die wilde Begierde sich trennt von der Inbrunst der Herzen und das ruhelose Blut Erlösung auf den Pfaden der Untreue sucht. Aber in wehmütiger Steigerung verwirft es der Mann, daß die Unzulänglichkeit der eigenen Liebe die ewige Kraft der wahren Liebe erschüttert. Nur die Lust der Sinne ist Vergänglichkeit. Aber in ewiger Sehnsucht, in aufrauschender Heiligung ist der Liebe unerschütterliche Größe und Ewigkeit. Während das weibliche Fühlen der Frau verzweifelt in solcher Liebe das Ende der Liebe sieht, empfindet der asketisch verklärte Mann, daß in solcher Liebe erst der Anbeginn der wahren Liebe gegeben sei:

‚Denn, was sich küßt und paart, ist ewig in Trug verstrickt.
Aber der strauchelnde Fuß eines, der aufwärts sieht,
Findet noch immer mehr an irdischer Seligkeit
Als das Auge des Toren, das nur auf der Erde sucht.'

Aus irdischer Umfangenheit führt die Dichtung zur Überwindung irdischer Unzulänglichkeiten durch die Zielsetzung überirdischer Ziele für unser Erdenleben. Aus modern-heidnischer Weltanschauung dringt sie empor zu der Pforte katholischer Frömmigkeit. Was uns der letzte Akt stammelnd verkündet, ist scheue und schüchterne Botschaft der katholischen Lehre, welche die Selbstgenügsamkeit der Sinnenliebe verwirft und die ewige Sehnsucht der Gottesliebe verkündet. Ihr ist das asketische Leben höchstes Ideal, das sich nicht in vergottender Liebe der unzulänglichen Kreatur zuwendet, sondern mit der ganzen Inbrunst der Liebe entgegendrängt der Vollkommenheit Gottes. Aber auch dem, welcher nicht das priesterliche Gebot der Einsamkeit erwählt, gestattet die katholische Lehre nicht die Behaglichkeit selbstgenugsamer Zweisamkeit. Das Sakrament fügt die Ehe zu einem Wege gemeinsamer ewiger Sehnsucht, bindet zwei Gottsucher zu gemeinsamer Pflicht ihrer Heiligung. ‚Einander lieben', so hat einmal Augustin gesagt, ‚soll heißen: einen Gott haben.' So weist die katholische Religion die wahre, ewige Liebe, welche hinausführt über die Vergänglichkeit der nur irdischen Liebe. Es ist ein bemerkenswertes Symptom, daß die Dichtung von Anton Wildgans außerhalb des Kirchlichen mit innerer Notwendigkeit zu denselben Zielen drängt. Und dabei begibt sich ein höchst Wundersames: die Dichtung hört auf, das zu sein, was sie zu sein vorgibt, ‚Tragödie'; die frohe Botschaft des fünften Aktes befreit die tragische Dumpfheit wirrer Triebe zum erlösenden Mysterium der Erdenschwere überwindenden Liebe. Das Erdenleben ist voll schweren Leides. Dem Dichter, der nur dem Irdischen zugewandt ist, enthüllt es sich daher als beherrscht von unerbittlicher Tragik. Der Glaube an die überirdischen Mysterien aber sprengt das Fatum des Erdenschicksals durch die Gewißheit ewiger Erlösung. Deshalb haben die großen christlichen Dichter allezeit der tragischen Dichtung widerstrebt. Himmlische Zuversicht überwand die irdische Tragödie. Die mittelalterlichen Mysterienspiele erweisen es. Auch das große Werk Calderons. Überall wird in den Werken des größten christlichen Dichters die schwere Erdentragik überwunden durch die himmlische Verheißung. So schwebt nach tragischem Erdenleiden am Ausgang von Calderons herrlichem Schauspiel ‚El José de las mujeres' die heilige Eugenia, getragen von Engeln, umhüllt von Wolkenglorie, der Wonne des Himmels entgegen:

‚Selig bin ich; denn zum Lohne
Für die Leiden, Qualen, Wunden,
Die ich litt, hab' ich des Himmels
Hehre Seligkeit errungen.'

Max Fischer (Heidelberg).

Verschiedenes

Zur Besprechung der ‚Kulturgeschichte des Mittelalters' von Dr. Georg Grupp durch Herrn Universitätsprofessor Dr. Alois Meister im letzten Februarheft (S. 616) sendet uns Herr Dr. Grupp folgende Berichtigung, die wir hier zugleich mit der abschließenden Entgegnung des Herrn Professor Meister wiedergeben:

1. Es ist unrichtig, daß ich ‚entschlossen darauf verzichtete, das wirkliche Leben in seiner Mannigfaltigkeit sich genau widerspiegeln zu lassen'. Der Satz bezieht sich vielmehr auf jene, die die Vielheit der Erscheinungen in Schablonen pressen, was ich ausdrücklich ablehne. Sonst könnte der Rezensent nicht von einer ‚Vielheit von Bildern' sprechen.

2. Es ist nicht richtig, daß ich einen großen Tiefstand des Frauenlebens annehme, daß ich gegen pikante Anekdoten keine methodischen Bedenken geäußert und daß ich ‚diese Dinge' verallgemeinert hätte. Vielmehr habe ich wiederholt hervorgehoben, daß es sich um Ausnahmen handle, habe das Schlimmste

nur angedeutet und betont, daß viele Schwankmotive weit zurückreichen (65, 91 f., 100), habe das Gute hervorgehoben (22, 47, 52) und Verleumdungen zurückgewiesen (72). Das Schlußurteil (512) lautet so günstig, daß sich die ‚Theologische Literaturzeitung' ihrerseits veranlaßt sah, mir daraus einen Vorwurf zu machen, wenn sie auch anerkannte, daß ich nicht nur Licht-, sondern auch Schattenseiten schildere (1915).

3. Deutliche Ergebnisse mühsamer Quellenforschungen ‚Lesefrüchte' und ihre Verarbeitung eine ‚Materialiensammlung' zu nennen, ist nicht richtig.

Dr. G. Grupp.

Entgegnung.

Zu 1. Die ‚Berichtigung' des Herrn Dr. Grupp verschiebt den Schwerpunkt meiner Behauptung. Es handelt sich nicht darum, in welchem Zusammenhang der zitierte Satz im Gruppschen Vorwort steht, sondern wie ich ihn gebrauche, um des Verfassers Darstellung zu charakterisieren. Da ist es nun wirklich nicht zu verkennen, daß ihm die Jahrhunderte durcheinanderfließen und daß auch ein tatsächlicher Mangel an territorialer Scheidung vorliegt. Ich habe dies Verfahren mit Grupps Worten einen entschlossenen Verzicht genannt, das wirkliche Leben sich genau widerspiegeln zu lassen, und lege dabei den Ton auf ‚genau'.

Zu 2. Die paar Einschränkungen, die Grupp macht, habe ich nicht übersehen, aber es kommt darauf an, wie sie gemacht sind. Sie sind bei ihm nicht am rechten Platze und nicht so, wie man sie erwarten möchte. Verfasser gefällt sich in seitenlanger Erzählung von Anekdoten, die ohne Vorbehalt in direkter Rede wie Tatsachen geschildert werden. Wenn dann gelegentlich einmal, zum Teil erst in einem anderen Kapitel, eine matte Einwendung hinterherhinkt, so ist das nicht die Art und Weise, wie man den Leser durch die ganze Darstellung kritisch hindurchleiten sollte. Die Schilderung muß von fortwährender Wertung getragen sein. Da das nicht geschehen ist, wirken Lichtseiten zu verklärend und Schattenseiten zu düster. Das Urteil der ‚Theologischen Literaturzeitung' ist daher vollkommen begreiflich.

Zu 3. Unter dieser Ziffer behauptet Grupp etwas, was ich nicht gesagt habe. Durch Herausreißen aus der Satzverbindung hat er diesen beiden Ausdrücken einen abfälligen Sinn unterschoben, den ich ihnen nicht gegeben habe.

A. Meister.

Neues vom Büchermarkt

Lauff, Josef von: ‚Anne Susanne'. (G. Grotesche Verlagshdlg., Berlin, M. 5.—.)

Wunder! In diesem Lauffschen Roman kommen zwei Priester vor, ein alter und ein junger, die beide, ganz gegen Lauffsche Gewohnheit, reine und edle Charaktere sind! Wirkt der Krieg auch so weit? Was immerhin die Bedeutung des niederrheinischen Erzählers ausmacht: die stimmungsschwere Wiedergabe des weiten Landes und seiner Menschen — das ist auch in diesem Roman. Leider haftet eben auch den drei Frauen dieses Romans das Animalische so ausschließlich an, daß man einfach nicht mitkann, um so weniger als die Art der Behandlung dieser Eigenheiten unkünstlerisch bis zum Erstaunen ist. Eine fürchterliche Schablone!

Scapinelli, Carl Graf: ‚Der Herzog von Sorsona'. (Heinrich Minden, Dresden, M. 4.—.)

Es sind Anläufe zu guter Arbeit in diesem Roman. Irgendwo in einem romanischen Lande liegt ein mediatisiertes Herzogtum, das von dem letzten Sproß der fürstlichen Familie wieder eingenommen werden soll, welches Unterfangen mißlingt. Wenn der Roman auch nichts als Unterhaltungsstoff sein soll, so haben doch einige Figuren, wie besonders der alte Herzog, ein überzeugendes Leben.

Unsere Kunstbeilagen

Vor etwa hundert Jahren geschahen jene bedeutungsvollen Anfangswerke einer neuen, über das klassizistische Wesen hinauswachsenden deutschen Monumentalkunst, die in Rom ihren Anfang nehmen mußte und dann keinen gleichwertigen Fortgang im deutschen Heimatlande fand. Um diese Zeit waren Cornelius, sein anfänglicher Mentor Overbeck, die Brüder Veit, Schnorr von Carolsfeld, Wilhelm Schadow und andere deutsche Künstler in Rom anwesend. Deutschland war in den Befreiungskriegen auferstanden und das deutsche Wesen von Selbstbewußtsein durchdrungen. Cornelius schildert den Geist der Künstlerschaft um ihn: ‚Es ist mir unmöglich, den Kreis geistiger Entwicklung während meines Aufenthaltes in Rom in kurzen und dürftigen Notizen darzustellen. Aber ich darf sagen, es wurden die Bahnen von Jahrhunderten durchkreist. Ich spreche hier nicht bloß von mir, sondern von jenem Verein von Talenten und Charakteren, die getragen von allem, was das Vaterland und Italien Heiliges, Großes und Schönes, was der begeisternde Kampf gegen französische Tyrannei und Frivolität in allen besseren Gemütern so tief aufregte, damals in so reichem Maße darbot.‘ Der preußische Generalkonsul Jakob Salomon Bartholdy gab den Anlaß durch den Wunsch, ein Zimmer seiner Casa ausmalen zu lassen, ohne an eine größere Aufgabe zu denken. Aber das Werk ließ sich, als der Ort gegeben war, nicht aufhalten, und die Casa Bartholdy wurde die Wiege des deutschchristlichen Monumentalstils, zu dessen Hauptwerken die beiden Fresken von Cornelius ‚Joseph deutet die Träume Pharaos‘ und ‚Joseph gibt sich seinen Brüdern zu erkennen‘ gehören. Vor 50 Jahren, im März 1867, ist Cornelius gestorben. Der große Anfang ist weder bei den engeren Nazarenern, noch bei dem im Germanischen und Klassischen weitergreifenden Cornelius zur Vollendung gereift. Man legt die Schuld gewöhnlich auf die Unfarbigkeit und Gedanklichkeit ihres künstlerischen Sinnes. Aber das deutsche Kulturgefühl hat sich ja nach der Romantik ganz allgemein nicht vollendet. Für künstlerische Tatsachen sind immer die allgemeinen geistigen Zustände mitbegründend. Vielleicht daß heute nach hundert Jahren ein stärkeres Geschlecht die Saat einer großen Zeit zum Reifen bringt. — Unsere Abbildung ist nach einer späteren Lithographie gemacht. Die Fresken befinden sich jetzt in der Berliner Nationalgalerie.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Univ.-Prof. Dr. Max Ettlinger (im Heere) und Konrad Weiß, München.
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Dresden, Marienstraße 38/40.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Emma Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.

E. Oelieden/Elena





Vierzehnter Jahrgang Mai 1917

Italiens imperialistische Politik
Von Al. Meister

Man hat oft das Entstehen des italienischen Nationalstaates verglichen mit der Gründung des Deutschen Reiches. Gewiß, es lassen sich verwandte Züge herausfinden, aber der Vergleich ist für Italien schmeichelhafter als für Deutschland. Wie vollzog sich doch alles so ganz anders jenseits der Alpen und ganz anders diesseits! Und wie verschieden war der Geist, der die beiden Neuschöpfungen erfüllte, wie grundverschieden waren die Ziele, die die nationale Politik verfolgte, hüben und drüben.

Der neue Einheitsstaat im Süden war zunächst isoliert. Aber schon in dieser Zeit des Alleinstehens hielt er Ausschau über seine Grenzen hinaus, ob er nicht Stützpunkte für eine weitere Entwicklung zu einem größeren Italien gewinnen könne. Man blickte hinüber nach der afrikanischen Küste, ausspähend nach Ort und Gelegenheit, um dort Fuß zu fassen.

Bis zum Vordringen Frankreichs in Tunis war das nordafrikanische Küstengebiet das Ziel der Sehnsucht der italienischen Machtpolitiker gewesen. Darum die Wut über die Eroberung Bisertas durch die Franzosen und über den von Ferry diktierten Bardovertrag, der am 12. Mai 1881 die Schutzherrschaft Frankreichs über Tunis begründete. Blitzartig war das Verhängnis über die italienischen Zukunftspläne hereingebrochen und hatte dem emporstrebenden Staate gezeigt, wo für seine Mittelmeerpolitik der Feind stand. Die Wogen der südländischen Leidenschaft brausten auf; in

heißem Zorne vergaß man sogar, daß die Irredenta bisher nur Österreich als den natürlichen Gegner Italiens bezeichnet hatte. Doch der aufsprühende Haß mußte knirschend in Ohnmacht ersticken, denn Italien stand allein. Da hatte es sich an den Dreibund angeklammert und dort für die Folgezeit den Rückhalt gefunden, den es brauchte. Nicht Bismarck hat den neuen Genossen gerufen und zum Bunde geladen; der hat sich vielmehr selbst angetragen, und Crispi war es, der um Gunst und Freundschaft warb. Italien hatte eigentlich nur mit Deutschland sich verbünden wollen, aber Bismarck sagte es dem italienischen Staatsmanne gerade heraus, daß der Weg nach Berlin über Wien gehen müsse.

Bismarck hat immer die Ausbreitung Italiens am Mittelmeer begünstigt; hatte er doch schon früher dem italienischen Freiheitskämpfer Mazzini geschrieben: ‚Die Herrschaft über dies Meer sollte der beständige Gedanke von Italien, das Ziel seiner Minister und deren leitender Grundsatz sein.‘

Italien brauchte nicht erst von einem andern auf die Beherrschung des Mittelmeers als Ziel einer italienischen Machtpolitik hingewiesen zu werden, denn das war die ganz natürliche Richtung, die eine imperialistische Zielsetzung nehmen mußte. Die geographische Lage Italiens forderte geradezu diese Ausbreitung. Nach Norden durch die hohe Mauer der Alpen abgeschlossen, schiebt sich die Halbinsel wie ein großer Brückenkopf weit hinein in das Mittelländische Meer, nach Osten, Westen und Süden Stützpunkte bietend zur Überbrückung der trennenden See.

Das rücksichtslose Zugreifen der ‚lateinischen‘ Schwester hat am jenseitigen Mittelmeerufer zunächst das italienische Vordringen zum Stocken gebracht. Aber das Annexionsfieber war nun einmal erwacht. Die glühende Sehnsucht nach afrikanischem Landerwerb war nicht so leicht gekühlt. Vom Westen nach dem Osten abgedrängt, ist in den nächsten Jahren Massaua, Erythräa und ein Teil des Somalilandes italienischer Besitz geworden, bis die Niederlage bei Adua 1896 weiteren Ausbreitungsgelüsten ein jähes Ziel setzte.

Man hatte sich übernommen. In politischem Größenwahn hatte man hinausgedrängt, ehe das eigene Haus sicher und fest dastand. Jetzt galt es erst auszubauen im Innern, die Staatsfinanzen zu kräftigen und die wirtschaftlichen Möglichkeiten zu entfalten. Zur Einsicht gekommen über das, was nottat, erstarkte jetzt der italienische Staat und dazu half ihm der Dreibund.

In der Außenpolitik — das darf man nicht vergessen — bezweckte der Dreibund etwas ganz anderes, als was Italien suchte und beim Festhalten an imperialistischen Plänen wünschen mußte. Er deckte keine aggressiven Tendenzen, er war eine reine Schutzversicherung gegen äußere Angriffe. Und mehr noch: der Dreibund sollte den Völkerfrieden auch über den Kreis der drei Vertragschließenden hinaus durch ein System von Sonderverträgen und eigenen Verbindlichkeiten der einzelnen Verbündeten verbürgen. Bismarck

hat deshalb Italien auf ein freundschaftliches Verhältnis zu England hingewiesen; ja er hat es klipp und klar ausgesprochen, daß Italien für den Dreibund nur dann einen Wert habe, wenn es mit England auf einem guten Fuße stände. Und der deutsche Kanzler selbst hat ja seine Sonderverbindlichkeiten außerhalb des Dreibundes gehabt, er hat mit Rußland den vielbesprochenen Rückversicherungsvertrag abgeschlossen, der Frankreich und Österreich gleichzeitig von gefährlichen Unvorsichtigkeiten zurückhalten mußte.

Italien hätte mit dieser deutschen Politik des doppelten Strangs zufrieden sein können, denn sie verbürgte die Ruhe auf dem Balkan und hemmte dadurch das Vorschieben der russischen Lawine nach der Adria. Aber es war nicht zufrieden. Es steckt ein unruhiges Element in diesem Volke, das die Genügsamkeit der germanischen Art nicht kennt und das immer hinausstrebt in die Weiten, um den italienischen Machtbereich zu vergrößern. Crispi konnte es gar nicht verstehen, daß Deutschland nicht auch von Irredentagelüsten zwecks Angliederung der Deutsch-Österreicher an das Reich erfüllt war. Er war recht enttäuscht, daß ihn Bismarck in Gastein 1877 abgewiesen hatte, wohin der italienische Staatsmann eigens gekommen war, um die damals schon erfolgte Annäherung zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn zu hintertreiben und den deutschen Kanzler für die Absichten Italiens gegen Österreich geneigt zu machen.

Im übrigen hat aber Bismarck wahrlich genug der Ländersucht Italiens nachgegeben. Er hat schon bei dem Gasteiner Besuch Crispis 1877 zu diesem gesagt: ‚Nehmen Sie sich Albanien', und er hat dadurch Italien an der Adria eine Riegelstellung zugedacht, die Österreich recht unangenehm werden konnte. Ein Glück, daß auf dem Berliner Kongreß die italienische Politik versagte. Hätte Italien damals, wie es sonst Italienerart ist, keck zugegriffen, für die Vergünstigungen Österreich-Ungarns in Bosnien und in der Herzegowina hätte es leicht den Fuß auf Albanien setzen können.

Die Dreibundpolitik der italienischen Regierung hatte von Anfang an die Radikalen gegen sich; der alte Groll gegen Österreich glomm weiter. Und nun sah man, daß die Bundesgenossenschaft mit Deutschland und Österreich-Ungarn keineswegs alle Erwartungen erfüllte, die man daran geknüpft hatte. Eine Annäherung an England war erfolgt, wie Bismarck sie gewünscht hatte, aber Frankreich, der Rivale Italiens in Nordafrika, der natürliche Feind der italienischen Ansprüche im Gebiet des Mittelmeers, war durch die Verbindung Italiens mit dem verhaßten Deutschland nicht freundlicher gestimmt worden. Die italienischen Staatsmänner mußten erkennen, daß die französische Diplomatie ihnen überall Schwierigkeiten machte, und daß Deutschland und Österreich, zumal da sie zur See machtlos waren, ihrem südlichen Bundesgenossen nicht genügend Schutz für den Notfall bieten konnten. Das war das Mißliche der italienischen Lage.

Die russisch-französische Verständigung nach der Nichterneuerung des deutschen Rückversicherungsvertrags konnte daher Italien nicht gleichgültig

sein. Der Schwerpunkt Europas, der zu Zeiten Bismarcks in Deutschland gelegen hatte, begann sich zu verschieben. Die Bedrohung der Mittelmächte durch den Zweifrontenkrieg stieg herauf, die Eindämmung der Slavenwelle auf dem Balkan war fraglich geworden und das Auftreten Englands ließ eine Annäherung an Frankreich ahnen. Beide Länder reichten sich in Afrika die Hand und verlegten einem Vordringen Italiens nach dem Inneren den Weg. Die letzte Ausbreitungsmöglichkeit an der so lockend gegenüberliegenden afrikanischen Küste, in Tripolitanien, schien bedroht. Die ganze Mittelmeerpolitik der gernegroßen Nachkommen des antiken Rom stand auf dem Spiele.

Da vollzog Italien seine Schwenkung. Der Dreibund genügte ihm nicht mehr; die Verpflichtung gegen Frankreich war ihm besonders unbequem, da sie eine Annäherung zwischen Rom und Paris verhinderte. Ein Kabinettswechsel zu Beginn des Jahres 1901 brachte mit Zarnadelli einen Ministerpräsidenten an die Spitze der italienischen Regierung, der lebhafte Sympathien für Frankreich hegte. Schon am 14. Dezember desselben Jahres gab der Minister des Äußern, Prinetti, in einer Kammersitzung die Regierungserklärung ab, daß mit der französischen Regierung eine völlige Übereinstimmung bezüglich der beiderseitigen Interessensphären erzielt sei. In Frankreich wurde diese Kundgebung mit Jubel begrüßt. Im folgenden Jahre schon brachte derselbe Prinetti in Berlin eine Änderung im Wortlaut des Dreibundvertrages in Vorschlag — kurz, die italienische Politik war seit 1901 auf eine völlig andere Grundlage gestellt; zu der Freundschaft mit England war eine Verständigung mit Frankreich getreten, die in Zukunft gute Beziehungen zwischen diesen beiden Mittelmeermächten verbürgen sollte.

Was das für Deutschland bedeutete, lag auf der Hand; es war der erste Schritt zum Abfall Italiens vom Bunde.

Man hätte erwarten sollen, daß damals im Reichstag vom Regierungstische ein ernstes Wort gefallen wäre, das wie ein kalter Wasserstrahl auf die Verbrüderungsglut wirken konnte. Statt dessen wurde es vom Kanzler, Grafen Bülow, offiziell getadelt, daß ‚ein kleiner Teil, übrigens nur ein sehr kleiner Teil, der deutschen Presse anläßlich der französisch-italienischen Abmachungen eine gewisse Unruhe an den Tag gelegt hat'. Wir erhielten die Aufklärung, daß der Dreibund Extratouren gestatte, wobei darüber hinweggesehen wurde, daß Italien diese Extratour mit Deutschlands unversöhnlichstem Feind und unruhigem Nachbar tanzte.

In den folgenden Jahren kriselte es zwischen Italien und Österreich-Ungarn wiederholt; entweder waren es irredentistische Ausbrüche oder Balkanfragen, die einige Mißverständnisse hervorriefen. Stets legte sich Deutschland ins Mittel, und da auch der neue Minister des Auswärtigen in Italien, Tittoni, guten Willens war, so wurde der Dreibund 1902 erneuert und als Bollwerk des Friedens für Europa gerettet.

Dann aber kam der Streitfall zwischen Deutschland und Frankreich wegen Marokko, der zwar zur Entfernung Delcassés aus dem Ministerium Rouvet führte, aber eine Verständigung nicht brachte. England war hier an der Seite Frankreichs erschienen, nachdem sich beide Staaten über Ägypten und Marokko in einem denkwürdigen Vertrage im Jahre 1904 geeinigt hatten. Wie sehr Italien jetzt schon mit Frankreich unter einer Decke spielte, enthüllte eine Depesche Tittonis an Delcassé, die am 6. Juni 1905 dem französischen Ministerrate mitgeteilt wurde: ‚Deutschland wird nie wagen Sie anzugreifen, wenn Sie mit England verbündet sind.' Der italienische Auslandsminister verriet damit Geheimnisse des Dreibunds. In der hinterher folgenden Algecirasskonferenz 1906 trat dann auch der italienische Gesandte Visconti-Venosta für die französischen Ansprüche ein. Auf Weisung seines Ministers Guicciadini hat er offen den deutschen Bundesgenossen im Stich gelassen. Das beschönigt zwar der Fürst Bülow in seiner Abhandlung in dem Werke ‚Deutschland unter Kaiser Wilhelm II.', und auch in der Neuauflage unter dem Titel ‚Deutsche Politik' hat er diese Auffassung aufrecht gehalten. Aber man kennt ja die Milde und Nachsicht des Fürsten, wenn es sich um Italien handelt. Derselbe Bülow hat auch im erstgenannten Buche vorausgesagt, daß ‚bei der Loyalität der maßgebenden Faktoren in Italien und der politischen Klugheit des italienischen Volkes' ein Zweifel an dessen Bundestreue ausgeschlossen sei. Freilich diesen Satz hat der Verfasser in der zweiten Auflage wohlweislich unterdrückt! Der italienische Vertreter in Algeciras mag sich innerhalb seiner Weisungen korrekt benommen haben, das kann aber die Tatsache nicht verwischen, daß er im Auftrage seiner Regierung für die französischen Interessen eintrat, die den unsrigen zuwiderliefen. Als am 14. November 1906 der Abgeordnete Bassermann im Reichstag an die Reichsleitung die Frage richtete, ‚ob die Haltung Italiens in Algeciras den bundesfreundlichen Erwartungen entsprochen habe, und ob Italien im Falle eines Krieges mit Frankreich oder England noch seiner Bundespflicht gegen Deutschland genügen wird', da hätte eine unverschleierte Antwort nur dahin lauten können: wir können uns nicht mehr auf Italien verlassen. Statt dessen erfolgte die Auskunft, die italienische Presse habe sich allerdings nicht bundesfreundlich verhalten, von der italienischen Regierung und ihrem Algecirasbevollmächtigten könne man das aber nicht sagen. Italien habe mit Frankreich gewisse Verabredungen, die nicht im Widerspruch mit dem Dreibund ständen.

Das ist das gewöhnliche Beruhigungspulver, mit dem man sich bei uns daran gewöhnt hat, dem deutschen Volke beschwichtigend beizuspringen, damit es in den politischen Schlaf wieder zurücksinkt, wenn es sich einmal in banger Sorge nach der Deutung bedrohlicher Zeichen erkundigt, die in eine gefahrenschwangere Zukunft weisen. Formell gestattete der Dreibundvertrag Sonderbündnisse, aber wenn sie mit dem politischen Gegner Deutschlands in der Weise bindend geschlossen wurden, daß dessen Interessen denen

des Dreibundgenossen vorgehen, dann war ein solcher Dreibundparagraph ein Unding und hätte beseitigt statt entschuldigt werden müssen. Jedenfalls war er dringend der Änderung bedürftig.

Der Dreibund war seitdem innerlich unwahr, denn der dritte Bundesgenosse war in den wichtigsten politischen Kombinationen und im Falle der kriegerischen Verwickelung für uns und für Österreich-Ungarn verloren.

Wer noch nicht sehen konnte, wohin die italienische Wetterfahne zeigte, dem hätte ein 1906 erschienenes Buch Pellegrinis die Augen öffnen können: Verso la Guerra. Il Dissidio fra l'Italia e l'Austria'. Es hat bei seinem Erscheinen Aufsehen genug erregt, denn es war eine offene Absage an den Dreibund, und es bezeichnete die Habsburgische Monarchie als angesagten Feind, ‚gegen den wir uns zum Kriege vorbereiten müssen'. Es war dies dieselbe Tonart, auf die in der italienischen Kammer am 18. Dezember desselben Jahres eine Rede des Abgeordneten Barzilai gestimmt war, der offen heraussagte, es könne zwischen Italien und Österreich-Ungarn keine wahre Freundschaft geben. Nun ist zwar die Rede eines Abgeordneten oder auch die Haltung einer Zeitung nicht maßgebend für die Politik eines Landes, aber es gibt doch zu denken, wenn in Kammer und Presse ein solcher Ton angeschlagen wird, zumal in einem Lande, in dem der Einfluß der Stimmungen und Leidenschaften auf wichtige Entscheidungen viel unmittelbarer wirkt als in anderen Ländern.

Die offiziellen Träger der Politik: Bülow in Berlin, Aehrenthal in Wien und Tittoni in Rom beeilten sich bei jeder sich bietenden Gelegenheit, zu versichern, daß zwischen den drei Ländern die besten Beziehungen beständen und daß die leitenden Minister in ihren Ansichten völlig miteinander übereinstimmten. Es hätte ja auch in der Tat so bleiben können, denn bezüglich der Balkanfragen, in denen sich die Interessen Österreichs und Italiens infolge der italienischen Ansprüche auf die jenseitige Adriaküste nicht deckten, war zwei Jahre vorher, 1904, bei einer Zusammenkunft der leitenden Minister, Goluchowski und Tittoni, in Abbazia, ein Abkommen getroffen worden, das den ganzen Komplex der Balkanfragen zwischen beiden Staaten regelte und speziell bezüglich Albaniens bestimmte, daß im Fall einer Störung des Status quo beide auf eine Besetzung des Landes verzichteten.

Tittoni ging damals mit dem Dreibund und scheint für seine Person überzeugt gewesen zu sein, daß dies für Italien die richtigste Politik sei. Deshalb wurde er aber auch als ‚austrophil' verschrieen und erfreute sich nie einer eigentlichen Popularität. Er gehört zu jenen glatten Politikern, die allzeit bemüht sind, die Wolken am politischen Horizont zu zerstreuen und gut Wetter zu machen; in Österreich hat man dafür den Ausdruck ‚Beschwichtigungshofrat'. Gleicher Sinnesart wie Bülow war er mit diesem befreundet, und Aehrenthal gegenüber wußte er seine Haltung so einzurichten, daß sie ganz verbündet aussah. Zweimal traf er mit diesem im folgenden Jahre 1907 in Desio und auf dem Semmering zusammen,

wo nur wiederholt ein völliges Einvernehmen zwischen beiden leitenden Ministern festgestellt werden konnte.

Man rückte in der italienischen Regierung offiziell vom Irredentismus ab; aber es brauchte nur eine kleine Grenzverletzung seitens einer österreichischen Quecksilbergesellschaft im Vall'alta, und zwar nicht einmal auf dem Gebiete des öffentlichen, sondern des privaten Rechts, vorzukommen, um die Irredentaleidenschaft wieder allenthalben aufflammen zu lassen. In Zusammenhang mit diesen aufhetzenden Bestrebungen steht schon damals die unheilvolle Wirksamkeit Gabriele d'Annunzios, der unter Anlehnung an Rovettas Romanticismo ein Drama ‚Nave' geschaffen hatte, das im 6. Jahrhundert spielte und den Aufstieg Venedigs behandelt. Indessen es war nur eine Verherrlichung des Anspruchs auf die Adriagebiete und die Beherrschung des adriatischen Meeres — daher die erregten Szenen und Triumphe des Autors in den Theatern. Es läßt tiefblicken, daß der italienische König wiederholt dieses aufreizende Stück besuchte, die spontanen Huldigungen entgegennahm und dadurch sein Einverständnis mit der Tendenz des Werkes zu erkennen gab.

Nun kam das Jahr 1908, in dem die Gewitterschwüle wiederholt sich zu entladen drohte. Im Januar gab Aehrenthal der Öffentlichkeit bekannt, daß Österreich-Ungarn auf Grund der Ermächtigung durch den Artikel 25 des Berliner Kongresses durch den Sandschak Novipazar eine Bahn bauen wollte — es handelte sich um die Verbindung Wien-Saloniki —; territoriale Erwerbungen seien dabei nicht beabsichtigt. Sogleich gingen die Wogen der Erregung hoch. In London und Petersburg wurde der Brand angeblasen, in Paris, Belgrad und Cetinje loderten die Flammen der Entrüstung empor. Man sprach von Expansionsgelüsten der Donaumonarchie, und die italienische Presse stimmt ein in den Chorus und verlangt — das jenseitige Adriaufer!

Es war ein kleiner Dämpfer, daß jetzt von Wien aus offiziös dargelegt wird, welche wirtschaftlichen Vorteile in letzter Zeit gerade Italien auf dem Balkan sich verschafft hatte. Eine italienische Gesellschaft baute den Hafen von Antivari aus und verband Antivari durch eine Bahn mit Virpozar am Skutarisee; Italien hatte in Montenegro das Tabakmonopol erhalten; in Skutari war eine italienische Bank begründet worden; italienische Handelsagenturen hatten sich in Durazzo und Skutari niedergelassen; die Schiffahrt auf der Bojana und am Skutarisee war in römischen Händen — alles Momente einer weitgehenden wirtschaftlichen Durchdringung. Das Entgegenkommen Österreichs gegenüber Italien hatte sich auch hinsichtlich der Makedonischen Reformen gezeigt. Italien verlangte Anteil daran und man hatte ihm den Bezirk Monastir eingeräumt, der für die italienischen Interessen am meisten in Betracht kam. Auch hatte Italien die Oberleitung über die fünf Distrikte bekommen, in die Makedonien unter die fünf Großmächte verteilt wurde zur Durchführung der Reformen. Ein italienischer General war an die Spitze der gesamten Gendarmerie in Makedonien gestellt

worden. Das alles waren Dinge, die den italienischen Einfluß auf dem Balkan außerordentlich stärkten.

Es geschah noch mehr. Tittoni erzielte mit Österreich-Ungarn ein Einverständnis, daß Italien den Bau der sog. ‚lateinischen' Bahn, vom albanischen Hafen Valona nach Monastir unterstützte, damit, wie Tittoni in der italienischen Kammer unter tosendem Beifall erklärte, keine Monopolisierung des Bahnbaus auf dem Balkan eintrete. Daß eine solche Bahn für Italien eine eminente militärische Bedeutung hatte, lag auf der Hand. Iswolski soll Italien den Gedanken, in der Beteiligung an dieser Bahn eine Art Entschädigung zu suchen für Österreich-Ungarns Bahnbau, eingegeben haben.

Es war ein recht kritisches Jahr. König Edward VII. von England hatte es fertiggebracht, in ganz kurzer Zeit die Fäden der großen Politik in die Hand zu nehmen. Schon im Vorjahre hatte er ein Abkommen mit Rußland zustandegebracht, das den Streit zwischen Rußland und England in Asien begrub. Dem war dann am 9. Juni 1908 die bedeutungsvolle Zusammenkunft König Edwards mit dem Zaren Nikolaus II. auf der Reede zu Reval und ein paar Wochen später an derselben Stelle das Zusammentreffen des französischen Präsidenten Fallières mit dem russischen Zaren gefolgt, wo zum ersten Male eine Bemerkung fiel, die es der Welt klarmachte, daß die Entente Cordiale zwischen Frankreich und Rußland die Form eines Bündnisses angenommen habe.

Und dann war der englische König am 12. August bei Kaiser Franz Joseph in Bad Ischl erschienen als teuflischer Versucher, Schlesien anbietend, wenn Österreich in einem künftigen Kriege Englands, Rußlands und Frankreichs gegen Deutschland neutral bleiben werde. Daß er an der Ehrenhaftigkeit und Bündnistreue des greisen Kaisers eine Niederlage erlitt, hat den Engländer sehr geärgert, aber um so mehr in seinen Anstrengungen bestärkt, nunmehr um jeden Preis Italien, den an sich schon lauen Dreibundgenossen, vom Bunde der Mittelmächte zu trennen. Unmittelbar nach dem Besuche in Ischl empfing König Edward in Marienbad den französischen Ministerpräsidenten Clemenceau und den russischen Minister des Äußeren Iswolski und hier wurden die Fangnetze für Italien geflochten. Wenn man Italien haben wollte, mußte man ihm Tripolis freigeben und womöglich noch andere Aussichten eröffnen.

Inzwischen hatte sich Österreich zur Angliederung Bosniens und der Herzegowina entschlossen. Aehrenthal war vorher mit Iswolski und dann mit Tittoni zusammengetroffen, und es ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß in diesen Besprechungen Rußland und Italien von dem bevorstehenden Schritt unterrichtet worden waren. Aber Iswolski war dann auch mit Tittoni in Desio zusammengekommen und dabei war zwischen Rußland und Italien eine ‚neue Entente' abgeschlossen worden, bei deren Bekanntgeben in der italienischen Kammer Tittoni darauf hinwies, daß sie ‚nicht ohne bedeutende Folgen für die Zukunft bleiben werde'. Dieses Zusammen-

gehen Italiens mit Rußland ist ähnlich zu werten wie Italiens Annäherung an Frankreich; beidemal verständigt sich die italienische Regierung mit dem Erbfeind eines seiner Bundesgenossen!

Österreich-Ungarn hatte durch die Annexion Bosniens und der Herzegowina keinen neuen Machtzuwachs erhalten, sondern war nur formell über den Rahmen der im Berliner Kongreß ihm über diese Länder zugesprochenen Rechte hinausgegangen. Die Verhältnisse hatten sich dort längst so entwickelt, daß die Proklamation der Besitzergreifung nur noch ‚deklaratorischen' Wert hatte.

Österreich bot der Pforte eine Entschädigung, mit der sie zufrieden sein konnte, denn die Donaumonarchie verzichtete auf das ihr zustehende Besetzungsrecht auf den Sandschak Novipazar und auf das Recht, militärische und Handelswege dort anzulegen; es zog seine Truppen aus diesem Gebiete zurück. In seinen ‚Enthüllungen' im Juni 1915 hat Tittoni die Behauptung aufgestellt, daß er diese Räumung des Sandschaks durchgesetzt habe als Preis für die Zustimmung Italiens zu der Annexion. Es liegt in der Tat nahe, anzunehmen, daß der Verzicht auf den Sandschak durch einen Druck von seiten Rußlands und Italiens zu erklären wäre; denn der Türkei gegenüber war ein so weites Entgegenkommen, das gleichbedeutend war mit der Preisgabe des politischen und wirtschaftlichen Übergewichts Österreichs in Makedonien, nicht notwendig. Dagegen fiel mit dem Zurückweichen aus dem Sandschak der Keil fort, der zwischen Serbien und Montenegro getrieben war, und daran hatten Rußland und Italien ein großes Interesse. Rußlands und Italiens Einfluß auf dem Balkan stieg in gleichem Maße, als sich Österreich dort zurückzog. Aber es ist auf Tittonis Angaben hin von Wien aus eine amtliche Richtigstellung der Art erfolgt, daß Graf Aehrenthal aus freien Stücken Italien entgegengekommen sei, daß er nicht von Tittoni dazu veranlaßt worden wäre.* Wir müssen gestehen, daß dieses ‚Entgegenkommen' dann noch weniger verständlich wird.

Die Angliederung der beiden Provinzen war ein rein formeller Akt, tatsächlich hatte die Oberhoheit des Sultans längst aufgehört. Das Exequatur an die Konsuln wurde seit langem nicht mehr von Konstantinopel, sondern von Wien erteilt; die Großmächte hatten auf die ‚Kapitulationen' für den Bereich beider Länder verzichtet und durch diese und ähnliche Akte die selbständige Verwaltung Österreich-Ungarns anerkannt. Die im Berliner Vertrag 1878 Österreich zugesprochene unbegrenzte Dauer der Besetzung war schließlich nur eine verschleierte Form des Erwerbs. Und selbst Tittoni sprach lange schon vor 1908 von einer tatsächlichen** und von einer bedingungslosen*** Oberhoheit Österreich-Ungarns, ‚ohne daß weder die Türkei noch eine der Großmächte daran dachte, ein Wort dagegen zu sagen, einen Einwand zu erheben oder einen Vorbehalt zu machen'.

---

* Neue Freie Presse 1915 Oktober 15.
** Tittoni, Reden S. 264.
*** Ebenda S. 269.

Trotzdem brach jetzt in Italien eine leidenschaftliche Hetze los. Die Forderung nach Kompensationen wurde wieder erhoben. Iswolski reiste herum und suchte für eine Konferenz der Großmächte Stimmung zu machen, die sich mit der bosnischen Frage und mit den Kompensationen beschäftigen sollte. Aber Deutschlands entschlossenes Eintreten für Österreich hat diese überflüssige Konferenzidee zum Scheitern gebracht.

Der Streit um die Errichtung einer italienischen Universität in Österreich führte zu Protestversammlungen in mehreren italienischen Städten und zu Straßentumulten. Mit dem Zugeständnis, daß in Wien eine italienische Universität ins Leben gerufen werden sollte, war man nicht zufrieden. ‚Trieste o nulla' war das Schlagwort, mit dem man die Universitätsgründung für Triest forderte, um dorthin den Hauptherd der Irredentabewegung verlegen zu können.

In den ersten Dezembertagen hatte die italienische Kammer stürmische Sitzungen. Sonnino protestierte damals gegen die Haltung Tittonis. Der Abgeordnete Fortis verstieg sich am 3. Dezember zu der herausfordernden Wendung: ‚Der einzige Staat, der uns tatsächlich mit Krieg bedroht, ist mit uns verbündet.' Und er wurde dafür vom Marineminister umarmt und geküßt, während die andern Minister unter dem Jubel des Hauses ihn umdrängten und beglückwünschten. Nur Tittoni blieb sitzen — vereinsamt. Erst zwei Tage später findet er Worte zur Beruhigung, spricht von möglichen Kompensationen und von dem Wunsche, nicht zwischen Bündnissen und Freundschaften wählen zu müssen. Es war sein Glück, daß Giolitti ihm beisprang. Dadurch ist noch einmal die offizielle Dreibundpolitik der Regierung gestützt worden.

In Deutschland sekundiert v. Bülow und sucht durch eine Reichstagsrede an der Entspannung zwischen Österreich und Italien mitzuwirken, aber in Österreich beginnt man klarer zu sehen und die österreichische öffentliche Meinung ist nachdenklicher geworden; die ‚Neue Freie Presse' schreibt sogar, daß ‚unter den gegenwärtigen Verhältnissen von Italien für praktische Zwecke des Dreibundes leider abgesehen werden muß'.

Das ganze folgende Jahr zittert die Erregung nach. Auf italienischer Seite: hie und da irredentistische Unruhen, anti-österreichische Kammerinterpellationen, aufrührerische Ansprache eines politisierenden Generals, niedergehalten von dem offiziellen Bekenntnis der Regierung zum Dreibund. Auf deutscher und österreichischer Seite: das Gefühl, noch einmal mit knapper Not am Kriege vorbeigekommen zu sein, dank der Bündnistreue Deutschlands und der nochmals versteiften Tragfähigkeit des Dreibundvertrags. Begegnungen Kaiser Wilhelms II. mit König Viktor Emanuel in Brindisi, mit Kaiser Franz Joseph in Wien und mit dem Zaren Nikolaus II. in den finnischen Schären, die bestimmt sind, der Welt das Schauspiel friedlichster Einigkeit zu geben, werden wettgemacht durch eine vielbeachtete Reise des russischen Zaren, unter auffallender Umgehung österreichischen Gebietes, über Erfurt, Lyon zum Besuche des italienischen Königs

in Racconigi, wo die Vereinbarungen zwischen Iswolski und Tittoni bekräftigt wurden. Der begeisterte Empfang, der dem Zaren in Italien bereitet wurde, erhöhte unzweifelhaft die politische Bedeutung dieser Zusammenkunft. Man jubelte dem Beherrscher aller Reußen entgegen als dem geheimen Gehilfen in einem Kriege gegen Österreich. Und wenn in den Reden in Racconigi die völlige Übereinstimmung der Interessen Rußlands und Italiens betont wurden, so kann dies nichts anderes bedeuten, als daß in den gegen die Donaumonarchie gerichteten Balkanfragen nunmehr Rußland und Italien an einem Stricke zogen. Beide hatten das größte Interesse an der Zertrümmerung der Türkei und an dem Zurückdrängen Österreichs. Daß sie auch eine gegenseitige Reibungsfläche hatten, daß die panslavistische Propaganda in Dalmatien, Istrien und Triest auf die irredentistischen Bestrebungen Italiens daselbst stießen, wurde in der Öffentlichkeit nicht berührt.* Österreich war umstellt, der Feind von vorne und der im Rücken hatten sich die Hand gereicht. Das schließt aber eine solche Verschiebung der Kräfteverteilung ein, daß sie nur durch eine schleunige engste Annäherung zwischen Deutschland und Rußland wieder hätte ausgeglichen werden können, oder wenn dies nicht zu erreichen war, durch ein Bündnis Deutschlands mit Japan, das Rußland im Zaum gehalten hätte. Nichts dergleichen ist geschehen. Auf den Schachzug von Racconigi blieb der Gegenzug aus.

Die nächsten Folgen der neuen italienisch-russischen Entente waren in Italien ein auffallendes Rüstungsfieber und auf dem Balkan die Vorbereitungen für einen Balkanbund unter Begünstigung von seiten Rußlands und Italiens. Gleichzeitig setzt eine erhöhte Minierarbeit der Italiener in Albanien ein, eine verstärkte Tätigkeit der Italienisierung der albanischen Küste.

Die römische Kammerdebatte über die Militär- und Marinevorlage zeigte einen solchen Bewilligungseifer der Abgeordneten, daß schließlich die Regierung selbst bremsen mußte. Für die Flotte werden allein 147 Millionen Lire bereitgestellt, der Schiffsbau sollte beschleunigt werden, alles zu dem Zwecke, das Übergewicht zur See in den Gewässern der Adria zu erreichen. Ein Tag wie der von Lissa sollte nicht mehr wiederkehren.

Noch im gleichen Jahre, 1910, hielt Italien in der Adria große Seemanöver ab, die zu einem politischen Ereignis von der größten Wichtigkeit gestempelt wurden, als habe man jetzt vom ‚mare nostro' Besitz ergriffen und die Suprematie Österreichs beseitigt.

Um dieselbe Zeit sprach man auch zum ersten Male von einer Annäherung der Türkei an Österreich-Ungarn und Deutschland. Allsogleich faßt die italienische Presse dahinter und warnt vor einer drohenden Gefahr; und von da an datiert auch eine unverkennbare Feindseligkeit gegen die Türkei in der italienischen öffentlichen Meinung. Die breite Öffentlichkeit

* Der Wortlaut der Abmachungen von Racconigi ist nicht veröffentlicht worden.

in Italien ist längst gleichmäßig in Kampfstimmung eingestellt gegen alles, was österreichisch ist und von Österreich kommt. Besuch und Gegenbesuch des Marchese San Giuliano und des Grafen Aehrenthal werden mit verletzender Kühle von der italienischen Presse behandelt.

Im übrigen hat Italien sich um diese Zeit auf den Boden der Grundanschauungen der Haager Konferenz in der Schiedsgerichtsfrage gestellt und dadurch seine Stellung in der Welt gekräftigt. Es hat mit Holland am 20. November 1909, mit Peru am 25. April 1910, mit Spanien am 2. September 1910, mit Rußland am 14./27. Oktober 1910, mit Belgien am 18. November 1910, mit Norwegen am 4. Dezember 1910 und und mit Schweden am 13. April 1911 Schiedsgerichtsverträge abgeschlossen. Bei Deutschland und Österreich-Ungarn genoß es die Vorteile des Bündnisses, bei Frankreich und England die Vorzüge der Freundschaft. Da ist es nur auffallend, daß mit der Türkei und mit den Balkanstaaten keine schiedsrichterlichen Vereinbarungen getroffen wurden. Hier wollte Italien offenbar sein eigener Richter sein und sich nicht von anderen dreinreden lassen.

Immerhin ist jetzt der Drang nach wirtschaftlicher Entfaltung in Italien sehr angewachsen. Auf dem Gardasee wurden österreichische Schiffahrtspläne durch italienische Gegenwirkungen vereitelt. Aber ein weitergehender Versuch des irredentistischen Vereins ‚Trento e Trieste', gegen die Deutschen am Gardasee aufzuhetzen, wurde von den Anwohnern des Gardasees selbst zurückgewiesen, weil ihre im Fremdenverkehr wurzelnden wirtschaftlichen Interessen dadurch geschädigt wurden.

Selbst aus der zwischen Frankreich und Deutschland so plötzlich wieder brennend gewordenen Marokkofrage sucht die italienische Presse für Italien Kapital zu schlagen. Sie richtet an die Adresse der Consultà die Aufforderung, darauf zu achten, daß Italien bei dem Vergleich, der ja den Streitfall beenden werde, ‚nicht leer ausgehe'. Man fordert von Deutschland Zusicherungen, daß es den italienischen Absichten auf Tripolis nichts in den Weg lege. Die Regierung in Rom zwar schweigt sich darüber aus, aber in den Zeitungen liegt man immer auf der Lauer, aus jedem europäischen Vorkommnis für Italien einen Vorteil davonzutragen. Und in diesem Falle handelte es sich auch um eine Gefährdung der italienischen Mittelmeerinteressen, falls Frankreich zu Tunis und seinem übrigen Kolonialbesitz in Nordafrika nun auch noch Marokko hinzu erhalten sollte. Die politische und wirtschaftliche Übermacht Frankreichs würde Italiens Bedeutung im Mittelmeer sehr geschädigt haben. Deshalb war Italien von Frankreichs Vorgehen in Marokko peinlich berührt und mußte um so mehr Anschluß an Deutschland suchen.

Das brachte tatsächlich vorübergehend einen Umschwung in der Stimmung des Landes hervor, zumal als ein Briefwechsel bekannt wurde, der zwischen Crispi, dem italienischen Forschungsreisenden Camperio und dem deutschen Afrikaforscher Gerhard Rohlfs im Jahre 1894 gewechselt sein

sollte. Rohlfs entwarf darin eine begeisterte Schilderung von der Fruchtbarkeit der Cyrenaika und sagte der damals geplanten italienischen Expedition den besten Empfang voraus. Man war entzückt von der Selbstlosigkeit der Deutschen, die trotz der verlockenden Berichte von Rohlfs und Schweinfurth in der Cyrenaika nicht selbst zugegriffen hätten. Der Briefwechsel stellte sich später als Fälschung heraus, aber er hatte seine erfreuliche Wirkung bereits gehabt.

Es lag weiter die Gefahr nahe, daß Frankreich, wie es Tunis besetzt hatte, so auch an Tripolis die Hand legen werde. Besorgniserregende Anzeichen waren vorhanden. Im Hinterlande hatten sich die Franzosen mit den Engländern verständigt. 1909 hatten sie Wadai besetzt, 1910 war es hart an der Grenze von Tripolis zu einem französisch-türkischen Grenzstreit gekommen — kurz, man mußte den französischen Ententebruder scharf im Auge behalten. Deshalb ist es bemerkenswert, daß die italienische Preßzentrale im Jahre 1911 die auffällige Notiz brachte, Italien habe Frankreich zu erkennen gegeben, daß Italien im Kriegsfalle seine Bundespflichten gegenüber Deutschland energisch erfüllen werde.

Der Erfolg des französischen Vorgehens in Marokko hat nun aber den italienischen Imperialismus so sehr angestachelt, daß auch ein Giolitti nicht widerstreben konnte, ohne seine Volkstümlichkeit einzubüßen. Wie ein Gewitter aus heiterem Himmel war plötzlich das tripolitanische Abenteuer da. Es war noch gar nicht lange her, da hatte San Giuliano in der Kammer dem Gedanken Ausdruck geliehen, daß ‚das ottomanische Reich im vollen Umfang erhalten und daß Tripolis für immer türkisch bleibe‘. Vierzehn Tage vor dem Ultimatum an die Türkei hatte man in den italienischen Regierungskreisen noch nicht an einen Angriff auf Tripolis gedacht, man brach jetzt den Streit vom Zaune. Am 26. Dezember 1911 übergab der italienische Geschäftsträger in Konstantinopel eine Note, die Einsprache erhebt gegen die Gefahr, die der italienischen Kolonie in Tripolis von den Muselmannen drohe, und in der gleichzeitig eine Entsendung türkischer Militärtransporte nach Tripolis als ein ‚schwerwiegender Akt‘ bezeichnet wurde. Und schon zwei Tage später — so überstürzte sich die italienische Regierung — ließ sie ein Ultimatum überreichen, das an sich eine Merkwürdigkeit war, weil es ohne eigentlichen Rechtsgrund ein kriegerisches Unternehmen heraufbeschwor. Von seiten der am Mittelmeer interessierten Großmächte England und Frankreich erfolgte kein Widerspruch, die italienische Politik hatte ja seit Jahren hier vorgearbeitet und sich vertragliche Zusicherungen geben lassen. So liefen statt eines Protestes gegen diesen Völkerrechtsbruch prompt die Neutralitätserklärungen dieser Staaten ein.

Und Österreich? Man kann es der österreichischen Presse nicht übelnehmen, daß sie das italienische Unternehmen nicht mit freundlichem Wohlwollen begleitete; in England und Deutschland war es nicht anders der Fall. Aber in Italien hat man das gerade Österreich besonders verargt.

Es war doch auch ein starkes Mißtrauen gegen die Zuverlässigkeit des Bundesgenossen, daß Italien seine französische Grenze von Truppen entblößte, dagegen während des ganzen tripolitanischen Feldzuges gegen Österreich im Osten Oberitaliens Truppen konzentriert hielt. Die offizielle Regierungspolitik in Wien hat eine für Italien nicht zu unterschätzende Ruhe und Zurückhaltung bewahrt. Nur gegen eine Verlegung des Kriegsschauplatzes in europäische Gewässer, als Italien einen Handstreich in Albanien vorbereitete, legte sie Verwahrung ein, damit keine Veränderung des Status quo auf dem Balkan eintrete.

Die italienische Blockadeerklärung beschränkte sich denn auch auf die afrikanische Küste und mußte selbst dort im Osten noch 330 Kilometer vor einem Einspruch Englands zurückweichen, das den noch im August für türkischen Besitz erklärten Hafen von Solum samt dem Hinterland von der Türkei an Ägypten abtreten ließ und mit englisch-ägyptischen Truppen besetzte. So bewies England, wie es gemeint war, als es Italien das Versprechen gab, dessen Mittelmeerstellung zu stärken. Den militärisch wichtigsten Teil der Cyrenaika riß England vor der italienischen Okkupation an sich. Die ‚Daily News‘ wiesen gleichzeitig darauf hin, daß der Hafen Solum sich leicht zu einem starken Flottenstützpunkt ausbauen lasse, womit die Möglichkeit, daß dort ein italienisches Biserta entstehe, beseitigt werde.

Frankreich, der andere ‚Freund‘ Italiens, zögerte keinen Augenblick, auch für sich ein tüchtiges Stück von der Beute loszureißen; es besetzte die Oasen Djanet und Bilma, deren Zugehörigkeit zum Wilajet Tripolis sie vorher selbst anerkannt hatten. Dadurch war einer Ausdehnung nach dem Innern Afrikas ein Riegel vorgeschoben. So blieb für Italien nur ein Rumpf übrig, dem Arme und Beine amputiert waren und der nicht lebensfähig sein konnte. Die beiden Freunde haben ihn so liebevoll umarmt, daß ihm von Anfang an der Atem auszugehen drohte.

In eine schwierige Lage hatte Italien durch sein Vorgehen Deutschland gebracht. Längst waren hier freundschaftliche Beziehungen zur Türkei angeknüpft und eine Politik verfolgt worden, die auf eine wirtschaftliche und politische Annäherung der beiden Länder abzielte. Es war für die deutsche Reichsregierung nicht leicht, zwischen den beiden Gegnern Stellung zu nehmen, ohne sich einen davon zum Feinde zu machen. Italien hatte seinerzeit in Algeciras, als es zwischen dem Bundesgenossen und dem Freunde wählen mußte, sich für den Freund, Frankreich, entschieden; Deutschland würde Gelegenheit gehabt haben, diese Extratour mit gleicher Münze zurückzuzahlen und sich auf die Seite der grundlos angegriffenen Türkei zu stellen. Es tat dies nicht und lavierte statt dessen, um seine bisherige Politik der Zurückhaltung und der Passivität zu retten. Das hatte Deutschland mit Österreich-Ungarn gemeinsam: beide gingen in der Selbstverleugnung bis an die äußerste Grenze der Möglichkeit. Beide haben selbst Demütigungen hingenommen, um nur ja nicht den Weltfrieden zu gefährden. Bei Österreich wird wohl auch der Gedanke mitgespielt haben, daß Italien

durch seine Bindung in Tripolitanien für einige Zeit von der Adria und den Irredentagelüsten abgelenkt werde.

Fragt man sich, warum gerade jetzt, wo keine weitere Veranlassung von der Türkei gegeben war, Italien losschlug, so muß doch wohl die Sorge dabei mitgespielt haben, daß Frankreich, zu mächtig am Mittelmeere geworden, trotz der gegebenen Versicherungen nach Tripolitanien übergreifen könnte. Anderseits gab die durch die Marokkokrise verursachte allgemeine Unruhe die beste Gelegenheit; in ruhigeren Zeiten würde man einen solchen Überfall als Friedensbruch viel schärfer verurteilt haben. Und dann wird wohl auch die Erwägung den Ausschlag gegeben haben, daß England und Frankreich, jetzt, nachdem ihre gemeinsame Politik in Marokko triumphiert hatte, ihren vertragsmäßigen Zugeständnissen eher nachkommen würden als zu anderer Zeit. Die italienische Politik stellt sich immer auf die Seite der Stärkeren.

Trotzdem hat Italiens Verhältnis zu England und Frankreich durch den tripolitanischen Krieg nicht an Innigkeit zugenommen. Im Gegenteil, mit Frankreich kam es zu einer scharfen Auseinandersetzung, als Italien dazu überging, französische Schiffe im Mittelmeer anzuhalten und auf Konterbande zu untersuchen. Und Englands Festsetzung in Solum bedeutete die Lahmlegung eines in Tobruk geplanten italienischen Hafens. Dazu hatte auch England in Gemeinschaft mit Frankreich und Rußland zum Schutze der Dardanellen in Rom Vorstellungen erhoben, und bis in den Februar 1912 war Italien vor diesem Einspruch zurückgewichen und hatte seine Flotte aus dem ägäischen Meere ferngehalten. Und als es dann die alten Kasten der türkischen Flotte im Hafen von Beyrut zusammenschoß, da schäumte man auf in Frankreich und rief drohend den Italienern zu: ‚Beyrut antasten ist dasselbe, wie eine französische Kolonie antasten.'

In Tagen der hochgehenden Spannung zwischen Italien und Frankreich war der deutsche Staatssekretär v. Kiderlen-Wächter in Rom erschienen und hatte die gemeinsamen Interessen der Dreibundstaaten an der Erhaltung des Status quo auf dem Balkan unter gleichzeitiger Erörterung der Tripolisfrage zur Sprache gebracht und in allen Besprechungen eine sympathische Übereinstimmung erzielt. Man neigte jetzt offenbar in Italien unter dem Eindruck der so eigentümlich betätigten Freundschaft Englands und Frankreichs wieder mehr zum Rückhalt an den Dreibundgenossen und hat daher auch, nachdem noch der Deutsche Kaiser mit Victor Emanuel III. in Venedig zusammengetroffen war, in Pisa zwischen Berchtold und San Giuliano und in Berlin zwischen San Giuliano und der Reichsregierung Vorverhandlungen gepflogen waren, im Dezember 1912 vorzeitig den Dreibundvertrag in unveränderter Gestalt erneuert. San Giuliano führte dabei in der italienischen Kammer aus, daß der Dreibund alle Interessen Italiens garantiere. In Wirklichkeit war der Vorteil dieser gleichbleibenden Erneuerung des Dreibundvertrags nur auf seiten Italiens. Es war eine diplomatische Spiegelfechterei, denn im Grunde fraß das Mißtrauen den Ver-

tragschließenden am Herzen. Die ganze politische Lage hatte sich seit der Gründung des Dreibunds so gründlich verschoben, ja in ihr Gegenteil verkehrt, daß man eher eine eingehende Revision und Veränderung, wenn nicht gar eine Aufhebung des Dreibundvertrags erwartet hätte. Man träumte in Berlin davon, einen Erfolg erzielt zu haben, in Wahrheit hat man nur Italien einen wertvollen Dienst geleistet.

Inzwischen war der tripolitanische Krieg zu Ende gegangen. Die Mittelmächte haben bis zum Schluß ihre weitgehende Zurückhaltung bewahrt; ja als Italien die Inseln Rhodos, Karpathos und Stampalia besetzte, da erklärte Österreich, es sei fraglich, ob diese Inseln zur Ägäis gehörten, und dadurch wurden weitere Verwicklungen vermieden. Rom verstand sich dafür zu der Erklärung, daß nur eine vorübergehende Besetzung beabsichtigt sei. Im Frieden von Ouchy-Lausanne hatte aber Italien sich die Fortdauer der Besetzung des Zwölfinselreichs vorbehalten, solange bis der letzte türkische Soldat aus Libyen zurückgezogen sei. In der Folgezeit war die Türkei durch den Krieg auf dem Balkan nicht in der Lage, die Räumung durchzusetzen; vielleicht hat sie auch nicht den nötigen Nachdruck dahinter gesetzt in der Befürchtung, daß die Inseln bei Aufgabe durch Italien eine Beute der siegreichen Griechen werden würden. Später aber hat die Pforte wiederholt von Italien die Einhaltung des Versprechens und die Preisgabe des Dodekanes verlangt mit der Erklärung, daß kein türkischer Soldat mehr in Libyen stehe. Italien hat jedesmal prompt das Gegenteil behauptet, es seien noch türkische Offiziere in Libyen, und blieb so auf den Inseln. Sie waren ja auch für Italien viel zu kostbar, als daß es leichten Herzens sie wieder aufgegeben hätte.

Die Zwölfinselgruppe bot das beste Mittel, die italienischen Mittelmeerabsichten auf das Ostbecken zu erweitern. Sie bildete eine Brücke nach der kleinasiatischen Küste, auf die Italien es längst im stillen abgesehen hatte. Gleichzeitig aber war der Dodekanes ein Vorposten gegen die Dardanellen, eine Etappe für den Verkehr nach dem Schwarzen Meer, wodurch Italien ein Mitsprechen in der Dardanellenfrage gesichert wurde. Und schließlich, wenn es gelang, in Tobruk an der libyschen Küste und auf Stampalia je einen italienischen Flottenstützpunkt von einiger Bedeutung zu entwickeln, dann stand der Suezkanal unter italienischer Kontrolle.

Italien hat auch nicht gezögert, die ersten Schritte auf dieser neuen imperialistischen Bahn vorwärts zu tun. Es hat seine Kolonisten nach Adalia in Kilikien entsandt und in dessen Hinterland eine stille Durchdringung begonnen. Es sollten dort von einer italienisch-englischen Gesellschaft die Bahn Smyrna-Aidin nach der Makri-Bai und dem Golf von Adalia fortgeführt und Bau und Betrieb der Häfen übernommen werden. Italien hat, als Frankreich von dem Papsttume sich trennte, das französische Protektorat des Katholizismus für den Orient bestritten und die italienischen Kongregationen daselbst unter den eigenen Schutz der italienischen Krone gestellt. Die italienischen Mönche sollten Pioniere für Italien werden durch Errichtung von Schulen und Ausstrahlungszentren italienischer Kultur.

Wir können uns nicht genug über die Zurückhaltung Österreich-Ungarns wundern. Dort hatte man zwar bei der Wegnahme der Inseln auf den Artikel 7 des Dreibundvertrags hingewiesen, demzufolge eine Übereinkunft zwischen Italien und Österreich hätte vorhergehen müssen, ehe die Inseln besetzt wurden, und daß nunmehr der Donaumonarchie Kompensationen zustanden. Aber man hatte alsbald von Wien aus das weitere Zugeständnis hinzugefügt, daß die Kompensationsfrage bis nach Beendigung des Krieges ruhen sollte, und so war sie dann später so gut wie begraben.

Es war der Gipfel der Gutmütigkeit, daß das Kaiserreich dem italienischen Ansinnen willfährig war und den Schutz der Italiener in der Türkei übernahm. Wie leicht hätte es bei dem rücksichtslosen Vorgehen Italiens gegen die Türkei zu Ausbrüchen der Leidenschaft und Bedrohung der Italiener auf dem Balkan kommen können, was dann auch Österreich in eine unangenehme Lage gebracht hätte.

Infolge dieser andauernd zuvorkommenden Politik des Wiener Ballplatzes Italien gegenüber sind die amtlichen Beziehungen zwischen den beiden Regierungen auch merklich besser geworden, italienische Staatsmänner bekennen die loyale Haltung Österreichs, wodurch aber die italienische Presse sich nicht in ihrer antihabsburgischen Wühlarbeit stören läßt. Nur die Regierungspresse wie die Tribuna macht gelegentlich eine Ausnahme und zollt der Haltung Österreichs einige Worte der Anerkennung. Und auch die Hetzapostel unter den italienischen Abgeordneten, wie Barzilai, Bissolati, Torre, sind nicht zum Schweigen gebracht; sie halten ihre Brandreden und poltern gegen die Verständigungspolitik des Ministers San Giuliano.

Dieser hatte sich mit Österreich auch in der albanischen Frage geeinigt; man war in der Zusammenkunft zwischen dem Grafen Berchtold und dem italienischen Minister in Rossore am 21. Oktober 1912 dahin übereingekommen, daß bei einem Zusammenbruch der türkischen Herrschaft in Albanien dieses Land autonom werden sollte und nicht eine Beute der Serben und Montenegriner werden dürfe. Diese Abmachung fiel in die Zeit des von den eroberungslustigen Balkanstaaten gegen die Türkei heraufbeschworenen ersten Balkankrieges 1912/13. Serbien wollte den sog. Korridor nach der Adria haben und Montenegro ebenfalls seine Adriaküste nach Süden ausdehnen. Diesen Absichten trat die Einigung zwischen Italien und Österreich-Ungarn zunächst entgegen. Anderseits hatte Italien das russische Projekt eines Bahnbaues durch das Drintal zur Adria unterstützt, das dem Vorschieben des Slaventums die Wege bereiten sollte. Im übrigen bedeutete die Vereinbarung in Rossore nichts an sich Neues. Schon Goluchowski und Venosta hatten einst das ‚Désinteressement' von Österreich und Italien an Albanien verabredet; und 1903 war in den Dreibundvertrag die Bestimmung aufgenommen worden, Albanien sollte von beiden Mächten politisch unantastbar bleiben, während beiden dagegen wirtschaftliche Durchdringung zugestanden war.

Aber es fragte sich, ob die Status-quo-Politik auf dem Balkan sich überhaupt noch aufrecht erhalten ließ. Die Tatsache, daß sich der Balkanbund gebildet hatte, sowie der Ausbruch des Balkankrieges mit seinen klaren Zielen, die ganze politische Lage auf dieser Halbinsel zu verändern, hat der Status-quo-Politik die Grundlage entzogen. Ängstlich hatte man bisher von Wien aus immer wieder jeder Machtverschiebung auf dem Balkan entgegengearbeitet und die Erhaltung der europäischen Türkei befürwortet. Aber in Italien war man nicht ganz derselben Meinung. Der Minister des Äußern, Tittoni, hatte schon in seinen Programmreden vom 3. und 4. Dezember 1908 dem Zusammenschluß der Balkanstaaten das Wort geredet, und als nun im Balkankrieg das Schlagwort geprägt wurde: ‚Der Balkan den Balkanvölkern', da fand diese Parole auch bei den liberalen Anschauungen der italienischen Regierungskreise freundlichen Widerhall.

Der Vormarsch Serbiens bis zur Adria und die Besetzung von Alessio an der albanischen Küste mußte nun allerdings auch den italienischen Staatslenkern die slavische Gefahr in greifbare Nähe bringen, zumal da Rußland, England und Frankreich die Adriapläne Serbiens guthießen. Diese Novembertage des Jahres 1912 waren recht gewitterschwül. Österreich bleibt diesmal fest und Graf Berchtold erklärte, daß die Monarchie ein Verbleiben der Serben an der Adria nicht zugeben könne. Die internationale Spannung ist auf das Höchste gestiegen, und in diesem kritischen Moment hing es schon damals von Italien ab, ob der Weltfrieden blieb oder die allgemeine Katastrophe hereinbrach. Damals hat das Regno seine Interessen am sichersten geborgen erachtet, wenn es an der Seite Österreichs die Serben von der Adria fernhielt. Das erklärt auch die schon erwähnte, vorzeitige Erneuerung des Dreibundes, wodurch die drei Mächte auf dem Mitte Dezember in London zusammentretenden Friedenskongreß geschlossen für ihre Auffassung zur Lösung des albanischen Problems auftreten konnten. Daß die Novemberkrise zusammenfällt mit den militärischen Vereinbarungen zwischen Paul Cambon und Grey, die uns erst durch den Weltkrieg bekannt wurden, ist gewiß kein Zufall, sondern durch die damalige Hochspannung zu erklären.

Österreich und Italien erreichen auf der Londoner Konferenz, daß den Serben die politische Ausdehnung bis zur Adria verwehrt wurde, dagegen mußte ihnen die wirtschaftliche Ausmündung nach dieser Küste gestattet werden. Mit der Idee des autonomen Albanien dringen beide Staaten durch, aber in der Frage der Ausgestaltung des neuen Staates scheint es England gelungen zu sein, Italien von Österreich abzuziehen. Österreich-Ungarn wollte das neu zu schaffende Albanien durch Hinzufügung aller national-albanischen Gebiete möglichst entwickelungsfähig gestalten, während Serbien und Montenegro mit Unterstützung besonders Rußlands saftige Stücke für sich herausschneiden wollten. Dagegen wehrte sich auch noch Italien, aber bei der weiteren Festsetzung der albanischen Grenze stand Österreich allein und mußte daher immer weiter vor den Wünschen der Entente zurückweichen. Diese aber hatte kein Interesse an der Lebens-

fähigkeit Albaniens und wollte es daher recht schwach und widerstandsunfähig gestalten, und daran war auch Italien interessiert. Damit blieb die albanische Frage immer brennend, und ein Eingreifen Italiens in der Zukunft war nicht ausgeschlossen.

Auch einem von Österreich gewünschten diplomatischen Druck der Dreibundmächte auf die in Albanien vorrückenden Serben und Montenegriner hatte sich Italien versagt. Das war das Abrücken San Giulianos vom Dreibund, wovon Giolitti in der aufgeregten Kammersitzung am 15. Dezember 1914 sprach. Er stellte es so dar, als habe die römische Regierung Berlin und Wien damals mit allem Nachdruck vom Kriege abgehalten und dadurch den Ausbruch des Weltkrieges verhindert.

Nikita hat bekanntlich trotz der Londoner Abmachungen Skutari erobert, und erst als Österreich ernstlich mit einem militärischen Einschreiten drohte, hat er die Stadt wieder geräumt. Auch die Serben fügten sich nur scheinbar den Londoner Beschlüssen und behielten einige strategische Punkte in ihrer Hand. Als Österreich etwas energischer nachhelfen wollte, trat ihm Italien in den Weg und erinnerte wieder einmal an den Status-quo-Paragraphen. Dagegen hat die italienische Regierung aber doch eine Verwarnung an Serbien geschickt, worin die albanische Bevölkerung gegen serbische Grausamkeit in Schutz genommen und an die Beachtung der Londoner Beschlüsse erinnert wurde. Es kam zu einer gemeinsamen Aktion aller Dreibundsmächte in Belgrad am 15. Oktober 1913 zugunsten der Londoner Beschlüsse. Aber Serbien blieb hartnäckig bei seiner Weigerung, Albanien zu verlassen, und war rücksichtslos genug, in seiner Antwort zu verraten, daß es über alle diplomatischen Einzelheiten Paris, London und Petersburg auf dem Laufenden halte und nach den Ratschlägen handle, ‚die ihm aus diesen drei Hauptstädten zugehen'. Trotz dieses offenkundigen Doppelspiels der Entente hat Österreich diesmal mit einer scharfen Note geantwortet, die endlich die Zurückziehung der serbischen Truppen veranlaßt hat. Das in gleicher Weise interessierte Italien hatte sich in diesen kritischen Tagen nicht mehr geäußert, und so wendete sich der serbische Haß auch allein gegen die Donaumonarchie.

Bei der ihrem innersten Wesen nach imperialistisch-aggressiven Politik Italiens könnte es auffallen, daß es die große Balkankrise vorübergehen ließ, ohne militärisch einzugreifen. Die Erklärung für diese ungewohnte Zurückhaltung liegt wohl in dem Erholungsbedürfnis nach der gewaltigen Kraftanstrengung im libyschen Kriege. Der erschöpfte Staat konnte einstweilen ohne finanzielle Opfer seine Interessen in Albanien wahren durch Festhalten am Dreibund und durch Unterstützung der österreichischen Balkanpolitik.

San Giuliano ist der eigentliche Adriapolitiker Italiens. Er hat schon im Jahre 1902 Albanien bereist und an Ort und Stelle die Entwicklungsfragen eingehend studiert. In seinen bald darauf veröffentlichten Briefen*

* Deutsch übersetzt von D. Schulz und W. Wichmann. Leipzig 1913.

über Albanien hat er als obersten Grundsatz aufgestellt, daß jede fremde Macht, außer Österreich-Ungarn und Italien, dort ferngehalten werden müßte und zweitens, daß Italien seinen Einfluß in Albanien erheblich steigern müsse. Das könne geschehen durch Einrichtung von Schiffahrtslinien, Postämtern, Konsulaten, Handelsagenturen, Schulen, Wohlfahrts- und Fürsorgeanstalten, Banken zur Kreditgewährung für Eisenbahnbauten und andere Mittel friedlicher und kulturfördernder Art. Deshalb ist auch Giuliano ein überzeugter Anhänger guter Beziehungen zwischen Italien und Österreich-Ungarn damals gewesen. Die deutlichen Absichten auf eine spätere Besetzung Albaniens durch die Italiener sind auch bei ihm nicht zu verkennen. In den Briefen erörtert er die strategische Wichtigkeit der Reede von Valona, der Insel Sasseno und des Kap Linguetta, und erinnert daran, ‚daß vor wenig mehr denn zwei Jahrhunderten — Venedig verlor Valona 1690 — hier eine italienische Flagge im Winde geweht hatte.'

San Giuliano hat als Minister des Äußern 1905—1906 und 1910—1914 seine albanischen Pläne folgerichtig in die Tat umzusetzen gesucht. Da Österreich-Ungarn im nördlichen Albanien Einfluß zu gewinnen suchte, so war für Italien das natürliche Operationsgebiet Südalbanien. Dort erstrebte es eine Verständigung mit Griechenland hinsichtlich einer Abgrenzung der gegenseitigen Interessensphäre, die auch strategisch-politischen Bedürfnissen Rechnung trug. Natürlich beabsichtigte Giuliano dabei, Griechenland von der albanischen Seeküste auszuschließen.

Aus ähnlichen Erwägungen heraus hat auch Italien den Vorschlag Poincarés auf der Londoner Konferenz, Albanien zu neutralisieren und unter den Schutz aller Großmächte zu stellen, bekämpft. Auf diesem Wege würde nur erreicht sein, daß noch andere Mächte in Albanien mitsprachen, und die wirtschaftlich stärkeren Staaten England und Frankreich würden dann bald ihr Übergewicht ausgenutzt haben. Hätten aber einmal die anderen Mächte in Albanien wichtige Interessen zu vertreten gehabt, dann wäre die adriatische Frage nicht mehr ein Streitobjekt zwischen Österreich und Italien geblieben, sondern ein Gegenstand der europäischen Politik geworden.

Es war ein diplomatischer Erfolg des Dreibundes, daß sein Kandidat, der Fürst Wilhelm von Wied, zum Herrscher des neuen autonomen Staates Albanien ernannt wurde. Aber die Einigkeit zwischen Italien und Österreich-Ungarn in der albanischen Frage ist nicht von langer Dauer. San Giuliano sucht korrekt zu bleiben, und die Tribuna veröffentlicht amtlich beruhigende Mitteilungen, aber die übrige italienische Presse beginnt maßlos zu hetzen und der Gesandte Italiens am Hofe des Fürsten, Baron Aliotti, arbeitet ungehindert an dessen Sturz. Der Gegensatz zwischen Italien und Österreich wird immer schärfer. Der Aufstand der Mohammedaner in Nordepirus und die Verhaftung Essad Paschas schied die Geister: Österreich begünstigte die katholischen Malissoren und Mirditen, aus deren Reihen der Fürst seine Ratgeber nahm; Italien dagegen nahm Essad bei sich auf und unter-

stützte stillschweigend die Rebellion. Der italienische Oberst Muricchio wurde überführt, daß er mit den Aufständischen Lichtsignale wechselte und auch mit ihnen direkten Verkehr hatte, und trotzdem verlangte Aliotti, daß Muricchio rehabilitiert und der holländische Oberst Thomson, der den Nachweis des Verrats Muricchios erbracht hatte, in die Heimat entlassen wurde. Durch alle möglichen Mittel suchte Aliotti das Ansehen des Fürsten zu untergraben und seine Regierung unmöglich zu machen. Ein erstarkendes Fürstentum hätte ja auch die italienischen Absichten auf lange Zeit in Frage gestellt. Der Berichterstatter Francis Charme schrieb bereits, daß der Verzicht des Fürsten auf den Thron die beste Lösung sei.

Österreich dagegen erklärte, daß an der Fürstenfrage nicht mehr gerüttelt werden dürfe, und daß es alles aufbieten werde, die Stellung des Fürsten zu festigen.

In diesem Stadium brach der Weltkrieg aus, und von ihm beschattet ist zwar die albanische Frage zunächst in den Hintergrund getreten; aber nichtsdestoweniger ist sie bedeutungsvoll für die weitere Haltung Italiens gewesen, denn an diesem Zankapfel hat sich der Streit zwischen Italien und Österreich von neuem entzündet, der Italien auf die verhängnisvolle Bahn des Abfalls von der Dreibundpolitik führen sollte. Jedenfalls war die Stimmung zwischen Wien und Rom gereizt. Eine Verordnung des Statthalters von Triest, Fürsten Hohenlohe, daß die Ausländer in den städtischen Stellen zu entlassen seien, hat gleichzeitig die Irredentistenköpfe wieder übermäßig erhitzt. Das war nicht die richtige Luft für eine klare ruhige Überlegung, zumal bei dem Temperamente des Südländers.

Die eigentliche Entscheidung, ob Italien bei einem Kriege der Entente mit den Mittelmächten neutral bleiben oder gegen seine bisherigen Bundesgenossen kämpfen würde, war grundsätzlich schon monatelang vor Ausbruch des Krieges gefallen. Das war das Geheimnis, das den plötzlichen Rücktritt Giolittis vom Posten des Ministerpräsidenten im März 1914 erklärt. Er stand damals auf der Höhe seines überragenden parlamentarischen Einflusses und hatte eine Zweidrittel-Mehrheit in der Kammer hinter sich; vollständig überraschend kam sein Ausscheiden aus dem Amte. Während des Krieges hat er ein wenig die Schleier des Geheimnisses gelüftet und seinen Freunden verraten, daß der König im März ihn gefragt habe, wie er im Fall eines Krieges sich den Dreibundgenossen gegenüber zu verhalten gedenke. Damals habe er angesichts der Unvermeidlichkeit eines europäischen Krieges zu einer wohlwollenden Neutralität gegenüber den Dreibundsmächten geraten.

Wie die Ansicht des Königs war, hat Giolitti nicht mitgeteilt. Aber aus dem Umstande, daß der Ministerpräsident, der für die Neutralität eintrat, jetzt seine Entlassung einreichte und erhielt, läßt sich erkennen, welche Richtung der italienischen Politik gegeben werden sollte. Für die leitenden Männer in Italien ist der Krieg nicht unerwartet gekommen, und es war nur ein verschleiertes Hinhalten, um Zeit zu Rüstungen zu

gewinnen, wenn man noch nicht gleich zum Schwert griff. Sonst ist es ja auch gar nicht zu verstehen, daß die weitgehenden Landabtretungen, die Österreich auf einen leider von Deutschland erfolgten starken Druck anbot, ausgeschlagen wurden. Man war schon nach der anderen Seite zu sehr verpflichtet.

Die Gemahlin Viktor Emanuels ist die Tochter Nikitas von Montenegro, der italienische König ist dadurch gleichzeitig Schwager des Königs Peter von Serbien und des Großfürsten Nikolaus Nikolajewitsch. Über Cetinje liefen die Fäden, mit denen das Netz um Österreich gesponnen wurde. Kurz vor dem Rücktritt Giolittis brachte die „Kölnische Zeitung" die alarmierende Kunde, daß an der Westgrenze Rußlands Truppenhäufungen stattfinden. Zu gleicher Zeit nahm Belgien eine gewaltige Anleihe in England auf, die nichts anderes als eine Kriegsanleihe war; jedenfalls wußte die gegen uns verbündete Welt, was sie bedeutete. Aber wir Deutsche wußten nichts und zerbrachen uns den Kopf über die Frage, warum Giolitti zurückgetreten sei. Auch der Politiker, der sich der italienischen Politik mit besonderer Vorliebe widmete, deutet nirgends an, daß er die eigentliche Ursache der Amtsniederlegung Giolittis ergründet habe, und beweist durch sein Handeln, daß er auf einem Irrtume Häuser bauen wollte.

Auf Seite der Entente glaubte Italien mehr Aussicht zu haben, seine imperialistischen Ziele zu erreichen, — neutral zu bleiben, liegt dem Italiener nicht. ‚Sein Typus ist ein entschieden progressiver' — so urteilt Kjellen —, ‚und seine europäische Bahn führt unverkennbar aufwärts'. Der zweite Teil dieses Urteils war vor dem Kriege ebenso richtig wie der erste. Heute aber erhebt sich die Frage, ob Italien sich durch eine falsche Entscheidung nicht seinen Aufstieg selbst unterbunden hat.

Die Furcht vor dem seegewaltigen England hat wohl in erster Linie zum Versagen der Kriegshilfe an der Seite der Dreibundgenossen den Ausschlag gegeben, nachdem eigentlich schon längst nicht mehr mit der italienischen Bundestreue im Ernstfalle gerechnet werden konnte. Aber für das Aufgeben der Neutralität war dieser Grund nicht ausreichend. Hier haben andere Dinge mitgesprochen. Auch die Sympathie für die ‚lateinische' Schwester Frankreich kann es nicht gewesen sein, denn die geht im Grunde nicht tief. Wohl zeigen die Volkscharaktere verwandte Seiten, Italiener und Franzosen werden sich leicht in gleicher Denkweise begegnen und verstehen. Aber beide sind Rivalen im Mittelmeer. Frankreich hat Savoyen, die Wiege des italienischen Königsgeschlechts, an sich gerissen, hat sich in Tunis den italienischen Ansprüchen entgegengestellt, und an der französischen Südküste leben ‚unerlöste' Italiener geradeso wie in Österreich. Liebe hat sicherlich nicht die neuen Bande geknüpft, wohl aber Vorspiegelungen, Versprechungen und — Handsalben.

Italien hofft durch die Entente, nachdem es sich in Nordafrika festgesetzt hatte, die Brücke über die ägäischen Inseln, den Dodekanes, nach

der kleinasiatischen Küste, nach Smyrna und Adalia, sichergestellt zu erhalten. Aus diesem Grunde beteiligte es sich an dem Salonikiabenteuer und wird vielleicht noch mit demselben Lockmittel auf weitere Leistungen geschraubt werden. Wahrscheinlich hat es auch Versprechungen bezüglich des tripolitanischen Hinterlandes und der tunesischen Grenzgebiete erhalten. Es hat weiterhin durch den Anschluß an die Alliierten freie Hand in Albanien gegen Österreich bekommen und wird gutwillig nicht mehr aus Valona herausgehen. Freilich kommt die Entente bei Befriedigung der italienischen Ansprüche in Albanien in Widerspruch mit den serbischen Absichten und kann daher dem einen Genossen nur Genüge leisten durch Verrat an dem anderen. Dazu wird man noch alles versprochen haben, was die Irredenta verlangte im Tridentino und an der Adriaküste bis über Triest.

Das werden die Aussichten sein, mit denen man den Treubruch erkauft hat. In der Tat, ein größeres Italien, wie es der italienische Imperialismus so lange erträumt hat, scheint als Preis den italienischen Machtpolitikern in den Schoß zu fallen. Aber es scheint nur so; in der Rechnung sind einige dunkle Punkte. Die Gegenrechnung, die am Ende des Krieges der ‚uneigennützige' Kriegstreiberverband einreichen wird, ist dabei vergessen. In welchen Grad von Abhängigkeit Italien zu seinen Geld- und Kreditgebern herabsinken wird, ist noch nicht zu übersehen. Ob England nachher noch in eine Stärkung der Mittelmeerstellung Italiens willigen wird, ist mehr wie zweifelhaft, denn eine enge Verbrüderung eines seestarken Italiens und Frankreichs könnte einmal die englische Macht im Mittelmeer gefährden. Das kann England nicht zugeben, und deshalb hat es auch schon angefangen, vorzusorgen. Ohne den geringsten Rechtsgrund hat es dem neutralen Griechenland die Inseln Samothraki, Imbros, Lemnos, Mytilene, Chios, Astropalia, Milo und neuerdings auch an der Südostspitze des Peloponnes Kythera entrissen und besetzt. Es liegt darin System. Selbst wenn Italien im Ostbecken des Mittelmeeres etwas erreichen würde, so wäre es durch diese neuen englischen Vorposten sofort umstellt und lahmgelegt.

So ist das Ergebnis der imperialistischen Politik Italiens bis zu Beginn des Weltkrieges ein erfolgreiches gewesen. Auch in dem Kriege hat das Regno bisher Vorteile erlangt, da es lange verstand, nur von seinem sacro egoismo sich leiten zu lassen und seine eigenen Wege zu gehen. Ob es der Januarkonferenz in Rom gelungen ist, ihm weitere Lasten aufzubürden und seine Kräfte zu zersplittern, bleibt noch dahingestellt. Jedenfalls steht heute die Sachlage so, daß, wenn nach der augenblicklichen Kriegskarte Frieden geschlossen würde, Italien für seinen Abfall vom Dreibund immerhin noch einen Erfolg heimbringen würde. Das ist vom Standpunkte der politischen Moral und im Interesse unseres Bundesgenossen Österreich-Ungarn sehr zu bedauern. Hoffen wir, daß die Kriegslage noch dazu führen wird, daß das Schicksal, das Italien freventlich herausgefordert hat, sich an ihm vollzieht!

Der Roßbub / Erzählung von Peter Dörfler

1.

An einem schönen Spätherbsttage schlossen sie die Truhe über dem blonden Scheitel und den kreuzhaltenden Händlein des Vitus Wägler, der Roßbub beim Richterbauer gewesen war und nun über eine fremde Schwelle in ein fremdes Grab getragen wurde.

Die Berge vom Säuling bis zur Benediktenwand waren so blau und so nah, daß es schien, spielende Kinder könnten sie erhaschen. Der Sonnenschein lag in sanfter Verklärung über dem schimmernden Lechfluß und dem engen, steil in die Tiefe gesenkten Tal. Die Tauben saßen vor dem Schlage und gurrten vor Lust und Übermut oder flogen mit leuchtend weißem Fittich um den schwarzen Trauerzug. Alles war fröhlich: die Kühe auf der Weide, deren helles Geläute aus den Haselnußbüschen klang, die Hirtenbuben, die mit ihren Geißeln knallten, und selbst die Mücken, die im weichen Sonnenschein über den Herden ihr letztes Lebensrestchen vertanzten. Die Leidtragenden vergaßen über der fröhlichen Welt und der jungsprossenden Saat, daß sie eine Bahre geleiteten und daß darin ein junger Leib lag, der noch vor kurzem in die Sonne gelacht hatte wie sie. Mit Mühe falteten sie die Gesichter so, wie es bei einem Leichenbegängnis schicklich ist, und die Gebete wurden mit mancher Bemerkung über ein schön gepflügtes Stück Land oder eine gesunde Saat unterbrochen. Aber wenn die Bauern den Pfarrer anschauten, dann senkten sie rasch die Augen und taten, was Brauch war. Denn der Pfarrer blickte drein wie ein Wetter, das hageln will. Er verrichtete die lateinischen Einsegnungsgebete, als spräche er Zorn- und Scheltworte in das Grab hinab. Dann schloß er das Buch, preßte es krampfartig zwischen seine langen, schlanken Finger und seine Stimme begann wie eine Anklage, so hart und scharf: Der Bube, den sie heute zur Ruhe gebettet hätten, habe selbst Feierabend gemacht, ehe der Herr ihn rief. Im Sterbebuch nachblätternd und suchend, wann in der Gemeinde zum letzten Male ein solcher Fall erlebt worden sei, habe er weit zurückschlagen müssen, in ein anderes Jahrhundert hinein; damals sei es ein sechzigjähriger Melancholikus gewesen, wie der damalige Vorgänger angemerkt habe. ‚Heute ist es ein Kind von vierzehn und einem halben Jahre. Und doch auch schon ein Melancholikus. Der Vitus Wägler ist vom Fieber aufgesprungen und hat sich in den Lech gestürzt. Der Mann, der das alles mit angesehen und schließlich den Armen herausgefischt hat, ist erst der

Meinung gewesen, er habe es mit einem flatternden Engel zu tun. So weißhemdig und so hold ist er über die Ufer gelaufen und in die dunkle, grüne Flut hinabgeschwebt. Ihr alle wißt, der Vitus war auch wirklich in früheren Tagen froh und lieb wie ein Engel. Da hat ihn jene Krankheit gepackt und der Wahn, so daß er nichts als Teufelsfratzen gesehen hat. Die Teufel, die das Fieber dem erhitzten Kopf zeigen, die sind nichts und bedeuten nichts. Aber leider gibt es wirkliche Teufel genug, die unserer Jugend nachstellen und sie umringen und locken. Ich meine da jene Teufel, von denen im Evangelium steht: Wehe der Welt um der Ärgernisse willen!‘ Darauf gab er noch eine scharfe Ermahnung denen, die Ärgernis geben, aber auch allen jenen, die pharisäisches Ärgernis nehmen und in ihrem Aberglauben den armen Vitus beargwöhnen.

Als man am Schlusse der Einsegnung ein lautes und gemeinsames Vaterunser für das Seelenheil des Buben betete, da murmelte der Richterbauer nicht mit; er starrte böse vor sich hin und während der Pfarrer nach seiner erregten Rede ruhig und friedsam auf das offene Grab hinabblickte, stand seine Stirn voller Wolken und seine Mundwinkel gingen tief und scharf an den vollen, stoppelglänzenden Backen hinab. Als alles vorbei war, drängten sich Leute zu dem Grabe, um einen Weihwasserspritzer in die Schollennacht zu senden. Der Bauer aber setzte sofort seinen Dreimaster schief auf den Schopf, so daß der eine Rand knapp über dem linken, von der Sonne purpurn durchleuchteten Ohr hing und schritt hochmütig und mit den kleinen Grauäuglein über alle wegblitzend durch die Menge. Dabei sagte er noch innerhalb des Friedhofpförtleins, so daß es sogar der Pfarrer hören konnte, wenn er wollte: ‚Ist das auch eine Grabrede? Das gehört vor den Landrichter!‘ Draußen wurde die anfänglich gedämpfte Rede lauter und die seltsam hohe Stimme schlug schier über: ‚Wer hat dem Veitle Ärgernis gegeben? Den möcht' ich sehen, der einen Schnaufer tun könnte! Gerade soviel‘ — er schnippte mit den Fingern — ‚sauber nichts hat er in meinem Hause und von meinem Gesinde gesehen!‘ Die Bäuerin hatte sich während der Grabrede auch gekränkt; in ihrem schwarzseidenen Gewand rauschte sie alsbald dem Bauern nach und suchte den Erregten so zu beruhigen, daß er noch grimmiger wurde: ‚Laß' doch gut sein, der Herr mag uns nicht leiden, von dem hast du nichts anderes erwarten können. Kannst nichts machen!‘ Da schrie der Bauer noch polternder: ‚Und jetzt möcht' ich wissen warum! Alles muß ich wissen!‘ Und er drohte im Bergabwärtshasten, daß er gleich auf

der Stelle in den Pfarrhof gehen und frei anfragen wolle, womit er denn heute die große Schande verdient habe. Er und sein Gesinde haben doch dem Buben rein kein Ärgernis gegeben, seine Wohltäter seien sie gewesen. Alles habe auf den schwindsüchtigen Buben geschaut, dem der Tod ja so schon lange angeschrieben gewesen sei.

Aber er ging dann doch nicht in den Pfarrhof, sondern geraden Wegs in das Wirtshaus. Er sagte sich zwar immer vor: ‚Ich fürchte den Pfarrer nicht. Ist er gleich eines Offiziers Sohn, so hat er nicht mehr Gewalt über uns als ein anderer; wir sind freie Männer und lassen uns nichts gefallen, wir sind nicht seine Rekruten. Gibt er uns Püffe, so stellen wir uns erst recht auf die Hinterfüße.‘ Aber er fürchtete sich doch heimlich vor dem Angesicht, vor den Augen und der Stimme des Pfarrers. Er maß, während er so gegen ihn stritt, sein hohes, dünnes Stimmlein, seine scheuen, furchtsamen Äuglein, die nicht einmal den Feinden unter den Bauern widerstehen konnten, mit dem Antlitz des Pfarrers, aus dem die großen, schwarzen Augen drohten und aus dessen breitem Munde jede Rede gewaltig dröhnte. Da kam er ganz von selbst dazu, seinen Gang zu verschieben. ‚Er kommt mir schon nicht aus,‘ sagte er. ‚Ich bin jetzt zuvörderst an einem andern Ort notwendig. Ich muß den Feinden ein Klemmgebiß einlegen, dem Schmied und den andern. Und der erste Gütler, der mir in den Weg kommt, muß mir einen Roßbuben schicken. Dann sieht der Pfarrer, daß keiner auf sein Wort etwas gibt.‘ Und er nahm sich vor, alles spielen zu lassen, was hochmütig aussah.

Unter der Türe trat unversehens sein genagelter Schuh dem kleinen Schnauzhund des Wirts auf die Pfote. Das war ihm aber ganz willkommen und er strafte den Unachtsamen noch mit einem gezielten Tritte und einem lauten Fluch. Er warf die Türe kräftig zu und suchte seinen Platz auf. Jäh riß er den Tisch heraus, der zu nahe an die Ecke gerückt war. Ein paar armselige schnapstrinkende Taglöhner, die dort saßen, machten eilig Platz und der Bauer setzte sich nieder, nicht ohne vorher brummend und mit berechneter Umständlichkeit die Bank abzuwischen. Er antwortete auf die Frage des Wirts, ob er Bier bringen dürfe, nur mit einem kurzen Ruck seines Kinns. Die Anrede der Taglöhner, welche das schöne Wetter priesen, überhörte er ganz. Da glaubte einer ihm einen Gefallen zu tun mit einem: ‚Gott tröste euer Leid!‘ Ein anderer aber meinte es besser zu treffen, wenn er sagte: ‚Werdet

froh sein, daß der fünf Schuh Erde über sich hat.' Da fuhr der Richter gegen sie los: ‚Geht das vielleicht euch etwas an? Habe ich vielleicht gesagt, daß ich mit euch etwas zu reden habe?' Jetzt merkten die stumpfen Brüder, daß der Bauer heute seine Stacheln alle nach außen gekehrt habe, und besannen sich, auf welche Weise sie ihn glatt streicheln oder noch stacheliger machen könnten.

Der Richter schien sie nicht nur zu überhören, sondern auch zu übersehen. Er blies die Luft von sich wie einer, der ganz allein in der Stube sitzt, spreizte die Beine unter dem Tische auseinander und trommelte mit den fetten Fingern auf der Tafel, indes er seine Blicke durchs Fenster hindurch in dem Blumengärtlein weiden ließ. Im Vorbeigehen hatte er sich am Zaun ein Zweiglein abgepflückt, das schob er nun zwischen den Zähnen hin und her und spuckte das zermalmte Grün weit von sich.

Die Taglöhner raunten sich mit listigen Blicken zu: ‚Der wartet auf Leute, mit denen sich eine Unterhaltung oder ein Streit verlohnt!' Dann und wann öffnete sich die Türe, und Gäste kamen herein. Es waren Fremde, Jäger, Hausierer. Aber nie schien der Rechte zu kommen, denn der Bauer schaute nach einem raschen Blick stets wieder auf das Gärtlein hinaus.

Nach einiger Zeit trat ein langer, hagerer, aber feiner Gütler herein. Er ging bolzengerade wie ein Grenadier und war behende, geschmeidig, ja eitel in seinen Bewegungen, so, als hätte er nie harte Arbeit getan. Kaum sah ihn der Richter unter dem Türrahmen, da brummte er: ‚So, jetzt!', hob seine massigen Glieder umständlich hinter dem Tisch hervor und ging dem Verschlag zu, der in der Wirtschaft für bessere Gäste eingerichtet war. Er winkte dem Langen über die Schulter weg nachlässig, aber entschieden zu und pfiff, wie man einem Hündlein pfeift. ‚Das ist endlich der Rechte,' raunten die halb Trunkenen. ‚Aber wenn er mit einem keine Unterhaltung pflegt, so mit dem nicht. Der ist ja der erste Notumtreiber im Dorfe.' Sie spitzten neugierig die Ohren und paßten auf, was der Richterbauer mit dem Rasso zu verhandeln habe.

Es ging anfangs da drinnen, hinter den blau gestrichenen und rot und weiß geblümten Brettern so leise her, daß man nur die näselige Stimme des Richters von der des schüchternen und frauenhaften Gegenübers unterscheiden konnte. Aber der Bauer war das leise Reden nicht gewöhnt. Man hörte ihn bald disputieren und schließlich poltern.

‚Bist bei der Beerdigung gewesen . . . ist das eine Arbeit von einem Pfarrer . . . so eine Leichenrede? Pfui Teufel!‘ Der andere: ‚Ja, ist eben so ein alter Soldat, eines Offiziers Sohn . . . ist ihm doch das Scharfe . . .‘ Darauf der Bauer: ‚Was scharf! Eine Rache ist es, weil ich ihm den Rekruten nicht abgebe.‘ Bedächtig darauf der Gütler: ‚Herren sind Herren und Narren sind Narren. Ich wollte, ich wäre einmal ein Herr!‘ ‚Auf den Händen habe ich den Buben getragen, die Bäuerin hätte ihn bald lieber ins eigene Bett gelegt und selber mit dem Strohsack vorlieb genommen. Vom Gesicht hat sie ihm all' seine Wünsche abgelesen: „Büble, was magst, Büble, mach' dir's kommod . . .,“ du kennst doch mein Weib.‘

‚Freilich, gut, ist eine Brave, hat einen guten Nußschnaps.‘

‚Rasso, es ist jetzt, wie es ist, der Bub' ist noch nie gesund gewesen, ein halber Narr, sonst hätt' er bei mir ausgehalten. Die Lück' ist einmal da. Und halt — ich brauche einen neuen Roßbub! Da hätte ich gedacht, dein Christophle ist ein recht kräftig Bürschlein.‘

Jetzt hörte man drinnen ein plötzliches Schlucken und dann wurde es still. Einer von den Lauschenden zeigte auf seinen Adamsapfel und die andern kicherten; denn keiner hatte einen so langen Hals wie der Rasso und einen so großen Adamsapfel, dessen Auf und Ab so schön zu ersehen war. Sie waren mit ihrer Vermutung im Recht. Dem Rasso hatte dieser Antrag ein Erschrecken und Schlucken gekostet. Doch jetzt wehrte er sich.

‚Was denkst du doch! So ein Rotzbub, ist ja noch viel zu jung. Du wärst mit ihm schlecht aufgerichtet!‘ Der Widerspruch reizte den Bauer: ‚Und wenn er mir groß und alt genug ist, so genügt es. Und was ein Bub' leisten kann, weiß ich und wenn ich mehr verlange, nachher bin ich nicht der Richterbauer, nachher bin ich ein Lump und nachher geh' ich auf den Austrag.‘

Der Rasso hatte daheim ein Nest voll Kinder, dazu lag ihm das Weib auf dem Friedhof, sein jetziges Hüttlein war klein, im Stall standen nur ein paar Kühe. Ein Löffel weniger am Tisch wäre auch eine Sorge weniger gewesen, aber, aber . . . Er stemmte sich noch einmal mit zager Angst gegen den brutalen Willen des Mächtigen. ‚Lachen muß ich, wenn ich an die Händlein von meinem Buben denk‘, Händlein hat der — rein zum Lachen, Händlein . . .‘

‚Wie eine Prinzeß,‘ höhnte der Bauer.

‚Nicht anders, nicht anders,‘ lachte Rasso gezwungen und wollte sich sichtbar scherzend aus den Bärenklauen des Gegenübers

ziehen, aber da fluchte der Richter, schlug auf den Tisch und schrie: ‚Ich seh' schon, du willst, daß deine Fratzen so verrückt werden und so faul und spinnig wie du! Daß wir euch nachher alle, die ganze Bande, aufs Hirtenhaus kriegen! Sag's gleich frei heraus: Mein Hof ist dir nicht gut genug. Wartest, ob ein Graf oder Prinz kommt und deine Söhne ausbittet. Nicht gut genug — aber mein Geld ist dir gut genug. Meine harten Gulden sind schon recht! Wohl — kannst du so, so kann ich anders. Hiemit, du Männlein du ...'

Da wehrte Rasso geschwind ab, ehe der Mann das böse Wort ausstoßen konnte, und tat, als hätte er nimmer geglaubt, daß es dem Bauern mit seinem Anerbieten ernst wäre. Es sei ihm, hielt er entgegen, durchaus eine Ehre, wenn der Richter seinen Buben dingen wolle, so ein Puppenkerlchen. ‚Sei doch gescheit! Ich habe gemeint, du spassest bloß. Ja, wenn du wirklich so gesonnen bist, dann kann ich nur danken und Ja sagen. Habe ich einen Esser weniger an meinem Tisch, gut also, mein Wort sollst du haben.'

Der Bauer griff in die Hosentaschen und zog mit Mühe einen dicken Zuggeldbeutel hervor, nestelte einen Taler heraus, schob ihn dem Rasso zu und protzte: ‚Der Bub ist noch ein Rotzbub, ja. Aber ich gebe ihm 20 Gulden Lohn, dazu das G'fäß, also einen wirkenen Kittel, ein wirkenes Hemd und ein Paar neue rindslederne Schuhe. Einen weißen Laib Brot an Kirchweih und einen Birnzelten zu Weihnachten versteht sich von selbst.'

Der kleine Gütler überwand seinen Schrecken immer mehr. Er sah das Geld und dachte sich noch einen Haufen dazu. Darüber vergaß er auch die feinen Prinzeßhände seines Christoph, sprach nur noch Bedenken aus, ob der Bauer mit dem Kleinen zufrieden sein könne und ob er keine Nachrede mit ihm habe. Auch er kam ins Prahlen. Weil er es mit den Talern nicht konnte und auch nicht mit seinen Leistungen — er hatte bisher keine andere zu verzeichnen, als daß er seinen schönen Hof verspielt und buchstäblich in Träumen hatte zerrinnen lassen — so prahlte er denn mit seinen sieben Kindern: Wie es einen Schwung im Hause hätte, trotzdem sein gutes Weib im Friedhof ausruhe und die älteste, die Edeltraud, erst vierzehn Jahre zähle. Er wurde dabei ordentlich warm und rührselig. ‚Die Edeltraud heißen sie alle „Mutter",' rühmte er, ‚und mein Haus ist wie ein Gärtlein im Frühjahr, wenn jedes Ästlein blüht und jeder Vogel singt.'

Aber der Bauer war einem solch weichherzigen Gerede nicht hold. Eine Weile ließ er den Gütler summen wie eine Spinne die

gefangene Fliege. Dann kühlte er ab: ‚Rasso,' sagte er, ‚daß wir uns recht verstehen! Heute noch muß er eintreten, der Leichenrede zum Trotz. Ich will zeigen, daß wir einen Pfifferling auf sein Geschimpfe geben. Mach dich jetzt davon und bring mir den Buben!' Da zuckte dem Rasso das Zäpflein wieder hörbar herab, aber er wagte keinen Widerstand; denn er dachte an des Bauern jähen Zorn und an seine Schulden. Er erhob sich sofort und sagte: ‚Ja, so grab ich ihn halt aus, hoffe, daß ich alle Würzlein erwische und daß er euch darnach gut einwächst.'

Der Bauer ging ihm nach in die Stube hinaus, setzte sich dort an seinen Platz und erzählte laut, daß er soeben einen Roßbuben gedungen habe.

Einer der Gäste erwiderte: ‚Du hast einen starken Verbrauch; säe dir ein Feld mit Buben an, sonst gehen sie in der Gegend aus.' Diese Rede ergrimmte den Richter und es entstand darnach ein großer Streit, bei dem schließlich nicht die Bauern, sondern die von ihnen erkauften Gütler und Taglöhner blutige Köpfe erhielten.

2.

Als Rasso im Freien war, betrübte sich sein Geist aufs neue und stärker als vorher unter den Augen des Bauern. Er fuhr sich in einem fort durchs Haar und schaute um sich her, als sei er in diese Gegend ganz fremd verirrt. ‚Geht es immer weiter bergab,' murmelte er, ‚ist es denn noch nicht genug mit der Verdemütigung? Den Michlhof habe ich verloren. Habe nichts darum gefragt. Denn wenn man in ein Schloß gehört, dann ist ein Bauernhof zu wenig wie eine Schindelhütte. Aber daß ein Wolkenberger dienen, unter einem fremden Bauern, unter einem Knechte stehen soll — das dürften die gütigen Feen eigentlich doch nicht zugeben!' Er blieb stehen, schüttelte den Kopf und rückte das Hütlein hin und her. ‚Soll ich nicht selbst beim Bauern einstehen, da ich doch schon entweiht bin?' überlegte er. ‚Meine Kinder sind wie jenes Junge der Eselin, das noch kein Sattel gedrückt hat. Sie sind noch ebenbürtig. Soll ich gerade den Ältesten, den Feinsten opfern?'

Er fuhr mit seinen langen Armen wie ein Prediger in die Luft und setzte seinen Weg stürmischer weiter. Die Leute, die auf den Wegen standen, lachten. Alle kannten Rassos heimliche Träume. Weil er Wolkenberger hieß, so hatte er sich's in den Kopf gesetzt, daß sein Geschlecht vor Zeiten auf der Burg Wolkenberg, deren Ruinen noch wohlerhalten im Kemptischen standen, gesessen habe.

Doch hätte er sich solchen Phantasien auch hingegeben, wenn er Müller oder Schmied geheißen hätte; denn er war von Natur aus ein Wolkenberger und Wolkenschieber, der um so kühner in die Luft baute, je mehr ihm Besitz und Glück auf dem festen Erdboden zerramen. Als das alte Erbgut seines Weibes, der Michlshof, unter den Hammer gekommen war, hatte er dem kurz darauf geborenen Mädchen verzagt und ernüchtert den ländlichen Namen Anna Marie gegeben, während alle anderen nach Rittern und edlen Frauen benannt worden waren. Aber seine geschreckten Hoffnungen waren kurz darauf wieder ins Blaue geflogen wie Lerchen nach dem Gewittersturm.

‚Grüß Gott,' spottete ein halbwüchsiger Bub, ‚Herr Gnaden von Wolkenburger.' Aber Rasso lachte nicht wie sonst ein geschmeicheltes Lächeln, sondern senkte den Kopf und ging weiter, bis er an einer bergenden Hausecke Ruhe vor den Blicken und Reden Böswilliger fand. Dort drüben steht sein Hüttlein. Er braucht nur noch über den Dorfbach zu gehen, dann hat er es erreicht und muß herausrücken mit der bösen Offenbarung! Das Herz klopfte ihm, als er den Brückenweg überquerte. Gleichwohl vergaß er nicht, sorgfältig auf seine saubergeschmierten Stiefel achtzuhaben und jedem Schmutze auszuweichen. Er schaute dann weiterwandernd und stehenbleibend auf den tiefen Einschnitt des Lechtales hinab, das nahe dem Dorfe einen riesigen Kessel bildete und bald in jähen Laiten bald in sanften Wiesenhängen und Buschsenkungen sich zu dem wildgekrümmten, durch grüne Flutrinnsale und graue Kiesbänke gezeichneten Flußbett hinabstaffelte. Ein Jäger, von zwei spürenden Hunden begleitet, klomm empor. Rasso starrte auf ihn hin, errötete wie ein scheues Mädchen, zog schon von weitem den Hut und wartete bebend, daß ihm von diesem Mann eine Hilfe käme und daß er der tausendmal erträumte Fürst sei. Wie oft hatte er sich die Ansprache dieses Erlösers vorgesagt: ‚Rasso, alles ist an den Tag gekommen. Urkunden haben sich gefunden, du entstammst einem Geschlecht von vielen Ahnen, steig hinauf auf das Schloß, das ich euch zeigen werde! Die Kutsche, vierspännig und goldig, ist schon unterwegs. Hole deinen Erstgeborenen; er soll mein Page sein und vor mir spielen wie David vor Saul!'

Aber der Jäger kam langsam näher, sah verstreut auf den mit seltsamer Verneigung grüßenden Gütler und schritt mit wortlosem Dank vorüber. Rasso schaute ihm mit fast weinerlicher Miene nach und hoffte gegen alle Hoffnung auf eine Umkehr. Aber alle Sehnsuchtsseufzer woben vergeblich an einem Zauberband. Die Erschei-

nung verschwand wie ein Regenbogen, der nichts zurückläßt als ein Schimmern in den Augen und graue Wolkenschauer. Noch bedachte er: ‚Wäre doch der Christoph hier gestanden statt meiner, gewiß wäre dem Herrn sein feines Gesicht aufgefallen; er hätte ihn etwas Verzwicktes gefragt, eine kluge Antwort wäre ihm geworden und dann Staunen, Forschen und die glückselige Entdeckung.‘ Er ging über die wie eine Geißelschnur gewundene Dorfstraße auf das Haus zu und entsetzte sich bei dem Gedanken: ‚Was wird der Christoph für Augen machen? Immer habe ich ihm verheißen: Bub, aus dir wird einmal kein Besenstiel geschnitzt, sondern ein goldener Degen. Du bist ein Wolkenberger, wir sind auf einem Schloß gewachsen und müssen wieder auf ein Schloß gesetzt werden; und jetzt muß ich ihm ankündigen: Christoph, mach den Fußlappen, den Alleruntersten unter gemeinen Leuten, und das auf dem Richterhof, wo ein böser Spuk umgeht und ein Knecht Bauer, Bäuerin und alles Gesinde aus dunklen Gründen unter der Fuchtel hält, wo du in das Bett liegen mußt, aus dem einer in einen unsagbaren Tod gegangen ist.‘ Rasso vergoß bei diesen Erwägungen wahrhaft Schweißtropfen, trotz seines leichten Gemütes. Er schaute nochmals das krumme Gäßlein zurück: Kommt denn in dieser Not nicht eine Karosse gefahren, trabt nicht ein Ritter daher und ruft nach den Wolkenbergern? Immer in der höchsten Not geschehen die großen Wandlungen und Wunder und gehen die geheimen Räder des Schicksals um.

Aber alles Wenn und Wäre half nichts. Er mußte mit der harten Post in die Hütte treten. Sonst konnte der lange Mann in dem Stüblein nicht aufrecht stehen. Aber heute schien's ihm gar nicht niedrig, er mußte sich nicht bücken; die Angst vor seiner Botschaft schien sogar seinen Leib zusammengedrückt zu haben. Edeltraud, die ‚Mutter‘, hatte schon das Hafermus für den Abend zugesetzt. Der Tiegel sott und sang; lichthaarige Kinder sprangen um den Ofen und schrien, jedes in einer anderen Tonart und jedes in einem anderen Verlangen. Die einen klagten, die andern jubelten und alle waren froh; denn Edeltraud wußte sie zu zähmen und sie zu beglücken, zu zanken und zu beschwichtigen, so daß die vielen Wünsche der Schar nicht zu laut wurden und doch zu ihrem Rechte kamen. Die Mütterlichkeit stand wunderhold in dem kindlichen Gesichte der Vierzehnjährigen.

Als der Vater bei ihnen erschien, da war der Lärm noch größer. Die Kleinen hängten sich an ihn, suchten seine Taschen aus und sprangen wie Mäuse zwischen seinen langen dürren Beinen hindurch.

E. Oelieden/Mutter I



Jedes wollte zuerst seine heutigen Erlebnisse erzählen. Erst als sie sahen, daß sein Sinn nicht bei Zwergen und Feen stand, wurden sie still und scheu; denn in gewissen Stunden war der Vater verdrossen und griesgrämig. Da konnte es geschehen, daß er eins in diese und einen Büschel in eine andere Ecke warf.

Rasso setzte sich auf das schwarzlederne, zerkratzte Kanapee — mit Roßhaaren war es gepolstert und hatte einst die schöne Stube des Michlhofes geziert — stützte die Ellenbogen auf die Knie, vergrub das Gesicht in den Händen und — weinte.

Einen Augenblick lang entstand in der Stube eine große, verwunderte Stille. Denn geweint hatte der Vater noch nie. Edeltraud stand ganz starr, die anderen Kinder drängten sich von seinen Knien weg, faßten das Mütterlein an der Schürze und schauten mit feuchten Augen an ihr empor. Sie brauchte nur das Zeichen zu geben und sie waren bereit, über den Vater zu lachen oder mit ihm zu weinen.

Edeltraud hatte die Hände beschwörend zusammengekrampft und rief angstvoll: ‚Vater, Vater!‘ Die Vogelstimmlein der Kleinen *fielen* sofort ein: ‚Vater, Vater!‘ Tränen standen bereits in allen Augen und klangen durch die Stimme.

Da wischte sich Rasso die nassen, hageren Wangen, richtete sich ein wenig auf und schaute sich mit zagen Blicken in der Stube um. ‚Wo ist der Christoph, . . . o, Christoph, armer Christoph!‘

Eben in diesem Augenblicke trat der also Bedauerte in die Stube, die Wangen gerötet vom frischem Spiel, das Haar feucht vom harten Kampf mit den Räubern und die Augen dunkelflimmernd von dem erfochtenen Siege; denn er hatte mit Raimund, dem jüngeren Bruder, der mit ihm gekommen war, den Haufen der Ritter gegen Raubgesindel geführt.

Erstaunt blieb er an der offenen Türe stehen, ein schlankes und geschmeidiges Büblein, und ließ seinen Blick vom Vater auf Edeltraud und von ihr auf die Kinder gleiten. Als er alle voll sprachloser Angst sah, da wurde es ihm unheimlich und ein Haar nach dem andern sträubte sich empor.

Draußen vor den Fenstern rumpelte ein Schubkarren vorbei, hielt an und alsbald erklang die Baßstimme der Stasia, die Magd beim Richterbauern war: ‚Ein' Gruß vom Bauern und er möcht nicht länger auf den Roßbuben warten!‘ Und sie räusperte sich, als hätte sie einen von Tabakrauch und Schnaps verbrannten Hals, darauf klapperte ihr Karren weiter.

Da sagte der alte Wolkenberger mit gebrochener Stimme: ‚Mein Christoph, der Richter begehrt dich als Roßbuben, sollst heut noch einstehn!‘ Als darauf ein siebenstimmiges Weinen durch die Stube ging, versank der Wolkenberger in tiefes Nachdenken, aus dem er sich auf einmal erhob, als sei ihm ein rettender Gedanke gekommen, und er sprach feierlich: ‚Eure Mutter hat mir sterbend auf meine Seele gebunden: Sorge für deine Kinder! Auf dem Richterhof wäre der Christoph nicht aufgehoben, da gibt es Ärgernisse. Ich trage das Haftgeld zurück. Komm, Bub, und du gehst mit, er soll dein schmächtiges Körperlein anschauen und sehen, daß du für einen anderen Beruf geschaffen bist. Komm mit! Wenn ich allein gehe, könnt ein Unglück geschehen.‘

Gehorsam ergriff Christoph die dargebotene Hand des Vaters und begab sich tapfer und erleichterten Herzens in seine Hut. Aber Edeltraud vermochte nicht, ihre Tränen zurückzuhalten, sie gab ihm immer aufs neue Segenswünsche und Ermahnungen mit auf den Weg und blieb weinend an der Haustüre stehen, solange sie die beiden sehen konnte. Stumm schritten Vater und Sohn dahin. Fern im Bache schrie klagend eine Ente, die sich versäumt hatte. Eine feine Mondsichel stand am Himmel, so daß die Wanderer zarte Schatten auf die Bretterwände der Häuser und auf den Kiesweg warfen. Der Richterhof stand etwas vereinsamt abseits vom Dorfe. Hinter seinem strohbedachten Stadel ragte eine ungeheure Buche gleich einem Vorposten des nahen Waldes. Der Wolkenberger führte seinen Buben stolz aufgerichtet; aber als er an die ringgeschmückte Hand dachte und sich die grobe Protzenstimme vergegenwärtigte, fühlte er sich aufs neue wehrlos. Er hörte die Drohung: ‚Hierher zahlst mir deine Schulden, auf der Stelle oder gehst aus dem Haus!‘ Da schrumpfte sein Stolz in ein Nichts zusammen, und der in seiner Stube vor den Kindern und in einsamen Phantasien Drachen und Ritter schlug, schauderte beim bloßen Anblicke der gigantischen Buche, die den Hof des gefürchteten Bauern beschattete, zusammen. Sein Kopf pendelte vorn auf die Brust herab wie der eines Entkräfteten. ‚Christoph,‘ fing er behutsam an und griff nach dem Kopf des Buben, ‚ich meine, wenn der Bauer ganz schlecht aufgelegt wäre, und er will uns alle aus dem Hüttlein werfen wegen der Gulden, die wir ihm schuldig sind, und wenn es Feindschaft mit ihm gäbe, dann wollen wir lieber biegen als brechen. Kannst ja auf Probe für heute bleiben. Wenn es dir nicht gefällt, laufst davon. Gegen dich kann er nichts machen — du bist ihm nichts schuldig. Du weißt ja allweil, wo dein Tisch und

Bett steht, und hast eine Heimat. Freilich, es könnt darnach zum Almosenbitten kommen.'

Bei diesen Worten sank auch Christophles Blondköpflein vornüber; er schritt neben dem Vater daher, als wären Kopf und Hände aneinander gebunden. Nach einigen Schritten, als man die Stimme des groben Haushundes vom Richterhofe her vernahm, begann Rasso wieder: ‚Gelt, mein Bub, ein bißchen dienen ist nicht alles. Man hört', Kaiser Karl hat auch gedient in einer Mühle und hat sich nicht entweiht; ist doch ein großer Kaiser geworden. Wenn andere nicht fertig werden, wofür bist du ein Wolkenberger. Die sind mit Drachen und Mohren fertig geworden. Denkst, du willst dir den Ritterschlag und die Sporen verdienen.'

Da ließ Christophle den Kopf noch tiefer hängen und weinte. Heimlich trocknete er mit dem Ärmel die Tränen aus den Augen, die stumm, aber unaufhaltsam hervorquollen. Er wehrte sich dagegen, denn sie waren nahe bei der Stube, und weinend wollte er in kein fremdes Haus eintreten. Der Vater merkte Not und Streit seines Buben wohl und sprach: ‚Die schwärzesten Gewitter gehen am gnädigsten vorüber. Wer weiß, wie mich damals die Panduren als Geisel ausgehoben haben, vermeinte ich, sie hätten mir den Totenschein in die Tasche gesteckt. In acht Tagen war ich wieder frei . . . Schön wäre es schon, wenn du aushalten könntest. Ein Löffel weniger in der Schüssel, ein Verdienst mehr im Haus! Er hat dir neue Schuh' versprochen, brauchst nimmer in Holzschuhen umeinanderklappern, Weißbrot auf Kirchweih, festes Gewand und einen Batzen Geld! Vielleicht ist es der Grundstein zu deinem Glück — zum Schlosse! Wer weiß . . . und die Umwendung kann morgen kommen, kann sein übermorgen — aber sicher sie kommt. Ich bin dem Stammbaum auf der Spur. Gib acht, es kommt! Vielleicht bringt sie der Oheim Thassilo aus Ungarn. 20 Jahre sind um, er kehrt gewiß mit Geld und Pracht, wie er versprochen hat.'

Der Hund schlug, als er die beiden hörte, heftiger an, er sprang aus seiner Hütte und zerrte an der Kette, als wollte er die Störenfriede auffessen. Der Bauer trat ihnen im Flur entgegen, hatte seine gutmütigste Miene aufgesetzt und sagte ein ganz treuherziges: Grüß Gott. Rasch stand der Bub in der großen Stube mit dem gewaltigen Kachelofen und dem schweren, weißgestrichenen Gesindetisch, der in den Herrgottswinkel gerückt war. Der Kleine fühlte sich beklommen wie ein Vogel, der aus dem freien Walde in einen Käfig geraten ist.

Rasso und der Bauer redeten wie zwei, die sich in vollkommener Eintracht wissen. Rasso sprach mehr wie einer, der in dankbarer Unterwürfigkeit zu seinem Guttäter sich wendet, der Richter wie einer, der mit gutmütiger Würde diese Dankbarkeit hinnimmt und abwehrt; nicht ein einziges der tapferen und klugen Worte, die er vorher gesprochen hatte, brachte Rasso vor. Was daheim und unterwegs gewesen war: Furcht, Verzweiflung, Bangen vor Ärgernissen, schien alles vergessen zu sein. Der Bub' stand ganz starr und stumm da, wie ein Schäflein, das man mit zarten Kräutern gelockt hat und jetzt vor den Wolf führt. Die Gedanken wagten sich nicht gegen den Vater zu empören.

Er dachte an das Almosenbitten und daß er dieses Unglück von seinen Geschwistern abwenden müsse. Und doch konnte er sich nicht vorstellen, daß er länger in diesem Hause bleiben müsse als sein Vater; am meisten schmerzte es ihn, daß die zwei über ihn wie über einen Sack voll Ware sprachen, ohne auf ihn zu achten. In einem heimlichen Winkel leuchtete ein Lichtauge. Es winkte ihm zu: Nur eine Prüfung!

Aber da spielte der Vater auf einmal den Gestrengen. Er wendete sich gegen ihn, vergröberte seine Stimme und polterte mit erhobenem Finger: ‚Christophle, hüt' dich, mir eine Schande zu machen! Laß dir's gesagt sein, daß du fleißig und folgsam bist und keine Klagen verursachst. Alle Kindereien haben einmal ein Ende. Jedes muß einmal im Schweiße seines Angesichtes sein Brot essen. Lieber früher als später. Müßte mich zu Tod schämen, wenn man meinen Sohn nicht brauchen könnt'!'

Christophle glaubte eine fremde Stimme zu hören. So redete doch sein Vater nicht! Ein anderer sprach aus ihm! Aber sogleich wurden Rassos Worte und Töne wieder echt, als er gegen den Richter prahlte: ‚Im übrigen, es wird keinen Anstand haben. Es kommt auf das Holz, auf das Blut an, und der Christoph ist von besonderem Holz. Es steckt etwas in ihm, ihr werdet es bald bemerken. Ihr habt dergleichen noch nicht im Hause gehabt. Wenn es aber etwas brauchen sollte, dann weißt du, Richter, an wen du dich zu wenden hast. Wenn ich komm, ist es gewiß, daß es hilft.'

Der Bauer goß ihm noch ein Gläschen Schnaps ein. Rasso trank es eilig und mit Behagen. Dann machte er sich auf den Heimweg. Der Richter geleitete ihn unter die Haustüre und sah ihm nach, wie er über die mondberieselte Straße ging, aufrecht und

gravitätisch, den faltigen Prunkmantel stolzer Träume um sich schlagend und die Huldigung der Zukunft vorwegnehmend.

Der Bub aber blieb auf seinem Platze stehen, getraute sich nicht ein Bein vor das andere zu setzen, sondern verharrte unbeweglich, bis der Bauer kam. Denn er war jetzt mit dem großen Hofhunde allein, der in die Stube geschlüpft war, feindselig knurrte und dann die erste genauere Untersuchung an dem neuen Roßbuben vornahm. Er beschnupperte ihn von allen Seiten und stieß ihn dabei grob in die Kniebeuge. Eben kam der Bauer zurück; er freute sich über den Eifer des Hundes, der in dem kinderlosen Hause das Kind ersetzte, und redete nun ihn an statt den Buben: ‚Kastor,‘ sprach er, ‚deine Nase möcht' ich haben, nachher wüßt' ich, wie ich dran bin mit dem Buben! Brauch es aber nicht zu wissen, wird halt ein Schlingel sein wie alle. Viel Essen mögen die Buben und viel Schläge.‘

Jetzt erst schien er den Christophle recht angesehen zu haben. ‚Herrjeges,‘ brummte er, ‚bist du ein schmächtiges Schneiderlein! Du brauchst ja eine Stiege, daß du einem Gaul beim Putzen zum Kreuz langen kannst. Greif nur fest zu und fisch dir das Schmalz aus der Schüssel, daß ein Gedeihen über dich kommt!‘

Endlich trat die Bäuerin ein. Ein dickes, kugelrundes Weib mit roten, gemästeten Bäcklein und winzigen, in Fettpolster halb verkrochenen Augen. Kaum konnte man sehen, daß das eine ein wenig schielte.

Sie nahm eine recht freundliche Stimme an und fragte, um den verschüchterten Buben zu ermutigen: ‚So, du willst bei uns Roßbub werden? Ja, du Knirpslein, getraust du dir zu einem Gaul hinstehen? Wie tust heißen?‘

‚Christoph,‘ sagte der Bube und schlug die vor Erregung glänzenden Augen zu ihr auf.

‚So, du bist dem Wolkenberger sein Stoffel,‘ lachte sie mit gutmütigem Spott.

Christoph hatte seinen schönen Namen im Hinblick auf den gewaltigen Wittelsbacher Recken erhalten. Aber die Dorfbuben wollten den jungen Wolkenberger mit Gewalt zum ‚Stoffel‘ machen und er hatte für seinen vollen, unverstümmelten Namen, angestachelt vom Vater, schon heiße Kämpfe durchgefochten. Es war ihm gelungen, sich die böse Kürzung vom Leibe zu halten. Und nun, da er hilflos und wehrlos inmitten der großen Stube stand und sich vorkam wie ein Wüstenwanderer, der Tagreisen weit von aller

menschlichen Gemeinschaft entfernt ist, da nannte ihn seine Herrin und Gebieterin ohne weiteres schon beim ersten Gruße ‚Stoffel‘! So groß seine Furchtsamkeit war, so dachte er sich doch sofort: Das laß ich mir kein zweites Mal gefallen.

Die Bäuerin führte ihn darnach in die Rechte und Pflichten seines neuen Amtes ein. Sie wies ihm die letzte Tischecke als Platz bei den gemeinsamen Mahlzeiten an, zeigte die Lederöse unter der Tischplatte, wo sein Löffel steckte, und ermahnte ihn, die Tischdecke und Gabeln sauber zu halten. Geschwind essen und flink arbeiten! meinte sie, ist eine gute Regel für den Dienstbub, aber die beste: Schweig und lass' die andern reden! Darauf sagte sie: ‚Und jetzt sollst doch in den Stall verlangen! Will sehen, was der Knecht zu dir sagt. Ich mein, du gefällst ihm, und das wäre dein Glück!‘

Sie schob ihn vor sich her in den Roßstall. Als die Klinke kreischte, da hoben alle sechs Gäule, die hier standen, die Köpfe zurück und schauten mit ihren glänzenden Augen auf den späten Gast, dann malmten sie wieder ruhig Hafer und Gesod weiter, so daß es nach Mark und Kraft durch die Räume klang. Der Stall war nach hinten stockdunkel. Auf die Flanken der vorderen Pferde fiel aus einer armseligen Laterne ein mattes Dämmerlicht, das aber die glänzenden Haare der gesunden Tiere in einem tiefgoldenen Ton aufleuchten ließ. Aus der dicken Finsternis löste sich der Knecht. In der einen Hand hielt er eine dicke Flasche, aus der er eben getrunken hatte, die andere war daran, sie zu verstöpseln. Beim Gehen ließ er steife Knie plump schließen. Die blaue Schürze machte auf der Brust, wo das mächtige Taschentuch steckte, einen weiten Bausch. Das Haar hatte eine Farbe wie am Baum überwintertes Eichenlaub. Der große Mann bückte sich zu dem kleinen Ankömmling nieder. Während er mit der flachen Hand nochmal den Stöpsel antrieb, sprach er mit einer fremdartigen Aussprache: ‚Das ist also der Held, der es wagt, mein Roßbub zu werden. Komm, lass' dich sehen!‘ Christoph wurde feuerrot, als er, scheu aufblickend, sah, wie der Knecht ihn fixierte und wog. Er kämpfte vergeblich gegen ein Grauen, das ihm das Haar sträubte. Die Geschichten, die man von dem Knecht aus alten und neuen Zeiten erzählte, wurden in ihm lebendig. Zwar kannte ihn niemand näher, keiner pflog mit ihm Umgang. Eigentlich war er ein schöner Mann, hatte eine machtvolle Figur, gelocktes, helles Haar und dunkle Augen, eine Nase, die einstmals schön zu dem Gesichte gestanden haben mochte, aber jetzt von einem Hieb oder Streich und durch die Farbe des

Trunkes entstellt war. Aber weder Bursch noch Mädchen ließ er an sich heran. Ja man sagte, daß er ein grimmer Hagestolz wäre. Im Haus des Richterbauern aber hatte er eine unumschränkte Macht, der sich die Bäuerin und der Bauer wie alle Dienstboten beugten. Ihnen sollte er den Willen genommen haben, so daß sie nur wie ausgesogene Wesen in seinen Netzen hingen.

Er diente wie ein Knecht und wie ein Vetter. Er war, so sagte man, der Sohn einer Schwester des Bauern und eines welschen Soldaten. Die Leute sagten von ihm, daß er in seinen jungen Jahren Kriegsdienst genommen habe, um einmal seinen Vater treffen und erschlagen zu können. Beim Richter bleibe er nur, weil er dort den Verwalter und Herren spielen und die Kinderlosen zwingen wolle, ihn zum Erben zu machen. Das Schlimmste, was man ihm nachsagte, war, daß er einen Pakt mit dem Teufel geschlossen habe, wornach er alle Knaben, die in seine Gewalt kämen, dem Bösen ausliefern müsse.

‚Base,‘ rief er, als er mit der Laterne rings um den Buben geleuchtet hatte, ‚das ist der Rechte! Wir haben jetzt lange Unglück gehabt mit Trübsalbläsern. Der scheint ein lustiger Bursch zu sein.‘ Und er wirbelte Christoph ringsum, schob ihn an die Laterne, tätschelte ihn und sagte: ‚Ein frischer Junge; in dem steckt etwas, ich wette darauf. Alle Wetter, sieht dem Trommelbub gleich — weißt Base — von dem ich immer erzähle, der wie eine Katze war, nicht umzubringen, überall dabei, beim Stürmen, beim Trinken, beim Karten und Fluchen. Wahrhaft, der Tropf hat es im Unfug und Schlemmen bald jedem Alten zuvorgetan.‘ Die Bäuerin war schon weggegangen. Jener merkte es im Eifer gar nicht. Er fuhr fort: ‚Du mußt nämlich wissen, daß ich einmal Soldat gewesen bin, siehst du die Narbe hier — ein Ehrenmal, aber kein Schönheitszeichen.‘ Er zeigte die Narbe auf dem Nasenrücken. Christoph wurde dadurch wieder gezwungen, den Knecht anzusehen. Wie funkelten und stachen diese Augen! Und wie standen sie so merkwürdig zu dem dunkel feuerroten, flammenartig aufwärts gekräuselten Haar, wie wulsteten sich Lippen und Backen, wenn er lachte, während das Kinn mit dem gleichfalls roten, aber ganz spitzen Bärtchen sich nach vorn drängte. ‚Dummer Bub, fürchtest dich wegen dieser Nase, du mußt wissen, daß es eine ehrenvolle Wunde ist. Mein Trommelbub hat sie täglich geküßt als wie eine Reliquie.‘ Christoph bat dem Knecht wirklich sein Grauen und seine schlechte Meinung im stillen halb und halb ab. Eine Art Respekt erfaßte ihn vor dem, der wirk-

lich und nicht nur spielweise wie er den Feinden entgegengetreten war. Doch fand er auch jetzt auf alle Ansprachen und Anreden des Knechtes keine rechte Antwort. Er schaute immerfort messend, wartend und in einer durch Furcht noch gehemmten Neugierde an dem so Vielverrufenen empor. Dieser ließ es geschehen, lachte endlich auf und sprach: ‚Trommelbub, fixierst mich wie ein General. Ich seh', du hast Schneid. Bist ein forscher Kerl! Die andern sind immer dahergekommen wie die Hasen, haben vor mir die Augen versteckt und ihre Nasen ins Wams geflüchtet. Hast ein keckes Auge! He, was ist es denn mit dem Mundstück? Kannst ein bißchen frech reden? Das hab' ich gerne. Frisch heraus, Maul auf! Und eins sei gleich gesagt: Ich hasse die Duckmäuser! Wie, versuch's einmal, lach! Ich möchte dich lachen hören! Lachende Buben sind ein Seelentrunk und Ohrenschmaus ... und auch einen Puff muß ein rechter Kerl vertragen. Mit meinem Trommelbub haben wir manchmal Ball gespielt. Sind wir gut aufgelegt gewesen, ist er von Hand zu Hand geflogen, wenn schlecht, von Wand zu Wand. Aber er ist wie eine Katze gewesen: immer auf den Beinen! Und wie eine Pfeife: immer hat er lustige Töne von sich gegeben. Ist ihm dafür nicht schlecht gegangen. Hat Reden führen dürfen wie ein Erwachsener, saufen wie ein Erwachsener. Faulenzen auch.'

Erstaunt und bedrückt horchte Christoph auf den Knecht. Waren nun diese Reden alle nur spaßhaft gemeint? Verstand er den Spaß nicht, weil er so grobe Worte nie hörte, sondern immer nur Edeltrauds wohlgemessene Reden? Der Knecht hat einen so übermütigen Soldatenton, den er sich im Lager angewöhnt hat, meint es wohl nicht böse, und doch ... Christoph schwieg, schaute auf die Tiere, die er lieber angesehen hätte, anstatt diese seltsamen Witze des Mannes anzuhören. Wie blähten die Rosse die Nüstern, wie schüttelten sie die lockigen Mähnen, wie warfen sie die Hälse in die Höhe! Es war lieblich, ihnen zuzusehen. Aber da sprach der Knecht: ‚Das sind Rosse, wenn du es noch nicht wissen sollst. Die sind eigentlich deine Herren, denen du deine Dienste weihen mußt. Hast du schon einmal Rosse gesehen? Ich meine, aus der Nähe. Hast du schon eins gestriegelt? Weißt du, wie man Besen, Futterkorb und Trinkkübel, Roßschweif und Kartätsche in die Hand nimmt? Und weißt du, daß die Tiere nicht vorne ausschlagen und hinten beißen?' Christoph sprach: ‚Ich fürchte die Rosse nicht. Ich habe schon manches gestriegelt und gefüttert.' ‚Laß sehen, was du kannst,' rief der Knecht, und der Bub' mußte beginnen, seine

Fertigkeit im Füttern, Putzen und Kehren zu zeigen. Der Knecht stand bei ihm, hatte die Hände in den Hosentaschen vergraben und lobte Christoph: ‚Flink ist das Bürschchen, geht ihm von der Hand. Es hat eine Art, wie es sich dreht. Du, ich mein', wir vertragen uns. Zwar morgen kommen die Proben, mußt zeigen, ob du parieren kannst. Denn schließlich, so frech der Trommelbub' war, parieren hat er müssen, und wenn wir ihm einmal kommandiert haben: „So oder so," so wäre er dem Teufel an die Kehle gefahren. Hoffe jetzt, daß ein neues Leben anhebt; bin froh, daß der Veitle, der Duckmäuser, zu den Sternenputzern weggelaufen ist. Heut' abend feiern wir einen lustigen Einstand, daß du die Proben besser überstehst. Denen kommt ein Roßbub' nicht aus. Sie sind Brauch und Herkommen. Jetzt aber will ich dich den andern Ehehalten zeigen. Wenn ich zu ihnen sage: „Das ist mein Trommelbub'," dann respektieren sie dich.'

Christoph fühlte sich bei diesen Reden immerfort von einem üblen Schnapsgeruch angeweht. Er dachte sich: ‚Er ist halb betrunken, darum faselt er so viel und lächerliches Zeug. Wenn mein Vater so ist, dann faselt er auch; ist er aber ganz betrunken, dann schlägt er uns.' Und aufs neue bangte er vor dem Knechte wie vor einem dunklen Gang, der in seinem Beginn halb Licht, halb Finsternis ist, aber in seinen Tiefen Unheimliches ahnen läßt.

Drüben in der Stube stand das Gesinde schon beisammen. Die Magd tummelte sich aufdeckend um den Tisch, auch den Stallschweizer, dem kleine und schwache Äuglein einen blöden Ausdruck gaben, konnte Christoph beobachten. Die anderen standen hinter ihm und haspelten eilig die Gebete ab. Doch entdeckte er, seitwärts blickend, noch ein Gesicht, das ihm tröstlich war. Er erkannte Adelheid, ein Mädchen, das in Edeltrauds Alter stand und hier wohl die einzige Person war, die noch kindlich blickte. Sie spielte laut plappernd mit der Katze. Das schickt sich nicht, dachte Christoph, und Edeltraud würde es ihr abstellen. Aber da wurde er sich plötzlich bewußt, daß er selbst nur mit den Lippen betete, und seine Augen suchten eiligst den Herrgottswinkel. Zu seinem großen Staunen fehlte dem Heiland, der dort hing, der linke Arm. Dieser Anblick rührte ihn, gleich als sehe er einen verkrüppelten Mann. Als die rasch, wie grobes Zeug aus einem umgestülpten Sack, hervorpolternden Tischgebete beendet waren, rief der Knecht, sich setzend: ‚Wie gefällt euch mein neuer Bub'? Er heißt Christoph. Das will sagen, daß er ein tapferes Bürschlein ist wie sein Patron.

Ich verlange, man soll ihn auch Christoph nennen; das klingt nach Soldat; er soll mein Trommelbub' sein und Ehre haben.' Da grinsten die Mägde und der Stallknecht, sagten aber nichts.

Nach Tisch setzte sich der Knecht zu Christoph auf die Feierabendbank, die im Stalle nahe dem Wassertroge stand. Unter ihr waren allerlei Schubladen für die Gerätschaften des Knechtes und des Buben angebracht. Hinter ihr zog sich eine Holzwand hin, die mit Werkzeugen gespickt war und oben ein Gesimse trug, auf dem Schüsseln und ein paar Büchlein standen. Der Knecht öffnete ein Fach, holte seine Flasche heraus, stellte zwei Gläschen auf, goß Branntwein in sie und forderte den Buben auf zu trinken. Christoph sagte, das sei nichts für Kinder. Als er sich trotz heftigem Zureden standhaft weigerte, donnerte der Knecht auf einmal mit bösem Gesichte: ‚Trink' jetzt, das ist kommandiert, und Kommandiertes mußt du tun, ob ich dir auch befehle, dem Teufel den Schwanz auszureißen!' Da nippte Christoph ein klein wenig. Der Knecht war es zufrieden und nickte wieder heiter. Er faßte nach Christophs Hand, zog ihn, der wegen des scharfen Dunstes von seinem Mund wegstrebte, an sich heran und erzählte von seinem Trommelbub'. Er wurde dabei weich und erregt und das um so mehr, je gieriger er der Flasche zusprach. Der Trommelbub sei der Schwarm des ganzen Regimentes gewesen. Ei, wenn Christoph nur einen winzigen Teil von dem Trommelbuben wiedergeben könnte, er sollte es gut bei ihm haben. Halb lachend, halb weinend schilderte er, wie der Junge zum Regiment gekommen sei. Der Sohn eines verdorbenen und im Kriege gefallenen Adeligen, habe er eines Tages das Heer aufgesucht. Wohl sei ihm das Soldatenleben als irgend etwas Heiliges und Geheimnisvolles vorgekommen. Er habe gehofft, seinen Vater zu rächen, Ehr', Ruhm und Geld zu erobern, vor allem aber, seiner Mutter aufzuhelfen. Als ein Schwärmer und Träumer sei er gekommen und zugleich so engelschön, daß er mehr einem Märchenprinzen als einem Sohn dieser dummen Erde geglichen habe: hochgeschossen und schlank, aber zäh und geschmeidig wie ein eschener Armbrustbogen, das Gesicht weiß und rosenrot wie ein frisches, wächsernes Christkindlein; schmale, helle Hand, blaue Augen, ein Haar von Goldfäden, ein Stimmlein wie aus Honigzucker und Butterbirnen, mit einem Wort: ein rundes Wunderkind. Dabei doch das ganze Kerlchen herb, fest, lauter Sprungfedern aus blauem Stahl. Dieses feine Körperlein sei ihm auch zeitlebens geblieben, aber das ziere und bigotte Wesen

habe er im Handumdrehen abgelegt, auch all seine Träume und Ritterphantasien. Eines Tages sei er aufgewacht, diebisch wie eine Elster, prahlerisch wie ein Welscher, erlogen wie ein Zigeuner, frech wie eine Betteldirn. Das Milchsüpplein sei urplötzlich zum siebenmal gegorenen Tartarenwein geworden. Ein Prachtwesen! Der schönste Bub' auf Gottes Erdboden — die Rosse haben ihm nachgeschaut — doch ein Teufelskerl! Manchmal habe er sich so ausbrüchig benommen, daß es sogar alten Soldaten gegraust hätte. Einmal sei er bei einem Streifposten mit dabei gewesen. Bei einer Attacke sei ein junger feindlicher Krieger verwundet liegen geblieben; während sie mit den Gegnern beschäftigt waren, habe der Trommelbub' dem Blessierten ganz langsam den Garaus gemacht. Nach seiner Behauptung habe er weder vorher noch nachher ein größeres Vergnügen genossen. Der Knecht wurde bei diesen Erzählungen so begeistert, als säße er nicht im Roßstall, sondern im Feldlager unter wilden Gesellen aus aller Herren Länder und an der Seite des Trommelbuben; er stürzte ein Glas nach dem andern hinunter und vergaß darüber, daß ein gänzlich unschuldiger Knabe sein Zuhörer war. Er schloß die Erzählung: Leider sei der Trommelbub eines Nachts so fest eingeschlafen, daß er das Aufwachen vergessen habe. Der heiße Brand eines eroberten und jäh genossenen Branntweinfasses habe ihm Herz und Eingeweide verzehrt.

Nun hob er Christoph auf seinen Schoß, zauste ihn derb am Ohr und rief: ‚Gefällt dir dein Ebenbild, der schöne, feuchte Harro?‘ Er streichelte sein Haar: ‚Hast auch Gold auf dem Kopf und Himmelblau im Auge, und bist zart und fein, als wärest einem adeligen Vater davongegangen; hoffe, daß du auch einmal aufwachst wie der Trommelbub'.‘

Christoph hatte noch nie in solch grausamer und farbenreicher Rede von Blut, Mord und Trunkenheit gehört; immer war ihm als etwas Böses und Verabscheuungswürdiges vorgestellt worden, was der Knecht als liebe und traute Erinnerungen vorbrachte. Er wurde darüber ganz verwirrt. Der Knecht saß vor ihm da, zugleich triefend von zärtlicher Wehmut und von überschwenglicher Begeisterung für den früh Verdorbenen. Und unter diesem öligen Spiegel brach alle Augenblicke ein grausiges Leuchten, ein dunkles Geball von Wut und Leidenschaft hervor, das Christoph fühlte, aber nicht deuten konnte. Bald horchte der Knabe nur noch halb auf ihn hin. Er mußte an die Mutter denken, für die sich jener Adelige in Gefahr gestürzt hatte, und das schöne Bild des Engels rührte

ihn um so mehr, je umständlicher seine Teufelwerdung geschildert wurde. Der Knecht fuhr indessen fort, in anderen Erinnerungen zu schwelgen. Wie zuckende Flammen aus einem mit rasenden Händen geschürten Feuer sprangen die Gesichte und Bilder eines tollen Lebens hervor. Er schien eine eigene Lust zu haben, den Knaben gruseln zu machen. Als seine Zunge bereits zu lallen begann, zeigte er auf das Büchlein, das auf dem Gesimse über ihnen lag und sagte: ‚Da drinnen sind die Bannsprüche, die hieb- und stichfest machen, Gebete wider alle Feinde, Gebete, um Liebe in Haß zu wandeln und Haß in Liebe, auch um den Segen in den Stall zu bringen und das Vieh mit Krankheit zu schlagen. Als er sah, wie Christoph erschrak und angstvoll von ihm wegdrängte, beschwichtigte er ihn: ‚Spaß, Christoph, nur Spaß,‘ aber gleichwohl glaubte Christoph nun die Bestätigung der Gerüchte zu haben, welche dem Knechte Stallunglück, Erkrankungen in den Familien, ja sogar den Tod von Knaben zuschrieben. Immer ängstlicher wehrte er sich gegen die streichelnden Finger, als zögen sie, krauend und liebkosend, ein Netz um ihn. Endlich gelang es ihm, sich los zu machen. ‚Ich will jetzt schlafen,‘ sagte er, ‚wo ist mein Bett?‘ Da trank der Knecht mit einem raschen Zuge die Neige der Flasche aus und drängte den Knaben, auch sein Gläschen zu leeren. Dann erhob er sich, nahm Christoph auf seine gewaltigen Arme und schwankte mit ihm an den Rossen vorbei in die Tiefe des Stalles. Dort öffnete er eine Türe, schritt durch einen Raum mit Stroh und trat dann in eine Kammer, in der eine einzige aber mächtige Bettstelle war, fast die ganze Breite des Raumes füllend. Hier setzte er ihn nieder und löschte die Laterne aus. Christoph gedachte der Mahnung Edeltrauds, kniete sich hin und verrichtete das Abendgebet:

‚Ich will den Abend schlafen gehen,
Zwölf Engel sollen mit mir gehen.‘

‚Oho,‘ lachte der Knecht, ‚ein Dutzend, nicht mehr?‘ Da betete Christoph still weiter, indem er dachte: Wo solch ein Büchlein aufliegt, sind vielleicht zwölf noch zu wenig. Trotz des tröstlichen Gebetes konnte er nicht schlafen. Er mußte an den Vitus denken; denn er glaubte jetzt felsenfest, daß der arme Knabe durch einen Bannspruch in den Tod gejagt worden sei. Im Dorfe sagte man ja: Der Knecht hat einen Vertrag wie der Doktor Faust. So lange er Knaben ausliefern kann, wird er selbst nicht verfallen.

Das Lager war hart; eine rauhe Decke, mit Haferhülsen ge-

füllt, lag strotzend wie ein gemästetes Tier über ihm. Er vermochte sie kaum auf die Seite zu schieben. Nach einiger Zeit wurde es in der Kammer helle. Der Mond war höher gestiegen und sandte auch in diesen dunklen Raum durch ein winziges Fenster einen Streifen seines sanften Lichtes. Christoph setzte sich aufrecht in das Bett; so erschien es ihm leichter, die schweren, schwarzen Gedanken zu verjagen. ‚Du machst ihm den Trommelbuben nicht,‘ sagte er mit festem Entschluß vor sich hin. ‚Du hältst deine Seele sauber, dann helfen ihm die Bannsprüche nichts!‘ Er konnte deutlich das ölig glänzende Gesicht des Knechtes sehen, der im Schlafe einen Kampf auszufechten schien, und die Decke grimmig wie eine Beute an sich zog. Der Streifen des himmlischen Lichtes zeichnete eine lange Bahn auf das Bett und gerade in dieser hellen Linie lag das gebleicht rötliche, verwirrte Haar des mächtigen Kopfes. Christoph wandte sein Gesicht rasch von diesem Bilde weg. Mein Vater, dachte er, war auch manchmal häßlich betrunken und ist doch nüchtern der allerbeste Mann; vielleicht ist es mit dem Knechte ebenso. Heranfließender Schlaf löste allmählich die gegenwärtige Bangigkeit auf, indem er ihm mehr und mehr liebliche Bilder aus der Heimat vorgaukelte. Christoph war eben daran, einzuschlummern, da sprang der Knecht mit einem jähen Satze auf, packte ihn, hob ihn auf und schlug ihn mehrere Male wie eine Katze gegen das Bett. Christoph vermochte nicht einmal zu schreien; nur die morschen Bretter ächzten. Er glaubte, in einem Bad von blauen und roten Kugeln zu schwimmen. Endlich gelang es ihm doch, einen durchdringenden Hilferuf auszustoßen. Da schrie auch der Knecht auf, ließ von ihm ab und rieb sich wie ein Erwachender die Augen. ‚Was hast du, Christoph, was schreist du? Ist etwas geschehen? ... Was, ich habe dir Leides getan? Verflucht! ... O nimm mir's nicht übel, ich habe geträumt und geglaubt, der Vitus sei bei mir, und der hat nicht genug Schläge bekommen können! ... Aber das ist ja mein Christoph, mein Trommelbub', nimm' mir's nicht krumm; ah, was hab' ich getan!‘ Seine Stimme schlug über, er weinte, kniete nieder und krampfte die Hände zusammen. ‚Ich hab' bös geträumt. Du aber bist mein Prinz, mein Liebling.‘ Und er schrie das ‚mein Liebling‘, bis es ihm unter Schluchzen erstickte.

Christoph lag körperlich und seelisch erschüttert und nicht fähig, nur einen Gedanken zu fassen. Als der mächtige und gefürchtete Mann so demütig und zerknirscht vor ihm auf den Knien lag,

wandelte sich sein Grauen in Mitleid. Er begann zu weinen und wandte den Kopf weg, weil er nicht sehen konnte, wie der Koloß sich verdemütigte und winselnd seufzte: ‚mein Liebling, mein Liebling!‘ Er fand nicht das rechte Wort, um ihm zu sagen, daß er ihm nicht böse sei, daß er Mitleid mit ihm habe. Er bat nur: ‚Wir wollen schlafen, es hat mir nichts geschadet!‘ Da küßte ihm jener die herabhängende Hand, drückte seine Lippen in einer gewissen zerknirschten Zärtlichkeit auf die kleinen Finger und begab sich zur Ruhe.

3.

Es war in der Kammer noch völlig dunkel wie in der Stunde des Einschlafens, als Christoph aufgeweckt wurde. Der Knecht rief: ‚Roßbub, auf! Deine Zeit ist um, des Bauern seine Zeit hebt an!‘ Zugleich hörte der Knabe mehrere Hahnenschreie. Darüber empfand er eine wallende Freude; denn nun erst glaubte er, daß wirklich der erlösende Morgen gekommen sei. Die Turmuhr schlug die fünfte Stunde. Auch dieser liebe Schall kam wie ein guter Freund herbei und zerstreute eine Last von Bangigkeit und Herzensnot. Der Tag war nahe und stand bereit, die dunkle Höhle zu zerschlagen, die während der Nacht ihre harten Wände gegen ihn gekehrt hatte. Die Morgenglocke läutete. Wenn ihr Schall erklingt, wenn die Hähne erwachen und die ersten Gebete mit den ersten Frührotstrahlen über die Erde hinflattern, dann beginnt wieder die Macht des Frohen und Lichten! Flink zog sich Christoph an, aber er fand sich gleichwohl nicht rasch genug zurecht. Der Knecht sagte: ‚Frisch heran, Leimsieder! Das Einstandfest ist um, jetzt heben die Einstandsproben an. Wollen sehen, ob du Spaß verstehst: Ketten abbeißen, Wasser im Sieb holen und dergleichen Kunststücke und Geduldproben!‘

Er ging ihm voraus in den Stall, wo sie von den Pferden, die vor Übermut und Ungeduld in die steinernen Barren hieben, mit freudigem Wiehern begrüßt wurden. Christoph war es nicht gewohnt, zu so früher Stunde in der Höhe zu sein. Aber er merkte sofort die erheiternde Macht des Morgens, die jede Seele mit sanfter Gewalt auffaltet. Die Nacht, die überall noch durch die Fenster hereinlugte und um Dielen und Winkel braute, hatte nichts Beängstigendes mehr. Sie war ein zur Strecke gebrachtes Raubtier, mit dem selbst Kinder zu spielen beginnen. Wieder und wieder krähte der Hahn, man hörte ihn kräftig mit den Flügeln schlagen,

die Hühner begannen traumselig zu singen und aus den andern Ställen her schrien die Kühe und Kälber. Überall war schon Leben. Auf der Straße knallten die Peitschen und ein Knabe pfiff ein Lied. Christoph hätte beinahe mitgepfiffen. Aber der Knecht ging brummig und verdrossen umher und schaute darein, als wäre er ein übriggebliebener Klumpen Nacht. Meist schwieg er. Und dieses Schweigen lastete nach dem, was gestern zwischen den Beiden vorgefallen war. Die Pferde hatten Gesod und Hafer bekommen, und nun ging wieder ein liebliches, heimeliges Malmen und ein befriedigtes Schnauben durch den Raum. Christoph mußte die Rosse striegeln. Zunächst wurde ihm der uralte Rappe anvertraut. Dieser war gegen alles unempfindlich. Sein Gefühl hatte sich gänzlich von der Oberfläche zurückgezogen. Christoph tat sein Bestes, denn er glaubte, diese Arbeit sei seine erste Probe. Er klapperte mit dem Striegel über die vorstehenden Rippen hin und beschäftigte sich voll Eifer mit der alten Mähre, die mit dem neugierlosen Blick des Alters nach ihm umschaute. Da hörte er flüstern: ‚Gib acht auf die Proben: Nach Tripsdrill reisen, Blaubeeren sehen . . .!' Als sich Christoph umdrehte, sah er eben noch, wie Adelheids Röcke um die Ecke flatterten und ein leises Kichern zeigte ihm, daß sie sich darauf freute, ihn zu necken.

Jetzt ging die Stalltüre auf. Draußen auf dem Hof war die Dunkelheit bereits einem zarten Morgenlicht gewichen. Fahle Dämpfe fuhren aus dem Stall ins Freie. Christoph mußte einen Karren mit Dünger über den Hof schaffen. Als er sein Ziel mit Aufbietung aller Kräfte erreicht hatte, blieb er lange stehen und rang mit der Versuchung: ‚Auf und davon! Auf und rette dein Leben!' Überall durch die Fenster der Häuser, die wie dunkle Kolosse im dämmerigen Tale lagen, strahlte freundliches Licht. Kamine bliesen blauen Rauch gegen den erhellten Himmel. Nur noch ein einziger Stern zitterte im Verblassen. Die Morgenluft war frisch, so daß Christoph erschauderte. Oder war es die Sehnsucht nach den Geschwistern, der heiße Kampf seines Stolzes gegen das Heimweh, der Furcht gegen das Gebot des Vaters und die Pflicht, die Seinigen vor dem Bettelstab zu retten? Unaufhaltsam drängte der Morgen die Nacht in den Boden und die Klüfte, scheuchte die Eulen, Füchse und Schleicher, und unaufhaltsam wuchs in dem Knaben die frohe Zuversicht und der frische Wille zum Aushalten. So mutig und froh fühlte er sich alsbald, daß er weder an das Büchlein noch an die Erlebnisse der Nacht glaubte. Das alles ist ein Traum ge-

wesen! Er schwang die Arme empor, winkte gegen das väterliche Haus, als wollte er sagen: Schlafet nur ihr Kleinen, der Christoph ist wach und schützt euch! Der Morgen war in ihm. Wie ein David stand er über dem Riesen Nacht. Der Morgen ist der stärkste Held, und er wollte seine Kraft auch in dem schwachen Knaben versuchen.

Als Christoph wieder im Stalle war, befahl der Knecht, er solle den alten Rappen putzen. Verwundert sagte der Bub': ‚Hab' ich doch schon geputzt!' ‚Du hast ihn noch nicht geputzt!' ‚Freilich hab' ich ihn geputzt!' Im nächsten Augenblicke lag er, von einem Fußtritt niedergeschleudert, unter einem Pferde, das die Ohren spitzte und erregt hin- und hertrippelte. Christoph sprang rasch auf und blickte den Knecht tief beleidigt und bange an. Er fürchtete schon, der Anfall der heutigen Nacht möchte sich wiederholen. Aber der Knecht war ganz ruhig und gelassen, nahm den Knaben zu sich heran und sprach in belehrendem Tone: ‚Erste Probe schlecht bestanden! Was habe ich dir gestern eingeschärft? Der Trommelbub' darf lungern und lumpen; aber wenn kommandiert wird, dann gibt es kein Warum und keinen Willen. Sonst fliegt er so gut wie jeder andere an die Wand. Sagt der General: Der Gaul ist nicht geputzt, dann ist er es nicht, und wenn ein Regiment an ihm herumgestrichen hat. Ein Bub' darf kein Aber haben. Erstes Lagergesetz! Dein Wille bin ich. Sage ich: Beiß' die eiserne Kette ab, so beißest du! Sage ich: Fluche, so fluchst du! Darnach kannst du dich bei den Festen und Feierabenden allweil schadlos halten und deinen Kopf aufsetzen.'

Der Vormittag war verschiedenen Arbeiten gewidmet, die alle darauf berechnet waren, Christoph das erste Lagergesetz ins Blut zu impfen und sein Wollen, Denken und Empfinden durcheinanderzurütteln. Wie alle Rekruten wußte Christoph schließlich kaum mehr, was rechter und linker Hand sei und kam sich bald wie ein vollendeter Schwachkopf vor. Denn alles, was er anstellte, war verfehlt, lächerlich, läppisch, ja sogar bösartig. Immer wieder vernahm er die Stimme der Empörung und des Staunens über seine unerhörte Unbildung. Aller Trotz, alles Selbstbewußtsein, die Erinnerung, daß er unter seinesgleichen Hauptmann war, und der leise aufblühende Stolz auf seinen ‚Wolkenberger' wurden zu Schanden.

Als sie beim Mittagessen saßen, begann alsbald eine rege Unterhaltung. Die Reden des Gesindes waren saftvoll und entbehrten nicht eines schmutzigen Rüchleins. Der Bub hörte sie

E. Oelieden/Mutter II



und hörte sie nicht. Er verstand nichts von den Anspielungen, die sie auf Ereignisse und Verhältnisse im Dorfe machten und erinnerte sich an die Mahnung der Bäuerin, zu schweigen. Auf einmal sagte der Stallschweizer: ‚Der Bub soll sofort zur Bäuerin kommen und ihr die Holzscher holen.‘ Christoph schaute den Blöden an wie einer, der nicht weiß, ob er selbst oder der andere ein Narr sei, und wiederholte fragend: ‚Die Holzscher?‘

Der Knecht runzelte die Brauen und stampfte mit dem Fuße: ‚Parieren!‘

Da legte Christoph seinen Löffel weg und schlüpfte in die Küche hinaus, um sich der Bäuerin bereitzustellen. Diese aber lachte aus vollem Halse, so daß man von den Augen nur einen schmalen Schlitz sah, und sagte weiter nichts als: ‚O Stoffel, Stoffel! Es gibt doch keine Holzscher. Aber geh' zum Bauern ins Stüblein und frag ihn um den gläsernen Holzschlägel.‘

Dem Buben wurde es ganz dumm im Kopfe. Er hätte am liebsten hinausgeschrien: ‚Stoffel heiß ich nicht und wenn es keine Holzschere gibt, wie soll es dann einen gläsernen Holzschlägel geben!‘ Aber er erinnerte sich an die eingeschärften Gesetze und ging zum Bauern, um den Auftrag auszuführen. Dieser hatte soeben sein reiches Mahl gegessen und zog sich behaglich die Fleischfasern zwischen den Zähnen heraus. Die Augenlider hingen schwer und schlaffüchtig herab. Er zwinkerte den verlegen Stotternden listig an: ‚O Stoffel, hast nicht nur Prinzessenhände, sondern auch einen Prinzessenkopf. Mußt ganz ein anderer werden! Was wird dein Vater sagen, wenn ich ihm von deiner Einfalt erzähle.‘ Während die lauschende Bäuerin vor Vergnügen kreischte, sprang der Bub in die Gesindestube zurück und rief mit purpurroten Wangen: ‚Ich laß mich nicht zum Narren halten. Mein Vater wird euch lehren . . .!‘

Eine ganze Rede voll Empörung und Verachtung brodelte in seinem Kopfe. Aber sie blieb ihm im Halse stecken und die großen Worte von ‚den Wolkenberger Ahnen, von dem Oheim Thassilo, der ihn zum großen Herren machen werde‘, wagten sich vor den höhnischen Gesichtern nicht hervor. Auch hinderte ihn ein zartes Schamgefühl, Schimpfworte hervorzustoßen. Als ihm aber ein mächtiges Gelächter entgegenschallte und alle riefen: ‚Wo hast du die Holzscher?‘ da fing er noch einmal mit schriller Stimme an: ‚Meint ihr, ich hätt' an die Holzscher oder an den dummen Gläsernen geglaubt?‘ Aber im Chore brauste es ihm entgegen: ‚Geglaubt hast du dran!‘ Da verzog er verächtlich den Mund und sagte ganz ruhig:

‚Mit gemeinen Leuten laß ich mich nicht ein!‘ Damit ging er stolzen Schrittes hinaus, daß man glaubte, seinen Vater schreiten zu sehen, schmetterte die Türe zu und stellte sich grimmig in eine dunkle Ecke des Roßstalles. Er überlegte: ‚Soll ich davonlaufen?‘ Aber er wies diese Regung rasch ab. Denn er kann doch nicht sagen, er wolle nicht mehr dienen, weil er mit der Holzscher geneckt werde! Ja, er schämte sich, daß er nicht ruhig geblieben war. Hieß es denn nicht, daß man mit den Wölfen heulen und mit den Spaßenden spaßen soll. Ganz gewiß, es war ja nur ein unschuldiger Spaß gewesen.

Nach kurzem kam der Knecht zurück, setzte sich auf das Bänklein und winkte den Buben zu sich heran. Christoph blieb stehen. Wieder winkte der Knecht und zwar mit einer Miene, die aus dem Weltgericht geschnitten schien. Christoph mußte ganz nahe herankommen, so daß er zwischen den beiden Knien wie zwischen den Griffen einer Zange stand. Da packte ihn der mächtige Mann bei den Schultern und rüttelte ihn. Er tat es lachend. ‚Einen prächtigen Zorn kannst du flackern lassen! Hast ausgesehen wie eine feuerspeiende Kartaune. So gefällst du mir. Mit Gift und Zorn muß ein rechter Mensch gefüttert sein. Aber das gefällt mir nicht, daß du gegen Spaß aufmuckst. Das sind ja noch seidene Späße. Was soll da werden, wenn die grobschmiedenen und gesalzenen kommen und die Schwefelspäße. Du mußt sein, wie der Fußlappen, wenn der Hund mit ihm spielt: Nachgeben, immer nachgeben! Darnach kannst du auch mit uns spielen. Du kannst das Hündlein sein, ich bin dein Fußlappen, den du zerrst. Ich habe keine andere Freud auf dieser Welt als solch ein Spiel. He du, laß das Trommelbüblein aufwachen!‘

Während er das sagte, schüttelte, drückte und zauste er ihn immer mehr. Es war, als brächte ihn jede Bewegung in größere Gier, dem Buben, dem er eigentlich gute Worte gab, wehzutun. Christoph nahm die Strafe ruhig hin. Denn es reute ihn immer heftiger, daß er sich wie ein einfältiges Kind benommen habe. Er bekannte sich schließlich in seiner Zerknirschung sogar zu dem Satze, daß ein Bub sein müsse wie der Fußlappen, mit dem ein Hund spielt. Doch kränkte es ihn, daß der Mann, der heute nacht noch vor ihm auf den Knien gelegen war und weinend Abbitte geleistet hatte, in solch stolzer Richterherrlichkeit vor ihm prunkte.

Hinter dem mächtigen, strohgedeckten Stadel stieg ostwärts der Garten des Bauernhofes an. Obstbäume standen auf der runden grünen Schwellung und darüber hinweg sah man die roten Uferhänge und schwarzen Waldungen des jenseitigen Lechrains. In einer kleinen

Senkung zwischen Stadel und Garten lag ein mächtiger Haufen von Tannen- und Buchenästen, so daß ein abgegrenzter Raum entstand, zu dem kein Nord und Ost wehen konnte, den aber die Südsonne mit vollem Aufprall traf. Auf diesem sonnleuchtenden und harzduftenden Plätzchen standen Sägbock und Kliebblock. Hierher wurde der Bube mit der kleinen Adelheid geschickt, damit sie Reisigwellen machten. Sie arbeiteten zuerst, jedes an seinem Bock, mit Eifer und einander zugekehrten Rücken. Nicht ein Wort wurde gewechselt, denn von Zeit zu Zeit erschien das fette Gesicht der Bäuerin an einem Fenster, und ihre zugekniffenen Augen blinzelten zu ihnen her, oder ihr umfänglicher Körper war doch hinter einem Vorhange zu vermuten. Die zwei wußten, daß sie unter Aufsicht schafften.

Der Bub, der bisher an solch schönen Tagen mit Geschwistern und Kameraden frei wie die Vögel gespielt hatte, machte Augen hin, die nicht viel anders aussahen wie die schwarzen Löcher der verlassenen Nistkästen. Er sehnte sich nach flinker Rede und fröhlichen Menschen. Es war ihm ganz öd und sehnsüchtig im Herzen. Sein Haus lag nur etliche hundert Schritte weg im Oberdorf. Er hatte Heimweh, als wär die Ewigkeit zwischen ihm und den Seinigen. Das Gesicht der Bäuerin dünkte ihm wie eine gewaltige Faust, die gegen ihn geschüttelt wurde. Da er aber endlich lange Zeit nichts mehr von ihm sah und ein feiner Duft von dem Eichelkaffee erzählte, der da drinnen gekocht wurde, da dachte er, daß sie in tiefer Verzauberung vor ihrer Tasse sitze, und wandte langsam sein Gesicht und seine Gedanken mehr und mehr der Adelheid zu.

Auf einmal kam diese ganz nahe heran, als ob sie ihm eine große Heimlichkeit zu sagen hätte und flüsterte ihm ins Ohr: ‚Bitt' die Bäuerin um ein Häfelein Eichelkaffee!'

Christoph lachte: ‚Hast du ein Gelüst, so bitt' selber!' Aber da drehte ihm Adelheid standhaft den Rücken, schnitt ein mürrisches Gesicht und verweigerte ihm jede Ansprache. Christoph hatte das Gefühl: Jetzt bist ganz allein auf dem Hof. Die anderen sind alle Fäuste und Hämmer. Die einzige Adelheid hat ein liebes Gesicht und du hast sie jetzt auch zur Faust gemacht! Und er ertrug das Schmollen nicht länger und lief zur Küche, bereit den Zorn der Bäuerin um der Gunst Adelheids willen zu ertragen. Er fand die Alte am offenen Herdfeuer. Sie hatte eine umfängliche, blümelige Tasse zwischen den Knien und sprach Kaffee und Kuchen vergnüglich zu. Sie erschrak so, daß sie ihre saubere Schürze mit Kaffee begoß. ‚Ich tät bitten um Kaffee für die Adelheid!' Aber da war es, wie

wenn ein gefrorener Bach plötzlich von der Flut des Tauwindes gebrochen wird. Die Bäuerin, erst ganz Starre, wurde ganz Wildheit. Sie griff nach einem Haderlumpen und schlug das nasse Tuch dem verblüfften Buben um die Ohren. Christoph lachte gleichwohl tapfer, denn er sah, daß er wieder in eine Falle gelockt worden sei. Er ging zu dem Hackstock zurück, wischte sich recht merkbar den Mund und sagte, um den Scherz mit einem Scherz zu schlagen: „Ich habe meinen Teil in der Küche bekommen. Du sollst deinen Teil selber holen. Sie möcht' uns das Unsrige heimlich geben.' Aber Adelheid lachte in einer Weise schadenfreudig und schrie ihren Streich so boshaft den anderen Dienstboten zu, daß sich Christoph gleichwohl eines heftigen Unwillens nicht erwehren konnte und sein Herz auch von ihr abwandte. Als er so verärgert an seinem Block stand und die Spottreden des Mädchens mit starrem Schweigen strafte, kam sein Vater in den Hof. Er hatte offensichtlich getrunken. Christoph merkte das aus der hocherhobenen, prahlerisch loslegenden Stimme. Auch hatte er ein Eichenzweiglein auf den Hut gesteckt, wie immer, wenn er einen Werkeltag zu einem Festtag machte. Er rief seinem Buben zu: ‚Sieh da, meine Kinder kann man zu allem gebrauchen. Die schauen eine Arbeit an, und flugs sind sie Meister. Das tut das Blut. Christoph, hast du auch einen Stolz auf dich? Sie sollen nur wissen, daß sie froh um dich zu sein haben!'

Christoph liebte seinen Vater kindlich. Aber wenn dieser betrunken war, dann krampfte sich diese Liebe zusammen wie eine betastete Wunde. Ein Fremdes und Feindseliges trat zwischen ihn und den Vater und machte ihn trotzig. Und so schwieg denn Christoph und grämte sich, als er sich in ein Gespräch mit Adelheid einließ und nicht merkte, wie ihn das lose Mädchen verspottete.

Aber da kam die Bäuerin dazwischen, rot vor Zorn und begierig, auch Adelheid ihren Teil zu geben. Sie sah Rasso, hörte ihn großsprechen und schrie darum erst recht gereizt: ‚Du kommst gelegen, Wolkenberger, kannst dein' Buben gleich wieder mitnehmen. Er taugt nichts, stolz und dazu frech wie ein Spatz. Ein schöner Prinz! Eine feine Prinzessin!'

Rasso taumelte völlig gegen den Holzstoß, so sehr erschreckte ihn die ergrimmte Bäuerin. Er hatte heute von Wirtschaft zu Wirtschaft erzählt, der Bauer trage den Buben respektvoll auf Händen. Er jage lieber all seine Dienstboten fort als den Christoph. Und nun wirft man ihm den Buben wie ein Lumpenbündel zu! Was geschieht dann mit den Schuldscheinen? Er stotterte: ‚Oho!' und maß drohend seinen Knaben.

Dieser knickte aber vor seinem Blick nicht zusammen, sondern richtete sich stolz auf und sagte bestimmt: ‚Ganz recht, Vater! Nimm mich mit. Die wollen mich in die Truhe bringen wie den Veitle und vielleicht noch weiter. Ich mag nicht betteln, aber sterben will ich auch nicht!‘ Er hielt inne und weinte.

Die Bäuerin hatte nicht so bald die Anspielung auf den Vitus gehört, als sie sich völlig verwandelte. Sie kraute dem Buben im Haar und schmeichelte ihm: ‚Aber, wie empfindlich! Rasso — ich kann doch nicht in einem Nein und Ja die Sprache umlernen. Ich bin's eben nicht gewohnt, mit so feinem Gewächs umzugehen. Was hab' ich denn gesagt? Gespaßt hab' ich! Erschrecken wollt' ich dich, daß dir der Stolz nicht zum Dach hinaus fährt. Also Rasso — ich bitt', alles in Ordnung. Ich erzähl' dir's aber besser bei einem Hafen Kaffee — Eichelkaffee und Kirschwasser geh'n gut zusammen. Der Bub' kann mithalten und seinen Schrecken zuschütten.‘

Da schob der Wolkenberger sein Hütlein lustig in den Nacken und rief: ‚Jetzt, diese Red' ist annehmbar! Wär's aber so gewesen, daß er nicht getaugt hätte — ich hätt' das Beil genommen und ihn zerhauen wie einen dürren Ast. Bub', alles, nur keine Schand! Du weißt warum! Also stolz aushalten!‘

Rasso trank darnach mit der Bäuerin unter überlauten Späßen seinen Schnaps. Christoph aber kehrte, sobald die beiden recht im Gespräch waren, zu seinem Holzstoß zurück und schaffte stumm und nachdenklich. Alles, nur keine Schand! Aber geht es denn nicht von Schande zu Schand? Was ist denn Schand', was ist Recht und Unrecht? Eines aber weiß er: Er will zu allem schweigen wie ein — Lappen.

Oben am Gartenzaun führte der Kirchweg vorbei. Der Pfarrer ging eben vorüber, um, wie er gegen Abend zu tun pflegte, einen Spaziergang zu machen. Sein Spitz bellte ihm freudetoll voraus. Er kündete es dem ganzen Dorfe an, daß der Pfarrherr unterwegs sei. Als er nahe herankam, lupfte Christoph sein Barretlein und grüßte mit lauter Stimme. Der Pfarrer blieb beim Klang der bekannten Stimme verwundert stehen, schob die Brille zusammen und erkannte den Buben. Er kam heran und fragte: ‚Hilfst du aus oder bist eingestellt?‘ ‚Ich bin eingestellt!‘

Der Pfarrer wandte sich dem Buben mit einem scharfen Ruck zu, so daß die Brillengläser funkelten. Seine steile Stirn war voll Wolken und die großen, schwarzen Augen schauten scharf und forschend auf Christoph. ‚So einen Knirps! Bist doch zu jung, kannst nichts, hast keine Erfahrung!‘

Der Spitz beschnupperte den Buben, freundlich wedelnd, denn Christoph war ein alter Bekannter. Der Adelheid aber fuhr er in die Röcke und hatte im Nu einen Riß in den geblümelten Kattun gerissen.

Der Pfarrer pfiff seinem Hund und sagte zu Adelheid: ‚Macht nichts. Dafür gibt's Nadeln, Faden und geschickte Händ.' Darauf wandte er sich noch einmal an Christoph, hob den Stock, ließ wieder seine Augen rollen und sagte wie ein Befehlshaber: ‚Stell' dich auf die Füß' und wehr' dich!'

Dann nahm er mit kräftigem Tritt den Weg unter die Sohlen und verschwand hinter dem Holzstoß. Nur den Spitz hörte man noch einige Zeit, der eine Katze auf einen Baum gejagt hatte und nun heulend vor Wut und Ohnmacht die schlaue Kletterin belauerte.

Christoph fühlte noch immer die forschenden Augen des Pfarrers auf sich gerichtet. Sie sagten mehr als die vorsichtigen Worte: ‚Stell' dich auf die Füß' und wehr' dich!' . . . Bloß wegen seiner kleinen Kraft und wegen der großen Arbeit? Ob er nicht etwas anderes gemeint hat? Ja, wehren hat er sich schon müssen, aber die Arbeit hat ihm den Kampf nicht gebracht.

Der Bub' hielt seinerseits die fragenden Augen des Weggegangenen fest und forschte sie aus. Er verfiel in solch ein Grübeln, daß er alle Arbeit vergaß. Was stand hinter diesen Brillengläsern, hinter diesen schwarzen herrischen Augen zu lesen? Was für ein Wissen von Veitle stand in diesem Kopf geschrieben? . . .

Alles weiß der Pfarrer. Alles, was er seit gestern Nacht auch weiß. Er allein könnte sagen, warum der Veitle in allen Menschen Teufel und in dem Knecht einen Oberteufel gesehen hat. Der Veitle hat dem Pfarrer gebeichtet. Und auch schon dessen Vorgänger, der Wendel, von dem man sagt, er sei ein Dieb und Landstreicher geworden, und der andere Roßbub, von dem die Leute reden, ein gewisser Severin, der wegen einer ganz dunklen Sache verschwunden ist. Alle haben dem Pfarrer gebeichtet, solange sie mußten und kinderlehrpflichtig gewesen sind. Er hat's hinnehmen müssen wie eine Sache, die einem nicht gehört. Er darf nichts sagen und darf sich nichts anmerken lassen. Er kennt den Pestmenschen, weiß, daß der andere einen Bund hat und sich mit Buben loskauft, und darf ihn nicht ausschneiden aus seiner Gemeinde.

Was ist doch ein Pfarrer für ein Mensch, denkt der Bub' schließlich. Geht um im Dorf wie der allwissende Gott und muß doch stumm sein wie der Mond am Himmel. (Fortsetzung folgt.)

Das Polentum im deutschen Denken und Dichten / Von Paul Holzhausen

Polenlieder . . . Ein Name aus einer halbvergessenen Geschichte mischt sich in das Waffengeklirre der Gegenwart. Nur älteren Lesern wird das Wort noch wirklich etwas zu sagen haben. Denn von ihnen mag doch noch mancher einem oder dem andern der infolge der politischen Verhältnisse in irgendeine deutsche Stadt versprengten Mitkämpfer in dem letzten polnischen Aufstande von 1863 begegnet sein, — Leuten mit einem meist etwas elegischen Gesichtsausdruck, aber trotzdem Sanguiniker, die, wenn man sie darauf zu sprechen brachte, von dem Glauben an eine resurrectio ihres Landes durchdrungen erschienen. Anhänger aber fanden sie unter uns nur wenige. Denn das Wort ‚Noch ist Polen nicht verloren!' gehörte zu denen, die wohl noch im Scherze gebraucht, aber ernstlich längst als außer Kurs gesetzt betrachtet wurden.

Nun hat jenes Diktum durch das Manifest vom 5. November v. J. eine neue amtliche Bestätigung erfahren. Die alte Münze ist wieder kurant geworden. . . . Da erscheint es verlockend, eine rückwirkende Betrachtung über das Verhältnis des deutschen Empfindens gegenüber dem unglücklichen Volke anzustellen, in dem viele der jüngeren Generation lange Zeit einen unserer ärgsten Feinde sahen, das heute als unser Mitkämpfer im Weltkriege auftritt und das um seiner Schicksale willen sich der warmen Sympathien des 19. Jahrhunderts erfreut hat.

In dem ‚philosophischen' 18. Säkulum ist das, wenigstens zu gewissen Zeiten, etwas anders gewesen.

Wir übergehen die früheren Jahrzehnte und beginnen mit der Ära der großen Katastrophen, die dem alten Polenreich ein Ende machten.

Als im Jahre 1772 Rußland, Österreich und Preußen zur ersten Teilung der Republik Polen schritten, scheint dieser gewaltsame Akt weniger Mißbilligung gefunden zu haben, als man von der damals zuerst sich zu einer europäischen Großmacht entwickelnden öffentlichen Meinung hätte erwarten sollen. Die bedeutendsten Publizisten der Zeit, Voltaire und d'Alembert in Frankreich, in Deutschland Wilhelm Ludwig Wekhrlin, traten für die Teilungsmächte ein, und ein Anonymus aus Bayern ersann im Anblick der zusammengesunkenen Größe des Sarmatenreiches die trivialen Verse:

Polen, deine Missetaten
Haben es dahin gebracht,
Daß du itzt zu großem Schaden
Hast verloren so an Macht.

Unter den namhaften Publizisten der Aufklärungszeit hat eigentlich nur Ludwig Schubart dem Schicksal Polens eine Träne geweiht. Er hat auch das erste eigentliche ‚Polengedicht' geschrieben:

Da irrt Polonia
Mit fliegendem Haare,
Mit jammerbleichem Gesichte,
Ringt über dem Haupte
Die Hände. Große Tropfen
Hangen am Auge, das bricht
Und langsam starrt — und stirbt,
Doch sie stirbt nicht! . . .*

Die Gründe, weshalb jene älteren Aufklärer der polnischen Sache so abhold waren, sind nicht schwer zu finden. Sie waren durchweg persönliche Verehrer der großen Vertreter des ‚aufgeklärten Despotismus', eines Friedrich, Joseph, einer Katharina, und sie stießen sich an dem Katholizismus der Polen, an der Treue, mit der diese an ihrem Glauben hingen, vor allem an der Barer Konföderation von 1768, deren gegen die Dissidenten gerichtete Bestimmungen den Russen den Vorwand zu einem greuelvollen Kriege geliefert hatten.

Die Wetterfahne der öffentlichen Meinung drehte sich mit scharfer Wendung zugunsten der polnischen Sache, als die beiden letzten Teilungen der Jahre 1793 und 1795 den verstümmelten Körper des weiland großen Reiches völlig zerschnitten hatten und die einstige Republik Polen von der Landkarte verschwunden war.

Der ‚aufgeklärte Despotismus' hatte abgewirtschaftet, wenigstens aufgehört, in den Augen maßgebender Beurteiler als das Staatsideal zu gelten. Der Sturmwind der französischen Revolution war über die Lande gefahren. Anfangs war die vielversprechende Bewegung des Jahres 1789 von den Spitzen der deutschen Intelligenz mit Beifall begrüßt worden.

Es ist doch mehr als ein Treppenwitz der Weltgeschichte, daß derselbe Beschluß der Pariser Nationalversammlung, der Schiller und Klopstock zu Ehrenbürgern der französischen Republik ernannte, auch dem Helden des letzten Kampfes um polnische Freiheit, Thaddäus Kosciuszko, das französische Bürgerrecht verlieh, und die Frage, wie deutsche Illuminaten und Demokraten dazu kamen, Lobredner einer oligarchischen Adelsrepublik zu werden, ist nicht so schwer zu lösen, wie manche Historiker geglaubt haben, denen der feinere Sinn für die oft mehr scheinbaren als wirklichen Widersprüche in Volksstimmungen und -meinungen fehlte.

Zunächst lag für alle Freiheitsfreunde und Freiheitsschwärmer jener Zeiten in dem Namen polnische ‚Republik' ein Zauber, der für die inneren Verhältnisse dieses Freistaates, auch für die traurige soziale und

* Robert F. Arnold, Geschichte der deutschen Polenliteratur, I, Halle a. S., 1900, 78—79. Es ist mir eine besondere Freude, auf das verdienstvolle Werk des österreichischen Literaturhistorikers hinweisen zu können, das die deutsche Polenliteratur des 18. Jahrhunderts — leider nur diese — erschöpfend behandelt. Ein wertvoller Torso, dessen Ergänzung gerade heute recht wünschenswert erscheint.

wirtschaftliche Lage des polnischen Landvolkes, den Blick trübte. Hiermit gepaart war der Widerwille gegen den Absolutismus der Teilungsmächte. Und hatte nicht der polnische Adel auch dadurch Sympathien verdient, daß er den Versuch einer Reform gemacht und — ungefähr gleichzeitig mit der französischen Nationalversammlung — seinem Lande eine Verfassung gegeben hatte? Wieder ein Grund, ihm bei seinem Sturz von stolzer Höhe menschliche Teilnahme nicht zu versagen.

Dazu kam ein anderes: die persönliche Liebenswürdigkeit der vornehmen Polen, die auch denen gefiel, die ihnen politisch fern, vielleicht feindlich gegenüberstanden. Man kannte sie in den deutschen Städten seit langem: in Leipzig und Dresden, wo sie seit der Verbindung des sächsischen Königshauses mit Polen alljährlich zu Gaste waren, in Danzig, der auch nach der ersten Teilung des Reiches unter polnischer Oberherrschaft verbliebenen, von preußischem Lande umschlossenen Enklave. In anderen Städten erschienen sie als Reisende namentlich auf dem Wege nach dem Polen in mancher Beziehung wahlverwandten Frankreich. Sie waren interessant, diese hochgeborenen Sarmaten. In der Herrenwelt galten sie als gute Gesellschafter, flotte Trinker und verwegene Spieler. Den Damen gefiel das Abenteuerliche ihres Wesens, ihre ritterliche Galanterie, ihre malerische Tracht: die viereckige polnische Mütze, der Schnürenrock, den unter dem Namen Pekesche, früher Polonaise, die deutsche Studentenwelt in ihre Garderobe übernommen hat. Der ‚interessante Pole' begann damals, wofür er besonders geschaffen schien, eine Theaterfigur zu werden, die in dem Textbuch mancher Oper zu finden ist. Er hieß auch der ‚edle Pole', ein Name, der nicht nur in der Polenliederdichtung, sondern auch im täglichen Leben Kurswert behielt. Gerne erinnere ich mich eines talentvollen Ingenieurs, eines Herrn v. Zaleski, mit dem ich in den achtziger Jahren in Hamburg täglich verkehrte, und der in unserem Kreise, auch unter jungen Kaufleuten, nie anders als mit jenem Zusatze bezeichnet wurde, dem er übrigens durch sein Verhalten Ehre machte. An dem Aristokratismus des Ausdrucks nahmen auch entschiedene Demokraten schon am Ende des 18. Jahrhunderts keinen Anstoß.*

Und das um so weniger, als in den letzten Kämpfen um die Freiheit des polnischen Landes ein Held hervorgetreten war, der den Namen eines ‚edlen Polen' in jedem Sinne zu tragen berechtigt schien: Thaddäus Kosciuszko, der Mann mit der unkomplizierten, ‚antiken' Seele und dem völlig fleckenlosen Leben, der als begeisterter Jüngling in den Freiheitskampf Amerikas gezogen war, als reiferer Mann sein Vaterland gegen Russen und Preußen verteidigt hatte, bis er auf dem Felde von Maciejowice schwerverwundet in die Hände der Kasaken fiel. Den demokratischen Tendenzen des Revolutionszeitalters entsprach die Tatsache, daß er die stolze Tracht des Adels abgelegt und im weißen Bauernkittel seine Scharen

* Ein Beleg dafür in Rebmanns ‚Politischem Tierkreis'. Vgl. Arnold, Geschichte der deutschen Polenliteratur, I, 166.

befehligt hatte. Dem sentimentalen Empfinden der Zeitgenossen kam eine andere Geschichte aus seinem Leben entgegen: eine unglückliche Jugendliebe, der er treugeblieben war und in deren Gedenken er alle andere Frauengunst verschmäht hatte.

Kosciuszko ist immerhin eine Sonderfigur, und auch eine nähere Betrachtung seiner Rolle in der deutschen Dichtung würde eine Sonderarbeit erfordern.* Hier mag nur soviel gesagt werden: es ist merkwürdig, daß der erste deutsche Dichter, der ihn besang, ein preußischer Beamter gewesen ist, einer von denen, die nach den letzten beiden Teilungen in die eroberten Provinzen geschickt wurden, um die Verhältnisse nach preußischem Muster zu ordnen: Zacharias Werner. Aus naheliegenden Gründen hat Werner diese Gedichte geheimgehalten und nur unter Freunden zirkulieren lassen. Unter ihnen ist eines, das in kühner Vision, die sich dem an der Weichsel einsam wandernden Poeten eröffnet, die Prophezeiung einer glänzenden Wiedergeburt Polens vor den Leser hinspiegelt:

Er winkt — ha! welch ein Bild voll Majestät!
An Dörfern seh' ich Städte sich erheben,
Der Gegend Pracht hat Menschenfleiß erhöht,
Das ganze Stromgestade scheint zu leben.

Ein Silberglanz von tausend Segeln deckt
Die Weichsel — stolz, die schöne Last zu tragen,
Bis an die Wolken hoch emporgestreckt
Seh ich den Freiheitsbaum herüberragen.

An beiden Ufern strömt ein bunt Gewühl,
Ein freies Volk aus allen Nationen,
Die unter frohem Fleiß und Saitenspiel,
Der Menschheit Stolz, in diesem Eden wohnen.

Natürlich mußte Kosciuszko einer der Haupthelden der Polendichtung bleiben. Abgesehen von Romanen mehr oder minder zweifelhaften Wertes — auch Gregor Samarow konnte er nicht entgehen — wird Kosciuszko als der Schirmgeist seines Volkes in der umfangreichen Literatur der im engeren Sinne sogenannten ‚Polenlieder' auftreten, neben Johann Sobieski, dem Erretter Wiens, und neben einem damals recht modernen Helden, Joseph Poniatowski, in dem ein neuer Polentypus auf der Bildfläche erscheint: der ‚edle Pole' im Waffenrock des Grenadiers, Offiziers, Generals der Großen Armee Napoleons.

Auch er wird einiger Worte zur Beleuchtung bedürfen.

Das Unglück ihres Vaterlandes trieb die Polen unter fremde Fahnen. Schon in den neunziger Jahren war eine polnische Legion unter Dabrowski

* Auch dieser Aufgabe hat sich Robert F. Arnold unterzogen und sie sehr schön gelöst: Tadeuß Kosciuszko in der deutschen Literatur, Berlin 1898.

in den Dienst der französischen Republik getreten. Später haben die Truppen des von Napoleon gegründeten Großherzogtums Warschau an allen Feldzügen der Empirezeit teilgenommen. Sie haben sich glänzend geschlagen in Spanien, Rußland, Deutschland, noch 1814 in Frankreich. Sie haben den ganzen Ruhm und die schwersten Unglückstage des Kaiserreichs geteilt. Polnische Offiziere waren bei der berühmten Abschiedsszene im Schloßhof zu Fontainebleau zugegen, andere bei dem Kaiser auf Elba; einer hat sich sogar nach St. Helena hinübergeschlichen.*

Die literarische Nachwirkung dieser Ereignisse war viel bedeutender, als gemeinhin bekannt ist. Während der Empirezeit selber verhielt sich naturgemäß die deutsche Schriftstellerwelt den Polen gegenüber ziemlich schweigsam. Standen sie doch in den Reihen der Gegner, wenigstens Preußens. Nur in der die Fehler der preußischen Verwaltung anklagenden Literatur (vor und nach 1806/07) finden die Polen manche an ihrem Schicksal teilnehmende Erwähnung.** Anders gestaltete sich das in den Jahren, die Napoleons letztem Sturze folgten. Das Mitleid mit dem tragischen Ende des genialen Mannes und die Teilnahme an dem traurigen Schicksal seiner überall verfolgten Anhänger kam den Polen von der Kaiserarmee zugute. Auch die Tschapka des polnischen Lanciers wurde von dem Glorienschein der napoleonischen Legende vergoldet.

So konnte schon in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts ein junger Schlesier, der persönlich viel mit polnischen Freunden verkehrt hatte, auf den Gedanken kommen, Kosciuszko und Napoleon in einem und demselben Stücke auf die Bretter zu bringen: Karl v. Holtei im ‚Alten Feldherrn'. Ein harmloses Liederspiel, das uns mit freier Umdichtung einer geschichtlichen Einzelbegebenheit polnische Krieger in französischen Diensten vorführt, die sich in Feindesland etwas ungebärdig benehmen, aber durch Kosciuszkos (des ‚alten Feldherrn') Erscheinen zu den Pflichten der Ritterlichkeit zurückgeführt werden. Die Verbindung des Polentums mit dem napoleonischen Heere spricht sich noch in besonderem Sinne in den eingestreuten Liedern aus, deren Texte und Melodien durchweg französischen Mustern folgen, Liedern, die zum Lobe der alten Kaiserarmee gedichtet waren. So ist gleich das bekannteste dieser Stücke das unendlich oft gesungene ‚Denkst du daran, mein tapferer Lagienka', eine Nachbildung des ‚T'en souviens tu' von dem früh verstorbenen Emile Debraux, der, wie sein

---

* Schöne Belege für die Treue der Polen gegen Napoleon bieten neben andern Werken der einschlägigen Literatur die im Jahre 1903 veröffentlichten Memoiren des erst 1880 gestorbenen kaiserlichen Generalstabsoffiziers Joseph Grabowski, eines der letzten polnischen Veteranen der Großen Armee. Vgl. auch Mesbach, ‚Zur französisch-deutschen Kriegsgeschichte 1800—1813' u. a.

** Gemeint sind hiermit die freilich nur dem intimeren Kenner dieser Verhältnisse zugänglichen Held-Zerbonischen, v. Cöllnschen usw. Schriften.

Freund Béranger, die wettergebräunten Sergeanten und Korporale aus Napoleons Zeiten in volkstümlichen Liedern verherrlichte.*

Noch ein anderes Polenstück ging in den zwanziger Jahren in Berlin über die Bretter. War es bei Holtei der ruhmgekrönte ‚alte Feldherr' von 1794, so ist es hier ein ‚alter Student', auch er ein verkappter ‚edler Pole' adeligen Geschlechtes, dessen Vater zu Kosciuszkos Waffenbrüdern gehört, während der Sohn dem Kaiser Napoleon gedient hat.**

Auch in der erzählenden deutschen Prosa der zwanziger Jahre hat der Pole eine Rolle gespielt. Längst vergessen und heutigestags kaum noch in den ältesten Beständen zerlesener Leihbibliotheken zu finden sind die Schriften Bronikowskis, Alexanders von Oppeln-Bronikowski, dessen Romane vorwiegend historisch die längst verschwundenen Zeiten der Größe Polens in den früheren Jahrhunderten behandeln. Der moderne Typus des ‚edlen Polen' findet sich bei Hauff in dessen ‚Mann im Mond' und in der Novelle ‚Othello'. In beiden mit einem starken Byronschen Einschlag: es ist der bleiche Mann, dessen schwarze Haare ein schöngeformtes, aber verstörtes Antlitz umflattern, der Mann mit der Byronschen geheimen Schuld, deren drückendes Bewußtsein ihm in den Augen der Frauenwelt einen besonderen Reiz verleiht. . . .

Diese hochromantische Erscheinung drohte sich ins Wesenlose zu verflüchtigen, als der Aufstand von 1830 — unter den Revolutionen des 19. Jahrhunderts bei weitem das tragischste, jedenfalls das am großartigsten angelegte Geschichtsbild — Ereignisse zeitigte, die von selbst zu künstlerischer Verwertung aufforderten.

Eine seit Jahren lautlos vorbereitete, von keinem der zahlreichen Teilnehmer verratene Verschwörung, ein romanhafter Überfall, die nächtliche Übertumpelung des Schlosses Belvedere in Warschau, die Tage von Wawer, Grochow und Ostrolenka — große Schlachten hatte diese Revolution aufzuweisen —; der heldenhafte Widerstand des im Innern noch dazu vom Pöbelaufruhr bedrohten Warschau, der Fall der Stadt und die Rache des Zaren, endlich die langen Reihen tapferer Krieger, die waffenlos durch Deutschland dem Exil entgegenzogen: das alles mußte in seiner Gesamtheit eine Reihe fruchtbarer Motive ergeben, wie sie die Weltgeschichte nur an ihren blutigroten Feiertagen den Poeten zur Verfügung stellt.

Dazu kam ein anderes. Der polnische Aufstand fällt in das Jahr der zweiten französischen Revolution. Ausgelöst durch die Pariser Julitage, erscheint auch er als ein einzelner, aber besonders wirkungsvoller Akt innerhalb der allgemeineren Freiheitsbewegung des 19. Jahrhunderts, der in jenem Jahr zum ersten Male wirkliche Erfolge beschieden waren. Wie 1794

* Zu finden in den Chansons complètes de P. Emile Debraux, (Paris,1836) 49-51.

** ‚Der alte Student' des Freiherrn Gotthilf August von Maltitz, ein echtes rührseliges Kind der Biedermeierzeit, ist in Reclams Univ.-Bibliothek (Nr. 632) zu finden.

die Anhänger der Revolution, so stand jetzt der gesamte politische Liberalismus auf seiten des Aufstandes. Polens Adler wurde von diesem kosmopolitisch empfindenden Geschlechte des Jahres 30 dem Symbol der Völkerfreiheit gleichgesetzt:

Der reine, weiße Adler,
Er war der Freiheit Symbol,
Er rettet sich zu den Sternen . . .
Du schöner Adler, leb' wohl!

So hat Ernst Ortlepp, als für Polen alles verloren war, voller Wehmut gesungen.

Wer war Ernst Ortlepp? Das weiß heutigen Tages wohl nur noch der Literaturgelehrte. Denn der nicht unbegabte Leipziger Literat, dessen unstätes Leben 1864 in dem Wasser eines thüringischen Mühlgrabens endete, ist mitsamt seinen Dichtungen heute fast vergessen. Auch der Friese Harro Harring, neben Ortlepp einer der fruchtbarsten unter den Polendichtern, wird nur wenigen bekannt sein. Gleich Ortlepp war auch Harring ein Kreuz- und Querfahrer auf dem Erdenrund gewesen, der, seiner laut ausgesprochenen revolutionären Ansichten wegen in einem Dutzend von Ländern ausgewiesen, zuletzt in schauerlichem Elende sich in London selbst vergiftete. Eine Zeitlang Offizier in Warschau, ist er einer der bestunterrichteten Zeugen des barbarischen Auftretens der Russen und der rohen Säbelherrschaft des Großfürsten Konstantin, die er, wenn auch mit geschmacklosen Übertreibungen, so doch im Grundton historisch getreu, in den ‚Memoiren über Polen' und dem dreibändigen Roman ‚Der Pole' geschildert hat.*

Ortlepp und Harring marschieren an der Spitze der Vorhut eines unübersehbaren Heeres von Polendichtern, in deren Reihen wir die Vertreter recht verschiedener literarischer Strömungen in seltener Eintracht nebeneinander sehen.

Daß sich das sogenannte ‚Junge Deutschland' mit seinen Trabanten und Anhängern für die polnische Sache begeistern würde, war vorauszusehen. Zu den letzteren darf R. O. Spazier gerechnet werden, der im Laufe zweier Jahre nicht weniger als drei Schriften über die Erhebung der tapferen Sarmaten veröffentlichte, darunter eine dreibändige ‚Geschichte des Aufstandes des polnischen Volkes', die Laubes und anderer Beifall fand.** In einer andern ‚Über die letzten Ereignisse in Polen, besonders

* Von den beiden Werken erschien das erste im Selbstverlage des Verfassers, das andere in Bayreuth. Ein Exemplar des heute ziemlich selten gewordenen Romans in der Hof- und Staatsbibliothek in München.

** Blätter für literarische Unterhaltung, 1832, Nr. 302/3, 334/5, 352/3; Menzels Literaturblatt, 1832, Nr. 124. Das Werk gehörte neben Hartwig Hundt-Radowskis ‚Polen und seine Revolution' (2 Bände, Stuttgart 1831) zu den zu ihrer Zeit meistbeachteten und am meisten gelesenen historischen Werken über die Ereignisse von 1830/31.

seit der Schlacht bei Ostrolenka' hielt er Abrechnung mit dem Leipziger Philosophieprofessor und Vielschreiber Wilhelm Traugott Krup, der sich in einer seiner zahllosen Broschüren über die polnische Revolution ungünstig geäußert hatte.* Nebenbei bemerkt: Die gegen diese Front machende kleine Minderzahl in der deutschen Schriftstellerwelt hatte damals viel auszustehen. Auch der fast fanatische Haß Heines gegen Friedrich von Raumer lag wenigstens zu einem Teil in der Tatsache begründet, daß der Berliner Historiker die ablehnende Haltung Preußens während des polnischen Aufstandes in einer übrigens maßvollen Schrift verteidigt hatte, die auch ein persönliches Mitempfinden mit den Besiegten nicht ganz verleugnete.** Aus einem ähnlichen Grunde wurde auch der schriftstellernde Berliner Staatsrat August Wilhelm von Stägemann von den Polenfreunden angegriffen.*** Er war ein Bekannter Varnhagens von Ense, der aber mit seiner Rahel auf der andern Seite stand.

Auch Laube hat sich persönlich stark für die polnische Sache eingesetzt. Selbst in die Untersuchung, in die er wegen seiner Beteiligung an der Burschenschaft verwickelt wurde, spielen diese Dinge hinein.† Einer Novelle, in der er die Warschauer Ereignisse behandelt, werden wir noch später gedenken.

Nun steht aber neben den ‚Jungdeutschen' auch deren späterer bitterer Feind Wolfgang Menzel auf der Seite der Polen, und wenn wir Börne und Heine in Paris am Schreibtische aufzucken sehen bei jedem Echo, das in den Zeitungen und im Leben der Weltstadt der Donner der Kanonen Warschaus weckt,†† so darf man darüber nicht vergessen, daß auch die deutschtümliche schwäbische Dichterschule auf diesen Donner manche poetische Antwort hat erschallen lassen. Uhland, Schwab, Justinus Kerner haben wenigstens einzelne Polenlieder gedichtet; Gustav Pfizer ist in der neuesten, wenn auch noch immer recht unvollständigen Leonhardschen Sammlung deutscher Polenlieder††† mit neun Gedichten vertreten.

---

* Die Krugsche Schrift kennzeichnet sich schon durch ihren Titel: ‚Polens Schicksale, ein Wahrzeichen für alle Völker, welche ihre Freiheit bewahren wollen'. Gegen sie wendete sich auch Johannes Müller, der Herausgeber der Zeitschrift Pallas: ‚Für Polen und Freiheit', Altenburg 1832.

** Die Raumersche Schrift (‚Preußens Verhältnisse zu Polen in den Jahren 1830 bis 1832') im 2. Bande der Vermischten Schriften von Friedrich v. R.; Heines Bemerkungen darüber (in der Vorrede zu den ‚Französischen Zuständen') in den ‚Sämtlichen Werken' (Elster), 5, 16.

*** Besonders von Platen in seinen ‚Polenliedern'.

† Vgl. das aufschlußreiche Werk des gründlichsten Kenners der jungdeutschen Periode, H. H. Houben: ‚Jungdeutscher Sturm und Drang', 261 u. ö.

†† Börne in den ‚Briefen aus Paris'; die für Heine charakteristischsten Stellen in den ‚Französischen Malern', Werke (Elster), 4, 69 ff.

††† Der erste Band erschien in Krakau 1911; der versprochene zweite steht leider noch immer aus.

Ja, man kann sagen: alles, was in Deutschland damals jung war, hat die Polen angesungen. Wohl war der Schmerz über das Schicksal dieses unglücklichen Volkes international: in England ist Lord Brougham, in Frankreich sind die Béranger, Delavigne, Alfred de Vigny und Viktor Hugo in ihren Versen für Polen eingetreten. Aber gegen die Teilnahme der deutschen Schriftstellerwelt tritt das weit zurück. Hier schienen alle Kräfte des Parnasses in den Dienst der fremden Sache gestellt: Holtei arbeitet seinen ‚alten Feldherrn' um, und auf einmal schnellte die Zugkraft des bis dahin vom Publikum recht lau aufgenommenen Stückes unerwartet empor.* Den Kosciuszkoliedern seines Singspiels ließ er die symbolisch-allegorischen Strophen des ‚Letzten Polen' folgen, in denen das in drei Teile zerschlagene Unglücksland in Gestalt eines alten Mannes erscheint, eines polnischen Kriegers, dessen Haupt durch drei scharfe Säbelhiebe zerspalten ist. Unter dem lachenden Himmel Unteritaliens dichtet Platen seine grimmigen ‚Polenlieder', wohl das Schärfste, das er geschrieben hat. Er wendet sich um Hilfe an den preußischen Kronprinzen, an das deutsche Volk:

Doch ihr, gewarnt durch unsre Qual,
Sei's morgen oder heut',
O seid nur noch ein einzig Mal
Das alte Volk des Teut!

Mit blutigem Hohne aber wendet er sich gegen den Zaren, der zur Feier der Beendigung des Krieges in seiner alten Hauptstadt einen Hofball gegeben haben soll:

Von ihm vernehmen Schmeichelei'n
Kirgisin und Mongolin,
Die er umstrickt mit Liebelei'n,
Drum weine nicht, o Polin!
Er reißt die Kinder dir vom Arm,
Doch tut er sonst dir keinen Harm.
Der König tanzt in Moskau!

Hinter Platen in der Form meist weit zurückstehend, aber von demselben Geiste beseelt, erscheinen andere mehr oder minder begabte Poeten: Maltitz, der Dichter des ‚alten Studenten', mit einer ungebührlich (130 Strophen) langen ‚Polonia'; Friedrich Wilhelm Rogge, der namentlich packende Szenen aus dem Feldzug selbst entworfen hat (‚Der Sturm von Praga', ‚Ostrolenka', ‚Der Fall von Warschau'); ferner süddeutsche Demokraten, Wilhelm Sauerwein, Ernst Grosse,** der in seinen Gedichten die unglück-

* Robert F. Arnold, ‚Holtei und der deutsche Polenkultus' (S. 481 f. der Forschungen zur deutschen Literaturgeschichte, Festgabe für Richard Heinzel, Weimar 1898). Auch dies ist eine ebenso reichhaltige wie anregende Studie des wie immer sehr gewissenhaften Forschers.

** Sauerweins Polenlieder in dessen ‚Gedichten aus der Zeit und für die Zeit', Biel 1835; die von Ernst Grosse in dessen ‚Liedern aus der Verbannung'. Augsburg 1832.

lichen Polen mit einer damals vielgenannten Persönlichkeit zusammenbrachte, der auch kein Glück und kein Stern blühte, mit Napoleons Sohne, dem Herzog von Reichstadt. Auch das ganze dichtende Österreich nahm an der literarischen Kampagne kräftigen Anteil. Auch alle Stände und Konfessionen sind unter diesen Dichtern vertreten. Neben Katholiken und Protestanten finden wir nicht wenige Juden. Während August Lewald, der wie Harring selbst in Warschau gelebt hatte, durch eine Erzählung in Prosa vertreten ist,* haben Moritz Veit** und Karl Herloßsohn nicht übelgelungene Verse beigesteuert.

Dazu kommt eine Schar von Anonymen. Auch wurden schon damals Sammlungen deutscher Polenlieder veranstaltet, von denen zwei kleinere in Basel bei Holdenecker erschienen; eine dritte, vielgenannte, 1833 in Altenburg.

Um einen Hauch des Geistes zu verspüren, der aus diesem vertrockneten Blumenkranze entgegenweht, würden die bisher gemachten Bemerkungen allein kaum ausreichen. Leider verbietet der Raum, allzusehr ins einzelne zu gehen. Dagegen erscheint es notwendig, wenigstens die Leitmotive klarzulegen, die mit einer gewissen Regelmäßigkeit wiederkehren, so verschieden auch die Geister gewachsen und gebildet waren, die sich, was sie oft bedauern, als untätige Zuschauer bei einer erschütternden Katastrophe und den ihr folgenden Trauerfeierlichkeiten zusammenfanden.

Eines der hervorstechendsten Motive in diesem Chor düsterer Gesänge ist schon erwähnt worden. Es war die Klage um verlorene Freiheit, nicht allein die Freiheit dieses einen Volkes, sondern die Freiheit schlechthin, als deren Vertreter mit leicht begreiflicher Übertreibung die Polen angesehen wurden. Das entsprach den Stimmungen der vormärzlichen Zeit, und es entsprach ihnen auch, daß oft bittere Reflexionen über die politischen Zustände in der eigenen Heimat angeknüpft wurden.

Die Welt berauschte sich an den militärischen Leistungen der Polen, die mit schmalen Kräften der russischen Übermacht Schach zu bieten wagten. In zahlreichen Liedern werden die hervorragenden soldatischen Eigenschaften der kühnen Sarmaten gepriesen:

Sie haben sich bewiesen des alten Ruhmes wert,
Wie sie der große Meister vordem es hat gelehrt.

Der Vers Rogges geht natürlich auf Napoleon, in dessen Heeren die polnischen Führer, die Chlopicki, Dwernicki, Dembinski und tutti quanti, großenteils schon in höheren Stellungen, gedient hatten. Sie wurden der Reihe nach gefeiert, manche mit starker Übertreibung, wie Skrzynecki, der

---

* Warschau. Ein Zeitbild von August Lewald, Hamburg 1831. Der von jüdischen Eltern abstammende Verfasser ist später zur katholischen Kirche übergetreten.

** Veits ‚Polenlieder, ein Totenopfer', erschienen anonym bei Hoffmann & Campe, Hamburg 1832.

sich 1814 bei Arcis-sur-Aube als entschlossener Stabsoffizier bewiesen — Napoleon selber hat in dem berühmten Skrzynecki-Karren während der Schlacht einmal Schutz gesucht —, aber 1831, sehr zur Unzeit, den Fabius Cunctator spielte.

Für unsere Betrachtung wichtiger sind die Forderungen, die aus dem früheren Verhältnisse zu Frankreich abgeleitet werden. Gewiß, es war poetische Lizenz, wenn die Dichter den Geist Napoleons als Helfer im neuen Streite anriefen, wie das Ortlepp in einer die ‚Nächtliche Heerfahrt' nicht ungeschickt nachahmenden ‚Vision', Ernst Grosse in ‚Kosciuszkos Zuruf an seine Freunde' getan haben.

Von praktischerem Nutzen hätten vielleicht die Mahnrufe an das damalige Frankreich werden können, die, wie Béranger, auch die deutschen Poeten erschallen ließen:

Was du und was dein Kaiser einst besessen
An uns, hast du's, o Schwester, schon vergessen?

Aber Ludwig Philipp zeigte wenig Neigung, seinen neugezimmerten Thron um der Polen willen in Gefahr zu bringen, und das Österreich Metternichscher Observanz hatte gleichfalls keinen Grund zu einer Intervention, so laut auch Ortlepp, Anastasius Grün und Grillparzer riefen:

Fliegt, ihr braven Ungarn, flieget!
Und du, hehrer Kaiser Franz,
Laß ihn nicht, der vor dir lieget,
Dir entgeh'n, den Lorbeerkranz!

Übrigens beweisen die Mahnungen an die Mächte, an die Fürsten und die Völker, daß diesen Polenlyrikern trotz des gewagten Schwunges ihrer oft bombastischen Strophen der Sinn für Realpolitik nicht so ganz fehlte:

Auch uns kann einst des Riesen Arm umweben,
Dem euer armes Land zum Opfer fiel,
Auch uns kann er in seine Joche zwingen,
Auch uns der Allverschlingende verschlingen.

In diesen Versen Ortlepps ist die ‚russische Gefahr' klar gezeichnet. Noch schärfer droht Maltitz:

Fürsten, euer eignes Wohl gebietet,
Daß ihr Polens Rechte schützt und hütet.
Hört, ach, hört des deutschen Barden Rat!
Seht des Nordens Riesen lauernd stehen!
Laßt ihr Polen schmachvoll untergehen,
Streut ihr euch die eigne Todessaat.

Obwohl Ende 1831 alles verloren war, gaben die Polenfreunde ihre Sache nicht auf, und die alte Prophezeiung des 18. Jahrhunderts, daß das geknechtete Land trotz allem dermaleinst seine Freiheit wiedergewinnen werde, bildet den mit fast ermüdender Stereotypie wiederkehrenden Schlußgedanken

zahlreicher Polenlieder. ‚Polen wird nicht untergehen,‘ sagt am Ende seines Werkes Hundt-Radowski. Ähnlich klingt auch Spaziers ‚Geschichte des Aufstandes des polnischen Volkes‘ aus. Platen erinnert an das Vergilianische ‚Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor‘, setzt den Wunsch als Behauptung:

Aber einst aus unsern Knochen
Wird ein Rächer aufersteh'n.

Ortlepp erinnert an die rächende Hand der Geschichte:

Und eine Nemesis gebiert der Mord;
Ihr seid ein Volk, das frei zu sein verdienet,
Für Millionen Stumme sprech' ich's aus,
Und ist auch Freiheit jetzt euch nicht vergönnet,
Der Kerker bricht — die Zeit führt euch heraus.*

Ein Wort wäre noch von den zahlreichen Gelegenheitsgedichten zu sagen, mit denen die von den Russen über die österreichische und die deutsche Grenze gedrängten Reste der polnischen Truppen auf dem Durchzug durch unser Land empfangen wurden. In den an ihrer Etappenstraße gelegenen Städten, in Leipzig, Erfurt, Frankfurt, besonders auch in Süddeutschland, waren ‚Polenkomitees‘ tätig, um die Dürftigen zu unterstützen. Unter den Mainzer jungen Damen wurde ein ‚Mädchenverein‘ gebildet, dessen Mitglieder Stickereien und goldenes Geschmeide auf den Altar der Polensache legten.** Das beschäftigte die Lokalpoeten: ihre Verse sind vergessen wie die Feiern, für die sie ersonnen waren; doch ist aus dem umschwebenden Liederkreise ein Gedicht bekannt geblieben, gleich Heines wahlverwandten ‚Grenadieren‘, ein Treffer ersten Ranges. Ich meine Julius Mosens ‚Die letzten Zehn vom Vierten Regiment bei ihrem Übergang über die preußische Grenze‘:

Von Polen her, im Nebelgrauen, rücken
Zehn Grenadiere in das Preußenland
Mit dumpfem Schweigen, gramumwölkten Blicken;
Ein ‚Wer da?‘ schallt — sie stehen festgebannt; —
Und einer spricht: ‚Vom Vaterland getrennt:
Die letzten Zehn vom Vierten Regiment!‘

Über Land und Meer werden die Flüchtigen von den Poeten begleitet. Gerade die Namhafteren unter den Verfassern der Polenlieder zeigen hierin besondere Virtuosität. Wenn Friedrich Hebbel einen der Verbannten in Hamburg sterben läßt bei einem Neujahrstrunke, dem er in Gesellschaft

---

* Wie? wird freilich von den Poeten nicht gesagt. Um so auffallender ist der Titel einer schon damals erschienenen, von Spazier aus dem Polnischen ins Deutsche übersetzten Schrift: ‚Die Wiederherstellung Polens oder ein allgemeiner Krieg‘.

** Auch die vorsichtige ‚Allgemeine Zeitung‘ bespricht die Tätigkeit dieses Vereins in anerkennender Weise (Beilage zu Nr. 349, 15. Dez. 1831).

fröhlicher Deutscher beiwohnt, so begegnet der Leser Lenauscher Gedichte den flüchtigen Polen auf fernen Ozeanen und am Rande der Wüste.*

So scheint das Polenlied in glänzender Phantastik, aber der Wirklichkeit mehr und mehr sich entfremdend, mit der zunehmenden Entfernung von den Jahren der großen Erhebung dahinzusterben. Doch erhält es noch einmal neue Nahrung durch das Jahr 1848 und die ihm vorausgehende Bewegung. Schon 1840 hatte Georg Herwegh seinen ‚Sterbenden Trompeter' gedichtet, einen polnischen Trompeter, der beim Wiedererwachen der Toten allen Völkern der Erde ‚gegen die Russen blasen' will.**

Im Jahre 1848 selbst erscheinen nochmals ‚Polenlieder', von Ludwig Wittig, ‚zum Besten der Polen', die damals auch wieder Revolution machten. Es sind achtbare Leistungen darunter, zu denen die Strophen gezählt werden dürfen, in denen der Dichter ein Wiedersehen zwischen Vater und Sohn schildert, die sich als Sträflinge in dem Schacht eines sibirischen Bergwerkes treffen, um dort gemeinsam zu sterben. Aber sonst greift der Verfasser wesentlich auf die uns bekannten älteren Motive zurück,*** wohl schon aus dem Grunde, weil die Unruhen der Jahre 1846 und 1848 der hochdramatischen Momente des Jahres 1830 allzusehr ermangeln.

Auch war mit der Zeit eine Erkaltung in der Polenliebe eingetreten. Schon Heinrich Laube hatte in der früher erwähnten Novelle ‚Die Krieger' auf die Schatten in dem heroischen Bilde gewiesen: sein Held Valerius, ein Deutscher, der, wie es viele taten, 1830 als Freiwilliger den Polen zu Hilfe geeilt ist, kehrt in sein Vaterland enttäuscht zurück. Ernüchtert zeigt sich auch Heine, der früher den Polen manches warme Wort gespendet hatte, freilich auch manches scharfe über den polnischen Adel.† Um 1840 herum ist die herbe Note die vorklingende geworden. Freilich ist dabei zu bemerken, daß, wenn der Dichter Heine das Treiben zweier heruntergekommener Emigranten in lustigen Versen karikiert,†† er Vertreter des niederen polnischen Massenadels im Auge hat, nicht eben der besten Klasse des Polentums. Und wenn der Publizist Heine, seiner satirischen Laune folgend, den manchmal etwas starken Überschwang der Gefühle verspottet, die in Deutschland den Polen von 1830 entgegengebracht waren, so wird man nicht vergessen dürfen, daß es in einer Polemik gegen Ludwig Börne geschah,††† der zu den extremsten Polenschwärmern gehört hatte. Fast noch mehr scheint sich

* Hebbels ‚Die Polen sollen leben', Werke (Zinkernagel), I, 38; Lenaus ‚Polenflüchtling' in den ‚Gedichten' (Reclam), 69; ‚Zwei Polen', das., S. 175 ff.

** Gedichte eines Lebendigen, I, 22—23.

*** Ein Gleiches taten auch die etwas früher erschienenen ‚Polenlieder' von Otto von Wenckstern (Leipzig 1843) und die des poetischen Bautzener Rechtsanwalts Otto Weber (in der 2. 1846 erschienenen Auflage von dessen ‚Gedichten').

† Beides in dem schon 1822 geschriebenen Aufsatz ‚Über Polen', Werke (Elster), 7, 189 ff.

†† Gemeint ist das bekannte Gedicht ‚Zwei Ritter'.

††† Werke (Elster), 7, 83 ff.

Friedrich Hebbels Teilnahme in das Gegenteil verkehrt zu haben. Man vergleiche mit dem erwähnten Gedicht aus der Neujahrsnacht von 1835 das achtzehn Jahre später geschriebene: ‚Noch ist Polen nicht verloren‘,* eine Satire auf den Adelsstolz sarmatischer Magnaten. Auch in seinem ‚Demetrius‘ spielt der polnische Adel eine recht bedenkliche Rolle.

Der Umschlag der Stimmungen ist erklärlich. Es ist Menschenlos, daß gefallene Größe wohl manchmal eine Zeitlang ungeteilten Beifall findet, um dann einer um so schärferen Kritik zu verfallen. Dieser, der Kritik, gab das politische Verhalten der polnischen Emigranten in den fremden Ländern manchen Anlaß zum Tadel. Mochten die ‚Sturmvögel‘ des Jahres 1848, ein Georg Herwegh und andere, den Polen zujauchzen, in denen sie wegen ihrer Beteiligung an den verschiedensten Revolutionen und Revolutiönchen immer noch die ureigentlichen Verfechter der Freiheit sahen: der deutsche Bürger, dessen solide, dem Abenteuerlichen abholde Art Gustav Freytags ‚Soll und Haben‘ widerspiegelt, hatte im Grunde wenig Sinn für die ungeordneten Scharen polnischer Sensenmänner, zumal, wenn man sie etwas länger als auf der Durchreise sah. Auch die Salopperie selbst des vornehmen Polen wirkte auf ihn unangenehm: es beleidigte das Auge der deutschen Hausfrauen, neben kostbar ausgestatteten Zimmern unsauberen Fluren oder zerrissenen Tapeten zu begegnen — auf den polnischen Schlössern und Gütern in den Grenzlanden kein seltenes Ereignis. Und da Freytag dem Fleiß und Ordnungssinn des deutschen Bürgertums ein Denkmal setzen wollte, so kam er ganz von selbst dahin, ihm in dem Polentum der höheren und niederen Stände eine Folie zu geben, die man freilich, um gerecht zu sein, ebensowenig ohne Abstriche wird gelten lassen wie seine Darstellungen von Vertretern des deutschen Adels und des deutschen Judentums.

Wie Freytag in ‚Soll und Haben‘, so beschäftigt sich auch August Lewald, der 1865 noch einmal zum Polenromane zurückkehrt, mit den im Vergleich zu 1830 wenig imposanten Aufständen der vierziger Jahre. So grundverschieden auch sonst die beiden Werke sind — Lewalds ‚Insurgent‘ ist ein religiöser Roman** —, der eine für uns wichtige Gedanke tritt auch bei diesem Schriftsteller klar zutage: die Überzeugung von der Planlosigkeit der polnischen Erhebungen. Ein Gespräch, das Julian, der unglückliche Held der Dichtung, gegen Ende des Buches mit seinem Freunde Nicodem führt, gibt hierüber alle nur wünschenswerte Aufklärung.

Die zunehmende Antipathie wider das Polentum in den deutschen Ostmarken findet gegen Ende des letzten Jahrhunderts in der hakatistischen Bewegung ihren Ausdruck. Im letzten Grunde hängt auch sie mit Besorgnissen

* Sämtliche Werke (Weber), 7, 216 ff.

** Der Übertritt des Verfassers zur katholischen Kirche war 1860 erfolgt. Die inneren Kämpfe und Wandlungen des Menschen L. spiegelt der Roman wider. Hiermit sind in eigentümlicher Weise die polnischen Unruhen in Verbindung gebracht.

vor dem Anwachsen des Slaventums als einer Ganzheit zusammen. Einst hatten die Polenliederdichter in schönem, menschlichem Empfinden das Unglück eines Volkes als solches betrauert. Aber sie hatten in diesem Volke doch auch einen ideellen Bundesgenossen gegen das Zarenreich gesehen. Die Nachkommenden aber wurden vor die Frage gestellt, ob nicht doch mit der Zeit in den Polen die slavische Rassengemeinschaft den Haß gegen Rußland beschwichtigen und, im weiteren Verlauf der Dinge, Polen, anstatt einer Mauer an der deutschen Ostmark vielmehr die Vorhut des Russentums werden, die ‚polnische Gefahr' sich mit der ‚russischen Gefahr' verschwistern werde. Schon Heine hatte solche Befürchtungen einmal geäußert.

Die ‚polnische Gefahr' — das ist der Inhalt des bekannten und vielgelesenen Romans von Klara Viebig: ‚Das schlafende Heer'. Das ‚schlafende Heer' ist die latente Polenmacht, die eines Tages erwachen und zu den Waffen greifen würde. Von diesem Heere haben die Eingeweihten Kenntnis: der mit dem zweiten Gesichte begabte Schäfer Dudek, der es, wie der alte Germane die Jagd Wodans, in den Lüften oder unter dem Boden einherziehen sieht.

Es wird einleuchten, daß unter dem Bann und Zwang dieser Vorstellung die in dem Buche vorherrschende Note keine polenfreundliche sein kann, zumal die Verfasserin an eine friedliche Verschmelzung der Polen mit den Deutschen in einem für das deutsche Volkstum günstigen Sinne nicht glaubt.

Umgekehrt scheint Robert Kurpiun in seinem 1915 erschienenen Roman ‚Das schwarze Weib' in der Mischung des deutschen Teiles der Bevölkerung in den Ostmarken mit den besseren Elementen des Polentums eine befriedigende Lösung der ‚Polenfrage' gefunden zu haben.

Diese ist, wie jedermann weiß, durch den Weltkrieg in eine neue und überraschende Phase getreten. Auf die politische Seite der Sache einzugehen, liegt an dieser Stelle keine Veranlassung vor. Der literarische Niederschlag kann und wird nicht ausbleiben. Neue polnische Nationallieder sind schon 1914/15 gedichtet, und sie sind auch schon gesammelt worden. Auch deutsche Dichtungen werden zweifellos folgen — nicht im Ton der schmerzlichen alten Polenlieder, die zu wiederholen heute schwerlich Anlaß werden wird. Auch in anderem Sinne dürfte das neue von dem alten Polenliede sehr verschieden klingen.

An Stelle der romantisch verschwommenen Idealgestalten ‚edler Polen' von mehr oder weniger ausgesprochen aristokratischer Färbung werden derbere Menschen aus dem eigentlichen ‚Volke' treten. Schon hat die Literatur der Polen selbst seit Jahren diesen Weg eingeschlagen . . .*

---

* Ich erinnere hier an W. S. Reymonts ‚Bauernspiegel' und die geistvolle Einleitung zu der deutschen Ausgabe von Jean Paul d'Ardeschah (Jena 1912).

Marie von Ebner-Eschenbach
Ein Anniversarium / Von Johannes Mumbauer

Am 12. März 1916 ist in Wien still und geräuschlos Marie von Ebner-Eschenbach fünfundachtzigjährig gestorben, ‚die größte Dichterin deutscher Zunge‘ aus unserer Zeit, wie man damals in den flüchtigen und doch so urteilsfertigen Zeitungsnachrufen zu lesen bekam. Auch wenn man von solchen absoluten Maßstäben, die unsere Zeitgenossen freigebig anzulegen pflegen, klugerweise absieht, darf man unbedenklich sagen, daß eine in jeder Hinsicht außergewöhnliche Erscheinung mit der berühmten österreichischen Erzählerin dahingegangen ist, die eine viel eindringendere Würdigung* verdient hätte, als ihr unter den Aufregungen, Sorgen und Wirren des Weltkrieges zuteil geworden ist. Nun ist schon ein Jahr seit ihrem Tode verflossen, und es scheint uns ein der großen Toten gebührendes Jahrgedächtnis zu sein, wenn wir, gewissermaßen um Versäumtes nachzuholen, ihr menschliches und künstlerisches Charakterbild noch einmal vor uns erstehen lassen.

Ein weiteres Herausarbeiten dieses Lebensbildes zur wahren Wesensdarstellung ist auch kein überflüssiges Unternehmen. Denn unsere bisherige literarische Kenntnis des fesselnden Menschen- und Künstlertums Maries von Ebner-Eschenbach beruht, wenn wir von den zahlreichen, mehr oder minder journalistischen Beiträgen in Zeitungen und Zeitschriften,** die im allgemeinen weder umfassend noch tiefgehend sind, absehen, in der Hauptsache auf zwei Büchern, die beide, so dankenswert sie in ihrer Art sind, für das Ganze nicht genügen, und zwar um so weniger, als sie beide 16 Jahre vor dem Tode der bis an ihr Ende unermüdlich schaffenden Dichterin geschrieben sind, von der Hand Anton Bettelheims*** und Moritz Neckers.† Dem ersteren kommt es vor allem auf das Biographische und Anekdotische, dem letzteren mehr auf das Literarische an. Daß beider An-

* Vielleicht das beste Zusammenfassende brachte unter den Nekrologen der von E. Nidden im ‚Deutschen Willen‘ (früher ‚Kunstwart‘) 1. Aprilheft 1916; auch Gertrud Bäumer, wenn man ihr auch nicht in allem zustimmen kann, ging tiefer in der ‚Hilfe‘, 1916, Nr. 12; dagegen war der Nachruf der ‚Frankfurter Zeitung‘ recht einseitig und der Spur nachgehend.

** Bis zum Jahre 1900 reichend ziemlich vollständig zitiert bei Bettelheim in seinem Ebner-Buche S. 249 ff. und 255 f.

*** Marie v. Ebner-Eschenbach, Biographische Blätter von Anton Bettelheim. VIII und 256 S. 8°. Berlin, Gebrüder Paetel, 1900.

† Marie von Ebner-Eschenbach. Nach ihren Werken geschildert von Moritz Necker, XXXI u. 268 S. 8°. München, Georg Müller, 1900. — Mir liegt auch eine Ausgabe vor, die von 1916, dem Todesjahre, datiert ist; es ist aber eine bloße Titelausgabe, denn an dem Text von 1900 ist nichts geändert, die Darstellung auch in keiner Weise weitergeführt worden. Die Jahreszahl könnte daher, weil seit 1900 doch noch verschiedene neue Werke der Ebner erschienen sind, leicht zur Täuschung Anlaß geben.

sichten über das tiefste Wesen und die innersten Anschauungen der Dichterin nicht in alleweg zutreffend und haltbar, jedenfalls lückenhaft sind, wird die folgende Darstellung ergeben. Sie wird auch zeigen, daß überhaupt die herkömmlichermaßen geltende Anschauung über die Art Marie von Ebners in mehreren Punkten der Korrektur und Vervollständigung bedarf. Nicht das darf gelten, was die vorgefaßten Meinungen solcher, die gern alle Größen ohne weiteres für ihre Weltanschauung mit Beschlag belegen, in dieses Dichterleben hineinlegen und hineindeuten, sondern das, was ungezwungen in den objektiven Dokumenten dieses Lebens sich ausspricht. Unter solchen Dokumenten haben wir nicht nur — was freilich in erster Linie in Betracht kommt — die literarischen Werke der Ebner zu verstehen, sondern auch alle authentischen Zeugnisse ihrer privaten Erscheinung, wie sie sich namentlich aus ihrem familiären und freundschaftlichen Verkehr zahlreich erhalten haben. Über die betreffenden Dokumente der Freundschaft ist hier noch ein besonderes Wort zu sagen. Es ist so bezeichnend für Marie von Ebner-Eschenbachs menschlich unendlich liebenswürdige Art, daß ihr ganzes Leben von treuen und dauernden Freundschaften mit geistig hervorragenden oder sonst bedeutenden Menschen begleitet war. Ganz rührend ist z. B. ihr Verhältnis zu der 1899 verstorbenen Ida von Fleischl-Marxow, mit der zusammen sie, gewissermaßen zum verklärenden Abschluß, auch ihre erste Romreise (1898/99) machte.* Selbstverständlich fehlte es auch an Beziehungen zu Dichtern und Schriftstellern nicht. Ihr letztes von ihr selbst herausgegebenes Buch hat die Ebner ihren Erinnerungen an Grillparzer gewidmet, den sie in ihrer Jugend persönlich kannte, und der sich in einem bemerkenswerten Briefe vom Jahre 1847** an ihre Stiefmutter über ihr dichterisches Talent äußerte. Auch von Halm und Laube sind interessante Briefe erhalten. Enger und persönlicher war begreiflicherweise das Freundschaftsverhältnis zu künstlerisch begabten Frauen, so vor allem zu der hervorragenden Romandichterin Louise von François,*** der Verfasserin der ‚Letzten Reckenburgerin', zu der reichveranlagten, wenn auch ein wenig exzentrischen Lyrikerin Betty Paoli,† zu der kürzlich verstorbenen Hermine Villinger.†† Wie innig die Ebner an L. v. François hing, be-

* Vgl. ‚Aus Rom'. An meine Freunde. Von Marie v. Ebner-Eschenbach. Gartenlaube 1900. — Über das ganze Verhältnis s. Bettelheim, Marie v. Ebner-Eschenbach, S. 185—193 und 223—226.

** Abgedruckt im Grillparzer-Jahrbuch VIII (1898) S. 214; bei Bettelheim S. 29, bei Necker S. XXIII.

*** Bettelheim, a. a. O. S. 102—125, wo ein Teil des Briefwechsels abgedruckt ist; S. 211—218.

† Bettelheim, a. a. O. S. 218—223.

†† Hermine Villinger, Wie ich Marie v. Ebner-Eschenbach kennen lernte. Velhagen und Klasings Monatshefte, September 1900; Bettelheim a. a. O. S. 233—235.

weisen der Nachruf,* den sie der 1893 Verstorbenen widmete, und die schönen ‚Erinnerungsblätter'** an die Freundin, die sie noch aus der Trauer heraus veröffentlichte. Auch der 1894 verschiedenen Betty Paoli hat sie einen würdigen Nachruf geweiht und darüber hinaus eine Auswahl aus ihren Gedichten mit einer entsprechenden Einleitung herausgegeben.*** Auf die Dokumente der Freundschaft mit den bisher Genannten, die im großen und ganzen mit der Dichterin gleichalterig waren, ist bisher ziemlich einseitig Bezug genommen worden. Wir sind nun aber in der Lage, uns auch auf die Zeugnisse einer Dichterfreundschaft stützen zu können, die sich bis in die letzten Tage Maries von Ebner-Eschenbach auswirkte, einer Freundschaft mit einer viel jüngeren Kunstgenossin, mit Enrica von Handel-Mazzetti, wo der gewaltige Altersunterschied von vornherein auffallen muß: die Geburtstage (13. September 1830 — 10. Januar 1871) liegen mehr als vierzig Jahre auseinander, die Entwicklung ganzer Generationen liegt dazwischen. Man darf es als einen neuen Beweis für die vornehm-großzügige Natürlichkeit und Unmittelbarkeit der Ebner betrachten, daß sich trotzdem eine erstaunlich verständnisvolle Vertrautheit mit der so viel Jüngeren herausbildete. Man weiß zwar, daß M. von Ebner-Eschenbach ihrer hohen Bewunderung der dichterischen Kraft E. von Handel-Mazzettis wiederholt enthusiastischen Ausdruck verliehen hat; es ist aber nur wenigen bekannt, daß die beiden an Alter, an äußerer Gestalt, an geistigem Habitus und seelischem Charakter so sehr verschiedenen Schriftstellerinnen während mehr als eines Jahrzehntes eine wirklich enge und innige Freundschaft verband, die ihren bleibenden Niederschlag in einem regen Briefwechsel gefunden hat. Die vollständige Veröffentlichung der an ihre vielen Bekannten gerichteten Ebner-Briefe, die menschlich und künstlerisch ungemein anregend und ergiebig sein würde, werden wir nun aus begreiflichen Gründen sobald nicht zu erwarten haben, zumal da die Verstorbene letztwillig jede Herausgabe ihrer Briefe im allgemeinen aufs strengste verboten hat. Nur bei E. von Handel-Mazzetti machte sie eine Ausnahme, indem sie die jüngere Freundin ausdrücklich mündlich und schriftlich zu der öffentlichen Verwendung ihrer Korrespondenz nach deren Ermessen ermächtigte. Dennoch hat die Überlebende geglaubt, das Empfinden der Dahingeschiedenen noch über deren Anordnung hinaus achten und auf die Veröffentlichung der gesamten Briefschaften† einstweilen verzichten zu sollen. Sie hat aber — damit von ihrem guten Rechte Gebrauch machend — dem Verfasser dieser Zeilen in

* Neue freie Presse vom 23. Febr. 1894.

** Velhagen und Klasings Monatshefte, März 1894.

*** Gedichte von Betty Paoli. Auswahl und Nachlaß. Stuttgart, Cotta, 1895. Die von der Ebner verfaßte Biographie findet sich S. IX—XXI.

† Die beiden letzten Stücke des Briefwechsels, vom 29. Sept. und 30. Dez. 1915 — darunter wahrscheinlich der letzte überhaupt von der eigenen Hand der Ebner geschriebene Brief —, sind bereits in der Sonntagsbeilage der Wiener ‚Reichspost' vom 23. April 1916 abgedruckt.

die an sie gerichteten Briefe Marie Ebners gütigst Einblick gewährt und ihm anheimgegeben, einzelne ihm für die Öffentlichkeit wichtig scheinende Ergebnisse entsprechend zu verwerten. Auf dieser Kenntnis sowie auf schriftlichen Aufzeichnungen E. von Handel-Mazzettis über ihre Beziehungen zu Marie von Ebner, die zu diesem Zwecke eigens zur Verfügung gestellt wurden, beruht die genauere Feststellung einiger Züge, durch die im folgenden die herrschende Vorstellung von dem menschlichen und künstlerischen Charakter der Ebner-Eschenbach in vielleicht nicht unwesentlichen Stücken vertieft und vervollständigt werden soll.

Da hier eine eigentliche Biographie in keiner Weise beabsichtigt ist, mag es genügen, daran zu erinnern, daß Marie von Ebner-Eschenbach am 13. September 1830 als Sproß des altaristokratischen slawischen Grafengeschlechtes Dubsky, aber von einer deutschen Mutter (Baronin Vockel), auf dem mährischen Schlosse Zdislavic geboren wurde, daß sie die Mutter bald nach der Geburt verlor und eine ziemlich unregelmäßige, deutsch-slawisch-französische Erziehung, die richtige österreichische Komtessenbildung erhielt und früh nicht nur einen regen Geist und große Begabung, sondern auch lebhaftes Interesse für Literatur und Dichtung sowie für das Theater zeigte; daß sie dann mit achtzehn Jahren ihren um fünfzehn Jahre älteren Vetter, den Reichsfreiherrn Moritz von Ebner-Eschenbach, einen philosophisch und wissenschaftlich angehauchten Offizier und Lehrer an der Ingenieurakademie, zu ungetrübter aber kinderloser Ehe heiratete;* daß sie — wenn man von einem frühen und unreifen, aber nicht unwitzigen erzählenden Versuche, den Sechs Episteln ‚Aus Franzensbad', absieht — ihre ersten dichterischen Erfolge auf der Bühne gesucht, aber nicht gefunden hat. Hier muß man ein wenig einhalten, um zu ermessen, wie richtig die eingangs aufgestellte Behauptung ist, daß wir bei der Ebner ein ganz ungewöhnliches Leben vor uns haben. Ist es nicht etwas Außerordentliches, daß eine Frau aus hochadeligen Kreisen mit dreißig Jahren in allem Ernst und Eifer der dramatischen Dichtung sich widmet, jahrelang auf diesem Gebiete strebend sich bemüht, ohne dort den heißersehnten Lorbeer zu erringen, daß sie sich dann fünfundvierzigjährig mit ungebrochener Energie der epischen Erzählung zuwendet, um dann in dieser Dichtungsgattung fast wie mit einem Schlage einen der allerersten Plätze zu erobern und diesen Platz noch volle vierzig Jahre schaffend bis zu ihrem Tode zu behaupten?

---

* Sein Andenken hat sie geehrt durch einen Auszug ‚Aus den Erinnerungen des k. k. Feldmarschalleutnants a. D. Moritz Freiherrn v. Ebner-Eschenbach'. Herausgegeben von Marie v. Ebner-Eschenbach. Beilage zur ‚Münchener Allgemeinen Zeitung' 1899 Nr. 225—227. — Nachwort zu den ‚Erinnerungen des Freiherrn Moritz v. Ebner-Eschenbach' von Anton Bettelheim. Ebda., Nr. 230. — Diese Veröffentlichung gehört selbstverständlich ebenfalls zu den unentbehrlichsten und lautersten Quellen für eine Lebensbeschreibung der Dichterin.

Die verschiedenen Dramen Marie von Ebner-Eschenbachs sind m. W. — es sei denn als Manuskript — nicht gedruckt;* es dürfte sich aber, nicht nur aus literarhistorischem Interesse, lohnen, sie herauszugeben, denn es steckt mehr in ihnen, als das Ausbleiben des Erfolges erwarten läßt. Das Theater lag der österreichischen Aristokratin sozusagen im Blute: in einem ihrer späteren Bücher, den biographischen Skizzen ‚Meine Kinderjahre',** erzählt sie selbst, wie sie sich in ihrem ‚eigentlichen Element' befand, wenn sie als junges Mädchen im Winter jeden zweiten Tag in das Wiener Burgtheater mitgenommen wurde, und daß ihr der Kopf brannte und ein kalter Schauer nach dem andern über den Rücken lief, wenn sie dachte: ‚Über kurz oder lang werden deine Stücke hier aufgeführt und deine Worte werden von der Bühne wie Funken herunterprasseln.' Einige ihrer Stücke sind in der Tat ein paarmal über das Burgtheater gegangen, aber ohne ihr rechte Befriedigung zu bringen. Sie begann im großen klassischen Stil mit dem fünfaktigen Schauspiel ‚Maria Stuart in Schottland' (1860), das durch E. Devrient in Karlsruhe zur Aufführung kam, ging dann zu Gesellschaftsstücken über (‚Die Schauspielerin', ‚Das Geständnis', ‚Die Veilchen', ‚Die Selbstsüchtigen'), um dann mit dem Trauerspiel ‚Marie Roland' (1867) aus der Girondistengeschichte und dem Einakter ‚Doktor Ritter' aus Schillers Frühzeit wieder zu dem heroischen Genre zurückzukehren. Soweit sich aus der von Bettelheim*** und Necker† mitgeteilten Inhaltsangabe und den Proben schließen läßt, ist es stilistisch vornehmes Epigonentum, inhaltlich zwar von großer Kraft und Tiefe, aber wohl doch nicht recht bühnenfähig. Jedenfalls wurde Marie Ebner schließlich, wie sie in Heyses ‚Novellenschatz' bekennt, ‚für immer von der Lust geheilt, für das Theater zu arbeiten'. Zu diesem Entschluß reifte sie durch das schnöde Schicksal, das ihrem dreiaktigen Lustspiel ‚Ein Waldfräulein' (1873), einer Gesellschaftssatire, die das Drohnentum gewisser Adelskreise geißelte, bereitet wurde, und das zu ihren unvergeßlichen Erfahrungen zählte. Das unter Laube im Wiener Stadttheater aufgeführte Stück wurde zwar vom Publikum nicht unfreundlich aufgenommen, von der Kritik der Tagespresse aber einhellig recht übel, und wahrscheinlich auch ungerecht, heruntergerissen. Dieses ‚Schlachtfest' der Theaterkritik hat die Ebner nie ganz verwunden, und sofort stand ihr Entschluß fest, der Bühne für immer zu entsagen. Es ist wie ein Nachhall ihrer eigenen bösen Erfahrungen, wenn sie in ihrem hohen Alter, wie E. von Handel-Mazzetti berichtet, zu der jüngeren Freundin, die sie einmal in deren dramatischem Spiel ‚Ich kauf ein

* Mit Ausnahme allerdings von ‚Maria Stuart in Schottland', das, mit dem Namen M. von Eschenbach gezeichnet, 1860 bei Wallishauser in Wien gedruckt wurde.

** Berlin, Gebrüder Paetel, 1. Aufl. 1906.

*** A. a. O. S. 48—76.

† A. a. O. S. 1—42; dieser bringt auch S. 230—255 den ganzen 3. Akt von ‚Marie Roland'.

Mohrenkind' hatte auftreten sehen, bei ihrem letzten Zusammentreffen ermunternd und zugleich warnend spricht: ‚Kind, du hast ja ein riesiges dramatisches Talent. Du könntest nicht bloß „Mohrenkinder" schreiben, sondern ein großes vollblütiges Drama, deiner Romane wert. — Du hast recht, daß du es nicht schreibst! Kind, schon für einen Mann ist es tiefergreifend, den Sprung auf die Bühne zu tun, und gar für eine Frau, und so eine schüchterne, allem Lärm abgeneigt, wie du es bist! — Nein, tu' es nicht! Ich habe es getan, aber hätte ich gewußt, mit welchen Aufregungen die Sache verbunden ist, wer weiß, hätte ich mich je dazu entschlossen.'*

Heute segnen wir jene bittere Erfahrung; denn sie ist schuld, daß Marie Ebner sich ganz dem Gebiete zuwandte, auf dem sie ihr Höchstes leisten sollte, der Erzählung. — Schon die zwischen den dramatischen Arbeiten entstandene Märchennovelle ‚Die Prinzessin von Banalien' zeigte die Löwenklaue; aber es zeugt für die künstlerische Selbstzucht der Dichterin, daß sie ihr nicht genügte, und daß sie das Stück auch nicht in ihre ‚Gesammelten Schriften'** aufnahm. Wenn oben gesagt würde, daß sie sich fast wie mit einem Schlage einen der allerersten Plätze erobert habe, so ist das nicht so zu verstehen, als ob ihre epische Kraft auch sofort anerkannt oder gar populär geworden sei. Ihr erster künstlerisch abgerundeter Erzählungsband blieb fast unbeachtet; und auch weder mit der psychologisch tiefen Geschichte ‚Božena', noch mit der gelassen-resignierten Heiterkeit der ‚Freiherren von Gemperlein', noch mit einem wirklichen Meisterstück wie ‚Nach dem Tode' hat sie sich durchsetzen können — erst seit 1883 haben ihre lustigen Komtessengeschichten mit den burschikosen Brieflein im Stile der ‚Turfkomtesse Muschi' ihr den unbestrittenen Erfolg beschert, haben sie in Mode gebracht, so daß nun auch ihre ernster angelegten Sachen Anklang fanden. Im Jahre 1875 erschien bei Cotta ein Bändchen ‚Erzählungen',*** das fünf Geschichten enthält (Ein Spätgeborener, Chlodwig, Ein Edelmann, Die erste Beichte und Die Großmutter), und deren erste ist gewissermaßen die Abrechnung mit der oberflächlichen und parteiischen literarischen Kritik, eine satirische Quittung auf ihre kurz vorher erfolgte Verscheuchung vom Theater. In dem Briefwechsel mit E. von Handel-Mazzetti findet sich eine Reminiszenz an diese Zusammenhänge, wenn die Ebner unter dem 28. April 1906 bei der Überreichung einer Neuauflage schreibt: ‚Ein Band der neuen Auflage uralter Erzählungen. Cottas haben mich gestern mit der Nachricht überrascht, daß von diesem Buche, das ich für verschollen hielt, ein Neudruck nötig wurde. Lies die letzte Geschichte nicht, die heißt nichts. Lese nur, wenn du etwas freie Zeit übrig hast, den „Andreas Muth", den schrieb ich mir zum Troste, nach dem Kesseltreiben,

* Nach schriftlicher Mitteilung der Baronin Enrica von Handel-Mazzetti.

** 10 Bände. Berlin, Gebrüder Paetel, 1892 ff.

*** Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf., 4. Aufl., 1906.

das die Wiener Journalistik gegen mich veranstaltete, als Laube ein allerdings recht schwaches Lustspiel von mir im Stadttheater aufführen ließ.' Der ‚Andreas Muth' ist der Held der eben erwähnten ersten Geschichte, die ursprünglich ‚Ein Spätgeborener' hieß, und durch die sich die Verfasserin durch Persiflage des Klüngels an dem feilen Rezensentenvolk revanchierte. Ein feines Stück ist ‚Die erste Beichte', das, wie Bettelheim* andeutet, höchst wahrscheinlich von autobiographischer Bedeutung ist. Das letzte Stück des Bandes ‚Die Großmutter', das die Handel-Mazzetti nicht lesen soll, zeigt eine Frau aus dem Volke an der Leiche ihres verunglückten Enkels, wo sie vor allem fragt, was aus den Kleidern des Ertrunkenen geworden sei; es ist typisch für das Feingefühl der Ebner, daß sie die zartempfindende jüngere Freundin vor diesen krassen Effekten bewahren will.

Nach dem Debut mit den ‚Erzählungen' nahm die darstellerische Kraft Maries von Ebner-Eschenbach rasch den Flug zur Höhe und Größe, so daß von einer formalen Entwicklung — also von der ‚inhaltlichen' abgesehen — nicht mehr viel die Rede sein kann: ihr Geist war zur Überlegenheit gereift, ihr Gemüt gefüllt, wie ihre unsterblichen ‚Aphorismen',** deren verstehende und verzeihende Weisheit einmal neben den erfahrungsschweren Epigrammen eines Montaigne, Larochefoucauld und Joubert leuchten wird, beweisen. Die Ebnersche Lyrik*** ist zwar nicht umfangreich, kommt auch neben dem epischen Schaffen kaum in Betracht; aber sie bliebe bewundernswert, wenn von ihr nichts übrig geblieben wäre als die süßschwebenden Verse:

Ein kleines Lied, wie geht's nur an,
Daß man so lieb es haben kann,
Was liegt darin? Erzähle!
— Es liegt darin ein wenig Klang,
Ein wenig Wohllaut und Gesang
Und eine ganze Seele.

Wollte man die vielen Romane, Novellen und Erzählungen der Ebner einigermaßen ausführlich behandeln, so müßte man ein Buch schreiben; es muß genügen, auf einige Hauptpunkte hinzuweisen.

Es ist ein gewaltiger Schritt zur Vollendung hin von den ‚Erzählungen' bis zu ‚Božena' (1876), der Geschichte einer innerlich adeligen Magd, dieser ‚Kentgestalt aus dem Volke', wie die François sie genannt hat, und gar bis zum ‚Gemeindekind' (1886) mit seinem poetisch gesättigten Realismus, der kühn an alle Erziehungs- und Gesellschaftsfragen der Zeit rührt, und bis zu ‚Unsühnbar' (1889), dem vielleicht erschütterndsten Seelendrama seit vielen Jahrzehnten — der Schritt von (verhältnismäßig gesprochen) literarischem und persönlichem Kleinkram zu den tiefsten sozialen

* A. a. O. S. 17—20.
** Erste Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel 1880.
*** Parabeln, Märchen und Gedichte. Stuttgart, Union, 1892.

und psychologischen Problemen, zu den großen Fragen der Menschheit. Um den Reichtum und den quellenden Drang des damaligen Ebner'schen Schaffens einigermaßen zu überschlagen, möge man sich daran erinnern, daß in dem betreffenden Jahrzehnt zwischen den als Höhepunkte und Typen erwähnten Büchern noch eine ganze Reihe von Werken erschien, die teilweise zu den bedeutendsten Leistungen der Dichterin gehören. Erwähnt seien: ‚Ein kleiner Roman', ‚Die Freiherren von Gemperlein', ‚Lotti, die Uhrmacherin', ‚Nach dem Tode', ‚Die Unverstandene auf dem Dorfe', der kulturhistorische Roman mit politischem Einschlag ‚Der Kreisphysikus', die unvergleichliche Hundegeschichte ‚Krambambuli', die erste Sammlung der ‚Schloß- und Dorfgeschichten' (mit der herben historischen Erzählung ‚Jakob Szela' aus der galizischen Erhebung von 1846 und dem ‚Novellchen in Korrespondenzkarten'), ‚Der Muff', ‚Zwei Komtessen', ‚Resel', ‚Er laßt die Hand küssen', ‚Wieder die Alte', ‚Ihr Traum' (die für das literarische Charakterbild bezeichnendsten und unentbehrlichsten sind hier im Druck hervorgehoben). Immer voller strömte dann der Quell der Erzählerin; aus der Höhe des Lebens stammen, um nur einiges Hervorstechende zu nennen: ‚Miterlebtes' (1890), ‚Margarete' (1891), ‚Glaubenslos?' (1892), ‚Das Schädliche' (1894), ‚Bertram Vogelweid' (1896), ‚Alte Schule' (1897). Als Alterswerke, die indessen kaum Spuren nachlassender Kraft an sich tragen, darf man bezeichnen: ‚Aus Spätherbsttagen' (1901), ‚Agave' (1903), ‚Die arme Kleine' (1903), ‚Die unbesiegbare Macht' (1906), ‚Meine Kinderjahre' (1906), ‚Ein Buch, das gern ein Volksbuch werden möchte' (1909), ‚Altweibersommer' (1909), ‚Genrebilder' (1910). Posthum erschien ‚Stille Welt' (1915), das neben einigem mehr Skizzenhaften die 1912 entstandene psychologisch abgeklärte Wiener Geschichte ‚Der Herr Hofrat' enthält — wann hätte je eine Zweiundachtzigjährige ein solches Werk geschrieben!

Überblickt man die bunte, vielgestaltige Welt der von Marie von Ebner-Eschenbach geschaffenen oder dargestellten Personen, so nimmt man mit Bewunderung wahr, daß die Dichterin in gleicher Weise bei dem niederen Volke wie in den Höhen des Lebens bis zur exklusivsten Aristokratie hinauf daheim ist: sie kennt den Umkreis der mährischen Bauern so gut wie die Atmosphäre des slawischen, des polnisch-galizischen und des deutsch-österreichischen Adels, und zwar ebenso der agrarisch Feudalen wie der spezifischen Wiener Komtessenwelt; sie kennt die Kreise der Gebildeten in der Provinz, der Landärzte, Advokaten usw., wie die der Literaten und Künstler — nur der bürgerliche Mittelstand, außer etwa das Handwerkertum, scheint ihr weniger vertraut zu sein. Was ihr — eine Folge ihrer Erziehung — ganz fern liegt, und was sie daher, soweit es in ihren Schriften erwähnt (man kann kaum sagen behandelt) wird, recht einseitig darstellt, ist das Gebiet des Glaubens, das Kirchliche; sie selber hat, wie noch gezeigt werden soll, in ihren späteren Jahren den Weg zum Glauben zurückgefunden; aber es wäre vergeblich, in ihren Werken einen ausgesprochenen Niederschlag davon zu suchen — was

nicht ausschließt, daß der Kundige deutliche Spuren davon findet —, und dieser Mangel bedeutet eine peinlich empfundene Lücke in ihrem Schaffen. Will man klassifizieren, so mag man unter den Ebnerschen Erzählungen etwa folgende Gruppen unterscheiden: Geschichten, die soziale Zustände der niedern oder mittleren Volksschichten behandeln, namentlich aus den Kreisen der armseligen und gedrückten Dienenden, wie sie das österreichisch-slawische Leben noch vielfach zeigt (‚Božena', ‚Das Gemeindekind', ‚Lotti, die Uhrmacherin', ‚Die Erdbeerfrau', eine Erzählung in Versen, ‚Er laßt die Hand küssen', ‚Bettelbriefe', ‚Die Unverstandene auf dem Dorfe', ‚Die Resel', ‚Rittmeister Brand', auch ‚Die Großmutter'); Schilderungen aus der Adelswelt (‚Chlodwig', ‚Die Freiherren von Gemperlein', ‚Komtesse Paula', ‚Ein Edelmann', ‚Nach dem Tode', ‚Wieder die Alte', ‚Das Schädliche', ‚Oversberg', ‚Die arme Kleine' und vor allem der grandiose Roman ‚Unsühnbar' — bald in den oberen, bald in den unteren Sphären, meist aber in beide gemischt, spielen die ‚Dorf- und Schloßgeschichten', wie auch im ‚Gemeindekind' u. a. die beiden Welten ineinandergreifen); Erzählungen mit historisch-politischem Hintergrund (‚Der Kreisphysikus', ‚Jakob Szela', ‚Die Agave', eine Malergeschichte, in deren Mittelpunkt Masaccio steht); Künstlernovellen (‚Ein Spätgeborener', in gewisser Hinsicht auch ‚Lotti', ‚Ein Traum' und ‚Wieder die Alte' in ‚Miterlebtes', ‚Bertram Vogelweid', ‚Verschollen', ‚Die eine Sekunde' in ‚Stille Welt'). Eine besondere Stelle nimmt die Erzählung ‚Glaubenslos?' ein, von der es gewöhnlich heißt, daß sie sich mit dem religiösen Problem beschäftige; bei genauerem Zusehen liegt ihr aber gar kein religiöses, sondern ein rein menschliches Problem zugrunde; es wird davon noch eigens die Rede sein. — Die hochadelige Dame, die in ihrem persönlichen Bewußtsein und Gehaben stets die echte Aristokratin blieb und das blaue Blut nie verleugnete, ist von einer merkwürdigen Unbefangenheit gegenüber allen Standesvorurteilen, oben und unten. Es hätte für sie der Erfahrungen von 1848 wohl nicht bedurft, um sie mit sozialem Mitleid für die Enterbten und mit Widerwillen gegen alle Anmaßungen der Bevorrechteten zu erfüllen. Obwohl fern von billiger, wehleidiger Sentimentalität, fühlt sie tief mit allen Unterdrückten. Auf der andern Seite hat sie nie der Würde ihrer Herkunft etwas vergeben und nie die gesellschaftlich Emanzipierte hervorgekehrt, und doch hat sie mit einem damals bei österreichischen Adelsdamen unerhörten Freimut an den Schwächen ihrer Standesgenossen unerbittliche, in der Form natürlich stets vornehme Kritik, oder wie Bettelheim sich ausdrückt, ein ‚adeliges Richteramt' ausgeübt; niemals ist der österreichische Adel mit seinen vielen liebenswürdigen, aber auch ebenso vielen schwachen Seiten so naturgetreu geschildert worden wie in den Büchern der Ebner, und trotzdem blieb sie in allen aristokratischen Kreisen die gelesenste Schriftstellerin. In gleicher Weise hat sie nicht versäumt — und es gehörte für eine Literatin dazu wohl noch ein größerer Mut —, die Menschlichkeiten und auch Erbärmlichkeiten innerhalb des Künstler- und Literatentums mit fester Hand aufzudecken; man braucht

die obengenannten hierher gehörigen Bände nur zu durchblättern, um das Material für eine ganze Naturgeschichte der modernen Schriftsteller- und Künstlerschaft zu finden, und gewisse Kliquen, die Marie Ebner gern ausschließlich für sich in Anspruch nehmen, würden darin vielleicht weniger zudringlich sein, wenn sie sich erinnerten, wer für gewisse Figuren Modell gestanden hat.

Die Ebner-Eschenbach hat nie einer literarischen und künstlerischen ‚Richtung', Partei oder Klique angehört. Eine ganze Prozession von anspruchsvollen Programmen und -ismen ist im Laufe der Jahrzehnte an ihr vorübergezogen, ohne sie irgendwie beeinflussen zu können: sie schrieb unentwegt Ebner-Eschenbachisch weiter; auch eine ‚Schule' hat sie nicht gegründet oder hinterlassen — dafür hätte man eben ihr ‚Genie' haben müssen, sie selber aber hat ebenso wenig irgend jemand zu beeinflussen gesucht. Das letzte Geheimnis ihrer Kunst war absolute Natürlichkeit. Nun ist freilich ‚natürlich' und ‚natürlich' noch lange nicht dasselbe. Bei der Ebner ist Natürlichkeit nichts anderes als künstlerische Unbefangenheit, Unmittelbarkeit, völliges Unbeeinflußtsein von Fremdem und Äußerlichem, seien es ‚Stile', Schlagwörter oder Moden — ein Hingegebensein an das Gesetz der inneren Stimme. An mehreren Stellen ihrer Werke hat sich die Dichterin so eigenartig präzis über das Verhältnis von Natur und Kunst ausgesprochen, daß man am besten ihre eigenen Worte gebraucht. Vor allem räumt sie mit der zweideutigen Phrase auf, daß man ‚dem Gesetze der Natur folgen' müsse. In der Novelle ‚Wieder die Alte' läßt sie die erfahrene, durch Leid geprüfte und bewährte Baronin Karoline zu einem unklaren, haltlosen Kunstdilettanten und Musikgelehrten sprechen: ‚Die Natur! Berufen Sie sich auf die! Die Natur, die uns betrügt, die jeden einzelnen von uns an den glühenden Ketten der Leidenschaft hinschleift zu ihren Zielen, um uns dort elend verkommen zu lassen, die Natur, ein schlafender Dämon, der die Welten zusammenträumt — ein rätselhaftes Ungeheuer, unergründlich schlau, grenzenlos grausam — manchmal unsäglich blöde. Ja, die Natur — der Natur muß man folgen!... Man muß nicht, wenigstens nicht, ohne sich zur Wehre gesetzt zu haben. Man muß niemals tun, was alle tun.' Wie eigentlich nur der Künstler die Güte der Natur, die etwas ganz anderes ist als die brutale Wirklichkeit, verstehen, aus ihr heraussehen oder vielmehr in sie hineinlegen kann, das setzt sie in der schwermütigen Novelle ‚Ihr Traum' auseinander, indem sie den Maler vor einem schönen Gemälde sagen läßt: ‚Das [Bild] ist das beste, das steht mir höher als manches viel gerühmte Werk der neuen Schule. Möchte wissen, in welche Kategorie die Alleskenner und Nichtskönner den einreihen, der das gemalt hat. Ein Idealist? Ihr Herren! Seht nur die Wahl des Stoffes: Eine Balgerei zwischen einem Soldaten und einem Matrosen, um welche ein neugieriges Publikum sich schart. Und nun die Ausführung! Wessen ist sie? Eines Realisten? Nein, eines Künstlers, dem das Häßliche und Rohe widerstrebt, und der dennoch die Wahrheit darstellt, die höchste in den Gluten seiner Feuerseele geläuterte

Wahrheit. Der macht aus einer Prügelei, die wir in Wirklichkeit schwerlich mit ansehen möchten, ein unvergeßliches Kunstwerk.' Die Dichterin stellt sich also über die Parteiworte ‚Idealismus' und ‚Realismus', weil nach ihrer Überzeugung beides zusammen erst das Kunstwerk macht, weder der Inhalt noch die Form allein, sondern beide vereint in der ‚Feuerseele' des Künstlers — so wie der alte Meister in ‚Verschollen' es ausdrückt, wenn er klagt: ‚Das Feuer, das mit immer wachsender Kraft den Stoff verzehrt, von dem es sich entzündet hat und zum Kunstwerk verzehrt, das durch die Zeiten dauert — dieses göttliche Feuer ist in mir erloschen!' Und wenn die Ebner gegen eine Richtung war, dann fraglos gegen den rücksichtslosen, radikalen Realismus, über den sie sich oft, so schon im ‚Gemeindekind', lustig macht. Sie selbst nimmt ihre Stoffe mit scharfem Blick aus der Wirklichkeit, aber sie gestaltet sie dann mit Selbstherrlichkeit zu ihrem Bilde. Mit Recht bemerkt Bettelheim, die Ebner sehe, wie Turgénjew, ‚ihren Beruf darin, die Erscheinungen des wirklichen Lebens zu beobachten und durch ihre Phantasie gehen zu lassen, sich aber auf die Phantasie allein nicht zu stützen'. Und so hat sie wohl ihre Anschauung auf die kürzeste Formel gebracht in dem Aphorismus: ‚Natur ist Wahrheit, Kunst ist höchste Wahrheit.' Die Kunst, so meint sie, muß wahrer sein als die gemeine Wirklichkeit der Dinge, weil der Künstler auf das Wesen des Dargestellten auszugehen und darum das Zufällige auszuscheiden hat: das ist die innere strenge Logik, die innere Wahrhaftigkeit der dichterischen Welt. Das ist denn auch der Sinn ihrer Parabel ‚Palemon': Der idealistische Maler Palemon hat in einem Bilde dargestellt, wie der Königin Zenobia von ihren Völkern gehuldigt wird; dabei hat er, um die idealen Typen aller Stände vorzuführen, seine von ihm benutzten Modelle entsprechend verklärt, wofür ihn seine Freunde loben. Ein fremder Kunsthistoriker aber tadelt das: ‚Toren, veraltete Schwärmer! Wo bleibt bei dieser Auffassung die Wirklichkeit, die Natur? Glaubt nur: der Maler, unter dessen Pinsel eine Zenobia zur Hetäre und ein feiner Denker zum rohen Tölpel wird, steht der Wahrheit näher als ihr.' Wie nun die Anhänger des heimischen Meisters den fremden Kritiker darob steinigen wollen, wehrt ihnen Palemon mit den Worten: ‚Das wäre das Rechte — totmachen, den man nicht widerlegen kann. Nicht kann! Es sei denn, ihr wüßtet, was vorherrscht auf Erden: Licht oder Schatten, Blüte oder Fäulnis, das Gute oder das Böse. Aber ihr und der und ich, wir wissen es nicht, wir glauben nur, und die Jünger dieses Fremden tun wie die meinen: sie schaffen im Sinne ihres Glaubens. Ihr Irrtum jedoch ist, daß sie sich für die einzigen Vertreter der Wahrheit in der Kunst halten, weil sie malen und bilden, was jeder, auch der Gemeinste, sieht. Ich erhebe denselben Anspruch auf treue Wiedergabe der Natur wie sie, wenn es mir gelingt, überzeugend darzustellen, was ich allein gesehen habe: einen edlen Zug im Angesicht der Verworfenen, einen Blitz des Geistes im Auge des Einfältigen. Unsere alte und das, was sie die neue Kunst

nennen, können übrigens nebeneinander bestehen und sind, wie mich dünkt, Schwingungen desselben Pendels.' Die Ebner-Eschenbach stand jedenfalls nicht auf der Seite gewisser dreister Neuerer. Ihre Novelle 'Verschollen', die das Thema des Gegensatzes der Alten und der Jungen in der Kunst behandelt, richtet ihre Satire ausgesprochenermaßen gegen die pietätlose Künstlerjugend: 'Den Ruhm des Cinquecento haben Greise begründet, den des zwanzigsten Jahrhunderts zu begründen schicken Kinder sich an... Beim Tode Raffaels trauerte ganz Italien um seinen Malerjüngling. Er war siebenunddreißig. Unsere modernen sechzehnjährigen Impressionisten, Veristen usw. würden sagen: „Hat er sich endlich gedrückt, der Alte?' Ihre eigene Meinung liegt in den Worten des alten Malers: 'Was er [der Alte] kann, gefällt ihm nicht mehr; was ihr [die Jungen] könnt, noch nicht!' Den L'art-pour-l'art-Standpunkt lehnt sie ab: 'Als ob es unter Gottes Sonne absolut nichts anderes zu tun gäbe als Leinwand anzustreichen!' Höher als die Kunst steht ihr die sittliche Menschlichkeit, im Charakter liegt die höchste Schönheit. Darum ist ihr auch die Art eines Künstlers, sein 'Stil', nur die Konsequenz seiner gesamten Lebensanschauung — und welcher Art die ihre war, werden wir gleich sehen. Die Kunst selber aber ist für sie, wie sie schon in ihrem Erstling Andreas Muth, dem 'Spätgeborenen', bekennt, die zeitliche Verkörperung des Ewigschönen — eine Ästhetik, die, wenn man sie als Anklang an Hegelsche Ideen fassen wollte, zu Vorbehalten Anlaß böte, die aber von ihr wohl mehr im Sinne eines naiven Idealismus gemeint und ohne streng philosophische Präzisierung ist. Ihren Anschauungen über die Auswüchse der modernen Kunst, denen sie bis an ihr Ende treu geblieben ist, hat die Ebner noch in ihrem letzten Buch 'Stille Welt' wohl nicht unabsichtlich betonten Ausdruck verliehen. Sie läßt da den alternden Hofrat, der 'voll sittlicher Entrüstung aus den kleinen, voll ästhetischer Entrüstung aus den großen Theatern' kam, klagen: 'Das Theater als Kunstgenuß, als Bildungsstätte für Hohe und Geringe, ist tot. Es gibt Tragöden, aber keine Tragödie mehr, kein Drama, nur noch Schauspieler. Das Sprachrohr ist Stimme geworden, das heißt, es hält sich dafür, die untergeordnete Kunst bläst sich auf, bläst den Geist der höheren hinweg, um einen Mienen-, Gesten- oder Sprechknalleffekt hervorzubringen. . . . Und das Publikum, dem Untergeordneten immer näher als dem Hohen, jauchzt den Histrionen zu, das Publikum, eine Handvoll Masse . . . Ich aber bin nicht Publikum, bin ich, und will mich an meinen Dichtern erbauen... Aus der Tragödie ist die Dichtung hinweggefegt, aus der Oper die Musik. Dafür gibt's Lärm, je wüster, je lieber.' In ähnlicher Weise wettert der Hofrat, aus dem die unverfälschte Ebner spricht, öfters gegen 'die zynische, affektierte, perverse Literatur'. 'Lessing spricht von einem großen Maler ohne Hände, wir haben geschickte Hände ohne den Maler. O ja, sehr geschickte, technische Fertigkeiten glänzend. Aber wo ist das mit Naturgewalt hervorbrechende, schöpferische Müssen, der große Charakter, die große Seele? Wo ist die göttliche Kraft,

die uns emporträgt zu den Höhen des Lebens, wo ist die Leidenschaft, die noch begeistert, indem sie tötet und zertrümmert? Die geschickten Hände, denen die Höhen unerreichbar sind, greifen in die Niederungen. Das Gebiet de menschlichen Triebe wird durchwühlt, durchforscht, mikroskopisch beobachtet und als das Allumfassende erklärt. In ihm wird untergebracht, was sich irgend denken läßt. Lauter Triebe, nichts als Triebe, alles sexual, unser Denken, unser Träumen, das Sexuelle Grund und Ursache jedes Interesses, jeder Anhänglichkeit und Zuneigung, Eltern- und Kindesliebe, Freundschaft, Andacht, Frömmigkeit, unsere Liebe zu Bäumen, Blumen, Pflanzen — sexual. Nächstens wird uns bewiesen werden, daß Kant mit dem Ding an sich in einem sexualen Verhältnis gestanden hat ... Wenn ich heute vor einen Buchladen trete, die Titel lese und die illustrierten Umschläge ansehe, graut mir ... Aber das gehört zum Ganzen, ist ein Schimmer vom Geiste dieser Zeit.' Man braucht sich über solche Klagen nicht zu wundern bei einer Frau, die wie jener Weise in Paulis ‚Schimpf und Glimpf' auf die Frage des Königs nach dem ‚besten Wort' auch immer nur die Antwort ‚modus' gehabt hätte: ‚Ein Mensch tue, was er will, wenn nicht das rechte Maß dabei ist, so ist alles nichts.' Die Einhaltung des ‚rechten Maßes' war neben dem materiellen der Natürlichkeit das formale Element in dem Kunstprinzip der Ebner. Und darum ging sie, unbeirrt von den wechselnden Tagesmeinungen, den großen, ewigen Sternen nach. Sie durfte gegenüber der Aufgeregtheit der Moderne kühl und stolz erklären:

> Nur weiter geht ihr tolles Treiben,
> Von ‚Vorwärts! Vorwärts!' erschallt das Land; —
> Ich möchte, wär's möglich, stehen bleiben,
> Wo Schiller und Goethe stand.

Man kann sich nach dem Gesagten ungefähr schon vorstellen, was für eine Persönlichkeit hinter dergleichen Anschauungen stand. Der Natürlichkeit ihres dichterischen Schaffens entspricht bei Marie von Ebner-Eschenbach die Wahrhaftigkeit des ganzen Menschen. An ihr, der gesellschaftlich so hoch Gestellten und literarisch so viel Gefeierten, war nichts Gekünsteltes, nichts Affektiertes, nichts Posenhaftes, nichts Geschauspielertes — sie gab sich schlechtweg einfach nach ihrem Wesen; und in dieser Hinsicht ist sie, obwohl zur Hälfte slawischem Blute entsprossen, ganz Deutsche, und darf daher auch als völlig deutsche Schriftstellerin, der Gesinnung und dem Geiste, nicht bloß der benutzten Sprache nach, in Anspruch genommen werden. Weil sie so wahrhaftig und echt war, hat sie auch nie nach Sensation gestrebt; und ihre Bücher waren bei ihrem Erscheinen nie eine Sensation, jedoch stets für die Kenner ein Genuß und für alle Leser ein Gewinn auf die Dauer, weil sie nicht für den Augenblick arbeitete: so wurde sie, wie man nicht ohne Geist gesagt hat, ‚die Klassikerin der zeitlosen Lebensschilderung'. Sie war, wie schon erwähnt wurde, ihrer ganzen Natur nach Aristokratin, und doch war sie in keiner Weise das, was man

eine ‚Weltdame' nennt; in der sog. ‚großen Gesellschaft' hat sie nicht viel verkehrt: das Rauschende, Lärmende, Äußerliche lag ihr nicht. Auch mit Bezug auf die spezifischen Literatenkreise beschränkte sie sich auf die nötigsten Berührungen, und keine Koterie kann sich rühmen, sie zu ihren Anhängern haben zählen zu dürfen: in freundlich-gelassener feudaler Unnahbarkeit schwebte sie über dem Getriebe. Ihre ganze Gesinnung war dem Vornehmen, Intimen, dem Innerlichen zugewandt. Wer ihre Porträts daraufhin anschaut, wird diesen Zug des wesenhaft innerlich Vornehmen nicht verkennen. Was man eine ‚Schönheit' nennt, war die Ebner freilich nicht, obwohl ein aus dem Jahre 1849 stammendes Bild* von eigenem schlichten Reiz ist; und noch die Porträts aus ihrer späteren Zeit, wie die bekannten Photographien und namentlich das schöne Gemälde von Marie Müller** zeigen einen Zug kluger und gewinnender Anmut. Es wird vielleicht zur Abrundung des äußeren Bildes von dem Gehaben der Dichterin beitragen, wenn man liest, was E. von Handel-Mazzetti über einige ihrer Begegnungen mit ihr berichtet. Nach dem Erscheinen und dem Erfolg des ersten großen Handelschen Romans ‚Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr' hatte die Ebner der jungen Schriftstellerin ihren historischen Roman aus dem Cinquecento ‚Agave' gesandt zugleich mit der Aufforderung, sie zu besuchen. E. von Handel-Mazzetti besprach sich nun mit Gräfin Marie Redwitz, der ‚grande amie' ihrer verstorbenen Mutter; und diese sagte: ‚Geh' ganz gemütlich hin zu ihr, mach' keine besondere Toilette, du wirst sehen, wie gütig und herzlich und einfach sie ist; ich kann dir sagen, sie hat dich seit deinem Meinrad ganz ins Herz geschlossen, du solltest ihr schon für all das Liebe danken, das sie, noch ohne dich zu kennen, von dir gesprochen hat.' Die Handel erzählt dann weiter: ‚Ich ging also (am 24. Mai 1903) nicht ohne Herzklopfen in die Spiegelgasse, wo Marie Ebner seit dem Tode ihres Gatten wohnte. Ich wurde in einen Salon, der mit mehreren Meisterwerken der Altwiener Malerei, älterer und neuerer Plastik geschmückt war, geführt. Sogleich kam aus einem Nebenzimmer eine kleine alte Dame, in einem grünen Tuchkleid, die noch schönen, vollen, silberweißen Scheitel leicht gewellt, heraus ... auf mich zu, schloß mich in ihre Arme und sagte mit unnachahmlich sanfter, eindrucksvoller Stimme: „Wie habe ich mich gefreut, Sie zu kennen, mein Kind! — Sie sind so jung, ich bin so alt, aber mit Freuden begrüße ich Sie als meine liebe Kollegin und Schwester."' Aus etwas späterer Zeit erzählt dann E. v. Handel, wie die Ebner eines Abends ihr und Mathilde Redwitz ihre herrliche Uhrensammlung, ‚deren aktueller und kunsthistorischer Wert ziffernmäßig ja nicht festzustellen ist', vorführte und beschrieb: ‚Noch sehe ich ihre zierlichen, wie aus Elfenbein geschnittenen Hände Stück für Stück von dem Samtgrunde des antiken geschnitzten Kästchens, das diese Schätze enthielt, lösen, noch höre ich ihre liebe, schalk-

* In Lichtdruck dem Bettelheimschen Buch beigefügt.

** Wiedergegeben im 1. Aprilheft 1916 des ‚Kunstwart'.

hafte Stimme die einzelnen Stücke erklären. „Da ist eine kleine Dame, die allerhand kann. Jetzt produziere dich!" sagte sie. Auf der Aversseite einer Empiretaschenuhr saß ein elfenbeinernes, glitzekleines Jungfräulein an einem Virginal und schwang zwei winzige elfenbeinerne Hämmerchen, während ein kleiner Monsieur im Hintergründchen des zarten minierten Reliefs die Geige strich. Marie ließ das Werk spielen, und eine lustige Klarinette, dünn und fein wie das Summen einer Fliege, erklang. „Schau, was mich manchmal ärgern kann. Da war neulich ein Gedicht, recht ein hübsches, irgendwo zu lesen, und da figurierte Vaucanson als Uhrmacher. — So was! Er hat sein Lebtag keine Uhr gemacht, nur Automaten." Marie war in der Geschichte der Uhrmacherkunst zu Hause wie ein Gelehrter vom Fach. Wir wissen ja, daß sie für ihre entzückende Novelle „Lotti, die Uhrmacherin" Ehrenmitglied der Uhrmachergenossenschaft Wiens geworden ist. Auf diese Ehrung war sie stolz und sprach gern davon.'

Was die Ebner einmal als das Wesen ihrer Freundin Ida Fleischl in die Worte Veritas et caritas zu fassen suchte, das könnte auch ihr Sinnspruch sein. Neben die vollmenschliche Reife der Wahrhaftigkeit tritt bei ihr als ebenso integrierender Wesenszug jene Liebe, die sich als werktätigstes Mitgefühl für alle Kreatur, insbesondere für alle Bedrängten äußert, bis hinab zum Tier, zur Mutternot der armen Spitzin ... und die zu jeder Hilfeleistung bereit ist. ‚Die Güte,' heißt es in ihren Aphorismen, ‚die nicht grenzenlos ist, verdient den Namen nicht.' Bettelheim* verzeichnet folgenden Zug: Die Tat des hl. Martin sei ihr immer rätselhaft gewesen: ‚Ich hoffe nur,' heißt es im ‚Muff', ‚der Heilige hatte schon vorher sein Wamms verschenkt, sonst schiene es mir unbegreiflich, daß er einem armen Unglücklichen nicht einmal einen ganzen Mantel gegönnt haben sollte.' Die Übermenschenlehre von ‚Jenseits von Gut und Böse' war ihr höchst unsympathisch. Aus ihrem ethischen Pflichtbewußtsein heraus verstehen wir auch ihre mehr als reservierte Stellung zur Erotik: ‚Die größte deutsche Dichterin' schreibt nicht nur: ‚Ich halte die [geschlechtliche] Liebe für das grausamste aller Mittel, welche die zürnende Gottheit erfunden hat, um ihre Geschöpfe heimzusuchen,' sondern sie findet auch derbe, deutliche Worte für gewisse ‚hysterische Schweinigel' der Literatur; sie stellt die Nächstenliebe weit über die Geschlechtsliebe. ‚Die Kunst ist im Niedergang begriffen,' lautet ein Aphorismus, ‚die sich von der Darstellung der Leidenschaft zu der des Lasters wendet.' Die Grundstimmung ihrer Seele war jene ‚gleichmäßige Heiterkeit', die sie so oft an reinen jungen Mädchen dargestellt hat.

Dem erwähnten Wahlspruche Veritas et caritas könnte man noch das dritte Wort humilitas hinzufügen. Die echte Demut hat Marie von Ebner-Eschenbach wie wenige ihrer Zeitgenossen, zumal der berühmten, gekannt und geübt — Demut ist ja sehr unmodern geworden. Als

* A. a. O. S. 241.

Sechzigjährige hat sie erklärt: ‚Der Lebenskampf eines jeden Menschen, der ernstlich und heiß nach zu hoch gesteckten Zielen strebt, ist ein schwerer. Was ihm zu seiner Erlösung am nötigsten wäre, erlangt er zuletzt — die Demut.' Die Ebner hat sich zur Bescheidenheit der Demut* schon früh durchgerungen, und es ließen sich aus allen Perioden ihres Lebens die auffallendsten Beispiele in Fülle beibringen, die denn auch ihre bisherige Biographen anzuführen nicht unterlassen. Hier soll nur noch auf die von wahrer Charaktergröße zeugende demütige, fast enthusiastische Anerkennung hingewiesen werden, mit der die so viel ältere und erfolgreiche Dichterin sich vor dem Genius ihrer jüngeren Freundin und Kunstgenossin Enrica von Handel-Mazzetti ‚beugt'. Sie hat diese ihre Verehrung wiederholt öffentlich bekannt, und ihre Briefe an die Handel können sich nicht genug tun in den rührendsten Ausdrücken ihrer Überzeugung, daß sie, die Meisterin, nun von dem neuen Stern überstrahlt werde, den sie in demütiger Freude begrüßt. Man wird in der Geschichte der Literatur wenig Beispiele einer so hingebenden, selbstlosen Dichterfreundschaft finden. Die Wiedergabe der betreffenden Aussprüche verbietet sich an dieser Stelle, schon um die Überlebende nicht zu beschämen. Aber das Zeugnis, das diese selber von der Demut ihrer Freundin ablegt, darf man bekanntgegeben: ‚Demütig überhaupt,' so schreibt sie, ‚war Marie in einem Grade, der die größte Bewunderung wecken mußte bei allen, die da wußten, wie groß ihr Ruhm, wie monumental ihr Werk war. Nicht, daß sie ihre eigene Begabung nicht kannte, sie wußte genau, was sie geleistet hatte, und was zu leisten noch in ihrer Kraft war; aber sie maß ihre Werke immer mit denen anderer, die sie für größer hielt, und daraus entsprang diese süße Bescheidenheit, die in ihrem Briefwechsel an mich den schönsten, rührendsten Grundton bildet. Eichert hat einmal gesagt: Die Empfindlichkeit und Einbildung wächst im umgekehrten Verhältnis zum Genie. Ich habe die Wahrheit dieses Wortes nie so klar wie an Marie von Ebner in die Tatsache umgesetzt gesehen.'

Das Bild der großen Österreicherin wäre harmonisch in einem Maße, wie es selten einem Menschen beschieden ist, wenn ihm nicht nach der Seite des Religiösen eine gewisse Problematik anhaftete, wenigstens für den Katholiken. Damit soll ihr keineswegs die Religiosität überhaupt abgesprochen werden; man darf vielmehr überzeugt sein, daß Marie v. Ebner im tiefsten Grunde, worauf schon ihr wesentlich ethischer Zug hindeutet, eine religiöse Natur war — ‚religiös' im weitesten Sinne gefaßt. Aber diese religiöse Gesinnung war nicht nur durchaus undogmatisch, sondern bewegte sich auch die meiste Zeit ihres Lebens außerhalb der kirchlichen Bahnen und Formen. Es hieße offenkundige Tatsachen leugnen, wenn man die Ebner — selbst ohne Rücksicht darauf, daß ihre Schriften keinerlei

* Über die künstlerische Demut bringt einige gute Bemerkungen Necker, a. a. O. S. 179 f.

Anhalt dafür bieten, viel eher zu gegenteiligen Schlüssen Anlaß geben — als ausgesprochene Katholikin reklamieren wollte. Sie hat der Kirche, auf deren Bekenntnis sie getauft war, und die sie niemals ausdrücklich verleugnet hat, bis in ihr reifes Alter ziemlich äußerlich und kühl gegenübergestanden. Das war die Folge ihrer Erziehung und ihrer Umwelt: ihre Vorfahren waren zum guten Teile Josephiner, ihr Gemahl ein Anhänger der Schopenhauerschen Philosophie; daneben wirkte ein gewisses spezifisch österreichisches Adelsmilieu, über das hier, um niemand zu verletzen, weiter nichts gesagt werden soll, das man aber ohne Scheu als kirchlich-religiös blasiert und konventionell bezeichnen darf; auch braucht nicht verhehlt zu werden, daß gewisse kirchliche und klerikale Kreise in Österreich es den Intellektuellen nicht immer leicht gemacht haben, bei der katholischen Sache zu bleiben. Jedenfalls hat sich die Ebner stets von den ausgesprochen katholischen Kreisen, den Trägern der kirchlichen und klerikalen Organisationen, geflissentlich ferngehalten: das Faktionsmäßige lag ihr überhaupt nicht. Was wir über ihre wissenschaftlichen und philosophischen Studien und Ansichten wissen, deutet auch nicht darauf hin, daß sie sich mit religiösen Fragen im Sinne der katholischen Kirche auseinandergesetzt habe; es ist aber wohl symptomatisch, daß sie sich mit zunehmendem Alter immer mehr einer ans Mystische streifenden Naturphilosophie zuwandte, und daß sie gegen Ende ihres Lebens sich viel mit Fechner beschäftigte, wovon noch in ihrem letzten Buche* deutliche Spuren niedergelegt sind.

Auf der anderen Seite sollte man aber auch ihre Unkirchlichkeit nicht übertreiben, wie das gewisse liberale Kreise mit offenbarer Absicht tun, die sie gern zur Freidenkerin und Antiklerikalen stempeln möchten, was die Ebner nie war. Wenn man die Darstellung von Necker liest, so hat man durchaus den Eindruck dieser Tendenz, die auch bei Bettelheim nicht fehlt, obwohl sie nicht so scharf auftritt. War eine solche Auffassung bis zum Jahre 1900 schließlich in etwa zu verstehen, so gibt es keine Entschuldigung mehr dafür, wenn noch manche Nekrologe die Dichterin für die ungläubige ‚freisinnige‘ Weltanschauung in Anspruch nahmen; denn Marie von Ebner ist als gläubige Christin gestorben. Selbst wenn dies nicht so feststände, wie es feststeht, wäre es unzulässig, auf Grund einseitig gedeuteter Stellen ihrer Schriften von ihrem ‚protestantischen Gewissen‘ im Gegensatz zu ‚theologischer Kasuistik‘ zu reden, wie Bettelheim** es tut, oder in ihr mit Necker*** ‚etwas von Lessing‘ zu finden: mit einer derartigen Argumentation kann man so ziemlich für jeden Schriftsteller die Zugehörigkeit zu allen möglichen Anschauungswelten herausdestillieren. Es wurde schon angedeutet, daß der Ebner in der Tat etwas ‚Josephinisches‘ anhaftete, aber von da ist es noch weit bis zur ‚metaphysischen

* Stille Welt. Berlin, Gebrüder Paetel, 1915, S. 17 und 121.

** A. a. O. S. 178 f.

*** A. a. O. S. 158.

Skeptikerin'.* Die Behauptung, daß Marie von Ebner der Ansicht gewesen sei, daß Ethik nicht notwendig auf dem Metaphysischen ruhe, daß eine vom Glauben an die Existenz Gottes unabhängige Moral möglich sei, und daß die Dichterin sich damit auf den Boden der ‚modernen Weltanschauung' gestellt habe, sucht man vor allem aus ihrem Roman ‚Glaubenslos?' zu beweisen, den man gern zu einem persönlichen religiösen Bekenntnis stempeln möchte. Es ist die Tragödie eines ideal gesinnten Priesters, dessen hohes Streben an der Erbärmlichkeit und Gemeinheit seiner Umgebung scheitert und in schmerzlicher Resignation endet. Dabei steht aber das eigentlich Religiöse gar nicht in Frage: nicht irgend ein Konflikt mit den kirchlichen Glaubenslehren — in dieser Beziehung ist er eher indifferent — läßt den Kooperator Leo am Leben irre werden, sondern die Niedertracht der Menschen, mit denen er es zu tun hat; nicht sein übernatürlicher Glaube leidet Schiffbruch, sondern lediglich sein Menschenglaube, in dem sich doch das Religiöse nicht erschöpft. Im übrigen schildert die Ebner ihre Priestergestalten überhaupt nicht unwürdig, aber sie faßt sie rein menschlich, es fehlt ihnen der Schimmer des Übernatürlichen. Und darin besteht eben ihr Mangel, daß sie zu wenig Sinn für das übernatürliche Moment in der kirchlichen Lebensanschauung hat, daß sie die Kraft des Reinmenschlichen überschätzt. Das verrät sich z. B. darin, daß sie in ‚Unsühnbar' die büßende Gräfin Dornach wie eine Heilige sterben läßt, trotz ihrem ausgesprochenen Unglauben; oder wenn sie in einer Parabel Gottvater den Gottesleugner im Himmel mit mildem Lächeln über seine Angst vor einem übeln Empfang begrüßen läßt: ‚Ob ein armes Menschlein wie du an mich glaubt oder nicht, trübt des meines Namens Glanz? Erfülle ich darum weniger das All?' oder wenn sie den Blaustrumpf gegenüber dem Pförtner St. Peter sich den Eintritt in den Himmel verschaffen läßt durch den Hinweis, daß er seinen Gott ‚im Menschenherzen' gefunden habe. Man mag das religiöse Unklarheit nennen, wahrscheinlich ist es nur ein Ausfluß der verzeihenden Güte; aber von Freigeisterei ist es sehr weit entfernt. Und der Aphorismus, auf den man sich zum Beweis ihrer Dogmenverachtung gern beruft: ‚Je weiter unsere Erkenntnis Gottes dringt, je weiter weicht Gott vor uns zurück', kann sehr wohl in echt christlichem Sinne gedeutet werden. Es sollte auch nicht vergessen werden, daß bei der Ebner wie wohl bei den meisten Künstlern die Stimmungen wechselten: bald scheint sie Pessimistin, bald macht sie sich über die Pessimisten lustig (‚Die glücklichen Pessimisten! Welche Freude empfinden sie, so oft sie bewiesen haben, daß es keine Freude gibt!'); bald scheint sie die Willensfreiheit zu bejahen, bald zu leugnen u. dergl. An all das darf man nicht den streng philosophischen Maßstab legen; auch möge man bedenken, daß ihr geistiger Verkehr — was freilich nicht für ihre Kirchlichkeit spricht — sich meistens in Kreisen bewegte, die außerhalb der Kirche standen. Es war daher eine

* Necker a. a. O. S. 152.

glückliche Fügung, daß ihr gegen Ende ihres Lebens auch christlich-gläubige Freunde beschieden waren, die wohl nicht ohne Einfluß auf ihre Hinwendung zum lebendigen Glauben blieben. Unter ihnen nimmt, wie schon bemerkt, Enrica von Handel-Mazzetti eine hervorragende Stelle ein; die Briefe Marie Ebners an diese enthalten die klarsten Beweise dafür, daß sie den Weg zu dem Glauben ihrer Kindheit zurückgefunden hat. Die Nachricht z. B. von einem ergreifenden Trauerfall in ihrer Familie begleitet sie am 2. Juli 1907 mit dem Gedanken: ‚In einem solchen Fall, da frägt man: Was fangt ihr an, wenn ihr völlig glaubenslos seid und keinen Lenker unserer Geschicke kennt als den Zufall? Nur wenn man sagen darf: „Herr, du hast es getan", vermag man es zu ertragen.' Aus der Kriegsnot heraus schreibt sie unter dem 29. September 1915: ‚Ich kann gar nichts mehr tun als heiß beten für die gute Sache, für die Meinen, deren so viele in stündlicher Lebensgefahr sind, für alle unsere heldenmütigen Kämpfer.' Ihren wahrscheinlich letzten eigenhändigen Brief* vom 30. Dezember 1915 schließt sie: ‚Der Herr schenke uns den Frieden, damit beginnt und endet heute jedes Gebet, es schwebt auf meinen Lippen, während ich Dir schreibe.' Gegen diese Zeugnisse ist nicht aufzukommen: wer betet, hat alle Konsequenzen des Glaubens gezogen. Damit stimmt überein, was E. von Handel erzählt: ‚Am Fronleichnamstage 1903 (11. Juni) war ich, einer neulichen lieben Aufforderung der gütigen Künstlerin folgend, wieder bei ihr. Es war der Tag, an dem die grausige Ermordung Alexanders von Serbien und seiner Gattin Draga in Wien bekannt wurde.' Graf Adolf Dubsky brachte den Damen die Nachricht. ‚Er erzählte uns, daß man dem Kaiser die Schreckensnachricht nach der Fronleichnamsprozession mitgeteilt habe. „Ein so entsetzlicher Ausklang zu diesem Fest der Liebe!" sagte Marie. „Und heute früh habe ich noch von hier, von meinem Eckfenster, von wo man so gut auf den Graben sieht, unseren Kaiser und Herrn in der Prozession gehen sehen, so voll Andacht, mit seinem schneeweißen Haupte, ich bin dort am Fenster gekniet und habe für ihn gebetet aus meiner ganzen Seele."' Das sind gewiß zarte Dinge, an die man nicht leicht rühren soll; aber wenn andere die große Dichterin für den Unglauben reklamieren, dann braucht man auch die Zeugnisse ihres Glaubens nicht zu verschweigen. E. von Handel-Mazzetti legt folgendes fest: ‚Was ich über ihre geistigen Wandlungen weiß, möchte ich ungern vor vielen ausbreiten, doch das möchte ich zur größten und ewigen Ehre der Toten sagen, daß sie, die größte deutsche Dichterin des sterbenden 19. und des werdenden 20. Jahrhunderts, als überzeugte, die süßen Pflichten des Glaubens übende Katholikin gestorben ist. In Rom verkehrte sie mit dem Dominikanergelehrten P. Heinrich Denifle, er war auch, wie sie mir sagte, ihr Beichtvater. — Einer rührenden Episode, die sich vor ihrem Tode begab, muß ich Erwähnung tun: als der Priester ihr Schlafzimmer betrat, um ihr die hl. Sakramente zu spenden,

* Vollständig veröffentlicht in der Wiener ‚Reichspost' vom 23. April 1916.

sagte sie mit schwacher Stimme zu ihrer geliebten Nichte Marianne: „Bitte, sage dem geistlichen Herrn, er soll acht geben, wenn er hereinkommt, die Tür ist niedrig, er könnte sich anstoßen und sich wehe tun.'" Man hat beim Zusammenhalt mit diesen Zeugnissen das Gefühl, als ob die greise Dichterin mit voller Absicht an verschiedenen Stellen ihres letzten Werkes ihrer gläubigen Gesinnung Ausdruck verliehen habe. Enrica v. Handel schließt ihre Erinnerungen an Marie v. Ebner mit den Worten: ‚Ich sah sie nur mehr auf dem Paradebett, wo sie so klein und still und so bescheiden lag, fast verschwindend unter den mächtigen Blumengewinden und Kränzen, und ich legte ihr zwei Veilchenbuketts zu Füßen, das Sinnbild ihrer süßen Demut, die das Schönste an ihr war, und die ihr den Weg zum ewigen Heile, zum Herzen ihres Herrn gesucht und gefunden hat . . .'

Ein wunderbares, sanft und heilig ausklingendes Leben ist an uns vorübergegangen. Es prangte nicht in auffallenden, schreienden Farben, und doch glänzt sein Schimmer noch nach und wird nie erlöschen; denn die Welt, der es geweiht war, ist zeitlos. Liebe, Mitleid und Güte hat es geatmet, und war doch von unerschöpflicher Kraft: das Allerweichste in Marie von Ebner-Eschenbach überwand das Allerhärteste. Will man es auf die kürzeste Formel fassen, so darf man sich des Wahlspruchs der großen Frau und großen Künstlerin bedienen:

Können und gönnen!

---

* Stille Welt, S. 13, 59, 70 f., 111.

Briefe eines Okkupationssoldaten

III.

A. . . . ., den

Liebes Fräulein Lulu!

Sie schreiben, Sie könnten sich von meinem Dasein in diesem nordfranzösischen Winkel kein rechtes Bild machen. Am besten stellen Sie sich meine Person an der Seite unseres Kommandanten vor, wie ich als schmächtiger Merkuriusjüngling dem schnauzbärtigen, polternden Juppiter, der die Pennälerjahre mit ihren französischen Stunden schon allzuweit hinter sich hat, die Blitze zu französischen Donnerwettern reiche, wenn er die ‚Piesangs' zur Raison bringen will. Dabei brummelt der ‚Alte' immer, ich verdrehe ihm sein märkisches Deutsch im Munde! Und ich erliege doch nur dem höflichen Geiste der gallischen Sprache! Sehen Sie sich Monsieur B... an — ich stelle Ihnen der Reihe nach als Typen der ‚Piesangs' (paysans) die Maires unseres Bezirks vor, wie sie sich um den langen Versammlungstisch gruppieren, sich eifrig die Orders des Herrn Kommandanten notierend. Monsieur B..., ein Industrieller, verfügt über dermaßen höfliche Formen, daß ich mir unter dem ersten Eindruck sagte: Der Mann ist mit Vorsicht zu genießen. Allmählich habe ich erkannt, daß seine ruhige, so gar nicht beschwatzende Höflichkeit völlige Korrektheit ist, daß er, ohne seiner nationalen Gesinnung etwas zu vergeben, den Verkehr mit der feindlichen Behörde wie ein weltmännischer Geschäftsmann glatt abwickelt. Daneben sehen Sie einen Kopf von massigeren Formen! den Maire von dem Kantonstädtchen B. Wenn ihn unsere Herren — im Frieden Regierungsräte — jemandem zeigen, so raunen sie dazu: das ist der Rote! Er setzt sich im blauleinenen Bauernkittel zu den bürgerlichen Herren an den Tisch. In ihm haben die bäuerlichen Ausbauten des Städtchens über die Stadtherrn gesiegt. Die bürgerlichen frommen Familien im Schmollwinkel ihrer stillen alten Häuser mit den vornehm abweisenden Fassaden gönnen wohl jetzt in Kriegszeiten dem alten Radikalen ganz gerne das Stadtregiment. Jetzt Maire sein, heißt einen doppelten Druck von oben und von unten aushalten. An den Maire halten wir uns, an ihn hält sich aber auch das Volk; da es die deutschen Befehle durch ihn empfängt, so sagt es sich: Vom Maire kommt alles Übel. Aber der mächtige, von grauen Haaren umwehte Bauernschädel des Maire von B... ist durch nichts aus der Fassung zu bringen. Neben ihm rückt unruhig Monsieur F...., ein ehemaliger Notar, auf seinem Stuhle. Seine feingliedrigen, langen Hände spielen auf der Tischplatte. Er schüttelt seinen Kneifer ab und wirft den Kopf zurück mit einer Nervosität, die bis in das zurückgesträubte graue Haar und in die Bartspitzen zuckt. Dieser vereinsamte alternde Mann, der zur Besorgnis seiner redseligen concierge ganze Abende lang händereibend die Zimmerflucht seines Landhauses auf und nieder hastet, leidet sichtlich unter den Verhältnissen. Er ist Maire von A..., das wegen seiner starken Industriebevölkerung eine der schwierigsten Ge-

meinden ist. Das Militärregiment drückt auf diese sensible, furchtsame Natur, deren Loyalität einen oft skrupulös anmutet. Ein Platz weiter unten: Der Maire einer rein ländlichen Gemeinde, ein behäbiger cultivateur, in seinem ‚Messieurs, bonjour' ein biderber Tonfall, in anonymen Briefen — ich muß schon oft meine alte Kunst Palaeographia anrufen, um die drollige phonetische Orthographie dieser spitzbübischen Elaborate zu entziffern, die dem Volke hier wenig Ehre machen — als le gros capitaliste und großer Pfiffikus verschrien. Lebhafter und offener ist sein Kollege, der Gemeindevorstand von E . . ., auch ein alter Großbauer, bonhomme, geschwätzig, witzig, auch wenn es einmal auf deutsche Kosten geht; mit der Mütze schief überm Ohr und dem altväterlichen Regenschirm unterm Arm, erklärt er sich für die gute alte Republik des Herrn Thiers, die neue sei nichts nutz, es fehle ihr am Respekt, an der Autorität. Wegen mangelnden Respekts hat er auch seine Sekretärin abgesetzt, deren naseweiser Junge, frisch von der Ecole normale von Douai gekommen, als Repräsentant der neuen Generation in der Gemeindeschule die Fuchtel schwingt. Der Maire läßt seinen Buben aufs geistliche Amt studieren. Louis nennt sich schon abbé und versammelt um sich die Dorfjugend zum Katechismus.

Im Hintergrunde am Tischende sitzt ein geistlicher Herr, der Pfarrer von Ba . . . Die deutsche Behörde hat ihn als Maire eingesetzt über eine radikal wählende Bevölkerung. Liebes Fräulein Lulu, ich werde warm, wenn ich Ihnen die Züge dieser kleinen Gestalt nachzeichne, diesen feingedrechselten Kopf, das schmale Gesicht, darin ein Paar blaue, kluge Augen, ein überaus gütiger und doch so fester Mund. Als 1914 die Unseren am Ausgang von Ba . . . überfallen wurden, wie mir ein Einheimischer erzählt hat, von einer französischen Patrouille, und das Dorfende in Flammen aufging, wurde auch der alte Pfarrer aus seiner Kirche als Geisel geholt. Er hat keine Bitterkeit bewahrt aus diesen Tagen des Schreckens. Im Pfarrhof von Ba . . . scheinen sie einem so fern und unwahrscheinlich. Und doch ist es nicht das Pfarrhofsidyll, das es mir angetan hat, die beiden munteren Pfarrstudentchen, die achtzigjährige Haushälterin, die mich so lebhaft begrüßt, als wäre ich der Dritte im Bunde, und der freundliche, alte Herr selbst mit dem abgegriffenen Felbelhut und den Schnallenschuhen. Ist es seine Bildung oder seine vornehme, sichere Art im Verkehr mit unseren Behörden, seine Achtung für deutsche Disziplin, von der mir einer seiner Studenten erzählt hat? Das alles ist es nicht. Seine wahrhaft priesterliche Güte und Reinheit muß es sein, die mich wie alle, die ihm nähertraten, besiegt hat.

Nun hab' ich Ihnen eine kleine Sammlung von französischen Silhouetten gegeben. Doch halt, einen hab' ich vergessen, den Maire von P . . ., Monsieur W . . . Doch was, wir nennen ihn hier alle jovial mit seinem Vornamen Gustav. Gustav ist seiner Geschichte nach eigentlich auch ein ‚Roter', aber er wirkt nicht aufreizend. Gustav war ein kleiner Arbeiter in einer der Fabriken unseres Bezirks, und als er sich mit seinen Er=

sparnissen zur Ruhe setzen wollte, machten die pfiffigen Drahtzieher der radikalen Republik den harmlosen Mann, der jedermanns Freund ist, zum Maire von P . . . Von seinem schwungvollen Namenszug, über den Gustav wie jeder Franzose verfügt, wurde ein Klischee angefertigt und dann frischfröhlich regiert. Wenn jetzt Gustav in den Mußestunden, die ihm sein Bürgermeisteramt läßt, für die Offizierstafel angelt, ist sein Lieblingsgedanke irgendeine kapitale Dummheit, die er anstellen könnte, daß er von seinen deutschen Freunden abgesetzt würde. Aber man kann ihm so gar nicht böse sein, und so wird aus seiner Demission nichts werden.

Sie sehen, diese Köpfe tragen alle ein friedliches Gepräge, sie haben sich in die Okkupation hineingefunden. Öffentlichen Widerstand von seiten der Gemeindehäupter dürfen Sie in dieser doch vorwiegend ländlichen Gegend nicht erwarten. Als der kleine lebhafte Dekan von B... in einer Osterpredigt gegen die Barbaren des Nordens gedonnert haben sollte, stellte sich an der Hand seines Predigtbuches heraus, daß er nach der Sprache der Theologen nur einen ‚Jährling geschlachtet‘ hatte. Der inkriminierte Ostersermon war von ihm schon fünfmal gehalten worden, allemal mit den ‚Barbares du Nord‘ — mag sein, daß es diesmal besonders gut klang —, den Repräsentanten der Völkerwanderung, welche die Kirche wie so viele andere Stürme überstanden hat, so daß sie auch das Grabesdunkel einer atheistischen Regierung siegreich überwinden wird — dieser Passus war ursprünglich, als der junge, hitzige Vikar die Predigt schrieb, ihr Höhepunkt, jetzt ließ er ihn freilich aus. Man verträgt sich. Aber ein Mercier ist der untersetzte bewegliche Doyen nicht.

Die Honoratioren des Kantonstädtchens, Junggesellen, kinderarme Ehepaare, die sich in großen Photographien von ihren Stubenwänden starren sehen, führen ihr Rentnerdasein in ihren behaglichen Häusern fort. Diese Bürgerhäuser wenden dem Volk auf der Straße den Rücken, ihre wahre Front öffnen sie selbstsüchtig nach rückwärts in gläserne Weinlauben und gepflegte Gärten, wo Spalierobst gezogen wird und man nur die Terrassen hinabzusteigen braucht, um am Kanal sich ungestört mit Angeln zu vergnügen. Die bonne pipe geht diesen Leutchen noch nicht aus, nur daß der bon vin im Keller ausgegangen ist. Messieurs les Alemands haben ihn längst getrunken und sagten dazu: ‚C'est la guerre.‘ In diesen Kreisen wird der okkupierenden Macht ein respektvolles Schweigen entgegengesetzt. Höchstens daß Monsieur Alidor X., der Gerichtsvollzieher, in seinem anmaßenden Tonfall die Haager Konvention unaufhörlich im Munde führt, wobei er mit einer unnachahmlichen Grandezza seinen Käpmantel um die hochgezogenen Schultern trapiert, die dürren Beine gravitätisch übereinanderschlägt und die Enden seines Schnurrbarts zwirbelt, zu dem er eine Fliege à la Napoleon III. trägt. Er ist verärgert, weil er manchmal nicht rasch genug einen laisser-passer bekommt, um auf einem der umliegenden Dörfer einem verschuldeten Bäuerlein den Strick um den Hals zu legen.

Noch einer hat eine lose Zunge, aber es ist ein Zugewanderter, der Elektriker aus der Languedoc. Dieser untersetzte, temperamentvolle Südfranzose hat nur ein einziges ‚je m'en f...‘ für den Krieg. ‚Est ce que c'est notre guerre? Hein? c'est la guerre des capitalistes.‘ Der Mann aus Languedoc ist Sozialist. Er redet gerne und seine beiden Gehilfen, ‚mes acolythes‘ sagt er, spitzen die Ohren, wenn der ‚Patron‘ redet. Für uns ist er unentbehrlich. Wir säßen ohne ihn im Dunkeln. Ein Wink, und er ist zur Stelle, auch wenn es gilt, an Kaisers Geburtstag zu illuminieren. So prompt er für uns arbeitet, so prompt präsentiert er den Gemeinden lange Rechnungen, die sie seufzend zahlen. Nun fühlen sie sich doppelt verschieden von dem Mann aus der Languedoc.

Während im allgemeinen der zugeknöpfte Bourgeois ein wohlerzogenes, kluges Schweigen wahrt, verrät sich das Volk naiv in seinen Spottversen und Liedern. Jedes Begebnis wird da gleich zum Lied, jede Situation zum Witz. Ich habe schon so manchem Paßsünder und Schmuggler seine Brieftasche abgenommen und darin Lieder gefunden wie den chanson auf Roi Albert et son petit peuple, zu singen nach der Melodie der ‚Schwarzen Maus‘, oder ein blutrünstiges pathetisches recit historique. Sogar noch ein Protestlied gegen die loi des 3 ans kam mir unter die Hände. All diese unbeholfenen Verse sind entweder reichlich sentimental oder burlesk. Immer sind sie zum Singen bestimmt. Wie uns neulich ein feindliches Fliegergeschwader besuchte — ein französischer Veteran von Anno 70 fiel ihm zum Opfer —, wurde bald darauf ein Lied auf den Vogel Frankreichs aufgelesen. Hören Sie den Kehrreim:

Regardez donc tout là haut dans l'espace
Le monoplan et six biplans qui passent
Sans crainte du canon
De vos soldats de plomb.
C'est l'aéro symbole d'espérance,
C'est un oiseau qui veille sur la France.

‚On m'appelle boche,‘ singt, sich selbst ironisierend, der Franzose, der als freier Arbeiter bei den Deutschen auf der Bahn sein Geld verdient. Andere arbeiten nur, wenn sie requiriert werden und leben im übrigen von der Arbeitslosenunterstützung. Es fehlt nicht an Reibereien zwischen den beiden Gruppen. Manchmal lodert der versteckte Haß jäh auf. Zwischen den Kinder beginnt's. ‚Dein Vater ist ein Spion.‘ Die Alten greifen ein. Der Bäuerin wird vorgeworfen, daß sie die Milch nur an die Preußen verkaufe, für die kleinen Nachbarkinder aber habe sie keine übrig. Schon zieht man die Holzschuhe von den Füßen. Entlädt sich da nicht am Ende bloß die soziale Verbitterung, nur daß sie sich in den Formeln des Hasses ausspricht, die gegenwärtig in Geltung sind? Meinen Sie nicht auch? Schreiben Sie bald und behalten Sie lieb

Ihren F. F.

IV.

Liebes Fräulein Lulu!

Ich hatte heute einen ganzen Stoß französischer Karten zu prüfen, die nach deutschen Gefangenenlagern gehen. Unwillkürlich fühlt man sich versucht, in dem zierlichen Stil der kleinen Lehrerstochter von St. Remy, die so treu ihrem englischen Korporal, einer romantischen Bekanntschaft von 1914, schreibt, und all der Yvonnen und Julietten fortzufahren, die mit gestochener Schrift auf kleinem Raum eine Menge schöner und lieber Dinge zu sagen wissen, oft schelmisch versteckt, immer mit einem angstvollen Auge auf den bösen Zensor. Und doch so selten hat der Blaustift Anlaß, zwischen diese Zeilen zu fahren. Nur als seinerzeit beim Beginn der großen Offensive ein Gent seinem Herrn Vater voll Begeisterung schrieb, nun brauchte er nicht lange mehr als armer ‚pékin' herumzulaufen, der english taylor käme ja bald in B.. durch und kleide ihn nach der Mode, da waltete der Zensor stirnrunzelnd seines Amtes.

Wenn ein Vater an seinen kriegsgefangenen Sohn schreibt: Dein Stil hat sich bedeutend gebessert, so bin ich verblüfft über solche Vorliebe für das Formale, diese Wendung — und ich habe sie auf mehr als einer Karte angetroffen — könnte in dem Brief eines antiken Schulmeisters stehen: Kontinuität der lateinischen Zivilisation.

Aber das alte Mütterchen wird Sie mehr freuen, das mit großen steilen Lettern schreibt: ‚Lieber Junge! Nun will ich Dir aber öfter schreiben; aber es ist allemal ein so schweres Geschäft. Geht's Dir denn auch gut? Die Nachbarn tragen mir viele Komplimente an Dich auf. Nun hätt' ich's fast vergessen: Der Peter ist schon 1 Meter 80 groß. Was sagst Du dazu? Ich küsse Dich herzlich, Deine Mutter, die Dich lieb hat. Witwe Gentilhomme.' Beim Durchlesen dieser Hunderte von Karten wird man allemal munter, wenn Kinderköpfe auftauchen. Da ist die kleine Marie, die aufschießt wie ein Kohlkopf, Raymond ein wahrer Eulenspiegel. Kléber hat bei der Schlußprüfung den ersten Preis davongetragen, der deutsche Aumônier hat dabei eine Ansprache gehalten. Renés Erstkommunion war nicht so chic wie die Marcels vor zwei Jahren. Aber es ist halt Krieg. Eine junge Mutter schreibt an den Bruder: ‚Ich bin eines Bübleins genesen, es heißt Hans und ist schon stark wie Roland.' Eine andere Mutter schreibt von ihrem Sprößling, dem sie für fünf Sous ein Schießgewehr hat kaufen müssen, an ihren Mann: ‚Il nous parle en allemand, il appelle son chat: comme, comme commère, nix comprendre, malheur la guerre' und sie bedauert, daß der Vater nicht seinen Jüngsten liebkosen kann. Bleibt er auch ungenannt, so sieht man ihn doch im Hintergrund dieser Kinderszene: den kinderlieben deutschen Soldaten. ‚Mein Schelm ist ein kleiner Plauderhans, er schwatzt deutsch so gut wie französisch', les' ich auf einer anderen Karte.

Ein Genrebild in zarten Farben hab' ich heute unter den Karten gefunden, das ich Ihnen ohne Retouche hierhersetze: ‚Marthe ist recht kräftig

geworden, sie tummelt sich den ganzen Tag in der frischen Luft und macht sich kaum Gedanken über die traurige Zeit, die wir durchleben, außer des Morgens und des Abends, wenn sie um Vaters Heimkehr betet. Mathilde ist immer noch ein zartes feines Ding, hochgewachsen, sie versteht schon unsere Lage besser und ich finde sie nicht selten in Nachdenken versunken. Wann werden wir wieder unser trauliches Familienleben aufnehmen, wann werden wir wieder abends beisammensitzen, Vater, Mutter und die Kinder, alle glücklich und zufrieden nach einem rüstig vollbrachten Tagewerk? Ach, wie sanft und schön lebte sich's doch damals!'

Zu den Kindern gesellen sich die Tiere, deren jedes seinen Kosenamen hat. Ich will ein kleines Mädel selber zu Ihnen sprechen lassen: ‚Lieber Vater, ich bin an der Reihe, Dir zu schreiben. Ich hab' Dir so viel zu sagen, aber ich hab' dazu kleinen Platz. Komm' uns recht bald besuchen! Ich sticke für Dich ein Schnupftüchlein. Ich geh' in die Schule bei Schwester Marthe, ich habe sie sehr gern. Ich habe ein schönes kleines Meerschweinchen zusammen mit Mistigry, meinem Lapin. Ich bin so groß, daß ich nicht mehr in meinem Bettchen schlafen kann. Ich küsse Dich viele Male. Paulette Dufour.' Sie sehen beim Durchblättern dieser Karten das jüngste Fohlen der alten Blanchette auf der Weide hinter der Ferme sich tummeln. Sie sehen die frischgeworfenen Lapins, die braunen, die weißen, die schwarzen und die gescheckten auf dem Rasen unterm Drahtkorb wimmeln. Der starke Duft des jungen Cidre weht Sie an. Das Korn reif zum Schnitt rauscht Ihnen entgegen. Und der da drüben das liest und spürt, der knirrscht vom Heimweh gepackt in seinen Bart: Wann nimmt dieser verfluchte Krieg ein Ende?

Es gibt Karten, die eine besondere Note haben, die der Emigranten. Mir steht noch jene Juninacht, da sie von der Somme kamen, lebhaft vor der Seele. Wie im Gebirg das Rauschen eines fernen Tobels, klingt, das Gehör verschleiernd, das Trommelfeuer durch die Nacht herüber. Der Zug ist ausgeladen. Vor dem Bahnhof ballt sich ein Menschenknäuel schwarz zusammen. Wir entwirren ihn, indem wir die Herkunftsgemeinden einzeln aufrufen, lauter Namen, die mir noch vom ersten Kriegsherbst geläufig sind. Dort sind wir ja in Ruhe gelegen und hielten auf der Dorfwiese Singstunde ab, bis uns der Ruf: ‚Fliegerdeckung' unter die Apfelbäume scheuchte. Durch jenen Flecken marschierten wir, ging es in Stellung, in Nächten so schwarz wie diese, mit ihm kamen wir in Hörweite, mein Vordermann steckte seine Mundharmonika ein. Im dritten Dorf trafen wir uns bei Nacht am Ziehbrunnen an der Kirche, wenn der Durst in den Gräben zu brennend war. Dann war es allemal ein gefährliches Zurückschleichen, daß ja die Kochkessel nicht klirrten und das Wasser nicht verschüttet wurde. Und hier lag ich in der Heiligen Nacht und machte einen einsamen Rundgang durch das nächtliche Dorf, das so friedlich um seine Kirche geschart unterm Sternenhimmel lag. Guillemont, Ginchy, Maurepas, Longueval, ruf' ich auf, jetzt nur noch Namen. Diese verschreckten Geschöpfe,

die nun auf die großen Erntewagen steigen, darunter alte Weiblein, die ihre erste Eisenbahnfahrt gemacht haben, verbrachten die letzten Tage in Kellern, sahen noch beim Verladen die Granaten auf dem Bahnsteig einschlagen und Opfer fordern. Mein Kamerad hebt so ein gebrechliches Wesen auf den Wagen hinauf und macht es ihm auf einem Bündel Habseligkeiten, wie sie die meisten wahllos zusammengerafft mit sich schleppen, bequem, während ich ein paar halbwüchsige Bengel an den Beinen herunterziehe und laufen heiße. Ein junges Weib stülpt neben mir ihr Jüngstes kopfüber in den Wagen, daß die Beinchen in die Luft gucken. Jetzt ziehen die schweren Bauerngäule, die schon ungeduldig wiehern, an und bringen die Emigranten nach den verschiedenen Gemeinden. Am Horizont im Westen loht's wie Wetterleuchten und immerzu dies gleichförmige brodelnde Geräusch.

Dies nächtliche Bild ist heute wieder vor mir aufgetaucht, als ich die Karte einer Emigrantin las: ‚Lieber davorne, lieber unter den Soldaten in unseren Kellern als hier, dort waren wir wenigstens doch daheim.‘ An der Front hat die gemeinsame Todesgefahr zwischen Soldaten und Einheimischen ein Gefühl der Kameradschaftlichkeit geweckt, das die Emigranten hier beargwöhnen läßt. Sie haben zu lange mit den Boches zusammengelebt. Die da drunten an der Somme sind auch schon ein anderer Menschenschlag und so bleiben sie fremd. Um so eindringlicher kehrt auf allen Karten, die sie an ihre Männer und Brüder in Deutschland schreiben, der Refrain wieder: Wann hat das all ein Ende?

Nur eine einzige Gefangenenkarte im Monat, sonst jeglicher Briefverkehr unterbunden; darein kann sich der mitteilsame französische Geist nicht fügen. Man hat doch auch noch Gevattern und Freunde da und dort im Lande sitzen. So bildet sich im stillen eine apokryphe Briefliteratur, in die ich dann und wann auf dem Kriegsgericht einen Einblick gewinne. Denn so unnachsichtlich sie gestraft werden, sie können das Schreiben nicht lassen, diese großen Kinder. Und wenn es auch nur ein schlichtes Bon jour ist oder ein flatterndes Blatt, bedeckt mit verliebten Zärtlichkeiten! Es geht seinen heimlichen Weg von Ferme zu Ferme, von Dorf zu Dorf, oft bis nach Belgien hinüber und noch weiter, einen gefährlichen Weg, denn neben diesen harmlosen Grüßen ziehen die Botschaften feindlicher Späher ihre Straße.

Was hast Du Dir nicht für Plackereien geschaffen, Onkel Paul, mit Deiner törichten holländischen Korrespondenz! Monsieur Paul ist ein alter, noch jugendlich elastischer Garçon, ein reicher Brauerei- und Grundbesitzer, der in Kniehosen über seine Äcker stapft, ein Mann von Welt und dabei so ganz ein Einheimischer geblieben, daß ihn jedermann vertraulich über die Gasse beim Vornamen ruft. Wir beide haben uns auf dem Kriegsgericht kennen gelernt. Bei den Kürassieren in St. Mihiel hat er es seinerzeit nur bis zum Korporal gebracht. In seinem Tagebuch fand ich nur Aufzeichnungen über eine algerische Reise, hauptsächlich hatte er gute Diners notiert. Sonst nichts Verdächtiges. Diese unpolitische Natur, dieses große Kind —

noch klingt mir sein angstvoll fragendes, schmeichelndes ‚Dites un peu Monsieur...' ins Ohr. ‚Was soll mit mir?' — war in eine Gerichtsaktion mit allem peinlichen Zubehör verwickelt, weil es der Lockung nicht wiederstanden hatte, an seine Jagdfreunde in Holland zu schreiben, natürlich ‚en fraude'. Wie ich ihn neulich sah, kam mir Monsieur Paul gealtert vor. ‚Enfin que voulez-vous?' sagt hier zu Lande die Resignation.

Nun muß ich aber meine Epistel beschließen. Madame Brasselet, eine honette alte Dame, hat meinen Kameraden, den Landsturmmann, gebeten, mich zum abendlichen Skat mitzubringen. Der holländische Schafzüchter Guillaume van Soest ist auch dabei, gewöhnlich dolmetscht er. Versteh' ich auch von den Karten nichts, so hab' ich doch erfahren, daß Madame Brasselet ‚Gaufres' gebacken hat, goldgelbe, warme, duftende Gaufres. Das Mehl dazu vom amerikanischen Ravitaillement! Albion, protestierst Du auch nicht, wenn sich heut abend ein deutscher Soldat daran gütlich tut?

Aus seinem französischen Krähwinkel grüßt Sie herzlich

Ihr

F. F.

Kleine Bausteine

Menschlichkeit
Von Oskar A. H. Schmitz (Salzburg)

Es liegt etwas Tragi-komisches darin, daß kein Jahrhundert das Gesamtwesen des Menschen so sehr verkannt hat wie das neunzehnte, das doch gerade in seiner Zweckvernunft den Menschen zum Maß aller Dinge machen, ihn ‚sein Recht' verschaffen wollte. Gegen die Jahrhundertwende wurde man sich in wissenschaftlichen und weiteren Kreisen wieder bewußt, daß der Stolz des 19. Jahrhunderts, die Naturwissenschaft, eine Wissenschaft vom Toten war. Wohl hat sie chemisch-physische Verhaltungsweisen der Körper erklärt und damit die mechanischen Vorgänge, die das Leben begleiten, aber das Leben selbst hat sie unbegreiflicherweise übersehen. Über die Herzbewegung infolge des Blutkreislaufes weiß sie vieles, nichts aber über das Wesen der Liebe, über die Ganglien des Hirns ist sie beredt, aber von dem Wesen des Geistes weiß sie nichts. Der Ersatz der tiefsten Menschlichkeiten, Liebe und Geist, durch willkürliche Beziehungen und rechnenden Verstand ist das Kennzeichen des 19. Jahrhunderts, wie es lebte. Das zwanzigste begann philosophisch und religiös mit der Aufbäumung gegen diese Wissenschaft vom Toten, und der Weltkrieg ist vielleicht nur die äußere Spiegelung des geistig-seelischen Wirbels, in dem sich die Menschheit befindet. Die Wissenschaft hatte die Entdeckung gemacht, daß es weder Engel mit Flügeln, noch einen Teufel mit einem Pferdefuß gibt, und darauf gründete sie ihre Ablehnung des tiefsten menschlichen Bedürfnisses, des Glaubens. Aber genau genommen: hat sie diese Entdeckung wirklich gemacht? Sie hat nur festgestellt, daß sie keine Engel und Teufel gesehen hat, daß es also keine geben kann. Hier zeigt sich nun das Trügerische ihrer ganzen Art, das letzten Grundes Unwahrhaftige, ja Unwissenschaftliche ihres Verfahrens. Wie immer hat sie recht mit ihren äußerlichen Feststellungen: wer einen Engel mit Flügeln oder einen Teufel mit Pferdefuß gesehen zu haben angibt, leidet an Sinnestäuschungen, das ist wahr. Ist aber diese Erkenntnis gegenüber dem ‚dunkeln' Mittelalter ein Fortschritt, wenn damit zugleich die metaphysisch-geistig-seelisch-sittlichen Werte weggeleugnet werden, die das Mittelalter wesenhaft besaß und in Formen kleidete, die uns heute freilich zum Teil fremd geworden sind? Ist es nicht vielmehr geradezu ein Rückschritt? Der Aufklärungsjubel der Naturwissenschaft gleicht dem eines Knaben im Theater, der plötzlich dahinterkommt, daß der König gar kein König ist, sondern der Schauspieler Kunze, den er gestern auf der Treppe gesehen hat, und der heute eine Perücke trägt und eine blecherne Krone. Es wird zunächst schwerhalten, dem Knaben

klarzumachen, daß er zwar recht hat, daß aber damit nichts gegen den Dichter und den Schauspieler gesagt ist. Ebenso schwer hält es, heute den kleinen Kindern der Aufklärung zu zeigen, daß sie in bezug auf beflügelte Engel und pferdefüßige Teufel zwar recht haben, daß damit aber nichts gegen Gott und Religion gesagt ist. Zu warnen ist natürlich vor dem wohlgemeinten, aber ‚reaktionären' Brauch, den Kindern über den Mund zu fahren und ihnen zu sagen, sie sollten nicht so keck sein, sie seien zu dumm, sie hätten sich nur versehen, kurzum man müsse an Engel und Teufel glauben. Nun muß man das ja auch wohl, aber sie offenbaren sich heute in anderer Gestalt. Unsere Zeit ist in den peinlichen Flegeljahren, wo die Kinder schon zu schlau sind, um an äußerliche Wunder zu glauben, aber noch zu oberflächlich und unerfahren, um die inneren Wunder zu schauen. Man muß Geduld haben, bis ihnen die Augen aufgehen; zu erklären ist da nichts.

Wessen sich nun das 19. Jahrhundert besonders rühmte, das ist seine Duldsamkeit in Geistes- und Glaubensfragen (Toleranz). Ist nun das, was man unter Duldsamkeit gemeinhin versteht, wirklich eine so große Tugend? Müssen sich die Gläubigen und die wirklich Denkenden dafür bedanken, daß sie von den ‚Aufgeklärten' geduldet werden? Ich will hier um Gottes willen nicht Unduldsamkeit predigen, aber ich meine: Glaube und Geist haben Anspruch auf mehr als Duldung. Und worauf beruht im Grunde jene Duldung? Doch nur auf der Gleichgültigkeit des 19. Jahrhunderts gegen die höheren Werte. Solange keine ‚wirtschaftlichen Interessen' gestört werden, läßt sich der moderne Mensch nicht aus der Ruhe bringen. Man darf heute ungestraft alles bemäkeln, ja beschimpfen; als aber vor einiger Zeit in einem Prozeß der Anwalt des Angeklagten, der unter anderem durch mehrere warme Abendessen in einem Gasthaus bestochen sein sollte, die Beschuldigung mit der Feststellung entkräften wollte, daß jenes Gasthaus doch wirklich nichts so besonderes, ja daß es gewiß ‚bei Muttern' besser sei, da erhoben sich schon am nächsten Tag die Gastwirte unter der Führung eines Anwalts und erklärten, falls solche Behauptungen vor Gericht erlaubt würden, ihr Geschäftsinteresse für verletzt. Ich darf (auch ohne daß ich es beweisen kann) drucken lassen: Die Dramen des Herrn X. blenden durch äußere Vorzüge, versagen aber, wenn man nachhaltige Wirkung sucht. Ich darf aber nicht (auch wenn ich es beweisen kann) drucken lassen: Die Schuhe der Firma X. sehen schön aus, platzen aber nach acht Tagen. Damit will ich nur zeigen, daß unsere Zeit — genau wie das Mittelalter — unduldsam ist in allen Fragen, die ihr wesentlich erscheinen; der Unterschied liegt nur darin, daß dem Mittelalter die tiefsten geistigen, unserer Zeit die wirtschaftlichen Werte wesentlich sind.

Nun wird in bezug auf Duldsamkeit oft auf das Verhalten Christi hingewiesen gegenüber der Ehebrecherin. War Christus wirklich ‚duldsam' gegen sie? Wie vertrüge sich das mit den Worten: ‚Ihr habt gehört, daß

15*

zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht ehebrechen. — Ich aber sage euch: wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon die Ehe mit ihr gebrochen im Herzen.‘ Angesichts der Ehebrecherin aber sagte Christus: ‚Wer unter euch sich ohne Sünde fühlt, der werfe den ersten Stein auf sie.‘ Ist das Duldsamkeit? Nein, es ist Liebe. Wir haben überhaupt nichts zu dulden. Es ist die Sache Gottes, warum er das Böse in der Welt duldet. Wir aber sollen lieben, nicht das Böse, wohl aber den, der verblendet das Böse tut. Wir sollen also nicht duldsam sein gegen den Ehebruch, aber wir sollen keinen Stein werfen auf die, welche ihn begangen hat; dies wird uns durch die Selbsterkenntnis erleichtert, daß wohl jeder zum mindesten im Herzen schon ähnliche Sünden beging. Ebenso liebte Christus den Schächer am Kreuz, aber er war nicht duldsam gegen den Schacher, verjagte vielmehr die Händler aus dem Tempel.

Kurzum: Duldsamkeit ist keine wahre Tugend. Gegen Menschen ist sie Hochmut. Können wir sie nicht in Gottes Namen lieben, dann ist es kaum schlechter, sie in Teufels Namen zu hassen, als sie hochmütig zu dulden. Duldsamkeit gegen Werke und Taten aber ist Gleichgültigkeit gegen den Geist, wie sie den angelsächsischen Händlerliberalismus auszeichnet, der aus Überzeugungen Meinungen macht. Eine Überzeugung kann nicht duldsam gegen ihr Gegenteil sein; zwei das Entgegengesetzte ‚Meinende‘ aber können sich vertragen wie die Liebhaber von dunkeln und lichten Halsbinden. Daß wir heute den Gegner nicht mehr auf dem Scheiterhaufen verbrennen, ist nur dann ein Gewinn, wenn es nicht aus Duldsamkeit d. h. aus Gleichgültigkeit unterbleibt, sondern aus Menschenliebe, die sagt: Auch er ist ein Mensch, vielleicht von bester Absicht erfüllt und nicht nur durch eigene Schuld verblendet. Wir sollen also den Gegner als Menschen anerkennen, nicht weil seine Überzeugung so gut ist wie unsere und jeder gleiche Rechte hat, sondern weil uns nicht zusteht, zu richten. Seine Überzeugung aber dürfen, ja müssen wir oft mit Leidenschaft ablehnen. Wenn wir ehrlich sind, können wir sie nicht für gleichberechtigt mit der eigenen halten, denn weshalb haben wir dann die eigene, wenn wir sie nicht für die wahre erachten? Unmöglich aber kann der Irrtum gleiches Recht wie die Wahrheit beanspruchen. Wir sehen also: Die Lehre von der Duldsamkeit beruht auf Sophismen. Wenn wir uns die Aufrichtigkeit der eigenen Überzeugung erhalten und doch den Gegner nicht verbrennen wollen, so geht das nur auf Grund der Liebe. Ohne sie müssen wir entweder die Überzeugung opfern und uns mit dem Spielgeld der Meinung begnügen, oder wir bewahren die Überzeugung und errichten Scheiterhaufen. Überzeugungsstarke Zeiten bestraften die Ehebrecherin mit dem Tod, unser nur noch ‚meinendes‘ Zeitalter sagt: ‚wer weiß, vielleicht ist Ehebruch gut, wer will das wissen, schon Christus...‘ Christus verwirft den Ehebruch strenger, als es die härtesten Gesetze der Vergangenheit taten, die doch nur den leiblichen Ehebruch strafen, und doch sagt er milder als die wohlmeinendste Gegenwart: Werft keinen Stein auf sie. An Stelle des psychologischen Zergliederns des 19. Jahr-

hunderts, das alle Gewißheiten zerfasert hat, muß auch der Sittlichkeit und dem Glauben gegenüber die phänomenologische Wesensschau treten.

Es gibt noch eine mit der Duldsamkeit oft verwechselte Gleichgültigkeit. Mancher leidenschaftlich religiöse Mensch ist gleichgültig oder, wie er meint, duldsam gegen die einzelnen Bekenntnisse, in deren jedem er eine mögliche Form der Offenbarung sieht. Auch er ist nur ‚duldsam' gegen das, was ihm nicht wesentlich ist. Gegen die Leugnung der Religion als eines Urphänomens, gegen die Behauptung, die Religion sei nicht mehr als ein psychologisches Bedürfnis unwissenschaftlicher Menschen, kann auch ein solcher Toleranter nicht anders als ‚unduldsam' sein. Wenn der christgläubige Dostojewskij in den ‚Dämonen' dennoch voll Liebe den Gottesleugner Kyrilloff darstellt, so gilt diese Liebe wiederum nur diesem seltsam leidenden Menschen, der aus einem sich in seiner Heftigkeit überschlagenden religiösen Trieb heraus zum Gottesleugner geworden ist, nicht dem Inhalt des inbrünstigen Glaubens Kyrilloffs, daß es keinen Gott gäbe. Christus liebt die Sünder, nicht die Sünde, denn weil ihm die Sünde so hassenswert ist, haben die von ihr am meisten Besessenen die erlösende Liebe am nötigsten. Ebensowenig wie die Sünde liebte Christus in seiner Heiterkeit das Leid. Er liebte nur die Leidenden, um sie von dem hassenswerten Leid zu befreien. Es sind entartete Formen des Christentums, die das Leid als solches, die Leidenden um ihres Leidens willen lieben. Liebenswert ist immer nur der Mensch selbst, das Selbst des Menschen trotz Sünden, trotz Leiden, unter denen es oft begraben liegt. Nicht liebenswert dagegen ist das Ich, dieser psychologische Überbau, der sich zum Teil schon durch psychologische Analyse mit einiger Kunst wieder abbauen läßt.

Die mechanistisch-psychologische Richtung unserer Zeit, im Gegensatz zur organisch-religiösen Richtung der Vergangenheit, tötet das Selbst, das wesenhaft Menschliche, und mit dieser Behauptung kehren wir wieder zu unserem Ausgangspunkt zurück. Der Sinn der Zivilisation beruht auf der Entwicklung des Mechanischen vom Werkzeug zur Maschine. Das Werkzeug ist ein ‚Zeug', d. h. etwas tot Daliegendes, das nur durch ein organisches Wesen bewegt werden kann, dem es dient, d. h. es vervollkommnet, und zwar um so mehr, je vollkommener es selbst ist. Auch die Maschine ist etwas Totes und in Wahrheit nur ein vervollkommnetes Werkzeug, aber dadurch, daß sie nicht mehr durch die organische Kraft eines lebenden Wesens bewegt wird, sondern durch eine mechanische Kraft, hat es den Anschein, sie bewege sich selbst. Sie wird scheinbar unabhängig von dem lebenden Wesen, das nur noch von Zeit zu Zeit zu kommen braucht, um die Kraftzufuhr zu regeln. Es sieht in der Tat so aus, als bewege sich die Maschine von selbst, so wie es für den Urmenschen so aussieht, als ob ein böser Dämon Wolken zusammenballt und Blitze schleudert; und genau wie jener Urmensch das Gewitter durch einen Dämon vermenschlicht, so vermenschlicht der primitive Mensch von heute die Maschinenkraft. Der Unterschied ist nur der, daß der primitive Mensch von heute natürlich in seinem Bewußtsein die Kenntnis

trägt, daß die Maschine kein Lebewesen ist; aber in seinem unbewußten Fühlen und Handeln erinnert er sich dessen nicht. Längst hat die Maschine aufgehört, sein vervollkommnetes, ihn vervollkommnendes Werkzeug zu sein; längst ist er das Anhängsel der Maschine geworden, als sei sie ein organisches Wesen und er ihr Werkzeug. Durch diese Scheinbelebung der Maschine ist ein neuer Mythos entstanden, genau so primitiv wie die Scheinbelebung der Natur durch Dämonen, nur viel entwürdigender und zerstörerischer für den Menschen; denn während der primitive Mensch von einst die Natur in die Schranken des Persönlichen erhob, sein Selbst aber gegenüber der Naturgewalt auch im Unterliegen bewahrte, hat der primitive Mensch von heute nicht eine überpersönliche Urgewalt verpersönlicht, sondern den armseligen Popanz seiner Hände, das Werkzeug, und sich ihm gegenüber nicht selbst behauptet, sondern sein Selbst an das Tote hingegeben, nicht das Geschöpf an den Schöpfer, sondern den Schöpfer an das Geschöpf.

Daß dies alles nicht bildlich gemeint, sondern ganz unmittelbar richtig ist, lehrt jeder Blick auf das Leben. Auf den Übergang vom Werkzeug zur Maschine folgte ein zweiter Übergang von der greifbaren Maschine zum unsichtbaren Mechanismus, zum System, zum Betrieb. Die Firma oder die Handelsgesellschaft ist nicht die Summe ihrer Teilhaber, sondern sie ist etwas über ihnen, dem sie hingegeben sind. Am deutlichsten wird dies da, wo einer allein gleichzeitig die Firma ist. Friedrich Müller, geboren 1880, und Friedrich Müller, Kohlen en gros, ist nicht dasselbe. Wenn Friedrich Müller, geboren 1880, seiner kranken Mutter 500 Mark zu einer Erholungsreise schenken will, so darf er nicht über den Hof zu Friedrich Müller, Kohlen en gros, gehen, und sie dort aus der Kasse nehmen; er darf sie nur nehmen aus dem, was Friedrich Müller, Kohlen en gros, beim letzten Abschluß als Reingewinn gebucht und durch Übergabe an Friedrich Müller, geboren 1880, aus dem Geschäft, dem Einflußbereich der Firma, ausgeschieden hat. Beträgt diese ausgeschiedene Summe nicht mehr 500 Mark, dann hat sie Friedrich Müller, geboren 1880, nicht, auch wenn drüben bei Friedrich Müller, Kohlen en gros, 50 000 Mark liegen. Ist Friedrich Müller, geb. 1880, ein guter Sohn, dann bricht sein Selbst vielleicht durch, und er tut bei Friedrich Müller, Kohlen en gros, doch einen Griff in die Kasse, in der Hoffnung, die wohl jeder Kassendieb hat, dies später wieder gutmachen zu können; aber es unterliegt keinem Zweifel, daß es sich dann in einem besonderen Fall um ein Durchbrechen des Mechanismus durch eine stärkere Menschlichkeit handelt; in den meisten Fällen siegt der Moloch des Betriebs über das Herz. Wieviel Güte und Wohltätigkeit ist schon an der Buchführung gescheitert! So erklärt sich die eigentümliche Erscheinung von Menschen, die gleichzeitig knauserig und freigebig sind. Wo sie knauserig sind, haben sie sich meist irgend einem System verhaftet; außerhalb dieses Systems jedoch, mit der Summe, die sie sich selbst, d. h. ihr willkürliches Ich dem freien Selbst, zur Verfügung gelassen haben, rechnen sie nicht. Wie sehr auch heute die Wissenschaft vielfach zum ‚Betrieb' hinabgesunken

ist, in dem sich der einzelne weniger als frei Schaffender, denn als Rädchen fühlt, ist bekannt genug.

Wenn eine Straßenbahngesellschaft in freundlichem Rückfall ins Menschliche den Schaffnern die Weisung gibt, allen Leuten beim Aus- und Einsteigen behilflich zu sein, so geschieht dies nicht nur, sondern die Schaffner geben aus dem im Dienst sonst fest verschlossenen Vorrat ihrer allgemeinen Menschenliebe häufig noch ein freundliches Wort hinzu. Gibt aber eine städtische Bahngesellschaft ihren Schaffnern die Weisung, den bereits vor dem Wagen angekommenen Eiligen die Tür vor der Nase zuzuschlagen, damit keine sechzehntel Sekunde verloren wird, dann geschieht dies meist noch mit einer anmaßlich-hochnäsigen Miene. Das Selbst des Angestellten, das sicher nicht ohne Menschenliebe ist, verschwindet plötzlich, sein mißvergnügtes, reizbares, liebloses Ich, das Rädchen in dem toten Mechanismus, ist an die Stelle getreten; nicht als ob es sich grob und feindselig gebärdete; auch das wäre noch, wenn auch unschöne, Menschlichkeit. Es ist vielmehr unmenschlich geworden, nicht im positiven Sinn der Grausamkeit, sondern im negativen Sinn, so wie ein Leichnam nicht mehr menschlich ist. Ihm gegenüber ist auch heute noch der Lenker eines bespannten Gefährtes meist eine reiche Seele voll Lust und Leid mit höchstpersönlichen Beziehungen zu den Fahrgästen und besonders zu seinem lebendigen Gespann. An dem Beispiel des Schaffners sollte nur gezeigt werden, welche Fülle von Menschentum eine Vorschrift des Betriebs zunächst fesselt und schließlich ganz erdrücken kann.

Kritik

Auch ein Kriegsbuch / Von Anton L. Mayer

Nicht jedes literarische Erzeugnis genießt das Glück einer so raschen Rezension, wie sie dem Kriegsbuch von Engelbert Drerup ‚Aus einer alten Advokatenrepublik'* zuteil geworden ist. Es wurde von Dr. Nowotey im ‚März'** verdammt, bevor es noch geboren war; das Vernichtungsurteil ist bloß auf Grund des Waschzettels gegeben worden, und der Rezensent hat die Ehrlichkeit, dies offen einzugestehen. Trotzdem bleibt ein solches Verfahren bedauerlich, um so mehr, als in diesem Falle mit persönlichen*** und politischen Anwürfen nicht gespart wird. Gewiß hat das Buch eine Tendenz und eine sehr aktuelle obendrein, und um ihretwillen ist manches im Buch geschrieben, was ihm schadet. Aber rechtfertigt das auch eine bis zur Feindseligkeit tendenziöse Kritik? Auch hier kann allerdings nicht eine die Einzelheiten besprechende, zünftige Kritik geboten werden; wir werden uns mehr mit dem Geist des Buches im allgemeinen, mit seinen Zielen und seinen Resultaten befassen müssen, aber wir werden es aus der Sache heraus tun. Ist doch, wie es scheint, dem Verfasser selbst mehr daran gelegen, ‚die großen Linien in der äußeren und inneren Politik Athens und seines Advokatenregiments in der Demostheneszeit zu finden', als philologische und historische Einzelprobleme zu diskutieren.

Mit dem ersten Teil des angeführten Satzes ist denn auch der Inhalt des Buches aufs kürzeste charakterisiert. Es ist eine Absage an eine alte Schultradition. Barthold Niebuhr hat zur Zeit des deutschen Befreiungskrieges die dritte ‚Rede gegen Philipp', den Unterjocher Griechenlands im Sinne des Demosthenes, mit offensichtlich politisch-patriotischer Tendenz herausgegeben und übersetzt. Demosthenes war der typische Vertreter des begeisterten Vaterlandsfreundes, das Schulbeispiel für alles, was zähen Kampf um eine verlorene Position bedeutet. Und der Unglückstag von Chaironeia stand im magischen Lichtglanz einer gewaltigen Tragik, als Katastrophe in einem Drama, das sich zwischen realer Macht und idealem Recht, zwischen Despotismus und Freiheit abspielte. Drerup zeigt uns Demosthenes von einer ganz anderen Seite. Dieser Gelehrte ist zwar nicht der erste, der an des griechischen Redners Größe und reiner Gesinnung zweifelt — schon das Altertum, Theopomp und nach ihm Plutarch, haben ihn verkleinert —, wohl aber der radikalste. Als die Grundlage für das Wirken des Redners soll fürderhin nicht die Liebe zum Vaterland, die Begeisterung für die Freiheit Griechenlands, sondern die nüchterne Politik des Demagogentums gelten, das Bestreben, mit Hilfe der advokatorischen Beredsamkeit die Zügel der Demokratie in Händen zu halten, das Volk von Philipp abspenstig

---

* E. Drerup, ‚Aus einer alten Advokatenrepublik' (Demosthenes und seine Zeit). Mit einem Anhange: ‚Der Krieg als Erwecker literarischer Kunstformen' Paderborn 1916.

** März, Nov. 1916, 137.

*** Drerup hat z. B. außer seinem Homerbuch, das übrigens 1915 in außerordentlich vermehrter Auflage erschienen ist, auch anderes geschrieben, worüber sich Herr Dr. Nowotey bei gutem Willen sehr leicht hätte informieren können.

zu machen, nur um diese Herrschaft über die Masse, die ihm bloß in der radikalen Demokratie sicher ist, nicht einzubüßen. Demosthenes und seine Partei, die Advokaten, beherrschten Athen und sein Volk — wie heute Asquith, Poincaré, Briand, Venizelos und Take Jonescu das ihre. Der Kampf der Advokaten Athens stellt sich als ein Kampf dar gegen die geschichtlich notwendig gewordene monarchische Staatsform, wie sie in Philipp verkörpert ist, ein Kampf des Partikularismus gegen die Reichseinheit, ein Kampf von Cliqueninteressen (!) gegen die panhellenische Kulturidee nach dem Orient hin, als deren Träger der nordische Fürst zu gelten hat. Diesen Interessen entspricht die Haltung ihrer Vertreter. Und so war Demosthenes auch ‚gar nicht der Verteidiger Athens gegen den hinterlistigen Überfall eines heimtückischen Feindes, ... sondern der frivole Hetzer in einem aussichtslosen Angriffskriege'. (!) Gegenüber dieser Quintessenz können Einzelheiten der Darstellung und Begründung bei diesem Referat nicht ins Gewicht fallen; darum soll auch hier darauf verzichtet werden, näher auf sie einzugehen; wir fragen uns nur, ob das Neue an dem Buch angenommen werden und ob einiges davon den Wert des Bleibenden beanspruchen darf.

Der Wiener Rezensent hat besonders Angst vor einigen historischen Vergleichen, die in dem Buche gebracht sind, ‚um die Gegenwart durch Vergangenes und wiederum Vergangenes durch Gegenwärtiges zu erhellen'. Wenn Makedonien das ‚Balkan-Preußen' jener Tage genannt wird und das chauvinistische Demagogentum des Demosthenes gewissen partikularistischen Tendenzen gleichgesetzt wird, so fürchtet N. vor allem für unseren ehrlichen Ruf der Uneigennützigkeit und glaubt, das Drerupsche Buch sei für Feinde und Neutrale eine Bestätigung der imperialistischen Ausdehnungsbestrebungen des preußischen Militarismus aus dem Munde eines distinguierten Deutschen! Insonderheit müßten sich die Deutschschweizer dadurch abgestoßen fühlen! Wir dürfen uns aber darüber wohl beruhigen; kein Deutschschweizer, wenn er es ehrlich meint, wird aus dem Buche derartige Dinge herauslesen wollen. Der Rezensent überschätzt die Kraft der Analogie, ein Fehler, von dem allerdings das Werk selbst nicht frei ist. Die Skepsis, die für einen Historiker der oberste Grundsatz sein muß, hat sich auch auf ‚schlagende Parallelen' zu erstrecken. Die Analogie in historischen Ereignissen ist ungemein dehnbar. Freilich mag es manchmal zum Verständnis des einen Ereignisses, der einen politischen Konstellation beitragen, wenn man aus einer anderen Zeit ähnliche Gelegenheiten zum Vergleich heranzieht, und das ist in Wissenschaft und Schule oft und oft schon geschehen. Aber das wird nie mehr sein dürfen als ein plötzlich erhellendes Blitzlicht; es wird nicht allzu viele und allzu lange Belichtung darauf ruhen dürfen, sonst werden auch Akzidenzien sichtbar, die das ganze Bild wieder trüben und falsch färben. So mag es in unserem Falle wohl am Platze sein, die Advokaten zur Zeit des Demosthenes mit den Rednern, von denen unsere Gegner geführt sind, zu vergleichen; hat doch jüngst erst ein französischer Journalist in ‚L'Oeuvre Française' den Gegensatz zwischen monarchischem und demokratischem Regime also ausgesprochen: ‚Die Gegner haben Führer, wir haben Redner.' — Man wird jedoch immer bedenken müssen, daß die durch Poincaré vertretene Bourgeoisie, die in Paris die Grundlage der Advokatenpolitik ist, ein anderes Substrat des politischen Wirkens bietet als der Demos von Athen, der auf dem Markt saß und dort von den Berufspolitikern sich Reden halten ließ,

während gerade die athenische Intelligenz, Isokrates z. B., in jener dekadenten Zeit sich einer auffallenden Apolitie befleißigte; daß Asquith und Lloyd George andere Leute hinter sich haben, als die athenischen Advokaten zu bearbeiten hatten, und daß die ‚politicians', die in Washington sich in den Dienst der amerikanischen Welt- und Geldpolitik stellen, andere Interessen zu vertreten haben als die Männer auf der attischen Rednerbühne — und doch sind alles Advokaten. Der Drang, alles in das Licht der Neuzeit zu rücken, ist zum Prokrustesbett geworden. Es ist gewagt, den ‚Reichsgedanken' des Isokrates mit den hochherzigen Entschlüssen zusammenzustellen, die Bayern in die jetzige Stellung zum Reich gebracht haben, gewagt — trotz der Provokationen Athens —, wenn der im Jahre 340, im tiefsten Frieden, erfolgte Heereszug Philipps gegen Korinth und Byzanz, die mit Athen im Bunde standen, ein wohlberechneter Schachzug genannt und diese Neutralitätsverletzung mit unserem Einmarsch in Belgien verglichen und der dann von Philipp geschriebene Fehdebrief in seinem Ton auf gleiche Stufe gestellt wird mit der Rede unseres Kaisers vom 4. August 1914! Notwendig fällt ja mit der zunehmenden Verdunkelung des Demosthenes mehr Licht auf seine Gegner, fast zu viel auf Philipp, den wir uns auch nach der Lektüre des Drerupschen Buches noch nicht als makellosen Politiker denken können, der nur gezwungen zum Schwerte greift oder allein darum, weil die Griechen seine und der Makedonen welthistorische Mission von dem Kampf des geeinten Hellenentums gegen die Barbaren nicht erkennen und anerkennen wollen. Seine Fanfaren, die er über diese Idee in die Welt schickt, erinnern uns doch allzu deutlich an die ironischen Worte, die G. W. Leibniz in seinem gegen Ludwig XIV. gerichteten ‚Mars Christianissimus' den Völkern zuruft: ‚Unterwerft euch dem Joch, das die Franzosen euch bieten! Zaudert nicht, eilt euch den Himmel zu verdienen, indem ihr den allerchristlichsten König sobald wie möglich instand setzt, Türken und Ketzer zu bekämpfen! (Die höhere Idee also!) Wenn euch das die Freiheit kostet, so werdet ihr euch trösten in dem Gedanken: für das Wachstum des Reiches Christi leidet ihr diesen großen Verlust!' — Hier wäre also Philipp gesehen ‚im Lichte' der französischen imperialistischen Politik, und es ist durchaus nicht merkwürdig, daß sich hier die Dinge ganz anders ausnehmen.

Man mag also dem Verfasser nicht in allem rückhaltlos zustimmen und sein Urteil vielleicht dahin modifizieren, daß Demosthenes ein verrannter Politiker war, der nun einmal in Philipp den Würger des freien Hellas sah und sehen mußte, aber im Laufe der Jahre und der wachsenden Erkenntnis schließlich nicht mehr konnte, wie er wollte; man mag sich von dem teilweise unerträglichen Zwang der in dem Buch uns aufgedrungenen historischen Parallelen freimachen, aber doch als dessen dauerndes, wenn auch nicht zum ersten Male* gebotenes Resultat gelten lassen die in ihrem Kern wahre, in den Konturen vielleicht ver-

---

* Es sei vor allem erwähnt eine der letzten Arbeiten von R. v. Pöhlmann, ‚Isokrates und das Problem der Demokratie'. München, 1913, worin die Entwicklung der athenischen Demokratie, teilweise mit Anlehnung an J. Burckhardt und unter starker Heranziehung moderner sozialpolitischer und sozialpsychologischer Literatur in eindringender und geistvoller, wenn auch nicht immer ganz objektiver Weise behandelt wird. — Wie sehr man übrigens heute das Griechentum von der sozialpsychologischen Seite zu erkennen sich bemüht, zeigt ein Versuch, auch die Gedichte Homers unter diesem Gesichtswinkel zu betrachten: Jul. Hornyánszky, Rhetorica Homerica. Die Reden bei Homer vom Standpunkt der Massenpsychologie aus beurteilt. Ung. Ak. d. Wiss. Hist. Kl. XXIII, 10, Budapest.

zerrte Zeichnung des Bildes der athenischen Demokratie überhaupt und ihrer advokatischen Führer, zu denen ohne Zweifel Demosthenes gehörte. Ihre Mittel waren — cum grano salis ist der Vergleich wohl annehmbar — dieselben wie die der galloromanischen Politiker, wenn auch die Grundlagen für beide andere sind. Als Schlagwort gilt hier der von Isokrates geprägte Begriff: *δυναστεία ἐπὶ τοῦ βήματος* — ein Machthaberregiment auf der Rednerbühne. — Wozu heutzutage noch die Presse vom Schlage des Lord Northcliff und des Herrn Bunau-Varilla zu rechnen wäre. — Es sind Widersprüche: Demokratie und *δυναστεία*, aber nur scheinbar. Mommsen hat von einer ‚stetigen Selbstvernichtung der Demokratie' gesprochen. Diese beginnt in dem Augenblick, da die Masse, der Demos, dem Ziele seines Strebens, Subjekt im Staate zu werden, so nahe als möglich gekommen ist. Aus sich selbst ist er bewegungsunfähig, plump und blind: *μέγα θρέμμα*, eine große Bestie nennt ihn Platon in dieser Eigenschaft. Es lösen sich bald die Elemente ab, die ihn führen können und wollen, die die nötige Unverfrorenheit und Technik zum Demagogen besitzen. Wo sollte denn auch der gute Wille sein, der hier freie Bahn dem Tüchtigen wiese? Diese aus der Kommune emporgestiegenen Volksführer machen sich — nach einem Wort Pöhlmanns — zu ‚Exponenten des Massenwillens'. Sie können nur herrschen mittels des uns Germanen so fernliegenden Prinzips des Wortes und der rhetorischen Geste. ‚Le talent de bien dire, voilà l'esprit de cette race,' sagt Hippolyte Taine zwar nur von seinen Stammesgenossen, aber d'Annunzio meint in einem seiner Romane: ‚Vielleicht besteht die Kunst des Lebens im Verdunkeln der Wahrheit. Das Wort ist eine mächtige Sache, in ihm liegen für den Mann von Geist unerschöpfliche Reichtümer verborgen. Die Griechen, diese Künstler des Worts, sind in der Tat die auserlesensten Genußmenschen des Altertums.' Der Redner von Quarto am 5. Mai 1915 mit seinen glühenden, aber vom kältesten Intellekt geschmiedeten Tiraden muß diese Verwandtschaft der Romanen mit den Griechen wohl kennen! Und die griechische Demagogie hat tatsächlich diese Macht des Wortes ausgenützt bis an die äußerste Grenze des Möglichen und über die Grenzen der politischen Moral hinaus. Sie werden durch ihre Angleichung an die Instinkte der Masse *οἱ τὰ τῆς πόλεως πράττοντες* — die leitenden Staatsmänner. Das Regiment ging in die Hand eines Komitees von Dilettanten über, eines Typs, den bereits Aristophanes in der Person des Kleon mit blutigem Hohne geißelt. Le culte de l'incompétence, der Kultus der Inkompetenz — ein Wort, bezeichnenderweise von einem Franzosen, Emile Faguet, gefunden, ist nun die Grundlage aller weiteren Massenhypnose. Die äußeren Mittel der Demagogie sind immer die gleichen, und wer findet sie bei Demosthenes nicht? Dieser Frage hat Drerup den historischen Unterbau zu geben versucht.

Es mag manchem Schulmann* schwer fallen, den Schülern zu sagen, daß Demosthenes nicht bloß ein glühender Patriot war; er wird vielleicht fürchten, das klassisch-humanistische Ideal möchte durch eine solche Herabwürdigung Schaden leiden. Aber maßgebend kann nur die Wahrheit sein. Und sie wird mehr beitragen zur Förderung des Unterrichts und der klassischen Bildung überhaupt als irgendetwas, was nur trügerischen Schein erweckt und später vielleicht den Gegenstand, ja danach die Schule selbst, einem anders Aufgeklärten lächerlich macht. So gut wir z. B. in den Geschichtserzählungen des Livius die beschönigende und lügenhafte

* Vgl. Hochland 1917 Februarheft S. 594.

Annalistik herauslesen, in den Berichten Cäsars über seine Kriege die durchaus nicht immer objektive Darstellung kritisieren und unter diesem Gesichtspunkte den Schülern vorführen dürfen, denen gerade Vertrauensfragen an ihre Urteilskraft Interesse einflößen, ebenso wird es nicht verschlagen, wenn man von Demosthenes und der damaligen Polis ein wahres Bild zeichnet. Mag die Kunde von des attischen Reiches Herrlichkeit dadurch auch immerhin auf einen etwas dumpferen Ton gestimmt, der ewig blaue Himmel von Hellas etwas trüber werden, die Zeit dieses romantischen Klassizismus ist ja doch endgültig vorbei. Nur die Wahrheit kann und wird künftig noch bildend wirken, die Wahrheit, die Jakob Burckhardt dadurch ausdrücken wollte, daß er über seine Geschichte der griechischen Polis das furchtbare Dantewort als Motto setzte: Per mè si và nella città dolente! Was wir heute aus dem Ringen dieser Staatswesen um ihre Verfassung schöpfen; aus all den Kämpfen und Agonien, die ihrem eigenen Schoße entwuchsen; aus den Fieberbränden, worin diese *πόλις φλεγμαίνουσα* — ‚die fiebernde Stadt‘ — sich aufzehrte: auch Dante vergleicht, wie uns wieder Burkhardt sagt, seine Vaterstadt Florenz mit einem fieberkranken Menschen, der sich unaufhörlich auf dem Lager wälzt, um seine Schmerzen zu betäuben; was wir schöpfen aus der ganzen Entwicklung eines demokratisch-republikanischen Stadtstaates von den ersten jugendlichen, politischen Spekulationen bis zu den fürchterlichen Paroxysmen des Greisentums; aus dem Sturz Athens von der Höhe meisterlich geübter perikleischer Volksherrschaft herab bis zum Dilettantismus der radikalen Demokratie; aus dem Abfall von den Bestrebungen ausgleichender Gerechtigkeit bis hinunter zur loyalen Verfolgungswut des Proletariertums, von der Emanzipation der Armen und Bedrückten bis zum Nichtsattwerden derer, die nicht haben, wohin sie ihr Haupt des Nachts legen sollen, an Staatsgütern und dem Vermögen der Besitzenden; was wir schöpfen aus der Evolution des demokratischen Systems zur Aufsaugung aller politischen Kulturkräfte durch e i n e Großstadt (ein Übel, das Herr Maurice Barrès v o r dem Kriege an seinem Vaterland mit Recht zu tadeln hatte!) — kurz, aus all diesen düsteren, aber packenden Bildern, die uns die antike Polis mit unerbittlicher Deutlichkeit gezeigt: — das ist unvergleichlich mehr, als was uns die Chrien darboten — ich meine hier die Methode, nicht den Begriff! —, in denen der lernenden Jugend zur Erweckung der schuldigen Ehrfurcht vor dem Altertum dessen Männer vor Augen geführt wurden, jeder mit einer besonderen Etikette und womöglich mit einem Heiligenschein ausgestattet: Fabricius der Unbestechliche, Aristides der Gerechte, Demosthenes der Märtyrer der Freiheit. Vor dem Gleißen des Firnisses darf das Gold der Sonne Wahrheit nicht verschwinden.

Neue Romane* / Von Franz Herwig

Noch unverhüllter wie bei J. Klug, der im Märzheft besprochen wurde, wird die seelsorgerische Absicht bei W i l h e l m W i e s e b a c h deutlich. Während aber der Art des Klugschen Schaffens ein gewisser metaphysischer Schwung innewohnt,

* Wilhelm Wiesebach, ‚Er und Ich‘. (Friedrich Pustet, Regensburg. M. 3.50.) Derselbe, ‚Mit Siebzehn‘. (Ebenda, M. 1.50.) Georg Münch, ‚Irregang‘. (Insel-Verlag Leipzig M. 6.–.) Max Adler, ‚Die Tanzsymphonie‘. (Georg Müller, München, M. 2.50.) Kasimir Edschmid, ‚Timur‘. (Kurt Wolff, Leipzig, M. 3.–.) Oscar A. H. Schmitz, ‚Der Vertriebene‘. (Georg Müller, München, M. 6.–.)

sind die Wiesebachschen Bücher ‚Er und Ich‘, ‚Mit Siebzehn‘, ganz realistische Darstellung, die dem Leser mit einer Art platter Dreistigkeit oft unangenehm nahe auf den Leib rückt. Es scheint so, als wenn Wiesebach die Art gewisser billiger Heftchen als besonders wirksam für seinen seelsorgerischen Zweck erkannt hätte, so, als wolle er seine Leser in eine ihnen wohlvertraute Atmosphäre führen, um sie im moralischen Ende desto sicherer zu packen. Es erinnert an die Art einiger gegenreformatorischer Jesuiten, die die Manier ihrer Gegner nachahmten, um Leser zu finden. Angenehm ist solche Art nicht und hat natürlich mit Kunst blutwenig zu tun. Für jemanden, dem das Schreiben von Büchern ein schwerer und ernster Beruf ist, muß das dreiste Draufloserzählen eines jungen Mannes, wie Wiesebach, Ursache sein, mißfällige Gefühle hervorzurufen. Wenn dieses Draufloserzählen an dieser Stelle gelegentlich der Erwähnung zweier Erstlingsbücher von Wiesebach sympathisch genannt wurde, so war das im Zusammenhang mit der Belobung seiner katholischen Bekenntnisfreudigkeit geschehen. Wenn es aber nun den Anschein hat, als solle Leben und Wirken auf dieser Art gegründet werden, so muß doch warnender Einspruch erhoben werden. Niemand wünscht und erstrebt die Wirkung der Literatur auf das Volk mehr als ich, aber ich hasse auch nichts so sehr wie die Meinung, eine Eins im deutschen Aufsatz genüge, um ein Buch schreiben zu können. Der Nationalismus, auch in solcher Sache, sollte gerade eines Katholiken unwürdig sein.

In ‚Er und Ich‘ schildert Wiesebach nun das Leben eines jungen Mädchens aus guter Familie bis zur Ehe. Er tut das, wie ein Kaplan predigt. Da fehlen nicht die Gefahren des Theaters, des ‚unerlaubten Verkehrs‘, der Literatur, der Kunst; diese Gefahren werden mit verblüffender Deutlichkeit geschildert. Das junge Mädchen ist nicht die Unschuld, die selbstsicher und stolz an allen diesen Gefahren — deren Vorhandensein zugegeben sein mag — vorüber geht, sondern sie ist eine Unschuld, die blind ist: man muß sie am Arme führen und jeden Augenblick ‚hopla‘ sagen, damit sie keinen Fehltritt tut. Trotzdem tut sie aber natürlich Fehltritte zur Genüge, da sie eben blind ist und des freien Überblickes der selbstverständlich Gehenden ermangelt. Mit einer, wie ich hoffe anerzogenen Virtuosität, von der das Herz nichts weiß, schildert Wiesebach das Betörende der modernen Gefahren, und wenn er seine Heldin in der Autodroschke nachts sich mit einem leidenschaftlichen Russen vergnügen läßt, so dürfte nur einer der ‚modernen Schriftsteller‘ so etwas schreiben, um sofort als anstößig verwünscht zu werden. Aber natürlich rettet Wiesebach die arme blinde Unschuld, indem er sie die Gattin eines hochgemuten Offiziers werden läßt. Die Erziehung zu dieser Ehe ist das Hauptthema des Romans, und das junge Mädchen wird erst für einige Zeit ins Fegefeuer versetzt, um würdig zu werden, ins Paradies einzugehen. Sogar das bißchen Temperament gewöhnt ihr der zukünftige Gatte ab. Denn als sie — schon ganz gewandelt — auf einem Balle mit dem Geliebten nach langer Trennung zusammentrifft, geschieht das folgende Fürchterliche: ‚Beim ersten Tanz verlor sich Martha ganz an Otto, äußerlich vergab sie sich nichts; sie schien vollkommen Herr über sich. Aber ihre ganze Seele, ihre ganze Persönlichkeit gab sie an Otto hin und versank in Glück*seligkeit*.‘ Worauf Otto in Gefahr kommt, die Hochachtung vor ihr zu verlieren und den ganzen Abend nicht wieder mit ihr tanzt, was, wie man zugeben wird, eine harte Strafe für ein liebendes junges Ding ist. Aber damit noch nicht genug, wird ihr zur Strafe eine neue Probezeit auferlegt, und erst der Krieg — der gepriesen sei — vereinigt Martha mit dem inzwischen zum Hauptmann mit dem Eisernen Kreuz aufgerückten Otto. Ein Erziehungsroman, geschrieben für die-

jenigen, die ihr Leben lang ‚kleine Mädels' bleiben. Die rechte Frau, vor der wir alle den Hut ziehen, kommt aus einer anderen Sphäre.

In einem Erzählungsbuch, ‚Mit Siebzehn' befaßt sich Wiesebach des weiteren mit jungen Menschen, die in Gefahr kommen. In ‚Der siebzehnte Geburtstag' muß Richard Wagner aus Leipzig den Versucher machen, indem nämlich gerade zu Mias Geburtstag, an dem sie zum ersten Male ins Theater gehen darf, ‚Tannhäuser' gegeben wird. ‚Sinnenzauber und Erdenliebe' berücken der armen Mia das Herzchen, aber der Pilgerchor und das Lied an den Abendstern geben ihr zuguterletzt doch noch den Entschluß ein, lieber ins Kloster zu gehen. Ihr Onkel will zwar nichts davon wissen, aber schließlich gibt er doch nach. Sie verspricht ihm dafür den Torgauer Marsch und die Donauwellen zu spielen. ‚Damit wischte sie dem Onkel die Tränen aus den Augen und hüpfte davon.' — In der zweiten Geschichte, ‚Der Fall Risse-Abel', erzählt Wiesebach von zwei Gymnasiasten, von denen Abel eigentlich ein Kain ist, denn um Primus zu werden, verführt er Risse, der es bisher war, zu Liederlichkeiten, als welche Liebeslieder der Klassiker, Kino und Arm in Armgehen mit einem käuflichen Mädchen genannt sind. Man wird zugeben, daß diesen drei üblen Dingen auch ein Primus erliegen kann, und wird sich nicht wundern, wenn Risse dem Abel eines Tages das Messer in den Oberarm rennt. Aber diese Katastrophe wird zum reinigenden Gewitter. Abel und Risse bessern sich, und in der Zukunft gibt es eben zwei Primusse. — Die ‚Gräfin' heißt eigentlich Röschen, ist schleckerhaft, unordentlich, weshalb sie ihren Bruder, der im Gesellenverein ist und mit Inbrunst ‚Vater Kolping, lebe hoch' singt, nicht leiden kann. Dieser bringt es indessen zu einem Sparkassenbuch, während Röschen rettungslos verloren geht. Denn nachdem sie häufig nicht in ihrem heimischen Bette geschlafen hat (Wiesebach erzählt es ausführlicher, indessen ich nur andeuten kann), wird sie doch von einem ihrer Schätze geheiratet. Dieser aber findet, als er aus dem Felde einmal auf Urlaub kommt, ganz wie in den ‚Vermischten Nachrichten', seine Frau mit einem Anderen auf dem Sopha, worauf er sein Seitengewehr zieht und Röschen kalt macht. Und auf den 600 Seiten dieser beiden Bücher ist kein Wort, das aufhorchen läßt, kein Klang, dem man verloren lauscht, keine menschliche Tiefe tut sich auf, nichts ergreift, nichts gibt Richtung und Ziel. Mag die gute Absicht vorhanden gewesen sein, aber der Moritaten-Realismus triumphiert.

Man könnte ja schließlich den Versuch machen, Wiesebach zu bekehren und ihm den Rat geben, an guten Büchern Ehrfurcht vor Form und Stoff zu lernen. Aber ich zweifle nach vielen Erfahrungen an dem Erfolg. Es gibt eben — das müssen wir wissen — Leute, denen die Organe des Erkennens fehlen, die auch ein gutes Buch einfach schlechtweg lesen und hinterher sagen: Nun? Was solls? Einige Tatsächlichkeiten höchstens werden des dichterischen Reizes, mit dem der Könner sie umgeben hat, entkleidet und als Nuditäten ausgeschrieen. Nicht anders wird es diesen Leuten mit einem Roman von G e o r g M u n k ergehen, der ‚I r r e g a n g' heißt und das Leben einer pflanzenhaft hinlebenden Frau erzählt. Ich nenne mit Absicht diesen Roman, weil das platte Geschehen der ersten fünfzig Seiten Stoff für einen Wiesebach'schen Roman abgeben könnte. Teresa ist eine Tochter aus bürgerlicher Familie, hat eine romantische Liebe, der sie folgt, um aus ihrem allem Handeln abgeneigten Wesen in das Leben der ausgehaltenen Frau hinabzugleiten. Auch sie wird ‚gerettet', wenn man so sagen will; ein deutscher Professor führt die im Florenz des Vormärz Aufgewachsene als Gattin nach Deutschland, aus dem sie nach seinem Tode indessen wieder resigniert in die

Heimat zurückkehrt. Ich bin keinen Augenblick im Zweifel, welches der beiden Bücher anständiger ist. Denn bei Wiesebach sind Worte und Geschehnisse deutlich bis zur Zeugenaussage, indessen bei Munk alles stilles Hinweggleiten über Dinge ist, die man nicht gern bei Namen nennt. Noch ein anderer Vergleichspunkt bietet sich an beiden Verfassern: Das religiöse Problem. Bei Wiesebach ist es stets in handgreiflicher und nüchterner Art hervorgehoben; bei Munk wird es kaum erwähnt. Und doch geistert es erschütternd durch das ganze Buch, denn Teresas Leben ist das Leben der gottentfremdeten Seele. Sie lebt hin ohne Gott, pflanzenhaft, triebhaft: sie gleicht der Seele des ungetauften Kindes, die in sanfter Traurigkeit vegetiert. Teresa kennt kein Klagen, kein Aufbegehren; sie trägt ihre Last mit rührender Hilflosigkeit und ergreift den Leser deshalb doppelt. Munks Art ist zweifellos von Ricarda Huch abhängig, deren Bücher ja auch nichts enthalten als das Leben gottferner Menschen. Aber diese Art ist wesensgleich, nicht nachgeahmt, es ist hier wie dort eine herbstliche Kunst, aus müdem Herzen geboren, welche das Leben nicht lebenswert findet. Der begründete Optimismus des Gläubigen ist höher und wertvoller, was schon dadurch bewiesen wird, daß jene Bücher im Gläubigen tiefstes, erschauerndes Mitleiden auslösen.

Aber genug der Vergleiche. ‚Irregang' verdient, daß man ihn unabhängig würdige. Man kann die Kunst dieses Romanes eine adlige Kunst nennen. Die Zurückhaltung dort, wo peinliche Dinge geschildert werden, war schon erwähnt. Das gänzliche Fehlen der direkten Rede schafft an sich schon zwischen Leser und Vorgang einen Abstand. Aber auch in der künstlerischen Form ist schlichte Vornehmheit ausgeprägt. Diese so einfachen, melodiösen Sätze sind ein Deutsch, das mustergültig genannt zu werden verdient. Die Kunst der Satzbildung ist zur Vollendung gebracht, ohne daß Geistreicheleien notwendig wären. Ja die Klarheit der Linien ist bis zum Äußersten gesteigert, weil das vornehmste Streben nach Einfachheit ging. Gerade die Schlichtheit aber ist in der Kunst das Schwerste; wenn die Schlichtheit wieder in Schönheit klingt, so ist alles erreicht, was man nur von der deutschen Sprache verlangen kann. Zweifellos ist dieses Deutsch nicht das Deutsch der alten Volksbücher, vielmehr scheint es von romanischer Klarheit erhellt zu sein. Aber bei aller Ehrfurcht vor den Grundlagen, wird doch in Zukunft eine Weiterbildung unserer Sprache versucht werden, schon aus dem natürlichen Drange nach Entwicklung. Und mir scheint immer noch, als wenn wir bei unserer Anlage zum Dunklen und Zusammengesetzten etwas Sonne gebrauchen könnten. Gerade in diesem Roman stoßen Dunkel und Sonne zusammen und ergeben ein reizendes Herbstlicht, das warm und rein, aber immer etwas verhängt und gedämpft erscheint. Diese Stimmung entspricht nun durchaus dem dargestellten Leben der Teresa, wodurch Form und Inhalt zu einer musterhaften Einheit werden. Der Roman wird zu einem Lebens l i e d, das bezaubernd und von einer sanften Klage erfüllt klingt.

Etwas ähnliches wünschte auch M a x A d l e r zu schaffen, als er seinen Roman ‚D i e T a n z s y m p h o n i e' schrieb. Aber Wunsch und Wille schafft kein Kunstwerk; wenn der geheimnisvolle Urgrund des Lebens sich nicht verdichtet und in feinem und selbstsicheren Gebild sich formt, hilft kein Geist und kein Erkennen des Notwendigen. Adler gehört zu jener Gruppe von Schriftstellern, deren kühler Intellektualismus sie zu klugen Erwägungen befähigt; Dichter könnten sie nur werden, wenn innere und äußere, demütig hingenommene Stürme das ganze geistige Gerüst zertrümmern. Wie der Munk'sche Roman ist auch der

Adler'sche eine Darstellung des gottentfremdeten Lebens. Während jedoch die Frau Teresa ihr Schicksal traurig aber widerstandslos hinnimmt, geht Eberhard Yser auf die Suche nach dem neuen Gott, der ihm den verlorengegangenen ersetzen soll. Es sei gerne zugestanden, daß Adler seinem Helden einen spürbaren heißen Willen zu Gott einzulösen verstand. Aber es ist ein dumpfer und dunkler Wille, der keinen Erfolg verspricht, weil er nicht vom Seelischen, sondern aus dem Intellekt kommt. Und der Träger dieses Willens vermag nicht an unser Empfinden zu rühren, da er kein Mensch ist, sondern eine Konstruktion. Konstruiert ist auch der Stil des Buches. Er versucht Schönheit der Linie mit Gründlichkeit zu vereinigen, und Leichtigkeit mit Sachlichkeit. Zur beglückenden Einheit kommt es nicht, da der mächtige Impuls der die Form meisternden großen Persönlichkeit fehlt. Recht hat Adler, wenn er sein Buch einen ‚Zeitroman' nennt. Freilich — im Innern und Äußeren ist er ein Ergebnis der Zeit (der Zeit vor 1914), die verworren empfindet, und verworren ihre Empfindungen ausspricht. Lehrreich könnte dieser Zeitroman sein, wenn er von einem mächtigen Gefühl getragen wäre. Aber mag Adler sein Gefühl auch als machtvoll empfunden haben, — seinem Werk vermochte er es nicht zu geben. Es bleibt eine künstliche Bildung, über die man gelassen hinweggeht.

Ich könnte mir vorstellen, daß es Adler (heilsam?) schmerzt, wenn man dieses Urteil ausspricht. Bei Kasimir Edschmid weiß ich, daß er mit einem Grinsen für ein ähnliches Urteil quittieren würde. Ich habe an dieser Stelle, als ich Edschmid's ‚Sechs Mündungen' besprach, die Entwicklungslinie gezeigt, die sein Schreiben nehmen wird. Farbige Abenteurergeschichten, meinte ich, könne er vielleicht schreiben. Solche Abenteurergeschichten liegen nun in seinem Novellenband ‚Timur' vor, aber leider sind sie nicht einer gestaltenden Phantasie entsprungen, sondern der kühlsten Mache, die es je gab. Man könnte, wenn es wirklich Kraft wäre, die hinter den Erzählungen steht, von einem phantastischen Spiel reden, das durch unerhörte Abwechslung unterhält. Aber hinter jedem Satz sieht man die geschwollene Unfähigkeit kauern und bewußt ein Unerhörtes neben das andere reihen. Auf einer Seite jagen sich hundert Bilder, jeder Satz verändert Beleuchtung und Geschehen und der Widerspruch zwischen grenzenlosem Geschehen und nüchterner Aufzählung ist so stark, daß man zuweilen versucht ist zu glauben, er habe ein Travestie Flauberts schreiben wollen. (Man entsinnt sich der grotesken Wirkung, die Nestroy's Holofernes ausübt.) ‚Sie sägten einen Sherif in der Mitte durch. Ein Mann brach das Tor einer Burg nachts auf mit den Zähnen. Sie schlachteten eine Nacht.' (Menschen, natürlich). — ‚Vierzigtausend schlugen einen Haken, nahmen verborgene Pässe und stürmten in chinesische Rücken. Vor den Angreifern glühte die Mauer vor Sonne, die Hufe der kleinbeinigen Pferde schmolzen. Die Mauer fiel gespickt von Pfeilen. Ein Mandarin, auf die Mauerreste tretend, flog, zerfetzt von Flitschpfeilen, so zerrissen in die Luft, daß kein Rest des Körpers übrigblieb.' — ‚Er ließ mit siebzig aufgestellten Blasebälgen den Felsen wochenlang erhitzen. Dann warf er einen Fluß dagegen, daß der Basalt zerknallte.' — Man hat natürlich diese platten Redensarten begeistert gelobt, und umnebelt von dem künstlichen Dampf der Leidenschaft, allerhand Tiefsinniges über die Edschmid'sche Kunst dahergeredet. Aber einfacher, und ich denke auch richtiger ist es, schlicht zu sagen: Der junge Mann hat sich an ‚Salambo' und ‚Bouvard und Pécuchet' versehen und glaubt ein Flaubert im Quadrat zu sein, der das, woran der Franzose sich die Zähne ausbrach, mit herablassender Geste aus dem Ärmel schüttelt. Der Einsiedler von Croisset hat sein Leben in fanatischer

Arbeit hingebracht, um einen Stil zu finden, der farbige Schönheit mit höchster, wissenschaftlicher Sachlichkeit verbindet. Erreicht hat er beides getrennt in ‚Salambo‘ und ‚Bouvard‘. Herr Edschmid erreicht das große Ziel durch einen Taschenspielerkniff und ernsthafte Leute nehmen den Kaffeehauswitz für eine Genietat. ‚Timur sah ihn lange an, während er deutlich zielend die Sehne anzog, der Pfeil riß dem Tiger das Auge heraus, glitt ab und fuhr streifend durch Timurs Schläfe. Brüllend sprang der Chan ab, daß der Wald erzitterte, griff in den fetten Pelz der Katze über den Hinterbeinen, wirbelte und schlug sie auf die Erde mit einem Aufschwung, daß ihr zuckend der Kopf sprang.‘ ‚Nebbich; Ihnen gesagt‘, murmelt Herr Edschmid grinsend dazwischen.

Ach nein, da ist mir die ehrliche Arbeit von Oskar A. H. Schmitz doch lieber, die deutlich das Zeichen bitter-ernsten Mühens an sich trägt. Schmitz gehört, seiner Absicht nach, auch zu den Adler und Edschmid, indem er wissenschaftliche Gründlichkeit mit Schönheit der Form zu vereinen trachtet. Aber trotz eines Anfluges französischen Wesens ist dieser Schriftsteller ganz deutsch. Seine Natur duldet es einfach nicht, daß er Redensarten macht. So versenkt er sich mit unerhörtem Fleiß in den Stoff zu seinem Entwicklungsroman ‚Der Vertriebene‘ und trägt zunächst erst einmal eine Fülle psychologischen Materials zusammen. In der Tat ist der Roman von dem jungen Lothar Danneck ein Kompendium angewandter Psychologie, und gerade weil er das ist, konnte kein rundes Kunstwerk daraus werden. Vielleicht deshalb, weil Schmitz weniger Dichter als Schriftsteller ist. Als Schriftsteller aber verdient er eine anerkennende Verbeugung, denn selten noch ist mir ein Buch erschienen, das so ehrlich gearbeitet ist wie ‚Der Vertriebene‘. Das gilt besonders vom ersten Teil, dem Leben Lothars etwa bis zum Abitur. Später, da es an die Lösung der großen Fragen geht, wird Schmitz unsicher; die einzelnen Episoden fallen auseinander und leider ist auch der gute Schluß nicht kräftig genug durchgeführt. Vorwurf aber und Absicht ging dahin, einen Menschen zu gestalten, den ein böser Geist (der schön ist und gut erscheint) von den Quellen des Lebens abzieht, um ihn haltlos tausend Verlockungen preiszugeben, in denen er sich verlieren könnte. Lothar aber bannt diesen Geist, den er Fortunio nennt, nach tiefen und schmerzlichen Irrungen und geht in die Stille, die Einfachheit und Schlichtheit ein, in der allein Wirken und Schaffen möglich ist. Die Wandlung zu dieser Erlösung verlangte eine kraftvollere Betonung, als Schmitz ihr zuteil werden läßt, und es wäre zu wünschen, daß bei einer Neuauflage diese Verbesserung möglich wäre. Jedenfalls muß man schon jetzt Arbeit und Geist des Buches begrüßen, gerade weil man sie im Rahmen dieser Besprechung in befreiendem Gegensatz zu den Adler und Edschmid sieht.

Rundschau

Zeitgeschichte

Kriegsbetrachtung für März 1917*

Den 32. Kriegsmonat kennzeichnen wichtige militärische und politische Ereignisse, die eine erhebliche Steigerung des Völkerkampfes bedeuten und dessen ‚Kuddlemuddle' vergrößern: Der Verlust von Bagdad, die freiwillige Räumung von einem Zehntel des von den Deutschen bisher besetzten französischen Gebietes, nach Amerikas nun auch Chinas Bruch mit Deutschland, der längst erwartete, doch überraschend schnell vollzogene Umsturz in Rußland, endlich am Monatsschlusse der türkische Sieg im Sinaigebiet. Wie es da zum Friedensschlusse kommen soll, ist unabsehbar, dennoch erwarten ihn leichtgläubige Rosigseher in kürzester Zeit, spätestens im Herbste. Möchten sie nicht enttäuscht werden, zum allgemeinen Besten wäre es, wenn sie recht bekämen. Aber die Vermehrung unserer Feinde um etwa 500 Millionen Menschen mit reichen Mitteln aller Art kann den Krieg ungewöhnlich verlängern. Vergleicht man auf der Weltkarte die ungeheuren Gebietsflächen unserer Gegner mit dem verhältnismäßig kleinen Länderblock des Vierbundes, dessen Völker der Zahl nach von denen des Einkreisungsverbandes etwa um das Achtfache übertroffen werden, dann erstaunt man ebenso über die außerordentliche sieghafte Widerstandskraft der geeinten Vierbundstreitmacht, wie über das Unvermögen unserer Staatsunterhändler, solch riesige Ausdehnung des Einkreisungsverbandes nicht durchkreuzt zu haben. Glücklicher Weise können wir volles Vertrauen auf die andauernden großen Leistungen unserer Land- und Seestreitkräfte haben, deshalb mit starker Zuversicht in die Zukunft blicken.

Besonders berechtigen hiezu allein schon die Ergebnisse des S e e k r i e g e s. Zwar fanden im März a u f dem Wasserspiegel wieder keine entscheidenden Kämpfe statt. Obwohl die britische Flotte selbst etwa dreimal und zusammen mit ihren Bundesgenossen wohl fünfmal so stark ist als die Seestreitkraft der Mittelmächte, machte sich bisher die gewaltige Überzahl zwar im kaufmännischen Seeverkehr, nicht aber auf militärischem Gebiete geltend. So konnten abermals wie im Vormonate in der Nacht vom 17. zum 18. März zwei Angriffsgruppen deutscher Kriegsschiffe in die schmale Meerenge von Dover-Calais und in die Themsemündung einbrechen, dabei im Nahkampf einen Zerstörer der britischen Kanalbewachung versenken, einen anderen schwer beschädigen, ferner zwei Vorpostenschiffe und einen Handelsdampfer zerstören, sowie die Hafenbefestigung Margate beschießen, selbst aber vollzählig und unbeschädigt zurückkehren. In der Nacht vom 25. zum 26. März stieß neuerdings ein deutscher Zerstörerverband durch dieselbe Meerenge, beschoß den französischen Kriegshafen Dünkirchen und lief unbehelligt wieder heim, ohne feindlichen Seestreitkräften begegnet zu sein. Endlich in der Nacht vom 28. zum 29. März streiften deutsche Seestreitkräfte das Sperrgebiet vor der englischen Südostküste ab, versenkten acht Seemeilen östlich Lowestoft einen bewaffneten britischen Dampfer, sichteten aber sonst keine feindlichen Kriegs- und Handelsschiffe. Allgemeines Aufsehen erregte die glückliche Heimkehr des deutschen Hilfskreuzers ‚Möve' von mehrmonatiger Kreuzfahrt im Atlantischen Meere. Das

---

* Vgl. die Abhandlung ‚Kriegsbetrachtung für Februar 1917', Hochland, Jahrgang 1916/17, Aprilheft Nr. 7, S. 110.

Schiff erbeutete 33 Dampfer und fünf Segler mit 152 100 Bruttoregistertonnen und brachte 593 Gefangene mit; mit einem dabei von ihm versenkten britischen Hilfskreuzer hatte es ein siegreiches Gefecht. Von den erbeuteten Fahrzeugen rüstete es einige als Hilfskreuzer aus, von denen einer sogar das Indische Meer unsicher machen soll. Sonst aber spielte sich der Seekrieg unter dem Wasserspiegel ab. Nach den amtlichen Veröffentlichungen des deutschen Admiralstabes vom 2., 3., 7., 9., 14., 19., 25., 28. und 30. März wurden in diesem Monate von den Kriegstauchschiffen 259 Dampfer, 56 Segler und 72 Fischerfahrzeuge mit zusammen mehr als 590000 Bruttoregistertonnen in den Sperrgebieten vernichtet. Dazu kommt obenerwähnte Beute der ‚Möve', dann die des Hilfskreuzers ‚Seeadler' (mindestens zehn Dampfer mit rund 30 000 Tonnen), insgesamt 435 Handelsschiffe mit 861 000 Tonnen. Größer als diese unmittelbare Wirkung ist die mittelbare durch Lähmung des Schiffsverkehrs und des überseeischen Handels, die Störung der Verpflegs- und Kohlenversorgung in den feindlichen Ländern, wie auch des gegnerischen Nachschubs auf die Kriegsschauplätze. Daran knüpft sich die begründete Hoffnung, daß es den Unterseeschiffen auch gelingen werde, die Kriegsbeteiligung der Amerikaner und Chinesen erheblich einzuschränken. Am 23. März wurden die Sperrgebiete des Unterseekrieges um das des nördlichen Eismeeres, östlich 24 Grad östlicher Länge und südlich 75 Grad nördlicher Breite erweitert. Mit Ausnahme der norwegischen Hoheitsgewässer wird dort vom 5. April ab jedem Seeverkehr ohne weiteres mit allen Waffen entgegengetreten, um die Schiffsverbindungen des nördlichen Rußlands zu unterbrechen. Außer den aufgezählten Handelsschiffen konnten unsere Seestreitkräfte im März auch noch eine Reihe feindlicher Kriegsfahrzeuge unschädlich machen: ein französisches Schlachtschiff, je einen französischen und russischen Panzerkreuzer, einen französischen kleinen Kreuzer, acht britische Zerstörer, zwei britische Minensucher, ein französisches Streuminenschiff, eine französische U-Falle, je einen französischen und italienischen Truppenfrachtdampfer, vier französische Kriegsfrachtdampfer. Seit Kriegsbeginn bis Ende März umfassen die feindlichen Verluste an Kampfschiffen schon nahezu 900 000 Tonnen Wasserverdrängung. Den anscheinend mangelnden Angriffsgeist der britischen Flotte erklärte der erste Lord der Admiralität in einem veröffentlichten amtlichen Berichte: ‚Solange die deutsche Hochseeflotte in ihrer augenblicklichen großen Kampfkraft unberührt bleibt und ihre glänzende Schießausbildung sich auf der Höhe erhält, so lange ist es dringendste, unbedingteste Notwendigkeit für die britische Flotte, sich auf keine Unternehmungen einzulassen, wodurch ihre gegenwärtige zahlenmäßige Überlegenheit beeinträchtigt würde. Diese Überlegenheit ist wahrhaftig nicht zu groß, in Anbetracht der schweren Einbuße an wertvollen Schiffen und unersetzlichen Offizieren und Mannschaften, deren Verlust während des Krieges nicht wieder gutgemacht werden könne.'

Vom Luftkrieg, der auf allen Kampfgebieten andauernd mit größter Heftigkeit vorzugsweise durch Flieger geführt wird, ist aus dem Monat März hervorzuheben, daß am 8. der Volksliebling, Graf Ferdinand v. Zeppelin, der Erfinder der nach ihm benannten Luftschiffe, zum Leidwesen aller Deutschen sein verdienstvolles Leben schloß. Eine Woche später, in der Nacht vom 16. zum 17. März, belegte nach mehrmonatlicher Unterbrechung ein deutsches Marine-Luftschiffgeschwader trotz heftiger Abwehr durch britische Flieger und Abwehrgeschütze wieder einmal London in halbstündigem Angriff und die südöstlichen Grafschaften Englands erfolgreich mit Bomben. Bedauerlicherweise wurde das beteiligte ‚L 39' durch den herrschenden Sturm nach

Frankreich getrieben und bei Compiegne nordöstlich von Paris durch französische Abwehrgeschütze aus einer Höhe von 3500 Meter heruntergeschossen. Unter den deutschen Fliegerverlusten ist zu erwähnen, daß am 21. März das von Prinz Friedrich Karl von Preußen geführte Flugzeug rückwärts der feindlichen Verluste landen mußte und der Prinz tödlich verwundet in britische Gefangenschaft geriet.

Trotz unvermeidlicher eigener Verluste waren die deutschen Flieger im Luftkampfe sehr erfolgreich, verloren doch allein schon die britischen Gegner nach ihrem amtlichen Bekenntnisse im März 262 Flugzeuge, worüber im englischen Volke große Erregung entstand.

Im Westen wurde im März die schon im Februar begonnene absichtliche Räumung des von deutschen Truppen besetzten nordfranzösischen Gebietes fortgesetzt. Am Ende des 32. Kriegsmonats war die rückwärtige Bewegung noch im Flusse. Unter beständigen Nachhutgefechten gelangten die nun langsam folgenden britischen Streitkräfte an den Strich, der vom Raume hart östlich Arras über Beaumetz und Roisel bis zur Somme an den französischen linken Flügel reicht. Anschließend rückten die Franzosen in die Gegenden westlich von La Fere und Laon bis zum Nordufer der Aisne. Trotz zahlreicher örtlicher Kämpfe, bei denen die Deutschen 2900 Gefangene und 59 Maschinengewehre erbeuteten, selbst 1400 Gefangene und 39 Maschinengewehre verloren, blieben die militärischen Kriegsgrenzen im Westen während des März sonst unverändert. Jetzt schon ein Urteil über den noch nicht abgeschlossenen freiwilligen Rückzug abzugeben, bevor dessen Folgen und Früchte sich ergaben, erscheint verfrüht. Genügen mag vorläufig, daß für das deutsche Heer die allgemeine Kriegslage im Westen günstig und hoffnungsberechtigend ist. Besonders erfreulich ist, daß die im Februar von den Deutschen in der Champagne genommene beherrschende Höhe südlich Ripont gegen die heftigsten und verlustreichsten Wiedereroberungsversuche der Franzosen fest behauptet wurde. Noch halten die Deutschen nahezu 19000 Quadratkilometer französischen Gebietes und bis auf 40 Quadratkilometer ganz Belgien besetzt, sie erwarten ruhig den längst angekündigten großen Frühjahrsangriff der Briten und Franzosen, der durch die tatsächlichen und die mittelbaren Wirkungen des Unterseekrieges, sowie das unerwartete Ausweichen der Deutschen stark verzögert wurde. Außer dem empfindlichen Kohlenmangel hemmten vermutlich noch eine Sprengung der Pulverfabrik in Bouchet, Haute Loire, dann Brände in den Pariser Kriegswerkstätten von Panhard u. Knyff, in der Pulverfabrik von Angouleme, im Güterbahnhof von Abbeville mit großen Kriegsvorräten, wiederholte im Hafen von Marseille, endlich die Zerstörung der Wasserkraftwerkstätten in Pont de Beauaisin. In England aber wurde die Schießbedarferzeugung außer durch die Unterseeverluste stark verzögert durch Arbeiterausstände, besonders in den Triebwerkstätten der Gegend von Barrow (Lancaster).

Auf dem südwestlichen (italienischen) Kriegsschauplatze fanden zwar viele örtliche, aber unter dem Einflusse des Alpenwinters keine entscheidenden Kämpfe statt; die allgemeine Lage blieb daher unverändert. Angeblich setzte wohl Italien seine Vorbereitung zum beabsichtigten einheitlichen Frühjahrsangriff des Einkreisungsverbandes eifrig fort, scheint jedoch dabei starke Verzögerungen durch Lebensmittel- und Kohlenmangel, sowie ernste Unruhen im Inland, besonders aber durch Befürchtungen vor einem mächtigen österreich-ungarischen Strafangriff zu erleiden.

Nahezu keinen Einfluß auf den Gesamtverlauf des Weltkrieges übten die März-Kämpfe auf dem Balkangebiete aus, dessen südlicher Kriegsschauplatz in Mazedonien vorwiegend daran beteiligt war. Dort spielte sich im

mittleren Drittel des 32. Kriegsmonats vom 11.—23. März der vergebliche Durchbruchsversuch des Saloniki-Heeres ab, als einziges europäisches Glied des Frühjahrs-Vorgehens. Als die Gegner im November 1916 Monastir (Bitolia) zurückgewannen, vermeinten sie damit das Tor nach Serbien geöffnet zu haben. Aber schon damals wurde ihnen von den Vierbundtruppen der Zugang verriegelt. Nun versuchten sie vom 11. März ab wieder nördlich Monastir durchzustoßen. Östlich des Prespa-Sees, im Abschnitt bis zur Cerna, vollzogen sich die entscheidenden Kämpfe, die am 19. März mit einem starken Angriff französischer Truppen in breiter Ausdehnung ihren Scheitel erreichten, doch den Angreifern nur Mißerfolge brachten. Das bestrittene Gelände blieb fest in unserer Hand. — Auf dem nördlichen Kriegsschauplatze in der Dobrudscha, ereignete sich außer Fernfeuergefechten nichts von Bedeutung, obwohl der sonst die Kämpfer trennende Donauarm, der St. Georgskanal, fest zugefroren war. Somit erlitt auf dem Balkangebiete die Kriegslage während des Monats März keine Änderung. Durch den Unterseekrieg leidet zwar der Verpflegs- und Schießbedarf-Nachschub für Saloniki sehr stark; im März waren mindestens 10 Kriegsfrachtdampfer überfällig. Trotzdem gibt der Einkreisungsverband das Saloniki-Unternehmen nicht auf, um Großbritanniens Ansehen nicht zu schädigen.

Längst erwartet und doch überraschend vollzogen sich im Osten große Ereignisse, allerdings mehr auf dem politischen als auf dem militärischen Gebiete, wo unter gleichzeitigem hemmenden Einfluß des strengen Winters fast ein Stillstand herrschte, der längs der militärischen Kriegsgrenzen nur wenig von örtlichen Kämpfen, vorzugsweise durch Erkundungsangriffe deutscher Stoßtrupps, unterbrochen wurde. Zu größeren Zusammenstößen kam es bloß an einigen Stellen. Zur Verbesserung ihrer Stellungen erstürmten Vierbundtruppen am 9. März an der ungarisch-rumänischen Grenze, zwischen Trotus- und Uztal, den Höhenkamm des Magyaros nebst den benachbarten stark verschanzten russischen Stellungen, und am 24. März die russischen Stellungen auf dem Grenzkamm zwischen Solyomtar- und Hobanostal, endlich am 27. März solche südöstlich von Baranowitschi. Entscheidende Angriffsunternehmungen wurden jedoch seitens der Obersten Heeresleitung des Vierbundes nicht durchgeführt. Starkes Hindernis hiefür würde das eingetretene Tauwetter bilden, das im Osten stets auf längere Zeit eine unwegsame Bodenlosigkeit herbeiführt. Vermutlich wird auch die Oberste Heeresleitung die in Rußland eingetretene Staatsumwälzung nicht stören wollen, um sie im eigenen Safte schmoren zu lassen. Durch Mißwirtschaft der alten Herrschaft hervorgerufene Hungersnot und Mängel sonstiger Lebensbedürfnisse beschleunigten und begünstigten den russischen Aufstand, der sich schon längst vorbereitete und dessen geschichtliche Wurzeln ein Jahrhundert weit zurückreichen. Gegen die gewalttätige, nur durch Beamten-Bestechungen gemilderte Alleinherrschaft bestand die ganze Zeit über eine aufrührerische Bewegung, die bereits in den Jahren 1825 und 1905 vergebliche Umsturzversuche hervorrief. Den vollen und schnellen Erfolg ermöglichte erst der gegenwärtige Krieg unter der Mitwirkung der vom Vierbund über Rußland errungenen Siege, die durch außerordentliche Mehrung der inneren Unordnung die Alleinherrschaft bloßstellten und deren Zusammenbruch vorbereiteten. Bei der Schwerfälligkeit und Rückständigkeit des russischen Staates, bei dessen riesiger Ausdehnung und Ungleichheit seiner Völker, ist noch schwieriger als bei Umstürzen in höher entwickelten Ländern vorauszusehen, welchen politischen Verlauf die Bewegung nehmen wird. Leichter ist es, einen alten Bau einzustürzen, als einen neuen zu errichten.

Voraussichtlich wird die Neuordnung großen Hindernissen begegnen und die bis jetzt gebundenen grellen inneren Gegensätze werden heftig aufeinander stoßen. Rein militärisch betrachtet ist es selbstverständlich, daß die politischen Vorgänge auf den Zustand der russischen Streitmacht eine heftige Wirkung ausüben müssen, allein schon durch den Sturz des obersten Kriegsherrn. Zunächst ist bereits eine erhebliche Schwächung der früher trefflichen Manneszucht eingetreten. Wesentlich ist, ob aus dem Millionenbrei der Streitmacht ein außergewöhnlicher hochbegabter Heerführer herauskristallisiert wird, der wie einst Napoleon Bonaparte mit starker Hand die Macht an sich reißen und Ordnung herstellen wird. Vorläufig bildet den Kitt der Streitmacht nur der seit langem herangezogene und künstlich genährte Haß gegen die Deutschen, Ungarn und Türken, wobei der Bekenntnisunterschied wesentlich mitwirkt. Jedenfalls wird es zur Vermeidung von Täuschungen gut sein, wenn auf den russischen Umsturz keine voreiligen Friedenshoffnungen gesetzt werden; die weitere Entwicklung kann wohl für den Vierbund günstig werden, aber auch ebenso wie der große französische Umsturz für ganz Europa verderbliche Folgen bringen. In Ruhe abwarten und wachsam auf der Lauer liegen ist deshalb jetzt die wichtigste Aufgabe des Vierbundes gegenüber Rußland, denn hier liegt die Entscheidung des Weltkrieges!

Von größter Bedeutung für diesen wurden im März die türkischen Kriegsschauplätze außerhalb Europas. Auf dem armenischen Kaukasusgebiete herrschte zwar unter dem Einflusse des strengen Winters und vermutlich auch des russischen Umsturzes ein Stillstand der Heeresbewegungen, dessen Ruhe nur durch einzelne örtliche Erkundungskämpfe und Überfälle unterbrochen wurde. Auf den südlichen Kampfgebieten wurde jedoch von den Briten die für die Kriegführung hier günstigste Jahreszeit wohl ausgenützt, besonders unter geschickter Verwertung der für Aufmarsch und Nachschub nützlichen Wasserstraßen. Hierdurch setzten sie sich in den Stand, den im Februar am Tigris errungenen Erfolg zu verwerten und auszubauen. Den Türken, die durch Schwierigkeiten des Nachschubs namentlich Mangel an Schießbedarf hatten und deshalb den Tigris aufwärts zurückweichen mußten, folgten sie heftig nach und konnten nach Verdrängung der Türken vom Dialaflusse, etwa 10 km südöstlich Bagdad, am 11. März morgens diese wichtige Stadt widerstandslos besetzen. Vom 19. März an rückten sie den nur geringen Widerstand leistenden türkischen Truppen von Bagdad aus nach und zwar im Zusammenwirken mit den von Nordostpersien kommenden russischen Streitkräften in gemeinsamer Richtung auf Khanikin. Am 25. März erreichten britische Truppen Beltewah und Sindirak etwa 60 km nördlich Bagdad, nachdem eine andere Abteilung schon am 19. März Falliyah, etwa 70 km westlich Bagdad, besetzte. Dem Vormarsch der Verbündeten traten erhebliche Schwierigkeiten entgegen, den Briten durch Auflaufen ihrer Schiffe in den seichten Gewässern, den Russen durch Schneemengen und starke Befestigungen am Padokpasse, wo die Türken nach der kampflosen Räumung von Hamadan in Persien weiterem russischen Vordringen Halt geboten. Am Monatsschlusse gelang es den Türken, einen britischen Angriff gegen ihren äußersten linken Flügel südöstlich Diala mit starken gegnerischen Verlusten abzuschlagen und die dort vereinigten Briten und Russen zum Rückzuge zu nötigen. Unterdessen waren im Westen britische Streitkräfte auch von Ägypten aus gegen Palästina vorgerückt, nachdem sie die Türken aus dem Sinaigebiete zurückgedrängt hatten. Schon am 6. März gaben diese, nachdem sie zwei Monate

auf die Anlage mächtiger Verteidigungswerke verwendeten, eine sehr starke Stellung in der Nähe von Scheik Muran, westlich Schellai auf. In gediegener Vorbereitung des Vorgehens auf Palästina vollendeten die Briten vom Suezkanal in östlicher Richtung längs des Mittelmeeres eine Eisenbahn bis Chan Junis, 20 km südwestlich Gaza, dem wichtigen Handelsorte an der Hauptstraße von Vorderasien nach Ägypten und Ende der aus Arabien nach dem Mittelmeere führenden Handelswege. Am 26. März begann in der Umgegend von Gaza, das nur 80 km südlich Jerusalem liegt, der Angriff von vier britischen Divisionen meist berittener Truppen mit zahlreicher schwerer Artillerie und mehreren Panzerkraftwagen. Mit einem vollen türkischen Siege endete der zweitägige Kampf am 27. März nachmittags. Auf dem Schlachtfelde wurden 3000 britische Leichen gezählt, 200 Gefangene, 12 Maschinengewehre, 20 Schnelladegewehre und 1 Panzerkraftwagen erbeutet. Verfolgt von den Türken zogen sich die Briten in südwestlicher Richtung über Wadigasa (7 km südl. Gaza) auf Hanoyunus an der syrisch-ägyptischen Grenze zurück. Aus dem mißglückten Unternehmen geht deutlich hervor, daß die Briten, nachdem sie schon das muhamedanische Heiligtum Mekka für den von ihnen eingesetzten arabischen Kalifen in ihre Gewalt brachten, zur Befestigung ihrer angestrebten Weltherrschaft nun auch noch das christliche Heiligtum Jerusalem besetzen wollten, um ebenmäßig die Gläubigen der muhamedanischen und christlichen Bekenntnisse seelisch beeinflussen zu können. Im Zusammenwirken mit dem gleichzeitigen Unternehmen in Mesopotamien wollten sie ganz Arabien von der Türkei abschneiden, diese und damit den ganzen Länderblock des Vierbundes im Südosten vom Persichen Golf und dem Roten Meere absperren. Durch die beiden türkischen Siege vom 26. und 31. März wurden diese großzügigen Entwürfe vorerst vereitelt.

Von den *überseeischen Kampfgebieten* fehlen verlässige Nachrichten selbst von gegnerischer Seite, woraus zu schließen ist, daß dort keine Erfolge des Einkreisungsverbandes eintraten. Als sicher gilt dies von Deutsch-ostafrika, da die Briten ein völliges Mißlingen ihres Angriffes selbst zugeben, nachdem sie die endgültige und vollständige Eroberung dieses deutschen Schutzgebietes schon für das Jahr 1916 angekündigt hatten. Angeblich hätten seit der Regenzeit die Himmelsstrichverhältnisse besonders in der Küstengegend jede ausgedehntere Unternehmung verhindert. Nun aber würden die britischen Streitkräfte neugeordnet, sowie die von den deutschen Schutztruppen zerstörten Eisenbahnen und Wege wieder hergestellt. Daß diese Truppen solange Widerstand leisten können, verdanken sie außer ihrer eigenen Tüchtigkeit vor allem kühnen deutschen Seeleuten, die mit ihren Schiffen die britischen Seesperren mehr als einmal durchbrachen, um den Schutztruppen Kriegszufuhren zu bringen.

Lebhaft zu bedauern ist der von den Staatsunterhändlern des Einkreisungsverbandes erzwungene *Bruch des volkreichen aber wehrlosen chinesischen Reiches mit Deutschland*, weniger wegen der Vermehrung unserer Kriegsgegner, als wegen der Handelszukunft des Vierbundes, um deren Schädigung es jenem Verbande eben besonders zu tun ist. Im Bewußtsein der eigenen Kraft und Stärke nahm das deutsche Volk die Nachricht hievon, wie von dem Kriegszustande, der nun mit den Vereinigten Staaten von Amerika eintrat, ruhig und gefaßt auf. Bei ihm versagte die den Krieg fordernde heuchlerische und lügenhafte Botschaft des Präsidenten Wilson ihre Wirkung. Wenn es eine Vergeltung gibt, dann müßte sie für diesen ‚vom Zaun ge-

brochenen', grundlosen Krieg Amerika besonders schwer belasten, denn in seiner atlantischen Sicherheit glaubt es ungestraft den Vierbund berauben zu können. Wohl als selbstverständlich ist anzunehmen, daß dessen vier Staaten einhellig auch gegen die neuen Feinde zusammenstehen werden, um im ‚Kampfe auf der inneren Linie' ihre vereinten Kräfte zu siegreichem Widerstande einzusetzen.

Als ein sicheres Anzeichen der für uns günstigen Kriegslage können die im März vorgekommenen ernsten Störungen des ‚Burgfriedens' angesehen werden, denn das Freiwerden zersplitternder Fliehkräfte im **inneren Kriegsleben des Deutschen Reiches** ist stets damit verbunden. Grundsätzlich wird bei diesen Betrachtungen die Parteipolitik ausgeschlossen, hier soll daher nur aufmerksam gemacht werden, daß Reibungen im Innern stets auch eine Schwächung nach außen hin hervorrufen und nur den Feinden nützen, also möglichst vermieden werden müssen. Für die selbstsüchtigen Friedensstörer von links und rechts möge das jetzige Unglück Rußlands eine ernste Mahnung sein, Ruhe zu halten und ihre Streitereien bis zum Frieden aufzuschieben. Möchten sich vielmehr alle Kräfte zur Zeichnung der Kriegsanleihe vereinigen, um abermals einen ‚Goldenen Sieg' zu erringen: **dem deutschen Vaterland zuliebe!**

Abgeschlossen 1. April 1917.

Generalmajor Friedrich Otto. (m)

Volkswirtschaft

Bodenfrage und Arbeiterinteresse.

Beide sind einander fremd wie Grundbesitz und Arbeitskraft. Und doch haben beide miteinander etwas zu tun: sind es doch Gegensätze, die sich erst im Lauf der Zeit auseinander heraus entwickelt haben als Folge einer rascher lebenden Zeit; Handwerk und Gewerbe des 19. Jahrhunderts und der Zeit vorher hatte einen harten Kampf auszufechten gegen einen Konkurrenten, dem sie nicht gewachsen waren, gegen die Maschine: Was liegt auch daran, daß der oder jener Einrichtungs- oder Gebrauchsgegenstand das liebevolle Eingehen auf persönlichen Geschmack vermissen läßt? Man hat sich daran gewöhnt, ja gewöhnen müssen, daß alles nach einer für alle hergerichteten Schablone heruntergearbeitet wird!

So ging's nicht nur mit der Arbeit selbst, auch der Arbeiter wurde hievon ergriffen: während früher **eine** Kraft alle einschlägigen Arbeiten des Berufs übernehmen konnte, wird jetzt jede Kraft für eine ganz bestimmte Tätigkeit eingearbeitet: das umfassende Wissen in einem Beruf wird zurückgestellt hinter das Können einer einzelnen Fachtätigkeit. Dieser Umstand hat zur Folge, daß die Beschäftigungsmöglichkeit für den Facharbeiter eine beschränkte ist: er muß seiner Arbeitsgelegenheit nachziehen. Wir haben demnach grundverschiedene Verhältnisse im Arbeitsleben von Einst und Jetzt: einst — ein umfassendes Wissen, ein seßhaftes Handwerk oder Gewerbe, Einzelarbeit — die Arbeit geht dem Arbeiter nach; jetzt — Fachwissen, freizügige Arbeit, Massenanfertigung — der Arbeiter geht der Arbeit nach! Ein furchtbares ‚divide et impera' des Industrialismus: der Sieg der Maschine über die Menschenhand und Menschenseele! Es sei erinnert an die Zeiten des Weberelends.

Die Maschine macht Tausende von Händen überflüssig und entbehrlich: um ihr Brot zu finden, müssen die Menschen daher umlernen, müssen sich der Maschinerie des Ganzen einfügen. Man kann also ohne Übertreibung sagen, daß die mittelbare Ursache der heutigen Zustände in den Verhältnissen der Arbeiter in der Umwandlung der Handarbeit in Maschinenarbeit zu suchen ist, letzten Endes also in der Entwicklung von Technik und Industrie, an die sich eben im

Hinblick auf die gesteigerte Differenzierung der Arbeit die Arbeiter selbst anpassen müssen. Daß dadurch selbständige Arbeitskräfte nicht zur Entwicklung kommen können, liegt im Gang der Entwicklung selbst begründet und soll auch nicht in Abrede gestellt werden. Bedauerlich ist nur die Folge all dieser Erscheinungen, die man kurz in dem Wort der Entwurzelung der Arbeiter zusammenfaßt.

Der Arbeiter von heute ist grundverschieden von dem der früheren Zeit: er ist ein Rentabilitätsfaktor geworden, dessen Wert nach der Maschinenarbeit bemessen wird — ein Umstand, gegen den sich die Arbeiterschaft mit Recht zur Wehr setzt. Die Arbeiterschaft übersieht jedoch nur zu leicht, daß dieser Kampf aus der Unrast der Zeit und ihren gesteigerten Bedürfnissen heraus entstanden ist, wobei ihr gerade jene Grundlage fehlt, auf der allein sich ein Erfolg denken läßt: die Bodenständigkeit.

Es sind vielerlei Ursachen, die den Arbeiter wieder veranlassen sollten, die Fühlung zum Land, zur heimatlichen Scholle wieder zu suchen. Ursachen und Gründe, die im eigensten Interesse des Arbeiters liegen: ganz abgesehen von der bessern Wohnmöglichkeit, den günstigeren Gesundheitsverhältnissen und der landwirtschaftlichen Produktionsmöglichkeit. Wer weiß, welche Unsumme von Mißverhältnissen sich gerade innerhalb dieser drei Ziele einer gesunden Wohnungspolitik bei der heutigen Entwicklung herausgebildet hat, der wird es dankbarst begrüßen, daß jetzt eine berufene Feder aus den Arbeiterkreisen zu diesen Fragen das Wort genommen hat: Th. Brauer in seinem Buch ‚Bodenfrage und Arbeiterinteresse'*.

Was einen beim Lesen dieses Werkes so angenehm berührt, ist die ruhige Sachlichkeit, mit welcher der Verfasser seinem umfangreichen Stoff zu Leibe geht: er versucht, die Frage vom Standpunkt des Lohnarbeiters zu lösen, untersucht die Beziehungen zwischen Produktionskosten und Produktionsunkosten, den Wert der geschaffenen Arbeit und deren Belastung, ehe sie auf den Markt gelangt, und kommt hiebei auf die sehr starke Einwirkung des Bodenpreises auf die Wertfestlegung der Produkte. Die unverdiente Bodenwertsteigerung tritt gewissermaßen als Regulator zwischen Arbeiter und Arbeit und verhindert die Beteiligung der Arbeiter am Gewinn ihrer Arbeit. An Hand von verschiedenen praktischen Beispielen wird dann die Bedeutung des Bodens für die Produktionskosten erläutert.

Selbstredend kommt der Verfasser auch ausführlich auf die Bodenverhältnisse von heute zu reden, auf die Bodenspekulation und die damit hervorgerufenen unhaltbaren Zustände, wobei man besonders stark den bodenreformerischen Einschlag bemerkt, nicht zum Schaden des Werks. Der Bodenfrage stellt Brauer die Baufrage an die Seite und es gelingt ihm auch hier, den Leser durch seine Darstellung zu fesseln: Baukredit, Bauschwindel und Hypothekenwesen ziehen an uns in anschaulichen Bildern vorüber — wir folgen dem Verfasser willig in der Verurteilung dieser Verhältnisse.

Jetzt wendet er den Blick dem Land und den ländlichen Verhältnissen zu, bespricht die Landflucht und ihre Ursachen und stellt die Forderung auf, daß auch hier Reformen notwendiger als je sind: Bodenreform in Stadt und Land! Das vorgebrachte Beweismaterial kann als stichhaltig erachtet werden und ist auch in seinen Folgerungen nicht zu weit gehend, wenn verlangt wird, daß eine rationelle Ausbeutung des Bodens nach seiner produktiven Seite hin Platz greifen soll. Mit seinem Schluß auf die Zukunft des deutschen Volkes nach dem Krieg und seine wirtschaftliche Abgeschlossenheit auf Jahre hinaus hat Brauer leider nur allzusehr Recht: daher Bodenmobilisierung.

* Jena, Verlag G. Fischer, Preis M. 5.

Im zweiten, wesentlich kürzeren Teil stellt Brauer die Frage, wie sich denn der Arbeiter selbst zu der Bodenfrage stellt: er bringt hier sehr brauchbare Angaben über den Wirtschaftsverbrauch der Arbeiter in verschiedenen Lohnklassen, über die durch den Krieg notwendig gewordene Umlernung — und kommt schließlich wieder auf seine Regelungsforderung zurück — Bodenreform!

Die Ergebnisse seiner Untersuchungen legt Brauer in zehn Punkten fest, in denen er die bestehenden Verhältnisse klarlegt und unerbittlich seine Folgerungen zieht, die er umso nachdrücklicher feststellt, als wir nach dem Krieg uns mehr und mehr auf die wirtschaftliche Autarkie einstellen müssen. Er fordert daher Neuorientierung der Arbeitermassen durch ihre Gewerkschaften und schließt sich sein Werk mit einem eindrucksvollen Konfiteor zur Bodenreform. ‚Hier liegt der Schlüssel zum Aufstieg des Arbeiterstandes!'

Das Buch ist aus übervollem Herzen und begeisternder Überzeugung geschrieben. Man nimmt es daher gern hin, wenn manchmal die Sätze etwas zu lang geraten im Bestreben nach Deutlichkeit. Auch läßt man sich die zahlreich eingestreuten Belegstellen wohl gefallen, wenn dadurch nur nicht immer der Zusammenhang so sehr gestört würde. Aber auch das mag ruhig hingenommen werden — freilich, ob das Buch dadurch gerade in jenen Kreisen, für die es geschrieben ist, die Aufnahme findet, die es verdient, müssen wir füglich dahingestellt sein lassen: Für Arbeiter ist das Werk zu breit und zu schwer gerade durch die Fülle des behandelten Stoffes.

Wie schon öfters bemerkt, ist der Einfluß der Bodenreformbewegung nicht zu verkennen, fast möchte man sagen, es ist die Bodenreformbewegung vom Standpunkt eines Teils der organisierten Arbeiterschaft aus: das ist der Vorzug, aber zugleich auch der Nachteil des Werkes. Daß die Bodenreform sich unstreitig große Verdienste erworben hat durch ihr Eintreten für Besserung der Wohnungsverhältnisse, ist für jeden klar; eine andere Frage aber ist, ob die Bodenreform wirklich jene greifbaren Unterlagen beibringen kann, die zu einer erfolgreichen Bearbeitung dieser Probleme führen: denn nur um greifbare Unterlagen kann es sich hier handeln. Man darf nicht sich auf den Standpunkt stellen: ‚Wir stellen fest, daß hier Mißstände vorhanden sind, die beseitigt werden müssen; w i e sie beseitigt werden, ist Eure Sache.' Ins Praktische übersetzt heißt das: es genügt nicht, festzustellen, daß jemand ins Wasser gefallen ist, sondern man muß eben s e l b s t an die Mitarbeit herangehen. Sonst kommt man allzu leicht in die Gefahr, seine Tätigkeit als Agitation aufgefaßt zu sehen. Dieser Rat kommt aus wohlmeinendstem Herzen!

Ein weiterer Umstand darf bei dieser Gelegenheit nicht unbesprochen bleiben: der Kampf gilt bei der Bodenreform den Unzulänglichkeiten des gegenwärtigen Wohnungswesens. Es besteht nun gar kein Zweifel, daß es hier noch sehr, sehr viel zu bessern gibt: um die Verhältnisse aber im richtigen Licht erscheinen zu lassen, ist es notwendig, die als Beweis angeführten Zahlen im Zusammenhang zu bringen, also nicht allein die allerschlimmsten Verhältnisse als Normale aufzustellen: Wenn Damaschke z. B. in seiner ‚B o d e n r e f o r m'* (13. Aufl. S. 69) die Statistik übervölkerter Wohnungen bringt und hieraus erschütternde Schlüsse auf die Einwirkung auf Seele und Gemüt der Betroffenen zieht, so muß man ihm hiebei leider nur Recht geben. Eine andere Frage aber ist es, ob auf dem von der Bodenreform vorgeschlagenen Weg der Heimstättensiedelung die erwarteten Erfolge erzielt werden können. Es spielen hier doch sehr ausschlaggebende Imponderabilien eine nicht

* Verlag G. Fischer, Jena.

zu unterschätzende Rolle: Zeit, Raum und Wirtschaftsverhältnisse.

Was hat es z. B. für praktischen Wert, wenn Damaschke bei seinem Vortrag in München am 20. Februar auf den neuen bayerischen Großschiffahrtsweg Main-Donau-Kanal hinwies, als dessen Analogon er den Teltower Kanal mit seiner Kilometerenteignung für Kleinsiedelungszwecke bezeichnete? Ein derartiger Vorschlag hat nur dann Wirtschaftswert, wenn dort auch gleichzeitig Arbeitsgelegenheit für die Siedler gegeben ist. Die Entwicklung von heute ist aber darauf eingestellt, daß der Arbeiter der Arbeit nachziehen muß: also zuerst: Industrie und Gewerbe aufs Land hinaus, dann erst Siedelungen! Für den Arbeiter bringt das Gebundensein an die Scholle immer ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis von der gebotenen Arbeitsmöglichkeit mit sich: das muß einmal ohne jede Rücksicht ausgesprochen werden! Daher kam ja das *innere* Widerstreben eines großen Teils der Arbeiterschaft gegen die Bindung an die Scholle oder die Einschränkung der Freizügigkeit, weil sich die Leute über dieses Abhängigkeitsverhältnis klar waren. Ist die Heimstätte soweit vom Arbeitsplatz entfernt, daß durch Hin- und Herweg sehr viel Zeit, vielleicht auch geldliche Unkosten durch Fahrscheine notwendig sind, so verzichtet ein Großteil der Arbeiterschaft aus Bequemlichkeitsgründen auf die Siedelungsmöglichkeit, mögen die Vorzüge des Eigenheims in ethischer, gesundheitlicher und wirtschaftlicher Beziehung noch so große sein. Wir haben ja die Beispiele in München selbst erleben können!

Die Bodenreform bekämpft die Einschätzung des Grund und Bodens als Ware, weil der Grund nicht beweglich, nicht teilbar und nicht vermehrbar ist. — Angenommen. — In dieser Tatsache liegt aber doch wieder ein negatives Moment der Bodenreform. Der Stadtboden ist zum größten Teil besetzt: was noch nicht bebaut ist, liegt in festen Händen und kann nicht einfach durch einen Federstrich entwertet werden. Es sind doch nicht alles oder auch nur dem größeren Teile nach gewissenlose Bodenspekulanten, denen z. B. durch Erbfall einige Grundstücke zugefallen sind, für die sie eine hochwertige Grundsteuer bezahlen, die sie aber nicht bebauen können, weil sie eben nicht die notwendigen Mittel zur Verfügung haben! Es muß eben hier auch ein Unterschied gemacht werden zwischen g e w o r d e n e n und g e s c h a f f e n e n Verhältnissen. — Der Boden außerhalb des Burgfriedens bis zur Reichweite der Eisenbahngemeinden ist zum größern Teil auch bereits in festen Händen zu Spekulations- oder Bauzwecken — und was darüber hinaus ist, dürfte für Arbeitersiedelung nur in bedingtem Maß praktische Bedeutung haben. Gesetzt aber den Fall, auch diese Frage ist lösbar, so spielen doch noch verschiedene Umstände herein, die nicht übersehen werden sollen: Vor allem müßte die Siedelungsmöglichkeit lediglich auf Verheiratete beschränkt werden; weiters darf nicht übersehen werden, wie viel Boden benötigt würde und wie sich die Verhältnisse entwickeln für die Spätergeborenen. Auf Münchner Verhältnisse übertragen, können wir Folgendes feststellen: das Stadtgebiet Münchens umfaßt 125 qkm; die Bevölkerung kann für 1915 auf mindestens 650 000 Menschen angesetzt werden; ungefähr ein Drittel davon kann als verheiratet gelten, also 216 666 Menschen in 108 333 Familienverbänden. Wie viel Boden ist notwendig, um diese Familien mit Heimstätten in einem Nutzumfang von mindestens 1/4 Tagwerk zu versehen? Diese Zahlen bleiben aber hinter den tatsächlichen Verhältnissen zurück: in Bayern wurden 1910 bereits 1 441 090 Haushaltungen gezählt, auf München treffen rund ein Zehntel also 144 109 Haushaltungen; die Haushaltung soll

auch für die Errichtung der Heimstätte richtunggebend sein.

Schließlich — wie sollen denn die Verhältnisse an das Bestehende angepaßt werden? Wir haben jetzt einmal die Großstädte, — kann und will die Bodenreform ihr Programm an das überkommene anpassen?

Hierüber entscheidet nicht die Bodenreform, sondern das Bedürfnis! Und dieses Bedürfnis wurde bis heute noch nicht eindeutig festgestellt: Wir haben die Frage der Bedeutung der Heimstätten nach allen Seiten hin als erstrebenswert und nach Tunlichkeit zu fördern bezeichnet. Theoretisch ist die Heimstätte begrüßenswert und als die idealste Lösung zu bezeichnen: was sagen aber jene dazu, denen diese Fürsorge gilt? Haben die Arbeiter ein Bedürfnis nach Heimstätten?

Das wäre die schönste Frucht der Arbeit Brauers, wenn sie hier einsetzen könnte, wenn durch weite Verbreitung des Werkes möglichst viele Stimmen laut würden, durch die eine positive oder negative Stellung der Arbeiter festgestellt werden könnte. So wird sein Werk zu dem, was Brauer ihm als Untertitel beigegeben hat: Bodenfrage und Arbeiterinteresse, eine erste Einführung. — Eine erste — und ernste Einführung in eine Frage, von der nach dem Glauben des Verfassers Deutschlands Zukunft abhängt.

Dr. Georg Panzer.

Literatur

Carl Hauptmann, der Bruder Gerharts, ist in letzter Zeit auf den Bühnen zu Worte gekommen und von einer begeisterten Anhängerschar bejubelt worden. Die breite Zuschauerschar indessen verhielt sich kühl, was verständlich ist, wenn man bedenkt, daß Carl Hauptmann seinem dichterischen Wesen nach unfähig ist mitzureißen. Es ist ja in unserem Literaturleben nicht anders: Die Talente werden gegeneinander ausgespielt, und wenn gar von zwei Brüdern der eine Erfolg hat und der andere nicht, so liegt es für diejenigen, die immer auf der Suche nach Besonderem sind, nahe, den nach ihrer Meinung Verkannten auf den Schild zu heben. Um so eher, weil Carl in seinem Wesen etwas Priesterliches, gemessen und feierlich Daherschreitendes hatte, was etwas sonderlich Tiefes zu sein verheißt. Von neueren Werken Carl Hauptmanns wird seine zweibändige Bühnendichtung ‚Napoleon Bonaparte'* als das bedeutendste genannt. Eine Nachprüfung ergibt zunächst den starken Eindruck einer ungemein fleißigen und ehrlichen Arbeit, die auch in der geschichtlichen Auffassung klar und einfach ist. Der (unsichtbare) Gegenspieler für Napoleon ist bei Hauptmann England, worüber der geschichtskundige Patriot nur Freude empfinden kann. (Dennoch wünschte man gerade in unseren Tagen das Werk eines deutschen Geschichtschreibers zu besitzen, der nicht an Napoleon als dem Zertrümmerer des friderizianischen Preußen kleben bleibt, sondern ihn als unsern Vorläufer im Kampf gegen England sieht.) Da aber bei Hauptmann dieser Gegenspieler unsichtbar bleibt und nur ahnbar ist, ist es mit dem dramatischen Element der Dichtung von vornherein schwach bestellt. Die Gewalten, denen gegenüber Napoleon sich durchsetzen muß, wechseln von Akt zu Akt, sind infolgedessen nur geeignet, vorübergehend Spannung zu erzeugen, wodurch die einheitliche dramatische Grundlinie verloren geht. Schließlich hat selbst ein mit so elementarer Stoßkraft behafteter Dichter wie Grabbe aus seinem Napoleon auch nur eine Historie machen können, und man kann sich daher nicht wundern, den Bürger und Kaiser bei Hauptmann als den Helden einer epischen Dichtung

---

* Carl Hauptmann ‚Napoleon Bonaparte', eine Bühnendichtung in zwei Teilen. Georg D. W. Callwey, München, 2 Bde. M. 7.—)

zu sehen, die vom Drama nur das Äußerliche hat. Am ehesten tritt noch beim ersten Teil, ‚Bürger Bonaparte‘, eine dramatische Teilnahme auf, weil hier noch am kräftigsten der Zusammenprall der Tatkraft mit ihren Widerständen wirksam ist. Aufführbar ist keiner der zwei Teile. Nicht weil die szenischen Schwierigkeiten zu groß wären, sondern weil es sich in jedem Abend um eine fünfstündige lediglich rednerische Auseinandersetzung handeln würde. Es ist ein Unterhaltungsstück in dem Sinne, daß Unterhaltungen das Stück bilden; von Handlungen spürt man nur Vorsätze und Erfolge; was dazwischen liegt, das eigentliche Wirken Napoleons, ist nicht dargestellt und auch wohl nicht darstellbar. Entscheidend aber für das Urteil über Carl Hauptmann als Dramatiker wird ein kleiner Umstand (wie ein Tropfen das volle Glas zum Überlaufen bringt): das ist der gänzliche Mangel einer herzhaften Charakterisierungskunst, die hundert Menschen zu hundert Individuen zu machen versteht. Alle Figuren des Stückes bleiben blaß und blutarm. Selbst in der Sprache bleiben sie sich gleich; und wenn lediglich bei einem von ihnen, dem General Augereau, die Persönlichkeit in einer an sich wohl angebrachten Landsknechtsprache (‚heiliger Pulverrauch, verstänkerter . . ., die Seuche in ihre Knochen, diesen Mißgeburten . . ., solche kostümierten Rotzlaffen der Regierung . . .‘) sich entlädt, so wirkt das in dieser Atmosphäre der gleichtönenden Gespräche zwar erfrischend, läßt aber die Farblosigkeit der anderen Persönlichkeiten desto offensichtlicher hervortreten. Diese aufgezeigten Mängel wirken zusammen, daß man den Schluß des ganzen Werkes gelassen hinnimmt und nur unter Beistand der Reflexion erschüttert zu sein vermag. Menschen und Vorgänge sinken sofort nach dem Zuschlagen des Buches in Dämmerung zurück, und am nächsten Tag hat man durchaus keine Erinnerung an sie. Das auszusprechen schmerzt, weil man eine große Arbeit mit ungewöhnlicher Tatkraft, mit reinem Wollen und großem Wissen unternommen sah. Alle Vorbedingungen zu gutem Gelingen waren gegeben — mit Ausnahme einer einzigen: der elementaren Dichterkraft.

Man erwartet nach dieser Erfahrung, daß Carl Hauptmann Werke kleineren Formats sicherer mit dem dichterischen Element ausfüllen könnte. In der Tat ist in den sieben Stücken, die er unter dem Titel ‚Aus dem großen Kriege‘* zusammenfaßt, ein gewisser dichterischer Urgrund deutlich spürbar, indessen nur so, daß er die Szenen geisternd erfüllt. Das gänzlich Undramatische des Hauptmannschen Talentes kommt aber auch in ihnen zum Ausdruck. In das Ausflüglertreiben des Riesengebirges kommt die Nachricht vom Ausbruch des Krieges (‚Der Wächter auf den Bergen‘), in einen ostpreußischen Gutshof brechen die Russen ein (‚Kosaken‘), Verrat, Kampf, Auszug der Bevölkerung in einem polnischen Gemeinwesen (‚Im galizischen Dorfe‘), verwundete deutsche Soldaten, in Zuversicht sterbend (‚Allerseelennacht‘), in die Andacht und Stille einer belgischen Kirche bricht der Greuel des Krieges (‚Die Kathedrale‘), belgische Fischerfrauen schwanken zwischen Hunger, Haß und Verzweiflung (‚Hockende Vampire‘), — wozu noch eine Szene kommt, ‚Genie und Gespenster‘, aus der ich beim besten Willen nichts zu machen verstehe. Alle diese Stücke sind Ausdrücke einer dichterischen Stimmung, aber durchaus epischer Ausdruck, bei der die dramatische Form beinahe überflüssige Zugabe ist. Mit etwas weniger Redseligkeit wäre von einem fest zugreifenden Körner alles, was Hauptmann an Wertvollerem gibt, auf dem vierten Teil des Raumes kräf-

---

* C. Hauptmann, ‚Aus dem großen Kriege‘. Dramatische Szenen. (Kurt Wolff, Leipzig, M. 3.50.)

tiger zur Wirkung zu bringen. Eine merkwürdige Unentschlossenheit, das rechte Wort zu sagen, scheint Hauptmann zu beherrschen, wenn man nicht geradezu von einem Tasten nach dem Ausdruck sprechen will. Das Gefühl davon hat der Dichter selbst, denn er sucht durch Gehobenheit der Sprache den leeren Raum zu erfüllen, was in der Praxis immer dann geschieht, wenn man unsicher ist. Dieser seherische Ton hat freilich auch die Wirkung, daß er auf schwache Gemüter einen gewissen hypnotischen Einfluß ausübt, was man ja auch an dem Hauptmannschen Gefolgskreis wahrnehmen kann. In ‚Genie und Gespenster' wird er aber ganz dunkel, weshalb gerade diese Szene als die bedeutendste bezeichnet werden wird. Aber dieses Dunkel ist nicht jene fruchtbare Dämmerung eines des Gottes vollen Dichtergemütes, sondern die Leere, die nach dem ersten Buch Mosis dem Schaffen vorhergeht. Ohne Zweifel hat Hauptmann seine tiefen Empfindungen gehabt, als er diese Szene konzipierte. Leider aber waren ihm diese persönlichen Empfindungen ausreichend, ohne daß er den künstlerischen Willen aufbrachte, sie nun auch in die Erscheinung zu versetzen. Immer wieder aber drängt sich das Gefühl von einem Dichter auf, der Wollen und Können nicht zum Einklang bringen kann. Der dichterische Urgrund ist, wie gesagt, da, es geistert und weht stimmungsvoll hin und her, ohne daß der Glanz der sonnenhaften Erscheinung sieghaft durchbricht. Am eindringlichsten noch wirkt unter den Szenen des Buches die ‚Allerseelennacht'. Es sind, wie bei der im Aprilheft besprochenen Szene von Hanns Johst ‚Die Stunde der Sterbenden', unpersönliche Stimmen, die ergreifend über das nächtliche, verlassene Schlachtfeld tönen. Die Ähnlichkeit in Anlage und Ausführung ist so groß, daß man von einem Zufall wohl kaum sprechen kann. Wenn nicht irgend eine an sich belanglose Zeitungsnotiz bei beiden den Keim abgegeben hat, so wird man nur eine Abhängigkeit annehmen können, die einem von ihnen zum Verhängnis wird. Wem? wage ich nicht zu entscheiden. Fast scheint es, als hätte Johst das Thema reiner durchgeführt, da er nur die ‚Stimmen' hörbar werden läßt, indessen bei Hauptmann noch Personen auftreten. Nun, der Verlag, bei dem beide Szenen fast gleichzeitig erschienen sind, wird am besten wissen, wem seiner beiden Autoren die Ehre des echten Einfalls zuzusprechen ist.

F. Wigler.

Musik

Eine neue Don-Juan-Oper. Einen Monat vor Kriegsausbruch, im Juni 1914, brachte das Leipziger Stadttheater die Oper ‚Don Juans letztes Abenteuer' von Otto Anthes, Musik von Paul Graener, zur Uraufführung. Es war ein starker Erfolg, der aber in den Stürmen der Zeit zunächst verhallen zu wollen schien. Doch bald tauchte das Werk erneut auf, ging über eine Reihe weiterer Bühnen und hat an führenden Kunststätten wie München und Dresden Eindrücke erzielt, die nun zum endgültigen Aufmerken zwingen. Um so mehr als die Oper den Stimmungen des Tages durchaus fern steht, keinen Sensationsgelüsten schmeichelt, mithin lediglich aus rein künstlerischer Kraft sich ihren Platz im Kriegsspielplan der deutschen Theater errang. Von Paul Graener, der ein geborener Berliner ist und heute im 44. Lebensjahre steht, hatte man wohl hin und wieder schon früher gehört. Man lernte Lieder, Kammermusik und Orchestermusik kennen, die als Ausfluß einer nicht alltäglichen Schöpferbegabung erschienen. In weitere Kreise ist der Name aber erst durch den langsam doch sicher sich festigenden Erfolg der genannten Oper getragen worden, die einen durch Mozarts Genie für alle Zeiten geheiligten Stoff

in kühner neuer Weise zu fassen und zu beleben wußte. —

Don Juans letztes Abenteuer ist die große Liebesenttäuschung. An ihr muß er zugrunde gehen, denn er ist ein Wesen, für das nicht nur der Wille, sondern auch die Macht zum Herrschen und Genießen Lebensbedingung ist. Diese Macht aber versagt dem schon Alternden just in dem Augenblicke, da die höchste Hoffnung seines Lebens greifbar wird:

Einmal ein Weib zu sehn,
Das ganz nur Weib ist.
Spenderin unsagbarer Freuden,
Glücklich im Geben allein.
Ein Weib, das seine Güter vergeudet
In der unendlichen Lust!
Eine große Verschwenderin —

Cornelia, die Braut Francescos, zeigt sich ihm als solches Ideal. Er streckt die Hand nach ihr aus, sie verfällt seinem Verführungszauber wie jede, doch nur zum flüchtigen Genusse, wie's ihr beliebt, nicht zum wahren Liebesbund, wie er ihn heischt — dies eine und erstemal heischt. Als zurückgewiesener Bettler steht er vor ihr, die aus dem Sinnenrausch erwacht, den Weg zu Francesco zurück sucht und findet. Don Juan ersticht sich.

Das sind die seelischen Grundlinien der dramatischen Dichtung von Otto Anthes, die wir in Paul Graeners Vertonung kennen lernen. Sie geben sich zum großen Teil etwas skizzenhaft, aber darum um nichts weniger fesselnd. Dieser Don Juan ist nicht vom Geblüte Mozarts und Da Pontes, nicht ein Held Rousseauscher Sinnenfreude aus dem Genielande; er stammt aus den schwermütigen Gefilden der Lenauschen Poesie, wird beschattet vom phantastischen Geiste Hoffmanns und Grabbes, berührt sich mit Faust, Manfred und Hamlet. Und Cornelia hinwiederum ist Donna Anna, Elvira und Zerline in einer Person: so groß in ihrem freien Trotz, daß sie auch den Mut findet, schwach zu werden, von so naiver Unberührtheit, daß sie ein Opfer an die Genußsucht verschwenden darf. Das Gegeneinanderwirken dieser beiden Charaktere weckt ein Trieb- und Gefühlsleben von seltsamer, alle Tiefen des Empfindens aufrüttelnder Kühnheit. Die äußere Handlung greift nur an Wendepunkten blitzartig beleuchtend ein, am lebendigsten — mit schöner Steigerung — im dritten Akt, als Francesco seine Braut an Don Juans Tafel findet, und das Verhängnis jäh zur Entscheidung drängt. Im übrigen erscheint alles nach innen gerichtet, und gerade deshalb ist der Stoff und seine Ausführung so außerordentlich musikalisch, ja wohl eigentlich überhaupt nur im Musikdrama zu erschöpfen. Denn ‚die Seele spricht nur Polyhymnia aus'. Kommt noch hinzu, daß auch der äußere Rahmen, in dem die Don Juan-Tragödie am möglichsten ist, das sinnenfrohe Leben einer alten Renaissancestadt mit ihren prunkenden Festsälen und lauschigen Liebesecken, mit würdigen Senatoren und schönen Frauen, mit Mandolinenton und Gondolieresang von musikalischer Stimmung gesättigt erscheint. Graener hat darum eine ästhetische Forderung des Dramas, das ja bekanntlich zuerst als gesprochenes Schauspiel auf die Bühne kam, erfüllt, als er es vertonte.

Er war aber auch der Mann, diese Forderung erfüllen zu können. Es ist dabei nicht in erster Linie an die technische Seite zu denken, obwohl natürlich auch die mitspricht. Daß in jedem Takt dieser Partitur der sattelfeste Musiker sich kundtat, daß alle formlichen Dinge von der thematischen Arbeit bis zur mühelosen Beherrschung des vielfarbigen Riesenorchesters und zu den kleinen Geistesblitzen der feinnervigen Harmonik mit so sicherer Meisterhand ‚gemacht' sind, das tut sehr wohl, würde aber noch keinen rein künstlerischen Eindruck bedingen. Der ergibt sich zufolge der künstlerischen Persönlichkeit. Und eine solche ist Graener in starkem Maße. Er hat, wie jeder, seine Vorbilder, an die

er sich anschließt, aber er bleibt dabei er selbst. Er verdankt Straußens Stil gar manches, aber er ist doch durchaus kein Straußianer. Wie er das allen Schwingungen des dramatischen Geschehens nachgehende Schilderungsorchester mit einer selbständigen Wahrung des Rechtes von Wort und Singstimme vereint, das ist sein eigenes Geheimnis, sein eigener Stil. Dabei entfalten sich unter seiner Hand charaktervolle Melodien und Motive in reicher Fülle. Wie bildhaft wird Don Juans lockere Gesellschaft in ihren leichten Liedweisen lebendig, wie wächst die im ersten Akte noch klug zurückgehaltene sinnliche Leidenschaft nachmals in der entscheidenden Szene zwischen Don Juan und Cornelia zu dämonischer Größe, mit dem hinreißend gesteigerten heldischen Sehnsuchts- und Liebesmotiv, um dann in schwülem Schluß ahnungsvoll jäh zu verklingen. Welch herber Ton der Entsagung liegt über den letzten Szenen Don Juans! Und wie bühnengemäß ist das Ganze aufgemacht: kaum je eine Note zuviel, ausgenommen die zwar wundervolle, aber tatsächlich etwas gedehnte Sterbeszene! Wie ungezwungen gliedern sich endlich schöne reinmusikalische Entfaltungen, wie das ausgezeichnet gearbeitete Quartett im ersten Akt, dem dramatischen Fluß ein! Es gibt wirklich nicht so viele überlegene moderne Musikdramatiker, daß man sich nicht einen neuen Mann mit solchen Vorzügen besonders merken müßte.

Dr. Eugen Schmitz.

Unsere Kunstbeilagen

Das Thema Mutter, Mutterschaft und Mütterlichkeit, das auf alle Arten lebendig gemacht wird, um den Geist unserer Zeit und ihr Herz, zumal in den schrecklichen Tagen des Krieges, zu erwärmen, bildet einen Hauptbestandteil in dem graphischen Werk Emil Oeliebens. Ausgehend von der persönlich seelischen und porträthaften Unmittelbarkeit, die er durch die Mittel älterer feiner Zeichenkunst nahebringt, sucht er in immer neuen zeichnerischen Abwandlungen und Stilformen künstlerisch in Kern und Ausdruck der Idee zu dringen, bald in mehr freiem, einfangendem Spiel der Linien, bald in knapperer statuarischer Absicht, die an bestimmte moderne Stilkünste erinnert. Oelieben besitzt eine große Fertigkeit in der zeichnerischen Wirkung und ist unermüdlich, seinen seelischen Stimmungen allgemeine künstlerische Wahrheit zu geben. Darin zeigt sich die Persönlichkeit des Künstlers, während der Ausdruck der Kunst allgemein noch ein drittes Element braucht, um groß zu werden, eben das, worum unsere Zeit ringt, Mütterlichkeit.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Univ.-Prof. Dr. Max Ettlinger (im Heere) und Konrad Weiß, München.
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Dresden, Marienstraße 38/40.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Emma Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.

Augustinus Heumann/Pflügender Bauer (Holzschnitt)





Vierzehnter Jahrgang Juni 1917

Nationalismus / Von Hermann Bahr

Johannes Plenge war der erste, der, schon im Herbste 1915, den Sinn des Krieges in der Überwindung der Ideen von 1789 durch Ideen von 1914, in der Einkehr des seit der französischen Revolution entbundenen und für unbedingt erklärten atomisierten Individuums zu neuen Bindungen und Bedingungen, zur Selbstaufopferung an Staat und Volk fand und so der Vater einer lebhaften, zuweilen etwas langwierigen, noch immer nicht abgeschlossenen Erörterung wurde. Die Zeit, wo der Deutsche gewissermaßen nur Monologe hielt, jeder nur für sich allein sprach, in die Luft, ins Leere, keiner Antwort, weder Widerspruch noch auch Widerhall vernahm (man erinnere sich der entsetzlichen geistigen Einsamkeit, zu der Lagarde zeitlebens verdammt blieb; auch der eben im Inselverlag erschienene Briefwechsel Nietzsches mit Overbeck bezeugt, wie jeder deutsche Denker in seinem eigenen Ghetto saß; daher auch das Fortissimo des Vortrags: da niemand hörte, schrien alle), diese Zeit der geistigen Einsiedelei ist jetzt vorbei, jeder Deutsche hört auf den anderen, ja sie nehmen sich das noch kaum ausgesprochene Wort aus dem Munde, sie sprechen, ja sie denken im Chore, so sehr, daß man sich zuweilen fast sehnt, zur Abwechslung doch auch wieder einmal den ungewohnten Ton eines Solisten zu vernehmen. So wurde Plenges Thema der Ideen von 1914 erst durch Kjellén, darauf durch Tröltsch, bald auch in die Zeitungen übernommen, gleich umgesetzt, fortgesetzt, ausgeführt, verflacht, vertieft, verstärkt, moderiert und moduliert, abgewandelt, aber auch abgegriffen und abgenützt, bis es, halb verwischt

und kaum mehr kenntlich, eins von den leidigen Schlagworten geworden ist, die jedermann gebraucht, ohne recht zu wissen, in welchem Sinne. Auch ich nahm an seiner Erörterung teil, mit einem Aufsatze im Januarhefte des ‚Hochland'. Ich fragte da zunächst, ob wir denn wirklich bis 1914 mit Haut und Haar jenem unbedingten Individualismus in Wort und Tat gehorcht und wirklich erst 1914 heimgefunden hätten, heim zur Einordnung und Eingliederung, zur Bindung und Bedingung des seit der großen Revolution unbeschränkten, grenzenlosen, zum Absoluten entrückten Individuums, zur Versöhnung von ‚Freiheit und Form' (denn auch das wunderschöne Buch Ernst Cassirers — ‚Freiheit und Form', Studien zur deutschen Geistesgeschichte von Ernst Cassirer, Verlag Bruno Cassirer, Berlin 1917 — verhandelt dasselbe, freilich hoch über dem Tage, den Blick zur Weltgeschichte gekehrt). Und ich fragte mich ferner, ob denn nicht, da mir schon lange vor 1914 das Individuum wieder gebunden schien, aber auch ich mich doch der allgemeinen Empfindung nicht erwehren konnte, daß mit 1914 ein neuer Geist beginnt, dieses neuen Geistes Ideen, die wahren Ideen von 1914 also, nicht die Plenges wären, nicht die der Einordnung und Eingliederung des Individuums, nicht die der nationalen und sozialen Organisation, sondern die der Einordnung und Eingliederung, nicht bloß des Individuums in Staat und Volk, sondern nun auch der Staaten und der Völker selbst wieder in noch höhere Verbände, an denen nun auch der Staat, auch das Volk dieselbe sittliche Zucht und durch sie dieselbe Steigerung, Läuterung und Erfüllung der eigenen Kraft erleben wird, die das Individuum in der Hingebung an Staat und Volk erlebt.

Auf meinen Aufsatz schrieb mir Professor Plenge, ich antwortete, das gab ihm zu neuer Erwiderung Anlaß. Es zeigte sich, daß wir von denselben Prämissen aus ganz verschiedene Schlüsse zogen. Zusammen, in einer höheren Synthese, in einer vorderhand freilich uns beiden noch verborgenen coincidentia oppositorum, wären sie vielleicht erst der Inbegriff der Ideen von 1914. Und um diese Koinzidenz, um die Bewährung seiner wie meiner annähernden Wahrheit in einer umfassenden höheren, wird vielleicht der nächste Geisteskampf gehen; und vielleicht nicht bloß bei uns, sondern überall. So mag unser Briefwechsel auch auf allgemeines Interesse rechnen dürfen.

Plenge schrieb mir:

‚Eine starke Belastung mit Arbeit hat mich bisher davon abgehalten, Ihnen für die freundliche Zusendung Ihres Aufsatzes über ‚die Ideen von 1914' zu danken, in dem Sie an meine Gegenüberstellung von 1789 und 1914 anknüpfen. Ein Teil meiner Tätigkeit hat in der Drucklegung einer ersten Abhandlung zur ‚Grundlegung der vergleichenden Wirtschaftstheorie', begleitet von zwei Kritiken über Hegelianismus und allgemeine Gesellschaftslehre, bestanden, die alle für die Braunschen Annalen bestimmt sind. Ich werde Ihnen die Sachen in allernächster Zeit

zugehen lassen, da die Theorie von den Organisationsarten, deren Aufstieg in der Geschichte die Entwicklung der organischen Arten fortsetzt, einen wesentlichen Unterbau zum Verständnis der Organisationsidee hinzufügt. Nur was stets das Wesen des geschichtlichen Lebens bildet, kann auf der Höhe der menschlich-gesellschaftlichen Selbsterkenntnis zum bewußten Lebensziel werden. Ein glücklicher Zufall will gleichzeitig, daß eine kleine Auseinandersetzung über ‚Individualismus und Sozialismus‘, die ich mit Herrn Dr. Strecker, dem Herausgeber der Volkswirtschaftlichen Korrespondenz, gehabt habe, und die sich Schmoller zum Wiederabdruck in seinem Jahrbuch erbeten hat, nach der in gegenwärtiger Zeit unvermeidlichen Verzögerung nunmehr bald erscheinen muß, so daß ich die Gelegenheit haben werde, auch nach dieser Seite meine bisherigen Ausführungen zu ergänzen. Schon jetzt habe ich meinem Verleger den Auftrag gegeben, Ihnen meine ‚Denkschrift über eine Unterrichtsanstalt zur Ausbildung praktischer Volkswirte‘ und das Begleitwort dazu ‚Aus dem Leben einer Idee‘ zu schicken, damit Sie sehen, wie ich mir die Durchgeistigung des ‚Betriebes‘ denke und wie der organisatorische Sozialismus von 1914 doch etwas anderes ist wie die Sozialpolitik der 70 er und 80 er Jahre. Mit dem vorwegnehmenden Hinweis auf diese Unterlagen und unter Berufung auf meine Ihnen schon bekannten Schriften möchte ich Ihnen jetzt in fünf Punkten widersprechen, in denen sich, wie mir scheint, die von Ihnen betonten Unterschiede in unserer Auffassung zusammenfassen lassen. Aber nicht um des Gegensatzes willen, sondern nur damit wir der weitgehenden Übereinstimmung bei aller Verschiedenheit der persönlichen Erfahrungen inne werden.

1. Ich bin wie Sie von Grund aus der Überzeugung, daß der Mensch stets und immer soziales Ich ist und sich nur illusionär in einen reinen Individualismus absondern kann. Cogito, ergo sumus heißt es schon in meinem ‚Marx und Hegel‘. Darum braucht der Mensch in der Tat letzten Endes nicht zu lernen, sich einzugliedern, weil er immer eingegliedert ist und zu allen Zeiten in den Bedingungen des Gesamtlebens gehalten wird, die er dann durch sein eigenes Tun und Wollen mit beeinflußt. Aber in der Selbstbetrachtung seines Wesens, in seinem individuellen Bewußtsein kann das Licht der Erkenntnis zwischen den Mängeln einseitiger Beschattung und einseitiger Überhellung der zu Grunde liegenden Wesenstatsachen wechseln, manchmal gibt es ein clair obscur, manchmal einen sehr regen Theatereffekt und nur selten und spät die gleichmäßige und vollständige Durchleuchtung. 2. So sicher der Individualismus der Renaissance, so sicher Rousseau und 1776 vor 1789 da waren, so sicher gab es Sozialisten und Nationalisten vor 1914, und nicht nur beides getrennt, sondern, wie Sie wissen, in der ausdrücklichen Verklitterung des Nationalsozialismus, mit der Naumann in seiner Weise der Zeit vergreifen wollte, wie Sie ihn richtig charakterisieren, ohne zu schauen, sondern nur mit einer gewissen Vorahnung, die gerade das

Wesentliche verfehlt. Ideen entstehen niemals an einem Tage und auch die Ideen von 1914 sind weder objektiv noch subjektiv an einem Tage entstanden. Ich gestehe Ihnen alle Ihre Beispiele zu. Als ich 1874 Geborener selbständig zu lesen begann, gehörte die ‚Aussichtslosigkeit des Sozialismus' und Ihre Antwort darauf noch zu den Schriften, von denen man sprach, und Ihr alter Freund Dietzel und ich sind noch 1898 in Bonn in einer lustigen Unterhaltung darauf zurückgekommen, als Dietzel freilich schon längst wieder ein waschechter Vertreter des Individualismus geworden war. Der eindringliche Begriff der Deracinés ist mir mit seiner Entstehung vertraut und hat in mir stark genug gearbeitet, daß er sogar bei meinem Übergang zum Sozialismus für seinen Teil mitgewirkt hat. Vollends dem Hinweis auf die Fabier konnte man in meiner Studienzeit nicht wohl entgehen. Es war ein Lieblingsthema für die schriftstellerischen Übungen halbsozialistischer Dilettanten. Also gab es zweifellos vor 1914 zahlreiche und wichtige Richtungen, die das Ganze über den einzelnen stellten. Aber Morgenröte ist nicht Sonnenaufgang und der Vormittag ist nicht die Mittagshöhe. Oder, wenn Sie noch einen Vergleich wollen: die zwölfte Stunde entscheidet, da treten die Geister hervor. Ich habe mich in ‚1789 und 1914' darüber ausgesprochen, daß es im Entwicklungsleben der geschichtlich-politischen Ideen gesteigerte symbolische Jahre gibt, in denen der Gehalt einer Ideengruppe am stärksten und schlagendsten heraustritt, und die im höchsten Maße die Kraft der geschichtlichen Weiterwirkung bekommen. 1914 ist dieses symbolische Jahr für die Organisationsidee, oder scheint es wenigstens werden zu müssen, wenn der Aufstieg der Völker nach dem großen Zusammenbruch gelingen soll. Aber 1914 war gewiß nicht das erste Jahr, in dem Organisation gefordert oder geschaffen wurde. Sie werden mir zugeben, daß ich in meinem ‚1789 und 1914' in zwei Kapiteln über den nationalen Aufschwung in der Geschichte des ‚Sozialismus' und über die Vorgeschichte des Organisationsgedankens gehandelt habe, wobei mir nur die kleine Unterlassungssünde vorgeworfen werden kann, daß ich neben dem, was ich für wichtiger hielt, nicht auch die von Ihnen erwähnten Richtungen und Bestrebungen schon mit zwei Worten angeführt habe. 3. Der ‚Betrieb', die straff durchgeführte Gliederung im Wirtschaftsleben des konzentrierten Hochkapitalismus hatte zweifellos in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege den einzelnen überall eingegliedert und dadurch der Organisation der nationalen Kriegswirtschaft äußerlich und innerlich stark vorgearbeitet. Aber vergessen wir nicht den alten wichtigen Unterschied des ‚an sich' und des ‚für sich', der so oft über Glück und Schicksal der Menschen entscheidet. Die einzelnen standen objektiv unter dem Zwange des ‚Betriebs'. Subjektiv lehnten sie sich dagegen auf, wie Sie selbst das so ausführlich und nachdrücklich betonen. Subjektiv fühlten sich die einzelnen, ich glaube wir stimmen darin überein, wesentlich als vergewaltigte Individuen, und deshalb gab es in der Zeit vor dem Kriege und gibt es noch

jetzt, nicht nur eine entartete individualistische Genießerschicht der Snobs und Ästheten, sondern in weiten Kreisen der Gesellschaft eine sehr ernsthafte und tiefgehende Entfesselung von den sittlichen Hemmungen und eine ungebundene Rücksichtslosigkeit der einzelnen Interessen. Gerade dieses Gegeneinander von innerer Lebensstimmung und äußerem Lebensbetrieb ergab jene erbitterte Zerrissenheit der Zeit vor 1914, unter der wir gelitten haben. Daß diese stärkste geschichtliche Dissonanz nun ihre Lösung gefunden hat, macht 1914 zum symbolischen Jahr. Die Dissonanz, die die Kathedersozialisten ausgleichen wollten, war doch wohl weniger hart, und wurde zudem nur weitergeführt, aber nicht überwunden. 1884 waren sie alle doch nur eine kleine fordernde Zukunftsgruppe gegenüber einer ihrer selbst noch sehr sicheren bürgerlichen individualistischen Gegenwart. So haben sie sich doch damals alle selbst gefühlt. 4. Schon in der ersten Auflage von ‚Kriegs- und Volkswirtschaft', deutlicher und bestimmter in der zweiten Auflage, am deutlichsten und bestimmtesten aber in ‚1789 und 1914' habe ich ausgesprochen, daß die Organisationsidee uns mit unabweislicher Notwendigkeit über den einzelnen Staat hinausweist und sich in dem Ziel einer Völkergenossenschaft auswirken muß. Das, was Sie zur Hauptidee von 1914 machen möchten, ist also für mich von Anfang an ein wesentlicher Teil eines in sich notwendig verbundenen Ideenganzen. 5. Auch ich sehe das letzte und größte der Ideen von 1914 in der Wiedervereinigung mit Gott, oder allgemeiner und in gleicher Weise auf das Diesseits und Jenseits gerichtet, in der vertieften Erfassung des Geistes im Willen und in der Erkenntnis. Ich glaube, in ‚1789 und 1914' und neuerdings in ‚Individualismus und Sozialismus' dargetan zu haben, daß die Organisationsidee uns in das Verständnis der Mehrpersönlichkeit des Geistes hineinführt und uns zum Absoluten in ein objektives Verhältnis bringt. Das waren meine fünf Punkte, die ich klären wollte. So glaube ich würde eine sehr weitgehende Übereinstimmung zwischen uns bestehen, wenn Sie sich entschließen könnten, anzuerkennen, daß die Organisation in ihrem letzten und tiefsten Sinne die Idee von 1914 ist, und die Organisation der Völker, die Ihnen am Herzen liegt, nur ein notwendiger Teil des Ganzen. Freilich werden wir uns wohl am leichtesten zu Punkt 1—3 einigen können, wo mir bloße Mißverständnisse vorzuliegen scheinen. Punkt 4 und 5 brauchen jedoch noch eine Ergänzung. a) Man muß unterscheiden, was nach der Beendigung des Weltkrieges als unverlierbares Lebensziel der Völkergemeinschaft aus dem Kampf geboren sein wird, und was als unmittelbar dringende Aufgabe für die Daseinsnot der einzelnen Staaten und für ihre Lebensansprüche realpolitisch ins Auge gefaßt werden muß, wenn der Krieg vorüber ist. Zunächst muß Deutschland für sich stark sein. Ein starkes Deutschland, in dessen Innern die Ideen von 1914 zur Herrschaft kommen, kann der Mittelpunkt der Völkergenossenschaft werden, die wir für die Zukunft erhoffen. Eine überrasch zusammengeleimte Völkergenossenschaft

bricht auseinander oder ermattet in der lebenshemmenden Reibung einer unausgeglichenen Zusammenarbeit. So oder so wird das Übel schlimmer, als es war. b) Man darf über der Annäherung an Gott eine von der auferlegten geschichtlichen Lebenslage dringend gebotene Annäherung an eine höhere irdische Wahrheit nicht übersehen. Die Organisationsidee enthält auch den alten Organisationsgrundsatz: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist. Der Kaiser, d. h. die Herrschaft über das Diesseits, verlangt, daß wir alles daran setzen, um unsere soziale Erkenntnis so zu schulen und unser praktisches organisatorisches Geschick so zu steigern, daß eine gesunde innere Organisation unserer Wirtschaft durch den Staat, und darauf aufgebaut und von einem Geiste weitgespannter weltgeschichtlicher Erkenntnis getragen, eine Organisation des Zusammenwirkens der Völker wird. Es ist nicht damit getan, daß wir in einem inneren Dom des Glaubens von neuem auf die Knie fallen, um anzubeten, sondern wir müssen auch den äußeren Dom der Menschheit aufzubauen wissen, von dem auch Sie träumen. Stimmen Sie auch diesen Ausführungen zu? Ich schreibe Ihnen dies alles zunächst mit meinen persönlichen Empfehlungen als Dank für Ihre freundliche Sendung. Aber ich würde es mit aufrichtiger Freude begrüßen, wenn Sie zu diesem Briefe öffentlich, vielleicht im ‚Hochland', Stellung nehmen wollten. Die gemeinsame Sache der Ideen von 1914 könnte sehr dadurch gewinnen, und wir könnten ein Beispiel des Zusammenwirkens bei aller persönlichen Verschiedenheit geben, wie es dem Geiste entspricht, zu dem wir uns bekennen.'

Ich antwortete darauf, ich hätte das angenehme Gefühl, in der Sache gar nicht so weit von ihm zu dissentieren, sondern eher nur in den Akzenten, die wir auf die von uns beiden gemeinsam anerkannten Erscheinungen legen. Daß die Eingliederung des Individuums in Staat und Volk eine der Ideen von 1914 sei, werde von mir nicht bestritten, nur ‚die' Idee von 1914 möchte ich sie nicht nennen, wie ja hinwieder er bereit sei, der Eingliederung auch der Völker, auch der Staaten wieder in noch höhere Verbände zuzustimmen, nur daß ihm offenbar diese nicht so wichtig sei, mir aber weit wichtiger als jene, ja die wichtigste von allen, in der das Ziel aller erst erreicht sei. Mir werde nämlich manchmal schier angst und bang vor einem schrankenlosen Individualismus der Staaten, Individualismus der Völker, der alle Persönlichkeit vernichten könnte, die der Individuen nicht bloß, sondern in ihr auch die der Völker, und mit der Persönlichkeit der Individuen und Völker auch alle Freiheit des Geistes überhaupt, den Keim des inneren Lebens selbst. Gegen ‚überrasch zusammengeleimte' Völkergenossenschaften sei freilich auch ich, dem eben darum Naumanns geschwindes Mitteleuropa so wenig behage. Schließlich unterließ ich nicht, anzudeuten, daß wir uns auch in der Frage der beiden Dome, des irdischen und des geistigen, noch erst näher zu verständigen hätten. In solchen Metaphern redet gar zu leicht einer an dem anderen vorbei; man glaubt

sich zu finden und entfernt sich nur immer mehr. Es schien mir, er denke sich die beiden Dome nebeneinander und als ob man an dem einen bauen könnte, ohne sich um den anderen zu kümmern, ja auch wenn an dem anderen nicht gebaut wird. Mir aber wölbt sich der geistige Dom über dem sinnlichen, jener enthält diesen, ja dieser ist nur ein Bauglied an jenem, vielleicht sogar erst ein zunächst bloß roh zugerichteter Baustein, und die Bauleute des irdischen bleiben ratlos, wenn ihnen nicht der ewige Bauherr befiehlt. Doch ließ ich es bei der bloßen Andeutung bewenden, um zunächst zu sehen, wie weit wir etwa doch zusammengehen könnten; wir haben ja noch immer Zeit, mit einem freundlichen Händedruck wieder zu scheiden. Plenge fühlt das selbst auch. In seinem zweiten Briefe heißt es:

‚In unserer gegenseitigen Aussprache dürfen wir uns freilich nicht darüber täuschen, daß wir als Reformatoren des individualistischen Geistes vorläufig nur so einig sind, wie Luther und Zwingli, als es zum ‚dieses ist' gekommen war. Denn mir scheint, daß logisch und praktisch alles darum geht, ob der Organisationsgedanke eine der großen, ebenso natürlichen wie geistigen Wahrheiten ist, die die Menschheit in der Periode ihres Lebens ganz und von Grund aus ergreifen muß, sogar mit der Gefahr der einseitigen Übertreibung, damit sie sich in dem Kreise anderer einseitiger Wahrheiten auf die Dauer behaupten kann. Bedeutet der Organisationsgedanke einen wirklichen Lebensstil, einen der letzten, wenn nicht die letzte konstruktive Möglichkeit bei der inneren und äußeren Regelung des menschlichen Zusammenlebens, so geht er als dieser einheitliche Lebensstil durch alle Bauglieder des Gesellschaftslebens hindurch und gilt also auch für das Zusammenleben der Staaten. So sehe ich es, und deswegen scheint mir die größere Wahrheit bedroht, wenn die kleinere Wahrheit der von der Zukunft zu erwartenden Organisation der Völker einseitig in den Vordergrund gestellt wird. Lassen Sie die Organisation der Völker hoffnungslos in Trümmern zusammenbrechen und erhalten Sie ein einziges starkes, gerechtes Volk, das durch planmäßigen Zusammenschluß seiner Kräfte nach dem ungeheuren Zusammenbruch durchhält, und die Welt wird neu erstehen. Deswegen schreckt mich die drohende Zeit eines ausgeprägten Individualismus der Staaten nicht. Durch diese Wüste müssen wir hindurch, um jenes gelobte Land zu erreichen, von dem Sie selber träumen. Es wird bei dem Gedanken an das Staats- und Gesellschaftsleben der Zukunft schwer sein, in unserem Bilde von den beiden Domen zu bleiben: dem Dom des Glaubens und dem Dom der in ihrem Schaffen vereinigten Menschheit. Begnügen wir uns damit, daß zunächst an zwei Stellen gebaut wird und an beiden Stellen weitergebaut werden muß, innen und außen, beiderwärts mit selbständiger Kraft. Aber beiderwärts muß dauernd anerkannt sein, daß erst der gemeinsame Bau das Ganze werden kann. Der Bau der äußeren Organisation wird ein schwerer düsterer Kerker, wenn die inneren Rechte des Geistes nicht geachtet werden. Der Bau der inneren Gewißheit mit all seinen Außenwerken verliert seinen

Halt im Leben, wenn vergessen wird, daß der Geist in diesem Diesseits wirken muß, das er mit seinen Kräften bemeistern soll. ‚Ehre den Geist,‘ ‚achte die Wirklichkeit‘ sind also zwei Worte, die sich ergänzen. Sie sind die Eckpfeiler jenes Bogens der Vermittlung, durch den sich der Bau von Dom zu Dom vollenden soll! Für die Fragen unserer Gegenwart bedeuten sie freilich nur hier und dort den Ansatz einer Richtung! Es wird unermüdlicher, kluger und starker Arbeit bedürfen, damit das Ziel erreicht wird. Ich meinerseits bescheide mich mit der Einsicht, daß eine gesteigerte Erkenntnis in der Geistes- und Gesellschaftswissenschaft uns unsere menschliche Wirklichkeit verständlicher machen wird und dabei den Blick auch für die Tiefen des Geistes öffnen kann, die ihr selbst unzugänglich bleiben. Vielleicht daß so durch eine verstärkte wissenschaftliche Selbstbesinnung ein Bauglied entsteht, das von beiden Seiten her eine schnellere Verbindung für jenen Zukunftsbau schafft, als sonst zu hoffen wäre. Vielleicht lohnt auch dieser Teil unseres Meinungsaustausches die öffentliche Behandlung. Wenn man sich auf noch so verschiedenem Wege demselben Ziele nähert, wird man durch jeden neuen Entschluß, durch die Warnung eines zurückhaltenden Zauderns ebenso wie durch die beiseite geschobene Verlockung zu einem irreführenden Nebenwege in seiner Sicherheit geklärt. Außer uns suchen noch viele andere, mit denen wir uns schließlich vereinen wollen.‘

So Plenges Duplik. Aber Gott helfe mir, ich kann nicht anders, da muß ich jetzt fragen, ist denn dies alles nicht wieder Individualismus, und von der ärgsten Art, wenn auch freilich ein versetzter Individualismus, bloß um ein Stück hinaus geschoben, von der Person des Einzelnen übertragen auf die des Staats, auf die der Nation? Sind denn da die vermeintlich begrabenen Ideen von 1789 nicht auf einmal wieder höchst lebendig, stehen sie nicht drohend wieder auf und recken sich wieder, und gefährlicher als je, wenn der vermessene Wahn, von dem noch der Einzelne kaum eben geheilt ist, nun das Individuum der Massen ergreift? ‚Denn die auf der Erde verbreiteten Nationen‘, heißt's in Goethes Anmerkungen zu den orphischen Urworten, ‚sind so wie ihre mannigfaltigen Verzweigungen als Individuen anzusehen.‘ Und wenn der Einzelne jetzt aus Erfahrung an seinem eigenen Leibe weiß, daß er, entbunden, bloß an sich selbst gewiesen, aus sich selbst allein unfähig ist, auch nur zu sich selbst zu kommen, den er immer erst im Absoluten finden kann (in einem jedenfalls für ihn Absoluten, das ja selbst an sich auch wieder bloß relativ sein mag), was ist mit dieser Erkenntnis getan, wenn ihn nun dafür ein anderes Individuum verschlingt, mächtiger als er, aber so wenig absolut wie er und selber doch auch wieder ebenso unfähig seiner eigenen ganzen Kraft, solange diese sich immer nur in ihrer Enge dürrem Kreise um sich selber dreht? Sollen wir alle Schrecken zügelloser Selbstsucht noch einmal erleben, nur noch in ungeheurer Vergrößerung, an diesen noch viel stärkeren und ganz

ungehemmten, gewissenlosen, durch kein Gefühl irgend einer Verantwortung mehr beschwerten Individuen, die die Staaten und Völker in ihrer Selbstvergötterung dann wären? Den geistigen Bindungen entrissen, war der Einzelne vor dem Krieg, da der Mensch nun einmal aller Bindung nicht entraten kann, der wirtschaftlichen verfallen, er war zum willenlosen Knechte des ‚Betriebs' geworden, sinnlos getrieben treibend, zwecklos bewegt bewegend, verschluckt von diesem aus sich in einer unablässig erneuten Urzeugung phantastisch anschwellenden Nichts einer ewig kreißenden ewigen Leere. Soll diesem Fluche, der alle Würde, alle Freiheit, alle Persönlichkeit des Einzelnen vernichtet hat, nun auch noch der Staat, auch noch das Volk erliegen? Auch Staat und Volk, wie jedes Individuum, können irgend einer Bindung nicht entbehren, und binden sie sich nicht geistig, so wird es die Wirtschaft sein, die wieder auch sie bindet: der Eigennutz, die Habsucht, der Erwerbstrieb; die Nation würde ein einziger ungeheuerer, von Geldgier besessener Händler, die Weltgeschichte zum Handelskrieg aller gegen alle und in eben dem Augenblick, wo wir uns rühmen, ihn überwunden zu haben, wäre der Individualismus verewigt, eben indem wir selig heimkehren zur Nation, wäre sie zerstört, und mit ihr auch wir selbst, wir Einzelnen selbst, die wir in sie flüchten, um uns zu retten, und wir hätten nun erst sie wieder zu retten, die so wenig wie wir selbst sich an sich genügen kann, die ganz ebenso wie wir selbst sich auch wieder erst einordnen muß, die wie wir sich erst dienend erfüllt.

Was wir Sozialismus nennen, hebt den Sinn des Individualismus gar nicht auf, es deutet ihn nur anders und deutet ihn besser, unser Sozialismus ist nur ein wohlverstandener Individualismus, der sich auf das Wesen des Individuums besonnen und erkannt hat, daß es, in sich eingeschlossen, austrocknet und versiegt, aber, liebend ausgedehnt, dienend dargebracht, teilnehmend in ein Ganzes eingereiht, erst ergiebig wird und seine Frucht bringt. Dieser Sozialismus mutet also dem Individuum keineswegs Entsagung zu, er meint vielmehr, es erst zu seiner Erfüllung zu bringen. Hat er recht, so muß das auch für die größeren Individuen gelten, auch für den Staat und das Volk. Hat er recht, so kann auch der Staat, kann auch das Volk, in sich eingeschlossen, sich niemals erfüllen und auch Staat und Volk erreichen sich selbst erst, wenn auch sie wieder einem höheren dienen lernen. Auch für Staat und Volk gilt dann Goethes Wort, auch sie sind in regelmäßigen Pulsen, wie zur Verselbstung, immer wieder ebenso zur Entselbstigung genötigt. Ich maße mir an, so national zu sein wie Plenge. Ich will auch gar nicht über den Nationalismus hinaus, ich will nur zum rechten Nationalismus. Ich verstehe nur den Nationalismus anders als er. Und ich bitte, mir zu verzeihen, wenn ich meine, den Nationalismus besser zu verstehen. Ich bekenne gern, daß ich mir bewußt bin, wie viel ich davon gerade Plenge verdanke, gerade seinen Ideen von 1914. Sie haben mich darin bestärkt, daß kein Volk

in seiner eigenen Enge sich jemals erfüllen kann; erst wenn es dienen lernt, wird es seines ganzen Wesens mächtig.

Ein Beispiel im Kleinen. Organisation ist ein deutscher Begriff. Wir haben ihn gefunden. Wir haben den größten Gebrauch von ihm gemacht. Darf man nicht aber doch einmal fragen, ob wir nicht noch einen besseren von ihm machen könnten? So weit er bisher verwirklicht worden ist, hat er doch eher versagt. Einer sehr klugen und höchst lesenswerten Schrift des Verbandssekretärs der katholischen Arbeitervereine Dr. Paul Fleischer (‚Freiwirtschaft, Staatssozialismus und organische Wirtschaftsordnung', Gedanken zur deutschen Kriegs- und Friedenswirtschaft. Verlag des ‚Arbeiter', Berlin C 25) hört man deutlich an, wie sehr alle Hoffnungen auf die Kriegsorganisationen enttäuscht worden sind. Es heißt da: ‚Die während des Krieges ins Leben gerufenen Reichsstellen fühlen nun, daß sie aus eigener Kenntnis der Dinge die wirtschaftlichen Verhältnisse nicht meistern können. Deshalb stützen sie sich auf die bestehenden freien und gesetzlichen Organisationen. Aus ihren Vertretern werden Beiräte und Ausschüsse aller Art gebildet. Wir sind heute bereits überorganisiert. Trotzdem oder gerade deshalb ist den staatssozialistischen Maßnahmen ein Mißerfolg nach dem anderen beschieden. Wie könnte es auch anders sein. Die heutigen wirtschaftlichen Vereinigungen sind keine Vertretungen der Berufsstände, sondern einseitig zusammengesetzte Interessengruppen, die wirtschaftliche Fragen nicht vom Standpunkt des gesamten Erwerbsstandes, sondern nach eigennützigen Gesichtspunkten behandeln. Ihre Urteile sind deshalb einseitig orientiert, widersprechen einander und verwirren statt zu klären. Es ist der reine Zufall, wenn die amtlichen Stellen in diesem Widerspruch der Meinungen einen Entschluß fassen, der den Erzeugern und Verbrauchern gleicherweise gerecht wird. Meistens fördern jedoch die Beratungen mit jenen Organisationen Verordnungen zutage, die niemand befriedigen, wohl aber alle erbittern.' Dieses Urteil, so sehr es zunächst befremden mag, überrascht mich nicht mehr, seit ich jüngst in Berlin war. Daß wir ‚überorganisiert' sind, daß man sich von der Organisation zuviel versprochen, daß sie nichts gehalten hat, bekommt man dort ja jetzt auf Schritt und Tritt zu hören. Aber auch die neue Münchener Wochenschrift des Grafen von Bothmer ‚Die Wirklichkeit' verhehlt es nicht, ja sie sagt einmal geradezu, ‚daß das alles, was wir heute als Organisation bezeichnen, in Wirklichkeit sich als eine auf Parteigunst aufgebaute Desorganisation herausstellt'. (Heft 3, Seite 23.) Mit etwas vorsichtigeren Worten hat ja schließlich auch Minister von Schorlemer dasselbe gesagt (im Preußischen Abgeordnetenhause am 7. März 1917). Und wem es noch nicht genügt, der lese den Bericht über den Wiener Prozeß gegen den Dr. Kranz nach. Warum aber hat der Zauber der gepriesenen Organisation versagt? Weil, antwortet Fleischer, diese deutschen Organisationen ‚mechanische Gebilde eines maßlosen wirtschaftlichen Eigennutzes', weil sie ‚eigensüchtig' sind. In dem Schreiben, das die Sendung seiner Schrift an mich begleitete,

steht noch deutlicher, was er meint. ‚Nach meinem Dafürhalten', heißt es da, ‚kann dem Sozialismus die Eingliederung des Individuums in die Gesellschaft nicht gelingen; denn er stellt genau so wie der Liberalismus das Individuum dem Staate unvermittelt gegenüber. Das jedoch widerspricht dem organischen Charakter der menschlichen Gesellschaft. Diese wächst als lebendiges, vielgestaltiges Gebilde aus der Keimzelle der Familie hervor und schafft sich infolge der Arbeitsteilung in den Berufsständen die zu ihrer Existenz notwendigen Organe. Durch seinen Beruf gehört jeder Mensch einem Erwerbs- oder Berufsstand an. Weil der Berufsstand auf der Natur der menschlichen Gesellschaft, nicht aber auf dem freien Willensentschluß der einzelnen, etwa auf einem contrat social beruht, ist der Berufsstand ein integrierender Bestandteil der Gesellschaft und steht als solcher im Dienste des allgemeinen Wohles. Als Glied eines Berufsstandes dient auch der einzelne durch seine Arbeit, die er zunächst zu seinem Besten verrichtet, der allgemeinen Wohlfahrt, und wird dadurch für die größeren Aufgaben des Staates in wirksamer Weise interessiert.' Fleischer hat im Grunde sicherlich recht: der erwachsene, gewordene Berufsstand ist jenen improvisierten Organisationen dadurch überlegen, daß er dient, während sie doch alle wieder nur sich selbst suchen, nur auf sich selbst blicken, sich immer nur auf sich selbst richten, statt über sich hinaus, statt von sich weg und auf ein Höheres zu deuten, statt zu dienen. Sie haben versagt, weil sie unorganisch sind, wie, fürchte ich, auch die ganze Einordnung des Individuums in den Staat und in das Volk, von der wir soviel erhoffen, so lange unorganisch bleibt, als nicht auch der Staat selbst, das Volk selbst den Wahn, unbedingt zu sein, überwinden, als nicht auch der Staat selbst, das Volk selbst der Willkür, dem Eigennutz, der Selbstsucht entsagen, als nicht auch der Staat selbst, das Volk selbst sich von sich weg und über sich empor einem Höheren, irgendeiner Form einer, wie Troeltsch in seinem Vortrag über ‚Humanismus und Nationalismus' gesagt hat, ‚übernationalen Ewigkeitswelt' zuwenden und dienen lernen. Wenn der Individualismus nur vom einzelnen auf das Volk übertragen, wenn nicht auch noch der Individualismus der Völker und Staaten bezwungen wird, wenn unser deutsches Volk nicht den Anfang macht und so den anderen das Zeichen gibt zum allgemeinen Dienste, dann bleiben wir auf halbem Wege stehen, dann kommen auch wir wieder nicht über den état machine, über die nation machine hinaus, die Lagarde schon 1853 prophezeit hat, dann haben wir den Anspruch verwirkt, das führende Volk zu sein. Nur wenn wir dienen lernen, werden wir die Führung Europas gewinnen. Lernen wir es nicht, so werden wir nur auch noch uns selber verlieren. Denn es wäre das erstemal, daß das deutsche Volk in sich leben könnte. Es hat sich niemals abgesperrt, es kann nur offen leben. Seine ganze Geschichte zeigt überall, daß es immer nur an fremder Art sich selbst erst erlebt. Fremdes einsaugend, aufsaugend wird es daran immer erst sein eigenes Wesen inne; und das ist sein Amt unter den Völkern, das

ist seine Würde vor allen. Ja, wir sind das ‚Urvolk‘, als das uns Fichte in seiner herrlichen siebenten Rede gerühmt hat, und haben ein Recht, uns deshalb ‚das Volk schlechtweg‘ zu nennen. Aber dieses ‚Urvolk‘ wird sich dieser seiner wesentlichen ‚Ursprünglichkeit‘ immer eben an anderen erst bewußt und an anderen erst erscheint sie ihm. Niemals hat es irgendein ‚Urerlebnis‘ unmittelbar aus sich selbst ausgesprochen, es nimmt sich dazu stets ein Vorbild, aber indem es dieses Vorbild getreu nachzubilden meint, bildet es unwissentlich daran sich selber ab, und so stark, daß auf einmal von dem Vorbilde nichts mehr übrig und es ganz zum reinsten Ebenbilde des Deutschen geworden ist; dies offenbart die deutsche Kraft in ihrer ganzen Unschuld. Burdach hat erst neulich wieder, in seinem schönen gedankenvollen Vortrag über ‚Deutsche Renaissance‘ (Verlag von Ernst Siegfried Mittler, Berlin 1916) dargetan, wie ‚die gesamte Geschichte des deutschen Volkes und seiner Bildung unauflöslich verbunden ist mit den fortwirkenden Strahlen der Antike‘, und zwar nicht etwa bloß, wie man gemeinhin denkt, erst seit der Renaissance, sondern auch schon das ganze Mittelalter hindurch (was er gegen Benz gerade besonders betont). Und wenn er, an ein geheimnisvolles Wort Goethes in den Paralipomenen zum Faust anknüpfend, an das Wort vom ‚schaffenden Spiegel‘, unsere Zukunft darin sieht, daß es uns nicht mehr genügen darf, empfangende Spiegel zu sein, so weiß er doch selbst, daß wir in unseren großen Zeiten immer schon schaffende Spiegel gewesen sind, mehr als irgend ein anderes Volk, nie bloß empfangend, sondern immer, eben indem wir empfangen, zugleich schon aus uns selber schaffend, aber freilich immer erst, wenn wir empfangen, schaffend. Das ist keine Schwäche des deutschen Geistes, das ist seine Kraft, denn gerade das macht ihn unentbehrlich für die Welt, denn nur so kann er, was nur er kann, nach Fichtes Wort: ‚im Zwecke für seine Nation die gesamte Menschheit umfassen‘. (Auch Simmel wies neulich in einem Aufsatz über ‚die Dialektik des deutschen Geistes‘ auf das deutsche Bedürfnis der Begegnung, Berührung mit dem Fremden hin, auch Kaersts ‚Studien zur Entwicklung und Bedeutung der universalgeschichtlichen Anschauung‘ handeln davon und auch Cassirers ‚Freiheit und Form‘ verhandelt im Grunde nichts anderes.)

Empfangend zu schaffen ist deutsch, im Empfangen wird der deutsche Geist erst schaffend, so muß er offen stehen. Auch ist er viel zu groß, als daß ihm je der Raum der eigenen Nation genügen, und viel zu tief, als daß er sich in irgend einem Relativen je beschwichtigen könnte. In der eigenen Enge hält er's niemals aus, er braucht schon einmal mindestens die ganze Welt: dieses ‚Urvolk‘ ist immer ein Weltvolk gewesen.

Aber der Deutsche braucht noch mehr. Diese ganze Welt genügt ihm noch nicht. Er ruht nie, bevor er nicht auch noch an der anderen teil hat. Nur deshalb greift er, sobald er nur zu denken und sich auf Erden einzurichten beginnt, gleich den Gedanken der Ökumene, einer gemeinsamen Ordnung der ganzen Menschheit, so gierig auf, läßt er von

ihm im stillen doch eigentlich nie mehr ab, weil der ihm ein Gleichnis oder Anzeichen oder Vorgefühl des mystischen Leibes Christi ist. Ausgesperrt von der Menschheit, eingesperrt in sich selbst, käme sich der Deutsche wie von Gott abgesperrt vor.

Ich weiß, heute denken nicht alle Deutschen so. In einer Ankündigung der ‚Wirklichkeit' hat der Verlag dieser ‚Deutschen Zeitschrift für Ordnung und Recht' erklärt: ‚Es gibt für uns nur ein Sittengesetz, das ist das deutsche . . . Es gibt für uns nur einen Staatsgedanken, das ist der des deutschen Reiches.' Meine Deutschen meinen dagegen, daß es für die ganze Menschheit nur ein Sittengesetz gibt, das ist das Gottes, und nur eine Weltordnung, das ist die nach dem Apostelwort: ‚Dienet einander, jeder mit der Gabe, die er empfangen hat, als gute Verwalter der mannigfaltigen Gnaden Gottes!'

Plenge mag wählen. Aber er muß sich entscheiden. Wenn er jedoch meint, wir könnten uns ‚zunächst' mit dem ‚deutschen Sittengesetz' begnügen und hätten ja dann noch immer Zeit, später einmal zur Ordnung Gottes überzugehen, das scheint mir ein Irrtum.*

Ostern 1917.

---

* Erst nach Schluß dieses Aufsatzes kam mir Professor Ottmar Dittrichs Vortrag in der Berliner Abteilung der Kantgesellschaft über ‚Individualismus, Universalismus, Personalismus' zu, dessen Warnungen vor dem ‚Machtvierstaat . . ., der womöglich der einzige Staat auf der Welt sein möchte', vor dem ‚Überstaat' Herrn Professor Plenge empfohlen seien. Auch Dittrichs ‚Neue Reden an die deutsche Nation' (Leipzig, Quelle & Meyer) scheinen mir ein Zeichen, daß wir daran sind, die Gefahr, die uns vom Individualismus der Staaten droht, noch bei Zeiten zu merken.

Der Roßbub / Erzählung von Peter Dörfler

(Fortsetzung.) Als die Dienstboten abends um den Tisch saßen, kam der Bauer von einem Flurgang nach Hause. Der Hund wischte sofort in die große Stube. Der Richter aber wollte sich durch die Küche in sein Stübchen begeben. Da erzählte ihm die Bäuerin von dem neuesten Streich des Roßbuben und verschwieg auch nicht, wie großsprecherisch Rasso, und wie aufbrausend der junge Stoffel sei. ‚Das ist kein stilles Wasser wie der Veitle,' sagte sie. ‚In den Lech springt der Bub' nicht, aber wenn man ihn reizt, dann zeigt er Hörner.' Der Bauer redete ihr zu, gut mit dem Christoph zu sein. Er sei nun des verdrießlichen Wechsels satt und wünsche nicht, daß ein zweiter Bub' tiefsinnig werde. Die Bäuerin zeigte durch das Küchenfenster: ‚Schau' nur, er ist schon wieder ganz lustig. Der Knecht reißt Witze, er hat seinen guten Tag, und der Stoffel hat Gepfeffertes gern wie alle frischen Burschen!'

Der Bauer stellte sich an ihre Seite und sah gleichfalls, wie Christoph fröhlich lachte, ohne jedoch in das Gespräch einzugreifen. ‚Der hat schon gelernt, daß mitlachen besser ist als mitheulen!' Aber auf einmal fuhr Christoph heftig zurück, legte den Löffel auf den Tisch, schaute mit zornigen Augen von Gesicht zu Gesicht, und schrie dann mit empörter Stimme: ‚So sagt man nicht, das ist Sünde!' Einen Augenblick lang war alles still. Adelheid errötete, alle blickten auf den Knecht, der soeben mit breitem Grinsen das dem Knaben Anstößige vorgetragen hatte. Aber da holte dieser mit seinem gewaltigen Arme aus und warf den Tadler mit einem einzigen Schlage unter den Tisch, so daß er wie weggeblasen verschwand. Der Hund, der sich zu Füßen Christophs sein Plätzchen gewählt hatte, bellte erschreckt auf und fuhr unter dem Tische hervor und zur Türe hinaus. Die Zuschauer am Fenster schüttelten die Köpfe, als der Knecht dem Schlage mit seinen groben Stiefeln noch Nachdruck gab und den wie erstarrt am Boden Liegenden stieß. Das Gesinde war durch diesen Eingriff des Knechtes wieder aus seiner Verlegenheit erlöst. Es lachte ein dröhnendes Gelächter. ‚Er erschlägt ihn ja, wehr' ab,' mahnte die Bäuerin. ‚Recht geschieht ihm!' bekam sie zur Antwort. ‚Ein Roßbub' hat nicht zu entscheiden, was sich gehört. Das Gesind' läßt sich nicht Mores lehren, man muß es außerhalb der Arbeit toben lassen, dann hat man willige Leut'!'

Christoph raffte sich endlich zusammen und kroch unter allgemeinem Gelächter hervor. ‚Recht geschehen, vorlauter Bursch!' rief

die Magd, ‚recht geschehen!' näselte der Stallschweizer und kicherte Adelheid. Und alle empörten sich über seine vorlaute Rede und über seine Einfalt, die sich über die Erwachsenen erhebe und ihnen zeigen wolle, was schicklich sei.

Christoph schmerzte die Schmach mehr als der harte Schlag. Er mußte mit aller Macht gegen die Tränen kämpfen. Aber er drängte sie zurück und versuchte sogar ein trotziges Lächeln. Da ihm niemand half und auch die Bäuerin durch das Fenster rief: ‚Recht geschehen!', verlor er sogar die Sicherheit darüber, ob er denn das Recht gehabt habe, sich gegen die üble Rede zu wehren.

Als er seine Arbeit im Stalle beendet hatte, winkte ihn der Knecht zu sich heran, faßte ihn bei den Armen und klopfte ihm lachend auf die heißen Wangen: ‚Just frech wie mein Trommelbub', bewunderte er, ‚bravo, hast deine Sache gut gemacht und Ehre verdient. Nur hast auf der verkehrten Seite getrotzt. Wir können keinen Kapuziner brauchen, du tust ja, als wärest du im Tabernakel zu Hause.' Christoph erzürnte bei dieser lästerlichen Rede aufs neue. Er schaute dem Lehrmeister trotzig auf die verunstaltete Stelle des Gesichtes und gewann rasch seine volle Sicherheit zurück: Warum ist er freundlich und gibt sich Mühe, mich schlecht zu machen, dachte er. Nur weil er meine Seele zum Lösegeld für die seinige haben muß, und weil er keine Gewalt über mich bekommt, wenn ich nicht Sünde tue. Und er fühlte sich durch die abergläubische Vorstellung so gestärkt, als wenn ein Cherub ihm Stirn und Zunge bewahrt hätte. Er glaubte, durch die Kraft der Tugend Leben und Seligkeit zu retten.

‚Weißt du, Christoph,' fuhr der Knecht fort, ‚wir haben heute allerlei Späße mit dir getrieben, nicht immer die feinsten. Aber das ist nun so bei einem Einstand, und im Lagerleben haben wir noch ganz andere für junge Rekruten und Avancierende. Da wird einer in den Sack geworfen, ins Wasser geworfen, muß einen Eimer Schnaps trinken und darf nicht mucken noch zwinkern. Es kommt auch so, daß sich jeder rechte Bursch an kalt und heiß, sauber und unsauber gewöhnt.'

Christoph hörte ihm zu wie der Fuchs, wenn der alte Löwe ihm seine Freundschaft beteuert.

‚Bub', es muß keiner Rose einfallen, mitten im Schneefeld zu blühen, und keinem Eiszapfen, mitten im August sich an die Traufrinne zu hängen. Dumm wäre es, sich einzubilden, daß

darüber der Winter oder Sommer zugrunde ginge — nein, die dumme Rose und der dumme Eiszapfen gehen zugrunde.'

‚Die dumme Rose und der Eiszapfen gehen schon nicht zugrunde,' trotzte der Knabe in sich hinein, sorgfältig bedacht, dem Feind jede Sturmleiter umzuwerfen.

‚So, und jetzt feiern wir dir zu Ehren ein Lagerfest. Das ist eine Spezialität in unserem Roßstall. Im Wirtshaus können bloß die Bauern und Knechte zusammensitzen. Hier haben wir eine bunte Gesellschaft. Da geht es hoch her und dabei, Roßbub', sollst du deine letzte und, Trommelbub', du deine erste Probe bestehen.'

Christoph erschauerte: Jetzt rückt wieder die Nacht an! Wie vom abendlichen Feld ein Lichtstrahl nach dem andern weicht, so verließen ihn Zuversicht, Mut und Selbstvertrauen.

Alsbald erschien das Gesinde im Roßstall, männliches und weibliches, sogar die kleine, geschmeidige Adelheid war dabei. Sie öffneten die Türe zur Tenne und setzten sich auf die Bank oder auf Decken am Boden. Der Knecht stellte eine Art Zelt zusammen, hängte die Laterne daran, ergriff eine Querpfeife, spielte eine lustige Weise und alle bemühten sich, den Eindruck zu erwecken, als seien sie im Biwak am Lagerfeuer. Sie nannten die Magd Marketenderin, die Küchendirn etwas, was Christoph nicht verstand. Der Stallschweizer war der Feldscher, Christoph der Trommelbub', Adelheid die Tänzerin. Der Knecht hieß sich Kantine. Er schenkte aus einer umfänglichen Flasche ein Glas ein und reichte es Christoph hin mit den Worten: ‚Es war schon lange kein ganzes Leben mehr in unserem Lager. Einer hat immer mißtönig dazwischengeheult. Wir haben jetzt endlich einen Trommelbuben, obzwar einen ungetauften. Aber er will sich heut' taufen lassen!' Er schenkte allen bereitgestellte Gläser voll und sagte mit der Zunge schnalzend: ‚Er ist vom Süßen, vom Feinen! Prosit, ex!' Alle hatten im nächsten Augenblick leere Gläser in den Händen und bewunderten die Güte des heutigen Trankes. Nur Christoph hielt das seine noch unberührt in der Hand und schaute verlegen um sich her, am meisten darüber erstaunt, daß auch Adelheid das ganze Glas über den Kopf ausgetrunken hatte. ‚Los, es ist kommandiert!' schrie der Knecht mit drohender Miene. Der Bub' überlegte: Hab' ich Sünde, wenn ich einmal trinke, kann er mir dann an? Darauf leerte auch er mit festem Entschluß das süße Getränke bis auf die Neige. Ein Bravo ertönte ringsum. Christoph prüfte sich und fand, daß er noch keinen Schaden genommen habe. Sofort wurde ihm wie auch allen übrigen

aufs neue eingeschenkt. Diese saugten den Trank ohne Säumen aus. Der Bub' aber hatte bei der allgemeinen Erregung und bei dem spärlichen Lichte, in das tiefe Schattenstreifen einschnitten, Gelegenheit gefunden, sein Glas auf den Boden zu schütten. Nachdem eine Zeitlang gezecht worden war, fingen die Mädchen an zu kreischen. Adelheid aber erhob sich, trat in die Tenne und begann allein, ein Tambourin in der Hand, mit ausgestreckten Armen einen ‚Zigeunertanz‘. Die Laterne warf auf den Raum, auf dem sie sich bewegte, einen hellen Lichtkegel; Adelheid stand bald auf einem Fuß schlank ausgestreckt in der Mitte dieses Lichtes, bald verschwand sie, so daß man in der Dämmerung nur ein Wehen von Gewändern und dunkelgetönte, bewegte Schatten zu bemerken vermochte. Dann leuchtete in mattem, wächsernem Glanze ein ausgestreckter bloßer Fuß, ein bleicher Arm herein, oder man hatte ein Zucken aus Licht in Nacht und aus Nacht in Licht vor sich, wie wenn ein Schmetterling um eine Flamme huscht. Christoph glaubte manchmal nicht nur die eine Adelheid, sondern eine ganze Schar von wilden, zuckenden Gestalten tanzen zu sehen, die ohne Hauch und ohne Wort kamen und schwanden wie Schatten und Träume. Die roten Röcklein flatterten wie aufgewirbelter Staub um die Beine, das aufgelöste Haar war einer schwarzen Wolke gleich, die sich über einer roten Flammenkrone erhebt. Die wilden Töne der Querpfeife schienen die erregten Glieder zu peitschen, ja förmlich wie Zauberformeln Gestalten, Formen, Farben und Bewegungen zu schaffen. Christoph war bald des festen Glaubens, daß Gespenster, aus Wald und Flur und Höhlen der Unterwelt herbeigelockt, ihr Wesen in der Tenne trieben. Als der Knecht die Pfeife absetzte, verschwanden sie jäh, und Adelheid sank eratmend auf die Lagernden nieder, die wie ein Knäuel von Kleidern, Haaren und Leibern in das Zelt gedrückt waren. Der Knecht wurde von dem Gesinde bedrängt, denn alle wollten ihn, als die Kantine, zupfen oder kneifen. Er aber schrie in einemfort: ‚Der Trommelbub' ist meine Liebe und mein Schwarm. Trommelbub', komm her in meinen Arm, auf meinen Schoß!‘ Aber nun trat die Magd zum Tanze auf, und da sie plump und außerdem halb betrunken war, drehte sie sich wie eine Windmühle mit zerlumpten Flügeln, und der blöde Stallschweizer gesellte sich zu ihr wie ein Kälbchen, das stallblind die ersten Sprünge im Freien macht. Riesenhaft gaukelten ihre Schattenbilder an der Wand. Wenn sie schwer atmend oder in Lachkrämpfen innehielten, schienen schwarze Ungeheuer auf die Trinkenden herabzuglotzen. Darüber geriet der Knecht in einen solch

wüsten Eifer, daß er schließlich auf Christoph vergaß oder in jedem der wüsten Genossen, den er haschte und an sich drückte, den Knaben zu drücken meinte. So konnte der Roßbub' unbemerkt davonschleichen und sich in seiner Kammer bergen. Während er auf dem harten Lager ruhte, wurde ihm noch klarer als gestern, warum Veitle nichts als Teufel gesehen hatte. Er sah sie jetzt ja auch. Er brauchte nur die Augen zu schließen, dann schaute er den roten Rock wie zuckende Flammen kreisen, sah die Rauchfahne der Haare wehen und um die behende Gestalt dunkle Schemen, verzerrt, ins Riesige gedehnt, wie wesenlos verschwindend und wie Geister gleichwohl unbezähmbar andrängend und auf die Stunde der Nacht harrend. Das Gejohle und Gekicher, das durch die Wand zu ihm herdrang, schien von dem Gegrunze von Schweinen untermengt. Er verkroch sich unter die Decke, um nichts zu hören und nichts mehr zu schauen und spürte doch ein Verlangen, noch einmal Adelheids Tanz zuzusehen. Auch wurden Stimmen in ihm laut wie: Dummer Bub', einfältiger Roßbub', recht geschehen ist dir, daß du allein im Winkel liegst. Du verstehst wieder einmal den Spaß nicht. Vielleicht machen es alle Menschen so, wenn sie zechen, vielleicht auch dein Vater, . . . was weißt denn du, — Fußlappen!

Doch mitten in den wiegenden Ton der Querpfeife hinein sprach er sein Gebet: Ich will den Abend schlafen geh'n, — zwölf Engel sollen mit mir geh'n. Da er an den fernen Lärm, an die Schrecken der vorigen Nacht, an das Zauberbüchlein und an die Behauptung des Knechtes, er könne einen an einem Roggenhalm erhängen, dachte, wiederholte er das Gebet mehrere Male, als wäre es auch eine Bannformel.

Nach langer Zeit — wie ihn deuchte —, als er bereits fest geschlafen hatte, kam Licht in die Kammer, und erwachend sah er den Knecht hereingekommen. Sein Gesicht glänzte vor Trunkenheit, rings um die Narbe stand ein blutroter Hof. Der Taumelnde löschte alsbald das Licht aus und warf sich auf das Bett. Auf einmal fühlte Christoph eine Flasche im Mund, und sein Kopf wurde vom Arm des Knechtes umfangen. ‚Trink,' lallte er, ‚du Eiszapfen im heißen Sommer. Trink, Eiszapfen, daß du auch heiß werdest wie ich, mein Liebling!' Er steckte ihm den Flaschenhals zwischen die Zähne und neigte das Glas, so daß Christoph schlucken mußte, um nicht zu ersticken. Aber plötzlich sprang der Knabe wie ein Sprungball in die Höhe, der starke Mann vermochte nicht ihn festzuhalten. Christoph entrann mit der Kraft der Verzweiflung aus dem Bette. Er wußte

kaum, was ihn so furchtbar geängstigt hatte. Alle Gedanken starben in dem einen: Er will dich sündig machen, daß du ihm verfallen sollst. Darum rief er: ‚Ich will keine Sünde tun! Ich hab' kein Gefallen. Pfui, ich spucke aus!' Er stand auf dem kühlen Boden, unschlüssig, was er noch weiter beginnen sollte. Der Knecht, der in seiner Dumpfheit erst ganz geschwiegen hatte, sprach nun in seinem Befehlstone: ‚Hierher gehst! Legst dich aufs Ohr, laßt dir gefallen, was ich will, es ist kommandiert!' ‚Laß mich in Ruh!' flehte der Knabe und hob, obwohl es stockdunkel war, flehend seine vor Frost und Erregung zitternden Hände gegen den Knecht auf. ‚Ich fürcht' mich vor dir, . . . es ist nicht recht!'

‚Was recht ist, erfährst du von mir!'

‚Aber die Edeltraud — ich weiß, du willst mir Böses!'

Da schwieg der Knecht eine gute Weile, dann sprach er ganz langsam und ganz grimmig zwischen den Zähnen heraus: ‚Hör', Christoph, es geht um Leben und Tod! Es gibt bloß parieren oder sterben. Entweder mein Trommelbub' und Feste — oder das Veitle und in die dunkle Truhe! Willst mein Trommelbub' sein?'

‚Nein, nein,' schrie Christoph. Da sah er, wie der Erboste die Füße hob, um aufzustehen. Er wartete nicht mehr ab, ob jener ernst mache. In Eile tastete er nach seinem Höslein, zog es an, und als der Knecht mit einem plumpen Satz aus dem Bett sprang, da riß Christoph das Fenster auf und setzte wie ein Wiesel ins Freie. Der Knecht getraute sich weder ihm nachzuspringen noch ihm zuzurufen. Er flüsterte nur mit unterdrückter Stimme: ‚Christoph, bleib da! Du sollst dein' Ruh haben!'

Aber Christoph hörte den Ruf nicht. Denn im Glauben, der Knecht werde sofort hinter ihm dreinsetzen, rannte er wie ein gehetztes Wild durch die Nacht.

Der Boden war gefroren, und die Wiesen und die Ostseiten der Dächer waren vom Reif weiß wie Schnee. Christoph war barfuß. Aber er spürte in der Erregung weder die eisige Kälte des Pfades noch die harten Geleise, an denen er sich die Sohlen blutig ritzte. Er eilte zunächst blindlings ins Weite, geschützt von den Schatten eines engen Gäßchens, das sich zwischen Städeln und Backküchen hinzog. Als er dann auf einen freien Garten hinauskam, da sah er erst, wie hell die Nacht, wie klar und sternbesät der Himmel sei und wie feierlich und rein die scharfe Mondsichel auf ihn niederblickte. Er sah deutlich eine Katze auf den dunklen Stangen des Gartenzaunes spazieren gehen und dann, von ihm erschreckt, eng an

die Erde geduckt davoneilen gleich einem verjagten bösen Geiste. Christoph besann sich und überlegte, wie er am besten ungesehen seinem Heim zuschleichen könnte. Er fürchtete, auf der freien Fläche der Wiese von dem Knecht entdeckt und erwischt zu werden. Wenn sich irgendwo ein Schatten regte, dann glaubte er schon die plumpe Ungestalt des Verfolgers auf sich zueilen zu sehen. Endlich gedachte er eines Umweges, der ihn den Hecken und Zäunen entlang, durch Krautäcker und Buschwerk dem Hüttlein zuführte. Er rannte, als wäre ein feuriger Rost sein Fußpfad. Alles hetzte hinter ihm drein: die Schatten der Bäume, das Schlagen der nächtlichen Glocken, das Bellen der Hunde und das Wiegen der raunenden Baumkronen. Atemlos kam er vor seinem Hause an. Da wagte er nun aber nicht anzuklopfen. Was würde der Vater sagen, sähe er ihn unten stehen! Schelten würde er ihn und heimjagen, den Undankbaren, der es nicht einmal an einem solchen Platz aushält. Und das, was ihn hinausgetrieben hat in Nacht und Frost, das kann er doch nicht sagen! Nein, das — nie dem Vater, nur ihm nicht!

Christoph kannte all die heimlichen Schlupfwinkel, durch die man bei verschlossenen Türen in das Innere des Hüttleins gelangen konnte. Das armselige Gebäude hatte Lücken für Wind und Regen, für Marder und Nachteulen genug. Gleichwohl aber wollte es ihm nicht sogleich gelingen, ein Schlupflöchlein zu finden, das groß genug gewesen wäre, seinem geschmeidigen Leib Einlaß ins Innere zu gestatten. Endlich aber entdeckte er beim hinteren Einfahrttor eine Spalte, durch die er mit einiger Mühe seine schmale Körperlichkeit hindurchzwängen konnte. Da stand er denn in der dunklen Tenne, ein Einbrecher in seinem eigenen Heim und ganz mit dem schlechten Gewissen eines widerrechtlich Eingedrungenen. Er fühlte den warmen Atem des Stalles, dessen Eingang wenige Schritte von ihm entfernt lag. Die Türe war nur angelehnt. In dem lebendigen Hauch, den die Rinder in die Tenne aussandten, kam dem Buben erst recht zum Bewußtsein, wie kalt und schaurig es draußen gewesen war. Gern wäre er zu den lieben Tieren hineingeschlüpft, um an einem der warmen Leiber wieder aufzutauen. Aber er fürchtete, die Kühe möchten erschrecken und einen Lärm verursachen, der nicht nur den Vater, sondern auch die Nachbarn wecken möchte. Dann würde am Morgen die Kunde seiner Flucht noch im Scheine der Laternen die Runde durch das Dorf finden. Auch wollte er nicht, daß der Blick des Vaters etwa auf ihn fallen möchte, ehe er irgendwo auf das Unglück vorbereitet wäre. Darum suchte er die Leiter, die zur

Heubühne führte. Sie stand immer irgendwo in der Tenne angelehnt. Er hatte sie bald ertastet, stieg empor und vergrub sich in einer locker daliegenden Schütte Heu. Kaum fühlte er die Wärme seines Nestes, da schlief er ein. Denn der Schreck lag in seinen Gliedern wie die Müdigkeit nach ungeheuren Anstrengungen.

Als ihn am Morgen der Hahnenschrei weckte und einiges Besinnen ihm seine Lage wieder ins Bewußtsein rief, da durchzuckte ihn zuerst eine süße Freude. Daheim, daheim!

Aber gleich darauf fielen die Sorgen von allen Balken herab und drückten und marterten ihn. Er lag in dem weichen Heu wie ein Verschütteter, dem die Erdmassen die Brust einzwängen.

Auf einmal hörte er seitwärts Geräusch. Ah, jetzt stand Edeltraud, das unermüdliche, fleißige Mütterlein, auf. Das Haus war ganz hölzern und so leicht gebaut, daß bei jedem Schritt, den man in irgendeiner Kammer machte, die Fensterscheiben klirrten. Durch die Ritzen der Kammer stahl sich ein zarter Lichtschimmer und kam über die Tenne her zu Christoph. Er verschwand aber bald wieder, um im Vollstrahl in der Türe unten an der Bühne aufzutauchen. Edeltraud ging in den Stall, um die Kühe zu melken und zu füttern. Ganz wie ein großes und erwachsenes Weib besorgte sie die Arbeiten einer Hausfrau. Mit freudigem Gebrumm grüßten die Kühe ihre Pflegerin und diese plauderte mit den Hühnern und Kälbern, mit der alten Roten und mit der frischmelkenden Bleß gleichwie mit lieben Freunden. Die Hühner durften ins Freie. Bald erscholl der Hahnenruf vom Misthaufen und vom Zaune her. Die Hühner sangen und gackerten wie die reine Zufriedenheit. Das zornige Gurren des Taubers, der einen Rivalen verfolgte und mit hartem Flügelschlag vom Flugbrett zu stoßen versuchte, mischte sich in die Laute des Friedens. Auch der Vater tappte endlich daher, gähnte, pfiff ein Liedlein und fing seiner Gewohnheit gemäß an von schönen Zukunftsplänen zu reden. Die ganze Seligkeit der einst im Vaterhaus genossenen Stunden sprang in Christoph wie ein drängender Quell auf, der ans Licht will und überall die Erdrinde hebt und durchbohrt. Nun läuteten die Frühglocken. Edeltraut begann beim ersten Schlag ihr frommes Morgengebet. Sie betete melkend unter den Kühen oder hin und her gehend und Heu aufschüttend. Sie war Martha und Maria zugleich. Ihre Stimme klang hell, hingebungsvoll und ein wenig sorglich. Ihr Beten war zugleich Singen und Sagen. Mit etwas brummiger und verschlafener Stimme begleitete sie der Vater.

Dann hörte Christoph wieder die vollen Strähnen der frischen Milch in die Gelte klingen. Edeltraud und der Vater plauderten miteinander. Der Vater prahlte — von ihm. Die Bäuerin sei schon so vernarrt in den Buben, daß er glaube — sie habe das auch schon ganz aus der Ferne angedeutet —, der Bub werde an Kindesstatt angenommen. Auf alle Fälle, für den Christoph sei's gesorgt, und wer könne wissen, ob für den Buben der schönste Bauernhof gut genug sei. Komme er einmal in die Stadt, dann werde der Kurfürst es schon merken, daß landauf und landab nicht alltag so helle Köpfe wachsen.

Er machte eine Pause, dann verfiel er in seinen schwermütigweichen Ton, den er immer anschlug, wenn sein Sinn an die Geheimnisse des Lebens rührte. Er sagte: ‚Wer weiß? Ich denk mir halt allweil, was ich jetzt sag und tu, sag und tu ich nicht wirklich. Das ist lauter Traum. Im Traum erlebt man oft das allergrößte Unglück. Darnach wacht man aber auf und sieht: Alles hat seine Ordnung. Könnt' jetzt nicht all unsere Armut auch bloß ein schwerer Traum sein? Ich setz den Fall, wir seien verwünscht, daß wir glauben müssen, wir seien verdorbene Leut', wir hätten nichts als die Hütte, drei Kühe, sieben Kinder und siebenmal sieben Schulden. Aber alles ist bloß Trug und Gespinst. Wenn wir den Schlüssel finden könnten, so tät' dies alles wie Spinnweben abfallen und wie ein recht dummer Traum. Auf einmal wachen wir auf: Herrjeh, wir sind ja nicht verdorben! Du sitzst nicht hinter einer Kuh und zupfst das Euter, sondern du sitzst hinter einem feinen Spinnrad und zupfst an fürstlichem Flachs. Und ich hab' nach rechtem keine Mistgabel in der Hand, sondern eine silberbeschlagene Flinte und bin auf der Jagd hinter einem Rehbock drein. Es könnt' alle Augenblick' sein, daß wir zu dem aufwachen! Edeltraud, reib dir fleißig die Augen!'

So redete er, und während er redete, setzte er sich offenbar aus lauter Begeisterung für das ‚andere' Leben irgendwo auf einen Strohbüschel und ließ die Edeltraud munter arbeiten. Diese hörte geschäftig hin und her eilend zu, warf manchmal ein verwundertes ‚Ah nein' dazwischen oder lachte über eine allzu kühne Vorstellung.

Endlich ging der Vater vor das Haus hinaus, wo die Stöcke mit mächtigen Wurzeln des Bezwingers harrten. Einförmig klang darauf das harte Zwiegespräch zwischen Keil und Schlegel durch das Haus.

Wenn Christoph den Blick erhob, so sah er ein Flimmern und Leuchten, denn das Schindeldach zu seinen Häupten war voller

Ritzen und Lücken, und durch jede blitzte der werdende Tag herein. Da wurde ihm noch schwerer, denn nun mußte sich sein Los bald entscheiden. Er fürchtete immer, die Türe möchte sich auftun, und die schmähende Stimme des Feindes fordere ihn zurück. Er hatte während des ganzen Gespräches gegrübelt, wie er es denn anfangen sollte, aus dem Haus der Knechtschaft zu entrinnen. ‚Ich geh' hinunter, ich sage alles, wie sie mich geschlagen haben, wie ich allen den Narren und den Fetzen geben muß, und was die für Heuchler sind.... Ich sage dem Vater —' Da stockte er, denn die Hauptsache konnte er nicht sagen. Nein, das ging in Ewigkeit nicht.... Lieber will er gar nichts sagen als: ‚Vater, schlag mich tot, aber schick mich nimmer hin!'

Mit goldenen Füßen schritt der Tag über das morsche Dach, die leuchtenden Fäden seines Gewandes quollen immer üppiger durch die dunklen Schindeln, so wie gelbes Ringelhaar sich durch die Kopftüchlein lachender Mädchen stiehlt. Und Christoph lag immer noch wie angeschmiedet, kaute Halme, wehrte sich gegen das Niesen, wagte nicht zu husten und verwirrte sich in seinen eigenen Gedanken und Plänen. Je heller es wurde, desto weniger glaubte er selbst an sein Recht, davonlaufen zu dürfen. Der Tag leugnete die Untaten der Nacht. Er sagte: ‚So etwas ist nicht möglich, du hast nur phantasiert oder geträumt.' Christoph dachte: ‚Wenn ich's auch vorbringe, niemand wird es mir glauben. Als ein Lügner werde ich vor dem Vater stehen.'

Jetzt kam's wie ein langer Finger, aus Licht und Glut gewebt, zu ihm herab. Es war, als wollt' er ihn anstoßen: Du, auf, Zeit ist's, du Müßiggänger, was willst denn du da oben?

Christoph dachte: In einer halben Stunde werden sie auf dem Hofe zum Essen gehen. Dann wird es aufkommen. Lärm wird werden, und sie werden im Dorf nach mir suchen. Wäre es denn nicht besser, sich selbst anzugeben, als sich dann suchen lassen wie einen Verbrecher oder wie ein gefährliches Wild? Es wurde ihm heiß in seinem Versteck. Er dachte an all die Gesichter, die ihn höhnen werden. Schon die Lichter auf dem Dach scheinen schadenfreudig nach ihm zu blinzeln und spottend bald hier, bald dort nach ihm Finger auszustrecken. Wenn man ihn im Heu findet, dann wird es um seine Ehre getan sein. In Schande wie ein verlorener Sohn wird er vor Vater und Geschwistern stehen.

Er hörte die Peitsche vorüberfahrender Fuhrleute knallen und hörte auch ihre übermütigen Zurufe. All sein Schmerz verlor die

Heiligkeit und Würde. Er war nicht mehr eine verfolgte Unschuld, sondern eine verächtliche Wehleidigkeit und eine schwächliche Weichlichkeit. Der helle Tag und die fröhlichen Leute sagten: Wer wird wegen so etwas davonlaufen!

Auch der Knecht trat vor ihn beinahe leibhaft. Er schüttelte die Nacht ab, trat rein und unschuldig in den hellen Tag und sagte: ‚Ei schau den Rotzbub an! Ich, der Knecht, ich hätte dir Ärgernis gegeben? Bin ich nicht ein gesetzter Mann, bin Soldat gewesen, und du bist ein Lausbub, du bist der Garniemand. Wer wagt es, einen Stein auf mich zu werfen?‘

Jetzt wurde die Leiter seitwärts gerückt. Edeltraud stieg an ihr auf die Bühne herauf, um Heu für die Kühe auf die Tenne zu werfen. Sie hantierte rüstig vor ihm auf und nieder, griff ganze Ballen zusammen und kam ihm oft so nahe, daß er sie mit ausgestreckter Hand hätte antupfen können. Er konnte ihren Atem hören. Im Eifer redete sie manchmal mit sich selbst: ‚Das ist vom Anger, man merkt's gleich, riecht viel feiner; solches sollten wir halt mehr haben,‘ und sie drückte einen Schüppel Heu an die Nase wie eine feine Dame ihr parfümiertes Taschentuch. Dann stand sie und lauschte: ‚Die Kinder stehen nicht auf, und es wird Zeit zur Kirche.‘ Alsbald rief sie: ‚Vater, die Kinder wecken! Es ist Zeit!‘ und stiller für sich: ‚Feuer muß ich auch machen. Was koch' ich denn heut' auf Mittag? Die Mehltruh' ist leer.‘ Darauf schaffte sie wieder rüstig, so daß ihre blonden Zöpfe aufgingen.

Jetzt konnte es der Christoph in seinem Versteck nicht länger aushalten. Er hustete leise. Edeltraud vernahm es anfangs vor Eifer nicht. Dann aber erschrak sie heftig. Doch dachte sie nicht an einen Einbrecher, denn die Art zu husten war ihr wohlbekannt. Ihre großen, schönen Augen, die in der Dämmerung feucht-schwarz leuchteten, suchten nach dem Bruder und zugleich schlug sie in Schrecken und Jammer die Hände zusammen, denn sie ahnte nichts Gutes: ‚Du bist's, Christoph... du!‘ Und keine Freude, nur Angst und Schrecken in dem Ton! Nun wußte er, daß er als ein verlorener Sohn in das Haus gekommen sei, und weinte. Da neigte sie sich zu ihm nieder und betrachtete ihn genau, und als sie ihn barfuß und nur in Hemd und Hose sah, auch aus der Wärme des Heuschobers merkte, daß er die ganze Nacht hier zugebracht hatte, da quoll das Mitleid in ihr auf. Sie streichelte ihn: ‚Armer Bub', haben sie dich fortgejagt?‘

Er schüttelte schluchzend den Kopf.

‚Bist selbst fortgelaufen?'

Er nickte.

‚Hättest nicht tun sollen; aber sie werden dich geschlagen haben.' ‚Nein,' sagte sein Kopfschütteln. ‚Kriegst kein rechtes Essen?' Er schluchzte: ‚Doch, doch!'

Jetzt wurde sie nachdenklich und sah, daß es schwer halten werde, beim Vater für ihn einzustehen: ‚Hast nicht bedacht, was der Vater sagen wird?' Nun entstand eine lange Pause. Edeltraud suchte nach den rechten Worten. Sie möchte dem Bruder nicht weh tun und es doch so weit bringen, daß er wieder zurückgeht, ehe der Vater etwas erfährt. Endlich sagte sie: ‚Es heißt, fremdes Brot sei hartes Brot. Aber weißt, wenn man eben daheim gar keines hat, so ist doch ein hartes Brot besser als gar keines.'

Der Bruder schwieg und sie fand nicht die richtigen Worte. Er hat ihr immer noch nicht gesagt, wo ihn denn der Schuh drücke, und sie kann die wunde Stelle noch nicht herausbekommen.

‚Aber wenn doch dein Essen hast und nicht geschlagen wirst,' knüpfte sie endlich das Gespräch wieder an, ‚dann kann man's doch aushalten. Der Vater sagt: sie tragen dich auf den Händen!'

Christoph brauchte eine lange Überredung nicht. Er sah längst ein, daß er von niemand verstanden werden könne. Er erhob sich, wischte sich die Tränen ab, schüttelte sich das Heu von seinen Kleidern und machte sich daran, die Leiter hinabzusteigen. Er getraute sich die Schwester gar nicht anzublicken, nach der er sich so sehr gesehnt hatte. Sie merkte aber wohl, daß er einen tiefen Kummer habe. Gerade das Schweigen entsetzte sie.

Als Christoph auf die Leiter stieg, da sagte er nur: ‚Etwas, wenn du wissen tätst!' und sogleich würgte ihn ein neuer Tränenstrom. Da hielt sie ihn beim Hemdlein fest. Sie war nun ganz auf der Seite des Bruders und glaubte, daß er etwas Furchtbares auf dem Herzen habe. Sie flüsterte in banger Herzensnot: ‚Christophle, ich bitt', was meinst? Was, wenn du's wissen tätst? Du mußt mir's sagen!'

Er schaute aber an ihr vorbei ins Weite und schüttelte traurig und mit zuckendem Munde den Kopf.

‚Das kann man nicht sagen!'

Da schwoll ihr die Angst mit solcher Macht empor, daß ihr die Ohren sangen und die Augen flimmerten. Und sie beschwor ihn, daß er ihr alles sage.

Aber als er ihre Angst sah, da vergaß er sein Weh. Edeltraud

tat ihm leid. Er konnte sie nicht in Not sehen. Und so beschwichtigte er sie: ‚Mußt nicht an Arges denken. Es wird schon besser werden. Weißt . . . halt Heimweh. Es geht wohl!‘

Er stand nun so auf der Leiter, daß nur Brust und Kopf noch nach oben sichtbar waren. Edeltraud wurde der Abschied schwer. Sie hätte um alles gern gewußt, ob der Bruder nur aus Heimweh solches Leid trage. Aber sie wollte ihn nicht aufhalten. Denn, sollte der Vater nichts bemerken, so war es nun hohe Zeit, daß er heimkehrte.

Doch erinnerte sie sich noch, daß sie einen feinen Apfel in der Tasche habe. Den zog sie heraus und nötigte ihn dem Bruder auf. Als er schon in der Tenne stand, rief sie ihm zu: ‚Ich hab' ein weiß und blaues Kerzlein, das steck' ich den armen Seelen an den Altar!‘ Und während sie das sagte, besann sie sich, welch' anderes Opfer sie noch für ihren Bruder bringen könnte.

Christoph verließ wieder durch das Hintertor das Haus und sprang auf demselben Weg, der ihn hergebracht hatte, zurück. Es war schon ganz hell. Die Gänse und Enten wackelten dem Weiher zu und hatten ein großes Geschrei, als der Bub so unvermutet unter sie hinein rannte. Doch merkte niemand im Dorf auf ihn. Er umschlich den Richterhof und kam ungesehen in den Roßstall. Der Knecht hatte soeben den Karren voll Mist ins Freie geschoben, darum bemerkte auch er seine Rückkehr nicht. Christoph nahm Striegel und Kartätsche und fing an, als wäre gar nichts vorgefallen, den Rappen zu putzen. Er war gerade noch recht vor der Morgensuppe gekommen. Vielleicht, so hoffte er, hat noch niemand etwas von der Flucht gemerkt. Aber ihm klopfte das Herz.

Der Knecht kam nach einiger Zeit langsam mit dem Karren herein. Er ließ den Kopf nachdenklich hängen.

Da hörte er den Striegel knirschen. Er lachte jäh und heiser. Er steckte die Hände in die Hosentaschen, spreizte die Beine auseinander, glotzte dem Buben ins Gesicht und lachte häßlich und höhnisch. Aber er sagte kein Wort, obwohl er die Wut offenbar nur mit Gewalt zurückdrängte. Plötzlich aber zischte er: ‚Wenn du in die Truhe willst, nacher plaudere! Ich kommandiere: Du hast vor den anderen ein fröhliches Gesicht zu zeigen!‘

Christoph verbiß seinen Schmerz, mühte sich gerade zu gehen und setzte sich tränenlos und stumm mit den andern zur Morgensuppe. ‚Bub iß,‘ sagte die Magd, ‚du siehst aus wie ein Schneiderlein!‘

Die Küchenmagd verwunderte sich: ‚Warum wollen jetzt bei

uns die Buben nicht geraten? Essen doch, was wir essen und bei uns wird nirgend nit g'spart.'

,Wirst wohl nit dem Veitle nachgeraten wollen,' scherzte die Magd und kniff den Buben in die bleichen Backen.

Da sagte der Knecht: ,Dumme Reden!' und warf den Löffel weg. ,Der Stoffel ist halt feinere Sachen gewöhnt; sein Vater ist ein heimlicher Graf.'

4.

An diesem Abend sperrte der Knecht den Roßbuben aus seiner Schlafkammer aus, und Christoph schlief von nun an in dem Strohwinkel zwischen Kammer und Stall. Er ruhte hier auf einer Schütte Haferstroh und unter einer Pferdedecke froher und sorgloser als in dem unheimlichen Zweischläfer. Wohl pfiffen die Mäuse und huschten nach Futter suchend um sein Lager. Aber was ist da schließlich Schreckendes dabei? So sehr sie rascheln und im Verborgenen graben, geht es bei ihnen doch mit natürlichen Dingen zu. Einmal nur wurde er durch einen Spuk aus dem Traum geschreckt. Aber als er sich alles überlegte, sagte er sich, daß es nur ein Traum gewesen war. Veitle war durch blaue Finsternisse auf ihn zugeflogen. Sein Leib war eine einzige Flamme, das weiße Totenhemd lag darauf wie weiße Asche auf der roten Glut. Zehn Fingerlein hat er im Hingleiten emporgereckt. Diese waren weiß wie Kerzen, aber an den Enden, wo sonst die Nägel sind, flammten Lichter. Er sank lächelnd tiefer und tiefer und blieb dann zerfließend als eine Morgenröte am Himmel stehen. Seit dieser Zeit fürchtete er den Veitle noch weniger. Er glaubte an ihn wie an einen guten Kameraden. Gewiß, dachte er, hat auch er keinen Trommelbuben abgegeben.

Christoph wurde immer mehr überzeugt, daß nicht nur der Knecht, sondern alle Dienstboten und die Richterleute selbst das Tröpflein Blut verpfändet hatten. Denn wie ließen sie sonst zu, was geschah! Wie spendete die Bäuerin, sonst so geizig, daß sie ihm verbot, seine Geschwister zu besuchen oder ihren Besuch anzunehmen, Ströme von Branntwein! Er deutete auch den zerbrochenen Herrgott auf den Bund mit dem Bösen und einen Bruch mit allen guten Geistern.

Zur Zeit der ersten Winterruhe, als die Dreschflegel zu schweigen begannen, schien das ganze Dorf zu einem Gewitter zu werden. Selbst die Kinder, die doch unschuldig und heiter wie weiße Frühlingswolken durch das Dorfleben zogen, glichen nun von Sonnen-

strahlen und schwülen Dünsten angebrüteten Wetterballen, die, schwarz und zornig einherfahrend, vollgestopft mit Hagel, Blitzen und Stürmen sind. Alles wurde zur Partei, und alle Fähigkeiten der Geister verwandelten sich in schädliche Mächte: Glaube wurde Aberglaube, Frömmigkeit Zauber, nachbarliche Freundschaft zu Gehässigkeit gegen Dritte, Phantasie und Gabe der Rede zur Gabe, Quälereien auszuhecken, und kein Gewitter ist jemals mit solchem Schaden über das Dorf gegangen als jenes, das in diesen Wintertagen in Hirn und Herz der Leute tobte. Es begann zu blitzen, als im Stall des Saxenbauern eine Seuche ausbrach. Der Saxenbauer war mit dem Richter verfeindet und behauptete öffentlich, daß ihm der Stallsegen von dem Knechte des Richterbauern genommen und in den eigenen Stall gezogen worden sei. Denn der Richter schütte seit dieser Zeit das doppelte Maß Milch. Die Seuche griff aber um sich und suchte zufällig die Anhänger des Saxenbauern heim. Nun ließ dieser einen zauberkundigen Zigeuner kommen, der den Stall feien und den des Feindes verwünschen sollte. Aber an diesem Tage schlug der Knecht an den vier Ecken seines Hofes starke Pfähle in den Grund. Der Bauer stand dabei und lachte laut. Er gab dem Knecht bei jedem Pfahl einen Dukaten. Dieser rief: ‚Ich möchte d i e sehen, die sich auf diesen Blöcken nicht zu Tode drückt!‘ Wirklich siegte der Zauber des Knechtes, und er hätte von da an viel Kundschaft weit und breit bekommen, wenn der Bauer ihn nicht für sich festgehalten hätte. Jedenfalls wagte sich keiner mit einer offenen Feindschaft gegen den Richterbauern hervor. Der Krieg ging aber ganz versteckt und im geheimen weiter. Der Saxenbauer behauptete, der Richter hätte den von ihm berufenen Zigeuner bestochen. Und wirklich hörte Christoph eines Nachts, wie der Knecht mit dem Manne in der Kammer Zwiesprache hielt, da doch keiner durch die Türe hereingekommen war. Da mußte man doch auf den gespenstischen Zigeuner raten!

Der Knabe wurde über die Vorgänge dieser erbitterten Tage wohl unterrichtet. Bald da, bald dort fing ihn einer ab und raunte ihm zu: ‚Bub, du gehst auch ein, du wächst zurück. Kannst du denn schlafen? Ist es denn wahr, daß im Stall ganz sonderbar große Ratten umherlaufen?‘ Sie sagten und fragten vielerlei, insbesondere, ob der Veitle nie wieder komme, und ob er auch bald eingeweiht werde.

Christoph machte große Augen und schüttelte zu allem den Kopf. Aber obgleich er nach jenem Probetag nicht mehr gequält wurde,

so kam er sich doch vor wie einer, der in der Höhle eines Drachen schläft und sehnte sich so sehr aus dem Hause, daß er bald lebendiger und glühender träumte als der Vater Rasso.

Zuerst erhoffte er die Hilfe und den großen Wandel der Dinge von dem Pfarrer. Zum erstenmal in seinem Leben wurde ihm nach der Lagerfeier bewußt, daß die Predigten nicht nur ein lärmvolles Ausschütten von Wörtern, sondern ein Mitteilen, ja ein Kämpfen und Streiten seien. Er hörte nun auf, während des Vortrags die Sonnenstrahlen zu belauschen und seine Blicke an die süßen Rätsel der heiligen Bilder zu hängen, um so das Amen zu erwarten. Während der Pfarrer von Predigt zu Predigt mehr die Teilnahme und Liebe seiner Gemeinde verlor, wuchs seine Hinneigung zu Person und Wort des gewaltigen Donnerers. Die Bauern hießen die Kanzel nur das Wetterloch. Denn von dorther kamen Sonntag um Sonntag die schwersten Stürme über die Zuhörer. Besonders seit dem Tode Veitles und dem Zweikampf zwischen dem Knecht und dem Zigeuner ließ der Pfarrer wahre Felsenblöcke von Anklagen niederhageln. Sein A und O war, daß die ganze Gemeinde von einer Seuche geschlagen sei, die von den jahrelangen welschen Einquartierungen und von den unzähligen Schrecken und Drangsalen her zurückgeblieben sei. Die Plünderungen und Kontributionen hätten aufgehört, die eingelagerten Truppen seien weggezogen, aber ihren Unrat, ihren üblen Dunst, das heißt ihre Laster, ihre Trunksucht, ihren Aberglauben, ihre unnatürlichen Ausschweifungen hätten sie zurückgelassen. Der Friede sei vom Kaiser und den Fürsten geschlossen, aber noch sehe er Krieg und Feinde genug im Land. Endlich sollte doch ein Volksaufstand losbrechen gegen die schändliche Knechtschaft, damit sie endlich wieder ein reinliches und freies Volk würden und nicht mehr Gespenstern und Götzen in Furcht, sondern Gott in Liebe dienten.

Wenn er so redete, schlug er mit der harten Faust auf die Kanzelbrüstung, sein Hals schwoll an, und seine Wangen wurden blau und gedunsen. Die Leute ließen die Köpfe hängen. Die Frommen murrten, die andern schmähten. Junge Burschen lachten danach in den Wirtshäusern, und die gesetzten Bauern tadelten: ‚Muß man darum gleich die Kanzel abbrechen? Sind denn bloß bei uns fremde Truppen eingelagert gewesen? Warum wüten die Nachbarherren nicht? Der Pfarrer hätte sich unter die neun Engelchöre setzen sollen und nicht unter Menschen von Fleisch und Blut. Er selbst ist der fremde Soldat, der uns zurückgeblieben ist.‘

Christoph aber nickte mit leuchtenden Augen: So recht, so recht!

Er meinte, der Pfarrer spreche nur für seine Sache, er laufe Sturm auf das verhärtete, böse Herz, er breche das Eis wie der Föhn und mache es frei. Die gewaltigen Worte erschütterten sein aufwachendes Gefühl so stark, daß er nach jeder Predigt auf Gesinde und Bauer blickte: Sind sie noch halsstarrig? Verbrennt der Knecht sein Buch nicht?

Und er schaute darnach wieder mit offenem Mund und gierigen Augen zu dem Donnerkeil — wie sie den Pfarrer nannten — empor. Aha, er redet wieder auf den Knecht ein! Zwar darf er die heimliche Sünde, die er nur in der Beichte erfährt, nicht offenbaren und an eine Person heften. Er darf nichts von ihr wissen, darf sich nichts anmerken lassen. Aber er sagt es durch Gleichnisse, und die Wissenden verstehen es! Wenn der Pfarrer sagte ‚man' und ‚einmal vor langer Zeit, weit von hier, da mißbrauchte ein reicher Mann seine Gewalt,' so setzte Christoph ‚der Knecht' und ‚Veitle' und ‚auf dem Richterhofe'. Und er belauerte die Blicke des gegen die Ärgernisse Donnernden, ob er nicht auf den Knecht hinschaue. Wenn der Pfarrer aber von den ‚Kleinen' redete und sie bei dem Vorbild des ägyptischen Joseph, bei den drei Jünglingen und anderen biblischen Vorbildern beschwor, standzuhalten, dann schlug er errötend die Augen nieder.

Am meisten verdarb es der Pfarrer mit den Frommen der Gemeinde, wenn er immer wieder die Jugend pries, während er für die Tugenden des Alters nie ein gutes Wörtchen fand. Er sagte zu den Kindern: ‚Ihr seid der Morgen. Der Morgen ist erst schwach und blaß, nur ein helles Streifchen im Osten. Und die Nacht ist hoch wie die Berge und tief wie das Meer. Sie hat ihre trotzigen Riesen aufgestellt über ganze Länder hin, hat sie verschanzt hinter Klüften und Felsen. Wie groß und gewaltig — den Pforten der Hölle gleich — ist die Nacht. Und doch siegt immer der junge, winzige Morgen. Der Morgen, das rosenrote Kind, das lachende, hüpfende Knäblein, der reine Held! Kinder, ihr seid der Morgen! All die erwachsenen Verführer, der schlimme Geist unserer verseuchten Lande ist die Nacht. Ich erwarte von euch, daß ihr siegt.'

Er sagte immer wieder, es müsse eine bessere Zeit kommen. Und diese müsse, wie jedesmal in der Geschichte, von der Jugend kommen. Auf sie allein hoffe er. Das Alter sei entweder gut oder schlecht. Sei es böse, so verharre es bei seiner Form wie der harte Stein. Sei es gut, so gehe es jammernd durch das Reich der Welt, aber einen neuen Frühling vermöge es nicht um sich her zu wecken. ‚Alle Wasser', rief er einmal, ‚sind an ihren Ursprüngen rein und

heilig, als kämen sie aus Gottes Herz hervor. Erst unten dann, in den Tälern vermischen sie sich mit Schmutz und Schlamm und vergiften sich mit dem Gift der Erde. Heilig ist unsere Jugend! Es ist ein großes Wunder, daß sie aus euch, die ihr doch Morast seid, immer wieder himmelklar, sauber und gottebenbildlich hervorquillt. Warum beschmutzt ihr sie darauf aber mit euren Worten, Sitten und Unsitten? Selbst ihr Frommen könnt ihnen nichts Gutes lehren. Denn ihr betet nicht, ihr murmelt Zaubersprüche. Ihr glaubt nicht an den einen Gott, sondern an tausend Gespenster.'

Christoph frohlockte. Er sah den Pfarrer nicht mehr reden, sondern hämmern wie einen starken Schmied, und er fühlte sich mächtig ergriffen, als der Redner mit einem kriegerischen Bilde schloß: ‚Aus euch, Knaben, erwarte ich mir einen Gideon, der aufsteht gegen die fremden Amalekiter. Denn die neuen Bräuche sind fremde, räuberische Hunnen. Blaue Augen, schlichte Gesichter haben alle unsere alten Sitten wie auch unsere Kapellen — sie sind aus den Seelen unserer Vorfahren erwachsen. Zigeunermäßig, unheimlich, grausig und grausam ist der Geist unserer Tage, düster, gespensterseherisch und lüstern-ausgelassen zu gleicher Zeit.'

Aber darnach erzählte der Knecht lachend, heute habe er ganz besonders fein geschlafen. Ein alter Soldat, der unter den Lafetten der Kanonen Schlaf gefunden habe, lasse sich gerne durch ein kleines Kanzelwetter in den Schlummer singen. Der Bauer lachte über ihn. Er ergriff seit jener Rede an Veitles Grab jede Gelegenheit, den unbeliebten Pfarrer noch mehr zu schädigen. ‚Ich werde ihm', sagte er, ‚das nächste Mal recht deutlich zeigen, daß seine Predigt nicht mehr wert ist, als verschlafen zu werden. Ich will laut schlafen!'

Aber die folgende Predigt weckte ihn sehr bald auf. Denn sie wurde von einem lauten Murren der Männer unterbrochen, und der Bauer fand es für verdienstlicher, seine Abneigung gleichfalls durch Schelten als durch Schnarchen zu bezeugen. Der Pfarrer fing diesmal erbaulich an, und Christoph wartete längere Zeit umsonst auf die Kriegsgeschichte. ‚Ich kann nicht glauben,' sagte er, ‚daß die Laster der großen Städte Gott so beleidigen wie die eurigen. Denn ihr habt allzeit Gottes Auge, die reine Sonne über eurem Scheitel, die jene nicht sehen. Ihr schaut Jehovas Werke, den Frühtau und die grünsprossende Saat, die reifende Frucht und die segenspendenden Wolken, — wandelt immer unter seinen Kindern, jene aber unter Menschenwerk und Menschenworten. Ihr empfanget Brot, Trank, Milch und Honig unmittelbar von Gott, aus erster Hand,

sie empfangen Brot und Früchte, Arbeit und Lohn, Erheiterung und Augenweide aus Menschenhand, durch Menschengnade, um ihren kalten Mammon. Jene sehen immer nur sich selber beim Wirken und Genießen, beim Erzeugen und Vernichten, was Wunder, wenn sie sich selber Götter und Götzen werden; — ihr steht mitten in Gottes Werkstätte, seine Augen seht ihr schaffend blitzen, seine wirkenden Hände unaufhörlich bewegt, seine nimmermüden Schöpferschritte hört ihr bald leise, bald dröhnend hinwandeln. Dreimal wehe, wenn ihr verkommt, die ihr auf Gottes bestem Ackerland wurzelt und nicht in Töpfen und Treibhäusern wurzelt wie jene!'

Jetzt aber reckten die Zuhörer die Hälse und mühten sich, jedes Wort aufzufangen. Denn der Pfarrer begann den Lasterkatalog aufzuführen und schloß dann: ‚An euch, ihr großgewachsenen und moosbewachsenen Sünder, wende ich mich nun. Aber nicht mit der Mahnung, umzukehren, sondern ich rufe euch zu und hoffe, daß es mir kein Frevel sei: Sündigt noch mehr! Sündigt eilig, in vollen Zügen, watet in die Sümpfe hinein, daß sie über euren Scheiteln zusammenschlagen! Ihr Trunkenbolde, nur zu, nur zu! Schwelget Tag und Nacht, bis euch die Eingeweide brennen! Ihr Knechte Sodoms, mitten hinein in Feuer und Lohen, verkehret alle Natur, damit ihr geschwinder dorret und faulet und weggeschafft werden könnet wie ansteckende Gifte. Ihr Geizigen und Mammonsdiener, verhärtet noch mehr, daß eure Herzen buchstäblich zu Stein werden und nimmer zu schlagen vermögen, so wie sie jetzt schon nimmer schlagen für ihre Mitmenschen. Lebet stärker, schneller, ihr Rasenden, lasset euch nichts entgehen, was euch reizt; sparet nicht mit Sündigem, schlinget die Laster hinein wie Wasser, damit wir eurer ledig werden! Das Volk Israel durfte nicht eher in das gelobte Land, als bis all die Murrer und Fresser gestorben waren. Warum wollt ihr an uns festkleben, so daß wir verhindert werden, wieder in das gelobte Land, in die Heimat, wie sie war und sein soll, kommen zu können?'

Dieser leidenschaftliche Ausbruch seines verwundeten, ungeduldigen Gemütes kostete ihm am allermeisten die Zuneigung der stillen und gottesfürchtigen Seelen, die ihm bisher treu geblieben waren. ‚Das ist nun kein Christentum mehr,' sagten sie. ‚Er predigt ja die Sünde.' Das Ärgernis war groß. Nur Christophs Seele lachte. Er wünschte dem Pfarrer nun noch eine Geißel und eine Riesenfaust. Vielleicht brachte er dann die Befreiung. Dieser aber sah ein, daß er nur Verdruß und Schadenfreude geweckt hatte. Seine heftigen Worte reuten ihn, und er begann gegen sich selbst zu wettern: Bin

ich nicht selbst ein solches Klageweib, wie ich es gezeichnet habe? Ich jammere, aber handle nicht. Warum tu ich nichts zum Schutze meiner Jugend, die vor Baal ihre Knie nicht beugen will — aber doch in die Knie gezwungen wird?

Und nun zeigte er der erstaunten Gemeinde plötzlich Taten. Er eröffnete vom nächsten Sonntag ab in seinem Widdum eine Wärm- und Spielstube für die Kinderlehrpflichtigen aus dem Dorf und den Filialen, die sich sonst zwischen dem Vormittagsgottesdienst und der nachmittägigen Unterweisung in Hecken und Winkeln umhertrieben, ja sogar das Wirtshaus besuchten oder in Scheunen heimlich Branntwein tranken. Er heizte ein geräumiges Zimmer in seinem umfänglichen Hause und ließ ihnen warme Suppen geben. Auch fanden sie Spiele, Bücher und Bilder. Zu ihrem großen Erstaunen entdeckten sie, daß der Donnerkeil gar freundlich lachen, lustig reden und wie ein Kind spielen konnte. Mit Ehrfurcht sahen die Knaben die Waffen, Jagdtrophäen und Kriegserinnerungen seines Vaters und lauschten gerne auf Kriegserzählungen, durch die wie ein freundlicher Stern der Gedanke an das Vaterland leuchtete. Die Furcht wandelte sich rasch in Ehrfurcht, diese in Liebe. Eines schönen Feiertags führte er sie auf die Lechwiesen und in den Wald. Sie hatten seltsamerweise gar keine Kenntnis ihrer Heimat. Diese war ihnen nur so weit bekannt, als sie die Arbeit führte. Jetzt erst entdeckten sie Schluchten und Täler längs des Lech und lernten die vielen Kirchtürme deuten, die von den Höhen aus sichtbar waren. Auch das Gebirge wurde ihnen mehr als ein weißblauer Vorhang, der vor Welschland herabhing. Der Pfarrer öffnete ihnen nicht nur neue Tore in die Räume, sondern auch in die Zeiten hinein. Sie wußten bisher nur, wie erbärmlich es den Vätern in den verflossenen Kriegen ergangen war, und daß es früher Riesen, Zwerge, Heiden, Patriarchen und Propheten gegeben hatte. Er zeichnete ihnen den großen Karl und den Rotbart, den französischen Ludwig und die große Hoffnung auf ein neues Reich, ein jungfrisches und morgenrotes. Er nannte sie die Soldaten des kommenden großen Kaisers und fragte sie, ob sie bereit seien, eine Legion zu bilden, und belehrte sie: Die Legionäre müßten Zucht und Sitte pflegen, vor allem aber Ehre haben. Schmach sei es, zu desertieren oder gar zum Feind überzulaufen. Christoph erbot sich vor allen begeistert, den Treuschwur zu leisten, und er glaubte allein den Ernst hinter dem Spiel zu sehen. Der Pfarrer aber sagte: ‚Ein Mann — ein Wort, nicht mehr! So wollen wir's halten.'

Damals wohnte eben eine seiner feingebildeten Schwestern bei ihm. Sie hatte lange Zeit in Florenz gelebt und dort spielenderweise die Strohflechterei gelernt. Sie erbot sich nun, den Kindern diese Kunst zu lehren. Da sie unter Sang und Spiel geübt werden konnte und außerdem einen hübschen Winterverdienst in die verarmte Gemeinde brachte, so begeisterten sich die Alten wie die Jungen und lernten voll Begier. Edeltraud brachte zuerst ihre Schar und versuchte selbst ihre flinken Finger. Sie dankte heimlich vieltausendmal für die neue Hoffnung, das Gütlein zu retten.

Eine Art Wundermann — ein sechzigjähriger Schneider, Uhrmacher und Sakristan, der ganz aus sich die Künste des Lesens und Rechnens gelernt hatte, eröffnete, von dem Pfarrer beraten und gestützt, eine Schule, um die Sehnsucht seines Lebens nach Lehren und Unterricht zu befriedigen. Der Pfarrer freute sich über die Erfolge so, daß seine nächste Predigt zu einem fast sanften Säuseln verebbte. Aber da kam dann Christoph nicht zu der Legion, und seine Geschwister fehlten andern Tags bei dem Schul- und Flechtunterricht. Der Pfarrer fragte nicht warum. Er wußte es. Der Richterbauer hat auf den Tisch geschlagen, und Rasso ist vor ihm zusammengeknickt! Tut nichts, diese Schar hält sich auch ohne Stütze!

Zufällig traf es sich, daß bald darauf ein Mädchen, das ganz besonders eifrig an der Flechtschule teilgenommen hatte, an einem heftigen Fieber erkrankte und noch an demselben Tage starb. Durch das Dorf ging eine Rede des Knechtes: Man braucht keinen Strick, um einen zu erdrosseln; es gibt jemand, der kann mit einem Strohhalm aufknüpfen. Am nächsten Morgen waren die Schulen leer. Das Fräulein saß mit der Katze allein an dem prasselnden Ofen, und der alte, neugebackene Schulhalter malte in seiner Verzweiflung mit der Kreide Buben und Mädchen auf die leeren Bänke und hielt diesen Unterricht. Der Pfarrer fragte wieder nicht, warum die Kinder seine Schule mieden und warum dann auch seine ganze Legion ausblieb. ‚Die Alten, die Alten,' knirschte er. Die Kinder standen fröstelnd auf den Straßen oder schlichen zaghaft um die Ecken. Sie umflatterten den Widdum wie geängstigte Vögel, wenn sie von Katze und Hunger belauert werden und es nicht wagen, zum Futterplatz zu kommen. Die Eltern riefen ihnen ängstlich, wenn sie fürchteten, sie möchten trotz des Verbotes zur Schule gehen, und sie schauten bange um sich, wenn eines der Kleinsten auf den Pfarrer oder Schulhalter zulief, um ihnen die Hand zu geben oder sie zu begleiten. Tauchte eines aus dem Richterhof auf, so pfiffen sie dem Ungehor-

samen und schlugen es, um nicht in den Verdacht zu kommen, sie seien selber Freunde des ‚eitlen Wesens und stadtfräckischen Treibens'.

Christoph bekam seit dem Verbot, zur Kinderlegion gehen zu dürfen, ein neues Gebahren. Wie sein Vater, so redete er mit sich selbst, fuhr sich durch das Haar, ging an bekannten Menschen vorbei, ohne sie zu grüßen, und saß oft lange Zeit die Stirn in der Hand auf einem stillen Plätzchen. Der Knecht nannte ihn Duckmäuser, die andern verspotteten ihn als den Kronprinzen Rassos. Der Roßbub aber arbeitete an einem Plane, der ihn erfüllte und erschreckte wie die Sendung einen Propheten. Wenn der Oheim nicht zu uns kommt, so gehe ich zu ihm! Dieser Satz war in einer verzweifelten Stunde in die Stube zu ihm gekommen wie ein neues Brüderlein und wuchs und schrie und lachte, quälte und weinte, schlief und erwachte wieder, schwand wie siechend dahin und gedieh und wuchs. Es war um die Weihnachtszeit, als diese Qual und Unruhe über ihn kam. Der Knecht hatte, wohl um ihn zu quälen, den Spruch, mit dem er ein ganzes Dorf schreckte, wiederholt:

Judas geht in Ölberggarten,
Tut auf seine Schelmen warten,
Zieht ein Roggenstroh durchs Haar,
Bis es dir ein Galgenstrang war.
Heilige Dreieinigkeit,
Bring den Feinden Not und Leid!

Christoph ging aus seiner Nähe, bedachte, wie der Böse im Dorfe mächtiger sei als fast der Herrgott selber, und fing zu beten an. Da trat aus der Schar der Heiligen ein Mann, der seinem Vater ähnlich war, aber die Kleider eines vornehmen Herrn trug. Es war Thassilo, der Oheim. Fast hätte Christoph auch zu ihm gebetet: Hilf mir! Aber da kam der ‚Bruder' in die Wiege seiner Seele. Beglückt, verwundert und ängstlich schaute er ihn an. ‚Wandere, hole ihn, den Thassilo!' Dieser Gedanke schüttelte ihn so, daß er lange nicht einschlafen konnte und darnach so schwer träumte, daß er dreimal an den Schrecken dieser Gesichte erwachte. Jedesmal sah er sich auf dem Michelshof. Am Morgen hämmerte ein Sturm auf das Haus, und es war, als schlügen viele Gesellen darauf los. Christophs Morgengedanke und Morgengebet war: Ich wandere.

Als er aus dem Stalle trat, stieß ihn die Windsbraut hart an, zauste seine Schürze, fuhr ihm ins Haar, schlug wie eine grimme Faust gegen seine Brust und umwehte ihn mit weißen Flockenschwär-

men. Aber gerade dieses Ungestüm reizte ihn zu trutzen und dem Sturme starke Worte entgegenzustemmen: ‚Und ich wandere doch!‘ rief er und schüttelte die Faust. Der Sturm schlug ihm die Schürze in das Gesicht und brummte: Ich wandere auch. Gesellen wie ich sind zum Wandern geschaffen, aber wie willst du reisen, butterweiches Büblein! Sieh doch, solche Pfützen — dein Weg! Solche Schneewehen dein Bettlein! Solch eisiger Hauch — dein Geselle! Meinst du, ich reiße dir Brot von den Tannen, goldene Semmeln von den Dachziegeln und Eier aus den grauen Wolken? — Der Wind brauste und tobte, so daß Christoph die Füße auseinanderspreizen mußte, um nicht umgeweht zu werden. Mit hohlem Brummen fuhr er um die Hausecke und schien jedem Wesen den eigenen Laut vom Munde wegreißen zu wollen. Aber Christoph hielt beide Hände an den Mund und schrie, so laut er konnte: ‚Ich wandre!‘ Und er freute sich, daß die Bäuerin am nahen Fenster lauschte und doch kein Wort verstehen konnte. Aber die Windsbraut verstand ihn wohl und kicherte, kreischte und lärmte: Der Christoph Wolkenberger ein Bettler, ein Vagant! O Christoph, meinst, der Oheim sei zu finden wie ein Vogelnest! Hui, pfeif ihm! Hui, schrei ihm! Er lebt hinter hundert Bergen, hinter Schnee und Eis; wandre! Übermorgen stehst du als Schneemann am Weg! Gute Nacht! Gute Winternacht! — Christoph senkte den Kopf. Er hatte diesmal keine Antwort, drehte sich hin und her und schaute zage zu den wie jagende Hundekoppeln hineilenden Wolken empor. Lange graue Streifen hingen von ihnen nieder, als kämen sie aus Krieg und Raufhändeln. Sie brausten dem schwarzen Walde zu. Er nahm sie auf, wurde noch schwärzer und stand am Rand des Blickfeldes wie eine erstarrte Nacht. — Das ist die Fremde, das ist die Fremde! jauchzte die Windsbraut und stürzte sich mit tollwütiger Gewalt auf die Wolkenballen, die Baumkronen und Waldwälle, so daß alles gerüttelt, geschleudert und gestoßen wogte. Da war Christoph froh, daß er durch die Türe in den warmen Stall schlüpfen konnte, denn wenn die Fremde so feindselig ist, dann will er doch noch lieber im Richterhause abwarten.

Aber es dauerte nicht lange, da flog ein Föhnsturm durch das Winterfeld. Der Wald blaute, die verschneiten Wege und Wiesen lockten wieder in braungoldner Wärme. Die Fremde erschien ihm so verlockend, daß er unablässig sann und spann, wie er fortkommen könnte. So sehr drückte und quälte ihn das Geheimnis seines Vorhabens, daß er sich einmal auf die Zehenspitzen stellte und in Gegen-

wart des Knechtes dem alten Rappen in das Ohr flüsterte: ‚Ich wandere!‘ Darauf schlüpfte er durch den Gartenzaun, und ohne es sich einzugestehen warum, begann er der Wiese, auf welcher ein Ebereschenbaum stand und die eine gute Aussicht in die ‚Fremde‘ darbot, zuzueilen. Vielleicht erschien gar schon heute der Oheim — — nein, aber er will doch einmal ausspähen. Als er in die Nähe der Wiese kam, da sah er einen Mann unter der Eberesche sitzen, mit dem Rücken gegen den Stamm gelehnt. Christoph verwunderte sich. Der Boden ist doch noch gefroren! Schon war er so nahe herangekommen, daß er die roten Beeren des Baumes und das ebenso rote Wams des Sitzenden unterscheiden konnte. Schläft der Mann, da er sich nicht rührt? Nein, er starrt in das Geäst empor! Ist er ein ausgedienter Soldat? Nein, jetzt sieht er es deutlich. Es ist ein Landstreicher, der seine Kleider von Soldaten, Bürgern, Bauern, Zigeunern, aus der Heimat und aus Welschland zusammengetragen hat. Mit Grauen erkannte Christoph endlich, daß der Ruhende tot sei. Als er sich wandte, um Leute zu holen, da kamen schon vier Männer mit einer Tragbahre aus dem Dorfe her. Nun wagte es Christoph, ganz nahe heranzutreten. Die Männer zogen in Ehrfurcht vor dem Tod die Mützen und beteten für den verunglückten Wanderer. Der Knabe konnte keinen Blick von ihm wenden. Wie zerfurcht, zerhackt und wildbärtig war sein Gesicht! Eine Igelkappe spreizte ihre grauen Stacheln über den von fast ebenso grauen und borstigen Haaren verdeckten Schädel. Der eine, etwas eingekrümmte Fuß war bloß, an den Sohlen schwarz und verschwollen. Der andere, lang und mächtig ausgestreckt, war mit einem aufgeschlitzten, riesigen Stiefel bekleidet, der noch mit einem ganz sauber geputzten Sporn geziert war. Die goldenen Tressen an den Hosen waren zerfasert und von häßlichen Flicken durchsetzt. — Ehe die Männer daran gingen, ihn aufzuheben, beschauten und besichtigten auch sie den Verhungerten oder Erfrorenen, knüpften heitere und ernste Bemerkungen an das Begebnis, und einer sprach in bewegter Feierlichkeit:

‚Das Glück ruht in der Ferne
Gleich wie die goldnen Sterne.
Und tust du darnach reisen,
Dann kann dir's keiner weisen.
Du kehrst aus Welt und Fremde
Mit doppeltem Elende.‘

An diesem Abend reckte sich Christoph nochmals zu dem Ohr der alten, klugen Mähre und flüsterte: ‚Ich wandre nicht!‘

Als aber die Osterzeit herannahte, begann Christoph seine Pläne wieder auseinanderzufalten. Er wob an ihnen wie an einem verworrenen Garn, das erst mühsam aus dem verwickelten Knäuel gezogen werden muß und die emsige Arbeit mit größerer Verwirrung verspottet. Sogar in der Kirche mußte er, als seien seine Gedanken von einer Art Veitstanz erfaßt, an seiner Wanderung weiterspinnen. Aber die Pläne waren untereinander im Krieg. Der eine sagte: Du mußt der großen Straße nachziehen! Der andere: Du gehst zu den Lechmühlen hinab oder nach Epfach und fährst mit einem Floß. Ein dritter: Nein, du fährst mit fahrenden Leuten! Schließlich siegte der Flößerplan. Denn er konnte auf die nüchternste Weise das Glücken der Flucht auseinandersetzen: Du bekommst an Jörgentag deinen Lohn. Die Hälfte gibst du dem Vater, die Hälfte behältst du als Zehrpfennig. Du brauchst nicht die ganze Fahrt bis Ungarn bezahlen. Du machst es wie die Handwerksburschen, die für Ruderdienste freie Fahrt bekommen. Überhaupt, du gehst nicht heimlich fort. Das wäre Schande! Du legst alles der Edeltraud vor, gewinnst sie für deinen Plan und reisest dann mit ihrem Segen. Denn sonst, wenn du eine Schuld auf der Seele hast, so kannst du dem Knecht doch noch verfallen.

Er wurde schließlich über die plötzliche Erleuchtung und den weithin offenen Weg, den er vor sich sah, froh. ‚Hat nicht die Mutter gesagt, daß Gedanken, die in der Kirche kommen, gesegnete Gedanken sind!'

Und er beschloß, sich am Palmsonntag — Ostern fiel in diesem Jahr besonders früh — seiner Schwester anzuvertrauen. Der Vater war gewiß einverstanden, wenn es sich um den Oheim handelte. Am Palmsonntag ist großer Beicht- und Kommuniontag. Am Nachmittag werden sie zu dem Grabe der Mutter wandern. Unterwegs wird er dann alles vor ihr ausbreiten, was in ihm gewoben und gewachsen ist und was ihm jetzt schon bald zu den Augen hinaus brennt.

Der Palmsonntag kam allen Gesängen von den grünen Palmen und den frohlockend über das Olivenlaub schreitenden Knaben der Hebräer zum Trotz in winterlichem Kleid. Er hatte es vielleicht verschämt über den ungeheuren Schmutz gezogen, der in den verflossenen Tagen der Regengüsse und Föhnstürme das Angesicht der Erde verunstaltet hatte. Es war dünn, feinflockig, und von der Sonne überstrahlt glänzte der Schnee weißer als Schnee. Christoph war voll Eifer und guten Willens. Er schritt zum heiligen Mahle feierlich und beglückt, als trüge auch er ein weißes Gewand und

schreite auf Sandalen wie altchristliche Martyrer. Es war ihm, als müsse nun alles anders werden, ein neuer Himmel und eine neue Erde. Er nahm sich vor, heute abend dem Knecht seinen Trotz abzubitten, und war im Innersten bewegt, als er sein ganzes Haus zu dem Tische des Herrn schreiten sah. Nur der Pfarrer verstörte seine gehobene Seele. Heute fiel auch er von ihm ab und gab ihm unrecht. Denn der Donnerkeil sprach: ‚Der Bußtag sollte sein wie eine große Schneeschmelze, die den Winter auflöst. Wenn ich euch so beichten und den Leib des Herrn nehmen sehe, so möchte ich — wie ich es früher getan habe — glauben, ihr habet Eis und Schnee und Starrheit von euch geworfen und fanget zu blühen an. Aber leider, ihr seid Winter und werdet es auch bleiben. Wir sind in einer Gletscherregion. Da gibt es einen warmen Tag, aber keine Schneeschmelze. Viele auch von euch gleichen der Straße, die durch unser Dorf zieht. Sie steht heute im schönsten Osterschmuck, sieht aus wie von Blüten überstreut. Aber sie ist doch eine Schmutzstraße geblieben. Das werdet ihr schon nach dem Gottesdienst sehen. So prangt auch jetzt mancher Christ säuberlich; doch, daß ich es nicht verhehle, im Herzen blieb er Schwein, und er wird weggehen und tun, was er bis zur Stunde getan hat.‘

Nein, nein! protestierte Christoph, und ein Schatten lief über seine Seele. Doch alsbald strahlte wieder die Sonne seiner kindlichen Liebe zu dem heiligen Geheimnis, und er wehrte den herandrängenden Wolken durch eifriges Beten und Singen.

Als sie sich darnach auf den Weg in die Heimat machten, wo der Michelshof stand und das Grab der Mutter in einem weiten Friedhof eingereiht war, da schritten die Kinder, Rosenkränze in den Händen, eines hinter dem andern und immer eines größer als das andere, über den schmalen Wiesenpfad. Aber der Vater fehlte. Als Christoph nach ihm fragte, erhielt er zur Antwort, daß er im Bette liege, aber nicht krank sei.

‚Warum liegt er im Bett?‘

‚Er will nachdenken.‘

Als Christoph weiter fragte, erhielt er keine Antwort. Edeltraud mahnte ihn, mit dem Gebete für die Mutter zu beginnen. Denn etwas anderes als Fürbitten könnten sie ihr nicht mitbringen, nicht einmal ein neues Kreuzlein an Stelle des morschen und verfaulenden, das auf dem Hügel stehe.

Nach dem Grabbesuch durften sie im Michelshof zukehren. Der heutige Besitzer war ein gutherziger Mann, der nur einen Kummer

hatte, daß ihm nur ein einziges Töchterchen beschert war. Und ‚ein Kind ist ein Ängstenkind,‘ behauptete er. Während die Kleinen sich an den Ostereiern, die ihnen eingelegt worden waren, an Butter, Honig und Weißbrot gütlich taten und Edeltraud zu der Bäuerin in die Küche ging, um mit ihr Küchen- und Pfannengespräche zu führen, streifte Christoph von Stall zu Stall, von Kammer zu Kammer. Denn sein Veitstanz hatte ihn wieder gepackt. Er kannte jeden Hausrat, jedes Pferd und Rind — und begann nun wie ein Aufseher, der zu dem Pächter gekommen ist, zu zählen, zu wägen, zu prüfen. Auf dem Kornboden überschaute er die Menge der Ernte, die der wohlhabende Bauer noch ganz beisammen gehalten hatte, im Roßstall besah er die neuen Fohlen und prüfte, ob die Pferde gut gepflegt seien. Es wurde ihm so heimatlich wohl und wehe, daß er fast Tränen vergoß. Vor dem Flachsschuppen grünte ein kleines Streifchen Rasen, da hier die Sonne, in einem Winkel eingefangen und von den Holzwänden zurückgestrahlt, ungestört von Reif und Nordwinden ihr Werk üben konnte. Christoph roch das zarte Grün und den Duft der alten Flachsbüschel; er spürte auch die weiche Sonnenwärme wie ein zärtliches Liebkosen auf seiner Haut und hatte das unbeschreibliche Gefühl, daß ein längst verlorener, seliger Augenblick wiedergekehrt sei. Er fühlte ihn förmlich wie einen Geschmack auf seiner Zunge und sehnte sich nach seiner Mutter. Da wurde seine sonnenwarme Hand von einer andern, noch wärmeren angefaßt. Germana, das Töchterlein des Michelbauern, stand bei ihm und fragte ihn, warum er denn schmolle. Christoph schüttelte lächelnd den Kopf: ‚Ich schmolle nicht. Ich hab' viel Besuch zu machen. Schau, ich kenne jede Latte am Gartenzaun und jedes Würzlein im Grund. Nach allen hatt' ich Heimweh, und alle wären beleidigt, wenn ich sie nicht anschaute.‘

Da wollte Germana seine guten Bekannten kennen lernen. ‚Ich schicke dann dir‘, sagte sie, ‚Botschaft, wie es ihnen geht.‘

Sie stellten sich zuerst in das Trauf des Flachsschuppens. Die Sonne schmolz auf dem Dache den letzten Rest des Neuschnees. Langsam traufte der kühle Saft in die Rinne nieder, und es war ein köstlicher Genuß, im warmen Sonnenschein zu stehen und die kühlen Tropfen auf den Scheitel klopfen zu lassen. ‚Davon wächst man,‘ behauptete Christoph. Und Germana reckte sich an seiner Seite. ‚Ich stehe künftig alle Regentage unter das Trauf. Denn ich will so groß werden wie du.‘

Darnach schauten sie, wie im Garten die ersten Triebe hervor-

kamen, freuten sich an der Hecke der ersten Leberblümchen und Buschanemonen und bestaunten das gelbe Geflocke des Haselnußstrauches. Am Waldrand hinlaufend folgten sie dem winzig schmalen Bächlein, das von der Höhe kam, überquerten eine vom Forst eingeschlossene Wiese und stiegen zu der Spitze des Hügels empor, die mit einem massiven, rohgezimmerten Kreuz aus Eichenholz bezeichnet war, und setzten sich an seinem Stamme nieder. Sie konnten von hier aus das Dach des Hofes, die Wipfel des Obstgartens und die schwarzbraunen Furchen des Ackerlandes übersehen.

‚Bis zur Straße hin ist alles unser Land,' sagte das Mädchen in einem Ton, als spräche sie ein vorgesagtes Verslein nach. Christoph nickte traurig. Genau so hatte einst an dieser Stelle der Vater zu ihm gesprochen. Er ließ seine Augen über die wohlbekannten Umrisse der Bäume, der Hügel, über die Linien der Zäune und über die fernen Häuser und Berge und das im sanften Dunste schlummernde Tal schweifen. Wie war ihm doch hier alles so vertraut! Hier war damals im letzten Jahr Roggen gestanden, dort hatten sie das Heu vor einem drohenden Gewitter in Eile weggeholt. Dort unter jener Tanne pflegten sie das Mittagsmahl einzunehmen, und nirgendwo hatte Furcht und Bangen gelauert. Er neigte sich auf den Moosgrund und legte die Wange auf das warme Gekrause, dann streichelte er die Erde.

Germana sah es nicht, sie hatte ihrerseits ein Leid und ein Heimweh auf dem Herzen und fühlte einen seltsamen Anreiz, diese heimlichen Schmerzen Christoph anzuvertrauen. ‚Ich habe mir vom Osterhasen einen Bruder gewünscht,' sagte sie. ‚Aber freilich, er soll so groß sein wie du. Bei uns sind lauter erwachsene Leute. Ich hätte dir so viel zu erzählen. Ich werde gar nimmer allein fertig, du müßtest hunderttausend Jahre bei mir sein! Ich kann es bloß dir sagen. Die andern lachen, wenn ich es sage.'

Darauf erhob sie sich, legte die Hände an den Mund und rief gegen den Wald: ‚Osterhas, bring mir was!' Christoph tat sofort das gleiche, aber er rief: ‚Ostermär, bring den Oheim her! Osterhas, laß mich nach Ungarn reiten! Spring wie der Wind!' Da rief auch Germana ihre Wünsche deutlicher in das Dunkel: „Bring mir das Brüderlein! Laß mich nicht allein!"

So neckten sie das Echo, aber, was zuerst Spiel gewesen war, wurde alsbald heiliger Ernst. Sie sprachen ihre Wünsche wie Gebete und Zauberworte, und sie waren ganz überzeugt, daß sie

von lauschenden Geistern vernommen wurden. Denn der Wald schaute so dunkel und geheimnisvoll auf sie her.

Endlich kamen sie wieder zu sich und versprachen sich, niemand etwas von der Beschwörung zu sagen. Sie hatten ein gemeinsames Geheimnis und fühlten sich dadurch wie durch ein besonderes Band zusammengeschlossen.

In der Stube hatte man sie erwartet. Die kleinen Geschwister waren so reichlich gesättigt, daß ihre Gesichtlein rosig leuchteten. Auch ihre Taschen waren vollgestopft. Der gutmütige Bauer lachte: ‚Der Christoph ist ein eigener. Er ißt nur mit den Augen. Nun, hast alles ausspioniert, bist mit meiner Verwaltung zufrieden?‘

Christoph errötete und mischte sich verlegen unter die Kinder, die von gedörrten Apfelschnitzen gleich alten Laden dufteten. Er setzte sich auf die Ofenbank. Sie verspotteten ihn. Er habe sich müde gehetzt und sie würden ihn wohl in einem Wägelchen mit nach Hause ziehen müssen. Er aber musterte mit prüfenden Blicken die Stube. Sie allein war nicht mehr echt. Denn das schwarzlederne Kanapee, das große Kruzifix mit der Schmerzhaften Mutter, deren Kopf Haare aus Flachs zierten, waren mit in das Hüttlein gewandert. Er verglich und überlegte, erinnerte sich an den zerbrochenen Herrgott im Richterhofe und damit an alles Dunkle, was dort bangte.

Als der Letzte verließ er die Stube, blieb noch immer an der Hecke stehen, da die Geschwister schon auf der Straße waren, und hatte das Gefühl, als sei er dazu verurteilt, nach kurzer Entzauberung wieder in eine Tiergestalt zurückzukehren und unter Tieren zu wohnen.

Germana sprang ihm, als die Eltern in das Haus zurückgekehrt waren, nach: ‚Wenn mir der Osterhas keinen Bruder bringt, so mußt du meinen Bruder machen,‘ rief sie, ‚der Vater hat es gesagt.‘

Christoph holte seine Geschwister ein. Er war so voll von dem glücklichen Wiedersehen der Heimat, daß er sich vornahm: ‚Und wenn heut' der Knecht wieder vor mir niederkniet, und wenn sie alle um Verzeihung bitten, und wenn sie das Zauberbüchlein verbrennen, ich suche doch den Oheim! Ich geh' nach Ungarn! Und die Edeltraud muß mir beistehen! Der Thassilo muß uns zum Michelshof verhelfen!‘

Mit diesem Entschluß strebte er an ihre Seite. Die kleineren Geschwister liefen weit zerstreut vor ihnen her. Sie hatten Haselstecken geschnitten und bunte Tüchlein an ihnen befestigt. So zogen

sie entweder als Krieger gegen die Räuber und Welschen oder als fromme Waller mit einer Prozession.

Edeltraud war heute stiller als sonst, und so gewann Christoph nicht sofort die rechten Worte, an die er seinen Plan wie an eine gute Kette knüpfen konnte.

‚Und warum denkt der Vater heut im Bett nach?‘ Edeltraud seufzte und sagte dann lächelnd: ‚Er denkt, wie er zu dem Schloß kommen kann; denn das Hüttlein wird uns verloren gehen.‘

‚Warum wird es verloren gehen?‘

‚Er hat es deinem Bauern verpfändet und eine von den Kühen dazu. Und dann, wovon sollen wir essen?‘

Jetzt verstand Christoph und glaubte mit seinem Plan die dunklen Sorgewolken wie ein rettender Engel durchbrechen zu können: ‚An Jörgetag bekomme ich den Lohn. Damit zinst ihr dem Bauern, und die Kuh bleibt im Stall. Und ich geh darnach und hole den Oheim Thassilo. Der hilft uns aus der Not. Er ist reich. Er hat ein Schloß in Raab. Nach Jörgetag wandere ich. Alles ist ausgemacht. Ich fahre mit dem Floß!‘

Edeltraud erwiderte ihm ganz ruhig und leise, so wie man nebenher die Fragen eines plauderseligen Kindes beantwortet, indes man in die Ferne blickend mit ernsten Sorgen Zwiesprache hält: ‚An Jörgentag wirst du keinen Lohn bekommen. Den hat der Vater schon eingenommen und — ausgegeben.‘

Christoph sah wie Herbstblätter auseinanderflattern, was ihm wie Eichenbolzen zusammengefügt erschienen war. Aber er trotzte: ‚So geh ich doch! Ihr habt noch zwei Kühe. Und wenn der Oheim nicht hilft, geht es mit uns immer weiter bergab.‘

‚Du weißt nicht, daß der Vater schon deinen Lohn für das kommende Jahr eingenommen hat? Und ein Haftgeld für Raimund, der nach dir Roßbub wird, und alle müssen nach und nach auf dem Hof dienen! Wenn du wanderst, eh du deinen Lohn abverdient hast, holt er uns die vorletzte Kuh, und wer weiß, in seinem Zorn jagt er uns auf der Stelle davon!‘

Christoph begann Schweiß zu vergießen. Unbarmherzig wie eine Koppel Hunde einen Hasen schlossen ihn die Worte seiner Schwester ein. Er konnte nicht mehr entrinnen. Sein Plan war erwürgt, zerrissen, ein elendes Fetzenwerk wie eine Narrenkappe im Straßengraben.

Bekümmert ging er dem Richterhofe zu, ohne seinen winkenden

Geschwistern Antwort zu geben. Unfaßbar schien es ihm, noch ein Jahr unter Tieren zu wohnen.

Doch da erklang ferne eine Kinderstimme: ‚Osterhas, schenk mir was!' Ostern ist ja gekommen! Eine selige Frühlingsluft wehte. Der Winter ist um. Vielleicht wird jetzt alles anders, und vielleicht — kommt der Onkel von selber, der Osterhase bringt ihn.

Als er in den Stall trat, fand er, daß der Knecht das Zelt aufgeschlagen hatte. Er lag betrunken auf einer Decke. Zwar war niemand von dem Gesinde bei ihm. Aber er hatte zu seinem Gesellen den Märtel, einen rostmückigen, dicken Buben aus dem Hirtenhaus, von dem man sagte, daß er in dem Straßengraben geboren sei und im Straßengraben sterben werde. Der Knabe war ganz selten häßlich, aber von derber Gesundheit. Er war klug, lustig, aber gänzlich arbeitsscheu und pflegte schon jetzt in Mooshütten zu hausen und sich vom Diebstahl zu nähren. Der Knecht fuhr Christoph an: ‚Da hab ich einen neuen Roßbuben angestellt. Kannst zum Teufel gehen, Stoffel, wir brauchen dich nimmer!'

Der Märtel aber kreischte, indem er die Schnapsflasche an den Mund führte und mit starken Zügen trank: ‚Oho, Alter, das ist gelogen! Einen Trommelbub will ich dir abgeben, aber keinen Roßbub! Mit Saufen, Stehlen und Fluchen helf ich dir, aber nicht mit Arbeit! Vom Schaffen hast du mir beim Vertrag kein Wort gesagt!'

Der Knecht lachte gewaltig und schrie: ‚Stoffel, schau, das sind die Töne, die ich liebe! Der versteht von der ersten Stunde an, was mir wohlklingt und alte Zeiten weckt. Er wird es fein bei mir haben, obwohl er wie eine Kröte aussieht und ein Glotzaug ist. Gut also, der Stoffel ist als Trommelbub abgesetzt, er hat von nun an nur ein Anrecht an Besen und Schläge. Der Märtel aber hat Zepter und Krone.' Und er stimmte ein wildes Husarenlied an. Der stumpfnäsige Märtel gröhlte mit. — Christoph schaffte den Pferden Futter und Trank und freute sich, wenn sie ihre Köpfe an ihm rieben. Wie schön die Tiere waren und wie häßlich die beiden Menschen auf der Streu! Er mußte denken: Der Drache! So widerwärtig bewegten sich die Arme und Beine der Trunkenen. Auf einmal durchzuckte es Christoph: Du bist so schlimm wie die zwei, wenn du es duldest am heutigen Tag, bist ihr Genoß und des Bösen Futter! Der Donnerkeil hat recht! Pfützen bleiben Pfützen. Und er sperrte die Stalltüre auf, machte sich unvermerkt an den tollen Märtel heran, riß ihn auf, rannte gegen ihn und schleuderte ihn mit solcher Gewandt-

heit und Wucht, daß er erst weit draußen auf dem Hof gegen einen Kieshaufen niederschlug. Sofort sperrte Christoph den Stall wieder zu. Aufatmend rief er: ‚Ich hab ausgemistet! Einen Tag lang soll es doch noch sauber bleiben!' Der Knecht wollte in die Höhe, aber seine Trunkenheit bannte ihn nieder. Er konnte nur immer wiederholen: ‚Wir sind Todfeind', ich bet' über dich das: Roggenstroh über den Feind!

Judas geht in Ölberggarten,
Tut auf seine Schelmen warten,
Zieht ein Roggenstroh durchs Haar,
Bis es dir ein Galgenstrang war.
Heilige Dreieinigkeit,
Bring dem Christoph Not und Leid!'

Der Knabe verkroch sich in seinen Winkel, hörte aber das ‚Gebet' gleichwohl, so stammelnd und lallend es auch gesprochen wurde. Er wehrte sich gegen die anschleichende Angst: ‚Er hat doch keine Macht! Pfui, Aberglaube!' Halb wachend, halb träumend ging ihm schließlich Gewolltes und Ungewolltes bunt durcheinander. Er betete den Gegensegen, obgleich ihn der Pfarrer verboten hatte:

‚In Gottes Namen legen wir uns
Auf unseres Herrgotts seine Glieder,
Auf unseres Herrgotts sein Fleisch und Blut,
Daß uns der böse Feind nichts tut.'

Er rief träumend dem Osterhas: ‚Bring mir was — Glück und Glas!' Er nahm sich vor, dem zerbrochenen Herrgott den linken Arm zu schnitzen, mühte sich darum, erwachte und mußte dann schlafend doch wieder weiterschnitzen. Um diesen quälerischen Traum zu bannen, gelobte er sich, die Karwoche dazu zu benützen, um das Kruzifix auszubessern, und wurde schließlich von aller Pein frei; nur die Sorge wegen des vernichteten Planes blieb zurück. Nun gibt es keine Hoffnung mehr als die eine: Der Oheim muß kommen! — Verwundert hoben die schlafenden Pferde die Hälse, als sie den Roßbuben mitten in der Nacht schreien hörten. Dieser aber stand mit Germana auf dem Waldhügel und rief mit ihr um die Wette: ‚Osterhas, bring mir was! Ostermär, Oheim her! Ich wandere! Ich wandere!'

Acht Tage lang, während der stillen Zeit, schnitzte der Knabe an dem Arm. Aber es wurde bald ein Fuß, bald ein Horn. Nur kein Arm. Doch half ihm die mit andächtiger Beharrlichkeit fortgeführte Arbeit den Schmerz verwinden und neue Pläne ersinnen.

Der Knecht redete ihn nie mehr an. Er sprach nur durch Zeichen

und Blicke mit ihm. Christoph erlebte aber eine eigene Osterfreude. Während sie sangen: Christ ist erstanden, — laßt uns froh sein, Christ soll unser Trost sein! stellte er sich vor, wie der Oheim aus dem dunklen Walde auftauchte, auf feurigem Rosse die Straße herab ritt, an das Tor pochte und rief: ‚Auf, die Not ist um!' So gab der Auferstandene dem Oheim etwas von seiner Gestalt, und die Osterbotschaft bekam aus der Sehnsucht des Knaben nach dem ersehnten Erretter an Blut, Wärme, Inbrunst und feurigen Farben.

Doch das Lied vom Osterhas verklang. Das Osteralleluja verjubelte und kein Retter pochte an das Tor. ‚O,' jammerte der Knabe am Ende der Feiertage in sich hinein. ‚Ein Jahr und noch ein Jahr! Und ich bin wie in einer Zange; ich kann und darf nicht fort. Osterhas, Osterhas, warum hast du mir nichts gebracht?'

Aber oben an der Eberesche, die auf des Richterbauern Wiese nahe dem Walde stand, wartete der Osterhase. Es war ein kleines, rotbraunes Tiermännlein, das nur die Raben und Elstern sehen und anreden konnten. ‚Was hast du dort?' fragten diese. ‚Kommst du aus der Fremde, gehst du in die Fremde? Du hast einen Wanderstab, holst du etwas, bringst du etwas mit?' Aber das Tiermännlein versteckte sich hinter dem Baum, hob die krallige Hand und murrte: ‚Pst, still, er kommt, es kommt!'

In diesem Augenblicke kam Christoph mit einer großen Zinkengabel bewaffnet auf die Wiese. Der Knecht hatte im Kalender gesehen, daß ein gutes ‚Zeichen' für die Düngung der Wiese eingegangen sei. Darum ordnete er sofort am ersten Werktag diese Arbeit an. Christoph sollte den Dünger ausbreiten.

Die Karwoche war wieder weiß gewesen. Erst die Ostersonne hatte den jungen, kränklich niedergegangenen Schnee aufgesogen. Heute nun, als sei die Erde mürrisch über die entschwundenen Feste, hüllte sie die strahlend aufgehende Sonne schon in den ersten Vormittagsstunden in solche Nebel, daß man nicht einmal mehr ahnen konnte, wo sie stand. Nachmittags sendete auch der Lech Schwaden von Dunst in das Tal, und von Westen her kroch er über die Berge hin, die am Morgen milchig und verschwommen niedergegrüßt hatten. So wurde allmählich ein blinder, trüber Tag; schmutzig, als hätte es Kot geregnet, blickten Himmel und Erde. Die Wege waren bodenlos und von einer grauen Brühe überzogen. Gleichwohl zeigten sich auf den Straßen bereits die Blahenwagen der Kaufleute. Fahrendes Volk, das Korbwaren, Geschirr und Stoffe hausierte, strebte den Dörfern zu, verfrüht und von ein paar Sonnentagen verlockt

wie die ersten Zugvögel. Auch die Bettler waren aufgetaut, und da Berichte von schweifenden Räubern umliefen, arbeiteten die Männer meist bewaffnet in Wäldern und auf Wiesen, während die Frauenleute sich kaum anders als unter männlichem Schutze auf die Felder wagten.

Christoph stand allein auf der Wiese um die Eberesche, scharrte die Wühlmaushügel glatt und breitete den Dünger mit der stählernen Gabel aus. Der stocktaube Taglöhner brachte die Fuhren. Langsam wie Uhrzeiger kamen die Rosse auf dem schlechten, stetig aufwärtssteigenden Weg daher, langsam zog der Alte die Ladung ab, und auch dorfwärts klapperte der Wagen durchaus in einem Takt mit dem verschlafen trottenden, trübseligen Tag. Christoph freute sich seines Alleinseins. So war er sein eigener Herr. Die Nebel umschlichen die Wiese und umspannen sie von allen Seiten, so daß sich der Knabe wie in einer Kammer vorkam, die weit hinter der Welt lag. Nur die breiigen, fahl glitzernden Straßen zeigten an, daß dieses Stück Land mit der bewohnten Erde verbunden sei. Christoph bot seine Hände willig der aufgetragenen Arbeit dar. Aber seinen Gedanken schenkte er Feiertag. Er pfiff sich ein Lied, war froh, weil junges Blut nun einmal froh macht, und kam erst wieder in das Grübeln hinein, als seine Arme ermüdeten. Da folgte er zaudernd dem Zug der Straßenbäume, die in der Nähe mächtige Kronen emporwölbten, aber weiterhin dann kleiner, grauer und wie aus Spinnweben gewoben aussahen, bis sie endlich ganz im Nebel zerflossen. Christoph ließ seine Gedanken auf dieser Straße weiterwandern und schickte sie auch in das Nebelreich, welches tief und dicht das flußabwärts führende Tal überflutete. Er stellte sich Sonnenschein jenseits der grauen Wände vor. Dort liegt dann die Stadt Augsburg; weiterhin die blaue Donau; sie fließt Ungarn zu. Wenn der Oheim jetzt durch die Nebel käme... dort taucht eine dunkle Gestalt auf und verschwindet wieder. Es ist ein Handwerksgeselle mit einem Felleisen auf dem Rücken... und jetzt ist es ein Vagant, der an seinen Karren gespannt ist wie ein Zugtier... nein, der Oheim zieht anders ein, hoch zu Roß und zu Wagen;... jetzt kommt wirklich ein feines Fuhrwerk aus der Nebelgrenze,... aber es ist ein Bauer auf einem Bernerwägelchen. Der Oheim Thassilo reist aber wie... der ägyptische Joseph. Wenn er nur wirklich reisen würde! Der Frühling ist da, die Vögel reisen, die Handwerksgesellen, die Zigeuner, die Bäche und Quellen — das ganze Land kommt in Bewegung. ‚Osterhas, bring mir was ... du weißt schon was!‘

Er vergaß darüber die Arbeit, ging unwillkürlich die sacht ansteigende Wiese hinan und blickte an den Haselbüschen empor, deren Blütengehänge nach Sonne lechzte. Er schaute in den Wald, der sich von hier aus in breiten und schmalen Streifen zu großen Forsten weitete und heute ganz pechschwarz, wie ein Wald aus Kohlen dalag. Der Dorfweg führte durch eine Schlucht in sein Inneres. Mehrere Fichten standen von dem geschlossenen Tann abseits und schienen in das Land hineinzuhorchen wie Vorposten des Waldes und seiner geheimnisvollen Bewohner. Christoph entdeckte an einem dieser Bäume ein Eichhörnchen. Es lief vor ihm davon, schien mit ihm zu scherzen und kletterte auf die Eberesche. Er schlich dem feinen Tierchen mit den Augen eines Märchenlauschers nach, und als es auf einem Aste stille saß, den Schwanz aufbauschte und, einen Fichtenzapfen zwischen den Pfoten, fast nach Menschenweise knusperte und ihn mit unbeweglichen Augen furchtlos anschaute, da war er nicht mehr auf der Wiese, sondern irgendwo weit fort, weiter fort als Augsburg, weiter als sogar das ferne Ungarn. Er war im Lande des Glückes, der Farben und Wunder. Darum konnte er das Fuhrwerk nicht sehen, das beinahe im Trab, als wäre es nur ein leichtes Bernerwägelchen, aus dem Dorfe hervorkam. Er vermochte auch nicht einmal das Knallen der Geißel zu hören, das beinahe wie Gewehrsalven knatterte. Das feine rote Tierchen aber wurde das Fuhrwerk sogleich gewahr. Es ließ die halbausgekörnte Frucht erschreckt fallen, klomm höher in das Astwerk und versteckte sich hinter dem Stamm. Christoph aber schlich sich ihm gebannt wie ein Traumwandler nach. So merkte er auch nicht, daß diesmal statt des Taglöhners der Knecht das Fuhrwerk lenkte und seine Last in Häufchen über die Wiese verteilte. In seiner Verzückung sah Christoph nicht mehr Eichhörnchenaugen, sondern die Augen eines verwunschenen Prinzen, der ihn um Erlösung bat und schlimmer gefangen war als er und einem schöneren Haus nachtrauerte als dem Michelshof. Wie konnte er also hören, daß der Knecht heftig hustete, um dem Ausreißer eine Warnung zu geben; wie er endlich nach ihm durch das Buschwerk spürte und ihn hier am Baume in träumerischem Müßigang stehen sah! Das Eichhörnchen machte vor Schrecken einen Satz, gewann die nächstliegende Fichte und barg sich in dem dichten Nadelwall. Der Knecht stand nun ganz nahe hinter dem in das Dunkel des Astwerks starrenden Knaben. Er öffnete schon die Zangen seiner Fäuste. Aber er hielt noch an sich. Es war ihm eine grausame Freude, den Ertappten, den schuldig Gewordenen

so ahnungslos tändeln zu sehen. Der Roßbub will über ihn hinauswachsen und seinen Richter spielen — nun muß er klein werden! Er darf ihn mit gutem Recht — wahrhaftig, er fühlt den Haß der Sommerglut gegen den Eiszapfen. Wie muß er's denn machen, daß der Bub bis ins letzte Seelenfünklein hinein erbebt und erschüttert wird? Der Geifer läuft dem Knecht im Mund zusammen — er zittert vor Wonne und Gier und fährt plötzlich mit flüsternder, aber vor Leidenschaft heißer Stimme los: „Hab ich dich!' Christoph, am Boden kauernd, wandte sich um. Er sah in die glimmenden Augen, in das lächelnde Gesicht, aus dessen Munde der Saft quoll, und konnte sich nicht rühren. Aber seine Augen trotzten ganz unerschrocken und reizten durch das leise ‚schuldig', das sie über sich sprachen, und durch den lauten Abscheu über diese schadenfreudige Beschleichung, den sie sprühten, den Knecht bis zum äußersten. Er packte Christoph am Kopfe, rüttelte ihn, wie ein Raubtier die Beute rüttelt, wenn ihm das Blut in den Rachen fließt und ihn mit Wonneschauer erfüllt. Sobald er einmal seine Nägel in die Ohren des Buben gekrallt hatte, verlor er die menschliche Besinnung. Eine unsinnige Lust, zu peinigen, zu morden, schreien zu hören, faßte ihn. Sein Atem ging keuchend, und er brüllte Schimpfwörter gegen sein Opfer, um so mehr, als er das Schweigen des Knaben und selbst die Bewegungen des schwachen, hilflosen Körpers als bösgesinnten Trotz deuten mußte.

Christoph merkte wohl, daß ihm hier das Los des Vitus geschmiedet wurde. Als ihn der Knecht auf den Boden warf und mit den Schuhen nach ihm stieß, um aufs neue mit Wonne und Wut auf ihn zu stürzen, da raffte er sich flink empor und entrann mit wahrer Eichhornbehendigkeit den zugreifenden Tatzen. Er sprang erst einige Schritte weit davon. Aber dann kam es ihm schmählich vor, ein so niedriges Wesen zu fürchten. Er war durch die ganze Art, wie ihn der Knecht angefaßt hatte, gleichfalls in Wut versetzt worden. Er kehrte sich plötzlich um, setzte ein verächtliches Gesicht auf, schüttelte die Faust und schleuderte dem Feinde zum ersten Male in das Gesicht, was er von ihm dachte: ‚Du Mordbube, du Teufelsbraten!' schrie er. ‚Du hast den Veitle an den Spieß geliefert, du Seelenverkäufer, hilft dir doch nichts, einmal mußt selber dran, gehörst ihm schon lang!' Der eingeborne Jähzorn, die Empörung des oft Vergewaltigten, die ungeheure Freude, lang Zurückgedrängtes hinausschreien zu können, gaben ihm Worte in den Mund, an die er bisher selbst noch nicht gedacht

hatte. Wie aus siedendem Wasser quallende Perlen, so schäumten Wutworte aus ihm empor. ‚Pfui Schnapsgesicht, Räuber ... du, du hast nur noch die Haut von einem Menschen!‘

Der Knecht setzte dem Knaben nach; aber da er schwer atmete, mußte er nach jedem stürmischen Ansatz wieder innehalten. Dann wandte sich Christoph gegen ihn zurück und schleuderte ihm in wildem Taumel Beleidigungen und Schimpfwörter zu. Er nannte ihn das Ärgernis des Pfarrers, das Sodoma und Gomorrha des Pfarrers; alles, was Sonntags von Verbrechen und Sünden gesagt werde, das sei er. Da er immer schlafe, so möge er es nun einmal wachend anhören. Oder ob er jetzt etwa auch schlafe? — So kühn wurde Christoph, in seiner Empörung, daß er sogar zu spotten wagte: ‚Sag' dein Sprüchlein von Judas und vom Roggenhalm! Ich lache, du bist selbst der Judas und kommst an den Roggenhalm, aber sieben Schuh hoch über dem Erdboden, du Galgenvogel!‘ Und er neckte ihn: ‚Her, her, ich bin aber nicht dein Trommelbub! Lauf mir nach, auf du Mephistopheles, laß dir Fledermausflügel wachsen! Her, her — du bekommst mich nimmer, nie mehr in die Klauen, ich springe in den Lech, dem Veitle nach! O nein, diese Freude sollst nicht haben. Ich will leben, daß du sterben mußt!‘ Der Knecht keuchte vor Wut. Nicht nur die Nase rötete sich, sondern das ganze Gesicht. Widerwillig, zitternd darüber, daß ihn solch ein Kind besiegt habe und über ihn richte und triumphiere, gab er die Verfolgung auf. Er begann zu lachen: ‚Der Maus lauft man nicht nach. Die Maus kommt ja doch in die Falle. Gib nur acht, heut' nacht! Da pfeifst du. Denk nicht, daß ich dir etwas antu! Nichts — als daß du mein Trommelbub sein mußt Jahr und Tag, Jahr und Tag!‘ Er wendete sich, ging seinem Fuhrwerk zu, setzte sich auf den Wagen und fuhr langsam über die weiche, von Gräben durchzogene Wiese. Christoph lief ihm nach, seine schrille Stimme verfolgte den achtlos und mit eingezogenem Kopfe dasitzenden Knecht. Auf einmal sprang der Verhöhnte empor, stellte sich aufrecht auf den Wagen, ließ die Peitsche in gewaltigem Zirkel um seinen Kopf sausen und schrie: ‚Heut' nacht feiern wir ein Lagerfest! Aber ganz allein — und du mußt tanzen. Ich spiele auf!‘ Und wieder ließ er die Geißel knallen. Dann trieb er die Pferde an und glitt dahin wie eine dunkle Wolke, die Blitz und Donner kocht.

Christoph war bei diesen Worten verstummt. Er blickte dem Gefährte nach, bis es im Hohlweg verschwand. Dann mußte er sich besinnen, wo er denn sei, in Ungarn — im Lande der verwunschenen

Prinzen... oder wo denn? Sein Herz hämmerte. Er hörte die Stimme Edeltrauds, die einmal vor langer Zeit gesagt hatte: ‚Christoph, so ein Knirps und so einen erwachsenen Zorn!' Ein zarter Geigenton, fast so wie wenn das Ohr klingt, nur klarer, schöner und feierlicher zitterte auf und verhauchte. Und nun wühlte die Erkenntnis empor: Jetzt mußt du wandern! Jetzt gibt es nur: Auf und davon! Auf und davon, so weit die Welt ist!

Und sofort flog sein Blick dem Walde zu: Da gehen kreuz und quer die Jägersteige, die sie Räuberpfade nennen. Doch als er dann die Straße sah, die quer in das Land führte, da rannte er ihr zu. Als er sie betrat, war ihm, als tauche er in einen Fluß von Kot und Schlamm. Feucht-kalt wie Kellerluft wehte der Wind über sie her. Die Straße war, da es bereits dämmerte, leer geworden. Er hoffte gleichwohl noch einen Wagen zu finden. Um leichter vorwärts zu kommen, lief er dem Straßengraben entlang. Die Nebel verwehrten ihm jede Aussicht in die Ferne. Aber er nahm sie doch als befreundete Mächte, da sie ihn vor Verfolgern deckten. Er entschloß sich, heute einmal nur soweit zu laufen, daß ihn der Knecht nicht mehr auffinden konnte. Ein Jäger, ein paar armselige Hausierer begegneten ihm. Die Straße machte gerade hier eine große Kehre. So konnte ihnen Christoph auf einem ihm wohlbekannten Seitenpfade ausweichen. Kaum war er so weit in das mastige, schwer gangbare Feld eingedrungen, daß der Doppelzug der Straßenpappeln seine klaren Umrisse verlor, da brach die dunkle Masse eines Blahenwagens aus dem zähen Nebeldunst. Christoph war es erst, als sei der Wagen vorn und hinten mit Rossen bespannt. Seltsamerweise vernahm er kein Räderknarren, auch als das Fuhrwerk näher kam. Christoph sprang sofort zurück, um an dem Straßengraben, durch eine Schneekatze verdeckt, abzuwarten, ob er etwa unterschlupfen könnte. Wie ein Gespenst, lautlos und sacht huschte es heran. Die Blahen waren schmutzig-grau wie aus Nebelfetzen geschnitten; die Grauschimmel erinnerten ganz an alte, geschwärzte Schneewände. Hunde sprangen um die Räder. Auch sie gaben keinen Laut. Aber all das Auffällige vergaß Christoph, als er bemerkte, daß der Reiter hinter dem Wagen verkehrt im Sattel saß. — Jetzt wurde sogar die Geißel des Fuhrmanns sichtbar und dieser selbst: ein langmähniger und schwarzbärtiger Mann. Unter seinen Armen hervor, über seine Schultern weg und auch aus den Ritzen der zerfetzten Blahe schauten schwarzäugige, braune Kinder und Frauen mit blauschwarzen, offenen Haaren, spitzen Nasen und

stechenden Blicken. — Ein Zigeunerwagen, dachte Christoph, ich fahre mit! Schon glitt das Gefährt an ihm vorbei, er sah auch die Laterne, die Kübel und baumelnden Hausgeräte, hörte eine Geige singen und ein Kind weinen und war daran zu rufen: Holla, nehmt mich mit! Da fiel sein Auge wieder auf den Reiter. Weil nun der Wagen vor ihm war, konnte er dem Verkehrten in das Gesicht schauen. Sein Anblick war schreckend und lächerlich zugleich: Über die fahlen Züge flossen die schwarzen geringelten Haare und verdeckten es bald gänzlich, bald zeigten sie Augenblicke lang eines der tief liegenden und wie aus schwarzen Schatten stumpf blickenden Augen oder die stark gebogene Nase oder einen der eckigen Backenknochen. Aber wenn das alles Furcht erwecken konnte, so schwand diese wiederum, wenn der Blick auf den mit Bändern und roten Wimpeln verzierten Narrenstab fiel, der aus dem dunklen Mantel ragte. Ganz toll und lächerlich mengte sich diese flatternde Zier mit den wehenden Haaren. Sie sind Komödianten vom Schongauer Jahrmarkt, dachte Christoph, dieser ist nur der Hanswurst. Du gehst mit. Was sagst du denn — rang er noch mit sich. Er fürchtete sich ebenso die Vaganten anzurufen, wie sie vorüberziehen zu lassen. Aber jetzt schrillte der Wagen auf einmal, der nahe Wald gab ihm Widerklang; schon wollten sie in das Dunkel eintauchen. Da erhob er seine Stimme und rief sein: ‚Heda, nehmt mich mit!' Die Hunde kläfften und rannten drohend auf ihn zu. Der Fuhrmann hielt an, und der Reiter erhob sich aufrecht auf sein Pferd, spähte aus, sprang zur Erde und ging zugleich mit einer Schar von Kindern und ein paar Weibern, die aus dem Blahen förmlich herausgeronnen kamen, auf ihn zu, um ihn nach seinem Begehren zu fragen. Christoph sagte in Trotz und Verlegenheit von allem, was er ausgesonnen hatte, das Ungeschickteste: ‚Ich lasse mich nimmer länger schlagen, . . . ich will nimmer, . . . der Knecht, . . . ich bleibe nimmer länger bei dem Bauern. Ich will ein Räuber werden.'

Der Reiter forschte ihn geschickt nach seinem Namen und nach dem Namen des Bauern aus. Dann sagte er: ‚Hast du Geld?' Christoph schüttelte erstaunt seinen Kopf. Der Reiter winkte den andern zu, sagte ihnen etwas in einer Sprache, die Christoph nicht verstand, und dann gab er ihm den Bescheid, daß er einsteigen dürfe. Der Bub kroch in die Dämmerung der fahrenden Stube, wo Hausgeräte, Kissen, Geschirr, Säcke und unnennbare Dinge wirr durcheinander lagen. Die Kinder drängten sich sofort an ihn heran, umkrabbelten ihn wie spielende Kätzchen und entdeckten, daß er blutende Ohren

und eine geschwollene Backe habe. Aber sie lachten darüber. Der eine Bube, ein geschmeidiges Wiesel, zeigte ihm seine eigenen Ohren, die noch viel rissiger und blutiger waren. Er schnitt Grimassen wie ein boshaftes Äffchen und zeigte anklagend auf den Mann, der die Geißel über die Pferde hielt. Die braune Schar fuhr unterdessen fort, ihren Gast zu erforschen, und fand bald, was für sie unterhaltsamer war, als zerrissene Ohren. Ehe Christoph zur Besinnung kam, hatten sie ihm schon sein Taschenmesser gestohlen, auch die Knöpfe, alten Münzen, Apfelschnitze, die seine Taschen bargen. Sie steckten ihm die Gegenstände wieder zu und raubten sie ihm aufs neue. Wie eine Katze sich mit der gefangenen Maus im Haschen und Fangen übt, so benützten sie den langsamen und unerfahrenen Buben zur Übung im Taschendiebstahl. Das Weib kümmerte sich weniger um ihn. Sie wisperte mit den Männern und verfiel dann in ein starres Schweigen. Als ihnen ein Landjäger begegnete, schüttelten sie über Christoph Säcke und Tücher und befahlen ihm, sich nicht zu mucken. Die Decken waren muffig und hart von Schmutz, aber der Flüchtling erkannte die Gefahr wohl und schnaufte kaum. Bald kamen einige Häuser; dann und wann begegnete man einem Fuhrwerk, und so wurde Christoph aufs neue gezwungen, sich zu verbergen. Schließlich schlief er in seinen Decken ein. (Fortsetzung folgt.)

Das erste Jahrhundert deutscher Jesuitengeschichte / Von Luzian Pfleger

Auch auf den Orden der Jesuiten, die vielleicht am meisten geschmähte Institution des neuzeitlichen Katholizismus, kann man das Wort anwenden, das Georg Heinrich Pertz für die Päpste geprägt hat: Die beste Verteidigung ist die Enthüllung ihres Seins. Daß sich diese Überzeugung langsam auch in akatholischen Kreisen durchsetzt, zeigt die dritte Auflage der reichhaltigen, zusammengedrängten ‚Historischen Skizze' über die Jesuiten von dem Marburger Historiker Boehmer.* Der Verfasser bekennt im Vorwort, daß sich sein Urteil fortschreitend zugunsten des Ordens verschoben hat und daß diese Verschiebung einfach eine Folge seiner Beschäftigung mit dem Stoffe ist. Das ist erfreulich, wenn auch damit noch nicht besagt ist, daß man in der Boehmerschen Schrift eine ganz einwandfreie Quelle der Belehrung über den Orden besitze, von dessen Organisation Boehmer sehr zutreffend urteilt, daß sie ‚in ihrer Art zweifellos ein Meisterwerk und ihr Meister eines der größten organisatorischen Genies aller Zeiten' ist.

In richtiger Schätzung der Wichtigkeit einer allseitigen und gründlichen historischen Erkenntnis des gesamten Ordens und seiner vielseitigen Tätigkeit hat der 1906 verstorbene Jesuitengeneral, der weitblickende Spanier P. Ludwig Martin, mit bewundernswerter Energie auf einen den Bedürfnissen moderner Forschung entsprechenden Ausbau der Ordensgeschichtschreibung gedrängt. Er hat diese auf eine sehr breite Basis gestellt, indem er ausgedehnte Quellenausgaben verlangte. So erschienen seit 1894, von den spanischen Vätern mustergültig bearbeitet, in stattlichen Bänden zu Madrid die Monumenta historica Societatis Iesu, welche die Briefe des P. Nadal, die ordensgeschichtlichen Quellenschriften Polancos, die Monumenta Xaveriana und eine den Grundsätzen moderner Editionstechnik entsprechende Ausgabe der Ignatiusbriefe enthalten. In Florenz erschienen 1892 und 1893 drei stattliche Folianten mit den wichtigsten Aktenstücken, den Konstitutionen, Privilegien, Dekreten usw. In Deutschland trat der unermüdliche P. Braunsberger mit seiner monumentalen Canisiuspublikation — davon weiter unten — auf den Plan. Neben diese Quellensammlungen traten umfassende Darstellungen: P. Antonio Astrain publiziert seit 1902 die Geschichte der spanischen Jesuiten,** P. H. Fouqueray die der französischen,*** P. Thomas Hughes schildert den Orden in Nordamerika,† P. Pietro Tacchi

---

* Leipzig, Teubner 1913, in der Sammlung ‚Aus Natur und Geisteswelt'.

** Historia de la Compania de Jesús en la Asistencia de España. Madrid 1902 f. Bis jetzt 3 Bände, bis 1615 reichend.

*** Histoire de la Compagnie de Jésus en France, t. I. Paris 1910.

† History of the Society in North America colonial and Federal. London 1907—1910. Text und Urkunden. Die Darstellung reicht von 1580—1858.

Venturi in Italien,* P. Alois Kröß in Böhmen.** Der Geschichte der deutschen Jesuiten hat P. Bernhard Duhr, dem die Ordensgeschichte schon zahlreiche wichtige Beiträge verdankt, seine Tätigkeit zugewandt und die ersten hundert Jahre seines Ordens in zwei gewaltigen Bänden auf Grund eines größtenteils zum erstenmal erschlossenen riesigen Materials mit unendlichem Fleiß zur übersichtlichen Darstellung gebracht.*** Man muß gestehen: Die Lektüre dieser Bände öffnet auch dem in der Jesuitengeschichte bewanderten Leser einen Blick in eine zum Teil ganz neue Welt, die der Verfasser aus dem Staub unzähliger in- und ausländischer Archive und alter Folianten vor unseren Augen erstehen läßt. Das Werk ist für unsere Zeit in mancher Beziehung außerordentlich lehrreich. Gerne folgte Referent einer Aufforderung der Redaktion des ‚Hochland', dessen Leser mit den Resultaten dieses für unsere gesamte Kirchen- und Kulturgeschichte so bedeutenden Werkes bekannt zu machen und hie und da auf die Fäden hinzuweisen, welche aus diesem ersten Jahrhundert deutscher Jesuitengeschichte noch in die verworrene Gegenwart hineinreichen. Heute, wo der Kampf um diesen Orden das innerpolitische Leben des Deutschen Reiches in starke Wallungen versetzt, muß die der Geschichte angehörende Tätigkeit, welche der Orden auf deutschem Boden entfaltete, für jeden Gebildeten aktuelles Interesse besitzen. †

* * *

P. Duhrs Jesuitengeschichte ist von den Fachkritikern fast durchweg sehr günstig aufgenommen worden; auch vom unbefangenen Gegner; man hat auch auf dieser Seite gern anerkannt, daß das Duhrsche Werk einen ‚guten Schritt weiterhilft zu einer wissenschaftlichen Würdigung des Jesuitenordens',†† und hat erklärt, daß man keinen Grund habe, an der Objektivität der historischen Darstellung zu zweifeln.††† Freilich fehlte es auch nicht an den Unentwegten, die von vornherein die Unbefangenheit des Autors in Zweifel ziehen, weil er als Jesuit die Geschichte seines Ordens doch nur als Parteisache betrachten müsse; denn ein Jesuit könne die Jesuiten nicht mit der nötigen Objektivität schildern. Dagegen halte man das Gebaren derselben ‚Objektiven', die auf das entschiedenste bestritten, daß der Jesuit Grisar der Persönlichkeit Luthers gerecht werden könnte, nur ein Anhänger Luthers könne und dürfe sich an die richtige Ausdeutung und Wertung dieser Persönlichkeit wagen. Heißt das aber nicht den eigenen Standpunkt von vorn-

---

* Storia della Compagnia di Gesù in Italia. Roma 1910, t. I.

** Geschichte der böhmischen Provinz der Gesellschaft Jesu. I. Bd. Wien 1910; reicht von 1556—1619.

*** Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge. Von Bernhard Duhr, S. J., I. Band, Lex. 8. (XVI u. 876 S.) mit 163 Abbild. M. 22; II. Band in 2 Teilen, XXVIII u. 1490 S. mit 1882 Abbild. M. 38.

† Der Aufsatz war schon vor Kriegsausbruch gesetzt.

†† Prof. Leipold in Zarnckes Literar. Zentralblatt 1913, 22.

††† Norddeutsche Allgemeine Zeitung vom 27. Juli 1913.

herein als maßgebend betrachten vor der Erforschung und Wertung des vorliegenden Tatsachenmaterials? Es kann leider nicht verschwiegen werden, daß dieses von einer sehr großen Anzahl Gelehrter befolgte Verfahren dem Akatholiken eine ruhige und objektive Würdigung des Katholizismus und seines geschichtlichen Wirkens erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht hat und noch macht. Mit Recht betont Duhr, daß zwar in der Liebe und Anhänglichkeit, welche ein Mitglied eines Ordens gerade für seinen Orden hat und haben muß, eine Gefahr liegt, der sich der Historiker bewußt bleiben muß, daß aber diese Gefahr nicht unüberwindlich und kein unbedingtes Hindernis sei; denn sonst ‚dürfte die Geschichte Preußens von keinem Preußen, die Geschichte Frankreichs von keinem Franzosen, die Geschichte Englands von keinem Engländer geschrieben werden; denn das kann und muß vorausgesetzt werden, daß jeder sein eigenes Vaterland mehr liebt als ein fremdes Land'. Mit demselben Maßstabe wie jeder profane Historiker müsse aber auch der Ordensschriftsteller gemessen werden. Aber gerade weil er, wie im vorliegenden Falle, in erster Linie für die Ordensangehörigen die Geschichte des Instituts darstellt, so dürfe er mit der Wahrheit nicht zurückhalten. Denn als Lehrmeisterin für das Leben muß die Geschichte auch das vergangene Leben schildern, wie es war, das Gute und das Böse, Tugenden und Fehler. ‚Nur Offenheit erzwingt Glaubwürdigkeit. Diese Offenheit soll gewiß nicht in herzlose Kritisiersucht ausarten: Pietätlose Kritik ist vom Geschichtschreiber nicht weniger zu meiden wie kritiklose Pietät.' Wie richtig dieser Satz gerade für die historische Behandlung religiöser Phänomene ist, ergibt sich am besten aus einem Vergleich der Ignatiusbiographien von Eberhard Gothein und Francis Thompson.* Es ist kein Zweifel, daß der englische Schriftsteller, der zwar nicht Fachhistoriker ist, die merkwürdige Persönlichkeit des Ordensstifters viel wahrer und der geschichtlichen Wirklichkeit entsprechender gezeichnet hat als der protestantische Kritiker, der bei einer viel glänzenderen Darstellung die religiöse Psyche des großen Spaniers nicht richtig erfaßt hat.

Kritiklose Pietät wird der Duhrschen Darstellung auch der strengste Nörgler nicht nachreden können. Bei aller Liebe zum Orden ist der Verfasser stets bestrebt, neben dem vielen Licht, das dieses erste Jahrhundert deutscher Jesuitengeschichte bestrahlt, auch die Schatten zu unterstreichen. Seine Quellen sind einwandfrei. Von vornherein hat er die in jedem Ordenshause verfaßten sogenannten Litterae Annuae, die Jahresberichte, welche alles Erbauliche aufzeichneten, damit es in den einzelnen Häusern vorgelesen werde, so gut wie ausgeschaltet, sie nur selten und dann nur für Tatsächliches benutzt. Duhr selbst tadelt den Optimismus und den Mangel an kritischem Sinn, der oft in diesen Darstellungen zutage tritt: Bedenken, die beispielshalber auch in einer 1612 seitens des großen Jesuitengenerals

* Aus dem Englischen übersetzt, im Kösel'schen Verlage 1912. 320 S. M. 3.20.

Aquaviva erfolgten Mahnung ihren Ausdruck fanden. Gerade diese Jahresberichte sind es, die bei den Jesuitengegnern die Ansicht genährt haben, daß der Orden stets bestrebt war, nur Erbauliches auf die Nachwelt kommen zu lassen, und daß ihr Ruhm den anderer Orden nur deshalb überstrahlte, weil sie sich gegenseitig systematisch gelobt haben: eine Auffassung, die auch von dem gemäßigten Boehmer vertreten wird.* Und doch kann man das ständig von der obern Ordensbehörde genährte Streben, den späteren Zeiten das geleistete Gute zu künden, durchaus nicht als tadelnswert bezeichnen. Überhaupt tritt auch in der weitgehenden Sorgfalt, die Geschichte der Kollegien sicherzustellen, in der mustergültigen Registrierung der amtlichen Korrespondenzen, in der sorgfältigen Regelung des Archivwesens die Großzügigkeit der ganzen Organisation zutage. Es liegt ein durchaus moderner Zug in diesem Bedachtsein auf das Sammeln historischer Daten, und wenn der General Vitelleschi wiederholt aufforderte, die Drangsale des Dreißigjährigen Krieges genau aufzuzeichnen, so hat er nicht nur der Geschichte des Ordens einen unbezahlbaren Dienst geleistet, sondern auch die moderne Kultur- und Sittengeschichte ist ihm des noch Dank schuldig. Die bezüglichen Kapitel in Duhrs Werk gehören zu den interessantesten und ergreifendsten des zweiten Bandes. Daß die Väter der Gesellschaft Jesu das Gute, was sie taten, genau buchten, daß die Obern eingehende Berichte darüber nach Rom sandten, war — das darf man nicht vergessen — bewußt oder unbewußt, auch ein Akt des Selbstschutzes gegenüber der Flut von Verleumdungen und Schmähschriften, die schon gleich zu Anfang ihres Wirkens in Deutschland über die Gesellschaft hereinbrach. Hätten sie nicht in kluger und berechnender Vorsicht diesen Schutzdamm errichtet, so würde im Zeitalter des entfesselten konfessionellen Hasses und des klassischen Grobianismus das Andenken des Ordens ganz von der trüben Schlammwelle der zumeist unbegründeten Verdächtigungen aller Art überdeckt worden sein. Die Lektüre dieser deutschen Jesuitengeschichte läßt es den wahrheitsliebenden Historiker bedauern, daß nicht auch die großen Orden des Mittelalters besser dafür gesorgt haben, daß ihre Großtaten, das viele Gute, das als etwas Selbstverständliches von der Mitwelt aufgenommen, ihren Instituten entströmte, den Generationen späterer Zeiten bekannt würden. Ihre Chronisten zogen es meist vor, nicht das Gewöhnliche, sondern das Auffallende, wider Satzung und Regel Geschehene, Unerbauliche des Gedächtnisses für würdig zu erachten: so und nur so erklärt sich das vielfach getrübte Bild, das die geschichtschreibenden Gegner der Orden von diesen entworfen haben, weil sie skrupellos verallgemeinerten. Von diesem Vorwurfe kann beispielshalber Scheffels ‚Ekkehard‘ nicht freigesprochen werden; der vierte Ekkehard von St. Gallen ahnte wohl nicht, daß er mit seinen ‚St. Gallischen Geschichten‘ seinem Haus, den Reichenauern, und dem ganzen Orden dereinst einen so schlechten Dienst leisten würde. Ich meine:

* A. a. O. 94.

aus solchen Erwägungen fällt doch ein ganz anderes Licht auf das ‚Erbauliche' in den historischen Quellen des Jesuitenordens. Durchaus einwandfreier Natur sind die von Duhr benutzten, ungemein ausgedehnten Briefschaften aus dem früheren Ordensarchiv, die in verschiedenen Ländern zerstreut liegen. Es sind die Briefe und Berichte der Rektoren und Provinziale, die Korrespondenz der geistlichen und weltlichen Fürsten und städtischen Behörden an die Generalobern des Ordens, fast durchweg in den Originalen erhalten; nicht weniger wichtig sind die Antworten der Generale, deren Autographen zwar meistens verloren sind, deren getreue Abschriften aber in den Original-Registern sich erhielten, in welche die Briefe vor der Reinschrift des Originals eingetragen wurden. Da diese Korrespondenz nie für die Öffentlichkeit bestimmt war, ist ihr quellenkritischer Wert nicht anzufechten. In den nach vielen Tausenden zählenden Briefen spiegelt sich das innere Leben des Ordens getreulichst wider. Allein die ausgiebige Verwertung dieser Quellen, die, weil zum großen Teil im Ordensarchiv aufbewahrt, nicht jedermann zugänglich sind, sichert dem Werke Duhrs Quellenwert. Über die zweifellose historische Bedeutung der von Mitgliedern des Ordens stammenden Aktenstücke und Briefe hat sich, nebenbei bemerkt, auch der für die Gesellschaft Jesu gewiß nicht voreingenommene Herausgeber der ‚Rheinischen Akten zur Geschichte des Jesuitenordens', J. Hansen, in durchaus bejahendem Sinne ausgesprochen; selbst den bloß zur Erbauung geschriebenen Viermonatsberichten schreibt er einen ‚Reichtum an sachlichen Mitteilungen' zu, so daß sie im Verein mit der amtlichen und privaten Korrespondenz der Ordensmitglieder untereinander ‚einen unbehinderten Einblick in die innere Entwicklung des Ordens', ein ‚vollständiges Urteil' ermöglichen.*

Der Vorwurf, daß durch die Erbauungssucht der älteren Jesuiten ‚heute das Schreiben einer wahrheitsgetreuen Geschichte des Ordens auch dem ehrlichsten Willen nahezu unmöglich gemacht' werde, ist von einer Rezensentin in den ‚Preußischen Jahrbüchern' bei einer eingehenden, aber nichts weniger als mustergültigen Kritik der monumentalen, von P. Braunsberger besorgten Ausgabe der Briefe des seligen Petrus Canisius gemacht worden.** Dieser Publikation konnte Duhr zahlreiche wichtige Nachrichten für den ersten Band entnehmen. Sie ist für die Geschichte des Jesuitenordens und der katholischen Restauration von so grundlegender Bedeutung, daß ihr hier einige Bemerkungen gewidmet werden müssen. Bis jetzt sind sechs umfangreiche und inhaltsschwere Bände erschienen, die das Wirken des Canisius

---

* Jos. Hansen, Rheinische Akten zur Geschichte des Jesuitenordens 1564 bis 1582. (Bonn 1896.) XXXIX—XLII; XLIX.

** Neues aus der Geschichte der Jesuiten, von Christine von Hoiningen-Huene, Preußische Jahrbücher, 128 Bd. (1907), S. 223; dazu die sachliche, durchaus zutreffende Abwehr von O. Braunsberger, ‚Jesuitenbriefe als Geschichtsquellen' in der Literar. Beilage zur Köln. Volkszeitung 1907, Nr. 25 und 32.

bis 1571 beleuchten.* Wir begreifen das wehmütige Gefühl, dem in der Vorrede des vierten Bandes der Herausgeber Ausdruck verleiht, ‚daß nur wenige diesen weiten Garten durchwandern wollen und können.‘ Der Herausgeber geschichtlicher Quellenschriften muß stets damit rechnen, daß seine bei den weitgehenden Anforderungen moderner Editionstechnik immer dornenvoller werdende Arbeit nicht auf den Beifall der Menge, sondern nur auf den Dank eines engeren Kreises von Fachgenossen rechnen darf; er muß sich mit dem Bewußtsein begnügen, daß sein entsagungsvolles Schaffen die unentbehrlichen Bausteine zum weiten Haus der Wissenschaft herbeischleppt. Der Einsichtige weiß darum die Arbeit dieser stillen und unermüdlichen Forscher doppelt zu schätzen. Braunsbergers Briefbände, die eine geradezu peinliche Genauigkeit in der Wiedergabe der Texte und eine staunenswerte Gelehrsamkeit in der strotzenden Fülle der wertvollen, einen kostbaren Reichtum kulturhistorischen Materials bergenden Erläuterungen aufweisen, sind nach fast einstimmigem Urteil fachmännischer Kreise eine Glanzleistung neuzeitlicher Quellenedition. Für den Mann aber, dessen Wirken und Streben sie festlegen, sind sie ein monumentum aere perennius geworden. Jetzt erst kann man des Canisius umfassende, bewunderungswürdige Tätigkeit im Dienste des gegen die Neuerung energisch Front machenden deutschen Katholizismus ganz übersehen und richtig bewerten und kann verstehen, daß ihm die dankbaren Glaubensgenossen den Ehrentitel beilegten, der auch den Ruhm des hl. Bonifatius verkündet: eines Apostels Deutschlands. Canisius war die Seele und das starke Rückgrat der sogenannten Gegenreformation. Mit hinreißender Beredsamkeit, mit nie erlahmender Kraft, mit ungewöhnlicher Klugheit, mit unerschütterlichem Gottvertrauen, das ihn auch in den schwierigsten Lagen nicht verließ, hat er seine Mission vollendet und der krank und kraftlos gewordenen, in dumpfer Resignation dem Ende zu dämmernden alten Kirche im deutschen Westen und Süden neues, tatenfrohes Leben eingehaucht.

Die Persönlichkeit dieses Mannes tritt uns im ersten Bande Duhrs immer und immer wieder entgegen. Es gibt keine Art der Betätigung seines Ordens in Deutschland, bei der er nicht im Vordergrund steht. Bei Gründung der ersten Ordensniederlassungen in Köln, Wien und Ingolstadt ist er hervorragend beteiligt; im kirchlichen Reformwerk, im Predigtamt und Beichtstuhl unermüdlich; Begründer der Jugendkatechese und dadurch dem Protestantismus vor allem gefährlich; rastlos sich aufreibend für das große Werk des Konzils; ein Apostel der Liebe für Arme, Kranke und Gefangene; stets mild und versöhnlich, nicht polternder, unkluger Fanatiker. Wohltuend berührt seine Sorge für Deutschland, das er um jeden Preis der Mutter-

* Beati Petri Canisii S. J. epistolae et acta. Collegit et adnotationibus illustravit Otto Braunsberger S. J., gr. 8. I: 1541—56 (Freiburg, Herder 1896); II: 1556—60 (Freiburg 1898); III: 1561—62 (Freiburg 1901); IV: 1563—65 (Freiburg 1905); V: 1565—67 (Freiburg 1910); VI: 1567—71 (Freiburg 1913).

Kirche gewinnen will; darum bittet er in Rom um die Vollmacht, die kirchlichen Machtmittel, wie Index, Zensur usw., für die Deutschen milder zu handhaben, um nicht ‚den glimmenden Docht auszulöschen'.

* * *

Der war freilich nicht weit entfernt vom Verlöschen. Wohl gab es noch immer viele Männer im katholischen Lager, die in Wort und Schrift und mit dem Mut der Verzweiflung gegen das mit Wucht hereinbrechende Neue kämpften: Die katholische Geschichtschreibung der zwei letzten Jahrzehnte hat sich mit schönem Erfolg bemüht, die Namen dieser Verdienten dem Los der Vergessenheit zu entreißen. Aber es waren meist nur Rufende in der Wüste. Man darf nur die Berichte der ersten Sendlinge der Gesellschaft Jesu lesen, um den ganzen Ernst der Lage zu beurteilen. Daß selbst ein Mann von der Herzensverfassung des Peter Faber, der zuerst den deutschen Boden betrat, den Kleinmut angesichts eines so verwahrlosten Arbeitsfeldes kaum bekämpfen konnte, beweist fast noch mehr als die beweglichen Briefe von Claudius Jajus, der als zweiter nach Faber in Deutschland arbeitete. Aus des Canisius' Briefen blickt uns ebenfalls ein überaus düsteres Bild der deutschen Kirche entgegen, der es am Wichtigsten gebrach: an einem reformfreudigen höheren und einem exemplarischen niederen Klerus. Daß die Protestantisierung des ganzen deutschen Volksgebietes nicht eintrat, ist, man kann es ruhig behaupten, der machtvoll einsetzenden Tätigkeit der deutschen Jesuiten zuzuschreiben; wenn das Haus Habsburg und die Wittelsbacher in München ihnen den starken Arm liehen, so war auch diese Bundesgenossenschaft ein Werk des klugen P. Jajus. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts hat die katholische Sache in Bayern, Österreich, in Köln, Trier, Mainz, Paderborn, Münster, Hildesheim den Sieg davongetragen.

Es ist begreiflich, daß die protestantische Geschichtschreibung auf dieses Kapitel nicht gut zu sprechen ist, daß sie beklagt, daß auf das Eingreifen der Kompagnie Jesu die ‚Entzweiung der Nation' (Boehmer) eintrat, der konfessionelle Gegensatz im deutschen Volke stabil geworden ist. Der Katholik urteilt da anders. Für ihn ist die durch die Jesuiten gesteigerte Betätigung des Selbsterhaltungstriebes des Katholizismus etwas durchaus Normales. Es verrät wenig historischen Sinn, den Anhängern der alten Kirche das übel zu nehmen, was die Verteidiger der neuen Lehre als ihr selbstverständliches Recht ansahen, wenn sie ihre Ansichten zu verbreiten suchten. Daß die von den Jesuiten beratenen Fürsten das Rekatholisierungswerk, wozu ihnen der Augsburger Religionsfriede die juristische Handhabe bot, rücksichtsloser durchführten als ihre protestantischen Standesgenossen, ist eine der vielen, durch konfessionelle Leidenschaftlichkeit geschaffenen unbeweisbaren Behauptungen. Anschließend an ein besonnenes Wort des alten K. A. Menzel, daß es ‚unvereinbar sei mit der geschichtlichen Unparteilichkeit, die Klage über die Verfolgungssucht nur wider die eine Partei zu richten, um die letztere in den Augen eines ununterrichteten Geschlechtes gehässig zu machen', betont Duhr sehr richtig, daß diese geschichtliche Unparteilichkeit

in besonderer Weise gegen die Jesuiten verletzt worden sei: ‚Was man bei den protestantischen Prädikanten für Ehrensache erklärte, das war bei den Jesuiten Verbrechen.' Selbstredend verurteilt der Verfasser aufs schärfste die Zwangsbekehrung, diese unglückselige Ausgeburt eines betörten Zeitalters, und zeigt, daß das vielberufene Axiom von der Gewissenspflicht der Fürsten, ihre protestantischen Untertanen aus Rücksicht für das Seelenheil zum Eintritt in die katholische Kirche zu zwingen, aus der katholischen Lehre nicht gefolgert werden kann.* Bezüglich der österreichischen Lande ist zu betonen, daß die Ausführung der scharfen Religionsdekrete ‚vielfach hinter dem Wortlaute' zurückblieb. Dazu kommt fast durchweg der revolutionäre, gegen die Landesregierung gerichtete Charakter der österreichischen Protestanten; die Mitglieder des Adels standen an der Spitze der Aufhetzer fremder Staaten. Für den Kaiser war die Gegenreformation eine politische Notwendigkeit.**

Sehr interessant ist es, die Stellung der einflußreichen Jesuiten zur politischen Toleranz in Österreich zu verfolgen. Gerade bei Ausbruch des 30jährigen Krieges drängte die Toleranzfrage einer Lösung entgegen; es handelte sich darum, den niederösterreichischen Ständen, die sich mit den böhmischen Rebellen verbündet hatten, die Augsburger Konfession freizugeben, um sie zur Treue zurückzuführen. Der damalige Beichtvater des Kaisers, P. Becanus, der mit den kaiserlichen Theologen um ein diesbezügliches Gutachten angegangen worden war, überreichte dem Kaiser eine bejahende Formel, worauf im Juli 1620 diejenigen niederösterreichischen Stände, die sich von den Rebellen lossagten, die freie Ausübung der Augsburger Konfession erhielten. Diese Bewilligung erregte an der Kurie zu Rom großen Unwillen, und der Papst selbst beklagte sich bei dem Jesuitengeneral Vitelleschi bitter darüber, daß der Kaiser den Protestanten zu große Zugeständnisse gemacht habe, und zwar mit Bewilligung der Gesellschaft Jesu. Becanus hat sich auch später entschieden gegen die strenge, den schwierigen deutschen Verhältnissen nicht Rechnung tragende Auffassung der römischen Theologen ausgesprochen. Derselbe Becanus war es, der mit den beiden großen deutschen Jesuitenmoralisten Laymann und Tanner das Gespenst bannte, das in weiten protestantischen Kreisen spukte: die Überzeugung, daß von den Katholiken den Häretikern gegenüber keine Treue zu erwarten sei, weil stets eine päpstliche Dispens vom Eid in politischen Verträgen eintreten könne. Diesen Vorwurf, der besonders den Jesuiten gemacht wurde, entkräften die eben genannten Jesuitentheologen. Nach ihrem Dafürhalten kann der Papst den Vertrag des katholischen Teils mit den Protestanten nicht lösen. Diese Lehren hatten praktische Bedeutung für den stets im Mittelpunkt der Erörterung stehenden Augsburger Religionsfrieden von 1555. Tanner und Laymann halten stets an der absoluten

* II, 2. Teil, S. 324.

** Die Belege bei Duhr II, 2, 348 f.

Gültigkeit des Religionsfriedens fest, auch andere Jesuitenschriftsteller, die sich, wie der temperamentvolle Polemiker P. Forer, gegen die zahlreichen protestantischen Autoren wenden, welche gegen den Frieden auftreten.

Gegen den Augsburger Frieden war auch die fortgesetzte Einziehung katholischer Bistümer, Klöster und Abteien, so daß das 1629 erfolgte Restitutionsedikt juristisch unanfechtbar ist. An seinem Zustandekommen haben auch Jesuiten mitgewirkt, aber der gemeinsame Gedanke der ganzen katholischen Partei darf nicht ihnen allein aufs Konto gesetzt werden. Sehr gut hebt Duhr die großen politischen Fehler des Ediktes hervor und bezeichnet es als eine ‚fast tödliche Wunde für die Friedensbestrebungen'. Bekannt ist ferner die Stellung der Jesuiten zu dem westfälischen Frieden, die neuerdings von Steinberger in einer eigenen Monographie dargestellt wurde.* Festzuhalten ist da, daß der Orden in seiner Gesamtheit auf die Friedensverhandlungen nicht eingewirkt hat, sondern ‚was einzelne Mitglieder desselben zur Förderung und Erschwerung des Friedenswerkes beigetragen haben, zerinnt in zahllosen Ratschlägen und Darlegungen, die sie bald als Gewissensräte, bald als Mitglieder der von den Fürsten zur Beratung kirchlich-politischer Fragen eingesetzten Komissionen, bald endlich als Verfasser theologisch-kanonistischer Tagesschriften vortrugen'. Die einzelnen Väter konnten einen verschiedenen Standpunkt einnehmen; bezeichnend ist, daß der verbissenste Friedensgegner, der Fanatiker P. Wagnereck, im eigenen Orden die schärfsten Gegner hatte, vor allem den edlen P. Vervaux, der neben dem berühmten Dichter Balde am Bayerischen Hof zu den einflußreichsten Befürwortern des Friedens zählte. Vervaux wagte es auch, sich für die Annahme der Verträge über die Kirchengüter ohne den Papst auszusprechen, denn er ist einsichtig genug, daß nur so noch gerettet werden kann, was noch zu retten ist. Kein Deutscher aber hat mit größerer Sehnsucht den Frieden herbeigesehnt als Balde, der die Friedensgesandten anflehte:

> Schließet den Tempel, o ihr von himmlischen Pfeilen Erglühte,
> Ihr Friedensboten, schließet Janus' Tor!
> Bannet hinein den Krieg, das Ungeheuer, und fesselt
> Mit hundert Ketten dem Altar es an.

* * *

Ein Hauptteil der Duhrschen Bände ist der eingehenden Darstellung jener Tätigkeit des Ordens gewidmet, der es gelang, auf dem Wege des lebenden Worts, des Überzeugens und Belehrens die Getrennten zur Mutterkirche zurückzuführen. Und da sind die Väter wahrhaft unermüdlich und bis zur Erschöpfung opferfreudig gewesen. Sie griffen das Übel gleich an der Wurzel an und suchten durch Predigt und Katechese der Unwissenheit der Gebildeten und des Volkes zu steuern. Daß ihre Predigten so sehr

* L. Steinberger, Die Jesuiten und die Friedensfrage 1635—1650 (1906).

Erfolg hatten, lag an dem musterhaften Lebenswandel der Prediger, an ihrer gründlichen Ausbildung, an der zweckmäßigen, populären Redeweise, die sich dem Stande der jeweiligen Zuhörer anpaßte. Bemerkenswert ist die Energie, mit der einzelne Prediger die Schwierigkeiten überwanden, welche die verschiedenen deutschen Dialekte bereiteten. Daß die großen Erfolge nachhaltig waren, verdankten die Seelsorger ihrem ständigen Streben, die Religiosität zu verinnerlichen. In der Schule des hl. Ignatius war ihnen allen das Verständnis für die unbedingte Notwendigkeit der religiösen Verinnerlichung aufgegangen. So drängten sie nicht vergebens auf die Einbürgerung der Übung der vollkommenen Reue und vollkommenen Liebe Gottes. Nichts ist unrichtiger als die öfters geäußerte Behauptung, die Jesuiten hätten sich bei der Seelsorge mit dem äußeren Schein der Frömmigkeit, mit sichtbaren Werken, Zeremonien, Prozessionen usw. begnügt; in den Jahresberichten der einzelnen Häuser werden unter den pastoralen Erfolgen fast ständig solche aufgezählt, die nie ohne eine völlige innere Umwandlung des Menschen zustande kommen, wie Abkehr vom Konkubinat, Rückkehr Prostituierter zu gesittetem Leben, Rückerstattung großer, unredlich erworbener Geldsummen, Ausrottung von Trunksucht, Wiedervereinigung getrennter Eheleute, Almosen für Arme und Kranke. Der durch die Jesuitenseelsorge gesteigerte religiöse Ernst des Volkes läßt sich auch an dem ständigen Wachsen des so lange verachteten Sakramentenempfangs feststellen. In der oberdeutschen Provinz z. B. steigert sich die Zahl der von Jesuiten ausgeteilten Kommunionen von 250 000 im Jahre 1615 auf 647 000 im Jahre 1643. Exerzitien, Missionen, Jugendunterricht, Kongregationen, Sodalitäten, treffliche asketische Schriften tragen zu diesen seelsorgerlichen Erfolgen bei. Ein typisches Beispiel der Anleitung zu verinnerlichter Religiosität ist P. Friedrich Spees Güldenes Tugendbuch, das kein Geringerer als Leibniz ‚eines der solidesten und rührendsten Andachtsbücher‘ nannte. Die ganze Innigkeit eines kindlich reinen Gemütes spricht aus desselben Verfassers rühmlich bekannten Liederbuch ‚Trutznachtigall‘. Der schönste Ruhmestitel dieses edlen Mannes ist aber sein mannhaftes Eintreten gegen die unglaublichen Verirrungen auf dem Gebiet des Hexenwesens.

Eingehend ist auch dieses unerfreuliche Kapitel von Duhr behandelt. Kulturgeschichtlich ist es überaus lehrreich. Duhr beschönigt in keiner Weise, daß eine große Anzahl der Väter dem gräßlichen Wahnglauben huldigten, er hat aber recht, wenn er betont, daß ‚ein durchaus ungesundes und unvernünftiges und in seinen Folgen verhängnisvolles Wittern von Teufeleien‘ in der Luft der in jeder Beziehung erregten Zeit lag und den Boden für die unheilvolle Saat der Hexenprozesse vorbereitete. Auch die Jesuiten waren hierin Kinder ihrer Zeit, und nicht alle waren so erleuchtet wie Spee, Tanner und Laymann. Boehmer rechnet es den Jesuiten zum besonderen Vorwurf an,* daß sie sich verpflichtet glauben, auch literarisch mit aller Energie für

* A. a. O. 145.

den Hexenwahn einzutreten, wie etwa Jakob Gretser, ‚eine der größten wissenschaftlichen Leuchten des Ordens‘. Hat der Protestant Fischart nicht dasselbe Bedürfnis gehabt, als er 1586 Jean Bodins Dämonomanie ins Deutsche übersetzte? Und ist das Schuldkonto der vielen anderen Anhänger Luthers und Calvins nicht auch sehr stark belastet? Nach den verdienstvollen Untersuchungen von Nikolaus Paulus* sollten doch so einseitige Urteile in wissenschaftlichen Arbeiten nicht mehr auftreten. Duhr beschließt das Hexenkapitel mit den Worten: ‚Es darf den deutschen Jesuiten zur großen Ehre angerechnet werden, daß sie trotz des allgemeinen Wahnes, trotz der Übereinstimmung der Hexenbekenntnisse und der Praxis aller Juristen und Gerichte mehr als jede andere weltliche und geistliche Korporation Männer der Seelsorge und der Wissenschaft gestellt haben, die furchtlos und kraftvoll ihre Stimme erhoben, um der Vernunft und der Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen.‘

Die theologische Schriftstellerei nimmt natürlich in der Geschichte des Ordens einen breiten Raum ein. Sie gehörte mit zu der Aufgabe, dem Katholizismus zum Siege über die Gegner zu verhelfen. Die Polemik besonders, seitdem der 1560 erschienene Katechismus des Düsseldorfer Schulrektors Johannes Monheim den Anlaß zum Beginn des Schriftstreits zwischen ‚Protestantisch und Jesuitisch‘ gegeben hatte. Wenn auch die Mäßigung im Kampf mit den Neurern, entsprechend dem Beispiel des Ordensstifters, von Rom aus oft eingeschärft wurde, wenn der kluge Laynez aus den Disputationen sogar das Wort ‚Häretiker‘ ausgemerzt wissen und Aquaviva Schimpf und Spott aus den Schriften verbannen wollte, so folgten doch viele Jesuitenpolemiker der widerlichen Gepflogenheit der mehr als unhöflichen Epoche und standen an Grobheit der Sprache ihren Gegnern wenig nach. Der gröbsten einer war der Schwabe Konrad Vetter, der auch in den deutschen Übersetzungen der Gretserschen lateinischen Streitschriften die ohnehin saftige Sprache seiner Vorlage mit Vergnügen vergröberte. Zu seiner Entlastung kann man allerdings anführen, daß viele seiner gröbsten Ausdrücke einfach wörtliche Retorsionen aus den Schriften Luthers sind. Auch über des äußerst fruchtbaren Gretser — er hat 267 Schriften hinterlassen — heftige Schreibweise klagten einige Ordensgenossen bei dem General. Auch er hat, ein Sohn seiner Zeit, dem Moloch des Grobianismus reichliche Opfer gebracht. Dürfen wir heute mit ihm darüber rechten? Gretser war nicht nur Theologe, sondern ein sehr verdienter Historiker, dem Leibniz hohes Lob spendet. In Adam Tanner besaß die oberdeutsche Provinz ihren besten Dogmatiker, in Paul Laymann den vorzüglichsten Moralisten. Aber auch auf den andern Wissensgebieten leisteten die Väter trotz der Ungunst der Zeiten — des Krieges — Bedeutendes. Adam Kontzens staatsrechtliche Schriften weisen trotz vieler Anklänge an mittelalterliche Anschauungen bereits in die moderne Zeit hinein. Rader,

* Hexenwahn und Protestantismus vornehmlich im 16. Jahrhundert. Freiburg 1910.

Serarius, Brunner, Brower bebauen mit Erfolg das Gebiet der Geschichte, Guldin und Scheiner sind ganz hervorragende Mathematiker und Astronomen, Spee und Balde werden immer in der deutschen Literaturgeschichte mit Ehren genannt werden. Das sind nur einige Namen unter vielen.

* * *

Eine Erscheinung drängt sich dem aufmerksamen Beobachter, der die schriftstellerische und politische Tätigkeit der Väter an der Hand Duhrs verfolgt, auf, die gerade für manche moderne Zeitverhältnisse lehrreich sein dürfte: der Kampf zwischen einer gemäßigten und extremen Richtung. Wir sehen, wie den Vernünftigen, Klugen, die mit den gegebenen Verhältnissen rechnen und ihre Forderungen auf das Maß des Erreichbaren beschränken, der Gang der geschichtlichen Entwicklung recht gibt, während die anderen durch ihr starres Festhalten an den an und für sich richtigen Prinzipien, ohne Berücksichtigung der faktisch gegebenen Lage der Dinge, an der Macht der Tatsachen scheitern, die über graue Theoreme hinwegschreitet. Wir sehen, wie schließlich P. Spee den Sieg davonträgt über die traurigen Disquisitiones magicae (Untersuchungen über die Zauberei) des P. Delrio, die in zahlreichen Auflagen verbreitet die Hexenverfolgung begünstigen. Wir sehen, wie die Geschichte den gemäßigten Ansichten Becans in der Toleranzfrage gegenüber der Prinzipienreiterei der römischen Theologen recht gibt. Die Münchener Jesuiten behielten in der Friedensfrage die Oberhand, während der Fanatismus Wagnerecks vor der Not der Zeit sich zurückziehen mußte. Am auffallendsten zeigt sich aber das Verhängnisvolle des starren Festhaltens an unhaltbaren Theorien bei dem 5-Prozent-Streit, der im 16. Jahrhundert im handeltreibenden Oberdeutschland die Gemüter aufs tiefste erregte. In diesen Streit wurden die Jesuitenbeichtväter, da es sich um die Frage des erlaubten oder unerlaubten Zinsnehmens handelt, hineinverwickelt. Während einige, wie der halbverrückte P. Harywood, an dem absoluten Zinsverbot festhielten und dadurch gerade in den großen Städten die bisherigen Erfolge auf seelsorgerlichem Gebiete in Frage zu stellen drohten, gelang es den einsichtigeren Vätern, die der ganz veränderten wirtschaftlichen Situation Rechnung trugen, unbeschadet des alten Wucherverbotes einen gangbaren Ausweg zu finden und dem bereits bestehenden Gebrauche zu Recht zu verhelfen. Das war ein großes soziales Verdienst.

* * *

Dies führt uns auf das soziale Gebiet. Auch hier erwarb sich der Orden die größten Verdienste, indem er sich von Anfang an mit Eifer in den Dienst der christlichen Liebestätigkeit stellte, obschon er von Haus aus nicht für die Linderung leiblicher Not gegründet war. Die Annalen der deutschen Jesuiten berichten fast auf jeder Seite von Arbeiten und Opfern im Dienste der Enterbten, der Kranken, Gefangenen, der im Kriege Verwundeten. In Zeiten der Pestepidemien stehen die Väter in heroischer Weise den verlassenen Kranken bei. In jedem Kolleg mußten immer einige

für die Pflege der von der Pest Befallenen bereit sein und, um die übrigen nicht anzustecken, getrennt von ihnen wohnen. Wahrhaft erbaulich ist der edle Wetteifer, mit dem sich Hunderte von Mitgliedern für den Dienst der Pestkranken freiwillig anboten, obwohl sie dem sicheren Tode entgegengingen. Die meisten mußten auch ihren Heroismus mit dem Leben bezahlen. Dieser Idealismus selbstloser Männer, der am besten die Gesinnung der deutschen Ordensprovinzen charakterisiert, ist einer der wenigen Lichtstrahlen über dem dunklen Zeitgemälde mit seinen Greueltaten und Ausschweifungen. Dieser Idealismus war es auch, der nicht wenig zu der außerordentlichen Popularität der Jesuiten beitrug. Nichts gewinnt ja mehr die Herzen als die selbstlose, praktische Betätigung der christlichen Liebe. Diese zeigte sich auch in umfassender Weise in der opferwilligen, unablässigen Sorge um die in jener Zeit so zahlreichen Armen. Nicht nur daß an der Pforte der Jesuitenhäuser täglich Almosen gespendet wurden, sondern die Väter suchten in Wort und Schrift auch andere zur Linderung der Not zu gewinnen. In den furchtbaren Jahren des Dreißigjährigen Krieges sind die Jesuiten die größten Wohltäter der Notleidenden geworden. Sie selbst bettelten für die verschämten, den besseren Ständen angehörenden Armen. In Pruntrut riefen sie 1601 eine durchaus moderne Einrichtung ins Leben: ein Nachtasyl für Obdachlose. Auch Waisen- und Krankenhäuser sind von ihnen gegründet worden. Desgleichen ließen sie den Ärmsten unter den Armen in jenen harten Tagen, den Gefangenen, ihre Sorge angedeihen; in den einzelnen Häusern waren ein oder mehrere Patres mit der Tätigkeit in den Gefängnissen betraut, wo sie als Tröster in leiblicher und geistiger Not erschienen. Überraschend sind die zahlreichen Mitteilungen über die Feld- und Lagerseelsorge der deutschen Jesuiten. Sie war durch eine eigene Anweisung des großen Aquaviva genau geregelt worden. Welcher Mut und welcher Optimismus mußte dazu gehören, bei der zügellosen, allen Greueln ergebenen Soldateska des 16. und 17. Jahrhunderts seelsorgerlich wirken zu wollen. Und doch zeigt uns der ergreifende Abschnitt über die Lagermission, daß auch in Schmutz und Elend des Lagerlebens der Heroismus dieser Männer reiche Früchte erntete. Das Tagebuch des P. Drexel gewährt uns einen tiefen Einblick in den Abgrund sittlicher Verkommenheit des damaligen Soldatenlebens. Den Reiseaufzeichnungen des P. Wiltheim, der die Armee Tillys begleitete, entnimmt Duhr schauerliche Einzelheiten aus der Eroberung Magdeburgs. Viele der Feldpatres gingen unter den Strapazen zugrunde; sie haben trotz der unsäglich traurigen Verhältnisse ‚in der Lagermission ausgeharrt, sich mit ganzer Kraft dem Strom des Verderbens entgegengeworfen, manche Greuel verhindert, Tausenden von halbverhungerten, kranken und verwundeten Soldaten das Leben gerettet, Unzählige in ihrer letzten Not gestärkt und überall den größten Erweis der Liebe gegeben: den Einsatz des eigenen Lebens‘.

Eine soziale Tat der deutschen Jesuiten war auch ihr Kampf gegen den Alkohol. Die Trunksucht war damals neben dem Übermaß des Essens ein

eingerostetes Nationallaster der deutschen Nation. Dagegen kämpften Prediger und Schriftsteller des Ordens mit aller Macht an. Nicht weniger gegen andere nationale, zur Zeit des großen Krieges herrschende Mißstände wie gegen die einseitige und schädliche Bevorzugung des Adels, gegen die schlechte Behandlung der Dienstboten, der Untertanen und Soldaten; selbst für die geplagten Hofnarren legt der nimmermüde P. Drexel, der wie kein anderer die tiefen Schäden der Zeit erkennt, eine Lanze ein. Gegen die zunehmende Münzverschlechterung, gegen das Unwesen der Astrologie, dem Wallenstein zum Opfer fiel, treten Jesuiten auf, vor allem machen sie Front gegen die überhandnehmende Fremdsucht und Ausländerei in Kleidermoden und Sprache.

Wenn seinerzeit Professor Faßbender in einem bemerkenswerten Aufsatz der Preußischen Jahrbücher* darlegte, wie wenig der Jesuitenorden seine deutschen Angehörigen zum Aufgeben ihres nationalen Empfindens nötige, so wird diese Auffassung auch durch die Geschichte der älteren deutschen Jesuiten bestätigt. Gerade Jesuiten kämpfen an der Seite ernster deutscher Männer vom Schlage eines Moscherosch gegen die alles Maß überschreitende Fremdennachäfferei, die als eine Folge des Krieges in deutschen Landen noch lange nachwirkte. Einer der stärksten Rufer im Streit ist Jakob Balde, und es ist sehr charakteristisch, daß er, der sich fast nur der Sprache des Horaz bediente, sich aufs schärfste gegen die Verschandelung der deutschen Sprache durch Fremdwörter ausläßt. Duhr führt eine Reihe von Jesuiten auf, die sich an diesem Kampfe beteiligen. Bezeichnend ist auch, daß vom französischen Hof aus wiederholt über die antifranzösische Haltung der Jesuiten in der Schweiz geklagt wurde. Als der treffliche bayerische Jesuit Andreas Brunner, der unter den Drangsalen des Schwedenkrieges besonders hart mitgenommen wurde, den vierten Band seiner bayerischen Geschichte nicht veröffentlichen durfte, weil die Ordenszensoren die dort niedergelegte Darstellung Ludwigs IV. nicht für opportun hielten, schrieb er einem Freund darüber: ‚Ich habe in demselben den Kaiser Ludwig IV. behandelt mit deutscher Freiheit und Geradheit, die durch die Farbe meines Kleides nicht gelitten hat.‘

* * *

Ein beträchtlicher Teil des ersten und die Hälfte des zweiten Bandes gilt der eingehenden Darstellung jener Wirksamkeit des Ordens, auf die er seine Hauptkräfte konzentrierte: dem Unterrichtswesen. Man hat hie und da die Ausführlichkeit getadelt, mit der der Autor die Geschichte der einzelnen Kollegien behandelt, mit Unrecht. Gerade dieses liebevolle Eingehen auf die einzelne Hausgeschichte in den verschiedensten Ordensprovinzen bringt eine Fülle von wichtigen Details zutage, wodurch die pädagogische Tätigkeit der Väter besser beleuchtet wird als durch generelle Erwägungen,

* Die deutschen Jesuiten und die deutschnationalen Interessen, Dezemberheft 1913.

ganz abgesehen von der Wichtigkeit dieses Eingehens für die Lokalgeschichte. So ist auch die Geschichte der deutschen Pädagogik dem Duhrschen Werke zu großem Dank verpflichtet. In überraschend schneller, in der Geschichte einzig dastehenden Weise hat sich der Jesuitenorden des gelehrten Unterrichts in den katholischen Ländern bemächtigt. An dritter Stelle kam in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts bereits Deutschland. Die oberrheinische Provinz zählte 1626 434 Mitglieder und 12 Kollegien, die niederrheinische 406 Mitglieder und 10 Kollegien, die oberdeutsche im Jahre 1630 820 Mitglieder und 20 Kollegien, die österreichische im Jahre 1622 530 Mitglieder mit 23 Kollegien; und als diese Provinz sich in zwei Hälften, eine österreichische und eine böhmische, teilte, wuchs hier die Gesellschaft trotz der Kriegswirren so stark an, daß die böhmischen Häuser im Jahre 1636 600 Mitglieder zählten, die österreichischen im Jahre 1642 gar einen Mitgliederstand von 859 erreichten! Man hat den kolossalen Erfolg der Jesuitenschulen dem Umstand zuschreiben wollen, daß sie ihren Unterricht unentgeltlich erteilten. Das mag sicher zu der hohen Frequenz beigetragen haben. Aber mehr doch, und das erkennt der unbefangene Geschichtschreiber ohne weiteres an: der Ruf, daß es keine geschickteren Lehrer gebe als die Jesuiten. Boehmer steht nicht an zu behaupten, daß man für die katholischen Länder Ignatius denselben Ehrentitel zuerkennen muß, dessen sich Melanchthon in der protestantischen Erziehungsgeschichte erfreut; die große, nach sorgfältiger Überlegung und aus einer halbhundertjährigen Erfahrung gewonnene Ratio Studiorum von 1599 ist ‚das erste große, für einen ganzen Völkerkreis bedeutsame Schulgesetz der Weltgeschichte'.* Hatte man im 16. Jahrhundert da und dort noch unsicher umhergetastet, auch minderwertiges Lehrpersonal verwendet, wie die Frühgeschichte des Dillinger Kollegs beweist, so änderte sich das nach dem Inkrafttreten der großen Studienordnung. Den Vorstellungen der deutschen Väter, daß man für manche Fragen, wie Ferien, Schulanfang u. a. m., die deutschen Verhältnisse mehr berücksichtigen möge, wurde von der Ordensleitung gerne stattgegeben. Freilich waren durch die Ratio nicht alle Übelstände beseitigt. Dem Griechischen wurde nicht überall die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt. Die übergroße Frequenz der Klassen tat in manchen Gymnasien dem Unterrichtserfolg Abbruch. Wenn wir lesen, daß mitunter 170 Schüler auf eine Klasse kamen, dann begreifen wir, daß ein Professor allen Ernstes das Los des Lehrers mit dem der Märtyrer vergleicht. Bewundernswert ist aber die Lebenskraft der Schulen auch in den stärksten Kriegsjahren, nur im äußersten Notfall wurde der Unterricht zeitweise ausgesetzt; ebenso anerkennenswert ist, daß man trotz der großen Notlage mancher Kollegien, die von den durchziehenden Feinden gebrandschatzt wurden, unentwegt an der Unentgeltlichkeit des Unterrichts festhielt. Dies war allerdings nur dadurch möglich, daß der Orden kein Kolleg übernahm, das nicht vorher

* Boehmer a. a. O. 131.

durch ausreichende Fundation den Unterhalt des Lehrpersonals sicherstellte. Duhr widmet, das mag hier gleich angeschlossen werden, auch den Finanzen des Ordens ein gründliches Kapitel, aus dem sich ergibt, daß diese durchaus nicht so glänzend waren, weil den Einkünften sehr große Ausgaben gegenüberstanden. Während des langen Krieges gingen bei sehr vielen Kollegien die Einkünfte fast gar nicht ein, und manche Häuser standen vor dem Bankerott, da sie noch obendrein den Schweden und anderen Feinden ständig beträchtliche Kriegskontributionen zu zahlen hatten. Da ist es kaum verwunderlich, daß man mancherorts durch eine Art Handelsgeschäfte Einnahmequellen zu verschaffen suchte, aber die Generale gaben dergleichen nicht zu.

Der deutschen Sprache wurde am Jesuitengymnasium geringe Beachtung geschenkt, da der Mittelpunkt des ganzen Unterrichts durch das Lateinische gebildet wurde. Geläufig Lateinisch sprechen und schreiben zu können war das Ideal, dem man zusteuerte. Aber nach diesem Ziel strebte mit ganz derselben Energie die protestantische Humanistenschule. Darum versteht man kaum, wie Eduard Gothein den Jesuiten vorwerfen kann, sie hätten die deutsche Kultur romanisiert und ‚es fertig gebracht, die Hälfte des deutschen Volkes von der nationalen Kultur auf Jahrhunderte auszuschließen'.*

Neben den öffentlichen Gymnasien bestanden an vielen Orten auch Konvikte, an denen arme oder auswärtige Schüler Aufnahme fanden. Doch ist bezeichnend, daß stets Bedenken gegen diese Anstalten erhoben wurden, und man hat sie, wo sie nicht direkt eine Notwendigkeit waren, gern einziehen lassen. Es war nicht immer leicht, die für die Konviktsleitung geeigneten Männer zu finden, und darauf kam es den Obern immer an. Den Standpunkt des weitblickenden Aquaviva kennzeichnet sein Grundsatz: Je fruchtreifer die Konvikte sind, wenn sie richtig geleitet werden, um so beschwerlicher und lästiger sind sie, wo dies nicht der Fall ist. Überaus wohltuend berührt die liebevolle Fürsorge der Patres für arme Studenten, um deretwillen die Konvikte geleitet wurden; sie wurden meist aus dem Überschuß der Kollegieneinkünfte oder aus zusammengebettelten Almosen und frommen Legaten unterhalten. Solche Konvikte bestanden auch an den von den Jesuiten geleiteten Universitäten. Sie lehrten an den Hochschulen zu Wien, Graz, Ingolstadt, Dillingen, Freiburg i. B., Luzern, Köln, Paderborn, Münster, Osnabrück, Molsheim i. Elsaß, Bamberg. Die theologischen Studien an ihnen litten unter manchen Gebrechen: es war nicht überall genügend für Bibelvorlesungen gesorgt, das Hebräische lag stellenweise sehr im argen, auch die Kirchengeschichte war nicht genügend berücksichtigt; ein ganz modern anmutender Versuch, nämlich die Errichtung eines kirchenhistorischen Seminars in München, gelangte nicht zur Durchführung.

---

* E. Gothein, Ignatius von Loyola und die Gegenreformation. (Halle 1895.) 663, 676.

An diesen Universitäten und in einigen Seminarien bildeten die Jesuiten im Sinne des Tridentinums den Klerus heran. Wurden in Dillingen viele Ordenskleriker erzogen, welche für die Reform ihrer Klöster nachhaltig wirkten, so sind aus dem großen deutschen Päpstlichen Seminar in Rom, dem Germanikum, eine stattliche Anzahl tüchtiger, reformeifriger deutscher Bischöfe hervorgegangen.

In den Dienst der Erziehung und des Unterrichts stellten die Jesuiten das Schultheater. Es ist bei ihnen zu einer Veranstaltung großen Stils geworden, deren weittragende Bedeutung längst durch eine eigene, sehr reichhaltige Literatur gewürdigt wurde. In beiden Bänden des Duhrschen Werks ist sie eingehend berücksichtigt, aber auch vom erziehungstechnischen Standpunkte betrachtet und mit Recht als ein sehr zweckdienliches Mittel zur Förderung der Heimatkunde, der Vaterlandsliebe, zur Erreichung eines sicheren und gewandten Auftretens, nicht zuletzt auch zur Bildung des Charakters hingestellt. Der meist religiöse Inhalt der unter großem Zulauf der gebildeten Stände aufgeführten Schauspiele war ebensogut eines der Mittel, welche die Schule in den Dienst der Religion stellte wie die Marianischen Kongregationen.

* * *

In einer der feinsinnigen Studien ‚Zur Psychologie des Jesuitenordens' setzt sich P. Lippert auseinander mit der so oft erhobenen Anklage, daß die nivellierenden Einflüsse des Ordenslebens in den Jesuiten alles Persönliche in den Individuen ertöten. Die Charakterbilder einzelner Mitglieder, die Duhr entwirft, beweisen, daß nichts unzutreffender ist als diese allgemeine Behauptung. Um einige herauszugreifen: von welch knorriger Eigenart ist nicht Paulus Hoffäus, der langjährige Provinzial der oberdeutschen Provinz, der eine gottselige Tätigkeit entfaltet hat; wie fesselnd wirkt die farbenreiche Persönlichkeit des biderben Tirolers Georg Scherer, eines der bedeutendsten Prediger seiner Zeit; sein Landsmann Andreas Brunner, der bayerische Historiograph, ein Mann von stählernem Charakter, ist alles andere als eine unpersönliche Erscheinung. Das gleiche gilt von dem vielgeschmähten P. Lamormaini, dem Beichtvater des Kaisers Ferdinand II. Das sorgfältige Porträt, das Duhr von ihm gezeichnet, weist bei allem Schatten doch soviel helle und freundliche Züge auf, die man vergeblich in der Karikatur sucht, welche seine politischen Gegner von ihm entworfen haben: ‚er steht da als ein ganzer Mann, rein in seinen Sitten, unbestechlich in seiner Pflicht, unzugänglich den Lockungen der Ehren und Würden dieser Welt.'

* * *

Duhr läßt in seinem Buch leidenschaftslos die Tatsachen reden. Alle diese aus unanfechtbaren Quellen entnommenen Nachrichten setzen sich zu einem Bild zusammen, dessen der Orden sich wahrlich nicht zu schämen hat. Meist läßt der Verfasser die Quellen selbst reden; sein Urteil drängt sich nicht vor, ja, wo er Lob erteilen soll, läßt er dies meist durch andere, nicht dem

Jesuitenorden angehörende oder selbst protestantische Autoren besorgen. Der Fluß der Darstellung mag unter dieser Methode leiden, und auch für beschwingte Rhetorik und ‚glänzende' Schreibart ist bei solcher Praxis kein Raum. Gesprächsweise hörte ich, wie man Gotheins Art mit Duhr verglich, um der geistreichen, schillernden Schreibweise jenes den Vorzug zu geben. So sehr ich auch in der Historie literarische Feinheit und künstlerische Abrundung liebe, so möchte ich doch in einem so wichtigen, von einer soviel umstrittenen Materie handelnden Werk wie der vorliegenden Geschichte deutscher Jesuiten Duhrs Methode unbedingt den Vorzug geben. Nur durch diese ruhige Sachlichkeit und die stets vorliegende Möglichkeit der Kontrolle der gegebenen Nachrichten ist es möglich, eine von allzu subjektiven Auffassungen und Zutaten, die sich nur zu gern dem nach kunstvoller Schreibart strebenden Historiker unterlaufen, freie Darstellung zu gewinnen. Überhaupt wird nach dem Stande der heute betriebenen Kritik und den stets weitergehenden Anforderungen quellenmäßiger Darstellung die Geschichtschreibung immer mehr auf eine Bahn gedrängt, die nicht mehr wie zu Zeiten Macaulays, Rankes oder Treitschkes in die Ruhmeshalle der Nationalliteratur hineinführt. Klio muß heute schwerer gerüstet einherschreiten, denn die Menschen sind mißtrauischer geworden.

Walther Köhler hat in einer den streng wissenschaftlichen und unbefangenen Charakter des Duhrschen Werkes anerkennenden Besprechung* zutreffend betont, daß man eine leise Apologetik (die freilich in den Tatsachen liegt) dem Verfasser um so weniger verübeln könne, als noch vielfach ganz verkehrte Urteile über die Jesuiten umlaufen. Auf wen diese Urteile, auf wen auch die fast nur im deutschen Protestantismus heute noch vielfach herrschende krankhafte Jesuitenangst zurückgeht, zeigt uns die Art und Weise, wie von Anfang an der Orden bekämpft wurde. Stießen schon in den katholischen Ländern die Jesuiten auf erbitterten Widerstand, weil sie auf eine ernstliche Reform des religiösen Lebens drängten, so mußte in dem protestantischen Deutschland, dessen Rückeroberung für den Katholizismus der neue Orden mit aller Kraft unternahm, die Erbitterung noch ganz andere Formen annehmen. Demgemäß bewegt sich die Polemik gegen die Väter in den leidenschaftlichsten Formen, die in gröbster Verunglimpfung des Gegners das Menschenmögliche leistete, wobei auch manche Jesuiten durch Schroffheit und Schärfe das gegnerische Lager unnötig reizten. Aber das steht in keinem Verhältnis zu den maßlosen Invektiven, die seit 1556 gegen die Jesuiten gerichtet werden. Man begnügte sich nicht mit den üblichen Liebenswürdigkeiten der grobschlächtigen Zeit, sondern gefiel sich darin, die unmöglichsten, aller Tatsächlichkeit entbehrenden Verleumdungen über die Gesellschaft in Umlauf zu setzen. Viele der heute noch kursierenden „Jesuitenfabeln' sind im 16. und 17. Jahrhundert entstanden. Die Abschnitte der beiden Duhrschen Bände, die sich mit den zeitgenössischen Urteilen über die

* Theolog. Jahresbericht 1908, S. 598.

Jesuiten befassen, sind für die Kultur- und Literargeschichte gleich interessant. Bezeichnend ist, daß nicht nur Polemiker und Pasquillenschreiber dritten und vierten Ranges den haarsträubendsten Unsinn verzapften, sondern daß die bedeutendsten Gelehrten und Universitätsprofessoren in dasselbe Horn stießen. So kann Duhr behaupten: ‚Es ist eine traurige und für die protestantische Wissenschaft des 16. Jahrhunderts beschämende Tatsache, daß kein einziger unter den vielen protestantischen Gelehrten eine auch nur einigermaßen sachkundige Darstellung über Wesen und Geschichte des Jesuitenordens geliefert hat. Die hervorragendsten protestantischen Theologen bringen geradezu unsinnige Dinge über die Jesuiten vor. Dieselben Gelehrten, welche behaupten, über die geheimsten Triebfedern des Stifters auf das genaueste unterrichtet zu sein, kannten nach vielen Jahren noch nicht den Namen des Stifters.'* Unzucht, Giftmord, Brandstiftung, Königsmord, Aufruhr, alle Arten von Verbrechen schrieb man ihnen aufs Konto, und glaubte sie. Zu diesen unsinnigen Legenden kamen direkte Fälschungen; die berüchtigten monita secreta, welche die Jesuiten zu einer Schurkenbande schlimmster Art stempeln, stammen aus dieser Zeit. Sie sind von einem Exjesuiten verfaßt, wie auch die 1593 veröffentlichte ‚Geschichte des Jesuitischen Ordens' von Elias Hasenmüller, dessen unflätige Geschichten und Mätzlein unbedenklich als die lautere Wahrheit aufgenommen wurden. Wenn noch moderne Historiker wie Stieve bei Hasenmüller eine ‚ganz gute' Schilderung des Wesens der Jesuiten finden, dann darf es auch nicht wundernehmen, daß die Schriften eines neueren Exjesuiten für so viele die glaubwürdige Quelle für die Kenntnis des Ordens geworden sind. Von der maßlosen, gehässigen Polemik des Zeitalters der Gegenreformation führt eine Brücke bis zu Harnack, der noch im Jahre 1910 die Jesuiten als ‚päpstliche Mamelucken' bekomplimentiert.** Wie schwer es ist, alle durch Jahrhunderte hindurch genährte Vorurteile zu beseitigen, muß auch der schon öfters genannte Boehmer erfahren, der in der Vorrede zu seiner Jesuitenskizze von ‚zahlreichen, oft recht merkwürdigen Zuschriften' berichtet, die ihm und Gabriel Monod, dem französischen Übersetzer des Büchleins, zugegangen sind; weil er geschichtliche Wahrheit vermitteln will, hat man ihn zum ‚beschränkten, ultramontanen Fanatiker' gestempelt. Doch ist zu hoffen, daß allmählich auch hierin Wandel geschaffen werde. Duhrs monumentales Werk ist wie kein anderes geeignet, ein besseres Verständnis für den Orden anzubahnen. Gerade hier trifft ein Wort zu, das Harnack in einer Kaiserrede vom Jahre 1907 gesprochen hat: ‚Weiter aber mögen sich die Gelehrten beider Kirchen noch ernsthafter bemühen, die Religion in der anderen Kirche besser zu verstehen; denn in jedem Verständnis liegt ein Moment des Friedens.'

---

* Duhr I, 839.

** Vergl. das treffliche Büchlein von Duhr, Hundert Jesuitenfabeln 7.—11. Aufl. (Freiburg 1913), S. 70.

Die jüngste Frauenfrage
Von Elisabeth Gnauck-Kühne †



Die Frage, was nach Friedensschluß aus der erwerbstätigen Frau wird, die die Kriegsnot aus dem Hause und in amtliche und private Büros und Kontore, in die Munitionsfabrik, auf den Kutscherbock und an die Kurbel des Straßenbahnwagens holte, beschäftigt außer dem Sozialpolitiker viele, sei es aus wirtschaftlich-persönlicher, sei es aus objektiv-sozialer Anteilnahme.

Daß es sich nicht um eine allgemeine Verdrängung der erwerbenden Frauen handeln kann, liegt auf der Hand. Wir können nach dem Kriege so wenig die Arbeiterin entbehren, wie wir es vorher konnten. Es handelt sich bei dieser neuesten Frauenfrage zunächst um diejenigen größtenteils verheirateten Frauen, die durch die Zeitumstände als Ersatz für Männer auf den verschiedensten Gebieten herangezogen worden und in beträchtlicher Zahl in gehobene Stellungen gelangt sind, die früher Männern vorbehalten waren. Wir haben mithin zunächst in erster Linie an die erwerbende Hausfrau zu denken.

Suchen wir über billige persönliche Meinungen und Augenblickseindrücke hinweg zu begründeter Stellungnahme zu kommen. Zunächst fassen wir den Gegenstand der Untersuchung, die Hausfrau, ins Auge und fragen, wie der Krieg sie fand und was er aus ihr gemacht hat. Ihre Entwicklung gehört zu den Überraschungen der Kriegszeit.

In der Familie, im Hause findet die Frau von jeher alles, was sie begehrt: Lebensunterhalt und reichen Lebensinhalt, Arbeit und Erholung; für Last wie für Freude sorgen die Kinder; was fragt sie nach der Welt? Und was fragt die Welt nach ihr? Keiner hat das Recht, ihre Arbeit zu kontrollieren, in ihr Tun und Lassen hineinzublicken. Ein nahezu absoluter Individualismus wird durch die Lebensumstände in der Hausfrau und Konsumleiterin gezüchtet, ein Individualismus, der mit der Hingabe der Mutter an die Familie nicht im Widerspruch sich fühlt, denn die Familie ist ihr nur das erweiterte Individuum.

Die eigenartige Isolierung der Hausfrau tritt deutlich hervor, wenn wir die Stellung des Gatten zur Welt daneben beleuchten. Er hat Vorgesetzte, hat Rechenschaft abzulegen, und wenn er auch ein sogenannter unabhängiger Mann ist, etwa ein Schriftsteller oder Gutsbesitzer oder ein ‚Selbständiger', so tritt doch seine Arbeit ins volle Licht der Öffentlichkeit. Der Schriftsteller kommt vor das Forum der Kritik, der Landwirt bestellt seine Felder unter freiem Himmel; treibt er Raubbau und Mißwirtschaft, kann es nicht unbemerkt bleiben, auch unterliegt er der Kritik seiner erfahrenen Hilfskräfte. Und welcher Landwirt gehörte nicht einem Kreise von Fachgenossen an, einem landwirtschaftlichen Verein oder einer Genossenschaft? Auch untersteht er der landwirtschaftlichen Behörde und hat sich nach ihren Vorschriften zu richten. Nicht anders steht es mit den Selbständigen in Industrie und

Handel. Kurz, auch der unabhängige Mann gehört in seiner Berufsstellung der Öffentlichkeit, untersteht der Aufsicht und der Kritik, ganz zu schweigen davon, daß er seine Arbeit gelernt hat. Die Hausmutter dagegen hat weder Vorgesetzte noch Kritik, noch Fachgenossinnenverbindungen, noch auch untersteht sie dem Zwang, daß sie ihre Arbeit gelernt hat. Ob sie von ihrer Aufgabe etwas versteht oder nicht, hängt ausschließlich vom Zufall ab, von dem glücklichen Zufall, daß sie eine Mutter besaß, die ihrerseits zufällig etwas von Hauswirtschaft und Kinderpflege gelernt hatte, oder daß sie als Dienstbotin zufällig eine Herrin hatte, die ihr Anleitung zu geben imstande war. Wieviel Schuld an der Dienstbotennot mag auf Rechnung der Hausfrauen kommen? Die Ungelerntheit der Hausmutter wird nicht eher aufhören, als bis wir zu einer planmäßigen, pflichtmäßigen Unterweisung und Übung der Mädchen fortschreiten. Daß diese organische Weiterentwicklung der Frauenschule und Frauenschulung auf Schwierigkeiten stößt, kann nicht abschrecken, im Gegenteil, je mehr wir uns in die Schwierigkeiten vertiefen, umso schärfer tritt die Notwendigkeit ihrer Überwindung hervor.

Der Gedanke gewinnt übrigens an Boden. Es werden bereits Versuche mit einem hausmütterlichen Dienstjahr gemacht, zum Beispiel von den Schwestern vom armen Kinde in Kalk und Neuß und von den Franziskanerinnen im St. Annenkloster in Remagen. Der katholische Frauenbund hat bei seiner letzten Tagung ein Referat hierüber von Fräulein Schmitz erstatten lassen. Der Verein der katholischen Oberlehrerinnen hat ein Programm für die theoretische und praktische Ausbildung aufgestellt; im St. Annenkloster wird es der Ausbildung der Dienstjährigen zugrunde gelegt; ob auch in den Gemeinschaftshäusern (Pensionaten) der Schwestern vom armen Kinde, entzieht sich meiner Kenntnis. Eine Vereinigung zur Gründung von Frauendienstplätzen hat sich unter Vorsitz von Dr. Hertha Siemering gebildet, um die Ideen der verstorbenen genialen Ida von Kortzfleisch zu verwirklichen. In Schlesien besteht ein Bund zur Durchführung eines weiblichen Dienstjahrs unter Führung der Schulvorsteherin Elisabeth Lange, zu praktischer Inangriffnahme ist er aber noch nicht gekommen. Die Katholiken haben ersichtlich einen Vorsprung. Er erklärt sich wohl daraus, daß der Gemeinschaftsgedanke, der jetzt wieder allgemein zu Ehren kommt, bei ihnen nie erloschen ist, so wenig wie der Brauch, das weibliche Geschlecht durch die Frau erziehen zu lassen.

Jedem, dem es Gewissenssache ist, der Auflösung der Familie entgegenzuarbeiten, muß die Vorbereitung des Mädchens auf seinen Hausmutterberuf am Herzen liegen. Wer daran zweifelt, daß wir in der Vorbereitung des Mädchens für den wichtigen Beruf der Hausmutter durch die wirtschaftliche Entwicklung aus dem Zustand sicheren, erfahrungsmäßig überlieferten Könnens zur Zufälligkeit hinabgesunken sind, der lege sich einmal die Frage vor, was eine Hausfrau ist. Wenn er nach einem männlichen Berufe fragt, wird er immer irgend ein, wenn auch noch so elementares, für alle Fachgenossen gültiges Merkmal finden können. Der

Tischler muß Holz, der Schlosser Eisen bearbeiten können, der Richter muß das Recht, der Geistliche die Bibel kennen. Aber was ist eine Hausfrau? Über ihren Familienstand und ihre Stellung außerhalb der Familie können wir etwas sagen, sie hat einen Ehemann oder ist Witwe, oder sie steht einem fremden Haushalt vor, aber über ihre Arbeit? Nahe liegt es zu sagen, daß sie kochen kann. Aber das wäre weit gefehlt. In allen Ständen gibt es Hausfrauen, die von der Küche wenig oder gar nichts verstehen. Oder kann etwa jede Frau nähen, flicken oder stricken? Soviel wie sie in der Schule gelernt und nicht vergessen hat, allerdings, aber das reicht nicht weit. Ebensogut ist es möglich, daß eine Frau für sich und die Kinder selber schneidern und geschmackvolle Kleidung billig herstellen kann, aber es ist nur ein glücklicher Zufall. Sobald wir auf den einzelnen Fall eingehen, können wir bewunderungswürdige Leistungen feststellen und Hausfrauen bemerken, die einen Glorienschein verdienen, so wie wir im Gegensatz zu ihnen Hausmütter finden, die jedes Verantwortlichkeitsgefühls bar, Mann und Kindern alles schuldig bleiben und nichts weiter als eine Schmach ihres Geschlechts bedeuten. Fragen wir aber nach der praktischen Grundlage, die allen als charakteristisches Merkmal gemeinsam sein müßte, so finden wir keine Antwort. Wir müssen erst wieder zu einer klaren Begriffsbestimmung der Hausmutter kommen und feststellen, was allen gemeinsam sein, und was in den verschiedenen Schichten unterschiedlich gefordert werden muß, und wie die weibliche Jugend der verschiedenen Schichten am sichersten auf den Beruf der Hausmutter vorbereitet wird.

Dieses Streben unterstützen jetzt die konservativsten aller Menschen, die Hausmütter selber. Sie regen sich an vielen Orten und reichen sich die Hände, um sich gegenseitig zu helfen. Unter Frau Böhms Führung ist vor zwei Jahrzehnten der erste Versuch gemacht worden und geglückt, eine Verbindung von Stadt- und Landfrauen herzustellen. Jetzt ist der gelungene Versuch in den verschiedensten Bezirken wiederholt worden. Ein anderer Anstoß kommt von Hamburg. Die Organisierung der deutschen Hausfrauen ist von dort aus unter Vorsitz der Frau Voß-Zietz in Angriff genommen worden, 45 000 Frauen sind bereits untereinander in Fühlung getreten; ein eigenes Organ erscheint. Auch der Katholische Frauenbund Deutschlands sucht nach der Möglichkeit des Anschlusses seiner Hausfrauengruppen. So hat der Organisationsgedanke unter den Hausmüttern Boden gewonnen. Die große ‚Auferstehung des Volkes' hat auch sie mit emporgerissen. Neues will werden. Wohl bleibt der alte Geist, die alte Tugend, die Hingabe der Frau an die Familie, die Selbstlosigkeit und Opferfreude dieselbe, aber die Form der Betätigung wird umfassender, die Auffassung des Berufs eine weitere, sie tritt der Frau ins Bewußtsein. Die Hausfrau beginnt, sich als einen einzelnen Posten zu einer großen Summe zu verstehen, sie sieht Fäden von ihrer Hauswirtschaft zur Volks-

wirtschaft laufen, und von der Volkswirtschaft fühlt sie jetzt verständnisvoll alle Erschütterungen mit, alles Anschwellen und Sinken bis in ihr geschlossenes Heim, so wie Ebbe und Flut jedes Sandkorn am Meeresstrande berühren. Ein unerbittlicher Lehrmeister ist es, der diesen Umschwung bewirkt hat, der die Hausmutter zwingt, ihre Gedankenwelt auszuweiten: Der Krieg. Er hat die verriegelte und verrammelte Tür gesprengt, die unsere in der Familie wie auf einer Insel geborgene Hausmutter von der Welt schied. Täglich erlebt jetzt die Hausmutter, daß sie nur ein Teil des Ganzen ist, der mit dem Volksganzen leidet, mit dem Ganzen sich freut, mit dem Ganzen kämpft. Sie gehört nach wie vor dem Einzelhaushalt, der Einzelfamilie, aber sie begreift, daß der Einzelhaushalt im Ganzen steht, daß ihr eigenes Wohl und Wehe vom Los des Ganzen abhängt, und daß sie durch ihr häusliches Tun und Lassen das Los des Ganzen beeinflußt und mitbestimmt: Verwahrloste Kinder und nicht nur die ungewaschenen, nein, auch die moralisch und gemütlich verwahrlosten Kinder in feiner Kleidung geben schwerlich tüchtige Männer und Frauen, wie das Vaterland sie braucht! Die Hausmutter spinnt jetzt unmittelbar die Fäden von ihrem stillen Tun in die laute Welt, von ihrem vereinsamten Haus in die gefüllten Schützengräben hinein. Die starken, tapferen, gesunden, abgehärteten Männer an der Front, sie sind die Söhne ihrer Mütter. Wie viele schlaflose, schmerzensreiche Nächte, wie viele oft mit Lächeln getragene Entbehrungen der Mütter mußten vorangehen, daß wir ein bewunderungswürdiges Heer, wie das unsrige ist, aufstellen konnten! Ohne starke, tapfere Mütter kein starkes, tapferes Heer, ohne stilles unsichtbares vieljähriges Heldentum des Weibes kein lorbeergekrönter Siegeszug der Männer. Das alles tritt jetzt im Kriege zum Greifen deutlich hervor, auch der vielbeschäftigten, abgearbeiteten, selbst der im trägen Genußleben verkommenen Frau tritt es ins Bewußtsein, so daß sie sich zusammenrafft. Sie gehört plötzlich mit zur Allgemeinheit. Die kleine Hauswirtschaft wird ein Stück Gemeinwirtschaft, die Mutter erlebt jede Bundesratsverordnung mit, liest auf der Straße Telegramme, sucht vielleicht gar den Ort, wo sie den Sohn vermutet, auf der Karte im Schaufenster und steckt die Fahne aus, wenn ein Sieg gemeldet wird. Sie gehört zum Ganzen, zum Volk, zum Staat. Volk, Staat — was war das für sie noch vor zwei Jahren? Das Volk, das waren die Radaulustigen, die Putsche machten; der Staat, das war die Gewalt, die Steuern eintrieb, und die die Söhne anstellte und besoldete, wenn sie die Prüfungen abgelegt hatten. Jetzt ist die elektrische Leitung eingeschaltet, und Funken des Verständnisses blitzen hell bei der Berührung auf. Der Staat, das ist die organisierte Gemeinschaft, der auch die Frau angehört, die Gemeinschaft, die Ruhe und Ordnung ermöglicht, Schutz und Sicherheit gewährleistet und die Grundlage aller Entwicklung, aller Fortschritte bildet. Staat und Kirche, das sind die Gemeinschaften, ohne die der Einzelne, auf sich gestellt, nicht vorwärts käme, weder geistig-

sittlich noch wirtschaftlich. Der Staat, das ist das organisierte Vaterland, für das die deutschen Männer jetzt ihr Herzblut geben. Als Gefühlswert besaß es die deutsche Frau schon lange, nun wird das Vaterland ihr als staatliche Gemeinschaft auch geistiger Besitz. Die Einsicht in die Bedeutung dieser organisierten Gemeinschaft macht sie zur Staatsbürgerin.

Diese Bezeichnung ist nicht ein schmückendes Beiwort, bedeutet nicht einen geistigen Luxus, angenehm für solche, denen es an Arbeit oder Zerstreuung mangelt, die staatsbürgerliche Wendung im Leben der Frau ist von ernster und weittragender Bedeutung für den inneren Frieden der Einzelnen und für das Verständnis unter den Geschlechtern. Aus der staatsbürgerlichen Einsicht und Eingliederung heraus ist als nächster Gewinn eine weitere Einsicht zu erhoffen, die uns kommende Schwierigkeiten beseitigen helfen kann und vor Bitterkeit bewahren muß. Die Schwierigkeiten, die sich wie dunkle Wolken am Zukunftshimmel zeigen, sind ein ernstes Stück Frauenfrage, das der Krieg heraufbeschworen hat.

Der Staat, das organisierte Vaterland, verlangt nicht nur, daß die Hausfrau den Übergang von der privatkapitalistischen in die Gemeinwirtschaft willig mitmacht und begreift, er verlangt von der Mutter, daß sie den Sohn und auch die Tochter opfert, ja er verlangt die Frau selbst. Tausende von weiblichen Personen sind unter das Rote Kreuz getreten, und Tausende von Frauen ersetzen die Männer in Arbeitsstätten, die ohne Frauen verödet wären. Nicht nur wären unsere Verwundeten verlassen ohne Frauen, unsere Munition wäre verbraucht, hülfen nicht Frauen; unsere Knaben wüchsen ohne Unterricht heran, hülfen nicht Frauen; Post, Telegraph, Eisenbahn, Straßenbahn, sie gingen zurück, hülfen nicht Frauen. In allen Erwerbsberufen, Landwirtschaft, Industrie, Handel und Verkehr sind Frauen unentbehrliche Arbeiterinnen. Mit Recht dankte der Kaiser in seinem Erlaß zum ersten August auch den Frauen, den tapferen Kämpferinnen der Heimarmee. Und wenn kein Kranz ihnen winkt, so bleibt es darum nicht minder wahr, daß wir ohne die deutschen Frauen, ohne ihre Liebe so wenig wie ohne ihre Arbeit durchhalten könnten. Wenn 90 vom Hundert der Verwundeten wieder hergestellt werden, so ist das ein großes Lob für unsere Ärzte und unsere ärztliche Wissenschaft, aber auch für unsere Pflegerinnen, die unermüdlich bereit sind. Ein reicher Born von Liebe quillt aus dem Herzen der deutschen Frau. Er befähigt zarte Mädchen zu stiller aber unerläßlicher, unscheinbarer Kleinarbeit und zu heroischen Opfern.*

---

* Als ein solches ist es wohl zu bezeichnen, wenn zwei jugendliche Pflegerinnen aus ersten Familien in Hildesheim, frühere Schülerinnen der dortigen Marienschule von Fräulein Carla Sermes, sich in einem Hildesheimer Lazarett jede ein Stück Haut abnehmen lassen und durch dies Opfer einen schwerverwundeten Landstürmer seinen sieben Kindern erhalten, ihren Lazarettdienst aber noch mit dem Verbande wieder versehen.

Doch auch die Leistungen der Frauen als Ersatz für Männerarbeit sind rühmlich hervorzuheben. Alle stattgehabten Umfragen (soweit mir ihr Ergebnis bekannt ist) erkennen die Leistungsfähigkeit der Frau, ihre Gutwilligkeit, Anstelligkeit und Zuverlässigkeit an. Sie hat sich als ein nützliches, brauchbares Glied in die Produktion eingefügt, auch in Erwerbszweigen, die ihr früher verschlossen waren.

Dieser Tatbestand, aus der Kriegsnot herausgewachsen, legt nun die ernste Frage nahe, was nach dem Friedensschlusse werden soll. Sollen die zurückkehrenden Männer draußenbleiben, oder soll die Schaffnerin, Wagenführerin, kaufmännische Gehilfin, Kontoristin, Maschinenschreiberin, Lehrerin, Ärztin den Männern Platz machen? Ohne Frage werden viele Männer sich für den letzteren Weg entscheiden, während viele Frauen sagen werden: Es würde unbillig sein, die Frauen zu entfernen, die in der Stunde der Not eingesprungen sind. Wenn sie sich nicht zu der Arbeit eignen, hätte man sie nicht rufen dürfen; da sie aber ihre Befähigung an den Tag gelegt haben, haben sie ihren Platz kraft erworbenen Rechts inne und müssen ihn behalten, denn ihnen tut der Hunger gerade so weh wie den Männern. Die Männer werden dagegen geltend machen, daß sie höherem Dienst folgend ihre Arbeit verlassen haben, auch um eben diejenigen weiblichen Personen zu verteidigen, die ihnen nun das Brot nehmen, und daß diese Personen nur durch die Landesverteidigung der Männer, die den Krieg in Feindesland trugen, dem schwersten Schicksal entgangen und in den Stand gesetzt worden sind, zu arbeiten und zu verdienen, so daß die Dankbarkeit ihnen vorschreiben müsse, den Männern Platz zu machen. Und weiter wird man ihnen vorhalten, daß sie mit jedem Manne, den sie aus einträglicher Stelle verdrängen, ein Glied ihres eigenen Geschlechts verdrängen, indem sie dem Manne die Möglichkeit nehmen, zu heiraten. Demgegenüber werden die Frauen wieder sagen: Und wenn wir nicht als Kernmacherinnen in den Geschoßfabriken geholfen hätten, wer hätte euch dann die Munition geliefert? Und wenn wir uns nicht an den Pflug gespannt hätten, wer hätte dann das Feld bestellen und Heer und Volk mit Nahrung versorgen sollen? Hätte die Heimarmee nicht durchgehalten, hätte uns keiner eurer Siege vor der Niederlage bewahrt. So wird der Kampf der Gelegenheitsgründe und Meinungen hin- und herwogen, Schwierigkeiten, die vor Jahrzehnten zur Frauenbewegung geführt haben, verstärkt aufleben lassen, die Bewegung selbst verschärfen und unter der Friedenspalme das böse Unkraut der Verbitterung säen.

Fraglos werden die Männer als die Mächtigeren faktisch die Frauen nach dem Kriege zurückdrängen, aber Macht und Zahl sind weder logische Beweise noch Gründe. Wollen wir statt der Macht Gerechtigkeit, wollen wir ein Urteil finden, das unser Gewissen unterschreiben kann, und unser Gemüt nicht als lieblose, unbillige Härte, als männlichen Geschlechtsegoismus, empfindet, dann müssen wir uns auf Grundsätzliches besinnen.

Zunächst müssen wir den Frauen zugestehen, daß es im Einzelschicksal eine Härte ist, wenn die Entlassung aus einer Stelle erfolgt, weil der frühere Inhaber zurückgekehrt ist. Gerade weil im Einzelfalle die Härte auf der Hand liegt, ist es notwendig, die Frage in eine erklärende und verklärende Beleuchtung zu rücken. Das ändert an der Härte praktisch nichts, sie wird aber eher erträglich, der schärfste Stachel wird ihr genommen, sobald sie nicht als Willkür und damit als Ungerechtigkeit, sondern als gesetzmäßige, logisch erklärliche, moralisch berechtigte Folge erscheint. Summum ius — summa iniuria, ein Gesetz, das keinem wehe täte, gibt es nicht. Die Erreichung dieses Ziels wird nun durch die neu gewonnene Einsicht der Hausmutter in das Wesen der Volksgemeinschaft ermöglicht und durch die Wendung unserer volkswirtschaftlichen Anschauungen vom individualistisch-manchesterlichen zum sozialökonomisch-gemeinwirtschaftlichen Prinzip wesentlich begünstigt. Nach langem Ringen ist der Gemeinschaftsgedanke durchgedrungen. Unbestreitbar und unbestritten ist, daß die Fähigkeit und Übung der Organisation unsern Siegeszug in Feindesland vorbereitet und ermöglicht hat. Organisation ist aber nichts anderes als tatgewordener Gemeinschaftsgedanke, so wie ein Organismus die engste Gemeinschaft selbsttätiger, wachstumfähiger Lebensträger (Zellen) ist, die auf natürliche (nicht mechanische) Weise zusammenhängen. Dieser Aufschwung unserer Anschauung von dem atomisierenden Individualismus zum Gemeinschaftsgedanken bedeutet einen Höhepunkt in der Entwicklung des deutschen Geistes, denn dieser Gedanke stellt das Gleichgewicht her zwischen Freiwilligkeit und Zwang, zwischen Freiheit und Gehorsam, zwischen Selbstbehauptung und Selbsthingabe, zwischen dem Ich und dem Du, zwischen der Persönlichkeit und der Allgemeinheit. Eine Gesellschaft von Sandkörnern ergibt nur eine Wüste, eine Gesellschaft von Menschen, die zur Einordnung und Unterordnung willig und fähig sind, aber eine Gemeinschaft, und zwar eine Gemeinschaft, deren Krafteinheit mit der Zahl der Mitglieder zu multiplizieren ist. Eine solche Gemeinschaft als organischer, das heißt lebendiger, natürlicher Zusammenhang, setzt voraus, daß jeder Teil seiner Naturbestimmung nach wirkt. Wollte der eine Teil die Herrschaft üben, indem er die andern entgegen ihrer Naturbestimmung verwendete, so wäre das keine Gemeinschaft, sondern Gewaltherrschaft. Deshalb legt jede Gemeinschaft jedem einzelnen Selbstbeschränkung auf. Keine Gemeinschaft ist ohne Opfer denkbar, und zwar fordert sie Persönlichkeitsopfer und materielle Opfer. Nicht einmal die engste Gemeinschaft, die Ehe, geschweige denn die großen staatlichen Gemeinschaften sind ohne Opfer denkbar. Die materiellen Opfer liegen bei den letzteren auf der Hand. Wir pflegen sie als Steuern zu bezeichnen. An diesen materiellen Opfern ist am leichtesten nachzuweisen, daß Erkenntnisdrang und Gerechtigkeitsbedürfnis sich am ehesten befriedigt fühlen, wenn wir den Gemeinschaftsgedanken obenan stellen. Andre Theorien versagen. Denn fassen wir die Steuern als eine Art Vergeltung für Staatsleistungen auf, so ist es doch

unerklärlich, daß der Staat seine Wohltaten ebenso allen denen gewährt, die keine Steuern zahlen; erklären wir aber die Steuerleistung als eine Art Versicherungsgeschäft, so müßten wir verlangen, daß der Staat seine Gegenleistung nach den Steuerklassen abstuft. Erkennen wir die Steuern dagegen als eine Beihilfe zur Deckung der Gemeinbedürfnisse, so ist es nur natürlich, daß jeder nach Maßgabe seiner geldlichen Kraft zahlt, der eine viel, der andre wenig. Die starken Schullasten werden in ländlichen Gemeinwesen bisweilen in der Hauptsache von einem einzigen Manne getragen. Das ist eine Härte, aber keineswegs eine Willkür, sondern eine natürliche Belastung der Leistungsfähigkeit zugunsten des überpersönlichen Gemeinwohls. Unnatürlich, anorganisch würde es sein, die Ärmeren am stärksten zu belasten, so wenig wie es natürlich sein würde, einen Tornister statt vom Rücken vom kleinen Finger tragen zu lassen. Von diesem Gesichtspunkte aus kommen wir auch zu einem Urteil in dem Stück Frauenfrage, das sich nach dem Friedensschlusse aufrollen wird.

Die überpersönliche Bedeutung des Allgemeinwohls läßt fragen: Welches ist der natürliche, lebendige Zusammenhang des Mannes und der Frau mit dem staatlichen Organismus? Dieser natürliche Zusammenhang muß in erster Linie richtunggebend und entscheidend sein. Der natürliche und damit gegebene Zusammenhang des Mannes mit dem Staat ist ein anderer als der der Frau. Es hieße den Sinn der Zweiteilung der Menschheit verkennen, wollten wir die Unterschiedlichkeit der Geschlechter übersehen oder vergessen. Nur von dieser Unterschiedlichkeit ausgehend, kommen wir vorwärts, sie vergessen oder außer acht lassen, heißt auf den toten Strang fahren; denn wenn wir die Unterschiedlichkeit vergessen, müssen wir notgedrungen auf Gleichartigkeit abzielen, und hier schiebt die Natur unabwendlich und unerbittlich den Riegel vor. Daher ist das Ziel dahin abzustecken: Ganze Frauen, nicht halbe Männer. Die Natur hat klar den Zusammenhang der Frau mit dem Staat vorgezeichnet, indem sie dem weiblichen Geschlechte den ganz überwiegenden Anteil an der Fortpflanzung des Menschengeschlechts auferlegte. Ohne Mutterschaft keine Menschen, ohne Mütterlichkeit keine Kulturmenschen. Die absolute Unersetzlichkeit der Frau in dieser Aufgabe läßt letztere als die natürliche Grundbeziehung zum Staat erscheinen, der an Wichtigkeit für seinen Bestand keine andere gleichkommt. Wie das weibliche Geschlecht als Ganzes diese Beziehung würdigt, erhellt aus der Tatsache, daß die Haupterwerbstätigkeit des weiblichen Geschlechts in die Zeit der jugendlichen Unreife fällt, die Vollkraft der besten Lebensjahre aber der Ehe und Mutterschaft gehört.* So dient das weibliche Geschlecht in erster Linie dem Staate durch Mutterschaft und Mütterlichkeit, alle anderen Beziehungen stehen in zweiter Linie, schon weil alle anderen Beziehungen keine Unersetzlichkeit kennen. Lehren, heilen, kochen,

* Vgl. Dienstpflicht und Dienstjahr des weiblichen Geschlechts. Von Elisabeth Gnauck-Kühne. Tübingen. Mohr S. 12.

schneidern kann auch der Mann. Die Mutterschaft gehört dem Weibe allein.

Für den Mann ist die grundlegende Beziehung die Ritterschaft. Bei sicherem Grenzschutz kann das soziale Gemeinschaftsleben blühen und sich entwickeln. Vater ist der Mann im Nebenamt. Damit ist eine deutliche Scheidung vollzogen. Der Mann gehört unter allen Umständen der Öffentlichkeit. Der Staat ist (wie die Kirche) männlich. Durch seine natürliche Aufgabe wird das Weib in das Haus hinein, der Mann aus dem Hause hinausgeführt.

Aber nicht nur Mutterschaft und Mütterlichkeit weisen die Frau ins Haus, auch als Leiterin des Konsums gehört sie hinein. Welche verantwortungsvolle Aufgabe das ist, davon wissen jetzt auch die Männer ein Wort zu sagen. Gemeiniglich wird diese hauswirtschaftliche Leistung der Frau durchaus unterschätzt.* Würde die Bedeutung der Sorge um das leibliche Wohl einer ganzen Familie richtig erkannt und die Tragweite einer jahrelangen sparsamen oder verschwenderischen Wirtschaftsführung gewürdigt, so würde man für den Posten einer Hausmutter nicht das leichtsinnigste und unwissendste Mädchen, das nie erzogen worden ist, für geeignet halten. Man würde Vorbildung und Befähigungsnachweis verlangen.

Daß der Satz: Die Frau gehört ins Haus, nicht buchstäblich zu verstehen ist, bedarf wohl nicht der ausdrücklichen Verwahrung. Nur die Grundlage soll festgelegt werden. Echt frauliche Aufgaben greifen über die Hauswand hinaus. Wenn sie beispielsweise die Kinder lehren und erziehen soll, muß sie selber lernen, muß lernen dürfen, was immer der Geist verlangt, und muß die Erziehung der weiblichen Jugend im vollsten und weitesten Maße nicht nur beeinflussen, sondern leiten können. Daß ein Teil der Lehrerschaft weibliche Schulleiterinnen ablehnt, das ist nicht Natur, sondern Willkür. Die Leitung der weiblichen Jugend ist Frauensache. Daß der Mann dabei mitwirkt, ist wiederum natürlich; ihn ausschließen zu wollen, wäre ebenso unnatürlich, wie es der Anspruch vonseiten der Männer auf den leitenden Posten an Mädchenschulen ist.

Neben diesem häuslichen Berufe steht die Frau aber auch in vielen außerhäuslichen Erwerbsberufen. Vor dem Kriege zählten die christlichen Gewerkschaften bereits 23 000 weibliche Mitglieder. Die amtliche Statistik verzeichnet nach der Zählung von 1917 allein in der Industrie 1 562 698 ledige, verheiratete und verwitwete Personen weiblichen Geschlechts aller Altersstufen, die nicht weniger als 3 362 175 Angehörige unter 14 Jahr hatten. Der Krieg hat die Zahl der erwerbstätigen Frauen auf allen Gebieten erhöht. Dr. M. E. Lüders beleuchtete die Zunahme durch folgende Angaben: In 312 untersuchten Betrieben in der Schwerindustrie und im Bergbau und Hüttenwesen waren vor dem Kriege 3514, im Frühjahr 1916

---

* Man lese, was Professor Wygodzinski sagt: Die Hausfrau und die Volkswirtschaft. Verlag J. C. B. Mohr, Tübingen. Geh. 1.— Mk.

dagegen 45 426 Frauen tätig.* Die Frauenarbeit mußte im Kriege zunehmen. Ein Glück für uns, daß die deutsche Frau sich fähig gezeigt hat, die Männer zu ersetzen. Sie hat dem Staat — auch der Selbstverwaltungskörper der Gemeinde ist einbegriffen — in diesen schweren Jahren vergolten, was er für sie durch die öffentliche Schule und den Schulzwang getan hat. Nach dem Kriege nun aber, wenn das Heer langsam zurückströmt, werden viele Frauen ihren Platz in den Arbeitsstätten räumen müssen. Es wird ihnen nicht leicht werden. Aber als Ungerechtigkeit oder Unbilligkeit, als Verdrängung kann der freiwillige oder erzwungene allmähliche Rückzug nicht bezeichnet werden. Die natürliche Beziehung zum staatlichen Organismus rechtfertigt den Wechsel, und die natürliche Beziehung der Frau zur staatlichen Gemeinschaft wird nach dem Kriege von allergrößter Bedeutung sein. Ohne daß die Frauen ihrer natürlichen Beziehung zum Staat willig leben, mit andern Worten, ohne daß sie ihre natürliche Bestimmung erfüllen, hilft keine noch so aufopfernde Seelsorge, keine noch so vollkommene Verteidigungskunst und geniale Regierung dem Vaterlande zur gesunden Entwicklung, denn ohne Kinder sinkt der Staat in sich zusammen wie das Feuer, das sich langsam selbst verzehrt.

Wenden wir uns an die neugewonnene Einsicht der Frau selbst. Die Staatsbürgerin muß sich sagen, daß das Ganze mehr wert ist als der Teil, daß jede Gemeinschaft Opfer verlangt, und von ihr nur das Opfer verlangt wird, das in der gottgesetzten Zweiteilung der Menschheit und in der natürlichen Erziehung des Weibes zum Staatsganzen begründet ist. Die deutsche Frau darf auch nicht vergessen, daß der Kriegsgott milde mit ihr verfahren ist. Bei objektiver Betrachtung erweist sich ihr Los gerade in diesem Kriege als über Erwarten günstig. Im allgemeinen wird man zugestehen, daß ein Krieg danach angetan ist, die Körperkraft über alles zu erheben, nicht aber Frauenarbeit, insbesondere häusliche Frauenarbeit, in ein günstiges Licht zu rücken und als wesentlich erscheinen zu lassen. Nun ist im Gegenteil durch die englische Blockade die Ernährungsfrage und damit die Konsumleitung in ihrer Bedeutung so scharf hervorgetreten wie noch nie seit Menschengedenken. Infolgedessen ist die allgemeine Aufmerksamkeit mehr denn je auf die Bedeutung der Hauswirtschaft gelenkt worden. Das Frauengeschlecht ist durch den Krieg nicht hintangesetzt, nicht unterdrückt, sondern gehoben worden. Auch diese Gewißheit muß Genugtuung, Zufriedenheit in die Reihen der tapferen Frauen-Heimarmee tragen.

Ein ganz anderes Gesicht bekommt allerdings der Rückzug der Frauen aus den Arbeitsplätzen, wenn ausgeführt wird, die Frauen als das Geschlecht zweiten Ranges hätten Platz zu machen und müßten zufrieden sein mit dem, was übrig bliebe. Wer die Frauen abschieben will, weil sie nach seiner Ansicht das Menschengeschlecht zweiten Ranges darstellen, weil sie nicht leisten könnten, was die Männer leisten, und sich deshalb von den übrigbleibenden

* Deutsche Arbeit. Septemberheft S. 462.

Brocken zu nähren hätten, der sät Bitterkeit und Zwietracht. Ihm ist zu erwidern: daß die Frau die Straßenbahn führen kann so gut wie der Mann, hat sie bewiesen. Trotzdem soll sie Platz machen, weil es unnatürlich ist, daß die Frau auf dem Wagen steht und der Mann daheim Kinder und Haushalt versorgt; sie soll Platz machen, nicht weil sie den Wagen nicht führen kann, sondern weil sie Wichtigeres zu tun, Unersetzliches zu leisten hat. Der Mann soll verdienen, sie soll verwalten, aus dem Pfennig den Taler machen, die Kinder nähren und erziehen und — da wir nun einmal Menschen und nicht Lasttiere sind — den Einschlag von Behagen, Ruhe zur inneren Einkehr und Lebensfreude dem Manne verschaffen, der unser Dasein auch in den kleinsten Verhältnissen schmücken sollte.

Die Annahme, daß nach dem Kriege weniger Aussicht denn je auf Verwirklichung dieses Ziels ist, dürfte als pessimistisch bezeichnet werden. Die geordnete Kriegsfürsorge des Reichs und die leistungsfähigen Versicherungsanstalten berechtigen uns vielmehr zu einem gesunden Optimismus betreffs des Frauen- und damit des Männerloses nach dem Kriege. Die Rente wird manchem Mann die Eheschließung ermöglichen, und wenn wir der Kriegswitwe bei der Wiederverheiratung die Hinterbliebenenrente nicht entziehen, wird manche Witwe einem Manne ein Heim bereiten, denn eine noch so bescheidene aber sichere Einnahme bildet einen festen Boden.

Nun würde noch ein Wort über die ledigen Frauen zu sagen sein. Auch sie stehen in lebendiger, natürlicher Beziehung zum Staatsganzen, sind lebendige, unentbehrliche Glieder der Gemeinschaft, denn auf ihren Schultern ruht alle die Arbeit, für die die Hausmütter nicht oder erst in zweiter Linie in Betracht kommen: Erziehung und Unterricht, karitative und soziale Arbeit, der häusliche Dienst zum Ersatz oder zur Entlastung der Hausmutter, die Dienstbotenschaft, die weibliche Arbeit in Landwirtschaft, Industrie, Handel und Verkehr. Nach einem günstigen Frieden wird der Wiederaufbau unserer Volkswirtschaft noch mehr Hände brauchen als vorher, so daß die Zahl der weiblichen Erwerbstätigen schwerlich unter die Zahl vor dem Kriege sinken wird. Da wird für die Frauen viel Verdienst bleiben oder neu entstehen. Freilich die besten Plätze in neugewonnenen Gebieten werden sie den Männern wieder abtreten müssen. Die Frau, die daran Anstoß nimmt, sei daran erinnert, daß es dem weiblichen Geschlechte näherliegen müßte, erst einmal auf den alteingesessenen, echt fraulichen Gebieten der Küche und der Schneiderei den Mann aus dem Felde zu schlagen. Solange es der Frau nicht gelungen ist, mit Koch und Schneider erfolgreich in Wettbewerb zu treten, so lange kann sie auch nicht Anstoß nehmen, auf männlichen Arbeitsgebieten dem Manne den Vorrang einzuräumen. Vor dem Gefühl der Kränkung und der Bitterkeit muß sie auch die Einsicht bewahren, daß sie der gottgesetzten Natur und nicht menschlicher Willkür gehorcht, daß die Männer noch ganz andere Opfer auch für sie gebracht haben, und daß der zurückkehrende Wettbewerber, wenn er instand gesetzt wird, zu heiraten, eine ihres Geschlechts versorgt. Diese Einsicht dürfen

wir von der Frau erwarten, dafür hat sie an dem staatswissenschaftlichen Kursus des großen Lehrmeisters Krieg teilgenommen und ist Staatsbürgerin geworden. Staatsbürgerliches Wissen aber ist nichts als unfruchtbarer Ballast für sie, wenn es sie nicht zu dem versöhnlichen Bewußtsein führt, ein Glied der staatlich organisierten Gemeinschaft zu sein, die, wie jede Gemeinschaft, Opfer fordert, eine Einsicht, die der Dichter des Kriegs, Heinrich Lersch, in die unsterblichen fünfzigmal vertonten Worte gekleidet hat:

Deutschland muß leben und wenn wir sterben müssen.

Elisabeth Gnauck-Kühne / Von Ernst Witte

Am 12. April dieses Jahres, in der ersten Morgenstunde, ist Frau Elisabeth Gnauck-Kühne in ihrem Heimatstädtchen Blankenburg am Harz sanft entschlafen. Ihr Tod bedeutet einen schweren Verlust für die gesamte deutsche Frauenbewegung, aufrichtig trauern um sie ihre Freunde und alle, die das Glück ihrer persönlichen Bekanntschaft genossen haben. Als Freund, der ihrem Herzen nahe gestanden hat, wenn er auch nicht ihren Glauben teilte, möchte ich der Verstorbenen die folgenden Erinnerungen an ihr Leben, eine kurze Würdigung ihres Werkes und ihrer Persönlichkeit widmen.

* * *

Auf der Erfurter Pfingsttagung des Evangelisch-sozialen Kongresses im Juni 1895 gab es, wie der Zeitungsberichterstatter das so schön ausdrücken würde, eine Sensation.

Eine Frau war für die öffentlichen Verhandlungen als Rednerin in Aussicht genommen. Das war damals für Deutschland etwas Unerhörtes, wo Frauen bisher in Versammlungen, die von Männern besucht waren, nur innerhalb der Sozialdemokratie gesprochen hatten. Noch dazu in einem Kreise, in dem die ehrwürdige Überlieferung des ‚Mulier taceat in ecclesia' in voller Geltung stand.

Mit Spannung sah man dem Kommenden entgegen. Aber es verlief anders, als die meisten es sich wohl vorgestellt hatten.

Die ‚Frauenrechtlerin' stellte sich der Versammlung als eine Frau von echter Weiblichkeit, eine durchaus sympathische Persönlichkeit dar. Das Haar schlicht gescheitelt, mit dunklen Augen, in denen ein verhaltenes Feuer begeisterter Überzeugung glühte, stand sie da, das Gesicht blaß von gewaltsam bekämpfter Erregung. Sie sprach mit ruhiger, melodischer Stimme, fand sofort die innere Verbindung mit ihrer Hörerschaft. Mühsam unterdrückte Laute der Zustimmung; am Schluß ein stürmischer Beifall.

Auch was sie sagte, war anders, als man erwartet hatte. Über ‚die soziale Lage der Frau' sprach sie, ein verfängliches Thema noch immer in jener Zeit. Umstürzlerisches, Unerfreuliches mindestens in der Erscheinung witterte man. Aber nichts von alledem. In ruhiger, besonnener Weise erörtert die Rednerin die wirtschaftlichen Verhältnisse der Arbeiterinnen und stellt fest, daß die Frauen der unteren Klassen übermäßig belastet, die der oberen entlastet sind. Darin sieht sie einen Wink: Die gebildeten Frauen sollen den hart bedrängten Mitschwestern zu Hilfe kommen. Sie spricht von dem Geist der Liebe, der sich von jeher betätigt hat, sich jetzt aber den neuen Forderungen anpassen muß. Hierin sieht sie die Aufgabe der sozial höher gestellten Frau, auf diese Weise kann das furchtbare Mißtrauen besiegt werden, das die Arbeiterwelt von uns trennt. In erster Linie steht dabei die wirtschaftliche Hebung der Arbeiterinnen; ihr gilt's zunächst zu dienen. Dann freilich treten auch ethisch-religiöse Aufgaben

an uns heran, denn ‚wer Ketten zerbricht, soll Gewissen binden, wer den Menschen freimacht, muß zugleich bemüht sein, ihn zur Herrschaft über sich selbst zu befähigen'.

Ein tiefer sittlicher Ernst spricht aus ihren Worten und ein inniges Mitfühlen mit der Not der Geschlechtsgenossinnen. Sie weist darauf hin, daß die Arbeiterinnenbewegung, so gut wie die Frauenbewegung höherer Kreise, auch ein geistiges Moment hat, ein Kampf um ideales Gut ist. ‚Die Arbeiterin will Mensch sein; sie will in erster Linie Brot haben, aber sie will auch nicht vom Brote allein leben, sie sehnt sich nach Freude, nach Licht, nach etwas Höherem, für das sie selbst noch den rechten Namen nicht hat. In Naturlauten, aber desto ergreifender dringt diese Sehnsucht an das Ohr, welches hören will.'

Und nun legt sie ihr Programm für die Bestrebungen der Frauen überhaupt dar, neu zum größten Teil für die Hörerschaft, neu auch für die Frauenbewegung selbst. Nicht der Männerwelt soll nach ihrer Meinung diese sich nachbilden; sie betont gerade die Differenzierung der Geschlechter und will die Naturaufgabe des Weibes erfaßt wissen, um aus ihr einen prinzipiellen Fingerzeig für die Arbeitsteilung für jene zu gewinnen. Dieses führt sie weiter aus, offenbart dabei eine genaue Kenntnis der Verhältnisse und die Fähigkeit klarsten, folgerichtigen Denkens und schließt mit dem Gelöbnis für sich und der Aufforderung an ihre Mitschwestern, in dem dargelegten Sinne zu arbeiten, ‚unbekümmert um Verleumdung, Verkennung, Anfechtung, verlorene Freundschaften', und bereit zu sein, ‚im Notfalle sich selbst und ihr persönliches Glück zu opfern'.

* * *

Elisabeth Gnauck-Kühne — wie vertraut und lieb ist uns seitdem ihr Name geworden! — war 45 Jahre alt, als sie in Erfurt zum ersten Male vor die breitere Öffentlichkeit trat. Ein Leben voll angestrengtester Arbeit und Pflichterfüllung lag hinter ihr, unterbrochen einmal durch ein Erlebnis, das ihr eine grausame Enttäuschung gebracht und sie in schwerste seelische Kämpfe geworfen hat.

Einer alten protestantischen Gelehrten- und Beamtenfamilie entsprossen, war Elisabeth Kühne in Vechelde, einem kleinen braunschweigischen Flecken, am 2. Januar 1850 geboren. Aufgewachsen ist sie in dem Harzstädtchen Blankenburg, mitten in der herrlichen, grünen Gottesnatur und in einer köstlichen, ungebundenen Freiheit. Der Vater war ‚ein weltabgekehrter, erdenfremder Mann, dem es am wohlsten war, wenn er die Tagesarbeit am staubigen Aktentisch vergessen und sein Fernrohr nachts am Himmel spazieren führen konnte'. Von der Mutter scheint sie die feste Hand und das stürmische Temperament geerbt zu haben, ein unbändiger Tätigkeitsdrang lebte in dem Kinde. Sie wollte etwas werden, wollte wirken und schaffen; das hieß für die damalige Zeit und für ihre Kreise kaum etwas anderes als: Lehrerin werden! Mit 17 Jahren schon bestand sie ihr

Examen. Das Zeugnis liegt vor mir, es lautet überall auf ‚Gut mit Auszeichnung' — nur im Schönschreiben hat sie es nicht über ‚genügend' gebracht! Mehrere Jahre hielt sie sich studienhalber im Auslande auf, bis der Krieg 1870 die Zwanzigjährige aus Paris vertrieb. 25 Jahre alt gründete sie mit ihrer Schwester ein ‚Institut für höhere Töchter', das sie nun 13 Jahre lang leitete und dem sie bald einen geachteten Ruf in Deutschland verschaffte. Sie hat es buchstäblich aus dem Nichts erschaffen, die Gegend erschlossen, Straße und Haus gebaut und die Schule organisiert, die sie mit dem Hauche ihrer Persönlichkeit zu erfüllen wußte.

In ihrer Erziehungsanstalt, außerhalb der Stadt am Hange eines Berges gelegen, lebte sie nun einzig ihrer Aufgabe und den ihr anvertrauten Kindern, die — das habe ich immer wieder von früheren Schülerinnen bestätigt gehört — mit einer geradezu schwärmerischen Liebe und Verehrung an ihr hingen. Sie war eine gottbegnadete Pädagogin, klar in ihrem Unterricht, zielbewußt in der Erziehung. Eine große mütterliche Liebe drängte in ihr nach Betätigung. Zu dem Willen und dem Verstande gesellte sich ein starkes Empfinden und eine lebhafte Phantasie, die sich jedoch zuweilen Leben und Menschen gar zu willkürlich nach eigenem Bilde formte. Sie kannte die Welt damals, wie sie selbst sagte, mehr aus den Büchern als aus der Wirklichkeit, trotz aller praktischen Anlagen und ausgesprochener geschäftlicher Tüchtigkeit. So hat sie in dieser Zeit auch Dichtungen geschaffen, eine Erzählung und eine Tragödie, beide geschichtlicher Art — wie eben in jener Zeit und unter solchen Verhältnissen eine Frau historische Dichtungen schreiben konnte. Trotzdem hat der Roman Anerkennung und auch Verbreitung gefunden. Sie selbst hat mich freilich in späteren Jahren scherzhaft vor ihm ‚gewarnt'!

Und nun sollte in den Frieden dieses arbeitsamen und doch beschaulichen Daseins ein bitteres und qualvolles Erlebnis dringen. Sie gab im Jahre 1888 die Schule ab und folgte einem Manne in die Ehe, in eine Gemeinschaft vielmehr, die ihren hochgespannten Anschauungen als das Zerrbild einer Ehe erscheinen mußte. Was sie im einzelnen erlebt hat, haben wir nicht das Recht zu forschen. In ihrem Frauenstolze aufs Tiefste verletzt, löste sie nach vier Monaten das äußere Band; nach zwei Jahren wurde die Ehe geschieden.

* * *

Das Leid hat Elisabeth Gnauck-Kühne nicht zermürbt, sondern erhöht und stark gemacht, hat ihre Anlagen erst voll entwickelt, ihr neue Bahnen gewiesen. Freilich sollten ihr noch schwere innere Kämpfe bevorstehen, bis sie sich endlich auch den Frieden ihrer Seele — auf ihre Weise — erkämpft hat.

Von neuem stürzte sie sich, die sich niemals Ruhe und Erholung gegönnt hatte, in die Arbeit, zunächst um sich zu betäuben, Vergessenheit zu finden und das stark erschütterte Selbstvertrauen wieder zu gewinnen.

Aber bald fand sie in ihr mehr, fand ein Ziel, einen Lebenszweck, eine große, herrliche Aufgabe. Sie studierte in Berlin, hauptsächlich unter Schmollers Leitung, Staatswissenschaft und Volkswirtschaftslehre und arbeitete sich schnell in die sozialwissenschaftlichen Fragen hinein. Wenn in ihrer ersten Broschüre ‚Das Universitätsstudium der Frauen' die Beweisführung noch etwas persönlich scharf und gewissermaßen männerfeindlich klingt, so hat sie das überraschend schnell überwunden und sich zu objektiver Ruhe hindurchgerungen.

Die eigene Qual hatte sie reif gemacht für das Verstehen der Not ihrer Geschlechtsgenossinnen in den arbeitenden Kreisen. Das wissenschaftliche Studium führte sie in die Kenntnis der sozialen Lage der Arbeiterinnen hinein. Sie ging selbst als Arbeiterin, unerkannt, ähnlich wie es Göhre tat, in eine Fabrik, arbeitete dort und legte ihre Erfahrungen in einer Studie nieder: ‚Über die Lage der Arbeiterinnen in der Berliner Papierwarenindustrie', die als die einzige aus dem Seminar in Schmollers Jahrbuch erschien.

Nachdem sie durch ihr Auftreten in Erfurt bekannt geworden war (ihre Rede ging damals durch alle Blätter), betätigte sie sich zunächst agitatorisch, indem sie Vorträge hielt, Versammlungen beiwohnte, an öffentlichen Erörterungen teilnahm — alles aus heißem, umfassendem Mitgefühl mit dem Leid ihrer Schwestern, aber immer besonnen und klar in Wort und Tat. Bei dem Streik der Konfektionsarbeiterinnen im Jahre 1896 trat sie mit einem Aufruf für diese ein, brachte Mittel zusammen und organisierte ihre Verteilung an die Ärmsten und Bedürftigsten der Frauen, die in ihrem gerechten Kampfe zusammenzubrechen drohten; und sie tat es, was ja auch das Gegebene war, teilweise im Zusammenwirken mit dem Streikkomitee. Das war für die damalige Zeit wieder etwas Unerhörtes, sie hatte heftige Angriffe in der Presse zu bestehen, wenn sie auch die Genugtuung erfuhr, daß z. B. die nationalliberale Partei sich mit einer Interpellation an die Regierung auf ihre Seite stellte.

Aber jetzt sollte der Rückschlag gegen die gewaltsamen Erlebnisse, die seelischen Erschütterungen, geistigen und körperlichen Anstrengungen der letzten Jahre kommen. Sie war keine eigentliche Streiternatur. Wenn sie auch eine ehrliche, kampfesfrohe Polemik liebte und gern mit einem anständigen Gegner die Klinge kreuzte, so war sie doch den Mitteln, mit denen nun einmal im politischen Leben gekämpft wird, nicht gewachsen. Fast noch mehr schmerzte sie der passive Widerstand der stumpfen Welt. Sie war Idealistin durch und durch, die an das Gute und seinen Sieg als etwas Selbstverständliches glaubte. Meinte, daß alle Welt so denken müsse und wirklich denke, daß die Menschen nur hingewiesen zu werden brauchten auf das ideale Ziel, um zu begeisterter Mitarbeit herbeizuströmen. Sie verstand nicht, daß im realen Leben alles Interessenpolitik ist und logische, geschweige denn ethische Begründung freudig begrüßt wird, wenn sie ihr dient, aber abgelehnt, ignoriert, bekämpft wird, wenn sie ihr widerspricht.

Begriff auch anfangs wohl nicht, daß selbst bei ehrlichem Wollen die Ausführung der friedlich beieinander wohnenden Gedanken unendlich schwer ist und die Linie aller Kulturentwickelung gewissermaßen asymptotisch verläuft. Hinzu kamen die seelischen Erschütterungen von früher; die Arbeit allein hatte sie das Gleichgewicht noch nicht wieder finden lassen. Sie sehnte sich nach Frieden, hatte Ruhe und Einsamkeit nötig, um mit sich selber ins Reine zu kommen. Wir hörten ja, wie es sie früher schon drängte, sich dichterisch auszusprechen. Das war nicht Formtrieb, nicht überquellende Fähigkeit zu gestalten, sondern der Drang, innerem Erleben, tiefem Fühlen Ausdruck zu geben. Das Verlangen, aus der harten, rauhen Wirklichkeit in eine schönere Welt zu flüchten, wo die Seele gleichsam Kind sein darf. Seelisches, ja mystisches Bedürfnis war in dieser seltsamen Frau eng mit scharfer Verstandesklarheit, mit dem Willen zu lehren und zu bessern, verbunden.

So zog sie sich zunächst aus dem politischen Leben zurück, ging nach dem Süden und schrieb dort die ‚Märchen', die von Harden in seiner ‚Zukunft' abgedruckt wurden, später mit andern unter dem Titel ‚Goldene Früchte aus Märchenland' in Buchform erschienen sind. Es sind Bekenntnisse einer Seele, die sich auf sich selbst besinnt, Bekenntnisse einer Entwickelung, von der die Dichterin selbst noch nicht wußte, wohin sie trieb.

Im Jahre 1900 trat sie zur katholischen Kirche über . . .

* * *

Wer die ‚Märchen' richtig zu lesen weiß, wird auch diesen Schritt, wenigstens ahnend, verstehen. Sehnsucht tönt aus ihnen, Sehnsucht zerreißt die Seele dieser Frau, deren ganzes Wesen auf Mütterlichkeit gestellt war, nach Liebe drängte, und deren Empfindungsleben durch eine rohe Erfahrung tödlich verletzt war. Sehnsucht nach einem Frieden, den die Welt nicht haben kann; nicht mit ihrer Arbeit (denn die kann allenfalls Befriedigung gewähren, aber nur dem, der sonst in seelischem Gleichgewicht steht); auch nicht mit ihrer Schönheit (wie es die Dicherin in dem Märchen von der ‚Agave' so ergreifend ausspricht; auch Klingers prächtiges Blatt ‚An die Schönheit' hat sie sich so gedeutet). In dem verklärten Blick katholischer Klosterfrauen sah sie die Welt dieses Friedens leuchten, in der katholischen Madonnenverehrung ihr Ideal jungfräulicher Mütterlichkeit mit ihrem unnennbaren Leid, ihrer Seligkeit erfüllt. Das stolze Gebäude der Kirche machte stärksten Eindruck auf sie, die gleichermaßen Sinn für Feierlichkeit und Zeremoniell wie für Ordnung und Einordnung besaß. Als wir einmal von Göhre sprachen, meinte sie: ‚Unsere Wege haben sich später getrennt; er ging zur Sozialdemokratie, ich kam zu der Überzeugung, daß der wirtschaftlichen Freiheit stärkere Bindungen anderer Art entgegengestellt werden müssen.' Auch sah sie wohl gerade in dem Katholizismus mit seinen alten Traditionen und Organisationen sozialer Liebestätigkeit das ihrer Art am meisten entsprechende Wirkungsfeld.

Indes, was heißt auf diesem Gebiet verstehen? Es handelt sich um ein Erleben persönlichster Art, das man als solches ehren, mindestens achten soll, und Frau Gnauck war glücklich, wenn sie auch nur diese Achtung bei anderen fand, wie sie ihrerseits jede fremde Meinung und Überzeugung achtete und ehrte, die sie als ehrlich erkannte. Und sie hat schwer gelitten, wenn sie — vor allem in ihrer Heimatstadt, an der sie mit einer rührenden Treue hing — so wenig Verständnis erfuhr. Man könnte dies die Tragik ihres späteren Lebens nennen, wenn sie nicht anderseits so fest geschlossen in ihrem Glauben, in ihrer Lebensstimmung gewesen wäre.

* * *

An ihrer Stellung zur Frauenfrage hat der Übertritt nichts Wesentliches geändert, nur bezog sie, die auch als Protestantin von früh auf gläubig gewesen war, ihre sozialen Anschauungen nunmehr noch fester auf den Glaubensgrund der Kirche. Anderseits fand sie ihre Aufgabe darin, die Gedanken der modernen Frauenbewegung — in diesem Rahmen — in die deutsche katholische Welt hineinzutragen.

Als Elisabeth Gnauck-Kühne in die Frauenbewegung eintrat, war diese nach zwei Richtungen hin entwickelt. Einmal als die proletarische, eng verbunden mit dem sozialistischen Klassenkampf, auf der anderen Seite als die Bildungsbestrebungen der Frau in den höheren Schichten der Gesellschaft: Elisabeth Gnauck-Kühne war von der letzteren hergekommen, hatte in ihrer ersten Schrift ‚Das Universitätsstudium der Frauen' für die Öffnung dieses ‚Durchgangstores zur Zitadelle der männlichen Vorrechte' selber mitgekämpft. Später aber wandte sie sich mehr nach der sozialen Seite der Frauenfrage, suchte auch die Bildungsfrage von hier aus zu orientieren, warnte aber vor Übertreibung. Sie war wohl die erste unter den damaligen Frauenrechtlerinnen, die sich gegen den schrankenlosen Wettbewerb der Geschlechter aussprach, auch die Notwendigkeit betonte, die Männerwelt für die Fragen des weiblichen Geschlechts zu gewinnen. Im Gegensatz zu einer oberflächlichen Auslegung des Begriffes der allgemeinen Menschenrechte, die den männlichen Gegnern der Frauenbewegung nur noch schärfere Waffen in die Hand gibt, betont sie gerade die von der Natur gegebenen Tatsachen der Differenzierung der Geschlechter. In dieser sieht sie göttliche Absicht. Mann und Weib sind ihr die Verkörperung zweier verschiedener, aber in sich gleichwertiger göttlicher Ideen. Nicht Gleichartigkeit, sondern möglichste Ausbildung der beiden verschiedenen Typen ist das Ziel der Entwicklung. Jedes Geschlecht bedarf der Ergänzung durch das andere; in der Gemeinschaft liegt die Vollendung. Die christliche Geschlechtsgemeinschaft ist die lebenslängliche Einehe: an ihrer Unantastbarkeit ist das weibliche Geschlecht vorwiegend interessiert. Jede Macht, die die Ehe schützt, schützt das Weib, das überhaupt nicht nach Schrankenlosigkeit, sondern nach Grenzschutz rufen sollte, auch in der Zuweisung der Erwerbsgebiete. Des Weibes letzte Bestim-

mung ist die Mutterschaft, ihre Zierde die Mütterlichkeit, wie des Mannes die Ritterlichkeit. ‚Weiblich sein heißt mütterlich sein.‘ Die Mütterlichkeit kann sich auch ohne die Mutterschaft bewähren: die Liebestätigkeit, das karitative Wirken auf allen Gebieten des Lebens, ist die eigentliche Domäne der Frau. Alle Berufsgebiete, häusliche wie öffentliche, die dieser Betätigung entgegenkommen, sind ohne weiteres erstrebenswert.

Aber bei dieser Feststellung kann man nicht stehenbleiben, die rauhe Wirklichkeit zwingt uns, weiter zu gehen. Unsere wirtschaftlichen Verhältnisse haben sich von Grund auf geändert. Die Hauptursache dieser Umwälzung ist die Einstellung der Maschine. Die Eigenproduktion wird von der zentralisierten Gütererzeugung abgelöst, die Privatwirtschaft erweitert sich zur Volkswirtschaft, aus Produzentinnen sind die Frauen zu bloßen Mitkonsumentinnen geworden. Frauenhände werden im Hause entlastet, werden überschüssig. Die Folge ist die wachsende Beteiligung an der volkswirtschaftlichen Gütererzeugung, das Vordringen der Frauen in die Männerwirtschaft, anderseits die verringerte Heiratsmöglichkeit.

Diese Tatsache untersucht Frau Gnauck-Kühne genau auf dem Grunde eingehender statistischer Studien. Sie stellt diese zu übersichtlichen Tabellen und in anschaulich überzeugenden graphischen Kurven dar. Ihre Untersuchungen gipfeln in dem Ergebnis, daß in der Altersklasse von 30—50 Jahren die meisten Frauen verheiratet sind, daß aber trotzdem die Ehe nicht als lebenslänglicher Beruf, geschweige denn als lebenslängliche Versorgung mit Sicherheit angesehen werden kann. Wie des Lebens Mitte der Ehe, so gehört die Jugend mit etwa zwei Dritteln, das Alter immerhin noch mit einem vollen Viertel der Erwerbstätigkeit. ‚Zwischen Eheberuf und Erwerbstätigkeit, zwischen Abhängigkeit und Selbständigkeit wird das weibliche Geschlecht hin und her geworfen. Sein Leben ist dualistisch gespalten.‘

Dieser Dualismus im Leben des weiblichen Geschlechtes gibt einmal der Gesellschaft bestimmte ethische Pflichten der Frau gegenüber, dann aber erfordert er besondere Berücksichtigung bei der Erziehung des jungen Mädchens. Das weibliche Geschlecht muß ausnahmslos auf den häuslichen Beruf durch eine elementare hauswirtschaftliche Schulung vorbereitet werden, daneben aber muß das Mädchen so gut wie der Knabe *eine* Arbeit berufsmäßig erlernen. Für diese Aufgaben muß Fortbildungsschulzwang an Stelle des Zufalls treten.

Im weiteren Verfolg dieser Anschauung verficht Frau Gnauck-Kühne mit Nachdruck die Notwendigkeit eines Dienstjahres für das weibliche Geschlecht. Mit dieser Forderung ist sie auf großen, zum Teil leidenschaftlichen Widerstand gestoßen. Den Lesern des ‚Hochland‘ ist ihre polemische Auseinandersetzung mit J. Graßl vor einigen Monaten wohl noch in Erinnerung. Solche Auseinandersetzungen können für die Sache nur fruchtbar sein. Realistische und idealistische Anschauung, induktive und deduktive Beweisführung, ja man kann sagen, männliche und weibliche Auffassung stießen hier in charakteristischer Ausprägung aufeinander, doch nicht so

unvereinbar, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte. Gewiß, wir haben die Realpolitiker nötig, aber ebenso auch die Idealisten, mögen wir sie auch Ideologen nennen; und selbst wenn ihre Ziele nicht zu verwirklichen sein sollten, so geben sie doch Richtungen an für die Weiter- und Höherentwicklung der Menschheit, die sich ihnen eben, wie gesagt, in asymptotischer Linie nähert.

Es gibt fast kein Gebiet, fast keinen Winkel der Frauenfrage, in den Elisabeth Gnauck-Kühne nicht hineingeleuchtet hätte. Von dem ‚Universitätsstudium der Frauen' bis zur ‚Arbeiterinnenfrage', von der ‚Dienstpflicht und dem Dienstjahr des weiblichen Geschlechtes' bis zu dem Thema ‚Jugendglück und Persönlichkeit', von dem ‚Frauenstimmrecht' bis zu dem ‚Sozialen Gemeinschaftsleben im deutschen Reich' und zu nationalökonomischen Studien, wie ‚Das Geld', ihrem letzten Schriftchen, das eine vortreffliche Einführung in den den Bedürfnissen der Gegenwart angepaßten Zahlungsverkehr darstellt. Neben ihren Büchern und Broschüren hat sie ungezählte kleinere und größere Aufsätze veröffentlicht im ‚Hochland', im ‚Kunstwart', im ‚Tag' u. a., auch noch ein soziales Drama ‚Christine' geschrieben (1911), das im Düsseldorfer Stadttheater mit Erfolg aufgeführt worden ist. Im Kriege hat sie sich als die geistig starke Natur erwiesen, die sich bei aller Klarheit über die Verhältnisse, unter denen sie auch persönlich zu leiden hatte, doch nicht niederbeugen, nicht entmutigen ließ; in Wort und Schrift ist sie bestrebt gewesen, Trost zu spenden, Hoffnung und Mut ihres Volkes aufrecht zu erhalten. Ein schönes Beispiel ihres unverwüstlichen Optimismus bietet der Beitrag, den die vorliegende Nummer des ‚Hochland' noch veröffentlichen kann. Vielleicht wäre sie uns noch längere Jahre erhalten geblieben, wenn sie sich im Anfang des Krieges nicht zuviel zugemutet hätte, so daß der Körper, überanstrengt und geschwächt, der schweren Erkältung nicht mehr Herr werden konnte, die sie von ihrem letzten Aufenthalt in Köln mit nach Hause brachte. So ist sie einer Lungenentzündung erlegen, in einem sanften Tode, der einen wundervollen Abschluß ihres schließlich so harmonisch gestalteten Lebens bildete.

* * *

Höher aber fast noch als Leben und Werk der Verstorbenen steht dem, der sie kannte, ihre Persönlichkeit, die freilich mit jenem unlösbar verflochten ist. Eine tiefe, ernste Natur war sie, eine vornehme Frau. Frau im besten Sinne auch in ihrer ganzen Begabung, in ihrem Denken, Fühlen und Wollen. Ein scharfer Verstand war ihr eigen, logisch unerbittlich, klar disponierend, mit einem leichten dialektischen Einschlag. Dabei verfügte sie über ein großes Wissen, war klug und geistvoll. Eine leise Neigung zum Ironisieren menschlicher Torheit hat sich bald in gütigen Humor verwandelt. Sie war verstehend und wohlwollend, herzlich und hülfsbereit. Ihr leidenschaftliches Temperament erzog sie zu straffer Beherrschtheit, einen nicht zu leugnenden Ehrgeiz zu peinlicher Pflichterfüllung

im Dienste der von ihr verfochtenen Idee. Gewiß war sie das, was man bei uns ‚eigen' nennt; sie hatte ein ausgesprochenes Rechtsgefühl, hielt auf das, was ihr zukam, und hatte Freude am Erfolg. Wohltun übte sie nicht plan- und ziellos, wie ihr überhaupt alles Undisziplinierte zuwider war. Sie organisierte mit Geschick und wirkte gern auch im Stillen. Alles hatte bei ihr eine persönliche Note, ihre Stellung in der Frauenfrage, ihr Stil, ihre Unterhaltung, ihr künstlerischer Geschmack. Mit Wehmut denken wir an die vielen frohen Stunden in ihrem so behaglichen Heim an der Walhallastraße hoch oben mit dem Blick auf das schöne Blankenburg, auf das Schloß und in die weite Ebene. Dort unten lag die Welt, nicht gemieden von ihr, nein, mit Liebe erfaßt. Aber sie vermochte nicht mehr störend in die Ruhe dieser vier Wände zu dringen, die der Arbeit gewidmet war, in die Innenwelt dieses Menschen, der seinen Frieden nach schweren Kämpfen gefunden hatte, der sein Leben lebte, wie er aus innerster Notwendigkeit es mußte. Unsere Freundin hat es gern gelebt und als ein köstliches Gut verwaltet und hat es, als die Stunde kam, gern und dankbar ihrem Gott zurückgegeben.

Kleine Bausteine

Die Frühehe / Von Josef Graßl.

In neuerer Zeit wird von seiten der Frauenwelt an die Männer die Anforderung gestellt, daß diese im Geschlechtsleben sich der gleichen Beschränkung unterwerfen und daß sie die Verfehlungen gegen die Sittlichkeit gleich scharf einschätzen. Die ‚doppelte Moral' sei ein unberechtigtes Vorrecht der Männer. Soweit die Frauen die Anforderung des Sittengesetzes im Auge haben, ist ihr Verlangen vollständig berechtigt. Es gibt keine Ausnahme von dem göttlichen und sittlichen Gesetze der Keuschheit. Der Mann hat sich daher den Bestimmungen ebenso zu unterwerfen wie die Frau.

Und doch ist praktisch zwischen dem Geschlechtsleben des Mannes und der Frau ein gewaltiger Unterschied. — Die Natur hat den Mann mit einer viel größeren Fortpflanzungsfähigkeit ausgestattet als die Frau. Der Mann ist der aktive Teil. Der Frau hat die Natur das größere Schamgefühl verliehen, das sie mehr als den Mann schützt. Der hl. Augustin trägt diesen Zuständen bei der Besprechung der Keuschheit praktisch Rechnung. Die Erziehung des Jünglings muß vielseitiger, freier sein als die des Mädchens und die Art und Weise des wirtschaftlichen Lebens des Mannes ist von der Familie mit ihrem Schutze mehr losgelöst als bei der Frau. Da, wo die Frau diesem Schutze nicht unterliegt, ist auch sie den Gefahren mehr ausgesetzt. Der Mann ist mehr der Anlockung preisgegeben, denn nur das Weib mißbraucht seine Fähigkeit zum Gewerbe. Die katholische Heiligenlegende erzählt uns viel häufiger von den Versuchungen des Mannes als von denen der Frau.

Die Fortpflanzungsfähigkeit des Mannes dauert 50 Jahre, die der Frau 35 Jahre.

Der gewaltigste Unterschied aber besteht in der Zeit der Ehe. Allüberall in Deutschland tritt das Mädchen um viele Jahre, durschnittlich um 5—10 Jahre, früher in die Ehe als der Mann. Das Mädchen ist also in der Zeit der größten Gefahr bereits in der Ehe geborgen, der Mann ist in dieser Zeit den gesamten Gefahren des Junggesellentums ausgesetzt.

Kirche, Erziehung und Staat und Gesellschaft bemühen sich, dem jungen Mann Mittel in die Hand zu geben, die ihn über diese Gefahren hinüberbringen sollen. Körperliche Anstrengung, Enthaltsamkeit in Speise und Trank, gediegene, sittliche Allgemeinbildung und Willensstärke, ernste Religiosität, in neuester Zeit auch die vielfach überschätzte Aufklärung, sollen den Naturdrang zurückhalten. Daß dieses oft gelingt, daran soll nicht gezweifelt werden. Aber der Kampf zwischen Trieb und Gebot bringt manche seelische Verstimmung, und es gelingt vielen nur eine Zeitlang der Sittlichkeit zu folgen. Der Fall des jungen Mannes ist zu

befürchten und die Erfahrung lehrt, daß die Befürchtung nur zu oft berechtigt ist.

Wer sich mit der akademischen Bekämpfung begnügt, mag in dieser Art der Hilfe Anfang und Ende finden. Wer in der Abschreckungstheorie ein wirksames Mittel zur Erreichung eines Zweckes sieht, mag fortfahren zu verdammen. Wirklichen, andauernden Nutzen bringt nur die Hilfe, die das Grundübel an der Wurzel faßt.

Geistliche und weltliche Erzieher, Ärzte, Staatswissenschaftslehrer und andere sind in der letzten Zeit dazu übergegangen, die offensichtlich viel zu späte Eheschließung, namentlich der gesellschaftlichen Oberstände, zum Gegenstand der Untersuchung zu machen, und sie sind übereinstimmend dazugekommen, eine frühere Verheiratung gerade dieser Stände als die Anforderung des Tages nicht bloß in bezug auf die Sittlichkeit, sondern auch in Rücksicht auf das gesamte Volk zu erklären. Bei der Bewertung der Frühehe wird man ebenso wie bei der Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit von den biologischen Verhältnissen ausgehen müssen, sonst läuft man Gefahr, mit allen Vorkehrungen an dem zu verbessernden Teil vorbeizukommen. Drei Tatsachen sind zu würdigen:

1. Dem Geschlechtstrieb verdanken wir das Dasein des Menschengeschlechtes.

2. Mann und Frau sind in der gleichen Zahl vorhanden.

3. Die Fähigkeit des Mannes dauert vom 15. bis 65. Jahre; die Fähigkeit der Frau vom 15. bis 50. Jahre.

Die Gleichzahl an Mann und Frau, sowie manches andere, das zu erörtern hier zu weit führen würde, deutet auf die Einehe hin. Es ist ein nicht hoch genug zu veranschlagendes Verdienst der Kirche, daß sie der Dauer-Einehe unter den schwierigsten Verhältnissen den Sieg verschaffte und lieber eine äußere Machteinbuße erlitt als diesen Grundgedanken aufzugeben.

Im Prinzip kann jeder Mann eine Frau und jede Frau einen Mann bekommen. Der im ersten Tatsachenpunkt angegebene Drang wird durch den zweiten Punkt eingeschränkt und erklärt. — Hält man an dem ursprünglichen Zweck der Ehe, der Fortpflanzung des Menschengeschlechtes fest, so kann der Mann, wenn er in der Dauereinehe sich bindet, 15 Jahre lang den Zweck der Ehe nicht erfüllen, obwohl ihm die Natur dazu die Fähigkeit gegeben hat. Viele schließen daraus, daß die Dauereinehe dadurch von der Natur selbst als zweckwidrig bezeichnet wird. Diese Schlußfolgerung ist aber falsch, denn die an die Stelle der Dauereinehe tretende Polygamie verschärft die Erscheinung anstatt sie zu mildern.

Diese 15 Jahre können zu verschiedener Zeit des Mannes unbenützt gelassen werden. Der Mann kann sich gleich nach dem Beginn der Fähigkeit verehelichen mit einem eben erblühten Mädchen, dann fällt die relative Zeugungsunfähigkeit des Mannes an das Ende seiner Fähigkeit. Diese Art der Ehe nennt man die ‚Frühehe‘. Die Frühehe ist in Indien reli-

giöse Vorschrift und war im Mittelalter bei den Oberständen vielfach der Gebrauch. Sie hat den Vorteil, daß der alternde Mann biologisch ausgeschlossen wird; sie hat den biologischen Nachteil, daß noch nicht gereifte Ehepaare zur Fortpflanzung kommen. Die Nachteile scheinen größer zu sein als die Vorteile. Wenigstens zeichneten sich alle Herrschergeschlechter des Mittelalters, die diesem Gebrauch huldigten, durch auffallend kurze Lebensdauer aus. Die Frühehe wurde mit Recht verlassen.

Die Zeit der Ehe kann aber auch so gewählt werden, daß das Fähigkeitsende des Mannes und der Frau zusammenfallen, so daß also der 30 Jahre alte Mann mit einer 15 Jahre alten Frau sich vermählt. Dies nennt man die ‚Spätehe'.

Die Vor- und Nachteile der Spätehe verhalten sich umgekehrt wie die der Frühehe.

Das Volk ist instinktiv dazu gekommen, zwischen beiden Extremen die Mitte zu wählen und die Ehe des Mannes so zu gestalten, daß der Mann sowohl vor der Ehe als auch in der Ehe mit einer bereits unfruchtbaren Frau einen Teil seiner Fähigkeit außer Benutzung zu setzen gezwungen ist. Man nennt dies die ‚Mitteehe'. Die Mitteehe schließt sich an die biologischen Verhältnisse am innigsten an, denn bei ihr fällt die höchste Fruchtfähigkeit des Mannes und der Frau zusammen. Die Ehe der unteren Gesellschaftsklassen ist eine Mitteehe und nähert sich mehr der Frühehe, die der oberen ist auch noch eine Mitteehe, geht aber häufig in die Spätehe über. Bei der reinen Mitteehe heiratet ein 22 Jahr alter Mann ein 15 Jahr altes Mädchen. Wenn die Volksschriftsteller von einer ‚Frühehe' sprechen, so meinen sie stets die biologische Mitteehe.

Allein auch in der Mitteehe hat sich die große Jugend der Frau als ein völkischer Schaden erwiesen. Deshalb ist man in Europa davon abgekommen, das Mädchen mit Eintritt der Reife zu verehelichen. Naturgemäß muß sich dann auch das Ehealter des Bräutigams erhöhen.

Als das beste Verheiratungsalter des Mannes erscheint es, wenn er den fünften Teil seiner Fähigkeit vor der Ehe unbenützt läßt. Das sind also zehn Jahre. Da die Reife mit 15 Jahren eintritt, so stellt sich als das beste biologische Ehealter des Mannes das 25. Lebensjahr heraus. Erst mit 25 Jahren ist der innere Ausbau des männlichen Körpers vollendet. Dieser Ausbau des männlichen (und des weiblichen) Körpers geschieht durch die Geschlechtsdrüsen. Diese haben also bis zu dieser Zeit ein breites Feld der Wirksamkeit. Und erst wenn dieses Feld vollständig bebaut ist, drängt die Fähigkeit nach außen. Das biologische Hochzeitsalter ist gekommen. Unsere ‚Kultur'-verhältnisse tragen aber den Naturtatsachen nicht Rechnung. Dadurch entsteht der Konflikt zwischen Sittlichkeit und natürlichem Drang. Die Abhilfe besteht nun nicht darin, daß man die Sittlichkeitslehre abändert, auch nicht darin, daß man den Teil als sündhaft oder als leicht beherrschbar erklärt, sondern darin, daß man die ‚Kultur' abändert und dadurch der Sittlichkeit und der

Natur zugleich Rechnung trägt. Auch das Mädchen soll den fünften Teil ihrer Fähigkeit vor der Ehe unbenützt lassen. Da das Weib von 15—50 Jahren gebärfähig ist, ist 7 der fünfte Teil. Für das Mädchen ist das 22. Lebensjahr das biologisch beste Ehealter.

Dieses Verhältnis soll dann bei jeder späteren Verehelichung beibehalten werden. Ein Mann mit 35 Jahren soll ein 29 Jahre altes Mädchen zur Gattin sich wählen; ein Mann mit 45 Jahren ein Mädchen mit 36 Jahren, ein Mann mit 55 Jahren ein Mädchen mit 43 Jahren und ein Mann mit 65 Jahren eine Frau mit 50 Jahren. Das Volk, soweit es nicht verkünstelt ist, hat diesen Altersunterschied zwischen Mann und Frau allgemein als richtig herausgefühlt. Der höchste zulässige Altersunterschied in biologischer Breite ist der Unterschied von 15 Jahren, der geringste die Gleichaltrigkeit von Mann und Frau. Das Bestreben einiger Ärzte, junge Männer an alte Frauen zu binden, ist naturwidrig.

Da Knabe und Mädchen mit 15 Jahren reif werden, ist dieser Zeitabschnitt eine biologische Generation. Es stellt sich also als Regel ein, daß der Mann sich mit der biologischen Generation seines Alters, nicht jedoch mit der Tochtergeneration verehelichen darf.

Die Statistik weist nun zwei Tatsachen der Spätehe nach: Bei dem einen Teil der Spätehe der gebildeten Klassen wählt der alte Bräutigam ein Mitglied der Tochtergeneration zur Gattin. In Deutschland werden alle Jahre 10 000 Ehen geschlossen, in denen der Bräutigam um mehr als 15 Jahre älter ist als die Braut. Tausend Bräutigame sind um mehr als 20 Jahre älter als ihre Bräute. 70 000 Bräutigame sind älter als 35 Jahre, das ist also fast der siebente Teil aller Heiratenden. Das sind viel zu viele. Die andere Tatsache ist, daß die alten Bräutigame bei der Gattinwahl sich nicht mehr durch die Geschlechtseigenschaften des Mädchens leiten lassen, sondern die Größe der Mitgift, die Möglichkeit der Protektion und anderes als den Hauptgrund der Wahl wirken lassen. Zu den Geschlechtseigenschaften des Mädchens aber gehören nicht bloß körperliche Gesundheit, sondern auch die Hausfrauentätigkeit, der Opfersinn und der mit ihm aufs engste verbundene Mutterwille und Religiosität. Die gebildeten Klassen entfernen sich immer mehr von den Anforderungen der Natur und gehen durch die Spätehe zugrunde.

Der jetzige Krieg, der die Vernichtung der Intellektuellen in großen Massen bringt, zwingt uns, die Intelligenz unseres Volkes vor dem Untergang zu retten, und drängt daher zur Frühehe. Die hauptsächlichsten Hindernisse gegen die Frühehe sind die wirtschaftlichen Verhältnisse.

Es soll nicht verkannt werden, daß in der Tat die wirtschaftlichen Verhältnisse oft ein nicht wegzuräumendes Hindernis abgeben. Aber bei näherer Betrachtung erweisen sich doch manche, anscheinend unübersteigliche wirtschaftliche Hindernisse als überwindbar.

Das ganze moderne Kulturleben ist aufgebaut auf dem Grundsatze:

Wie mache ich es, daß ich möglichst viel verdiene, um möglichst viel verbrauchen zu können. Und in der Neuzeit ist zu diesem Prinzip, dem Staat, Gesellschaft, Individuum schrankenlos sich hingeben, noch ein Zusatz gemacht worden: Auf möglichst leichte Art will ich verdienen. Dieser Grundsatz hat bankerott gemacht, einstweilen in den alten, europäischen Kulturstaaten; die neueren Kulturstaaten werden unaufhaltsam im Bankerott folgen. Der Krieg hat uns eines Besseren belehrt. Manches, was wir als Bedürfnis betrachteten, erwies sich als Luxus, und namentlich die Bewertung der geistigen Arbeit wurde auf ein erträgliches Maß zurückgeführt. Ich habe auch in dieser Zeitschrift vor dem Kriege auf die kommenden Ereignisse aufmerksam gemacht. Die Frage an das Schicksal unseres Volkes wird sein: Werden wir diese Erkenntnis von der geringen Menge der tatsächlichen, wirklichen Bedürfnisse dauernd zur Tat umsetzen? Werden wir einfacher, ich möchte sagen solider, so wird es uns möglich werden, früher die Frühehe zu betätigen und dadurch das weitere Aussterben der Intellektuellen zu hindern; werden wir die körperliche Arbeit wirtschaftlich und gesellschaftlich höher schätzen bei dem Manne wie bei der Frau, so werden wir weniger zu Staatsstellen hindrängen und mehr dem praktischen Leben uns widmen und dadurch die Überfülle der Bewerber auf rein geistigem Gebiete herabsetzen und so die Möglichkeit einer früheren Erwerbsstellung erhöhen. Diese Fragen wird die Zukunft unseres Volkes in sich haben. Wir dürfen die Natur nicht durch die ‚Kultur' ersticken.

Ich freue mich, daß in der neuesten Zeit diese von mir schon längst vertretene Ansicht immer mehr Verbreitung findet, daß in der Lehre der Volksvermehrung, der Frühehe und der Säuglingssterblichkeits-Bekämpfung meine Ansicht von der Bedeutung der Biologie Boden gewinnt. Ich kann auf drei inhaltsreiche Schriften in dieser Beziehung verweisen.

Der gelehrte und kunstsinnige Jesuitenpater Hermann Muckermann hat unter dem Titel: ‚Der biologische Wert der mütterlichen Stillpflicht' bei Herder, Freiburg im Breisgau, eine Abhandlung erscheinen lassen, die ich allen Frauen und Mädchen, allen Staatsbehörden und Ärzten dringend empfehle. Und Professor v. Kapff veröffentlichte unter dem Titel: ‚Die Frühehe, ihre Voraussetzungen und Folgen' bei Kohlhammer, Berlin W, Stuttgart und Leipzig, Gedanken, die in ihren Grundzügen vollständig richtig sind, wenn auch einige Einzelheiten zum Widerspruch reizen.

In der Herderschen Verlagshandlung ist von Martin Faßbender unter dem Titel ‚Des deutschen Volkes Wille zum Leben' 1917 ein Sammelwerk erschienen, das die sittlichen, sozialen und biologischen Grundlagen der Fortpflanzung eingehend bespricht und auf das ich, obwohl selbst Mitarbeiter, aufmerksam machen zu dürfen glaube und das auch der Fürstbischof von Breslau warm empfiehlt.

Nach Abschluß dieses Artikels kommt mir bei der Korrektur ein Aufsatz des Prof. Dr. Gurlt in den ‚Münchener Neuesten Nachrichten' zu

Gesicht, der sich vollständig mit meiner Ansicht deckt. So hoch auch die hauptsächlich von F. W. Förster betonte Wirkung der allgemeinen und speziell sexuellen Willensbeherrschung einzuschätzen ist, für ebenso notwendig hält Gurlt die kausale Abhilfe der modernen Geschlechtsnot unserer Jugend durch frühzeitige Verehelichung. Auch er weist auf die Voraussetzung der Frühehe, die größere Einfachheit der Lebensführung, hin und führt als nachahmenswertes Beispiel das Leben und das Verehelichungsalter der englischen Kaufmannsgehilfen an im Gegensatz zu den hohen Anforderungen und die Spätehe der deutschen Handelsgehilfen.

Kritik

Vom sozialpolitischen zum weltgeschichtlichen Denken / Von Firmin Coar

Sozialpolitisches Denken heißt für uns erkennen, wie die verschiedenen Stände und Berufe einander bedürfen, wie sie sich einander zu helfen und dadurch ihre Feindseligkeit in Hilfseligkeiten auszugleichen vermögen. Diese moderne Denkweise, von jedem Volksgenossen geübt und angewendet, erzieht zu einer geistigen Zucht, die den sozialen Frieden und die soziale Wohlfahrt am besten verbürgt. Solch fruchtbares sozialpolitisches Denken vermag darauf die Köpfe auch zu weltpolitischem Denken heranzureifen. Es ist eine Übertragung auf größere Verhältnisse. Statt danach zu trachten, worin zwei Berufe sich einander Arbeit und Leben verbessern könnten, hat man danach zu suchen, wie zwei Staaten ihre Erzeugnisse am nützlichsten füreinander umzusetzen und sich den Verkehr am fruchtbarsten füreinander zu gestalten vermöchten. Dies beschränkt sich nicht allein auf leibliche Bedürfnisse, auf die Arbeiten des Handwerkes, der Industrie und des Ackerbaues. Es trifft auch auf die Erzeugnisse unseres Geistes zu, auf die Früchte und Güter von Wissenschaft und Kunst und Geselligkeit. Die Staatsbürger müssen lernen herauszufinden, mit welchem Staate es sich am natürlichsten und vielseitigsten geistig und leiblich aushelfen läßt. Dieser Staat ist zweifellos der friedfertigste. Weil er vielen von unseren Bedürfnissen entspricht, steht er unserm Herzen nahe. Mit ihm läßt sich deshalb auch die gesundeste und echteste Freundschaft und ein Bündnis schließen, das in der Not sich am festesten erweist.

Haben sich Parteiführer und Diplomaten zu diesem Denken durch die Übung hinan gerungen, können die Regierungen und die Volkskammern bei der Anwendung dieser Weltpolitik sich vom Verständnisse der Staatsbürger fördernd tragen lassen, dann finden sich immer besser zu Freundschaften und Bündnissen jene Staaten zusammen, deren Lebensformen einander ergänzen. Es bilden sich staatliche Freundschafts- oder besser staatliche Familiensysteme heraus, worin die einzelnen Staaten nach ihren Leistungen und Aufgaben, nach ihren Bedürfnissen und Neigungen darum rängen, immer besser, immer reiner nach ewigen, inneren Gesetzen ihres Lebens Kreise zu vollenden. Das Leben der Staatenkörper würde sich, so möchte die Einbildung es sich ausmalen, in der einander genau angepaßten Ordnung der Himmelskörper abspielen. Diese haben sich ja auch nach wahnsinnigen Zusammenstößen, Zerschmetterungen, Zerpulverungen, nach ungeheuren, Welten zerwirbelnden Kriegen zu jener göttlichen, wunderbar reinen Bewegung geläutert, womit sie heute über unsere unruhigen Häupter in tiefen Nächten ihre hellen, sanften Pfade ziehen.

Weltpolitisches Denken ist vergrößertes sozialpolitisches Denken. Wer des kleineren fähig geworden ist, wird auch das größere schnell erlernen. Seit Jahren bemüht sich der Volksverein für das katholische Deutschland, die nach Hunderttausenden zählenden Mitglieder und die nach Millionen zählenden Leser seiner Zeitschriften und Bücher, an das einfachere, kleinere sozialpolitische Denken zu

gewöhnen. Mitten in dieser Arbeit wurde er vom Weltkriege überrascht. Nun standen nicht mehr die Mängel, die Arbeitsbedingungen und die Leistungen der Verbände unserer Arbeiter, Handwerker und der Industrieherren in Frage. Es waren ungeheure Volksverbände, die um bessere Daseinsbedingungen, um ihre Selbständigkeit und Zukunft stritten. Und dies nicht in friedsamem Wettstreite, sondern in Vernichtung bringenden Schlachten und nicht mit den Waffen des Friedens, Zunge und Feder, sondern mit dem unseligen Eisen und Blut. Außer dem Willen zum Siege blieb in den Köpfen der besten Menschen nur eine erstickende Verwirrung aller ehemaligen Begriffe von Gut und Böse, über Gott und Natur. Während man die Siege auf den Schlachtfeldern vorbereitete, während unsere Söhne und Brüder ihr Blut opferten, strebten wir alle gierig nach Aufklärung über die Ursache, die Gründe und die Zwecke dieses ungeheuren Vernichtens. Der Volksverein hatte da sein langjährig geübtes sozialpolitisches Lehrverfahren nur weiter zu spannen und auf Staaten anzuwenden. Es entstanden unter der Leitung der Abteilung des Sekretariates sozialer Studentenarbeit zahlreiche Schriften, die alle uns lehren wollen, was die feindlichen und freundlichen Staaten für Bedürfnisse, für Neigungen, für Fehler, für Tugenden, für Zweckverbände aller Art haben; welche davon uns nützen, ergänzen, welche also freundlich oder feindlich auf uns wirken könnten. Dadurch wurde uns mancher wirtschaftlicher, politischer, geistiger Zwist, manche völkische Spannung in den letzten Jahren erklärt. Dadurch wurden die Ursachen des unverständlichen Weltkrieges ans Licht gezogen. Indem man aber zu seiner Erkenntnis scheidet, was nicht zu einander passen, indem man verbindet, was sich durch den Austausch geistiger und wirtschaftlicher Güter irgend wie ergänzen will, bereitet man für später ein innigeres, friedsameres Völkerleben vor, das weniger beherrscht wird durch das zwistweckende wirtschaftliche Spiel von Angebot und Nachfrage, und das viel mehr geregelt wird durch das natürliche und organische Weben von Bedürfnis und Befriedigung.

Was bedeutet uns Deutschen ein fremdes Volk? Bietet es für unsern Leib oder für unsere Seele Genuß oder Nahrung dar? Kann es uns etwas lehren? Teilen wir mit ihm Verwandtschaft, das heißt seelische Besitztümer, geistige Neigungen und geschichtliche Erinnerungen? Nach dem Grade der Innigkeit dieser Verhältnisse bestimmt sich der Grad der Freundschaft und des Bundes, den wir mit diesem Staate pflegen dürfen und sollen. Zwei, drei, mehr Volkskörper dieser Richtung schließen sich zu Kreisen zusammen, worin jeder eine zugleich dienende und selbständige Lebensbahn erhält. Für Deutschland gibt es vorläufig nur einen Staat, womit es ein so inniges Verhältnis einzugehen vermag; nur einen Staat, womit es Beziehungen pflegen darf, die einander fördern und steigern wie die Glieder in einem Körper. Dieser Staat, so heißt es jetzt überall, sei Österreich. Mit Österreich könne Deutschland ein mitteleuropäisches Staatensystem bilden, das sich selbst wesentlich zu genügen, das seine Bahn zu durchlaufen vermöge, ohne die Bahn einer andern Großmacht durchkreuzen zu müssen, sicher wie die Bewegung eines Planeten.

Es vermag es. Das glauben wenigstens so helle Köpfe, wie bei uns Naumann einer ist. Er ist in diesem Glauben nicht allein. Es gibt sogar wenig Deutsche und ich glaube auch wenig Österreicher, die ihn nicht gerne teilten. Aber es ist nur ein Glaube, dessen Kraft in der Sehnsucht liegt. Weil viele es wünschen, halten viele ihn für wahr. Hier aufzuklären, Möglichkeiten und

Unmöglichkeiten zu unterscheiden, die vorhandenen Gaben und Neigungen, Besitztümer und Bedürfnisse in den beiden Staaten zu prüfen, haben sich viele der hervorragenden Volkskenner zur Aufgabe gemacht. Ganz natürlich paßt diese Frage in die Bestrebungen des Volksvereins. Und so wird sie denn auch angeschnitten von ersten Schriftstellern und Forschern, in Heften mäßigen Umfangs zum Preise von 20 Pfennigen; bestimmt erst nur für die gebildeten jungen Krieger im Felde, dann aber verbreitet in großen Auflagen auch hinter der Front, besonders in katholischen Volkskreisen Deutschlands und Österreichs.

Österreich als den natürlichen Teil eines Staatengebildes Deutsch-österungarreich aus der Geschichte hinzustellen, versucht der Wiener Richard von Kralik. In seinem Umriß ‚Der Beruf Österreichs' (Heft 2) heißt der erste Satz: ‚Der vornehmste Beruf Österreichs ist es, dem Deutschen Reiche als dessen erweiterte Ostmark in politischer und kultureller Arbeit zur Seite zu stehen.' Das markomanische Reich des Marbod war, so erfahren wir weiter, eine ‚Ergänzung' zu dem Cheruskerreiche des Arminius; eine ähnliche ergänzende Stellung hatten das Quadenreich des Vannius, das gotisch-hunnische Reich Attilas, hatte das Ostgotenreich Theodorichs des Großen, das ein Ausgleich zum fränkischen Reiche Chlodwigs bildete. Es gehörte zum Berufe Österreichs, die Ungarn, die zur Eroberung kamen — festzuhalten und mit deutschem Geiste an sich zu mörteln. Dasselbe geschah mit den Slawen. Die Türken wurden, da sie sich nicht angliedern ließen, mit den Waffen zurückgeworfen. Und wer weiß, ob man nach hundert Jahren auch von den Türken nicht sagen kann, daß sie sich haben von Österreich erneuern lassen. Wenn Wien die Zentralstellung in Deutschland an Berlin nach langen Wirren und Kämpfen hat abtreten müssen, so geschah es vielleicht deshalb, weil in diesem Ringen um herrschaftliche Ordnung Österreich seine eigentümliche Begabung zur bindenden Ordnung nicht betätigen konnte. Die diplomatischen und kriegerischen Niederlagen Österreichs von 1807 bis 1866 waren Irrtümer des Berufes. Erst als Österreich nach 1866 sich wieder dem Osten zuwandte und der Sämann deutscher Gedanken in slawischem Erdreich wurde, wuchs es wieder mit der wahren Berufsbetätigung zu neuer Größe und Macht. Das wird uns jetzt in der furchtbaren Feuerprobe des Weltkrieges zur Offenbarung. Österreich als Wahrer und Vermehrer des Deutschtums im Osten, ist eine Ergänzung zu Preußen, das der Sauerteig des zentralen Deutschland wurde. Österreich war in dieser Stellung unüberwindlich. Nie hat jemand es darin ersetzen können. Versuchte nicht der Ungar Matthias Corvinus in die Stelle und Aufgabe des österreichischen Deutschtums das Ungartum zu rücken? Und mißlang es nicht? Versuchte nicht König Ottokar dasselbe, als er den Macht- und Pflichtenkreis der Österreicher den Böhmen zuweisen und aus Prag ein Wien machen wollte? Und mißlang es nicht ebenso? Nur Österreich versagte letzten Endes nie, Befruchter all der jungfräulichen Völker zu sein, die sich durch die Ostpforte Europas zu ihm drängten. Schon die Natur scheint Österreich diese Stellung voraus zu bestimmen, denn geographisch liegt es an einem ‚Kreuzwege, einem Rennwege, einem Austauschplatze der Völker, der Weltteile und Weltrichtungen. Der Ort, wo der größte Gebirgszug Mitteleuropas vom größten Strome Mitteleuropas durchbrochen und durchkreuzt wird, steht im Mittelpunkte eines geographischen und politischen Koordinatensystems'. Man darf hinzufügen, auch eines rein geistigen. Österreichs Literatur will vermitteln, will verständigen. Der Vermittelung und Klärung der Leidenschaften und Begierden von ver-

schiedenen Rassen dient die Fassung, die der Bischof Piligrimm von den Sagen gab, woraus später unser Nibelungenlied hervorging; er ließ es gipfeln in nationale Grenzfragen. Zwischen den Völkern durch Deutschtum vermitteln, das wollen auch die nationalen Lieder des Österreichers Walther von der Vogelweide. Aufklärer, Apostel, Vermittler war jeder echte österreichische Dichter. So Grillparzer, dessen Doppelbegabung in der milden Kraft zur seelenerleuchtenden Zergliederung und im mystischen Drange zur Bindung widerstreitender Kräfte lag. So Hermann Bahr, der in Dalmatien bedauert, daß dort nicht Wagners Tristan und Isolde seelenbefreiend erklingen könne. Auch der österreichische Katholizismus besaß nie die Unduldsamkeit eines Alleinherrschers. Das zeigte sich an der europäischen Religionswende im Zeitalter der Reformation: Ein halbes Jahrhundert war Österreich damals das Land, wo die Konfessionen eine fast völlige Freiheit genossen. ‚Die Habsburger fühlten sich nämlich nicht nur als Landesfürsten, sondern als Kaiser, die zu vermitteln hatten, die über den Parteien standen... Die Protestanten in Österreich, völlig freigelassen in ihrem Gewissen, nicht gezwungen und bedroht vom Staate . . . wollten sich weder unbedingt auf das reine Luthertum noch auf das seit der Augsburger Konfession wesentlich fortgeschrittene, veränderte Luthertum einigen. Sie zerfielen in Sekten, lösten sich in sich selber auf . . . die österreichischen Fürsten mußten einfach schon deswegen den Katholizismus gegen Ende des Jahrhunderts wieder herstellen, weil sie keine andere Konfession im Lande sahen, die sich als Kirche erhalten hatte.‘

Welche Seite völkischer Betätigung man auch in Österreich untersucht, ‚stets erkennt man Österreichs Beruf‘ nach drei Seiten: nach jener der inneren Betätigung, nach jener der Bindung anderer Völker, nach jener der Abwehr feindlicher Mächte. So ward Österreich Bollwerk und Pflanzstätte europäisch-deutscher Kultur, ‚ein Fundament der Christenheit‘. Es verteidigte, erklärte und vermittelte, was im Innern Deutschlands, im Deutschen Reiche geschaffen und angeregt wurde. Auf diese Weise bildete es eine natürliche, eine organische Ergänzung zum Deutschen Reiche. Wie das in politischer, literarischer und religiöser Hinsicht der Fall ist, darin hat uns Richard von Kralik einen Einblick gegeben.

Wie dies auch in wirtschaftlicher Hinsicht der Fall sein kann, davon spricht uns Anton Flügler in seinem Schriftchen über deutsch-österreichische Wirtschaftspolitik (Heft 32). Wie dies der Fall sein kann, aber noch nicht ist! Flügler sieht nicht begeistert wie Kralik das, was bindet, sondern auch das, was trennt. Sein Geist sieht weniger die großen Erntetage eines Volkes, die Feiertage der Geschichte, sondern nüchterner die Tatsächlichkeiten der Arbeitstage, die jene vorbereiten. Und dann betrachtet er nur die wirtschaftlichen Möglichkeiten, die das österreichische Leben zu einem engen Zusammenschlusse an das Deutsche führen könnten. Diese Möglichkeiten sind nicht sehr groß. ‚Die innigste Annäherung wäre leicht, wenn der wirtschaftliche Charakter der beiden Länder grundsätzlich voneinander verschieden wäre, wenn Österreich-Ungarn etwa reiner Agrarstaat, Deutschland dagegen reiner Industriestaat wäre, der seine industriellen Erzeugnisse gegen die Früchte der Landwirtschaft eintauschen würde. So liegen die Verhältnisse aber nicht. Deutschland ist Industrie-Agrarstaat, es hat neben einer starken Industrie eine leistungsfähige Landwirtschaft. Zwar ist Österreich heute noch viel mehr Agrarstaat als Deutschland, obgleich seine landwirtschaftliche Erzeugung — besonders verhältnismäßig — viel geringer ist als die Deutschlands. Österreich aber sowohl wie Ungarn weise eine Industrie auf, die eine kräftige Entwickelung

verspricht.' Sie würde von der deutschen erdrückt werden, wenn sie nicht auch gegen sie durch Schutzzölle geschützt würde. Dies geschähe bei einer Zollunion nicht? Bekämpfen sich nicht auch in Deutschland selbst Landbau und Industrie und gleichen sie sich nicht ziemlich aus? Sowohl im Lande selbst wie auf dem Weltmarkte? Könnte es so nicht auch mit Österreich-Ungarn geschehen, indem es mit Deutschland ein Deutschösterungarreich bildete? Zweifellos! Aber hieße das nicht, die politische Selbständigkeit aufgeben, hieße das nicht nur ein Glied des ‚Größeren Deutschland' werden? Eine Frage, die den nationalen Stolz noch zu sehr aufregt, um mit Würde behandelt werden zu können. Zu diesem ersten Hindernisse deutsch-österreichischer Einigung stoßen mehrere andere. Zu einer gemeinsamen Arbeit zwischen den beiden Völkern gehört Vertrauen. Ist das vorhanden? In Österreich glaubt man es nicht recht, da ist man mißtrauisch gegen die deutsche Industrie. Durch die letzte Tat deutsch-österreichischer Zusammenarbeit, den letzten Handelsvertrag, wurde Österreich übervorteilt, denn Deutschland hat die Herabsetzung wichtiger Industriezölle von Österreich erlangt, während diesem selbst nur unbedeutende Zugeständnisse gemacht worden sind. Zu dem Gegensatze in wirtschaftlichen Vorteilen, zu dem seelischen Mißtrauen gegen die deutsche Industrie käme noch als politisches Hindernis einer wirtschaftlichen Verbindung die österreichisch-ungarische Frage. Wie würde Ungarn sich zu einem engeren deutsch-österreichischen Wirtschaftsbündnis stellen? Ungarn hat zwar eine Zollunion mit Österreich, benutzt aber jede Gelegenheit, seine Selbständigkeic zu wahren und zu mehren; es ist sehr partikularistisch gesinnt. In den Wirbeln so verschiedener Bedenken, Abneigungen, Zweifeln, Weigerungen so verschiedener Gegenströme ist die Bildung eines deutsch-österreichisch-ungarischen Ausgleiches in naher Zukunft tatsächlich ausgeschlossen. ‚Deshalb muß ein Zwischenzustand geschaffen werden, der jenes große Ziel vorbereitet, ein Zwischenzustand, der die wirtschaftlichen Voraussetzungen zur endlichen Zollunion schafft.' Voraussetzung ist vor allem die Unternehmungslust zu gemeinsamer deutsch-österreichisch-ungarischer Arbeit in der Weltwirtschaft. Voraussetzung ist die Bildung wirtschaftlicher Vereine, die das Verfahren in Landwirtschaft und Industrie verbessern, die die Erzeugung nach Bedürfnis und Fähigkeit regeln, die die Absatzmöglichkeiten aufpirschen und sichern müßten. Dazu gehört aber wieder Verständnis der einzelnen Menschen und Völker. Und die wiederum kann nur durch Aufklärung, durch Einsicht in den Gang wirtschaftlicher, wissenschaftlicher, religiöser Beziehungen unter den Völkern verbreitet werden. Notwendig ist die Erziehung und Verbreitung menschlichen Verständnisses.

Es ist das Licht, das der Volksverein für seinen kleinen Teil in die breiten Schichten des Volkes zu tragen unternimmt. Mit diesem Lichte muß das deutsch-österreichische Verhältnis noch viel mehr als bisher in der Seele des gewöhnlichen Mannes aufgeklärt werden. Lernt er selbst die Vorteile großer zunftmäßiger Verbände einsehen, lernt er sie vor allem verstehen, wenn man sie ihm in Versammlungen oder Büchern darlegt, dann ist sein Wille zu Taten leicht anzuspornen.

Zur Reifung dieser Urteilsfähigkeit dienen auch die eigentlich geschichtlichen Aufklärungen, die Martin Spahn über Rußland und Österreich auf dem Balkan (Heft 2), die Theodor von Sosnowsky über ‚Österreich-Ungarn und der Balkan' (Heft 3), geben. In diesen Schriften decken diese Meister des Ausdrucks die Bedeutung der großen geschichtlichen Krisen zwischen Österreich, Rußland und

dem Balkan auf; sie erhellen, was für Folgen ein bestimmter Friede, eine bestimmte politische Handlung hatte, sie erklären die Fehler einer Regierung, weisen ihren Grund nach, mag er nun in den Schwächen der Beamten oder der Feldherren, mag er in der Verwirrung des inneren Landes, oder in der Verwickelung der Außenstaaten zu suchen sein. In großen Zügen und klar verknüpften Absätzen erläutern sie, warum dieses oder jenes Ergebnis so und nicht anders gekommen ist. Sie entwickeln dadurch den Verstand des Lesers und schärfen seine Verständigkeit, die er bald auf die Gegenwart anwenden lernt. Ähnlich verfahren die Verfasser der Hefte über den Weltkrieg und die Orientfrage (von Paul Bensch, Heft 19), über Weltkrieg und Islam (von Josef Froberger, Heft 25), über die Balkanpolitik Italiens (von Theodor von Sosnowsky), über Italien (von Martin Spahn, Heft 22), über das russische Volk (von Bruno Keyser, Heft 27), über Polen (von Richard von Kralik, Heft 37), über die Neutralität Italiens (von Ercole Grafen Agliardi, Heft 1), über den Krieg und das Papsttum (von Julius Bachem, Heft 23).

Überall, in Völkern und ihren Einrichtungen, in Sitten und ihren Werken werden jene Eigentümlichkeiten aufgedeckt, die Fehler und auch Erfolge veranlaßten. Es geschieht nicht immer auf gleich glanzvolle Weise. Doch stets genügend klar, um in dem Leser die Frage zu wecken: Warum war Österreich in der Vergangenheit ein Ausgleich zum Deutschen Reiche? Darum .... Warum kann es noch keine Zollunion mit Deutschland schaffen! Darum. Warum brach Italien seine Neutralität ... Darum ... und so weiter. Der Leser wird zur sachlichen Erkenntnis der Dinge hingeführt. Man stellt ihm in fremden Völkern das Gute und Schlechte, das ihm Nützliche und Schädliche, sowohl das ihm Überlegene wie das ihm Unterlegene dar. Man leitet ihn dazu an, fremde Verhältnisse nicht mit einem bestimmten nationalen Zwecke im Hinterhalte zu sehen. So geschieht es leider in Frankreich, wo, weil Deutschland bekämpft werden muß, alle deutschen Dinge so beleuchtet werden, daß sie Abscheu und Haß und damit größere Vernichtungslust dagegen wecken. Das junge Deutschland soll im Gegenteile dazu erzogen werden, in jedem auch dem feindlichen Dinge das Für und Wider zu erkennen, damit es sich besser davor hüten, besser damit verständigen, besser damit einrichten könne. Wirtschaftliche, politische, geistige Freundschaften kann es dann leichter anknüpfen und pflegen. Auf diesem Verständnis fremder Verhältnisse soll es lernen, sein Leben, seine Geselligkeit, sein Geschäft, seine Politik aufzubauen. Das ist die neue Ordnung, die es in der Welt einführen möchte, da sie mehr als die blinde Leidenschaft zum Ausgleiche, zum Zusammenleben, zum Frieden führt.

Neue Romane* / Von Franz Herwig

Man spricht allgemein davon, daß der Schwede Verner von Heidenstam eine neue Romantechnik geschaffen habe. Dieses Gerede ist für ein literarisches Geschlecht bezeichnend, dem die Erfindung einer neuen Technik den Fortschritt der Erzählerkunst bedeutet. Wir sehen, von Paul Ernst angefangen bis zu den Neo-Expressionisten und den Nylandleuten, die Erneuerung bewußt am falschen Ende angefangen, und haben gerade an Heidenstam ein lehrreiches und überzeugendes

* Verner von Heidenstam, „Karl der Zwölfte und seine Krieger.“ Übertragen, von Gustav Bergman. 2 Bde. (Alb. Langen, München, M. 12.—).

Beispiel, wie die Persönlichkeit es ist, die schlicht und selbstverständlich den ihr gemäßen technischen Ausdruck findet. Der Schwede, ganz von der halbdunklen Welt seiner heimischen Sage und Geschichte umfangen, erzählt traumhaft und seherisch wie ein Skalde, was unseren, ganz im Verstandesmäßigen befangenen Talenten natürlich als ein besonderer und ausgesuchter Kniff erscheint. ‚Wie hat er das gemacht?' fragen sie und kommen zu dem Schluß, daß er eben eine neue Technik schaffen wollte und geschaffen hat, die man nachahmen kann, wenn man Lust dazu hat. Wogegen Heidenstam in Wirklichkeit wie ein antiker oder sonstwie echter Dichter eben des Gottes voll sein Inneres ausströmte. Weil dieses Innere reich war und durchaus versunken in seines Volkes Leben und Wesen, wurde Heidenstam ein nationaler Dichter, wie wir ihn bis jetzt noch nicht haben — und nicht haben können, so lange nicht ein deutscher Dichter erscheint, der des innersten und tiefsten Mitlebens mit des deutschen Volkes Geschichte und Wesenheit gewürdigt ist. Die Absicht tut nichts dazu, die Gnade muß sich herabsenken — ein Vorgang, wie er von niemand mehr belächelt wird wie von denen, die an neuen Techniken sich abmühen.

Heidenstams Hauptwerk sind die vor 20 Jahren in schwedischer Sprache erschienenen beiden Bände ‚Karl der Zwölfte und seine Krieger'. Nachdem fast gleichzeitig eine deutsche Übersetzung erschienen war, die inzwischen untergegangen ist, hat Gustav Bergman das Werk jetzt neu übersetzt, und zwar so, daß man den vollkommenen Eindruck eines Originalwerkes erhält. Heidenstam gibt keine politische Geschichte, sondern eine rhapsodische Erzählung, die von vielen Punkten der Peripherie auf den Mittelpunkt zustrebt. Er beginnt zum Beispiel aus dem Dunkel heraus von irgendwelchen Menschen zu sprechen, einem Bauernsohn, der den Ruf zu den Fahnen erhält, nicht sehr eifrig den alten Degen heraussucht und beim ersten Treffen fällt. Oder von einer Pfarrersmagd in Polen, die in einen Sarg gebettet sich zu retten vermeint und schließlich doch den Russen in die Hände fällt, um eine Königin der Marodeure zu werden. Oder von zwei schwedischen Soldaten, die versprengt und flüchtend nach Pommern kommen und auf einem Herrenhofe es sich eine Weile wohl sein lassen. Oder von einer schwedischen Sklavin im Harem zu Stambul, die ihr Leben für einen alten Papagei läßt. Alles Menschen und Geschehnisse, die eigentlich zu König Karl gar keine Beziehungen haben und doch an irgendeinem Punkt zu ihm hinführen. Es ist Sage, Dichtung, Geschichte, so vollkommen und geheimnisvoll ineinander verschlungen, daß ein das Vermächtnis alter Skaldendichtung glanzvoll erfüllendes Heldenlied daraus wurde. Ein Heldenlied auf das schwedische Volk, das sich danach drängte, in der Aufopferung für seinen König unsterblich zu werden, und ein Heldenlied auf diesen König, der sich danach sehnte, ‚das Echo einer gesungenen Sage zu werden'. Die Menschen des Durchschnitts fanden und finden Karl den Zwölften töricht, sinnlos und mörderisch; kein Wunder, da ihm jedes menschliche Ziel abgeht. Er hat nicht zur Verteidigung seines Reiches gekämpft, oder gekämpft, um sich wie Gustav Adolf ein größeres Reich zu schaffen. Er ist unverständlich, wenn man ihn nicht als von verbrecherischer Ruhmsucht getrieben sehen will. Ranke nennt ihn den letzten der Jomswikinge, und Heidenstam sieht ihn so. Zum letztenmal in Schwedens Geschichte richtet ein Wiking den Mast auf, freilich um Ruhm zu erwerben, aber in einem mystischen Sinne, den die Jetztzeit nicht mehr versteht. Es ist ein gewaltiger Drang zum Heldischen in diesem Karl, und ein gewaltiger Drang in seinem Volk, Mittel zum Heldischen und damit selbst

heldisch zu werden. Mitnichten ist der Bürger dazu da, Geld zu machen und hinterm Kruge zu sitzen, mitnichten der Bauer seiner Kühe zu warten. Ganz wie in alten Zeiten sind sie Gefolgsmannen des Königs; das persönliche Wohlbehagen ist dazu da, sich für den größeren Willen zu opfern. Man kann diese Weltanschauung unmenschlich nennen und heidnisch, aber es ruht auch auf ihr der Abglanz einer Verwandtschaft mit der christlichen Heilslehre, die befiehlt, das Kreuz eines Größeren auf sich zu nehmen und ihm nachzufolgen. Die zum Glücke des Einzelnen notwendige Aufopferung, im menschlichen Wesen begründet, bildet den vollen Unterton des Heidenstamschen Epos. König Karl ist kein methodisches Genie wie etwa Napoleon, er macht Dummheiten, kindische Dummheiten wie die alten Götter, und unsere preußischen Offiziere haben weidlich über ihn gespottet, weil er auf Rügen die von der Kriegskunst vorgeschriebene Befestigung von Verteidigungsabschnitten versäumte. Er ist sprunghaft wie ein Kind, in günstigen Stunden genial und überwältigend, in dunklen verlegen lächelnd, als begriffe er nicht, was mit ihm eigentlich vorgeht. Das nimmt ihm das Übermenschliche und bringt ihn unserem Empfinden näher, wie es ihn dem Empfinden seines Volkes nahe gebracht hat. Noch einmal, ehe Schweden in die Dunkelheit zurücksinkt, reckt es sich flammend auf. So hat Heidenstam Schweden gesehen und seinen König. So steigen beide noch einmal aus seinem Gesang auf.

Von einer heiteren Sicherheit ist Heidenstams Werk, die das Überfließende einer kraftvoll in sich ruhenden Persönlichkeit ist. Seine Dichtkraft scheint unerschöpflich. Es lassen sich schlechterdings keine menschlichen Zustände denken, die in der Dichtung von Karl dem Zwölften nicht zur Darstellung kämen. Auf den menschlichen Gefühlen spielt der Schwede wie auf den Saiten einer Harfe, und das schwedische Bauernhaus wie das Königsschloß, das Zeltlager wie die Zaubergärten des Großtürken entsteigen klar seinem schöpferischen Herzen. Er führt uns durch die Birkenwälder seiner Heimat wie über die ukrainischen Steppen gleich sicher, und immer weiß er um uns die Stimmung zu schaffen, die ihm nötig erscheint. Es ist nicht die platte Wirklichkeit, die er beschreibt, es ist das geheimnisvolle, dem Willen unfaßbare Leben, das uns umgibt, eine von Schauern umwitterte Wirklichkeit. Sein Buch ist kein Roman, sondern eine Heldensage; es ist, als ob nicht Heidenstam sie gedichtet hat, sondern das schwedische Volk. Aber Heidenstam war, als er dichtete, das schwedische Volk; er war sein Herz.

Wir Deutschen haben unsere Märchen und Sagen in innigem Besitz; unsere Geschichte aber schläft noch den Dornröschenschlaf unter Folianten. Verdichtet der Schlag von Millionen Herzen als Volk sich empfindender Deutscher sich vielleicht in diesem Augenblick zu dem Schlag des Dichterherzens, das uns unsere Geschichte schenkt? Wem dieses Herz auch gehören mag: nicht wird es einer von denen sein, für die das Dichten eine Aufgabe der Technik ist.

Rundschau

Zeitgeschichte

Kriegsbetrachtung für April 1917*

Statt durch Friedensschluß gelöscht zu werden, breitet sich der Weltbrand des Völkerkrieges immer weiter aus. Aufgehetzt durch England schlossen sich neuerdings bisher ohnseitige amerikanische Staaten dem Einkreisungsverbande an. In seinem haßerfüllten Brotneide gegen Deutschlands Handel und Großgewerbe und zugleich in seiner Machtlosigkeit gegenüber den furchtbaren Wirkungen des Unterseekrieges sucht das britische Weltreich auf der ganzen Erde Bundesgenossen gegen den Vierbund zu gewinnen. In diesen Bestrebungen wird es neben seinen Bestechungen der leitenden Staatsmänner unterstützt damit, daß der überseeische Handel sowohl durch die britische Seesperre wie durch die Tauchschiffe der Mittelmächte fast völlig lahmgelegt ist und für die Völker der Ausfuhrländer schwere wirtschaftliche Nöte erzeugt. Deren ursächliche Verschuldung lenkt höchst geschickt die britische Regierung von sich ab und wälzt sie auf den Vierbund, besonders das Deutsche Reich, mit dem Großbritannien allein militärisch nicht fertig würde. Nach dem alten Sprichworte: ‚Viele Hunde sind des Hasen Tod‘ will es eben gegen uns möglichst eine Überzahl von Gegnern zusammenbringen. Dabei vergißt es jedoch, daß der Vierbund kein schwacher Hase ist, sondern ein starker Tiger, der die Einkreisungshunde abschüttelt und zerfleischt.

Bei diesem Abwehrkampfe erweist sich im derzeitigen Abschnitte der Seekrieg für den Vierbund besonders wichtig und erfolgreich. Während früher die Eilandslage Großbritanniens dessen besonderer Schutz war, wurde sie durch die Kriegstauchschiffe nunmehr seine Schwäche. Trotz ihrer überwältigenden Zahl ist die große britische Flotte, die durch die Seestreitkräfte der Verbündeten fast verdoppelt wird, nicht in der Lage, das Heimatland vor der einschnürenden Absperrung zu schützen, ja sie muß sich selbst zurückhalten, um sich vor der Zerstörung zu schützen. Damit ist sie im Begriffe, die bisherige Herrschaft über die Meere der Erde zu verlieren. Erklärte doch selbst der britische Erste Seelord, daß es gegen die U-Schiffe kein Allheilmittel gebe. Infolgedessen ergaben sich bis jetzt im Unterseekampfe für den Vierbund: ‚Große Erfolge, geringe Verluste.‘ Nach amtlicher Veröffentlichung des deutschen Admiralstabes wurden im April an feindlichem Schiffsraum insgesamt mehr als 1 000 000 Brutto-Register-Tonnen versenkt, gegen 885 000 im März. Seit Kriegsbeginn verloren unsere Gegner schon über 6½ Millionen solcher Tonnen, davon sind 4½ Millionen britisch, fast ein Viertel der Heimatshandelsflotte zu Anfang des Krieges. Alles bisher Dagewesene übersteigen diese Verlustzahlen. Außer dem Schiffsraum gehen die notwendigsten Nahrungsmittel und die für den Krieg unentbehrlichen Rohstoffe zugrunde, während die aufgespeichert gewesenen Vorräte sich erschöpfen; damit übersteigt in ihren Folgen die mittelbare Wirkung des Unterseekrieges die unmittelbare und bedroht die Westmächte, namentlich aber Großbritannien, mit vorzeitigem wirtschaftlichem Zusammenbruch. Bereits sollen hier die Nahrungsschwierigkeiten derartig groß sein,

* Vgl. die Abhandlung „Kriegsbetrachtung für März 1917" Hochland 14. Jahrgang 1916/17 Maiheft S. 243.

daß angeblich schon nach 1 bis 2 weiteren Monaten für einen großen Teil der britischen Bevölkerung ein völliges Versagen der Verpflegung befürchtet werde. Besonders empfindlich wäre der Überseehandel der englischen Großkaufleute geschädigt. Jedenfalls aber unterstützt der Unterseekrieg ganz erheblich die Landheere des Vierbundes in ihrem erfolgreichen Kampfe gegen die gewaltige Überzahl des Einkreisungsverbandes. Mit vollem Rechte schrieb eine bedeutende englische Zeitung, Großbritannien müsse einsehen, daß die britische Seemacht in dem Sinne, wie sie vor dem Weltkriege eingeschätzt wurde, nicht mehr bestehe. Mit dem früheren Wirtschaftsverfahren, das auf der völligen Sicherheit der Seefrachten beruhte, sei es vorbei. Obwohl die britische Flotte nicht besiegt wäre, sei Deutschland mit Hilfe seiner Unterseekriegsmittel in der Lage, auf großen Teilen des Weltmeeres die Schiffahrt unmöglich zu machen oder doch schwerstens zu gefährden. Deshalb stünde Großbritannien vor einem unheilbaren Verfall, der mit allen Mitteln verhindert werden müsse. Diesen Kampferfolgen des Vierbundes unter dem Wasserspiegel entspricht es, daß auf ihm keine Entscheidungsschlachten stattfanden, sondern im April wie in den letzten Vormonaten nur einige einflußlose Gefechte leichter Seestreitkräfte, von denen das bedeutendste ein Vorstoß deutscher Zerstörerschiffe in der Nacht vom 20./21. April war. Nach wirksamer Beschießung der Festungen Dover und Calais hatte nämlich der eine nochmals umgekehrte Teil des deutschen Geschwaders ein scharfes Gefecht mit einer Überzahl von britischen Zerstörern und Führerschiffen. Beiderseits wurden je zwei Kampfeinheiten vernichtet. Außerdem wurde von deutschen Kriegsschiffen am 21. April der nordafrikanische französische Hafen bei Gouraya westlich Algier, dann in der Nacht vom 24./25. April die Seefestung Dünkirchen und in der Nacht vom 26./27. April der befestigte britische Hafen Margate an der Themse wirksam beschossen. Insgesamt gingen während des 33. Kriegsmonats nach amtlichen Berichten drei deutsche Zerstörer G 88, G 85 und G 42 verloren, sowie mindestens vier gegnerische Kriegsfahrzeuge, sicher ein französisches und drei britische. Im April lag also das Schwergewicht des Seekrieges zugunsten des Vierbundes wieder unter dem Wasserspiegel mit der Feststellung, daß die Kriegstauchschiffe die britische Schlachtflotte zu einflußloser Untätigkeit zwangen und damit eine bemerkenswerte Umwälzung der Kriegführung zur See verursachten.

Wie in den Vormonaten wurde auch im April der Luftkrieg fast ausschließlich mit Flugzeugen geführt, wobei erfreulicherweise die deutschen Flieger durch größere Geschicklichkeit und bessere Hilfsmittel die Oberhand über ihre zahlreichen westlichen Gegner gewannen. Wie eine führende englische Zeitung berichtete, wurden im April auf dem westlichen Kriegsschauplatze 147 britische, sowie 201 französische und belgische Flugzeuge vernichtet. Große Erfolge, namentlich über See, erreichten auch die österreich-ungarischen Flieger, doch fehlen hierüber zusammenfassende amtliche Zahlen. Besonders bemerkenswert ist die Landung zweier türkischer Flieger weit hinter der britischen Sinaistellung mit erfolgreicher Zerstörung der dortigen militärischen Wasserleitung am 24. April. Nach deutsch-amtlichem Berichte büßten im April die Gegner 362 Flugzeuge, hievon 299 im Luftkampf, und 29 Fesselballone ein, während die Deutschen 74 Flugzeuge und 10 Fesselballone, also erheblich weniger, verloren. In geringerem Maße traten die Luftschiffe hervor, die durch die schnelleren und höher steigenden Flieger besonders stark gefährdet sind. So wurde am 21. April das britische Luftschiff C 17 etwa 30 Kilometer nördlich Zeebrügge von deutschen Fliegern abge-

schossen. Ihre Bedeutung dürfte vermutlich im Seekriege, namentlich für die Aufklärung, wirksamer hervortreten. Am 23. April brachte ein deutsches Marineluftschiff in der Nordsee wieder einmal ein Handelsschiff auf und ließ es durch eine Beuteabstellung nach einem deutschen Hafen einbringen. Den größten Vorteil dürften die Luftschiffe vielleicht im einheitlichen Zusammenwirken mit Tauchschiffen und schnellen Wasserflugzeugen bringen.

Besondere Wichtigkeit unter den Festlandkriegsschauplätzen bekam im April der Westen. Schon Monate lang vorher verkündete für das Frühjahr 1917 der Einkreisungsverband ein gleichzeitiges, allgemeines, einheitliches Vorgehen seiner sämtlichen Landheere gegen den Vierbund. Doch wurde es verschoben sowohl durch die ungewöhnlich lange Dauer des strengen Winters als auch durch die mittelbaren Wirkungen des verschärften, die Zufuhren einengenden Unterseekrieges, dann durch die politische Gärung in Italien und Rußland, in dessen Reiche es sogar zur großen, noch nicht beendeten Umwälzung kam. Dem südlichen Himmelsstriche angemessen begannen vereinzelt im Februar britische Angriffe gegen die Türken in Mesopotamien und an der ägyptischen Ostgrenze, dann im März solche des Salonikiheeres in Mazedonien. Untätig blieben die russischen und italienischen Heere. Somit lastete die riesige Aufgabe der beabsichtigten Entscheidungsschlacht zum Durchbrechen der deutschen Stellungen im Westen ausschließlich auf den dortigen Einkreisungsstreitkräften. Aber auch diese wurden nicht einheitlich und gleichzeitig, sondern abwechselnd nacheinander eingesetzt. Zunächst begann nach siebentägigem Geschützkampf am 8. April mit einem britischen Angriffe die Schlacht bei Arras und führte am 9. April zu einem erheblichen Erfolge unserer Gegner, doch blieb der Versuch der Ausnützung an der kräftigen deutschen Abwehr stecken. Hierauf unternahmen die Franzosen am 16. und 17. April nach zehntägiger Artillerievorbereitung zwischen Oise und Aisne in 40 Kilometer Breite einen ungewöhnlich starken Angriff, der zwar scheiterte, doch eine der größten Schlachten des Völkerkampfes und damit der Weltgeschichte herbeiführte. Sodann griffen vom 22. April ab bei Arras in einer Breite von 30 Kilometer wieder die Briten an bis zum 28. April, wurden aber von den Deutschen blutig abgewiesen. Damit mißlang zum dritten Male der englische Durchbruchversuch und endete mit einer schweren Niederlage Großbritanniens. Ebenso scheiterte am 30. April ein abermaliger großer französischer Angriff in der Champagne zwischen Prosnes und Auberive, sowie südlich Nauroy. Trotz dieser großartigen, heftigen Kämpfe, die eine noch nie dagewesene Menschenschlächterei verursachten, war zu Ende April die Kriegslage unverändert wie am Beginn. Mit geringen Abbröckelungen hatten die Deutschen ihre Stellungen fest behauptet und ihren Gegnern einen blutigen Verlust beigebracht, der auf 300 000 Tote und Verwundete geschätzt wird. Am Monatsschlusse waren diese großartigen Kämpfe noch im Gange, doch darf nach den bisherigen ausgezeichneten Leistungen der deutschen Streitkräfte sicher erwartet werden, daß diesen der Erfolg treubleiben wird. Von vernichtendem Mißgeschick wurden die zahlreichen Panzerkraftwagen, englisch Tanks genannt, auf die Briten und Franzosen überschwängliche Hoffnungen setzten, betroffen dank den ausgezeichneten Treffwirkungen der deutschen Geschütze, gegen die die schwachen Panzerungen keinen, selbst gegen das Gewehrfeuer nur ungenügenden Schutz gewähren. Bei ihrer geringen Geschwindigkeit ist besonders ihre leicht verletzliche, ungenügend geschützte Fahrbarkeit stark gefährdet. Nur bei ihrem ersten verblüffenden Auftreten, das durch Nebel begünstigt war, erzielten sie einige Erfolge, später aber wurden

sie stets durch die deutsche Artillerie rasch unschädlich gemacht. Bemerkenswert ist, daß diese Waffe sogar nach gegnerischem Urteile in letzter Zeit ihre stofflichen und menschlichen Leistungen gewaltig steigerte und damit die ausgezeichnete deutsche Infanterie in der Abwehr der Angriffe wie bei den Gegenangriffen vortrefflich unterstützte.

Auf dem italienischen Kriegsschauplatze fanden im April keine größeren Infanteriekämpfe statt. Daher blieb dort die Lage unverändert wie im März. Durch Mangel an Lebensmitteln, Schießbedarf und sonstigen Kriegsstoffen, wie auch durch innere Gärungen und die großen Schneemengen in den Alpen bestand vermutlich eine Lähmung der italienischen Streitkräfte, die den österreichisch-ungarischen Truppen reichlich Zeit gab zu innerer Erstarkung und zur Vorbereitung auf die Sommerkämpfe.

Trotz zahlreicher örtlicher Gefechte, namentlich in Mazedonien, trat auf dem Balkangebiete im April ebenfalls keine Änderung der Kriegslage ein. Nach italienischen Schilderungen sei auf dem südlichen Kampfgebiete das dortige Heer des Einkreisungsverbandes großen Schwierigkeiten ausgesetzt. Starke Überlegenheit besitze das deutsche Flugwesen. Die Stellungen des Vierbundes seien vorzüglich befestigt, die Geländeverhältnisse dabei sehr schwierig für Angriffe, das Land selbst biete keine Hilfsquellen, die Zufuhr zur See werde aber durch die Tauchschiffe stark behindert. In der zweiten Hälfte des April bereitete sich zwar angeblich ein neuer Angriff des Salonikiheeres vor, doch kam er bis Monatsschluß nicht zur Ausführung. Vielleicht wurde auch auf die Fertigstellung der neuerbauten, über Herzeg führenden, etwa 300 Kilometer langen Verbindungsstraße zwischen Saloniki und Santi Quaranta gewartet. Jetzt schon für Lastkraftwagen fahrbar, soll sie ermöglichen, den Unterseegefahren im Ägäischen Meere auszuweichen und die Kriegsfrachten nur auf der schmalen, verhältnismäßig sicheren Meerenge von Otranto bloß 150 Kilom. weit über See, sonst über Land zu befördern.

In der Dobrudscha gegenüber den russischen Stellungen herrschte im April meist Ruhe, nur zeitweise waren Plänkeleien und spärliches Geschützfeuer. Von seinen sogenannten ‚Schutzmächten' wird das arme Griechenland weiter bedrückt, so daß es dem völligen Unterliegen nahe ist. Mit rücksichtsloser Willkür besetzte seinerzeit das Heer des Einkreisungsverbandes Mazedonien und verwüstete es, während seine Flotten sich der griechischen Eilande bemächtigten und unerhörte Gewalttaten namentlich gegen die dortigen Fischer und Seeleute ausübten. An Stelle der Behörden wurden bestochene Besorger eingesetzt, dann geschah Zwangsaushebung und wurden flüchtende junge Männer erschossen. Zur Zeit wird ein feiger Überfall auf das entwaffnete Griechenland vorbereitet, um ihm einen ungewünschten Machthaber aufzuzwingen und das bisher ohnseitige Land gegen seinen Willen zur Kriegsteilnahme fortzureißen. Wie wenig Neigung die Griechen hiezu haben, geht auch daraus hervor, daß sogar unter den „freistaatlichen' Truppen des Venizelos Aufruhr entstand, der von Streitkräften des Einkreisungsverbandes blutig unterdrückt wurde. Durch Absperrung der Lebensmittelzufuhren wurde in Griechenland eine Hungersnot erzeugt, die schon viele Opfer forderte. Diese Mißhandlung mögen alle kleinen Staaten, auch die Sondertümler des Deutschen Reiches als warnendes Muster betrachten, was ihnen bevorstände, wenn sie in die Gewalt des Einkreisungsverbandes kämen. Nur ein Sieg des Vierbundes kann sie davor behüten, denn dieser achtet und wahrt sicher ihre Selbständigkeit, wenn sie ehrlich ohnseitig bleiben. Dies können die an den Länderblock des Vierbundes unmittelbar angrenzenden wirklich ohnseitigen Staaten nach den bisherigen Kriegserfahrungen voll bestätigen.

Im eigenen Safte schmorte im 33. Kriegsmonate die russische Staatsumwälzung weiter, ohne gar zu werden. Dadurch herrschte, unter gleichzeitiger Einwirkung des Nachwinters, im Osten nahezu Waffenruhe. Zu einer größeren Kampfhandlung kam es nur am 3. April, indem am mittleren Stochod deutsche Truppen den von den Russen auf dem Westufer verteidigten Brückenkopf von Toboly nach längst erfolgter sorgfältiger Vorbereitung mit einer Beute von fast 10 000 Gefangenen, 15 Geschützen, etwa 150 Maschinengewehren und Minenwerfern, sowie vielem Kriegsgeräte wegnahmen. Sonst aber herrschte große Stille, die nur wenig durch Geschützfeuer, Flieger und Aufklärungsunternehmungen gestört wurde. Stellenweise kam es sogar zu Verbrüderungszusammenkünften, namentlich zwischen österreich-ungarischen und russischen Kriegern. Als in einem Abschnitte russische Artillerie gegen die deutschen Stellungen feuerte, konnte deutscherseits beobachtet werden, wie die russische Infanterie durch Werfen von Handgranaten ihre Batterien zur Feuereinstellung zwang. Anscheinend bestehen im russischen Heer und Volk starke Meinungsverschiedenheiten wegen Kriegsfortsetzung und Friedensschluß. Voraussichtlich wird ihre Klärung lange Zeit erfordern, denn die russischen Bauern, die mit 100 Millionen Menschen den schließlich ausschlaggebenden Hauptbestandteil der Bevölkerung bilden, sind eine wenig gebildete, schwerfällige Menge. Unmöglich können sie einen entscheidenden Entschluß rasch fassen, müssen sie doch von ihren Führern zuerst über die Gesamtlage aufgeklärt werden. Ob es für die sicher gut unterrichtete Heeresleitung des Vierbundes zweckmäßiger wäre, diese Geduld erfordernde Entwicklung ruhig abzuwarten oder durch kräftiges Vorgehen die allgemeine Unordnung auszunützen, um den russischen Wirrwarr zu vermehren, kann und soll hier bei dem Mangel sachlicher Unterlagen nicht beurteilt werden. Nach den geschichtlichen Erfahrungen Mitteleuropas mit der großen französischen Staatsumwälzung dürfte das Zuwarten vorteilhafter sein. Vielleicht bekommt doch die Friedenspartei die Oberhand, wenn sie in ihren Bestrebungen nicht durch einen Angriff gestört wird? Wir dürfen fest vertrauen, daß das Richtige zeitgemäß geschehen wird. Übrigens versicherte am Monatsschlusse der russische Oberbefehlshaber General Alexejew seinen Bundesgenossen, daß er die Vierbundheere angreifen werde, sobald die Himmelsstrichlage es gestatte. Dann wird sich von selbst obige Frage lösen.

Gegenüber den ungeheuren Entscheidungsschlachten im Westen und der russischen Umwälzung trat im 33. Kriegsmonate die im März dringlich gewordene große Bedeutung der außereuropäischen türkischen Kriegsschauplätze stark zurück, ohne deshalb an Wichtigkeit für den Gesamtverlauf des Völkerkampfes zu verlieren. Die Aufmerksamkeit hierauf lenkten die näherliegenden größeren Ereignisse mit Unrecht ab. Im armenischen Kaukasusgebiete, wo den Türken nur russische Truppen gegenüberstehen, herrschte zwar aus gleichen Gründen wie im europäischen Osten ein Stillstand der Heeresbewegungen, der ebenfalls fast einer Waffenruhe gleichkam. Am Ende des Monats zogen sich die in dem Abschnitt zwischen Wansee und oberen Euphrat stehenden Russen freiwillig zurück, so daß die Türken das dortige Gebiet mit der Stadt Musch ohne Kampf besetzen konnten. — Dagegen in Mesopotamien vereinigten sich am 2. April vorgeschobene britische und russische Abteilungen bei Hanekin auf dem linken Dialaufer, nachdem sie schon Ende März Fühlung gewannen und sich so vorteilhaft entgegenarbeiteten, daß die Türken in Richtung Kirin auswichen. Mit dieser wichtigen Tatsache glückte den Engländern die beabsichtigte Absperrung der Vierbundsländer vom fernen

Osten vorläufig. Zunächst gelang es wohl den ottomanischen Streitkräften, nochmals auf das südliche linke Dialaufer nach Deltawa vorzustoßen. Ab 11. April mußten sie jedoch vor der feindlichen Übermacht nördlich ausweichen, um der Umklammerung zu entgehen, wobei sie von Chalie, nordöstlich Deltawa, über Seraij auf Deliabas rückten. Auf dem rechten Tigrisufer wurde ebenfalls in der zweiten Aprilhälfte heftig gekämpft. Nach wirksamer Abweisung der britischen Angriffe zogen sich die Türken in vorbereitete neue Stellungen nördlich Samara zurück und befinden sich nunmehr etwa 100 Kilometer nördlich Bagdad. Für sie beginnt bald, da sie die Hitze des dortigen Himmelsstriches besser vertragen als ihre Gegner, eine vorteilhaftere Jahreszeit zur Kriegführung, bei der sie durch die 300 Kilometer kürzere rückwärtige Verbindung auch leichter Verstärkungen und sonstigen Kriegsnachschub erhalten können als früher bei Kut el Amara. — Teilweise wurde der Rückschlag in Mesopotamien ausgeglichen am 19. April durch einen zweiten türkischen Sieg bei G a z a über die von Ägypten gegen Syrien vorgedrungenen britischen Angreifer, die nach schweren, auf 10 000 Mann geschätzten blutigen Verlusten wieder über Wadi Gaza zurückgehen mußten. Dabei wurden sie am 22. April durch einen mißlungenen Landungsversuch bei Akabah vergeblich unterstützt. Nach diesen ottomanischen Erfolgen darf sicher erhofft werden, daß es unseren Bundesgenossen schließlich doch noch gelingen wird, auch Mesopotamien (Irak) von den eingedrungenen Feinden wieder zu befreien und die sichere Verbindung mit Persien und dem fernen Osten neuerdings herzustellen. Gefördert werden sie dabei durch einen Ende April ausgebrochenen Aufstand der persischen Bevölkerung im südlichen Aserbeidschan, der sich zunächst gegen die dortigen russischen Truppen richtete und die rückwärtigen Verbindungen der auf Mossul und Kasr i Schirin vorrückenden russischen Heeresabteilung unterbrach. — Den bedauerlichen Rückschlag in Mesopotamien erklärte der Vorstand der ägyptischen Volkspartei in einer Veröffentlichung ‚B a g d a d u n d d i e e n g l i s c h e n U m t r i e b e' damit, daß die Briten durch Versprechungen und Bestechungen Beistand erhielten von verräterischen Emiren der Araberstämme, die sich in der Hoffnung wiegen, das einstige arabische Kalifat in der alten Hauptstadt Bagdad, die an die Glanz- und Ruhmeszeit der Abbasiden erinnere, wieder aufrichten zu können. Von England wird nämlich, um ganz Arabien zu beherrschen, angestrebt, daß sich die Araber von der Türkei lossagen und mit ihren Stämmen unter britischer Schutzherrschaft einen Staatenbund bilden. Damit will es vor allen Dingen den muselmännischen Einfluß des ottomanischen Herrschergeschlechts ausschalten und ihn selbst gewinnen zur Sicherung seiner Gewalt über die Mohammedaner von Ägypten bis zum Stillen Meer. Großbritannien ist auch da der Hauptfeind des Vierbundes.

Nach britischamtlicher Bekanntmachung vom 1. April verboten in D e u t s c h - O s t a f r i k a die Himmelsstrichverhältnisse seit Beginn der Regenzeit jede größere Unternehmung, besonders in den Küstenbezirken und im Rufidjitale, von dem südlich die deutsche Hauptmacht stehe. Andere deutsche Truppen, die von Mahengi und dem Ruhudjaflusse südlich vorgingen, befänden sich nördlich und nordöstlich des Nyassasees. Mittelbar wird damit das völlige Mißlingen des britischen, von schwersten Verlusten betroffenen Angriffes zugegeben. Von den anderen ü b e r s e e i s c h e n K a m p f g e b i e t e n fehlen Nachrichten. Seit der Nacht vom 1. auf 2. April besteht nach Erklärung des Präsidenten Wilson der Kriegszustand zwischen Deutschland und

den Vereinigten Staaten von Amerika; feindselig benahmen sich diese jedoch schon vor ihrem Bruch mit dem Deutschen Reiche. Als ihre erste offene Kriegshandlung ist hervorzuheben, daß die freiwillige amerikanische Fliegerabteilung, die schon seit Monaten auf dem westlichen Kriegsschauplatze im französischen Verbande gegen uns kämpfte, seit Anfang April als eigene amerikanische Truppe gilt und nun die amerikanischen Farben führt. Demnach brauchen sich die deutschen Streitkräfte gegenüber den Amerikanern seitdem keinen Zwang mehr aufzulegen. Bereits schwimmt die amerikanische Flotte gegen Europa; die Unterseeschiffe des Vierbundes werden sie freudigst begrüßen. Dem militärpolitischen Beispiele der Vereinigten Staaten folgten eine Reihe von mittel- und südamerikanischen Freistaaten, voran die mit portugiesischsprechenden Bevölkerungen, während 7 spanisch-amerikanische Freistaaten wie das Land ihrer Muttersprache ohnseitig blieben. Namentlich Mexiko erweist sich durch seinen scharfen Gegensatz zu den Vereinigten Staaten nach dieser Richtung nützlich für den Vierbund.

Als besonders bemerkenswert ist aus dem inneren Kriegsleben des Deutschen Reiches hervorzuheben der kaiserliche Erlaß vom 7. April, der sofortige Vorbereitungen anordnet, das innere, staatliche, wirtschaftliche und genossenschaftliche Leben auszubauen, sobald es die Kriegslage gestattet, ‚um dem treuen, tapferen, tüchtigen und hochentwickelten deutschen Volke das Vertrauen entgegenzubringen, das es durch seine vaterländischen Kriegsleistungen verdient'. Angesichts dieser erhebenden Kundgabe des Deutschen Kaisers ist es höchst bedauerlich, daß trotz der ernsten Kriegslage fortgesetzt Störungen des Burgfriedens stattfinden und daß es kriegsunkundige weltfremde Deutsche gibt, die jetzt schon, obwohl die Kriegsentscheidung noch immer nicht fiel, Kriegsziele und Friedensbedingungen aufstellen wollen, während doch unsere Zukunft noch ganz im Dunkel liegt. Besonders töricht erscheinen die Politiker, die in Erschwerung der künftigen Friedensverhandlungen fordern, das Deutsche Reich und seine Verbündeten sollen von Hause aus bescheiden auf Landaneignungen und Kriegsentschädigungen verzichten. Angesichts der ungeheuren maßlosen Forderungen der Feinde sollte auch der Vierbund möglichst vorbieten, sonst sind wir im vornherein im Nachteil. Zu diesem Zweck müssen die von unseren Streitkräften im Westen, Osten und Süden besetzten feindlichen Gebiete als Faustpfänder für die Verhandlungen dienen. Wenn die berechtigten Forderungen des Vierbundes, wie z. B. die Rückgabe unserer Schutzgebiete, Galiziens, Mesopotamiens usw. nicht erfüllt werden, dann behalten wir eben als Ausgleich die eroberten Gebiete. Demgegenüber erscheint als tröstlich und höchst erfreulich, daß mit der 6. Reichsanleihe, die fast 13 Milliarden ergab, wieder ein goldener Heimatssieg errungen wurde, der uns das Durchhalten ermöglicht und ein glückliches Kriegsende verbürgt.

Abgeschlossen 1. Mai 1917.

Generalmajor Friedrich Otto. (m)

Charles Péguy.* Eine der außergewöhnlichsten Erscheinungen im französischen Literaturleben des letzten Jahrzehnts ist unstreitig Charles Péguy. Von edlen Freunden verehrt und bewundert und von verletzten Feinden gehaßt, hat er ein armes und mühseliges Dasein geführt, hat gekämpft und gelitten für seine Ideale, ob er sie nun durch Jaurès

* Literatur: Silvestre: Charles Péguy. 2. Aufl. Paris, Bloud 1916. Pacary: Un compagnon de Péguy Joseph Lotte. Paris, Lecoffre 1916. Vincent: Ames d'aujourd'hui II. Bd. S. 121 — 191. Paris, Beauchesne 1914. Beckmann: Charles Péguy. Beiaard, Mei 1916 S. 221—238.

oder die Kirche vertreten sah, hat den Herzensfrieden gesucht und zu finden geglaubt in Gebet, Wallfahrt und Lobpreis des Herrn, der Himmelsmutter und der Heiligen, ist aber auf der Schwelle des Heiligtums stehen geblieben, wo ihn der Tod am 5. September 1914 fand, als er vor den Toren von Paris als Leutnant für sein heißgeliebtes Vaterland stritt. Und nun, wo er im Grabe ruht, wird er unermüdlich besungen, werden seine Werke, die nur wenige Tausend kannten, zusammengestellt und neu herausgegeben,* und wird man auch im Auslande aufmerksam auf den Schriftsteller und Dichter, der einem großen Teil der Jüngeren Führer war.

Péguy ist geboren am 7. Januar 1873 in der Nähe von Orleans, wo sein Vater als Tagelöhner in den Weinbergen kümmerlich sein Brot verdiente. Mit Stolz und Freude erwähnt Péguy oft diese seine bäuerliche Abkunft und die Armut, die an seiner Wiege stand und ihn sein ganzes Leben nicht verließ, der er nicht geflucht, sondern die er geliebt, weil der Reichtum das Leben der modernen Welt verseuche. Gern ging er auch in die Heimat zurück, feierte die ländlichen Feste mit, setzte sich zu den Winzern in die Wirtschaft, lauschte ihren Erzählungen und war stolz darauf, daß sie ihn Monsieur Charles nannten. Diese seine Herkunft drückte auch all seinem Arbeiten den Stempel auf; ‚er besaß die Zähigkeit des Bauern, dessen Pünktlichkeit in der Arbeit und die Liebe zur regelmäßigen Anstrengung; er schaffte ständig und liebte die gesunde Ermüdung'**

Den ersten Unterricht erhielt er in der Staatsvolksschule, wo damals schon infolge der Ferryschen Gesetzgebung kein Religionsunterricht mehr erteilt wurde; aber Péguy wohnte Donnerstags den Katechismusstunden in der Pfarrei Saint-Aignan bei, was jedoch nicht genügte, um den unheilvollen Einfluß der Lehrer auf sein religiöses Leben auszugleichen. Eine Studienbörse ermöglichte es ihm, sich weiter auszubilden. Er besuchte zuerst das Lyzeum zu Orleans, wo er Mitschüler Goyaus war, und nachher das Kolleg Lakanal und Louis le Grand zu Paris. Reiche Kenntnisse und eine heilige Begeisterung für die klassische Literatur und Kunst nahm er aus dieser Zeit mit ins Leben.

Nachdem er seiner Militärpflicht genügt hatte, folgte er von 1893—1897 den Vorlesungen an der Ecole normale supérieure, um sich auf das Oberlehrerexamen vorzubereiten. Im ersten Jahre wohnte er im Kolleg Sainte-Barbe, wo er mit Lotte, Baillet, Acker u. a. Freundschaft schloß und auch Battiffol kennen lernte, den er im späteren Leben in religiösen Fragen manchmal um Rat anging. Oft kam er auch noch als Normalien in den Mittagsstunden zu seinen Freunden ins Kolleg zurück und ging dann häufig von Gruppe zu Gruppe, um für irgendeinen Streik in Paris oder in der Provinz zu betteln. Auf Bitten Baillets übernahm er den Vorsitz im Vinzenzverein des Kollegs, behielt sich aber vor, erst zu erscheinen, nachdem das Gebet gesprochen sei, da er nichts mehr glaube.

Paris, das geistige Zentrum Frankreichs, wo Péguy so reiche Gelegenheit zur Weiterbildung und zur Beteiligung am Ideenkampfe geboten wurde und wo sein Geist in regem Gedankenaustausch mit seinen Lehrern und gleichgesinnten Freunden immer neue Nahrung schöpfte, ließ ihn nicht mehr los, so daß er nach abgelegtem Staatsexamen keine Stelle in der Provinz annahm, sondern als Schriftsteller in der Hauptstadt blieb.

* 15 Bde. Subskriptionspreis 130 fr. Paris, Nouvelle Revue française. Bisher ist ein Band erschienen: Notre Jeunesse, Victor-Marie comte Hugo.

** Silvestre a. a. O. S. 4.

1897 heiratete er ohne Kirche, da, wie er Batiffol mitteilte, seine Braut nicht einmal getauft und er selber ohne Glauben sei.

Voll Feuereifer arbeitete er für die damals mächtig aufstrebende sozialistische Bewegung und schrieb manch scharfen Artikel für die ‚Revue socialiste' und die ‚Revue blanche'. Auch schloß er mit Jaurès enge Freundschaft, deren Bande er erst löste, als dieser ihm Politiker der Straße und nicht mehr idealer Sozialist schien; denn Péguy liebte nicht den umstürzlerischen Sozialismus, sondern nur den, der die Liebe zu den Armen, Verlassenen und Elenden predigte und diesen Ärmsten tatkräftig zu helfen suchte. Er konnte später mit Recht an Lotte schreiben: ‚Unser Sozialismus war ein mystischer und tiefer, er war dem Christentum eng verwandt; ein Stamm aus alter Wurzel, eine Religion der Armut.'

Zeitlebens bewahrte er auch Bergson, der an der Ecole normale sein Lehrer war und dessen Vorträgen am Collège de France er auch nachher noch häufig beiwohnte, eine treue Anhänglichkeit und warb in Freundeskreisen unermüdlich für dessen Philosophie, welche die materialistische Weltanschauung bekämpfte und die Geister wieder für Metaphysik zugänglich machte.

In weiteren Kreisen wurde Péguy erst bekannt, als er 1900 die ‚Cahiers de la Quinzaine' gründete, denen in der französischen Literatur nichts Ähnliches an die Seite gestellt werden kann. Péguy war, wie sein Biograph sagt, Direktor, Drucker, Buchhändler und selbst Expedient seiner Hefte. Bald zählten sie 300, bald nur 50 Seiten, bald veröffentlichten sie Werke von Meistern, bald von Unbekannten, die heute einen Namen haben wie Romain-Rolland, Suarès, Gillet, Tharaud, Mille, Halévy u. a. Jeder Mitarbeiter konnte dort frei seine Anschauungen vertreten, da den Heften kein festes Programm zugrundelag. Romain-Rolland mit seinem ‚Beethoven' und ‚Jean-Christophe' und Suarès mit seiner Tragödie ‚Electre et Oreste' trugen viel zum Aufschwung der Zeitschrift bei, die jedoch nie über 1100 feste Abonnenten zählte. Péguy selber griff mit scharfer Feder in die Tageskämpfe ein, zeichnete mit Meisterhand die Bilder mancher Führer wie Renan, Zola, Jaurès, Bergson und Clemenceau, geißelte, obwohl Republikaner, mit beißendem Spott den Parlamentarismus, der das Volk betrügt, und die Geschichtschreibung, die als Entstehungsjahr des wahren Frankreich 1789 angibt, und verspottete mit feiner Ironie manche republikanische Pantheonsfeste. Als er seit 1903 häufiger für die verfolgten Katholiken eintrat, setzte der Kampf seiner ehemaligen Freunde, mit denen er für Dreyfus und Jaurès gestritten, gegen ihn ein, worüber er sich oft bitter beklagte: ‚Alle die Wohlversorgten fielen über mich her. Sie wollten Péguys Persönlichkeit vernichten und verständigten sich zu diesem Zwecke. Ihrer Besorgnis verdanke ich vier Monate Krankheit, zwei Jahre Müdigkeit, schreckliche Schmerzen und finanzielle Schwierigkeiten, die noch nicht geschwunden sind.' Daher auch manches allzu harte Urteil und mancher allzu scharfe Angriff in Péguys Schriften.

Die Katholiken und manche literarische Kreise begannen Péguy mehr Aufmerksamkeit zu schenken, als er seit 1910 in den ‚Cahiers' Jeanne d'Arc verherrlichte. Es sollten zwölf Bände werden, aber er konnte nur drei fertigstellen. Péguy schildert nicht, wie man es bei dem feurigen Patrioten vermuten sollte, die kämpfende Jungfrau, sondern die werdende Heilige, die leidet und mitleidet. Im ersten Bande: ‚Le Mystère de la charité de Jeanne d'Arc' zeigt er Jeanne als Hirtin im Gespräch mit ihren Freundinnen Hauviette und Gervaise. Sie sieht das Elend, das der Krieg mit den Engländern über das

Land gebracht hat; sie möchte den Notleidenden helfen und kann nicht, da die Not zu groß geworden ist; sie hört das Gebet der Guten und weiß, daß das Böse auf Erden triumphiert; sie denkt an Christi Leiden und Auferstehung und hält sie für unnütz, da trotz Christi Opferleben so viele verloren gehen. Wird Johanna unterliegen? Wird die Traurigkeit der Verzweiflung Platz machen? Die Antwort gibt der zweite Band: ‚Le Porche du Mystère de la deuxième vertu‘, in welchem Madame Gervaise darauf hinweist, daß man im christlichen Leben der Hoffnung einen zu kleinen Platz einräume, während doch die Parabeln des Heilandes: die verlorene Drachme, das in die Irre gegangene Schäflein und der verlorene Sohn, ein Lobgesang der Hoffnung seien. Derselbe Gedanke kehrt im dritten Bande: ‚Le Mystère des Saints Innoncents‘ wieder, wo Péguy Gott sprechend einführt, der darlegt, daß es nichts Schöneres gebe als eine Kinderseele, daß er vor allem Vater und nicht Richter sei, daß er lieber Vertrauen als Opfer sehe und daß er kindliche Hingabe bangem Zittern vorziehe.

Péguys Werke werden wohl niemals Anziehungskraft auf das große Publikum ausüben, denn es ist nicht die Ideenwelt der modernen Romane, die da zutagetritt, sondern die eines edlen Denkers, der das moderne Leben mit seinen Sorgen und Zweifeln kennt und für sein Vaterland, das er glühend liebt, nur darin Rettung sieht, daß der Glaubensgeist vergangener Jahrhunderte wieder Erbgut des ganzen Volkes werde.

Viele wird auch Péguys eigenartiger Stil abschrecken mit den anscheinend ermüdenden Wiederholungen und grammatischen Freiheiten, die einen Lavisse, der Péguy pétrole et eau bénite nannte, gegen die Zuerkennung des großen Literaturpreises für die Chronik von Jeanne d'Arc protestieren ließen, während Jean Richepin, Barrès und Ollivier aus ihrer Bewunderung für Péguy keinen Hehl machten. Gewiß, manche Wiederholungen scheinen überflüssig, aber meist weisen sie kleine Veränderungen auf, die das Bild frischer und farbenreicher machen und die Idee schärfer herausmeißeln.

Leider ist Péguy, der so manchem der Jüngeren Wegweiser zur Kirche war, nicht ins Vaterhaus zurückgekehrt, obwohl er oft betonte, daß er katholisch sei und daß sich durch ihn ein Aufblühen katholischen Lebens anbahne. ‚Ich lebe ohne Sakramente; dies ist mein fester Entschluß;‘ so erklärte er oft seinen Freunden.* Er wollte Familienzwist vermeiden, da seine Gemahlin nicht in die kirchliche Trauung und katholische Kindererziehung einwilligen wollte. Zwar hat ihm dies manche Seelenqualen verursacht, deren Spiegelbild der erste Band seiner Jeanne d'Arc ist. Er suchte einen Ausweg und fand ihn in dem Gedanken an Gottes Barmherzigkeit und Christi Liebe zu den Sündern und vertraute fest auf die Hilfe Marias und der Heiligen. ‚Er gab sich‘, wie Batiffol sagt, ‚der gefährlichen Täuschung hin, daß Gott ihn davon befreie, den Weg der gewöhnlichen Gläubigen zu gehen‘.** Auch hat die Philosophie Bergsons insofern ungünstig auf ihn eingewirkt, als er dem Gemüte zuviel Spielraum ließ und im Katholizismus nicht die Befriedigung des Verstandes, sondern des Gefühles liebte, wie dies manche seiner Ausdrücke beweisen: ‚Ich gehöre zu jenen Katholiken, die gerne den ganzen heiligen Thomas für das Stabat, Magnifikat, Ave Maria und Salve Regina hingeben,‘ und jenes andere Wort: ‚Ein Satz des heiligen Ludwig oder der Jeanne d'Arc schmettert den ganzen heiligen Augustinus zu Boden.‘***

* Siehe Pacary a. a. O. S. XXIII und 337.

** Siehe Pacary a. a. O. S. XXVI.

*** Siehe Pacary a. a. O. S. 335 u. 343.

Péguy gehört somit nicht zu den großen Bekehrten, deren die französische Literatur der letzten Jahrzehnte eine Reihe aufweist; aber er steht in der vordersten Linie derer, die für alles Schöne und Ideale, für Recht und Gerechtigkeit gestritten haben, ohne Kinder der Kirche zu sein.

P. J. H. Terhünte S. C. J.

Völkerkunde

Das Deutschtum im Ausland.

Gewisse Fragen des Auslanddeutschtums können heute, wo wir wichtige Glieder teils als Bundesgenossen an unserer Seite, teils neutral beiseitestehend, teils feindlichen Staaten eingefügt finden, nur mit äußerster Vorsicht, vielleicht überhaupt nicht, erörtert werden. Es erscheint ratsamer, sich über die allgemeinen Gesichtspunkte aus einer die letzten Ereignisse noch unberücksichtigt lassenden Darstellung wie aus R. Hoenigers 1913 erschienener kleiner, aber gediegener Schrift „Das Deutschtum im Ausland"* zu unterrichten, ehe an dieser Stelle kurz berichtend auf Bestrebungen eingegangen werden soll, die jetzt mitten in der Kriegszeit zu der am 10. Januar 1917 zu Stuttgart erfolgten Gründung eines Museums und Instituts für das Auslanddeutschtum geführt haben. Einige 60 Millionen Deutsche leben im neuen Reich, einige 30 Millionen außerhalb seiner Grenzen und seines Verbandes, vielfach nur noch durch Sprache und Kulturfühlen mit uns verbunden. Wichtige Teile des deutschen Kernlandes und des alten Reiches, die Niederlande, Belgien, Luxemburg, die Schweiz, Österreich bilden mit Fremdvölkern eigene Staatswesen. Die Niederlande, von Maximilian I. dem habsburgischen Hause anerheiratet, fielen nach dem Tode Karls V. an die spanische Linie. Die Sondergelüste der Provinzen sind schon kräftig entwickelt, bevor die habsburgische Herrschaft dort anhebt. Im Kampfe gegen Spanien hat Holland keine Unterstützung vom Reich gefunden, sehr viel wirksamere Förderung erfuhren die Nordniederländer von Frankreich und England. Zudem hat von alter Zeit her wirtschaftlicher Wettkampf Holländer und Deutsche in einen gewissen Gegensatz gebracht. Holland, heute ein Schatten einstiger Größe, hat bis in jüngste Zeit eine — von Deutschland wohl nie beabsichtigte — Vergewaltigung gefürchtet; es ist gewiß noch heute ausgeprägt germanisch, aber nicht deutsch. Wirtschaftliche und wohl auch politische Interessen weisen am ehesten auf das Deutsche Reich hin, dessen Seemacht sich kräftig entwickelte. Belgien stand ehedem, bis zum Abfall der Niederlande, in seinen politischen Beziehungen mit Holland auf gleicher Linie, kam später — nach dem Aussterben der spanischen Habsburger — in österreichischen, dann in französischen Besitz. Das zeitgenössische Belgien stand kulturell weit überwiegend in französischer Abhängigkeit. Namentlich die lebendige Förderung, die in der Zeit der Kontinentalsperre der Industrie Belgiens zuteil wurde, und tatkräftige Unterstützung bei der Begründung eines eigenstaatlichen Daseins steigerten den Einfluß Frankreichs. Obwohl die Vlamen ein ziffernmäßiges Übergewicht über die Wallonen besaßen (4:3½ Mill.), mußten sie es dulden, daß ihre Sprache als ein nur für die niedrigsten Kulturbedürfnisse zulänglicher Dialekt verhöhnt wurde. Das brachte nun allerdings eine vlämische Bewegung hervor, die etwa im ersten Jahrzehnt des selbständigen Königreichs Belgien leise einsetzte und in hartem Kampfe sich durchrang, bis das Vlämische — wenigstens auf dem Papier — mit dem Französischen als gleichberechtigt anerkannt wurde. Die Vlamen sind Germanen wie die Holländer, aber — weil sie nicht mehr deutsch sind — haben sie der Gesamtheit der französischen Kultur-

* Erschienen bei B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1913.

werte nur etwas an sich Bescheideneres entgegenzusetzen. Besondere Bedeutung kommt in Belgien den zugewanderten — in der ‚Versprengung' lebenden Deutschen zu. Der deutsch-belgische Gesamthandel hat den belgisch-französischen weit überholt. — Luxemburg ist seit dem ausgehenden Mittelalter wie Belgien nacheinander unter spanische, österreichische, französische und holländische Herrschaft gekommen. Der französische Einfluß überwog bis vor kurzem. Wirtschaftliche Vorteile aber begannen dem ‚toten Punkt im Buche des Deutschtums' in jüngster Zeit wieder Leben und Wert zu verleihen und einen Umschwung herbeizuführen. — Die Schweiz löste sich gleichfalls in den Zeiten der Reformation und Gegenreformation endgültig vom Reiche los; aber bis 1798 gab es keine vollberechtigten Eidgenossen nichtdeutscher Zunge. Die französische Revolution brachte den Umschwung auch zu gunsten der italienischen Volksteile. Während der französische und italienische Geist als angriffslustig erscheint, blieb lange Zeit auf deutscher Seite selbst die Abwehr schwächlich. Die Furcht des Kernschweizers, sein deutsches Volksbewußtsein möge als politisch gefährlich erscheinen, erinnert an die Verhältnisse in den Niederlanden. Die kulturelle Verbindung der Schweiz mit Deutschland ist nie unterbrochen worden. Ein rühriger deutsch-schweizerischer Sprachverein wurde 1904 gegründet. Die geographische Lage, wirtschaftliche Überlegungen reden eine unzweideutige Sprache zu gunsten des Deutschtums. Österreich zählte 1910 unter 27963872 Landeskindern 9 950 266 mit deutscher Umgangssprache; etwa 6 Millionen leben in Ober- und Niederösterreich und in den Alpenländern, 3½ Millionen in den Sudetenländern. Das Deutschtum durchdringt zudem alle anderen, auf ihre Stammsitze beschränkten Völker der Monarchie. Die Ereignisse von 1848 und 1866, der liberale und nationale Gedanke, die zunehmende Industrialisierung haben die alte aristokratische Stellung des Deutschtums verschoben, bewußt deutschfeindliche Absichten des offiziellen Österreich traten zutage. Die deutsche Sache wurde von ihren Vertretern nicht immer mit Geschick geführt, oft von Mißgeschick verfolgt. Doch gerade die Begünstigung der nichtdeutschen Elemente hat gezeigt, daß es in Österreich unmöglich ist, gegen die Deutschen zu regieren: sie allein haben gesamtstaatliches Empfinden. Gerade dieser Zug, daß in gemischtnationalen Staatsgebilden der Deutsche den Staatsgedanken unverrückbar festhält, während die übrigen Teilglieder über die Grenzen schielen, kann immer und immer wieder angemerkt werden; die Schweiz zeigt dies in gleicher Weise, und um nur ein einziges Beispiel auch aus jenen Gebieten zu erwähnen, die niemals dem deutschen Kernlande angehörten, in denen der Deutsche als Kolonist in der Fremde sitzt, sei auf die Stellung der siebenbürgischen Sachsen im ungarischen Staatsgefüge verwiesen. Doch auf das im übrigen Europa wie in der Übersee seßhafte Deutschtum kann im Rahmen dieses kurzen Berichtes nicht eingegangen werden, ich muß auf die Ausführungen Hoenigers in der oben angezeigten Schrift verweisen. Aber neben dem Deutschtum in den alten Reichsgebieten wird das in der Versprengung sich befindende Deutschtum nach dem Kriege unserer weitestgehenden Teilnahme gewiß sein müssen, wie wir umgekehrt seiner Hilfe bedürfen, mag es sich nun handeln um bodenständige Siedlung, die in der Fremde eine dauernde Stätte auf eigener Scholle gewinnt, oder um die unsteter flutende Bewegung Erwerbsuchender aller Berufe, die seltener feste Wurzeln in der Fremde schlägt und doch ständige Sammelpunkte deutschen Einflusses im Ausland zu bilden vermag.

Solange die Vereinigung all dieser zersplitterten deutschen Kräfte lediglich das Ideal unserer geistigen Kulturbestrebungen war, wurde sie einseitig,

langsam — was ja nicht saumselig zu bedeuten braucht — betrieben. Die dem Deutschtum immer und immer wieder zugeschriebene Fahrlässigkeit, in der Fremde nur allzu bereitwillig alles Heimatliche und Völkische preiszugeben, ist gewiß keine anererbte, keine unausrottbare Art. Glänzende Belege beweisen das hartnäckigste Festhalten an Muttersprache und Vätersitte trotz all der herben Verluste, die unser Volkstum in der Fremde schon erlitten hat. Es ist eine der wahrsten deutschen Sagen, daß ein deutscher Königssohn in ungestümem Heldendrang forteilte in die zauberhafte Fremde, dann aber, als er alle Macht, alle Schätze der Fremde sich errungen hatte, all das Errungene, selbst sein Leben hingab für die Möglichkeit, nur einen einzigen Tag wieder in der Heimat zu sein. Doch zu all dem Idealen gesellte sich die im Materiellen wurzelnde äußerste Notwendigkeit. Sie vollbringt Wunder. Die im neuen Reich geeinten Stämme waren die unbestritten erste Landmacht geworden, die Flotte kam hinzu und wuchs, Industrie und Handel blühten auf; da begann das Ausland in unseren Auslanddeutschen unsere Art zu fürchten und zu hassen, da begannen wir den Wert unseres Auslanddeutschtums — ich will nicht sagen erst zu erkennen, aber nach der wirtschaftlichen Seite genauer abzuwägen. Und diese Erkenntnisse wuchsen — ‚als wir Frankreich überholten, als wir an England herankamen, als mit mathemathischer Sicherheit der Zeitpunkt heranrückte, an dem das Deutsche Reich hinter keinem Wettbewerber im Weltverkehr mehr zurückstand'. Der Krieg hat mit einem Schlag all die tausend Fäden, die wir mühsam geknüpft hatten, zerschnitten. Unsere Gegner beabsichtigen auch nach dem Kriege, uns an dem Wiederaufgreifen und Wiederherstellen dieses kunstvollen Gewebes zu verhindern. Es wird ihnen dies wohl kaum ganz und selbst in geringem Bruchteil nur unzweifelhaften Siegern gelingen. Aber sie werden uns Hemmnisse in den Weg legen, die wir nur mit Hilfe unseres Auslanddeutschtums überwinden können. Der amtliche Begriff des Auslanddeutschen beschränkt sich wohl — und er muß dies — auf solche Glieder, die auch im Ausland ihre Zugehörigkeit zum Reiche nicht gelöst haben. Aber auch alle jene, die einem fremden Staatsverband angehören, können und müssen — ohne ihrer neuen Heimat untreu zu werden — im Bewußtsein ihres Deutschtums hier helfend eingreifen. Es gilt die nach dem Krieg wohl einsetzende Rückwanderung gewisser Teile des Auslanddeutschtums zu dämmen, die einzelnen Kräfte nach Möglichkeit zu unterstützen und sie so zum Ausharren auf ihren wichtigen Vorpostenstellungen zu bewegen. Schon jetzt — nicht erst nach Kriegsende — mußte eine Bewegung einsetzen, all die früher schon für das Auslanddeutschtum tätigen Strömungen zu vereinter Wirkung zu verknüpfen, sie zu ergänzen, kurz das zu schaffen, was unter anzuerkennender Mitarbeit Württembergs der Gründungsausschuß des Museums und Instituts zur Kunde des Auslanddeutschtums und zur Förderung deutscher Interessen im Ausland in die Wege leitete. Der Aufgabe des deutschen Auslandsmuseums Stuttgart soll hauptsächlich dienen:

1. ein eigentliches Museum, das an der Hand der aufgestellten Gegenstände die einzelnen Erscheinungen des Auslanddeutschtums auf geschichtlicher und geographischer Grundlage darstellt und ein umfassendes Bild des gesamten Auslanddeutschtums nach seiner materiellen und geistigen Kultur, nach seinen sozialen Verhältnissen und nach seinen Beziehungen zur alten und neuen Heimat vor Augen führt;
2. eine Bücherei, welche für die in Betracht kommenden Länder- und

Wissensgebiete die Literatur und Kartenwerke möglichst vollständig zu sammeln hat und zur Benützung darbietet;

3. ein Archiv, das Handschriften, persönliche Aufzeichnungen, vertrauliche Berichte und ähnliches zur Kunde des Auslanddeutschtums enthält und in besonderer Abteilung die wesentlichen Tatsachen über Leben und Leistungen hervorragender Auslanddeutscher verzeichnet;
4. eine Auskunft- und Vermittlungsstelle für die einschlägigen praktischen und wissenschaftlichen Fragen;
5. Veröffentlichungen und Vorträge.

Zur Durchführung dieser Pläne bedarf es großer Mittel und der Beihilfe aller Kreise. Dr. Leo Weismantel.

Theater

Berliner Theater. Als vor einigen Jahren Max Reinhardt Strindbergs ‚Totentanz' in Szene gehen ließ, konnte man von einem großen Abend reden und zugleich vom Erlebnis des Eindrucks eines Höhepunktes innerhalb der Strindbergschen Produktion, die voller Untiefen, Unordnungen ist, voller Wiederholungen, leichter Umstellungen des ewig gleichen Motivs, in dem die Unfähigkeit zu lustvoll schöpferischem Daseinswillen, zu einheitlich beruhigtem Lebensgenusse sich austobt als ein verbissener Kampf der Geschlechter. Doch während er in dem ersten Teil des Stückes jenen dämonischen Grad erreicht, auf dem er für Augenblicke umschlägt, das an seiner eigenen Unzulänglichkeit entartete Individuum in so schauerlicher Hilflosigkeit zeigend, sich und dem Leben gegenüber, daß der ätzende Säure-Zersetzungsprozeß innerhalb der an der eigenen Ohnmacht verschmachtenden Seele sich in sein Gegenteil zu verwandeln scheint und den Lichtschimmer jener Menschenliebe ahnen läßt, der über allem Persönlichen steht und wie aus dem ewigen Urgrund der Dinge bricht, verebben in diesem zweiten Teil des gleichen Stückes, den das ‚Theater an der Königgrätzerstraße' herausbrachte, die kaum im Zusammenhang hinreichend motivierten Vorgänge rein im Kleinlich-alltäglichen, im Allzupersönlichen bedeutungslos, gleich als handle es sich nur um einen Nachklang, der uns dartut, wie das Leben solcher Menschen schließlich im bürgerlichen Zuschnitt verläuft, nachdem sie sich aneinander abgestumpft.

War im ersten Teil der Mann der stärkere und die Frau die schuldigere, geradeso wie Geschlechtsunterschied und Anlage bei seelenlosen Individuen es mit sich bringt, so ist es hier, eigentlich umbegründet, umgekehrt, indem uns der Mann weniger in seinem nebensächlicher behandelten Verhältnis zum Weib als mehr in dem zu seinesgleichen dargestellt wird; womit vielleicht in näherem Ausgleich vorgeführt werden soll, warum es im ersten Teil zu jener Ehetragödie kam: denn das Weib ist dort, wie immer, schuldig aus sich, d. h. als verletztes, unbefriedigtes Geschlechtswesen (an dem der Mann dann zugrunde geht); der Mann aber ist schuldig als individueller Charakter und so letzten Endes als der von Natur zu Höherem berufene, schuldigere Teil. — Vielleicht, daß Strindberg dies mit seinem zweiten Teil bezweckte, in dem der Lebenslauf dieses in irdischer Hölle zerfolterten Paares zerbröckelt und in zwei jungen Menschenkindern, der Tochter Judith und dem Sohn des Freundes, auf gleiche Weise anheben soll als im Keime schon, aus dem urwesentlichen Gegensatze von Weib und Mann, vergiftete Liebesunfähigkeit. Daß Strindberg seiner Anlage gemäß von diesem Standpunkt aus immer wieder an die Dinge herantritt, daraus produktiv wird — während an seinen Folgen jeder andere Künstler als solcher zugrunde gegangen wäre — zeigt uns vielleicht, daß

er im Leben der schuldigere Teil war, als Charakter und darum auch als Künstler; denn in beiden ergibt sich aus oder doch neben der Größe immer wieder das Unzulängliche, fast Unechte, auf das scharfsichtige Beobachter von jeher, in jüngster Zeit aber häufiger hinwiesen. So war er gewiß beides: echt und unecht, wahr und unwahr, als Mensch und Künstler und wurde mit zunehmender Entwicklung beides in wachsender Progression; ein allen Monomanen gegenüber psychologisch ungemein verwickeltes Problem; wer wollte da ein ‚schuldig' sprechen. — Gespielt wurde an diesem Abend gut. Hartau als ‚Kapitän', die Triesch seine Frau, die in letzter Zeit viel genannte, aber sehr einseitige Orska deren Tochter Judith; die Orska ist trefflich, so lange sie den scharf sinnlichen, kalt-berechneten Ausdruck zu geben hat; wenn ihr Herz dem Knaben-Freunde gegenüber in tränenvolle Liebesrührung umschlägt, glaubt man ihr nicht. —

Unlängst besprachen wir an dieser Stelle das Drama ‚Armut' von Anton Wildgans; nun ist die neue Arbeit des jungen Österreichers ‚Liebe' im Lessingtheater herausgekommen, und die gleichen Anlagen, Vorzüge wie Nachteile finden sich hier wie dort, d. h. ein sicher aufgegriffenes Motiv, Geschick in der Durchführung, Geschmeidigkeit in der Formbehandlung, ein poetisch-melodischer Grundton und dabei eine Neigung zur schiefen Einstellung hinsichtlich der Lebensmaxime und im Grunde ein Befassen mit Dagewesenem, Veraltetem und daher auch ein Wiederholen des eigenen Selbst, sei es in noch so gewandelter Gestalt: damals handelte es sich um ‚Armut', mehr eingebildete Armut, hier um den Begriff der ‚Liebe', der einem noch jungen Ehepaar unter der Hand entfällt, wohl, weil beide mit dem natürlichen inneren Wandel des Menschen im Lauf der Jahre, an den das Leben und zumal das der ehelichen Gemeinschaft immer neue Anforderungen, Aufgaben und Inhalte stellt, in ihren Wünschen nicht Schritt halten: ‚sie' möchte ewige Flitterwochen; ‚er' fühlt sich von einem solchen Ansinnen ermüdet und hat das Bedürfnis, sich ‚außer dem Hause' an einem schönen Sommerabend in die Stimmung zu versetzen, die er, nach seiner Meinung, in jungen Jahren nicht genügend auskostete. Im Grunde also ein Betonen des polygamen Männertriebes mit einem leichten Hinweis, daß die eigene Frau diesem durch entsprechendes Verhalten nicht genügend vorzubeugen verstehe. Wie der Dichter nun dieses gerade nicht neue Problem angreift und in Fluß bringt anläßlich eines wie vom Zaune gebrochenen kleinen Konfliktes, das ist in seiner geschickten Art angelegt und läuft dann geradezu wie geölt ab; obgleich von Anbeginn auf dem Grunde eines durchlöcherten Bodens, indem der Dichter gleich dem Taschenspieler, der das wichtigste Versatzstück versteckt, es überhaupt beiseite läßt: stände nämlich zwischen diesem Ehepaar ein Kind, von dessen Existenz oder Nichtexistenz mit keinem Wort die Rede ist, so wäre die Logik sicher aus dem Dreiklang eine durchaus andere, und würde das Fehlen des Kindes betont, so müßte die Problemstellung sogleich eine andere sein. Hieran erkennt man, wie wenig tief der Dichter gräbt, und zugleich seine Neigung, von einer falschen Voraussetzung auszugehen, d. h. mehr von einer Stimmung als vom Keimtrieb des Lebens, eine Augenblicksstimmung für die Lebenslage selbst zu erklären und von da aus zu philosophieren. Und gleich erkünstelt, wenn mit nicht geringerem Geschick, läßt er dann wie die Marionetten eines Uhrwerks die Helfershelfer auf dem Plane spielen. Hier ist diese Augenblicksstimmung eine eheliche Dyspepsie von seiner Seite und ein erotisches Verlangen von ihrer. Nun erscheint, ausgerechnet an diesem Tage, ein Freund, ‚der' Freund, der zugleich der ‚Schwerenöter' ist, auf der Szene und kommt, weil die Situation an Reiz es eben ver-

langt, nicht weiter her als aus Australien, ist Geiger, Frauenjäger und Durchgänger, redet über ‚Liebe' und ‚Erotik', wie es sonst vor Damen nicht gerade üblich ist, und weckt, man sieht es mit der Minute deutlicher, im Herzen der Frau Anna, was Herr Martin, ihr Mann, unbefriedigt läßt und seinerseits wieder ‚außerhalb' suchte. Also suchen und vermissen beide im Grunde dasselbe. Suchen und finden es nicht. Nun trifft sich's gerade zur Wiederkehr des Hochzeitstages; sie hat ihm ein Festmahl bereitet, er ahnt es nicht, zieht gerade in der Stunde los. Sie läßt ihn gehen, obgleich es nur eines Wortes bedurft hätte, ihn zu halten — auch das ist glaubwürdig und erkünstelt zugleich—, und wir sehen in einer Parallel-Szene ihn in einem Freudenhause mit einer kleinen böhmischen Dirne auftauchen, während daheim an seinen Festtisch sich der Geiger setzt. Doch an keiner Stelle kommt es zur Entscheidung, und unbefriedigt im Herzen stehen alle vier von der Tafel des Lebens auf: Herr Martin weckt in seiner aus Gewissensskrupeln steigenden Zurückhaltung die ‚Liebe' im Herzen der Dirne und gewährt sie der sich ihm an den Hals Werfenden nicht, während Frau Anna von seiten des Geigers, dem sie sich mehr oder weniger anbietet, etwas von der Sinnenfreude kosten wollte, die er in seiner Lebensphilosophie zum besten gab: doch der, wie natürlich für einen abgeschlissenen Roué, sucht gerade bei ihr für eine Stunde die tieferen Gefühle reiner Herzensregung; so entläßt er sie mit salbungsvollen Sprüchen. Auf der Schwelle begegnen der Freund und der Gatte einander, und jener mahnt diesen zur Vorsicht, den wir im Schlußbild reuig und deklamierend am Bette der Frau in einer stimmungsvollen Mondnacht finden. — So leuchtet aus jeder dieser Szenen ein Körnchen Wahrheit, das von einem zu eigener Gefahr zum Virtuosen Geborenen zu anmutig verklungenem Geschmeide ausgearbeitet wurde, das als Ganzes doch dünn und unecht blinkt.

Seit Jahren ist in gewissen Kreisen die Rede von Karl Hauptmann, dem älteren Bruder Gerharts, als einem verkannten Dichter, und wie es stets in solchen Fällen zu gehen pflegt, halten die Freunde den angeblich verkannten, noch dazu vom Ruhm des anderen überstrahlten, für den größeren. Die Menge hat in vielen ähnlichen Fällen die gleiche Neigung: Kommt auf irgend einem Gebiete einer zu plötzlichem Ansehen, so weiß die Fama sogleich, daß nicht er der eigentliche Schöpfer ist, vielmehr sein Assistent. Bei Karl Hauptmann liegt der Fall nun noch dazu so, daß er, der seines Zeichens Naturwissenschaftler war, den jüngeren Bildhauer-Bruder als Dichter gewissermaßen aus der Taufe hob und so die Schlange am eigenen Busen großzog. — Seit langem nun hörte man den älteren Karl von Wohlmeinenden als Novellisten gelobt — uns kam nichts zu Gesicht — dann hieß es, er habe sich auch als Dramatiker versucht, und auf diese Weise müsse ihm endlich der auch aus weiteren Kreisen zukommende Ruf werden. Noch blieben die Bühnen ihm verschlossen, bis hier und da ein wagemutiges Provinztheater heranging und nun endlich auch die Hauptstadt folgte; aber jener prophezeite, wohlverdiente Ruhm blieb aus trotz dem unverständlich übertriebenen Beifall des Freundeskreises am Erstaufführungsabend und der Ansicht rücksichtsvoller Kritiker mit ihrer zurückhaltenden Meinung, ob diese gänzliche Unordnung und das lückenlose Kunterbunt dieses Dramas: ‚Tobias Buntschuh' der Anfang einer neuen Kunstform oder nur die Äußerung gänzlicher Unfähigkeit der dramatischen Form gegenüber sei. Wir möchten uns, wie wohl jeder Einsichtige, für das letztere entscheiden und dem Manne ein für allemal sagen, daß er kein verkannter Theaterdichter ist, daß wahrscheinlich

überhaupt nicht die Notwendigkeit vorliegt, daß er sich mit Dichtung befaßt, mag ihm auch die eine oder andere Novelle leidlich gelingen. Und so wäre sein ‚Fall' nur ein Beispiel dafür, was Freunde für einen ‚verzweifelt Ringenden' gutwillig tun. — Sein neuestes Drama nun — der Autor ist bereits ein hoher Fünfziger — ist ein Zirkus- und Erfinderdrama und könnte als die verkappte Beichte eines sich selbst ohnmächtig Fühlenden angesehen werden — wie seinerzeit bei Gerhart Hauptmann die ‚Versunkene Glocke' —, denn es handelt sich um das Drama — burleske Tragödie nennt der Dichter es — eines unglücklichen Erfinders; unglücklich, weil er kreuz und quer am Körper verwachsen ist und nur an ‚Geist' groß. Da aber liegt das Peinliche: wer glaubt diesem Manne denn seinen Geist? Von diesem Geist ist immer nur die Rede; selbstgefälligerweise von ihm selbst und wie als Lebensaufgabe von einem Freunde. Aber wir sehen nichts! Wir sehen diesen Mann nicht in seinem Laboratorium, erfahren auch nicht, was er eigentlich erfunden hat — denn dieser Umstand müßte ihn handelnd in der wirklichen Welt zeigen —, obgleich an seinem Geburtstag eine Staatsdeputation als Gratulant erscheint; wir begegnen diesem ‚berühmten' Erfinder hinter den Kulissen eines Schmierenzirkus, wo er um die Liebe des Schlangenmädchens Radiana flennt: eine unglaublich knabenhafte, ‚tragische' Verknotung, der ein zweifach gröblicher Mangel an Beobachtung zugrundeliegt: Ein einigermaßen mit offenem Auge durchs Leben Gehender kann auf Schritt und Tritt die Erfahrung machen, daß Krüppel selten unter ihrem Verwachsensein leiden, vor allem, daß dieses sie nicht hindert, Glück bei Frauen zu haben, worin jene Tatsache begründet sein mag; denn fast alle männlichen Krüppel finden wir verheiratet — weibliche nicht; ein Fingerzeig für den Unterschied der Geschlechtspsychologie —, und so ist der tragische Konflikt bei Hauptmann falsch begründet: das Unglück des geistig Bedeutenden aus seiner körperlichen Mißgestalt heraus. Vielleicht aber, daß dieser Fehler dem Dichter unterlaufen ist, weil er eigentlich etwas anderes vor hatte, nämlich die Tragödie des geistigen Krüppels — sagen wir geistig aus Unzulänglichkeit Verkannten — schreiben wollte und diese schiefgeratene Verwandlung vornahm, weil es sich besser ausmachte, den geistigen Helden wegen eines körperlichen Fehlers um das Glück der Welt, die ‚Liebe', ringen zu sehen. Um diesen von seinem eigenen Genie und Lebensunglück leer deklamierenden Buntschuh gruppieren sich ein Freund, seine alten, aus niederstem Proletariat stammenden Eltern und die kleine Zirkuswelt, von denen im Grunde keiner in organischem Zusammenhang zum andern und noch weniger zu einem Ganzen steht, das schließlich hilflos auseinanderfällt. Wie wenig der Dichter einem derartigen Stoff gewachsen und wie sehr sein Augenmaß im Grunde auf kleinlichste naturalistische Stückmalerei eingestellt ist, erkennt man nicht zum wenigsten daran, daß er es sich nicht entgehen lassen wollte, und in dem palastartigen Hause des berühmten Erfinders, das von galonierten Dienern wimmelt, das alte Elternpaar in schmierigem Proletenanzug — den Vater in einer alten Bahnwärterkappe — herumlaufen läßt, nur um solch ein Kabinettstückchen à la Gerhart zu zeichnen, und keiner der Freunde, nicht einmal die Kritik, nehmen an dieser unappetitlichen Stilwidrigkeit Anstoß. — Der Krüppel Buntschuh fand in Max Pallenberg übrigens einen ausgezeichneten Darsteller.

Rudolf Klein Diepold.

Kunst

Ein Münsterländer Künstler.

Ich kannte einmal einen Oberlehrer; der war groß und stark und hatte einen schmalen festen Kopf mit hoher Stirn

voll von Gedanken, doch war er sehr schweigsam. Etwas Verschleiertes war in seinen Augen; seine Wangen und seine Gesichtsfarbe hatten etwas Verschlossenes; grüblerhaft waren sie. Dieser Mann hatte aber eine Mandoline, die wußte er merkwürdig zu spielen. Nicht indem er das Instrument weit ausholend berührte: ‚Sehet, wie ich es meistere', sondern er hielt es nahe an sich und tat ganz still behutsam mit ihm, als ob er es liebe wie ein Kind; scheu sah es nicht aus, gerade so, daß die Zuhörer die Empfindung einer großen Traulichkeit überkam. So schlicht rührend war es, so daß man schon nach den ersten Tönen nichts lieber tat, als mit zu singen, wenn man eine Kehle hatte, und sich so nach Herzenslust zu freuen. Dieser Mandolinenspieler verkehrte in der Familie eines Kollegen. Dieser hatte einen Garten hinter seinem Hause mit einem mächtigen Kastanienbaum. Wenn der Baum in Blüte stand, feierte man das Frühlingsfest. Nach einer fröhlichen und herzhaftlieben Plauderei über das Glück, wieder einmal zusammen zu sein, fing der Spieler an zu spielen. Das war die Eröffnung des Festes. In seiner zurückgezogenen stillen und eindringlichen Art stimmte er ein Lied so traulich süß an, daß jedem das Zeitliche wie ein lästiges Kleid abfiel. Der Hausherr sang mit kräftiger, freudetönender Stimme, den Weinbecher wie zum Wohle der lieben Gäste weit und begeistert aufhebend. Dann schwieg die sonst so beredte Hausfrau gern und lauschte in sich auf alle Wunder, die der Reigen der Frühlinge ihr gebracht und die das Lied in ihr zu neuem süßwehmütigem Genusse auferstehen ließ. Über ihnen allen wölbte sich aber der Kastanienwipfel wie ein Dom; auf seinen Zweigen standen die weißen Blüten wie duftende Kerzen, mild aufflammend zum Preise dessen, der einen so schönen Frühling mit einem so heiteren Fest werden ließ. Sehr stille war es außer dem Spiel, dem Gesang und dem Duften. Ganz für sich allein war man unter dem Weiheschutzdache der alten Kastanie, ganz selig, ohne Gedanken und Sorgen, nur die Musik des Glückes in sich. Der einzige vorlaute Zeuge dieses Festes war das Abendlicht, das breit, flach auf jedes Gesicht hinabfiel, wie um sich dort so viel von der Freude dieser Menschen zu nehmen, als es erraffen konnte.

Das ist keine Erzählung, das ist ein Holzschnitt von Augustinus Heumann, einem jungen Münsteraner Künstler, ein Holzschnitt zu Gesellschaftsliedern. So könnte ich plaudern über jedes der Bilder, die zum Schmucke eines Volksliederbuches geschaffen wurden, das der Religionslehrer J. Hatzfeld in Paderborn herausgegeben hat.* So etwa über ein Blatt zu Tanzliedern. Der Tanz ist nicht in der Zeichnung, nicht so, daß alles darin zum Tanze dränge und sich schwinge, aber die Zeichnung erzählt vom Tanze. Auch wieder unter einem Baume, einer hohen starken Linde mit einer runden Bank darum, worauf ein alter Dorfschullehrer sitzt und fiedelt. Ein Dorfbub tanzt mit einer Dorfschönen und drückt sie so lustig an sich, daß sein kühles Näschen ihr warmes, dickes Bäckchen berührt, und dabei fliegen nur so seine Beine mit den herunter gerutschten Strümpfen und das junge Dirnchen läßt sich gern so tragen, schweben und herzen. Auf der Bank sitzt ein ganz junges Mädelein. Es wendet dem Alten den Rücken zu, hat die Beinchen behäbig gespreizt, den Finger geheimnisvoll auf dem Mündchen und seine Puppe vergessen am Bändchen baumeln. Was es hört, ist so wundersam, daß es darüber nachsinnen muß. Jeder hat seinen Charakter, auch schon ein dreikäsehohes Dirnchen. Ein noch kleineres, das nur erst watscheln kann, begreift schneller, was vor sich geht; schneller als die Beinchen wollen, kommt es an: ‚Tanzen

* ‚Dandaradei', Volksvereinsverlag.

— ich! Ich auch — tanzen!' In weiter Runde stehen derbe Bauernhäuser mit hohen, alten Giebeln. Auf dem Platze mit Kieselpflaster brennt die Sonne und dunkle Frauen, halb Dörflerinnen, halb Städterinnen, gehen der Arbeit nach. Wie das anheimelnd ist: zum Erholen, zum Ausruhen. Jeder versteht das. Es ist Volkskunst. Kunst aus dem Volkstümlichen wenigstens.

Danach ist auch die Technik behandelt. Schwarz und Weiß im Spiel oder im Kampfe: keine Übergänge, kein Dämpfen der Gegensätze, nichts feinsinnig Abgetöntes wie bei älterer Holzschnittkunst. Schwarze und weiße Flächen und schwarze Striche; gerade, schiefe, geschwungene; keiner, der nicht nötig wäre; oft wird mit einer Strichwelle verblüffend schlicht eine charakteristische Sonderheit geschaffen. Oft nur durch Striche eine ganze Landschaft gezaubert. Dieses Strichverfahren ist aus der Eigenart des Werkzeugs, womit es ausgeführt wird, hervorgegangen; des Messers, womit gestochen, geschnitten wird; eine neue Kunst ist das, die an die alten Holzschneiderwerke der deutschen Renaissance anknüpft. Diese Kunst will weniger erzählend illustrieren als der ihr vorausgegangene tonige Holzschnitt; sie will einerseits die Szene summarischer erfassen und den Natureindruck unmittelbarer, mit seiner schärferen Stimmung wiedergeben, wie unser Holzschnitt mit dem ‚pflügenden Bauern' zeigt; andererseits will sie in der Abkürzung der Mittel auch eine neue Buchvignette, einen neuen, sich von der Illustration trennenden Buchschmuck schaffen.

Heumann arbeitet in dieser Kunst selbständig, mit einer Gefühlsgewißheit, der man die Lust anmerkt, mit dem Messer so schöne Sachen machen zu können. Eine ganze Reihe von Strichen läuft von links nach rechts, und es ist ein sich schief senkendes Ackerfeld, eine andere Reihe läuft von rechts nach links, enger dunkler, sich duckend, sich verlierend, und es ist ein Abhang; oben am Himmel stehen schnurgerade, finstere Striche neben großen weißen Flächen mit wellenden Rundlinien; das sind große, weiße, schwebende Wolken. Und so fort in mannigfachen Gegensätzen, und es wird daraus eine gemütliche deutsche Hügellandschaft. Ein blinkend freundlich Flüßlein schlängelt sich tief unten; ein Dorfkirchlein grüßt herauf; ein schattenwerfender Handwerksgeselle trottet oben des Weges. Er hat im bunten Taschentuch die Wegzehrung und hinten im Tornister die sieben Habseligkeiten; der Tornister ist ganz vollgepackt, so daß die benagelten Schuhe außen fest angebunden werden mußten. Auch er ist trotz der zerrissenen Hose lustig und singt sein Wanderlied still für sich, nicht schwärmerisch schmetternd in die Luft hinaus wie Gestalten von Schwind. Er wandert in Westfalen, ist auch Westfale, wie auch sein Schöpfer Westfale ist, aufs Kernige gehend, scharfe Gegensätze liebend, eckig in den Linien, nicht mild umschwingend. Und doch nicht grimmig traurig. So, wenn er ein Bild zu Soldatenliedern schneidet. Vier Soldaten aus einer marschierenden Gruppe heraus zeigt er uns auf einer Straße. Es sind derbe Krieger, hohe, harte Gestalten, die das Gewehr strammfest halten. Sie singen. Man meint sie zu hören, wie's mit ihrem dröhnenden Schritt noch lauter aus ihren Kehlen schallt, und vor den Häusern stehen Frauen und Kinder und aus den Fenstern gucken Gesichter und alle lachen den strammen harten Kerlen zu. Gegensätze liebt Heumann auch bei verschiedenartigen Stoffen: in einer Mondnacht sitzen an einem hellen Schlangenwege vor einem Grabdenkmal zwischen zwei hohen Bäumen zwei Menschen inmitten mondsilberner Wiesen- und Felderpracht. — Maria mit ihrem Kinde sitzt auf einem hohen Bauernstuhl, als wäre sie eine junge Mutter aus unseren Tagen. Um sie herum eine Schar erstaunt frommer,

auftauender, schwärmerischer Mädchen; durch ein halb geöffnet Fensterlein schaut dunkel die Nacht und aus ihr heraus aus weiter Ferne blinken Sterne: Die Kinder singen Marienlieder. — Auf einem blumigen Pyramidenhügel ganz auf der Spitze, unter einer Art Goldregenbäumchen, sitzt ein fahrender Scholar; an den weitausgestreckten Füßen trägt er Narrenschuhe; in der Hand hält er eine Riesenmandoline und singt aus Seelenkräften über die Herrlichkeit von Gottes Natur. Alles in schwarz und weiß. Doch hier wird der Stoff weniger charakterhaft herausgearbeitet, sondern mehr stilisiert. Die Zweige des Bäumchens sind absichtlich kunstvoll wie ein Ornament verschlungen, um ein von Blüten funkelndes Blätterdach zu tragen, dessen ovale Üppigkeit der eckig hart ansteigenden Pyramidenlinie des Hügels angenehm und keck begegnen soll.

Heumann liebt nicht nur in den Stoffen die Gegensätze, sondern auch in der Form. Wie es ihn reizt, die widerspruchsvolle Mannigfaltigkeit im Leben der Menschen durch allerhand possierliche und eigensinnige Seelenzüge zu gestalten, so möchte er auch allgemeine Stimmungen und Gedanken durch strenge Linien heben und veredelt ausdrücken. Das ist nicht mehr die bunte Werkelei und Liebelei im Menschentreiben; das ist der Versuch, aus dem Jahrmarkt des Lebens einen Zug herauszunehmen und diesen in symmetrische Linien zu bringen, wodurch er zum Symbol gemacht werden soll, zu etwas, das wie die Ewigkeit erbaut und mitunter erschauert. Oft gibt er eine allgemeine Figur, um allgemeines zu symbolisieren, wie zum Beispiel die Balladen- und Romanzenpoesie durch einen mit dem Rosse verwachsenen, geharnischten Ritter, der vor einem Horizonte hält, der wie seine Zukunft eine Fülle der Abenteuermöglichkeiten zu bergen scheint.

Heumanns Holzschnitte sind einerseits charakterhafte, volkstümliche Kunst, die das einzelne selbst noch in Gesellschaftsgruppen darstellt. Man denke an den anfangs beschriebenen Holzschnitt eines Frühlingsfestes, worin sich jeder auf seine Weise freut. Diese Einzelheiten will er andererseits zu einem Stil runden, glätten, verallgemeinern, zusammenfassen. Von einem Bestreben zum andern bewegt sich die Schaffenskraft dieses Künstlers. Glücklich und hervorragend war er bisher besonders in der charakterhaften Kunst. Darin gab er uns als Holzschneider, Zeichner, Maler, Bildhauer eigenartige, oft starke, stets leidenschaftliche Proben, die zur saftigsten Lebendigkeit wurden, wenn er sich ihren Gegenständen unmittelbar hingeben konnte. Seine Stilisierungsversuche beginnen da, wo irgend ein literarischer oder religiöser Einfluß durch Bücher oder fremde Künstler beginnt. Sie führten ihn oft, namentlich in der Bildhauerei und Malerei, zu Darstellungen, die nicht immer geschmackvoll sind, was bei einer reinen formalen Stilkunst besonders auffällt, für die der Geschmack Bedingung ist. — Aber es erfreut, wenn man einen jungen Künstler in frischer Schaffenslust sich alles zur Gestaltung in die Hand nehmen sieht. Es ist erstaunlich, was ihm, der noch sehr jung ist, schon zu bilden köstlich gelungen ist und auf wie vielen Gebieten in der mannigfachsten Weise er sich versucht hat. Erzählende Holzschnitte, religiöse, soziale, patriotische Darstellungen. Bildnisse von modernen und geschichtlichen Persönlichkeiten, Landschaften, Karikaturen — alles. Ihm ist die Kunst seelischer Überfluß, reiches Freudenschenken. Sie ist ihm wie jener Sämann, der in heiliger Weihnacht über die Erde schreitet, säend, immer säend; mit großer gütiger Hand Körner auf das Erdreich der schlafenden Welt streuend, und da er vom Himmel kommt, sind die Körner Sterne, Sterne des Glücks.

Firmin Coar.

Neues vom Büchermarkt

Kiesekamp, Hedwig: ‚Auf roter Erde‘. (Franz Koppenrath, Münster i. W. 3 M.)

‚Geschichten aus der Heimat‘, aus Münster und dem Münsterland. Warm im Ton, mit liebevollem Eingehen auf Volkstum und völkische Eigenheiten, dazu klar und gut geschrieben, so daß dem Band wohl gewünscht werden darf, daß er zum Volke geht.

Müller, Fritz: ‚Alltagsgeschichten‘. (Huber & Co., Frauenfeld, M. 4.50).

Der unterhaltliche Plauderer, der doch mehr ist als nur das, zeigt sich in diesem Bande in erstaunlicher Mannigfaltigkeit. Manches ist ja zweifellos flach. In vielen der kleinen Stücke zeigt sich aber eine in knapper, runder Form reizend ergossene Nachdenklichkeit, die Genuß bringt.

Presber, Rudolf: ‚Der Rubin der Herzogin‘. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, M. 4.—.)

Eine Musterleistung an Schwatzhaftigkeit! Der Humor besteht darin, daß die auf einem Vergnügungsdampfer sich zusammenfindenden Menschen in törichten Übertreibungen reden müssen. Gewisse Gespräche sind geradezu grotesk. Aber Presber ist ein Liebling des Berliner Publikums.

Schwarzkopf, Nikolaus: ‚Das kleine Glück‘. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, M. 3.50.)

Der Verfasser hat sich leider in seiner Erzählung von dem Töpferjungen im Odenwald, der es zum Kunsttöpfer und Organisator des ganzen heimischen Gewerbes bringt, dem Ludwig Finckh mit Haut und Haar verschrieben, dergestalt, daß auch nicht ein Fünkchen Eigenart zurückgeblieben ist. Vielleicht ist es schade um den Verfasser, er hat vielleicht Ehrgeiz und möchte etwas leisten — er kann auch etwas leisten. Aber dann muß er sich auf sich selbst besinnen. Hebbel hat gesagt: Jeder Strebende müsse einmal durch ein Vorbild gehen, ‚aber wem diese Feuertaufe das Haar versengte, der war nicht berufen‘!

Unsere Kunstbeilagen

Der Holzschnitt ‚Pflügender Bauer‘ von Augustinus Heumann ist in dem Rundschaubeitrag ‚Ein Münsterländer Künstler‘ im Zusammenhang gewürdigt.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor **Karl Muth**, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Univ.-Prof. Dr. Max Ettlinger (im Heere) und Konrad Weiß, München.

Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Dresden, Marienstraße 38/40.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Emma Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöppel in Wien IV, Favoritenstraße 35.

Verlag und Druck der **Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten**, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.

Rembrandt van Rijn/Pallas Athene



Phot. F. Hanfstaengl, München



Vierzehnter Jahrgang Juli 1917

Von kommenden Dingen / Eine Auseinandersetzung mit einem Buche / Von Max Scheler

Von Verteidigungsschriften des deutschen Rechts, von Kriegszielerörterungen, Aufmunterungs- oder nationaler Erbauungsliteratur beginnt sich das deutsche publizistische Schrifttum einem anderen zuzuwenden: Versuchen, konstruktive Baupläne zu entwickeln zum Aufbau von Staat und Gesellschaft der Zukunft; mehr oder weniger geschichtsphilosophisch unterbaut und meist hineingetaucht in die Stimmung resoluter Einkehr bezüglich alles dessen, was wir während der vergangenen Friedensperiode verfehlt haben. Man kann nicht sagen, daß die Form, in der diese notwendigen Erörterungen gepflogen werden, bisher eine allzu erfreuliche war. Sie litten vor allem an drei Übeln. Einmal an der inneren Berührungslosigkeit der Redenden und Schreibenden. Wie einsam, wie ungewohnt und unkundig alles ‚Symphilosopheins' in der Friedenszeit alle die abgeleierten Parteiformeln nicht endlos wiederholenden deutschen Köpfe waren, tritt erst jetzt ganz klar hervor. Das paradoxe Bild eines Chores von Monologen ersteht vor dem verwunderten Geist. Immer neue Zeitschriften schießen aus der zehnfachen Menge, die täglich geplant werden, aus dem Boden; Bünde, Vereine, ja kleine ordensartige Gebilde werden täglich gegründet oder doch in Aufrufen, Zeitschriften projektiert. Nicht weniger als zehn solcher Einladungen sind mir im Laufe von vierzehn Tagen ins Haus geflogen. — Das zweite Übel ist die fach-, berufs- oder klassenmäßige Einseitigkeit der meisten dieser programmatischen Schriften.

Wie sich im ersten Übel das Faktum rächt, daß Geist und Macht, die denkende Person und die deutsche Öffentlichkeit in einer, mit keinem anderen Lande vergleichbaren, Schroffheit geschieden waren, so rächt sich im zweiten der spezifisch deutsche Fachspezialismus. Gesamtbilder, in denen das Politische, Wirtschaftliche, Kulturelle, Kirchliche, Religiöse überschaut würde, um aus der Einheit einer Weltanschauung heraus gegeneinander und im Hinblick auf die einzigartige ‚Forderung der Stunde' abgewogen zu werden, suchen wir fast vergebens. Und doch kann in einer Zeit der Tat und der allseitigen konkreten Neuformung unseres öffentlichen Lebens nur der Führertypus uns fördern, der die Ergebnisse aller isolierenden abstraktiven Wissenschaft und Kunde gleichsam integriert; in ‚Eins' zusammenschaut und zusammengefaßt will und diese kondensierte Bildung des Zeitalters in die einmalige, durch keine Summe historischer Beispiele vollzuerfassende Fülle der Stunde hineinwirft. Die Idee, daß es nicht nur ein allgemeingültig und für alle Zeiten objektiv Gutes und Rechtes gibt, sondern auch für jedes Zeitalter und für jede unwiederholbare Phase des Geschichtsverlaufs ‚die' einzigartige individuelle und gleichwohl streng objektive, im göttlichen Weltplan gleichsam eingeschlossene ideale ‚Forderung der Stunde', — die jetzt ungehört niemals wieder erhörbar ist, da das Gute, das sie einschließt, eben für diese Stunde allein präformiert ist, — diese Idee scheint uns als praktischer Leitstern verloren gegangen zu sein. Und doch ist sie ein Kern in dem Gedanken aller echten Prophetie. Der ‚Prophet' will nicht nach Gesetzen wiederholbare Ereignisse — wie der Astronom einen Sterndurchgang — voraussagen, sondern einmaliges historisches Geschehen. Und er will es nicht einfach als naturnotwendig Kommendes vorhersagen, sondern stets mit der moralischen Einschränkung, die einer personalen göttlichen Lenkung der Weltgeschichte und freien Menschenseelen entspricht: ‚Dieses sehe ich kommen, wenn ihr nicht . . .,' ‚wenn ihr euch nicht wendet, wenn ihr dies oder das nicht tut.' Die geistigen Kräfte, die uns solch in dem Gegebenen angelegtes, nicht aber aus ihm ableitbares Gesamtbild unserer Aufgabe mit der Einsicht des ‚einzig' Notwendigen vor die Seele bringen, sind mehr intuitiver als verstandesmäßiger, sei es deduktiver oder induktiver Natur; und nur wo das rechte Herz und der rechte Geist, die rechte Liebe und das rechte Wollen zur Einheit eines Stromes sich durchdringen, wo gleichzeitig Eigensucht und Eitelkeit, Menschenfurcht und Interessengebundenheit durch das Feuer der Leidenschaft, nur das eigene Gewissen und die Dinge reden zu lassen, hinweggebrannt werden, können diese Kräfte ins Spiel treten. Mehr ein künstlerischer (Politik ist Kunst, sagt Bismarck) als ein wissenschaftlicher Verstand; mehr ein Mensch, der im Prozeß des Werdens selbst, an dem er frei mitbeteiligt ist, das Leitbild dieses Werdens zu erspähen sucht, als daß er es darüber schwebend aus festen Gewordenheiten der Geschichte ableiten möchte, gehören zu solchem Versuche. — Das dritte mehr formale oder methodische Übel unserer gegenwärtigen Gesellschaftsbaumeister ist der nach seinen guten wie schlechten Seiten hin gleichfalls spezifisch

deutsche Traditionalismus des Denkens und Fühlens, — zumal in politischen und sozialen Dingen. Nicht in der Theorie, aber in seinem faktischen Verhalten, Denken, Fühlen ist der Deutsche fast ein geborener historischer Determinist, — darum auch so leicht Relativist und wenig gesinnt, im Geiste einer Weltanschauung, die an absolut Gutes und Rechtes glaubt, wirklich zu denken. Der Marxismus ist dafür nur ein Beispiel. Ich möchte gegen diesen Geist des Aufdembauchliegens vor allem sogenannten ‚organisch' Gewordenen — auch wenn das Gewordene, wie das meiste Gewordene der Neuzeit, faktisch noch so unorganisch, willkürlich und zufällig ‚geworden' ist — das tiefe Wort des französischen Oratorianers Pater Gratry setzen: ‚Nicht nur der Einzelne ist frei. Auch die Menschheit ist zu jedem Zeitpunkt frei, zu tun, was sie will. Sie kann wie jedes Individuum als Heiliger und als Schuft endigen.' Das ist der Geist, den wir heute brauchen! Denn mag es Zeiten geben, in denen jene traditionalistische Denkweise, — die mit echtem Konservativismus der Inhalte der Überzeugung zu verwechseln der allergrößte Unsinn wäre — vor zu raschen, plötzlichen Neuerungen behütet, die heutige Stunde ist nicht danach eingerichtet, sich Rezepte verschreiben zu lassen von sogenannten ‚organischen' Gewordenheiten, die keine sind — wie z. B. das preußische plutokratische Dreiklassenwahlrecht — sie ist auch nicht danach eingerichtet, von Gelehrten, die von ihrem Schreibtische her dem Weltverlauf wie von Mondesferne nur zuschauen, sich im je nächsten Moment das als ‚notwendiges Ereignis' aufschwatzen zu lassen, von dem allen Tätigen und Beteiligten die klarste Erinnerung sagt, daß es eben noch in unserer freien Hand lag, das Geschehene so oder anders zu wenden. Wir haben notwendig nicht nur Bereitschaft, sondern einen neuen, positiven, aktiven Willen zur Verantwortung. Und sein Fundament ist Freiheitsbewußtsein und Abtun jener marxistischen Art, das Leben nur von hinten nach vorne und als Stoß, nicht aber auch von vorne nach hinten und als Zug, als etwas, das da ‚werden will', anzusehen, und dessen Eintritt oder Nichteintritt von uns abhängt. Die moralische Generalantwort, die — ich glaube Johannes Müller — auf die Frage: ‚Wer ist schuld am Weltkrieg?' ausgegeben hat: ‚Am Weltkrieg schuld bist — Du, Du, der fragt,' mag übertreibend sein. Sie ist als Medizin jedenfalls auf zehn Jahre für uns notwendig. Auch das Unterlassen kann schuldhaft sein. Fürst Bülow erzählt in seiner ‚Deutschen Politik' folgende kleine Geschichte: ‚Als ich einmal während des Burenkriegs im Couloir des Reichstags einem Abgeordneten Vorhaltungen wegen seiner Ausfälle gegen England machte, die nicht eben geeignet waren, unsere damals an sich schwierige Stellung zu erleichtern, erwiderte mir der treffliche Mann mit dem Brustton wahrer Überzeugung: „Als Abgeordneter habe ich das Recht und die Pflicht, den Gefühlen des deutschen Volkes Ausdruck zu geben. Sie als Minister werden hoffentlich dafür sorgen, daß meine Gefühle im Ausland keinen Schaden anrichten".' Dieser Herr betrachtete offenbar das Parlament nicht als eine politisch

mittätige und verantwortliche Körperschaft, sondern als eine Art Seelenreinigungsanstalt des deutschen Volkes. Auch schon der Begriff ‚politische Verantwortung' ist solch sklavischem Denken fremd.

Wenn ich den Lesern dieser Zeitschrift das neue Buch Walter Rathenaus* zu eindringlicher Lektüre empfehle und einen Begriff seines Inhalts zu geben suche, so veranlaßt mich zu solch ungewohnter Beschäftigung vor allem die Tatsache, daß ich die drei genannten Grundübel unserer Verständigungsversuche über ‚die kommenden Dinge' in diesem Buche zum ersten Male grundsätzlich vermieden sehe. Es ist also an erster Stelle die Gesinnung und die Methode dieses Buches, dazu der seltene Mut und das schaffensfreudige, auf lebensüberschauende Weisheit gestützte Verantwortlichkeitsbewußtsein des Verfassers, die ich größter Schätzung und Verbreitung für wert erachte. Es sind nicht ohne weiteres seine Resultate und seine Forderungen, von denen ich in vielem Wesentlichen weit abweiche. —

Walter Rathenau, seit Emil Rathenaus Tod der bekannte Präsident der A. E. G., verdankt die Gunst, die ihm seine Überschau gewährt, einer Verbindung seiner Lage im Gefüge der Gesellschaft mit einer seltenen Mischung persönlicher Qualitäten. Er steht an einem Kreuz- und Schnittpunkt so vieler mannigfacher sozialer Kreise — verschieden an Religion, Bildungsform, Stand, Klasse, Beruf, politischer Gesinnung —, daß schon diese Lage seiner Blickeinstellung ihm für die ergriffene Aufgabe eigenartige Vorzüge gewährt. Hof, Beamtenschaft, Militär, Adel, hohe Finanz, Großindustrie, die Kreise von Wissenschaft und Kunst, Industriearbeiterschaft — alle hineingetaucht in den riesenhaften Arbeitsstrom, der ‚Berlin' heißt, und von hier aus — oft zu einseitig — gesehen, haben ihre sich sonst nur da und dort kreuzenden Gedanken und Bestrebungen in seinem Geiste in überaus plastischen Bildern abgelagert. Nur der Bauer fehlt. Diese Bilder regen sich an, durchdringen sich, kämpfen und einigen sich auch in unserem Buche in mannigfachster Weise. Eine geistige Person, die ihre ursprünglich technische Ingenieurbildung — von vornherein gestellt in den Dienst großer kaufmännischer Ziele — trotz allem, was an geisteswissenschaftlicher Beschäftigung im Laufe des Lebens hinzutrat, auch in Disposition und Anlage dieses Buches nicht ganz verleugnen kann, stellt sich mit empfangender Liebe, des Schauens froh, dieser Masse beweglicher Eindrücke gegenüber, sucht sie geschichtlich zu verstehen und eine Resultante des Gesamtwerdens dieses mannigfachen Lebens herauszulesen. Eine in vielen Zügen wunderliche spiritualistische Metaphysik — Rathenau hat sie bereits in älteren Werken, besonders in seinem Buche ‚Mechanik des Geistes',** dargestellt — steht im Hintergrund dieser geschichtsphilosophischen Ideengänge. Der Hauptgedanke dieser Metaphysik ist, daß alles geschicht-

* ‚Von kommenden Dingen' von Walter Rathenau, S. Fischer, Berlin 1917.
** Vergl. Hochland, März 1914, S. 744—750.

liche Leben des Menschen aus der Gebundenheit an Furcht, Zweck und Intellekt, die Richtung habe auf die Entfaltung und Befreiung einer zweckfreien ‚Seele' im Menschen, die in Kontemplation und Liebe dem ‚Transzendenten' hingegeben alles Sein und Geschehen aus den Tiefen des Götlichen heraus betrachte und sich in ihrem Zentrum mit dem Göttlichen geeinigt fühle. Diese Entgegensetzung von ‚Seele' und ‚Geist' (Rathenau neigt merkwürdigerweise dazu, den Geist in die Ratio, die Ratio in den Intellekt, ja in die bloße ‚Intelligenz' aufgehen zu lassen) ist gegenwärtig Rathenau fast allein eigen. Sie deutet die stark romantischen Ursprünge seines Denkens an. Ich sehe in Folgendem von diesem stark mystischen Einschlag seines Denkens ab — so charakteristisch er für die Zeit und den Verfasser ist. Das darf man um so mehr, als derjenige, der auf dieser metaphysischen Grundlage auch eine romantische Gesellschafts- und Staatsbetrachtung erwarten würde (wie wir sie etwa bei Novalis, A. Müller, Fr. Schlegel, Stahl finden), gar gewaltig enttäuscht würde. Denn in allem, was nun zu dem vorstehend charakterisierten geschichtsphilosophischen Teil dieses Werkes an Bauplan, Utopie und Prophetie hinzukommt, gibt sich Rathenau als etwas ganz anderes denn als einen Romantiker: Nämlich als einen Neubegründer des Liberalismus — oder doch einer Spielart von Liberalismus — einer ähnlichen, wie sie Englands willensgewaltiger Organisator Lloyd George vertritt. Der Übergang von dem mystisch-metaphysischen Pol des Buches zum anderen Pol, von dem aus es eine Art moderner sozialer Utopie darstellt, ist durch den Gedanken vermittelt, daß das ‚Ziel', d. h. das durch die ‚Seele' geschaute Leitbild einer höheren Daseinsstufe der Menschheit, nur durch eine tiefgreifende Umlagerung der materiellen Lebensfaktoren und eine damit einhergehende Umwandlung der Sozialstruktur praktisch erreichbar sei — einer solchen Umwandlung, wie sie der Entfaltungsstufe, welche die ‚Seele' bisher in den Besten schon gewann, auf der realen materiellen Seite des Lebens entspreche. Eben dieser Geist, der sich schon in dem ersten Satze des Buches ankündigt: ‚Dies Buch handelt von materiellen Dingen, jedoch um des Geistes willen,' ist ihm besonders eigentümlich. Und so teilt es sich in zwei Hauptabteilungen: 1. Das Ziel, 2. Der Weg, wobei der Weg als Weg der Wirtschaft, Weg der Sitte, Weg des (politischen) Willens genauer beschrieben wird.

Gleich im Kapitel über das ‚Ziel' wird dem, was Rathenau für falsche politische und soziale Romantik ansieht, der Todesstoß versetzt, d. h. aller Romantik, die zu irgend einer Art vergangener politischer und wirtschaftlicher Daseinsformen zurück will oder den weltumfassenden Prozeß der ‚Mechanisierung' künstlich aufhalten will. Den Gesamtprozeß, den Rathenau — allzuviel in ein Wort zusammenfassend — ‚neuzeitliche Mechanisierung' nennt (d. h. nach verschiedenen Seiten gesehen je Kapitalisierung, Industrialisierung, Technisierung, Intellektualisierung), hält er — darin Karl Marx ähnlich — für einen notwendigen Naturprozeß, für ein ‚Schicksal der Menschheit', das in all seinen mannigfachen Teilen in der gesteigerten

Bevölkerungsvermehrung der Unterschichten Europas seine letzte Urvariable hat. Das Wesen der ‚Mechanisierung‘ besteht darin, daß ‚die Menschheit, halb bewußt, halb unbewußt zu einer einzigen Zwangsorganisation verflochten, bitter kämpfend und dennoch solidarisch für ihr Leben und ihre Zukunft sorgt.‘ Man dürfe nicht wähnen, man könnte einen Teil dieses Prozesses anerkennen, ohne das Ganze. Auch wer sich mit einer ‚Laute und mit einem guten Buch‘ in Gebirge und Einsamkeit flüchte, fruktiziere mit jeder Art, mit jeder Postkarte, die er schreibe, das Ganze dieses Mechanismus. Er bleibe ihm verhaftet auch noch in der Reaktion. Wir können — so meint nun Rathenau — diesen ‚Naturprozeß‘ zwar nicht zurückstauen oder ihn fliehen; aber wir vermögen ihn zu meistern und ihn von einem Produkt dumpfer Triebe und blinder organischer Kräfte zu einem gewollten geordneten Unterbau zu machen für ein menschenwürdiges Leben aller, zu einem Netzwerk von Quellpunkten für die ‚Seele‘.

Schon bei dieser Zielbestimmung und der sie tragenden Geschichtsphilosophie müßte ich — wollte ich eingehender kritisieren — starke Einwände erheben. Allzu unbestimmt ist der Begriff der ‚Mechanisierung‘. Die Elemente des kulturhistorischen Daseins (Wissenschaft, Technik, Kunst, Religion) wachsen nicht so eindeutig abhängig voneinander, wie Rathenau meint. Sie wachsen nach je besonderen, den Gebieten immanenten Regeln und in ganz verschiedenen Dimensionen der Dauer. Bloß ‚Schicksal‘ und ‚Notwendigkeit‘ ist innerhalb der Menschengeschichte nichts. Ich teile mit Rathenau die Überzeugung — in letzter Linie —, daß die erste Ursache der von ihm ‚Mechanisierung‘ genannten Erscheinungsreihen in dem genealogischen Aufbau der modernen Bevölkerungen Europas, wie sie sich seit dem 13. Jahrhundert gestaltet haben, zu suchen ist. Aber nicht auf die ‚Vermehrung der Unterschichten‘ allein kommt es dabei an. Schon darum nicht, weil die rapide Vermehrung erst Ende des 18. Jahrhunderts einsetzt und weil sie, um möglich zu werden, die Industrialisierung, den kapitalistischen Geist und die Grundformen seiner Institute, kurz die stärkste Tendenz zur ‚Mechanisierung‘ schon voraussetzt. Alle Mechanisierung kann nur eine ganz bestimmte Gruppe von Werten verwirklichen — die relativ niedersten im Ganzen des Stufenreiches der Werte. Die Frage ist daher: Wie entsprang der menschliche Typus, der diese Wertgruppe also liebte, also bevorzugte und ‚wollte‘, daß die ‚Mechanisierung‘ ihren Riesengang durch die Geschichte machen konnte? Wie wurden dieser Typus und seine Werte ‚führend‘, ‚vorbildlich‘, und wie und wodurch ließ sich der ältere europäische ‚Oberschichten‘typus aus seiner Führerstellung verdrängen? Niemals fällt eine herrschende Oberschicht nur durch Vermehrung und durch den steigenden Druck der Unterschicht, wenn sie nicht zuvor frei und schuldhaft von sich selbst und von ihren Werten abfiel und dem Wesensfremden sich anglich. An erster Stelle durch Konubium, Geschlechtswahl und Blutmischung oder besser durch den schuldhaften Wechsel des Ethos und der Regeln, welche die qualitative Geschlechtswahl und damit

den je künftigen Menschentypus zur Folge haben. So stünde uns am Beginn der Mechanisierung etwas anderes als Rathenau: eine freie Verschuldung, eine geistige, moralische Ursache — nicht einfach eine Naturnotwendigkeit. Die modernen revolutionären Bewegungen sind erst Folgen dieser Verschuldung und — wenn man will — gerechte Strafen. Noch weniger kann ich Rathenaus geschichtsphilosophischen Optimismus unter Voraussetzung seiner romantischen Seelenmetaphysik richtig finden. Beruht die ‚Mechanisierung' auf den blinden ‚Negerinstinkten' der Gier, der Furcht, der Lebensangst, der sich immer stärker vermehrenden europäischen Unterschichten und ist das der Dampf, der das Ganze trieb; verzehrt er zugleich — wie Rathenau selbst entwickelt — immer mehr die zweckfreie ‚Seele', welche höheren Hoffnungen soll man dann für das künftige Europa hegen dürfen? Woher kämen die ‚Seelen'kräfte, die sich der Mechanisierung bemeistern? Mag die moderne Zivilisation — in ihren Einzelphasen an den Werten gemessen, die ihr als Sterne voranleuchten, sich in einem unaufhaltsamen, ja innerhalb der Glieder der ganzen Reihe oder des Übergangs von Glied zu Glied sogar naturartig gewordenen Fortschrittsprozeß befinden, so wäre doch ebenderselbe Prozeß, von den höheren Werten her und auf längere Dauer hin gesehen, zugleich ihr Untergang. Wäre dies aber faktisch wahr, — wäre dieser Krieg und was ihm wahrscheinlich folgen wird, eine unaufhaltsame, jetzt nach der russischen Revolution auch den letzten Rest der alten europäischen Oberschichten in Preußen-Deutschland verschlingende Demokratisierung und eine persönlichkeitserstickende Sozialisierung und Materialisierung des Lebens, wäre der Weltkrieg — wie Japan und China heute glauben — der Anfang vom inneren Absterben der europäischen Welt-Pionierschaft, so könnte das Ziel aller Politik nur darin bestehen, Dämme gegen diesen Strom zu bauen, um ihn zu verlangsamen. Auch dürften wir uns nicht wundern, daß da, wo es keine positive Gesamtlösung mehr gäbe, von vielen Menschen nur individuelle Lösungen vorgezogen würden. Bei der Wesensbezogenheit des Menschen auf Gemeinschaft könnten sie nur solche der Resignation sein und — wenn man will — solche der Halbheit. In solchen Zeiten müßte sich wie im niedergehenden Rom der Ruf ‚Λάϑη βιώσας' (‚Lebe in der Verborgenheit!') wie von selbst den Besten auf die Zunge drängen. Ich kann in solchen Widersprüchen nur die Äußerung dafür sehen, daß in Rathenau ein positivistisch denkender Ingenieur mit einem romantisch fühlenden Herzen im Kampfe liegt, — und diese Tatsache muß uns auch gegenüber seinen ökonomischen und politischen Reformvorschlägen vorsichtig machen.

Den Hauptfehler in der Geschichtsphilosophie Rathenaus sehe ich darin, daß er die steigende Technisierung, Industrialisierung und Arbeitsteilung — kurz die Mechanisierung der materiellen Produktion, der Betriebe und der Art des Zusammenwirkens der Menschen nicht genügend von dem scheidet, was Sombart den kapitalistischen Geist, ich das Ethos der grenzenlosen Pleonexie (Gewinnsucht) nenne. Sollten beide künftig — wie

Rathenau glaubt und hofft — trennbar voneinander sein, so können sie auch im Ursprung der neuen Zivilisation Europas nicht so notwendig aneinander gebunden gewesen sein, wie er es schildert. Dieselbe organisierte Beherrschung der Natur mit allen ihren Maschinen, technisch notwendigen Kooperationsformen und Verbandsbildungen hätte auch im Rahmen einer durch das religiösmoralische Solidaritätsprinzip beseelten Gesellschaft von vornherein Platz gehabt. Auch die christliche Kirche hat dem Menschen die solidarische Beherrschung der Natur als Aufgabe zugewiesen. Sie war nur gleichzeitig davon überzeugt, daß der Mensch sich nicht in seine Werke und irdischen Güter so vergaffen dürfe, daß er — anstatt durch sie die Natur zu beherrschen — schließlich von diesen seinen Werken beherrscht werde. Und sie hat gelehrt und vorausgesetzt, daß die Kraft und die Selbständigkeit der vernünftigen Person im Menschen, die er gegenüber diesen seinen Werken einzusetzen hat, nur durch eine fortwährende, lebendige, in bestimmten Formen geregelte Berührung seiner Seele mit Gott und dem gesamten Gnadenschatz der Kirche könne erhalten werden. Es ist die weltanschauliche und praktische Leugnung dieses Gedankens, es ist nicht die Mechanisierung als solche, sondern die innere Aufzehrung der menschlichen Seele und ihres Willens durch die Mechanisierung, welche die große Schuld der Zeiten ausmacht.

Doch sehen wir, wie Rathenau sich den Neuaufbau der Gesellschaft denkt. Scharf abgelehnt wird zunächst der Marxismus und seine Gefolgschaft, und zwar nach Methode, Ziel und Politik. ‚Diese Strebung trägt den Fluch ihres Vaters, der nicht ein Prophet war, sondern ein Gelehrter. Dieser gewaltige und unglückliche Mensch irrte so weit, daß er der Wissenschaft die Fähigkeit zuschrieb, Werte zu bestimmen und Ziele zu setzen; er verachtete die Mächte der transzendenten Weltanschauung, der Begeisterung und der ewigen Gerechtigkeit.' Die sozialistische Bewegung habe nur zur ‚mächtigsten Steigerung des reaktionären Geistes geführt und den liberalen Gedanken zertrümmert.' Die Gleichheitsforderung widerstreite der Grundverschiedenheit der menschlichen Anlagen und ersticke alles Freiheitsgefühl. Der Sozialismus kenne nur Nutzen und Haben und sei desselben Grundgeistes wie das, wogegen er sich wendet. Er verkennt dazu — meint Rathenau —, daß die Kapitalansammlungen ursprünglich nicht bürgerlich erspart und verdient waren, daß sie sich vielmehr aus landesherrlichem Besitz, toter Hand, Kolonien, Monopolen, Bergrechten, Wuchergeschäften usw. herleiten, kurz, daß sie das feudale System machtgeborenen Reichtums zum Hintergrund haben und daß das Bürgertum bis heute sich in Lebensformen, Idealen an dieses System angelehnt hat. In diesen Gedanken ähnelt Rathenaus historische Auffassung von den ersten Kapitalkumulationen den Ideen von Sombart und Franz Oppenheimer. Insbesondere wurde — nach Rathenau — das Erbrecht feudalen Ursprungs vermöge dieser Anbahnung auf ein Produktions- und Gütergebiet übertragen, auf dem ihm innere Berechtigung nicht zukommt. Rathenau will dieses Erbrecht bis auf geringe

Reste geradezu aufheben. So ist es ein das ganze Buch durchziehender Grundgedanke Rathenaus, daß nur die endgültige Aufhebung dieses Zusammenhangs des großkapitalistischen Bürgertums mit den europäischen Resten feudaler Einrichtungen, Institutionen, Lebensformen Wandel schaffen könne. Erst diese innere Verknüpfung habe eine passive — vermöge des Erbrechts — schicksalsmäßig entrechtete Arbeiterklasse erzeugt, die, obzwar von der personalen Dienstform befreit, zum tiefverbitterten Sklaven der Herren des ‚Mechanismus' geworden sei.

Auch hier haben wir große Fragezeichen anzubringen. Die Vorwürfe, die Rathenau, in seinem Buche zumal dem deutschen Großbürgertum macht — ich nenne nur den Vorwurf seines ‚servilen' Charakters, seiner ausschließlich privatwirtschaftlichen oder fachmäßigen Interessiertheit usw. — sind so groß, daß das fast grenzenlose Vertrauen, mit dem er demselben Bürgertum einen nach seinen Vorschlägen fast allmächtig gewordenen Staat in die Hand geben will, sehr schwer verständlich ist. Und hatte denn das Bürgertum in seiner fast 600 Jahre währenden Geschichte nicht Zeit genug, eigentümliche dauerfeste Lebensformen auszubilden und die feudalen völlig zu verdrängen — wenn es dazu nur rechte Anlagen besitzt? Und darf man denn auch vom englischen, französischen, italienischen, amerikanischen bürgerlichen Kapitalismus sagen, daß alles, was ihm auf sein Schuldkonto zu schreiben ist, ja daß die ihn beseelende Gesinnung nicht aus seinem eigenen Wesen, sondern nur aus seiner Anlehnung an die ‚Reste des Feudalismus' entspringe? Hier, wo durch gewaltige staatsumstürzende Revolutionen der Feudalismus allüberall längst gebrochen ist und nur in Formen der Kunst, des Geschmacks, der geistigen Kultur, d. h. überall da nachwirkt, wo das Bürgertum sich eben konstitutiv unfähig erwies, Neues und Dauerndes zu schaffen? Es ist der bürgerliche Liberalismus, der, wie ich anderorts zeigte, der Ausgangspunkt und der hauptsächliche Träger des Hasses der Welt gegen uns — in allen Nationen und Staaten — ist. Es sind die ‚Reste des Feudalismus', und es ist die Arbeiterbewegung, soweit sie nicht abhängige Schleppträgerin des bürgerlichen Kapitals ist, die noch am meisten zum Frieden und zur Vereinbarung mit uns geneigt sind. Dies ist kein Zufall. Ja es ist vielleicht das erste Anzeichen dafür, daß nicht im liberalen Bürgertum, sondern in einer Neuverknüpfung von Arbeiterbewegung und den ‚Resten des Feudalismus' — zunächst freilich nur aus der Gemeinschaft der Opposition gegen die bürgerlichen Herrschaften, die der Weltkrieg in merkwürdiger Gleichförmigkeit in allen Staaten schon aus technischen Gründen zunächst ans Ruder führte — jenes Heil der Zukunft liegen möchte, das in der Überwindung des privatwirtschaftlichen und staatswirtschaftlichen Geistes grenzenloser Pleonexie besteht. Ich weiß, daß solche Erwartung gegenüber dem, was man heute bei uns ‚Neuorientierung' nennt, — einem Geiste, dem Rathenau nur einen sehr radikalen Ausdruck gibt, — parador erscheint. Aber der Geist dieser Rathenauschen Neuorientierung ist seiner

innersten Natur nach nicht normativ, sondern technisch; nicht aus Überschau über dauernd Notwendiges, sondern momentan aus der finanziellen und ökonomischen Not der Kriegslage heraus geboren; ein Mittel, nicht das Gute zu tun, sondern Einheit zu bewahren. Das allein spricht nicht für die Dauerhaftigkeit des Inhalts dieser Art Neuorientierung.

Darum scheint mir auch die so herbe Kritik, die Rathenau am Sozialismus übt, — dem er übrigens in vielen positiven Vorschlägen so nahe kommt, daß der Satz ‚Dieses Buch trifft den dogmatischen Sozialismus ins Herz' nicht ganz motiviert erscheint, — nicht genug die Sache treffend. Der beklagenswerte Massenmaterialismus, soweit er als Gesinnung und Geschichtstheorie besteht, ist nur der hier ehrlich zugestandene, zu einer primitiven dogmatischen Formel verdichtete praktische Materialismus des Bürgertums, den dieses Bürgertum nicht ehrlich zu gestehen pflegt, sondern unter schönfärberischen Ideologien verbirgt; es ist der Materialismus desjenigen Teiles des liberalen Bürgertums, das geistig nur auf ‚sich selbst' steht, also nicht von den Resten der Feudalität, von der Kirche oder aus der Arbeiterbewegung selbst heraus seine weltanschaulichen Direktiven übernahm. Auch Rathenau — wie sein englischer Geistesverwandter, Lloyd George — hat das Beste aus seinen positiven Vorschlägen vom Sozialismus übernommen. Auch die sog. ökonomische Geschichtsauffassung setzt keineswegs die ökonomische Wohlfahrt als höchsten Wert menschlichen Daseins an; in den Wertfragen bleibt Karl Marx zeitlebens ein Schüler Hegels und glaubt, daß die Arbeiterbewegung einen ‚Sprung in die Freiheit' bedeute und ein Zeitalter gerade der dauernden Herrschaft der geistig vernünftigen Kräfte im Menschen und eine Aufhebung des Klassenstaates entbinden werde. Als kausale Theorie aber ist diese Auffassung nicht einfach falsch, sondern falsch ist sie nur als generelle Theorie der menschlichen Geschichte überhaupt; für dasjenige Zeitalter der westeuropäischen Geschichte, das unter der vorwiegenden Herrschaft der Regel steht, daß erst Reichtum zur Macht, nicht wie vordem Macht zum Reichtum führe, ist sie in gewissem Sinne sogar richtig. Falsch bleibt nur auch für dieses Zeitalter die Behauptung, daß auch der jeweilige Grundgehalt des sog. „geistigen Überbaues' der wirtschaftlichen Produktionsbedingungen, also der Inhalt der Rechtsbildungen, der Verfassungen, der Künste usw. — durch diese Bedingungen eindeutig bestimmt werde. Niemals wird man den Kölner Dom, seinen Stil oder gar seinen einzigartigen individuellen künstlerischen Gehalt aus irgendwelchen ökonomischen Bedingungen begreifen können. Aber die jedesmalige Verwirklichung und die öffentliche Geltung dessen, was in den Potenzen der Volksgeister, der sonstigen geistigen Gruppenanlagen und der bedeutenden Menschen gelegen war, und der Ausschluß dessen von der geschichtlichen Verwirklichung, was gleichfalls in diesen Potenzen lag und vom Standpunkte des kulturbildenden Geistes aus gesehen ebenso gut hätte werden können, wird während des Verlaufes dieses Zeitalters in der Tat von der Lage bestimmt, welche Völker, Gruppen, Menschen im Stufen-

bau der ökonomischen Produktions- und Besitzverhältnisse einnehmen. Auch Rathenaus Urteil über die politisch-praktischen Leistungen der sozialistischen Arbeiterbewegung können wir nicht ganz teilen. Rathenau sagt, sie habe überall die ‚reaktionären Mächte' gestärkt; die Furcht, die sie einflößte, habe das liberale Bürgertum zu steigender Anlehnung an die ‚feudalen Reste' gezwungen und so den edlen Liberalismus verdorben. Wir sehen die Schuld des klaffenden Klassenspaltes, der Klassenkämpfe und des Klassenhasses, die so lange unser öffentliches Leben vergifteten, in etwas anderem: darin, daß der Sozialismus theoretisch wie praktisch noch zu viele Grundelemente der liberalen Weltanschauung und Politik zu sich herübernahm (so Marx z. B. den atomistischen Individualismus der Ideen von 1789, den Republikanismus und Internationalismus, die religionsfeindliche Gesinnung) und zweitens darin, daß die konservativen Mächte ihrerseits sich viel zu sehr in die Arme der großen Kapitalgewalten zwingen ließen. Durch Verschwägerung, finanzielle und soziale steigende Abhängigkeiten ergaben sie sich in Lebensformen, Sitten, Denkweisen dem Geiste des führenden Bürgertums hin und stellten andererseits, das innere Recht der Arbeiterbewegung viel zu wenig begreifend, eine ihrer ältesten Leitideen — die Idee der gerechten organischen Standesordnung der Gesellschaft — gegenüber der Arbeiterklasse zurück. Schließlich wurden sie selber mehr und mehr zu einer nur in wirtschaftlichen Interressen fundierten Klassenpartei und bestätigten so praktisch die theoretisch verworfene ökonomische Geschichtsauffassung an sich selber. Und trotzdem blieben die positiven Leistungen der sozialistischen Arbeiterbewegung — die größte war ihr gewissenschärfendes Dasein schlechthin — von imponierender Größe. Es ist hier nicht der Ort, diese Leistungen aufzuzählen. Mag sie dort und da durch ihren Radikalismus ein sonst wohltätiges sozialpolitisches Gesetz zu Fall gebracht haben — sie hat durch die selbständig unternommene innere Organisation der Arbeiterschaft, ohne die wir auch diesen Krieg nicht hätten führen können, dies tausendfach wettgemacht; sie hat in einem Zeitalter des einseitigsten ökonomischen Scheinnationalismus des Großbürgertums das Banner des echten Kulturnationalismus aufrechterhalten; und sie hatte mit dem prinzipiellen Gedanken, daß man durch ein bißchen Sozialpolitik die Schäden der Gesellschaft nicht heilen könne, durchaus recht.

Aber diese — nach unserer Meinung — falsche politische Grundeinstellung des Buches soll den Leser nicht abhalten, Rathenaus einzelne Vorschläge genau zu erwägen. Viele von ihnen lassen sich auch in ein anderes politisches Weltbild aufnehmen. Aus seinen wirtschaftlichen Anregungen sind besonders des Nachdenkens wert das Kapitel über den Luxus, die Ausführungen über den ‚materiell unbeschränkten Staat' und die ‚Gemeinwirtschaft', über die Monopole, über die Gestaltung des Erbrechts und — ganz besonders — über die ‚Entpersönlichung des Besitzes' durch die zu einem autonomen Rechtssubjekt gewordene selbständige Unternehmung.

Vortrefflich sind die Ausführungen gegen den Satz: ‚Luxus nützt und

bringt Geld unter die Leute,' der in einer Zeit, da die Wirtschaft längst nicht mehr der Anregung durch den Luxus bedarf, reiner Unsinn geworden ist. Jeder Verbrauch, der ein weniger dringliches Bedürfnis befriedigt, während ein dringlicheres ungestillt bleibt, entnimmt der **begrenzten** Arbeitsmenge der Welt ein Quantum unproduktiver Arbeit. ‚Bedenkt man, daß jede eingeführte Perlenschnur dem Meliorationsaufwand eines Gutsbesitzers entspricht oder uns für den Ertrag eines Bauernhofes dem Auslande zinsbar macht, daß jedes Tausend eingeführter Champagnerflaschen die Kosten der Ausbildung eines Gelehrten und Technikers verschlingt, daß der Aufwand unserer Einfuhr an Seide, Putzfedern, Duftstoffen und anderem Kram ausreichen würde, um alle Not und Entbehrungen im Lande zu stillen, daß unser spezifischer Mehrverbrauch an Spirituosen im Vergleich mit Amerika den Lasten unserer Kriegsanleihe gleichkommt,'(!) so wird man unsere Scheu vor künftigen Luxuszöllen und -steuern (auch Jahressteuern, z. B. für Juwelen) nicht begreifen. Der ‚irrsinnige' Warenhunger unserer Großstädte (besonders ihres weiblichen Elementes), die sinnlose Arbeitsverschwendung in Zigarren-, Papiergeschäften, im Commis-voyageurwesen werden sehr plastisch charakterisiert. Ein zweiter Vorschlag Rathenaus heißt: ‚Im Staate soll nur Einer ungemessen reich sein, der Staat selbst.' Also weitgehende ‚Gemeinwirtschaft', großzügige Sozialpolitik, Aufhebung der sehr lehrreich entwickelten verschiedenen Arten von Monopolen und weitgehende Beschränkung des Erbrechts. Bei der Lektüre dieses Teiles der Rathenauschen Schrift wunderten wir uns nur über eines: über das fast unbegrenzte Vertrauen, das Rathenau in die Leiter dieses fast allmächtigen Staatswesens setzt. Die Geistesarbeiter z. B., die wirtschaftlich unproduktiv oder nur sehr mittelbar produktiv sind, sollen von diesem überreichen, mit vollen Händen austeilenden Staat in den Stand gesetzt werden, ohne jede materielle Sorge zu arbeiten. Denn aller materielle Unterbau soll ja der ‚Seele' dienen, und Aufwände für Kirche, Kunst, Philosophie, Wissenschaft usw. sind nicht ‚Luxus', nicht einmal ‚Verbrauchsaufwand', sondern ‚endgültige Erfüllung und Bestimmung'. Aber — werden die Gesinnungen und die Bildungsformen, die zur Leitung **dieses** technisch überkomplizierten Staates geeignet machen, auch die Träger dieses aus seiner romantischen Metaphysik geborenen Rathenauschen Prinzips sein können? Ich meinerseits bezweifle es radikal. Und wer soll die Geistesarbeiter auswählen, die also der Sorge für ihren Lebenshaushalt durch den Staat überhoben werden? Wo gäbe es Maßstäbe dafür? Mir erscheint hier nur das entsetzliche Gespenst einer abgestempelten und konventionellen Staatskultur, Staatsreligion usw., einer furchtbaren Stellen- und Rentenjägerei, des schwersten Gewissenszwanges und eines Versinkens aller selbständigen, individual-**persönlichen** Geister in der Tiefe der Masse. Rathenau überlastet den Staat; er unterschätzt die Sünde im Menschenleben ganz allgemein und er überschätzt die Kraft des menschlichen Willens. Er betrachtet den Staat nicht wie eine Schöpfung, gemischt aus Vorsehung, Schicksal und Menschenwillen.

Er sieht den Staat wie ein nur quantitiv erweitertes Großunternehmen an, das man nach dem einheitlichen Plane seiner Teilhaber aufbaut und verändert. Das Bild des Unternehmens kehrt immer wieder. Hier spielt der Ingenieur und Unternehmer dem Romantiker Rathenau wieder einen Possen.

Sehr anregend sind Rathenaus Ausführungen über die Volkskräfte, die durch das noch herrschende, schon vor dem Krieg ja stark eingeschränkte Erbrecht unproduktiv werden. ‚Aus der Epoche der feudalen Erblichkeit löste sich unmerklich die Epoche des Kapitalismus, und ohne Prüfung der Sache und des Gewissens fiel ihr kraft Überlieferung und mangels anderer Analogie von selbst der unzerstörbare Charakter der Erblichkeit in den Schoß. Die Wesensgründe waren verblaßt; während erblicher Adel Rechte und Pflichten umfaßte, Schutz und Dienste von Geschlecht zu Geschlecht verlangte und gewährte, bot erblicher Reichtum nur Rechte, nur Macht und Genuß und erwiderte nichts.‘ Ein zweifellos sehr des Nachdenkens würdiger Satz! Rathenau scheint mir dabei nur zu übersehen, daß innerhalb des Feudalismus der Wille des individuellen Erblassers weit beschränkter war als später, nachdem das römische Recht eingeführt war, daß insbesondere das Gut und der Besitz des Untereigentümers in mannigfachster Form an den Obereigentümer zurückfiel. Aber soviel ist gewiß, daß unser herrschendes Erbrecht eine Sondierung der erbwerten Eigentümer und Besitztümer nach der Art der selbst wieder (wahrscheinlich) vererbbaren und tradierbaren Kräfte der Erwerbung, Erhaltung und Verwaltung der Güterarten nur in geringem Maße kennt und daß unrichtige analogische Übertragung der Gesetze von erbwerten auf nichterbwerte Güter im Werden unseres modernen Erbrechts eine große Rolle gespielt hat. Auch Rathenau führt — über beiläufige Bemerkungen hinaus — diese Sonderung nicht durch. Es war sicher auch in diesem Buche nicht seine Aufgabe. Die Bedeutung der über die Generationen hinwegreichenden Kontinuität, die — innerhalb gewisser Besitzarten — wenigstens die Besitzverhältnisse für den Aufbau einer ruhig und stetig wachsenden Geisteskultur, für die Bildung fester und dauernder Richtungen des Staatslebens und der Staatsgesinnung haben, sodann die noch wenig erkannten Beziehungen der Untrennbarkeit zwischen der Tradition von Geistes- und Gesinnungsarten mit der Art der vererbbaren Besitztümer, ferner die Stärke des Antriebes der Vererbbarkeit des Erworbenen für die produzierenden Kräfte, vor allem aber die Beruhigung, die der ruhelose Drang des Individuums durch seine Eingeschlossenheit in einem Stande findet (der ohne Erbrecht undenkbar ist), — dies und noch vieles andere scheint mir Rathenau ganz erheblich zu unterschätzen. Rathenau sieht eben nicht — wie wir es tun — in einer Gliederung der gegenwärtig noch wesentlich klassenmäßig und nur noch in Resten standesmäßig aufgebauten Gesellschaft in einer neuen, reineren und reicheren Standesordnung sein Leitideal, sondern er sieht es im Gegenteil in einer radikalen und vollständigen Auflösung auch noch der letzten Spuren der Standesordnung, in einem steten Auf und Ab der Menschen,

der Kräfte innerhalb des Stufenbaues des sozialen Daseins. Oberhalb einer mäßigen Vermögenseinheit soll nach seinem Vorschlag aller Nachlaß dem einzig ‚Reichen', dem Staate zufallen; nur der Landbau soll — wesentlich als bäuerliche Klein- und Mittelwirtschaft — aus technischen Gründen vor der neuen Enterbungsgesetzgebung stärker geschont werden; die Latifundien sollen aufgelöst werden, da sich der Vorsprung des Großbetriebes auch durch Assoziation erreichen lasse; aller Erbanfall außer dem engsten Familienkreise soll beseitigt und der noch bleibende hoch besteuert werden.

Der originellste und zukunftsreichste unter den Rathenauschen Gedanken über den ‚Weg der Wirtschaft' ist aber der Gedanke von der ‚Entpersönlichung des Besitzes' und von der Versachlichung des ‚Unternehmens', des ‚Geschäfts', der ‚Firmen'. Die ökonomische Entwicklung hat es mit sich gebracht, daß die Unternehmung eine Art Selbständigkeit gegen ihre jeweiligen Eigentümer schon jetzt gewonnen hat. Der ökonomische Lebensprozeß rückt zusehends mehr und mehr in die Beamten- und Angestelltenhierarchie hinein, die das Unternehmen faktisch leitet. Das souveräne Recht der Eigentümer, über sein Schicksal zu bestimmen, wird mehr oder weniger illusorisch; z. B. da, wo die Aktionäre die Wahrnehmung ihrer Rechte Banken überlassen, die als Treuhänder unmittelbar an der Verwaltung des Unternehmens mitwirken. ‚Schon heute ist der paradoxe (durch unser Gesetz noch eingeschränkte) Fall denkbar, daß das Unternehmen sein eigener Eigentümer wird, indem es aus seinen Erträgen die Anteile der Besitzer zurückkauft.' Der Endpunkt dieser Entwicklung aber wäre jene volle Objektivierung des Unternehmens, ‚da es sich in ein autonomes Gebilde nach Art einer Stiftung oder besser nach Art eines Staatswesens verwandelt'. Auch Aufteilung des Besitzes an die Beamten und Angestellten wäre neben Rückkauf der Anteile eine Art des Übergangs zur ‚autonomen Unternehmung'. Professor Abbé in Jena hat ja Ähnliches in seiner Karl-Zeißstiftung durch Gewinnbeteiligung der Arbeiter und Beamten verwirklicht. Dieser objektiven Entwicklung entspräche — so meint nun Rathenau — eine neue subjektive Seelenverfassung des großen Unternehmers schon jetzt immer mehr. Die ‚Firma', ‚das' Unternehmen führt längst eigene Rechnung, schließt Verträge und Bündnisse und dies ganz jenseits der privaten Zwecke, des privaten Familienverbrauchs des Unternehmers und seiner Rechnung. Ein tüchtiger Geschäftsmann wird diesen Verbrauch weit mehr zu Gunsten der Prosperität, der Ausdehnung, des Wachstums des Unternehmens beschränken, als daß er umgekehrt dieses Wachstum als Quelle seines Verbrauches oder des Verbrauches seiner Kinder ansähe. So entstehe ein neues Verantwortlichkeitsgefühl, eine Art Beamtenidealismus bei den Leitern unseres Wirtschaftslebens, der sich vom Beamtenidealismus im Staatsbetriebe in nichts unterschiede. So lagere sich also zwischen Staatsverwaltung und Privatgeschäft allmählich das ‚Zwischenvolk der autonomen Unternehmungen'. Der wirtschaftliche Wille, soweit er produktiv wirkt, erhält in ihnen Bestand, soweit er materielle Güter anhäuft, stirbt er ab. ‚Dieser objektiv und unpersönlich gewordene

Besitz wird vermutlich in künftigen Jahrhunderten die hauptsächlichste Daseinsform aller dauernden Güter bilden; ihnen gegenüber werden die Verbrauchsgüter als Privateigentum, die gemeinnützigen Güter als Staatsgüter ihre Stellung wahren; den Betriebsmonopolen dienen die Formen gemischtwirtschaftlicher Unternehmung.'

Das ist ohne Zweifel der tiefste ökonomische Gedanke, den das Buch enthält. Er eröffnet in der Tat eine neue Perspektive. Ich möchte, ehe er voll verstanden ist, keine Kritik an ihm üben. —

Im ‚Weg der Sitte' sucht nun Rathenau die Neubildung der ethischen und der psychologischen Mächte zu zeichnen, die dieser Wandlung der objektiven materiellen Machtverhältnisse entsprechen und ohne die auch die erste nicht möglich wäre. Denn Rathenau ist der sokratischen Meinung, daß nur ein ‚neuer Geist', ein ‚neues Herz' auch zu neuen Instituten und Verhältnissen führen könne, — nicht, wie die Sozialisten sagen, jene zu diesen. Das Kapitel über die Sitte enthält eine Fülle echter Lebensweisheit und ist ein überaus erfrischender moralischer Appell an die Zeit. Seine Charakteristik des germanischen Ethos als Mut- und Wahrhaftigkeitsethos, das nur ‚beiläufig' die ‚orientalische Schätzung der Barmherzigkeit und Klugheit' gelten lasse, ist mir für die verwickelte Bildung des deutschen Ethos durch die mannigfachsten historischen Mächte zu primitiv. Die moralische Kritik des Zeitalters aber ist im ganzen vortrefflich und erinnert in manchen Zügen an J. G. Fichtes ‚Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters'. Sammelwut, Warenhunger, Trägheit, Sinnlichkeit, Eitelkeit, Neugier, Kritiklust, Verkleinerungssucht, Geldgier, Herrschsucht, niedrige Lebensangst, Furcht, maßloses Sicherheitsbedürfnis und fast vollständiges Fehlen des wahren Sinnes für die Gegenseitigkeit aller moralischen Phänomene waren die Triebräder, welche die ‚Mechanisierung' in Deutschland vor allem in Atem hielten. Nur die Torheit kann glauben, daß das bloße Einigungserlebnis des Krieges — ohne hinzukommende Entbindung neuer positiver sittlicher Mächte — daran irgend etwas ändert. Allzu scharf und wohl allzu sehr von Berliner Eindrücken aus orientiert ist dabei sein Urteil über das ‚verworfene Frauenleben', ‚das an der Spitze der mechanischen Stufenleiter geduldet und verherrlicht wird'. Für Berlin bleibt doch das meiste, was Rathenau sagt, richtig, und wir sollten wirklich aufhören, die ‚Höhe und Reinheit' unserer Geschlechtsmoral den anderen Völkern entgegenzuhalten. Schärfste Worte findet Rathenau für den in den jüngsten Moden sich ausdrückenden Dirnensinn, für ‚die unerquicklichste Erscheinung unserer Zivilisation', das ‚Luxusweib', wie es aus einer rasch bereicherten Gesellschaft als ‚Zerrbild der repräsentierenden adeligen Frau' von einst hervorging. ‚Der furchtbare Verfall der gewerblichen Künste seit 50 Jahren fällt weit weniger der Maschine als der kaufenden Frau zur Schuld.' Auch Kunst, Kritik, Theater, Konzert, Literaturgeschmack mußten ‚den gleichen Weg des Verderbens' beschreiten, seitdem dieser Frauentypus sich ihrer zur Ausfüllung seiner Zeit bedient. ‚Durch die Mechanisierung des Lebens hat der

Mann die Gefährtin aus der schützenden Hausstatt gerissen, in Welt und Wirtschaft getrieben, ihr den Schlüssel entwunden und den Geldbeutel in die Hand gedrückt; er hat ihr die Wahl gelassen zwischen Rechnerei, Koketterie, äußerer Arbeit und vereinsamtem Leben' — schlagend richtige Worte für große Frauenschichten unserer Zeit. Mehr als sehr allgemeine moralische Ermahnungen vermag Rathenau freilich hier nicht als Gegenmittel für das Übel zu bieten.

Aber so trefflich diese und andere Moralkritik des Zeitalters ist, — ich sehe nicht, wie und auf Grundlage welcher Tatsachen Rathenau seine so großen Hoffnungen auf eine Umkehr begründet. Bloße Moralpredigt — auch in edelste Form gegossen — wird nicht frommen. Der heutige Mensch hört und genießt nur die Form, fühlt aber nicht die Nötigung, sein Leben zu wandeln. Persönliche Vorbilder, die ,Gemeinden', ,Kreise', ,Sekten' um sich scharen, von denen langsam neues Leben sich verbreiten könnte, sind schon heute weit wirksamer als Ermahnungen, — sanken aber bisher sofort wieder in die Masse dessen unter, das sie formen wollten, wenn sie den anfänglich meist luftdichten Abschluß von der Öffentlichkeit aufgaben. Auch Rathenau sieht sich bange um. Er scheint mit einem kurzen Blick den Katholizismus zu streifen (S. 207—209), spricht dann resoluter über den Protestantismus und über die moderne Philosophie. ,Die Obmacht einheitlichen Menschenwillens und sittlicher Gewißheit über die Widerstrebung materieller Gegebenheit bestand so lange, als geoffenbarte Religion jeden Schritt des Gemeinschaftslebens bestimmte.' Aber: ,Die Herrschaft offenbarter Religion setzt voraus ein Volk, das den Höllenweg des Intellekts noch nicht durchschritten hat; sie setzt voraus beständige Erneuerung der Zeichen und Wunder, die den ursprünglich transzendenten Inhalt lebendig erhalten.' ,Nicht Priesteredikte und Kirchenversammlungen erneuern die herrschende religiöse Einheit, sondern Propheten.'

Ich möchte dem ersten Gedanken entgegensetzen: Nicht die herzlichtreue Bewahrung und immer neue Verlebendigung einer geoffenbarten Religion, sondern gerade das, was Rathenau im Grunde will, daß nämlich jeder von sich aus — mit einigen Freunden etwa — einen besonderen Weg zum Transzendenten suche, würde ein Volkstum voraussetzen, das ,den Höllenweg des Intellekts noch nicht durchschritten hat'. Auch Rathenau wendet den Entwicklungs- und Fortschrittsbegriff kritiklos auf alle geistigen Inhalte unterschiedslos und gleichmäßig an. Aber woher weiß er, daß es nicht so etwas gäbe wie eine Art providentieller welthistorischer Verteilung der Zufuhr des dem Menschen notwendigen Wissens und Erlebens überhaupt — eine Verteilung der geistigen Kräfte schon vor Aufnahme verschiedengearteten Wissens und Erlebens, auf die großen Weltalter, auf relative Jugend und relatives Alter der Menschheit? Eine Verteilung solcher Art, daß in der Zeitordnung dieser Zufuhr dem Menschen die Kräfte für das notwendigste Wissen, für das Wissen über seine absolute Bestimmung je vor den Kräften für das andere, je relativere Wissen zugehen, d. h. für das

Wissen, das ihn ermächtigt, die Natur und die Gesellschaft seinem Willen zu unterwerfen? Zwei Gründe scheinen mir dies sogar a priori wahrscheinlich zu machen. Ein Grund, der herfließt aus der Entwicklungsgeschichte des Geistes, und ein Grund, der herfließt aus der Güte Gottes. Auch die Menschheit altert. Altern heißt steigende Differenzierung, auf geistigem Gebiet steigende Zwangsläufigkeit und steigende Intellektualisierung. Unendliche Fortschritte von Zivilisation und Kultur bringt dieser Vorgang mit sich; selbst die Möglichkeit je rascheren Fortschritts über gegebene Phasen hinaus wächst in diesem Prozesse auf gewissen Wertgebieten — nicht also bloß die Kumulation der Sachwerte und Güter durch Tradition. Aber vielleicht sind es gerade diejenigen geistigen Erkenntnis- und Erlebnisorgane, die uns absolutes und transzendentes Dasein allein erschließen können, die in diesem Prozesse der Differenzierung mehr abnehmen als zunehmen, so daß darum auch die reinsten Träger dieser Organe sich vermindern, — diejenigen, die Rathenau etwas einseitig ‚Propheten' nennt. Unmittelbare Berührung der Seele mit dem Göttlichen — wie immer es eine bestimmte positive Religion vorstellt — setzt voraus: lebendige Ganzheit der Person in allen ihren Aktbetätigungen, demütig-liebevolle Hingabe dieses Personkernes an die unsichtbare Macht, setzt voraus Vorherrschaft der Intuitions- und der Gemütsmächte im Prozesse des Denkens, solidarisches Gemeinschaftsbewußtsein der Menschen untereinander im Glauben und Denken.' Sind das nicht dieselben Arten von Eigenschaften des Geistes, die eben derselbe Prozeß der Differenzierung und des Alterns notwendig zurückdrängt, der auf der Seite der relativen Erkenntnisse und Werte die Fähigkeiten und Kräfte zum Fortschritt wachsen läßt? Und der andere Grund! Ich gestehe, keiner vorgegebenen Idee von Gott das Prädikat der Güte mit gutem Gewissen zuschreiben zu können, der die Kraft zum Notwendigsten für den Menschen, die Kraft, Ihn selbst erkennen und lieben zu dürfen, sei es an je ferne, ‚fortgeschrittene' Zeiten, sei es an eine Aristokratie von Gebildeten im gleichzeitigen Sein der Menschen geknüpft hätte. Mag es das immer gesteigerte Wissen um relative Dinge sein, zu dem Gott die Kräfte und Werdensbedingungen an das zunehmende Alter der Menschheit knüpfte, — das allein ‚mediatisiert' (mit L. v. Ranke gesprochen) die je folgende Generation noch nicht zu Gunsten der kommenden. Denn sie besitzt noch ihren ‚unmittelbaren Bezug zu Gott' (Ranke). Das Göttliche wird nicht ‚erarbeitet'; es ist seiner würdig, sich zu geben — uns Menschen sich zu geben, nicht nach einer Ordnung ‚genetischen Fortschrittes', sondern gemäß nie wiederkehrender Konstellationen der Menschengeschichte und der in diesen Konstellationen stehenden gottinnigen Menschen. Dies antworte ich Rathenau als Philosoph, nicht als Gläubiger einer positiven Religion. ‚Erneuerung von Zeichen und Wundern' sei weiter notwendig. Aber besitzt nicht die Kirche das, was die Berührung mit dem Transzendenten immerfort lebendig erhält? Besitzt sie es nicht in ihren Sakramenten, voran in demjenigen der hl. Messe?

Über den Protestantismus urteilt Rathenau: Er ‚schuf ein religiöses

Gebilde, das zwar den Blick auf die ursprüngliche Transzendenz des Evangeliums offenhielt, das jedoch zur allbeherrschenden Geistesmacht nicht werden konnte, weil es schismatisch war, weil es nicht auf Prophetie beruhte, weil es das forschende Denken frei ließ und vom ersten Tage an hinter der politischen Macht, der es sein Dasein schuldete, zurücktrat'. ‚Der Hofprediger durfte den Weg des Propheten und Märtyrers nicht schreiten.' — Den Grundirrtum unserer Epoche findet aber Rathenau in der Überzeugung, es vermöchte die Wissenschaft Sein und Ziel des Menschenlebens überhaupt zu bestimmen, anstatt das, was er den ‚schauenden Blick', ‚die seelische Einsicht', als Menschentypus aber den ‚Propheten' nennt. Für die ‚positive' kausale erklärende oder begründende Wissenschaft hat Rathenau in diesem Urteil zweifellos recht. Aber er dekapitiert zuerst die Vernunft, um seinen Satz zu gewinnen. Denn die Vernunft ist größer wie die ‚Wissenschaft' in diesem Sinne. Es gibt auch evident *schauende* Vernunft.

Wichtiger als das Sittenkapitel, das mehr als Symptom weitverbreiteter geistig-moralischer Zustände als im Sinne eines Endgültigen unser Interesse verdient, ist das, was Rathenau über eine politische Neuordnung der Dinge zu sagen hat.

Betrachtet man das Kapitel jetzt vom Standort der kaiserlichen Osterbotschaft und der mächtigen Anstrengungen, die man ‚Neuorientierung' nennt, so mutet es wie ein vertieftes *Programm* dieser Neuorientierung an. Es hat dabei den Vorzug, daß es weniger an der entsetzlichen innerpolitischen Ideenlosigkeit leidet, die sich zurzeit mehr wie auffällig in der fast hypnotischen Macht bekundet, welche die Frage der Neuordnung des preußischen Wahlrechts auf die Gemüter und Gedanken der Nation ausübt. Denn so wichtig diese Frage sein mag; wirklicher Sinn und wirkliche Bedeutung käme ihr nur zu als einem Gliede eines weit umfassenderen Planes politischer Neuordnung und solcher Zukunftsperspektiven, die durch den Weltkrieg erst eröffnet worden sind. Weitaus das Meiste der gegenwärtigen Hin- und Herargumente von rechts und links erhebt sich aber bisher nicht wesentlich über das, was *vor* dem Kriege über die Sache geschrieben und gesagt worden ist oder doch werden konnte. Immer noch insbesondere ist es z. B. die gemeinsame Voraussetzung der politischen Hauptgegnerschaften, daß Preußen ungefähr genau dieselbe Rechts- und Machtstellung im Reiche behalten werde und behalten solle, die es vorher innegehabt hat. Die neue Linke macht eben diese präponderierende Stellung zum Hauptargument dafür, daß es darum das Reichstagswahlrecht erhalten und dem Reich sich angleichen müsse, wogegen die Rechte darauf besteht, daß die Grundlagen, auf denen Preußen diese seine Macht im Laufe der Geschichte gewann, hierdurch zerstört würden. Nimmt man nun diese meist stillschweigende *Voraussetzung beider* Teile an, so scheint auch mir eine Umbildung des preußischen Wahlrechts im Sinne einer Angleichung an das Reichstagswahlrecht, dazu ein wachsender, von den Finanzproblemen

ausgehender Reichs**unitarismus** und ein in diesem Falle kaum auf die Dauer vermeidbarer Eintritt eines mehr oder weniger parlamentarischen Regierungssystems **unausweichlich** zu sein. Denn im selben Maße, als die Reichsbildung vor dem Kriege als ein ‚verlängertes Preußen' aufgefaßt wurde, muß dann nach dem Kriege Preußen ein ‚Reich im Kleinen' darzustellen immer mehr tendieren. Es ist **nicht** möglich, daß Preußen — schon vermöge der bisherigen Stellung des preußischen Ministeriums in bezug auf Reichsangelegenheiten durch die Personalunion des preußischen Ministerpräsidenten, des Primus inter pares im preußischen Ministerium, mit dem Reichskanzleramt — seinen alten Preußengeist und die ihm entsprechenden Institutionen und Verwaltungsmaximen auch nur grundsätzlich bewahre, wenn es gleichzeitig außer der Sorge für seine eigenen Angelegenheiten in dem diesem Geiste völlig entgegengesetzten **Reichsgebilde** die **gleiche** maßgebliche und vorbildliche Rolle spielen soll, die es bisher gespielt hat. Darin hat die Linke recht. Der innere Bruch, der im bisherigen Zustande in das ganze deutsche politische Leben getragen wird, ist auf die Dauer absolut unerträglich. Auch darin hat die Linke sicher nicht unrecht. Aber diese genannte Voraussetzung ist nicht selbstverständlich. Würden die besten preußischen Konservativen heute gefragt, was sie vorziehen: eine Erhaltung der herkömmlichen preußischen Vormachtstellung, aber begleitet von einer steigenden Angleichung der altpreußischen Institutionen an das demokratische Reich, oder eine teilweise Preisgabe dieser Vormachtstellung und eine Erhaltung wenigstens des Geistes der preußischen Institutionen, ja vielleicht eine antiplutokratische Renaissance Preußens im **alt**preußischen Sinne, — so bin ich fest überzeugt, daß sie das **letztere** wählen würden. Würden sie es nicht, so würde sie der Zug der Zeit mit Sicherheit hinwegschwemmen. Anderseits würden ihnen, wenn sie eine entschiedene, klare, öffentliche Stellungnahme in der Richtung des zweiten Teiles dieser Alternative in allen hier wesentlichen Fragen nehmen würden, wenn sie insbesondere über die schärfere verfassungsrechtliche Scheidung der preußischen Rechts- und Machtbefugnisse von denen des Reiches im Innern des Reichs hinausgehend, an der Herstellung des weiteren mitteleuropäischen Bundesrahmens tätig mitwirkten — eines Rahmens, in dem **allein** Preußen bei seiner faktischen industriellen und finanziellen Macht so weit zurücktreten **kann**, als es für seine innere Genesung in der Richtung des Altpreußischen notwendig ist und in dem allein es die Ruhe zu dieser Reform finden, so würden ihnen — sage ich — ganz neue Hilfskräfte von seiten anderer, außerpreußischer und nichtkonservativer Volksteile und Parteien zuwachsen, mit denen gemeinsam sie das ganze Problem der Neuorientierung auf eine ganz neue Stufe heben könnten. Alle Kreise, die einem öden, steigenden Unitarismus **widerstreben** — mit allen seinen unausweichlichen Begleiterscheinungen kultureller Niveauerniedrigung —, mit Begleiterscheinungen, die schließlich auch vor der ausschließlichen Kommando-

gewalt des Kaisers und dadurch dann auch des Königs von Preußen auf die Dauer nach meiner Ansicht nicht halt machen können, alle zugleich, die es nur schmerzlich beklagen würden, wenn dieser Krieg mit der Preisgabe derjenigen deutschen Institutionen endete, um deren Erhaltung willen wir in den Krieg gezogen und um deren Vernichtung willen die Entente diesen Krieg gegen uns entfachte; — alle, die in solchem Falle auch unter Voraussetzung eines militärischen Siegs der Mittelmächte eine moralisch-politische Niederlage Deutschlands gegenüber der westlichen Form der Demokratie und des Parlamentarismus konstatieren müßten; — alle partikularischen Kultur- und Geistesmächte in den Grenzen ihres wohlbewährten Rechtes; alle, die eine Entfaltung der Fülle von Nation- und Stammesanlagen der mitteleuropäischen Welt besonders in der Richtung auf Menschenform, Menschenbildung, kultureller und religiös-kirchlicher Selbständigkeit in höherem Maße herbeiwünschen, als es die gefährliche Durchwachsung der kulturellen, religiösen mit den wirtschaftlich-realpolitischen Mächten vor dem Kriege möglich erscheinen ließ; — alle volkstümliche auf Gliederung bedachte Demokratie im Gegensatz zu der addierenden Demokratie der Massen würden auf diesem neuen Boden der Verhandlung in begrenztem Maße mit den preußisch-konservativen Bestrebungen sogar zusammenwirken können. Freilich bis zur Stunde ist dies noch radikal unmöglich. Denn bis zur Stunde kann die Linke mit vollem Rechte den Satz geltend machen, daß die Wahlrechtsfrage keine innerpreußische, sondern eine Reichsfrage sei. — Kehren wir nach dieser Digression, die uns in diesem Zusammenhang zweckmäßig schien, zu Rathenaus politischem Programm zurück. Rathenau ist auch in dem genannten Punkte erheblich anders orientiert als wir. Auch er macht stillschweigend die eben in Frage gezogene Voraussetzung. Das mag teils mit seinem Berliner Standort und Wirkungskreis, es mag auch mit seinem inneren Verhältnis zu Österreich zusammenhängen, dessen innere Haltbarkeit und Zukunftsmission wir weit höher einschätzen, als er es tut. Anderseits hat seine Gesamtstellungnahme den Vorzug, von der preußischen Wahlrechtsfrage, überhaupt von Verfassungsfragen weit weniger okkupiert zu sein als der Geist der bisherigen Diskussion der politisch ‚kommenden Dinge'. So versichert er wiederholt — oft fast zur nicht geringen Verwunderung des Lesers —, daß, ‚wenn das Gewissen des deutschen Volkes es wollte, ohne Änderung einer Zeile des geschriebenen Rechts — einschließlich des preußischen Wahlrechts — jeder Wunsch des werdenden Volksstaats erfüllt werden könnte.' (S. 295.) Ich sage zur Verwunderung des Lesers! Denn überschaut man die Wendung der Dinge als Ganzes, die Rathenau herbeiwünscht, so muß sich der Leser doch sagen, daß die Änderung nicht einer, sondern gar sehr vieler ‚Zeilen des geschriebenen Rechts' ihre unumgängliche Folge sein müßte.

In einer sehr anschaulichen Einleitung zu diesem Kapitel, in der ein leidenschaftlich brennendes und mutvolles Herz auch die schärfsten Worte deutscher Selbstkritik nicht verschmäht, schildert Rathenau seine Gefühle und

Gedanken beim Ausbruch des Krieges. Am 31. Juli 1916 blickt er aus seinem Fenster hinaus auf ‚weißblonde Felder, deren Korn eben eingebracht wird.' ‚Heute sind es zwei Jahre, daß ich von der Denkweise meines Volkes mich schmerzlich getrennt fühle, soweit sie den Krieg als ein erlösendes Ereignis wertet. Seit Jahren hatte ich die Volksdämmerung erblickt und in Wort und Schrift verkündet. Ihre Zeichen traten mir entgegen im frechen Wahnsinn der Großstadtstraßen, in der Erregung des materialisierten Lebens, im Milliardenwahn der Säkularfeier von 1813, im Hohn der geschichtlichen Epigramme von Köpenick und Zabern, vor allem in der tödlichen Indolenz unseres verantwortungsscheuen, von Geschäften umnebelten Großbürgertums.' ‚Wir haben nicht das Recht, unser Denken und Fühlen den zivilisierten Nationen aufzuzwingen; denn welche auch ihre Schwächen sein mögen, eines haben wir noch nicht errungen: den Willen zu eigener Verantwortung.' ‚Heiß und zuversichtlich glaube ich an glücklichen Ausgang; darüber hinaus fürchte ich. Denn dieser Krieg ist nicht ein Anfang, sondern ein Ende; was er hinterläßt, sind Trümmer.'

Das ist die Stimmungsnote, unter der das Folgende geschrieben ist. Die Erörterung beginnt mit einer Art kritischer Vorlesung über die deutsche politische Bildung und den sog. deutschen Freiheitsbegriff. Diese Bildung sei vorwiegend historisch und viel zu einseitig von deutschen Gelehrten her bestimmt. Die verbreitete Auffassung, daß es das im Volkscharakter wurzelnde Schicksal deutschen Wesens sei, sich in eine Unsumme ‚historisch' und ‚organisch' gewordener ‚gottgewollter Abhängigkeit' in aller öffentlichen Daseinsbestimmung und in eine rein ‚innere' Freiheit des Gemütes, Glaubens, Sehnens zerteilen zu müssen, treffe das wirkliche Volk gar nicht; es sei nur ein Ausdruck der spezifischen Lebensbedingungen des gelehrten Standes, der von sich aus diese ‚Freiheitsidee' künstlich geschaffen. So geistreich diese Bemerkung Rathenaus ist, wahr ist sie nicht. Es kann nicht von den Gelehrten allein abhängen, daß es eine erheblichere deutsche Revolution nie gab, eine Tatsache, die — wie er sagt — ‚den Mangel an politischem Verantwortungsgefühl begründet'. Und der grunddeutsche Luther z. B., der diesen Dualismus zwischen innerer Gemüts- und Glaubensfreiheit und stärksten Tendenzen zu politischer Bindung so einzigartig darstellt, daß er selbst auf seine dogmatischen Anschauungen vom Glauben und den Werken und auf die Stellung der protestantischen Kirche zum Staate bis heute nicht ohne tiefgehendsten Einfluß blieb, — war sicher nicht das Prototyp des deutschen ‚Gelehrten'. Jeder Vergleich der deutschen und der englischen Geschichte lehrt, daß die von Rathenau als ‚Gelehrtenvorurteil' bekämpfte Auffassung doch im Grunde richtig ist. Die unermeßliche Schwierigkeit, die dieser Punkt für alle in die Richtung gesteigerter Selbregierung des deutschen Volkes gehenden Vorschläge bedeutet, ist mit dieser geistvollen Bemerkung leider nicht überwunden. Preuß in seinem Buche: ‚Das deutsche Volk und die Politik' rang mit ihnen tiefer als Rathenau. Auch er hat meine Bedenken nicht zerstreut. Mag es Schicksale geben, die einen

ganzen Volkschrakter in der Tiefe umbilden; ich leugne nicht die Möglichkeit. Aber auf bloße vage Möglichkeiten kann man nichts aufbauen. Mag es richtig sein, daß der schwerwiegende Einwand der politischen Unreife, ja Unbegabtheit des deutschen Volkes und die engstens damit zusammenhängende einseitige Lokalisierung seiner Freiheitsidee und seines Freiheitswollens in die Sphäre der nur ‚inneren' geistigen und gemüthaften Welt, der Familie und des persönlichen Lebens durch die alte Erfahrung zu erschüttern sei, man lerne doch nur schwimmen dadurch, daß man ins Wasser gehe: Auf alle Fälle darf man den Lehrling nicht einfach an einer beliebig tiefen Stelle ins Wasser werfen — wenn er nicht ertrinken soll. Das heißt, man wird die Erziehung zu politischer Verantwortung auf keinen Fall durch plötzliche Aufstülpung des westlichen Parlamentarismus auf einen bisher in keiner Weise dazu vorgebildeten Volksgeist beginnen dürfen, sondern nur durch die unterstaatlichen Selbstverwaltungskörper hindurch und durch den Ausbau der immer noch zu stark klassenmäßig und nur durch Interessen geeinten, international fühlenden Gewerkschaften und analogen Verbände in die Richtung vorwiegend nach Berufen gegliederter, solidarisch fühlender und in den Staat sich einordnender Körperschaften.

Kann man Rathenau in seiner Beurteilung der deutschen Freiheitsidee nicht ganz folgen, so darf man der bejahenden Beantwortung seiner zweiten politischen ‚Vorfrage' nach dem ‚Machtbedarf des Staates' und der kurzen, aber im Kern richtigen Ableitung des modernen Nationalismus und Imperialismus, aus denen dieser Machtbedarf hervorging, im wesentlichen zustimmen. Sehr richtig sieht Rathenau vor allem, daß das gesteigerte Nationalbewußtsein überall ein Ergebnis des welthistorischen Sieges des Bürgertums ist und mit einer zunehmenden Zurückdrängung des Geistes der germanischen Institutionen in Europa, resp. dem steigenden Sieg der ‚Unterschichten' in den Peripheriestaaten Europas zusammenfällt. Zeitlich vor dem zunehmenden Siege der bürgerlichen Schicht überwiegen die Gemeinsamkeiten der Standeseinheiten, Standessitten, -traditionen, die sich über die Volkstümer hinwegspannen, erhalten durch Konnubium, Sitten- und Bildungseinheit, allüberall die volkstümlichen und nationalen Gliederungen. Erst Kaisertum und Papsttum gaben dem Ganzen wieder die höhere Einheit. Ein gewisser Legitimismus der Stände, heute nur noch beschränkt auf die Dynastieen, war die Grundform, in der Europa bis zum 13. Jahrhundert vorwiegend lebte. ‚Der Begriff der Nationalität wurde nur undeutlich, etwa im Sinne einer Sprachabgrenzung empfunden. Erst die beginnende Umschichtung schuf das städtische Bürgertum und mit ihm die nationalen Spaltungen, die sich schließlich auch auf den Glauben erstreckten.' Die napoleonischen Kriege brachten die ‚große Schule des Nationalismus'. Ihr äußerer Druck — nicht also spontane Kräfte deutschen Volkstums preßten auch aus Deutschland — dem stärksten und ältesten Ausgangspunkt aller übernationalen Verbandsformen — ein stärkeres, noch wesentlich kulturell gefärbtes nationales Bewußtsein heraus. Das war — sieht man den Vorgang ex eventu

vom Standort des künftigen ‚Deutschen Reiches' zielmäßig an — die Bildung einer Vorform dieser Reichseinheit, also insofern ein ‚Fortschritt'. Aber es war zugleich eine Niederlage des germanischen Ethos und des Geistes aller spontan aus ihm selbst gewordenen Lebens- und Daseinsformen — vielleicht die größte Niederlage, die dieser Geist je erlebte. Auch als — wie Rathenau sagt — ‚der diktatorische Sieger im Bürgerkriege und Eroberungsfeldzug' die Reichseinheit erstritt, waren es nicht primär Dynastien, Kirche, Adel, Bauern, deutscher Geist, vierter Stand (die zwei letzteren Schichten waren schon damals vom Bürgertum stark abdifferenziert), sondern es war die bürgerliche Unternehmerschicht, die diesen Vorgang von unten her vor allem getragen hat. Dies waren dieselben Schichten, die wenigstens auf dem Kontinent, diese dem germanischen Geiste fremde, seinem Wesen im letzten Grunde feindliche Entfaltung eines abgeschlossenen Nationalbewußtseins eingeleitet hatten.

Halten wir einen Augenblick ein! Rathenau — so richtig er dies alles sieht — scheint mir die Gegenrechnung zu vergessen, die Gegenrechnung der sukzessiv erfolgten Abstriche an der Kraft des Nationalbewußtseins, welche die Entwicklung des 19. Jahrhunderts nicht weniger in sich trägt und welche für jede Frage nach dem zukünftigen Schicksal der geschlossenen nationalen Bewußtseinsformen von großer Bedeutung ist. Die Regel, nach der diese Abstriche erfolgten, scheint mir diese zu sein: Je mehr sich aus dem ursprünglichen ‚dritten Stand', der zunächst nur Adel und Geistlichkeit gegen sich hatte — so daß jeder Bürger war, der nicht jenen beiden Ständen angehörte —, größere oder kleinere Schichten abspalteten, z. B. die später ‚vierter Stand' genannte Schicht der Industriearbeiter, weiter die Schicht des modernen Staatsbeamtentums und die sich in ihrer Bewußtseinslage mehr zum Adel hin fühlenden Offiziere, weiter die freien geistigen Berufe, die längst schon aufhörten, sich mit dem Kerne der ‚Bürgertums' eins zu fühlen oder gar nur sein Sprachrohr zu sein, die entweder mehr mit dem Beamtentum oder mehr mit dem vierten Stande sympathisieren, weiter die bald eigentümlich, bald mehr bürgerlich oder adelig empfindenden Bauern, weiter in der späteren Folge die Schicht der Privatangestellten; je mehr aber gleichzeitig der andere bleibende Rest des älteren ‚Bürgertums' sich in das Großbürgertum der Industriekapitäne und der hohen Finanz und das mittlere Bürgertum schied, desto mehr Abstriche erfolgten auch am geschlossenen nationalen Bewußtsein. Diese moderne Bewußtseinsform erhielt gleichsam immer mehr Konkurrenten anders orientierter Bewußtseinsformen, die sich mit den Resten der von vornherein nicht wesentlich und an erster Stelle ‚national' empfindenden vorbürgerlichen ‚Stände' zuweilen decken, zuweilen kreuzen, zuweilen kein wesentliches Bewußtseinsverhältnis zu ihnen aufweisen. Solche Konkurrenten sind z. B. der Klasseninternationalismus des Proletariats, der vor allem vom Beamtengefühl getragene Staatsgedanke — soweit er anational oder antinational oder übernational hervortritt —, der Bauernpartikularismus des Stammes- und Volksgefühls, der

Europäismus und Kosmopolitismus der freien geistigen Berufe, der Imperialismus des spezifischen Großbürgertums (der durchaus nicht als bloße ‚Erweiterung' des nationalen Machtgedankens angesehen werden darf). Aber auch der noch bleibende sozusagen reine und ursprüngliche Nationalismus erhielt in diesem Differenzüerungsprozeß des ursprünglichen ‚Bürgertums' eine Umformung. Er wurde stark klassenhaft gefärbt und bildete sich von einem vorwiegenden Kulturnationalismus in die Richtung eines ökonomischen Interessennationalismus der ‚nationalen Arbeit' um. Gerade der kulturelle Nationalismus aber, den vordem das Bürgertum getragen hatte, wurde zunehmend Sache der Arbeiterschaft, also des ‚vierten Standes'. Der ‚gebildete' Bürger las Balzac, Ibsen und Tolstoj, der Arbeiter — Schiller. Erwägt man diese Prozesse und die innere Regel, die diese Prozesse regieren, so wird man auch die Zukunftsfrage nach dem Schicksal des Nationalismus anders anzusehen sich gewöhnen müssen, als es zurzeit bei uns üblich ist und als es auch Rathenau zu tun scheint. Dieser Krieg braucht nicht eine weitere Stärkung des Nationalismus zu bedeuten, obzwar der Krieg so stark durch ihn bedingt ist. Er kann auch — ja er wird — nach meiner Überzeugung weit eher seine welthistorische Sterbeglocke sein. Nicht er, sondern die Kraft seiner ältesten und jüngsten Konkurrenten wird in der Rückschau auf diesen Krieg gewaltig wachsen, um so stärker, als der bürgerliche Mittelstand als selbständiges Unternehmertum wirtschaftlich durch ihn am gewaltigsten erschüttert wird; denn jede neue Zersetzung des ‚Bürgertums' ist auch seine Zersetzung, da sie die Zersetzung seines Ursprungs ist. Und das bedeutete nicht einen Niedergang, sondern einen Fortschritt, ja vielleicht so etwas wie ein ‚Wiedererwachen' auch des germanischen Geistes.

Nach diesen Vorfragen erörtert Rathenau sein positives politisches Ideal, den ‚Volksstaat', den er von Volksregierung unterschieden haben will. Nicht Verfassungsänderungen und Gesetze können ihn bringen, sondern allein der politische Verantwortlichkeits- und Machtwille des deutschen Volkes. Seine stärkste Hemmung sieht Rathenau in der ‚geistigen Atmosphäre von Überlieferungen, praktischen Gepflogenheiten, erblichen Anschauungen, Selbstschutz der Klassen, kooptierender Auswahl, Gesetzesbeugung, Familienbeziehungen, Reichtumsvorrechten, Begehrlichkeiten, Anmaßungen und Unterwürfigkeiten'. Diese Atmosphäre — nicht Verfassung und Gesetz — bedinge auch, daß ausgewanderte Deutsche auf die Frage, warum sie nicht zurückkehren, so häufig kurz antworten: ‚Nein, in diese Verhältnisse können wir uns nicht mehr finden.' Die am tiefsten liegende Existenzbedingung dieser Atmosphäre ist aber — wie Rathenau meint — die vermeintliche enge Interessengemeinschaft von Dynastie und Adel und dem die Adelsgesinnung nachbildenden oder nachäffenden Großkapital. Der ‚Volksstaat' aber forderte auch ein Volkskönigtum. Die feudale Schicht beherrsche Hof, Militärspitzen, Verwaltung, Diplomatie bisher geistig auch da, wo sie sich selbst nicht betätigt, sondern sich bürgerlich vertreten und imitieren läßt. Ihre

Wirksamkeit sei so — obzwar verborgen und zahlenmäßig klein — von erstaunlicher Bedeutung. Rathenau entwickelt ein fast künstlerisches Bild des menschlichen preußischen Feudaltypus — nicht ohne starke Sympathien zu ihm. Der ‚Mann' ist sich in den preußischen Kernlanden seines tiefen Unterschiedes zum ‚Herrn' wohl bewußt. ‚Er verehrt die weiße Hand und läßt sich gerne von ihrem scharfen Griff zurechtrücken; er erwidert das freundschaftlich hingeworfene Du mit der ehrfürchtigen dritten Person Pluralis, er übt bereitwillig die mit dem ganzen Körper zu leistenden Ehrenbezeigungen.' Das gemütliche seelische Verhältnis der Unterschichten zu dieser Herrenschicht ist ‚kindlicher Folgsamkeit' am meisten verwandt. Der ‚Bildsamkeit' dieser Massen ‚entspringen die beiden großen preußischen Organisationen: die Armee und die Sozialdemokratie'. Sehr richtig hebt Rathenau hervor, daß der Kreis dieser ‚Untertanengesinnung nichts weniger als germanisch ist. Sie ist slavischer Herkunft. Auch die Ressentimenthaltung dieser Schichten, die lieber verschärften Druck von den geborenen Oberen ertragen, als daß sie es gerne sehen, daß eines ihrer Mitglieder emporsteigt und sich frei macht; die Gesinnung gleicher Art, die innerhalb eines Teiles unserer sozialdemokratischen Führerschaft in verantwortungs- und machtscheuer Nur-Kritik erscheint, ist geeignet, die Herrschaft der feudalen Kaste zu stützen. Die gleiche Ursache — das feudale Regime — verstricke das Großbürgertum einseitig in materielle Erwerbs- und Fachinteressen, indem es dasselbe von politischer Betätigung zurückhält. Sein wichtigster politischer Exponent, die nationalliberale Partei, habe durch ihre Kompromisse der Herrschaft des feudal inspirierten Systems nur Dienste geleistet. ‚Ideelle Bestechlichkeit' nennt Rathenau treffend diese Haltung unseres Großbürgertums. Seine vielfältige Mimikry der adeligen Formen ist schlecht ‚im Anblick'; denn da ihr die leichte Beimengung adeliger Skepsis fehlt, so schreitet sie — wie Rathenau mit feiner Bosheit sagt — ‚etwas zu überzeugt, etwas zu mißtrauisch und etwas zu prächtig' einher.

Weniges ist bei Rathenau so gut wie die Schilderung der Art des Einflusses der feudalen Mächte in Preußen. Man empfindet hier fast seine nahe Berührung mit den faktischen Verhältnissen. Man sieht fast die Gesichter durch die Zeilen. Auch für das Thema und die wahren Gründe der Imparität der Katholiken wäre hier gewiß viel zu lernen. Der schnöde, kaum durch äußere Formen verdeckte Zweckmäßigkeitsstandpunkt, von dem aus die Ergänzung des höheren Beamtentums ‚unter der Hand' mit Hülfe des Corpswesens und Cliquentums aller Art hier nur allzu häufig vorgenommen wird, ist sehr treffend gegeißelt. Und doch vermag ich Rathenau nicht zuzustimmen, wenn er die Verantwortung für diese ‚Atmosphäre' dem Junkertum so einseitig zur Last legt. Prüft man die soziale Zusammensetzung z. B. unserer jetzt so übertrieben gescholtenen hohen Diplomatie, so findet man nur sehr wenige altadelige Namen. Der vorwaltende Typ ist der des frischgeadelten, finanzmäßigen Großbürgertums, dessen Wesen und Art in den ein wenig ermüdeten Enkeln vielleicht die Angehörigen des alten Adels,

besonders des hohen und des Hochadels in Sitten, Lebensformen, Denkformen weit stärker nach sich gestaltet, als daß es durch jene gestaltet würde. Die mannigfachste wirtschaftliche Interessendurchsetztheit unserer Außenpolitik vor dem Kriege und selbst im Kriege, ihre hierdurch bewirkte Unstetigkeit und ihr kaum faßlicher Mangel an zusammenfassender Einheit, desgleichen ihr fast ausschließlich reaktiver, abwartender, nicht aktiver Charakter scheint mir eine Hauptursache in dieser sozialen Erscheinung und Herkunft unseres höchsten Beamtentums zu haben. Die Enkel eines Großbürgertums, dem jede politische Denkübung, Schulung und Tradition trotz, ja wegen seiner ausgezeichneten, aber einseitigen ‚Fachtüchtigkeit' fehlte und bei seiner Geschichte fehlen mußte, sahen sich aus Gründen, die sie nur sehr wenig ihrer persönlichen Befähigung verdankten, nicht nur der puren Sachtüchtigkeit des Mannes aus dem Volke, sondern auch der alten Feudalschicht vielfach vorgezogen und mit Verantwortungen belastet, zu denen weder ihre ererbten Familieninstinkte noch ihre individuellen Kräfte zureichten. Der altpreußische Gesinnungskonservativismus wurde auch durch diese Schicht und durch die steigende Verbindung des alten Adels mit dieser Schicht in die Richtung eines Interessenkonservativismus stark abgelenkt. Nicht die jetzt so viel gescholtene preußische ‚Obrigkeitsregierung' überhaupt und als Prinzip, sondern ihre so ganz merkwürdige Durchsetzung mit unverantwortlichen unsichtbaren Einflüssen ganz differenter Interessenschichtungen des Unternehmertums trug vor allem bei, die von Rathenau gekennzeichnete fatale Atmosphäre zu schaffen. Nur eine Schule jahrelanger Opposition könnte diesen Konservatismus vielleicht wieder heilen von den Wunden, die ihm eine Gouvernementalität in Zeiten geschlagen hat, da er vermöge unserer einseitig industrialistischen Entwickelung seine traditionellen Vergünstigungen und Vorrechte mit wirklicher Verantwortung und seiner faktischen Macht nicht mehr ins Gleichgewicht setzen konnte. Anderseits mußten wir uns ein wenig wundern, wie Rathenau die bekannte grenzenlose Untertanengesinnung der west- und ostpreußischen Unterschicht gleichzeitig auf einen geschichtlich so konstanten Faktor wie die Rasse zurückführen kann und dann gleichwohl zu hoffen vermag, daß das Kriegserlebnis und die Not diese preußische Kernbevölkerung so weit umzugestalten vermöchten, daß sie sich aktiv politisch mittätig und verantwortlich fühlen werde. Sind — wie Rathenau so richtig sagt — jene Eigenschaften nichts weniger als ‚germanisch', so scheint mir doch aus den gegebenen Vordersätzen eher zu folgen, daß wir vermeiden müssen, daß das kernpreußische Menschenformat durch zu starke Verwebung des Reiches mit Preußen auch weiterhin für ganz Deutschland vorbildlich werde, als daß es sinnvoll sei, Preußen Einrichtungen aufzudrängen, die nur für das mittel-, süddeutsche und westdeutsche Format passend sind. Ein Reichstagswahlrecht in Preußen z. B., das die Eigenschaften voraussetzt, die Rathenau ‚germanisch' nennt — Freiheit, Herrentum, Selbstverantwortlichkeit —, wird in Preußen nur die politische Uninteressiertheit und Unreife seiner Unterschichten voll ent-

hüllen, keineswegs wird es sie ändern. Denn Verfassungsänderungen, Gesetze und Institutionen gestalten — wie Rathenau selbst sagt — die Menschengesinnung nicht um, und ganz besonders das nicht, was rassenmäßig an ihr bedingt ist.

Zum Schlusse seiner politischen Ausführungen kommt Rathenau auf die Frage zu sprechen, wie weit wir eines parlamentarischen Systems bedürfen. In seinen hier nicht immer eindeutigen Ausführungen scheinen mir Fragestellungen häufig durcheinander zu gehen, die eine schärfere Trennung verdienten. So die Frage, wie weit uns die Notlage und die sich nach dem Kriege einstellenden technischen Schwierigkeiten, z. B. der Ordnung unserer Reichsfinanzen zu diesem Systeme drängen und wieweit es als ein positives deutsches politisches Ideal anzusehen sei, sodann wieweit es nur aus dem Gesichtspunkt einer besseren und tiefer greifenden Selektion der Tüchtigen — also aus einem volks-erzieherischen Grunde wünschbar sei und wieweit es sich als ein in sich zu bejahendes verfassungsrechtliches Ideal des deutschen Volkes darstelle. Ich würde mich in Hinsicht auf alle technisch-pädagogischen Fragen in vielem mit Rathenau einverstanden erklären können, ohne mich auch in der anderen Richtung mit ihm eins zu fühlen. Ist es überhaupt ein ‚Notstaat' oder ein ‚Idealstaat', von dem Rathenau in seinem Buche spricht, — so frug schon Ernst Troeltsch sehr richtig in einer Besprechung. Nun, vielleicht entbindet die Not auch ein ‚Ideal'. Zu schaffen — dies muß man Rathenau sagen — vermag sie keins.

Nehmen wir alles zusammen: Wir müssen Rathenau für sein bedeutendes und tiefgreifendes Buch aufrichtig dankbar sein. Wir müssen uns innerlich mit seinen Ideen auseinandersetzen — und womöglich in derselben großzügigen Methode, in der er die Dinge sieht und zusammensieht. Und vielleicht gibt es heute kein Buch und keines Mannes Rede, mit denen in Fragen deutscher Zukunftsgestaltung eine tiefere Auseinandersetzung auch für Andersorientierte so fruchtbar ist als Buch und Rede Walter Rathenaus.

5.

Erst spät am Tage, während sie beim Abendbrot saßen, beunruhigten sie sich auf dem Richterhof darüber, daß Christoph nicht zurückgekehrt war. Die Bäuerin erschrak wirklich von ganzem Herzen, denn sie dachte sogleich an Veit, der ja auch um diese Zeit vermißt worden war. Sie schickte die Adelheid zum Wolkenberger, weil sie hoffte, daß sich der Bub bei seinen Geschwistern vergessen habe. Adelheid wurde streng beauftragt, bei niemand unterwegs stehen zu bleiben und keiner Seele den Grund ihrer späten Sendung zu verraten. Das Mädchen kam bald zurück und brachte den Rasso mit, der mehr erfreut als erschreckt erklärte, er könne es wohl erraten, warum der Christoph ausgeblieben sei. Dem klugen Buben sei gewiß nichts Schlimmes zugestoßen. ‚Aber es läßt sich denken, daß ihn ein Herr gesehen und den seltenen Schatz mitgenommen hat, wie ich es schon lang vorausgesehen habe. Ich hätte beinahe gesagt, der Herr von Rauhenlechsberg . . . aber Schweigen ist Gold!‘ Er lächelte geheimnisvoll und hätte noch weiter in diesem hohen Ton gesprochen, wenn er nicht durch so viele harte, unwirsche und geängstigte Gesichter geschreckt worden wäre. Der Knecht begann denn auch sofort auf Christoph, den man nie aus den Augen lassen dürfe, zu schmähen. Er fange, sobald er ohne Aufsicht sei, zu faulenzen an, starre wie ein Narr in die Wolken, die Arbeit aber bleibe liegen. Man sehe, was man bei ihm durch gute Worte erreiche. — Der Bauer wollte die peinliche Sache ins Reine bringen. Er befahl den beiden, auf der Wiese nach dem Buben Umschau zu halten. Darüber wurde der Knecht noch böser. Er fluchte auf dem ganzen Weg. Denn um diese Stunde lechzte er nach dem Abendtrunk, und außerdem war es empfindlich kalt, und bei der herrschenden Dunkelheit erschien es unmöglich, eine Spur von dem Entwichenen zu finden. Der schwache Schein der mitgebrachten Laterne beleuchtete einen Kreis von ein paar Metern um die Umhertappenden. Rasso spürte mit Eifer auf und nieder, aber der Knecht war auf einmal nicht mehr weiterzubringen. Er fror, branntweinlos wie er war, und machte ein Gesicht gleich einem Fuchs auf der Schneewehe. Rasso aber war nicht nach Hause zu bringen. Der eisige Ostwind hatte seine rosigen Träume von dem ‚Herren‘ verdorrt, aber alle Angstgeister in ihm aufgeschreckt. Er nahm dem Knecht die Laterne aus der Hand und suchte nicht nur die Wiese, sondern auch die Auen der Altwasser ab. Während der Knecht unaufhörlich schmähte, schrie er mit der gleichen

Beharrlichkeit Christophs Namen. Hundert Male sah seine wache Einbildung den Buben und vernahm seine Antwort. Aber dann war es jedesmal Trug. Seine Gedanken flogen von Möglichkeit zu Möglichkeit, von der Erde zum Himmel seiner Träume, von nüchternen Überlegungen zu kühnen Wundern — und auf einmal atmete er auf, blieb stehen, blies die Laterne aus und sagte mit ruhig zuversichtlicher Stimme zu dem frostschnatternden Begleiter: ‚Jetzt ist der Bub daheim. Er ist aber nicht heimgegangen, er ist gefahren. Einer ist bei ihm!'

Daheim aber fand er den Buben nicht, auch nicht den, von welchem er träumte. Dafür saß auf der Ofenbank ein zottiger, schwarzer Mann, dessen flinkes Augenpaar bei ihrem Eintreten flüchtig aufblitzte, sich dann aber wieder ruhig zur Erde senkte. Der Bauer schrie den Rasso an: ‚Da kannst Auskunft kriegen über dein Früchtlein!' und er zeigte auf den Zigeuner. Da wurde es hoffnungslicht in dessen gequälter Seele, und ganz freudig und sich überstürzend sagte er: ‚Du weißt von meinem Buben, du hast ihn gefunden! Wo ist denn mein Christophle?' Der Schwarze tat ganz ruhig und gemessen und sagte nur: ‚Frag den Bauer, der weiß, was ich weiß.' Jetzt schrie der Bauer: ‚Ja, soll es auch wissen. Den Zigeunern ist dein Bub nachgelaufen, ein Räuber hätt' er werden mögen! Gut, daß man weiß, was eigentlich in dem steckt! Und die da, die Zigeuner, begehren jetzt Zehrgeld und Finderlohn und was noch alles, . . . dich geht's an! Keinen Heller zahl' ich! Soll ein Räuber werden, nur zu!' Rasso war trotz allem ganz froh und selig. Weil nur der Bub am Leben war! Daß er etwas Schlechtes im Sinn gehabt, das glaubte er ja doch nicht. ‚Das wird sich schon finden, den Finderlohn zahl' ich schon,' sagte er lustig, ‚gar so viel ist der Bub ja nicht wert.' Der Bauer erkannte besser, wen er vor sich habe, und wollte dem armen Rasso, der in diesem Augenblick wohl all seine Habe an die Zigeuner verpfändet hätte, zu Hilfe kommen. Er wendete seine grimmige Miene gegen den Zigeuner und fuhr ihn an: ‚Jawohl, ihr wollt ihn gefunden haben, das kennt man schon! Stehlen habt ihr ihn wollen, und ich mein', ihr verdient das Zuchthaus statt den Finderlohn. Ich denk, wir brauchen zu unserem Handel vor allem einen vom Landgericht.' — Der Schwarze erhob sich, warf sich in eine stolze Pose und machte Gebärden, die erhaben und zugleich geheimnisvoll sein sollten: ‚Ich habe das Herz einer Taube und das Herz eines Geiers. Das Herz der Taube habt Ihr gekränkt, das Herz des Geiers schreit nach Blut, nach Seuche,

nach Pest. Es weckt Zorn und Rache bei allen, die kriechen und Gift haben, bei allen Krummschnäbligen in den Lüften und tödlich Stachligen in den Löchern und Höhlen. Ich werde eine Viehseuche rufen und den Hagel wecken.'

Der Bauer glaubte in dem Zigeuner den Viehbeschwörer des Feindes zu erkennen. Darum wurde er noch grimmer. Solange ihm der Knecht beistand, der Flüche und Verwünschungen bannen konnte, fürchtete er den Gaukler nicht. Denn seine Gestalt konnte ihm nicht bange machen. Was war er doch für ein schmales, schattenhaftes Wesen gegenüber dem strotzenden Fleisch und Blut, das neben ihm die Glieder reckte. Er winkte dem Knecht heimlich zu. Dieser verstand den Wink. Auf seine Kraft und die Finten eines gedienten Soldaten vertrauend, machte er sich bereit, über den Zigeuner herzufallen. Aber da er seine Beine wie zähe Eichenäste auseinanderspreizte und seine Fäuste ballte, schlüpfte ihm der aalglatte Gaukler wiederholt aus den zulangenden Händen, wand sich, als hätte er keine Knochen, um ihn her, und der Angreifer tappte und griff wie ein Blinder in leere Luft. Alle standen gelähmt vor Furcht, starr und hilflos. Der Bauer bekam erblassend Atemnot und sank aschfahl auf sein Kanapee nieder.

Schon im nächsten Augenblick war der Zigeuner durchs Fenster entschlüpft und schrie herein: ‚Heda, wer will wagen zu dem Landrichter zu gehen? Heda, du grober Klotz, komm heraus!' Der Hofhund hatte zuerst heftig angeschlagen, aber merkwürdigerweise verstummte er plötzlich und verkroch sich ängstlich winselnd in seiner Hütte. Rasso litt, als wäre ihm sein Bub zum zweitenmal entrissen worden, und er schrie voll Angst: ‚Guter Freund, bleibt! Ihr sollt alles ... ich zahl euch ..!' Der Possenreißer hatte inzwischen das Fenster weit geöffnet und war wie eine Katze geschmeidig und sanft in die Stube zurückgesprungen. Seine Augen leuchteten unheimlich. Er sagte: ‚20 Gulden hab ich verlangt. Ihr habt den Geizteufel, den will ich euch austreiben. So oft ihr wieder feilscht, leg' ich 5 Gulden zu, also 25 Gulden.' Rasso kannte in diesem Augenblick überhaupt nur einen Wert und Schatz auf der Welt, seinen Buben. ‚Es kommt mir', sagte er, ‚nicht auf etliche Gulden an und nicht auf eine Kuh!' Der Bauer aber hatte selbst in diesem Zustand noch soviel Überlegung, daß er sagte: ‚Hast ja keine Gulden, die Küh' sind verpfändet. Und ich — einen Dukaten leih ich dir, mehr bist du samt dem Buben nicht wert!'

Nun entspann sich ein großes Hin und Her, weil sie erst um

den Handel einig werden und dann die Art der Auslieferung bestimmen mußten. Jede Partei traute der anderen Tücken zu. Endlich wurde vereinbart, daß der Zigeuner den Buben bis zur Eberesche zu bringen habe. Dort sollte er dann seine eineinhalb Dukaten aus Rassos und des Knechtes Händen empfangen. Andere Leute durften nicht mitgenommen werden. — — — —

Inzwischen schlief Christoph ruhig und traumlos zwischen seinen muffigen Decken. Einmal wurde er durch ein heftiges Stoßen aufgerüttelt, ohne jedoch zum Bewußtsein zu gelangen. Er machte im Traum große Reisen, war bei Räubern, floh, griff an, kletterte, stieg auf Dächer und sehnte sich bei allem nach der Heimat.

Aber dieses Traumbewußtsein ging plötzlich unter wie die Furche, die eine Sternschnuppe in den Himmel ackert und die dann rasch wieder im unermeßlichen Blau zerfließt. Er fühlte unter sich einen heftigen Ruck und schrak empor, weil er das Empfinden eines schmerzlichen Zusammenstoßes hatte. Er vernahm rufende Stimmen und blinzelte ein paarmal vergeblich gegen ein scharfes Licht. Als es ihm gelang, die Augen zu öffnen, da sah er seinem Vater ins Antlitz. Es überkam ihn ein großer Schreck und eine große Freude. Er blinzelte und blinzelte und besann sich mit allen Kräften. Der Vater schwankte gleichfalls zwischen heimlicher, tief inniger Freude und dem Zorn über den ‚elendigen Bubenstreich', der ihm so unzart in seine feinen Träume gefahren war. ‚Christophle,' sagte er, und seine Stimme zitterte ein wenig, ‚so etwas hast du uns antun können; aber weil nur wieder da bist, Gott sei treulich gedankt.' Als aber draußen der Knecht fluchte und den Rasso ein altes Weib schimpfte, da nahm er schnell eine polternde Stimme an, packte den Buben bei den Ohren, schlug auf ihn ein und schrie: ‚Du, ich werd dir den Lumpen aus dem Kopf treiben. Totschlagen tu ich dich, du Entarteter, du . . .' Er schrie überlaut, damit der Knecht seine Genugtuung habe. Aber die Streiche, die der Knecht nicht sehen konnte, hielt er sorgsam auf und das Ohrenzausen war einem Liebkosen ähnlicher als einer väterlichen Züchtigung. Doch packte er, als der Knecht seinen Kopf hereinstreckte, den Buben derber an, zog ihn aus dem Wagen und warf ihn wie einen unnützen Sack auf den Boden. Er dachte sich dabei in seiner lebhaften Einbildungskraft das ganze Dorf als Zuschauer und hatte das Empfinden, daß alle mit dem harten Gericht zufrieden wären, das er über den Sohn ergehen ließ. Die Zigeuner standen bei dem Knecht und waren Zeugen des Vorgganges. Sie hatten nach gut bürgerlichem Begriffe recht ge-

handelt, weil sie einen entlaufenen Buben wieder in die Hände des Vaters zurückgebracht hatten. Aber nach ihrem eigenen, in der Freiheit und im Widerstreit zu den seßhaften Menschen erwachsenen Gewissen, war ihr Handel ein Verrat. Regte sich in dem braunen Gaukler, der den Verkauf abgeschlossen hatte, ein Funken Edelsinn oder war es mehr die Lust an grausamen Späßen mit bangen Menschen? Er hob den Buben auf und strich ihm freundlich das Haar. Als er dabei fühlte, wie seine Finger blutig wurden, da fuhr er den Rasso an: ‚Rabenvater, du verdienst nicht das Glück, einen Sohn zu haben. Ich leg die Hand auf diesen Scheitel; dies Haupt steht unter meinem Schutz, und wehe dem, der sich an ihm vergreift! Er entrinnt mir nicht! Meine Augen gehen durch jede Finsternis, mein Arm reicht durch jede Mauer.‘

Rasso fühlte mit Schrecken, daß seine Finger naß und klebrig seien. Blut! Er wird seinen Buben doch nicht verwundet haben? Über das Gesicht des Knechtes ging ein leises, grausames Grinsen. Alle Wetter gingen heute glücklich an ihm vorbei, sogar die Wunden, die er dem Buben gerissen hatte, zeugten nicht wider ihn, sondern gegen den Vater. Aber aus dieser heimlichen Fuchsfreude riß ihn der Gaukler, dessen listige Augen geschwinder waren als die Lichter und Schatten, die der Knecht auf seinem Gesicht kommen und schwinden ließ. ‚Sei ruhig, Lämmlein‘, rief er schmeichelnd und streichelte wieder den zarten, blonden Kopf, ‚ich kenne deinen Wolf und werde ihn brennen und werde sein Gebiß stumpf machen, bis du selbst so stark sein wirst, ihm das Messer ins Herz zu stoßen.‘ Dann wandte er sich heftig an den Knecht: ‚Du bist der Wolf! Du . . . ich kenne dich! Aber hab' acht und merke dir jedes Wort: Du prahlst nur mit Macht. Ich aber habe die Macht. Vor mir gibt es keine verschwiegenen Winkel. Ich habe viele Arme und viele Augen! — Bub, denk daran, was ich sage: Brauchst du mich, dann stelle dich gegen den Morgenwind, strecke deine Hand aus und rufe Strega! Dann bekommst du Hilfe.‘ — Er rollte die Augen gegen die Männer, und darauf huschte er mit seinem Genossen hinter die Blahe. Das Rößlein griff aus, und wie eine Nebelwolke verschwand der helle Wagen im Wald.

Christoph sagte nicht ein Wort; er war ganz tränenlos und hatte nur einen Gedanken, daß er unentrinnbar an den Knecht gekettet sei; wenn er an die kommende Nacht dachte, so überkam ihn das Verlangen, sich auf den Boden zu werfen und nicht einen Schritt weiter zu gehen. Der Vater, tief erschüttert von dem Anblick

des blutig verschmierten Gesichtleins, bat in seinem Herzen den Buben tausendmal seine Härte ab, denn er glaubte nicht anders, als daß sein plumper Griff ganz wider seine Absicht sich an dem Buben versündigt hatte. Er streichelte ihn darum trotz der Anwesenheit des Knechtes. Aber der Bub wich ihm aus und ging in das andere Weggeleise. Nachdem sein erster Schreck überwunden war, überkam ihn ein zäher Trotz. Er fühlte in diesem Augenblick keine Liebe zu seinem Vater noch zu irgend etwas auf der Welt. Nur Trotz. Und wie ein eingefangenes Tier der Wildnis gar nicht anders kann, sondern wenn es unzählige Male vergeblich an die Stäbe des Gitters gerannt ist, doch immer nur an die Flucht denkt und seine Augen nach Fluchtwegen ausschweifen läßt, so brütete er jetzt nur darüber nach, wie er es besser anstellen könnte, um wirklich zu entrinnen. Er wollte nicht in das Dorf zurückkehren. Sein Stolz empörte sich gegen all den Spott und die Verachtung, deren Ziel er sein würde. Allen fühlte er sich feind. Die ruhige Arbeit im Stall und in der Scheune kam ihm als etwas vor, was er vor langen Jahren einmal getan hatte und was ihm jetzt unmöglich sein würde, noch einmal aufzunehmen. Er war ganz vernarrt in den Gedanken an die Freiheit und in seinen Haß gegen den Knecht. Er ging zwischen den beiden wie ein Landstreicher zwischen Gendarmen: die Hände in den Hosentaschen, den Kopf gesenkt, das Gesicht voll bissigen Widerspruchs, mit eingesunkener Brust und zurückgewölbtem Rücken, ein ganz in sich verbohrter und nach außen absichtlich sich vernachlässigender Mensch. Der Vater machte wiederholt Versuche, an ihn heranzukommen, aber der Bub tat, was er früher nie gewagt hatte: er stieß den Vater förmlich von sich. Sie hatten die Laterne ausgelöscht, um kein Aufsehen zu machen, wenn sie an das Dorf herankamen, und so gingen sie schweigend durch lauter Nacht und Nebel. Da, auf einmal tauchte etwas Lichtes aus dem Dunkel, und schon stürzte Edeltraud auf die Gruppe zu und umfaßte den Bruder weinend und lachend, streichelte sein Haar und küßte seine blutigen Ohren. Sie kannte sich nicht aus vor lauter Jubel und Liebe und merkte es kaum, daß er auch sie grob von sich stieß und keine ihrer tausend Fragen beantwortete. Sie verstand in ihrem guten Herzen wohl, daß ein gefangenes Vöglein sich zornig gebärdete. Der Bruder hatte recht in allem, was er jetzt tat, denn er war ja tief unglücklich. Da kostete es sie keine Mühe, alles zu ertragen und alles zu verzeihen, und sie plauderte um so lustiger, je böser sich der Christoph benahm. Aber da kam des Buben Lieb

und freundliche Seele, so sehr er sich sträubte, endlich doch hervor, und sein tiefes Herzeleid, schon ganz zu Trotz versteint, erweichte sich noch einmal. Er weinte und schluchzte, und seine Tränen rollten zur Erde, denn auch jetzt noch schob er die Hände hartnäckig in die Taschen; er mochte seine Tränen nicht trocknen und wegwischen. Daheim war ein großes Freudengeschrei und Verwundern, als er ankam. Man hielt dem Buben die Laterne ins Gesicht, und jedes wollte ihn anschauen; es war ihnen, als wäre jetzt der Christoph auf einmal eine Sehenswürdigkeit geworden. Er aber wendete sich um und drückte sich in die dunkelste Ecke hinter dem Ofen. Dort blieb er eine Zeitlang unbehelligt, denn alles umstand jetzt die zwei Männer, die ihre Erlebnisse auf der nächtlichen Waldwiese erzählten. Der Bub hörte nicht auf sie, Stimmen in seinem Innern waren laut. Er war bei einem neuen Fluchtplane. Er sah die weite Donau aufblitzen, und dieser Traum nahm ihn gefangen. Nein, nicht mehr zu Zigeunern und Gaunern, nicht in Dunkelheit und Wald, zu ehrlichen Leuten, aufs ehrliche klare Wasser. Und um keinen Preis heute in die Kammer zu dem Knechte! Er will sich schlafend stellen, dann werden sie ihn auf der Ofenbank liegen lassen. Schon lag er mit geschlossenen Augen, indes seine Gedanken fiebrig arbeiteten. Nur von der Edeltraud möchte er noch einmal Abschied nehmen. Tränen traten ihm in die Augen bei dem Gedanken, daß er sie nimmer sehen durfte. Sie saß ganz nah bei ihm und war mäuschenstill, um den Schlaf des lieben Bruders nicht zu stören. Aber sie schaute ihn dabei mit ihren mütterlichen Kinderaugen so herzlich an, immerfort, als wollte sie ihn mit den Augen streicheln. Er durfte sie nicht mehr ansehen und hatte doch jetzt schon ein quälendes Heimweh nach ihr. Er stellte sich vor: Ich werde sie nie mehr sehen. Da stritt er einen heißen Kampf mit sich und öffnete dann einen kleinen Spalt zwischen den Lidern und schaute Edeltraud an. Darauf hörte er, wie die Leute endlich über dem Erzählen wieder an ihn dachten, wie sich ein Kampf darüber entspann, ob er diese Nacht hier liegen bliebe, wie der Knecht scharf dagegen war, aber sich schließlich doch ergab. Darauf gingen die Leute alle aus der Stube. Edeltraud besprengte den Bruder noch mit Weihwasser und schrieb ein Kreuz auf seine Stirne. — — —

Als der Knecht alle im tiefsten Schlafe glaubte, da erhob er sich und schlich in die Stube herein und griff nach dem Buben. Da war die Ofenbank leer. Ein Fenster aber stand weit offen. Der Knecht glotzte verstört, dann drückte er sich wie eine schleichende Katze davon und legte sich sachte zu Bette.

Am andern Tag war der Christoph verschwunden, und keine Spur wies darauf hin, ob er sich ins Leben oder in den Tod geflüchtet habe. Man rannte und suchte vergeblich und gab endlich alle Nachstellungen auf. Da wurde zuerst der Veit wieder wach, und die Kinder getrauten sich aus lauter Angst vor den umgehenden Teufeln in der Dämmerungszeit nicht mehr über die Schwelle.

Der Knecht erzählte, der Knabe sei immer schon verrückt gewesen, was nicht zu verwundern sei, wenn man bedenke, wen er zum leiblichen Vater habe. Zwar der Alte sei immerhin noch halbseitig gescheit. Aber es sei da wie beim Schnaps. Eine Dosis, die ein Erwachsenes noch recht wohl ertragen könne, verbrenne einem Kind den Verstand. So hätten die Wolkenbergerträume den Alten nur zum Spinnrad, aber den Jungen zum runden Narren gemacht.

Der Bauer ging am zweiten Tage nach dem Verschwinden Christophs zum Rasso. ‚Dein erster Bub, dessen Name ich gar nicht nennen will, hat mir und dir Schande bereitet — so oder so! Der zweite soll das gutmachen. Gib mir deinen Raimund!' — Wieder irrte das Halszäpfchen des Wolkenbergers auf und nieder, wieder schluckte und erschrak er, sagte zu, weinte darnach, legte sich zum Nachdenken nieder, erinnerte sich seiner Schulden und schickte sich in das Schicksal. Wieder ging ein Schrecken durch das ganze Haus, und gewaltig klopfte das Herz in einer Knabenbrust. Aber wiederum ging ein Bub demütig und gehorsam wie Isaak mit dem Vater und erwartete nichts als geheimnisvolle Leiden und einen geheimnisvollen Tod.

Rasso erhob sich alsbald wieder von seinem Kummer. Er ging noch steifer und wolkenschieberischer umher, bis endlich auch die Nachwehen des Schreckens völlig aus seinen Gliedern fuhren. Die Hoffnungen bekamen eine ganz neue Macht über ihn und quollen hervor wie Blumen nach einem strengen Winter. Er wandelte fast wie ein wirklicher Graf unter den Dorfbewohnern, die er herablassend grüßte und die seine Einbildung gutmütig und spottsüchtig mit Bücklingen und ergebenen Reden fütterten. Er schaute an jedem Morgen und an jedem Abend auf die Straße hinaus, die sich zwischen den zwei Pappelreihen dem Unterland entgegenschlängelte. ‚Kommt mein Sohn nicht daher?' Aber er erwartete ihn nicht unter den Handwerksgesellen, die hier walzten, noch weniger in einem der vielen Blahenwagen, die ja jetzt bei gutem Wetter den großen Verkehrsweg belebten, sondern so wie die hl. drei Könige, die selbst in der Residenz Aufsehen erregten. Er wußte genau, wie viele Rappen im Zuge

wären und welches Zaumzeug die Pferde trügen. Sein Bub aber sprang aus dem Wagen, prangend in Brokat und Gold, so daß es durch das ganze Dorf blitzte, und er fiel dem Vater, der so viel Schmach erlitten hatte, weinend um den Hals. Rasso erzählte diese heimlichen Träume, die sich trotz aller Scham hervorpreßten, bisweilen stückweise und vorsichtig den Nachbarn oder Fremden. Wenn sie spöttisch lachten, zog er sich empfindlich zurück, außer er hatte einmal tiefer in das Glas geguckt; dann strömte er rückhaltlos alles aus, was ihn drängte, und die Geschichte der Wolkenberger gewann solche Kraft und Farbe, daß kaum einer war, der sie nicht wenigstens Augenblicke lang für glaubwürdig gehalten hätte.

Als der Pfarrer eben am Sterbebuch saß und überlegte, ob er für Christoph Wolkenberger die Bemerkung eintragen soll: interiit sine vestigiis, da kam Edeltraud zu ihm und berichtete, wie Christoph ihr einmal den Vorschlag gemacht habe, den Oheim Thassilo in Ungarn aufzusuchen, um von ihm Hilfe in den Bedrängnissen der Familie zu erbitten. Der Pfarrer fuhr überrascht auf: ‚Dann haben wir's! Er ist nicht verzweifelt, sondern hat einen tapferen Anlauf genommen. Nach Ungarn wird er nicht kommen. Schadet auch nichts. Wenn der Oheim aus deines Vaters Holz — —. Sage mir keiner, er ist davongelaufen; wenn einer die Heimat erobern will, das ist größer, als wenn er die Fremde erobern will. Geh jetzt heim, sorge für deine Kinder, halte dein Haus fest mit deinen guten Händen und — wenn es not tun sollte — mit den Zähnen. Er kommt wieder heim und soll ein Heim finden!‘

Edeltraud ging sehr getrost nach Hause und schaffte unermüdlich für die vier übrigen Geschwister und für den Vater, der immer mehr in der weiteren Umgebung seine Größe zur Schau trug, je weniger sie ihm in der Nähe ein gläubiges Ohr schenken wollten. Ihre Gedanken weilten in treuer Beharrlichkeit bei dem Bruder, dem zuletzt alle Mühe, Sorge und Liebe gewidmet war. Den Handwerksburschen, die um die Mittagszeit zusprachen, gab sie das eigene Schüsselein Kraut und Erbsen statt des erbetenen Schwarzbrotes. Denn sie sah in den hungernden Vaganten Genossen und Leidensgefährten ihres Christoph. Wenn Zigeuner daherkamen, so vergaß sie ihre züchtigen Augen zu hüten. Dreist machte sie sich an die Gesellschaften heran und wagte es sogar, trotz des Gekreisches der braunen Weiber, die Blahen aufzuheben, um unter dem pechschwarzen Volk nach einem blonden Scheitel auszuspähen. Jeder Floßer, den sie traf, wurde ihr zum Spion und Boten für den Bruder, und

manchen Groschen wendete sie auf, um fahrende Leute zum Versprechen zu vermögen, in Schenken und Herbergen nach dem Bruder zu kundschaften. Immer waren Bett und Socken für ihn zubereitet, und an jedem Abend ließ sie die Türe unverriegelt, legte einen Laib Brot auf den Tisch, ein Messer dazu und auch ein Schüsselchen Milch, damit Christoph, wenn er nachts in das Haus schliche wie damals, nicht hungern müsse. Und sie sandte ihm die zwölf Engel, die das Abendgebet um ihre Bettstelle rief, mit warmen Bitten und Aufträgen zu. Als sie wieder einmal die Blahe eines Zigeuners weghob, da faßte zu ihrem großen Schreck ein pergamentenes, habichtnasiges Weib ihre Hand, hielt sie fest, studierte die Linien und sagte ihr dann: ‚Bald wird dein Herzallerliebster angefahren kommen!‘ Edeltraud errötete vor Freude. Denn sie dachte sofort an ihren Bruder. Er ist ihr Herzallerliebster, ob er angeritten oder angefahren kommt, ob hoch zu Roß oder mit nackten, wunden Füßen! Und von der Stunde an schaffte sie mit eifervoller Sorgfalt an der Erhaltung ihres Hausstandes, putzte, fegte — und sparte die guten Bissen zusammen. So geschäftig war sie wie die Vögel im Frühling, wenn sie ihr Nest bauen und auf Brut warten.

6.

Christoph war, nachdem sich das ganze Haus zur Ruhe begeben hatte, durch einen wahren Wirbelwind von Furcht und Bangen aus der Stube getrieben worden. Er wußte nicht, wie er denn das Fenster geöffnet, sich über den Hof geschlichen und die Augsburger Straße gefunden habe. Auf einmal stand er erwachend auf dem festen Kiesgrund, wischte sich den Schweiß aus Stirn und Haar und spürte eine Freude, als stünde er nicht in Nacht und Nebel, am Rand eines finsteren Waldes und vor einer dunklen, fremden Welt, sondern bei Edeltraud in der Stube. Als er auf der Ofenbank seine Flucht überdacht hatte, war ihm nichts so gefährlich vorgekommen als das Entwischen aus dem Hause. Denn der Knecht schläft nicht, er wartet auf den Augenblick der allgemeinen Ruhe so bebend wie er! Aber da ist es geglückt! Schon liegen das Dorf und die anschließenden Gehöfte so weit hinter ihm, daß man sie kaum von den Nebelschwaden unterscheiden kann. Es ist geglückt! Nun auf gen Ungarn!

Aber als er nun weiter zu wandern begann, zupfte ihn immer wieder die Furcht von hinten, so daß er sich nach jedem zehnten Schritt umwandte. Denn jetzt erst bedachte er, daß der Knecht ihn ver-

folgen könne — mit Fleisch und Blut und mit Zaubersprüchen und Bann, mit den Schemen und Schatten des Lagerfestes. Er schaute um sich: Warum ist die Nacht nicht rabenschwarz, warum liegen die Nebel gerade in seiner Nähe lose und lassen die umliegenden Bäume erkennen? Mißtrauisch lief er dem Walde zu. Er zieht ihm ein Gewand von Finsternis sogar um Augen und Gesicht. Aber nun kann er zwar nicht gesehen werden, er kann jedoch auch nicht sehen. Wenn der Knecht ihn überrennt, wenn ihn Räuber in ihren Schlingen fangen! — Zwar helfen sie immer den Armen und überfallen nur die Reichen, aber seitdem ihn Zigeuner verraten haben, will er auch Räubern mißtrauen. Allen und allem will er mißtrauen, was Hände nach ihm ausstrecken und was Falle werden kann!

Wie froh war er darum, als sich der Wald endlich lichtete, das Auge wieder eine Straße, Gewölke, Bäume und offene Wiesen mit Gebüsche überblicken konnte! Er näherte sich von Zeit zu Zeit einem Bauernhof, kam auch von Zeit zu Zeit durch ein Dorf oder einen Weiler und hätte sich der Nähe menschlicher Siedelungen in dieser nächtlichen Öde gefreut, wenn nicht die Hunde auch seine leisesten Tritte erhorcht, Lärm geschlagen und ihn oftmals verfolgt hätten. Zwar fürchtete er sie nicht. Er fürchtete auch nicht Wald- und Feldgespenster, die um diese Zeit Macht haben. Er bangte nur, in die Hände des Verfolgers zu geraten. Wie, wenn ihn ein Hund stellt, so daß er auf einen Platz geheftet warten muß, bis der Böse kommt und seine Tatze nach ihm ausstreckt, wenn er gebissen wird und liegen bleiben muß, bis sie kommen und ihn wie ein Stück Vieh auf den Wagen laden?

Als der verschleierte Mond und da und dort ein trüber Stern durchzuschimmern begann, traute er der breiten Straße nicht mehr. Er verließ sie und wanderte auf den steinigen Wiesen weiter, die von Gebüsch und armseligen Wäldchen durchzogen, zwischen Heerweg und Fluß lagen und wie Terrassen übereinander geordnet, öden, verlassenen Parken glichen. Hier drohte kein Gehöfte, sperrte kein Bach den Weg, beschwerte kein fettscholliger Acker den eilenden Schritt. Der Fuß schien auf eine gekieste Straße aufzutreten oder leise über Filzdecken zu gleiten. In diese unbebaute Gegend verlor sich keine Menschenseele. Und doch konnte sich ein Wanderer in dieser Ödnis nicht wohl verirren, da der nahe Fluß und sein jenseits steil aufsteigendes, dunkelbewaldetes Ufer die Richtung unfehlbar angab. Nur einem erregten Gemüte konnte auch diese Gegend gefährlich erscheinen. Wenn die Natur sich ganz selbst überlassen ist, so phan-

tasiert sie in seltsamen Gebilden. Dazu kommt, daß ihr viele Formen auf solch armem Lande mißlingen und krüppelgestaltig emporstarren. Es dauerte nicht lange, so wimmelten die Wiesen von allen Wesen, die den Knaben je im Leben oder bei den Erzählungen der Heimgärten und Spinnstuben gruseln gemacht hatten. Dort tauchte ein Blahenwagen auf, Pferde standen schlummernd bei ihm, und ein verkehrter Reiter ritt vor ihm. Hier wurde ein Wacholderbusch zu einem lauernden Soldaten, der das Gewehr angelegt hatte. Wenn der Aufvogel schrie, so erklang es wie die Stimme von Menschen. Wie oft schaute sich Christoph um und sprang erschreckt zur Seite, wie oft hielt er zögernd inne, spähte, ob das dunkle Wesen vor ihm ein lebendiges, geisterhaftes oder eine verdorrte Tanne sei! Und wie klopfte ihm das Herz, wenn aufgeschreckte Vögel oder verstörtes Wild lärmend vor ihm davonhetzten. Und immer wieder war es schließlich der Knecht, den er hinter allem Spuk vermutete. Wie ruhig und tapfer wäre er dahingepilgert, wenn er nicht einen Verfolger hinter sich gewußt hätte, der durch die Lüfte fahren und aus Nebeln, Strohhalmen und Astknorren Verfolger wecken konnte.

Nach langer Wanderung schien es ihm, daß das steile Lechufer vor ihm gezackt und gegliedert sei. Der Himmel über der dunklen Wand war zart erhellt, der Mond stand in diesem Raume von wenigen Wolkenballen umgeben und erinnerte an das Horn eines Wächters. Als Christoph, den Blick auf diese Stelle des Firmaments gerichtet, noch eine Strecke weit gewandert war und auch ein dürres Föhrenwäldchen durchquert hatte, erkannte er mit Freuden, daß jenes Zackige die Türme und Mauern Landsbergs waren, die sich in die Lechleite eingefügt hatten. Nach dieser Stadt fuhren die Bauern, denen Schongau nicht genügte, in die Schranne. Von ihrem großen Wehr erzählten die Flößer, wenn sie von ihren Gefahren prahlten. Ja, selbst Kinder pilgerten alle Jahrzent hierher und bewunderten das große Ruethenfest, dessen Pracht die Umzüge von Vilgertshofen weit übertrafen. Bis hierher reichte den Oberländern, soweit sie nicht Flößer waren, die Welt, was dahinter lag, das war ihnen nur ein Ungefähr wie Sage und Legende. Erleichtert atmete Christoph auf. Er war jetzt am Rande der Fremde. Wundersam schön und feierlich drang der Hall von Glocken zu ihm herüber. Erst glaubte er, sie läuteten mitten in der Nacht wie zur Christmette. Aber es waren nur die zwölf Schläge der vielen Uhren auf Türmen und Türmchen, die zu dem Klange eines reichen Geläutes zusammenflossen.

Doch jetzt begann in ihm der Kampf, den er schon in seinen

Winkel- und Kirchenphantasien begonnen hatte: Welchen Weg soll er nach Ungarn einschlagen? In einen Blahenwagen wird er sich nimmer setzen, ob er nun einem reichen Kaufherrn oder einem Zigeuner zugehört. Aber ob Floß oder Schusters Rappen — das bleibt noch zu entscheiden. Und das muß in Landsberg entschieden werden, denn hier war Binde- und Anhalteplatz der Flößer. Schon hörte er von ferne das dumpfe Brausen des Lechwehrs, und nahe bei diesem waren, wie er oft gehört hatte, Brücke und Floßlände. Christoph griff sich an den Kopf. Nicht einmal eine Mütze hatte er mitgenommen, nicht einmal einen Rock. Weißärmelig und in der Schürze, so wie er auf der Wiese gearbeitet hatte, war er davongerannt, gleich als sei Ungarn jenseits der Dorfgemarkung. Ja nicht einmal das Taschenmesser oder ein Stücklein Brot hatte er zugesteckt. Alles war ihm gleichgültig vorgekommen, wenn er nur erst den Händen des Widersachers entronnen wäre.

Er fand einen Weg, der ihn ganz an das hier flache linke Lechufer heranbrachte. Er sah das graugelbe Wasser, da und dort vom Monde überglitzert, schritt zwischen ungeheuren Weiden, die sich gegen das Wasser neigten, hindurch und kam an eine Stelle, die ganz mit Langholz und geschichteten Buchenscheiten angefüllt war. In einer seichten Bucht lag ein fertiges Floß. Die scharffließenden Wellen stießen dagegen. Es ächzte, seufzte und murrte um die schlanken, glattgehauenen Stämme und das Wasser schien alles daranzusetzen, das Holz heimlich in der Nacht, da die Knechte in der Stadt schliefen, zu entführen. Christoph stieg über den Lagerplatz und wagte sich vorsichtig auf das verlassene Floß um zu sehen, ob er sich auf dem Brettverschlag und in dem Haufen von Ballen und Körben einnisten könne. Denn es schien ihm nicht ratsam, schon hier seine Dienste anzubieten. Auf dem Floße konnte er den Fluß erst so recht in seinem Hause, von Angesicht zu Angesicht, seiner Stimme nahe am Munde lauschend, kennen lernen. Dunkel, kahl und zerissen stieg das Ostufer auf. Es schien über Striemen und Wunden zu klagen. Buschig aber und wie eine wohlgenährte Herde mit runden Leibern schmiegte sich das westliche nahe an das Wasser. Die Fluten flossen gewaltsam, von einer Insel geteilt, heran; sie strömten nie geradeaus, sondern schienen immer nur gegen die Ufer zu wallen und sie hungrig benagen zu wollen. Hier leuchtete der Kies durch und dort hatte sich das Wasser einen Abgrund aufgewühlt. Christoph gedachte der Berichte der Flößer über die Heimtücken dieses unberechenbaren Flusses, der nur zu zähmen war wie ein Tiger,

der auf Mord sinnt, auch wenn er hingeduckt mit seinen Augen zahm blinzelnd schmeichelt. Doch er hatte nicht umsonst zwei Jahre lang im Lechtal gewohnt. Je mehr er sein Antlitz spähend gegen das des Flusses senkte und sich an die drohenden Töne des Wassers gewöhnte, desto ungefährlicher erschien es ihm. Er begann das Floß zu durchsuchen und glaubte auch bald ein ganz artiges und sicheres Versteck gefunden zu haben. Mit leichtem Schaudern nistete er sich ein. Denn der Fluß atmete kühle Nebel und Christophs Körper war feucht vom Schweiß der scharfen Wanderung.

Da er noch überlegte und zaudernd an seinem Neste stand, kam plötzlich ein großes Floß um die Kehre vor der Insel. Zwei Knechte, einer vorn und einer am Ende, lehnten gegen mächtige Ruder und arbeiteten sich zurufend mit aller Macht, um das überlange Gefährte in die rechte Fahrstraße zu bringen. Sie erschienen in dem Dämmerlichte riesenhaft und erinnerten an windgeschüttelte Baumäste. Wie eine schwimmende Insel kam der dunkle Koloß aus der nebelgrauen Rinne hervor. Er näherte sich rasch und Christoph rang herzbeklommen um die Entscheidung. Aber plötzlich schrien die Floßknechte grimmig auf, es folgte ein Krach, ein Ruck, und die Stämme saßen auf einer Kiesbank fest. Die Männer stiegen, so weit es die bis an die Schenkel reichenden Stiefel erlaubten, in das Wasser, legten ihre Schultern unter die Bäume und suchten mit dem Einsatz ihrer ungeheuren Kraft das mit der Nase aufgefahrene Floß wieder flott zu machen. Aber es bohrte sich, statt frei zu werden, immer tiefer in den Kies, und die Knechte erklärten schließlich, vor Anstrengung ächzend, sie wollten erst den Morgen abwarten um mit Hilfe anderer Flößer neue Versuche zu machen. Ein Mann — es war offenbar der Platzwächter — rief sie an und versprach sie an das Ufer zu bringen. Christoph aber wartete weiteres nicht ab. Er lief vorsichtig zu seinem Wege zurück und beschloß die Flucht bis an die Donau zu Fuß fortzusetzen. Denn beim Anblick des steckengebliebenen Floßes war es ihm plötzlich ganz klar geworden, daß ihm nichts so zur Falle werden konnte als der tückische Lech und seine um diese Jahreszeit noch unerprobte und unsichere Fahrrinne.

Bald verlor sich die Stadt hinter ihm in Dunst und Nacht, sogar der zackige Torturm, dessen Zinnen über die Nebel aufragten, sank in die umrißlose Masse zurück. Christoph atmete leichter und schritt mit sicherem Fuße über die immer gleich einförmigen Wiesen dahin. Die Gebüsche und Wurzeln verloren ihr gespenstisches Wesen, je weiter er sich in der Fremde und je näher dem Morgen wußte.

Auch festigte ihn der klare Entschluß, der ihn aus dem inneren Zwiespalt über die Art der Weiterreise gerissen hatte. Er hoffte nun im grauenden Morgen die Zinnen und Türme Augsburgs zu sehen. Aber als es langsam zu tagen begann, öffneten sich die Nebelwände nicht. Er sah um sich her immer nur verkrüppelte Tannen, Erlbüsche, Wacholderstauden und zur Rechten das steilaufsteigende bayerische Ufer. Aber so sehr er auch umherspähte, es zeigte sich kein Haus und kein Dorfturm, geschweige eine ragende Stadt. Auch kein fernes Glockengeläute drang bis zu ihm. Die Nebel hingen wie filzene Wände über Himmel und Erde, und auch der werdende, zaghaft sich rötende Tag ging leise über diese Decken wie die lautlose Nacht. Endlich glaubte er doch den Fluß verlassen und die Straße aufsuchen zu müssen, denn er wurde müde und schwach und hoffte auf einem pfeilgeraden Wege rascher voranzukommen als längs des windungsreichen Ufers. Jetzt erst sah er ein, wie töricht er vom Hofe weggelaufen war. Warum hatte er kein Brot mitgenommen? Wie soll er sich seine Nahrung verschaffen, bis er an die Donau gelangt und durch Rudern wieder seinen Unterhalt verdient! Die ganze Welt ist ihm wie ein gedeckter Tisch vorgekommen! Soll ihn nun der Hunger wieder zu dem Knecht zurücktreiben?

Er hatte sich heißgegangen, denn die Müdigkeit und das lange Darben zehrten an seinen Kräften. Er fühlte sich schlaftrunken und begehrte auszuruhen. Vor ihm stand eine große Einzeltanne, die einen ungeheuren Radmantel trug, der bis zum Boden reichte und den Morgenwind so kräftig abwehrte, daß der Stamm wie ein Tierkörper Wärme zu atmen schien. Der Boden war mit roten Tannennadeln überstreut und mit magerem, weichen Moos gepolstert. Christoph setzte sich hin und schlief alsbald ein. Im Traume saß er auf dem Michelshofe. Es duftete rings von gekochten Äpfeln; Germana stand vor ihm, einen Löffel in der Hand, reckte sich um seinen Mund zu erreichen, er öffnete verlangend den Mund, aß und konnte sich nicht satt essen. Als er von einem heiseren Rabengeschrei erwachte, hatte er den Zipfel seiner Schürze im Munde und sog an dem feuchten Tuch. Er stand auf und lief vom Hunger gequält mit schwachen Kräften ins Blaue hinein, um Menschen zu finden. Die Lechleite im Rücken, durchquerte er die öde Haide. Er glaubte endlich in der Ferne Glocken läuten zu hören und ging voll Hoffnung diesem Klange nach, obwohl er ihn manchmal äffte und zugleich von allen Seiten herzukommen schien. Wenn nur die Nebel weichen möchten! Sie wehren dem Ton und hindern den Blick. Sie sind willkommene

Schützer gewesen, aber jetzt sind sie Bedränger, es ist, als wollten sie ihn irreführen und hindern, geradeaus ein festes Ziel zu erreichen. Plötzlich kreischte über ihm ein Schwarm von Staren. Er hörte das Sausen von vielen Flügeln und spürte sogar den Luftzug, den die hinsausende schwarze Wolke erregte. O Stare! Grüß Gott! Sie kamen ihm wie Bekannte aus der Heimat vor; er hoffte bei dem Anblick der menschenliebenden Vögel aufs neue in der Nähe von Gehöften zu sein. Sie ließen sich auf einer wipfeldürren Tanne nieder, die sich in einem Augenblicke mit dunklem Laube zu überziehen schien. Fast hätte er sie fragen mögen: „Kommt ihr aus der Heimat und wo sind Menschen? Wo ist Augsburg? Sagt, liegt es hinter dieser Nebelwand? . . . Es darf nicht mehr weit sein, liebe Vögel, denn ich habe Hunger!" Da erhob sich die ganze Schar mit einem Ruck, fuhr wie eine Wetterwolke empor, zuckte hoch in der Luft hin und her und fiel wieder gegen die Erde herab, so daß die Leiber der Untersten fast den Erdboden berührten. Christoph sah bald, daß ein großer Raubvogel die Ursache dieses Ungestüms sei. Die kleinen Vögel kämpften gegen ihn, indem sie eng zum Knäuel geballt einen einzigen Wirbel bildeten, der den Anstürmenden wie an einer Mauer abgleiten ließ. Einmal kamen die Ringenden dem Knaben so nahe, daß es ihn kalt wie eine winterliche Windsbraut anwehte und Christoph duckte sich in jähem Schreck, denn der dunkle Vogel schwebte mit gespreizten Klauen über ihm. Das Auge schien ihn feindselig anzuglühen und der Schnabel nach ihm zu zielen. Da durchzuckte es den Buben: Der Knecht! Es ist der Blick des Knechtes, es sind seine gekrallten Hände! Er hat mich gefunden und verfolgt mich! — Christoph schlug um sich, rannte in das nächste Gebüsch, duckte sich hinter jede Bodenwellung und vergaß Hunger und Ermüdung, einzig darauf bedacht, seine Spuren aufs neue vor dem Feind zu verbergen. Dieses sinnlose Hinhasten wurde nach kurzer Zeit durch eine glückselige Begegnung beendet. Christoph sah Menschen. Weit und breit, so weit der Blick offen lag, war keine Stadtmauer und kein Gehöfte zu sehen. Aber Menschen saßen vor ihm! Als Christoph am Scheitel eines leichten Bühels mit vorgerecktem Kopfe auf eine freie Wiese blickte, fand sein Auge unter einer Mattanne eine Bauernfrau und ein Kind. Das Weib aß aus einem bunten Hafen, den ihm das kleine Mädchen festhielt. Die Speise in dem Topfe war warm; ein leichter Rauch entstieg ihr. Ein Hündchen saß aufwartend vor den beiden und knurrte ungeduldig heischend. In Christoph regte sich bei dem Anblick des rauchenden Topfes ein fast unbezwinglicher

Hunger. Er reizte ihn, hervorzuspringen, die Schüssel zu packen und den Inhalt in sich hineinzuschlürfen. O wonnesames Glück, einen Topf voll Speise zu haben! Darf er es wagen, hervorzutreten und sich zu zeigen? Wird er denn nicht entdeckt und ergriffen werden? Ja, er darf es, diese Frau ist gewiß gut, sogar das Hündlein ist unschuldig. Wie es zittert und friert! Jetzt wird es in einen Kittel gepackt, den die rüstige Frau während der Arbeit abgelegt hat. Sie hat den Dünger auf die Wiese gebreitet. Dort steckt noch die Gabel bei der halbfertigen Arbeit. O wie mutet ihn alles so traulich an — er darf es wagen! Aber wie soll er dazu kommen, den Hunger zu stillen? Er schloß vor Verlangen und Schwäche die Augen. Da hörte er die Stimme des Bettlers, der so regelmäßig wie der Samstag am Schlusse jeder Woche auf den Richterhof kam: ‚Ich bitt euch um ein Almosen!‘ Dieses Wort durchfuhr ihn wie ein Schreck. Er errötete. Nein, das darf ein Wolkenberger nicht sagen. Schande wäre es! Und wie könnte er darnach vor den Oheim treten! Nein, keine zum Bettel aufgehobenen Hände! Die Hände müssen auf andere Weise Brot schaffen! Und Christoph ging leise auf die Gabel zu und arbeitete leise und unvermerkt wie ein Heinzelmännchen, bis der kleine Hund die Nase aus den Tüchern hob, den Fremden witterte und mit lautem Gebell anzeigte. Sogleich streckte die Kleine ihren Finger aus, drängte sich an die Mutter und flüsterte: Heinzelmännchen! Diese erhob sich, verwunderte sich über den stillschaffenden, wie zur Arbeit ausgerüsteten fremden Knaben mit dem blassen, feinen Gesichtchen und dachte auch alsbald an ihre Legenden, die von helfenden Schutzengeln, und an ihre Sagen, die von koboldigen, gut-bösen Feldgeistern erzählten. Das Hündchen steckte seine Schnauze alsbald wieder in die warmen Hüllen, als wäre nur ein Bruder oder Helfer aus dem Hofe gekommen. Nachdem das erste Bangen der Frau überwunden war, siegte die Neugierde. Sie trat auf Christoph zu und redete ihn an: ‚Ich danke dir vielmals für deine Hilfe. Aber bemühe dich nicht weiter, ich werde leicht allein fertig! Sie sah ihn immer fester an und staunte aufs neue über dieses helle, feine Antlitz, die schönen blauen Augen und das seltsame Gebahren des Knaben. Sie erinnerte sich, daß die Feldgeister den strafen, der sich ihnen als geizig und hartherzig erweist, und sprach darum: ‚Du hast Anteil genommen an meiner Arbeit, so magst du Anteil haben an allem, was ich habe. Hier ist Brot und Milch. Das Haus ist nicht ferne. Willst du Herberge, so steht dir der Hof offen!‘ Da sagte Christoph, der sich kaum mehr aufrecht halten konnte: ‚Ich wollte mir nichts verdienen als einen Imbiß. Denn ich habe großen Hunger.‘

Jetzt sprang das Mädchen herbei und brachte ihm den Topf mit warmer Milch und Roggenbrot. Christoph wollte sich niederbücken; aber er sank gleich einem Trunkenen schwerfällig und taumelig in die Knie. Dann ergriff er mit beiden Händen das bauchige Gefäß und begann die Milch mit unsagbarer Wonne zu schlürfen. Doch kaum hatte er die erste Gier befriedigt, da stellte er das Geschirr wieder auf den Boden, hob die Hände und sprach leise mit aufwärts gerichtetem Angesicht ein Tischgebet. Denn sein Herz strömte vor Freude und Dank über, so daß ihm die Tränen über die Wangen rollten und er in seinem frommen Kindersinn meinte, noch keine Gabe so unmittelbar durch Gottes Huld empfangen zu haben. Darnach sättigte er sich, fühlte, wie das innere Räderwerk wieder in Bewegung geriet, Leibeskraft und Hoffnung und Zuversicht kehrten zurück. Er fragte: ‚Wie weit noch bis Augsburg?‘ Die Antwort war: ‚Wohl an die vier Stunden, wenn du nicht Flügel hast.‘ Diese Auskunft enttäuschte ihn, aber er fragte, immer noch am Boden kniend und verloren in die Ferne schauend, weiter: ‚Wie weit bis an die Donau?‘ Mutter und Kind, die mit dem Wohlgefallen, das feines und zugleich fremdartiges Benehmen erweckt, auf den Knaben schauten, wobei der Mutter mehr der Glaube an seine natürliche, dem Kinde der an die übernatürliche Wesenheit wuchs, antworteten mit Kopfschütteln: ‚Das weiß man bei uns nicht. Es mögen wohl hundert oder tausend Stunden sein!‘ Christoph erhob sich, reichte dem Weibe dankend die Hand und erbot sich zugleich als Gegenleistung für die reichliche Mahlzeit weiterzuarbeiten. Das rührte die gute Frau und auch das Kind wurde vertraulicher und näherte sich dem freundlichen Knaben mit geringerer Scheu. So geschah es, daß die Frau, teils mit sich zu Rate gehend, teils in mütterlicher Zärtlichkeit die kühle Hand Christophs in der ihrigen festhielt und innig drückte. Aber der Knabe, mißtrauisch, erregt durch die Flucht, die schlaflose Nacht und die beständigen Sorgen, argwöhnte, das flüsternde Mädchen habe ihn verraten und die Freundlichkeit des Weibes sei keine andere als die des Zigeuners. Er riß sich heftig los, sprang zurück und eilte vor den verschüchtert Starrenden in weiten Sätzen den Gebüschen und Nebeln zu, unablässig weiter hastend, bis er wieder vollkommene Stille und lauter stumme Natur, Bäume, Vögel, Himmel und Erde um sich sah.

Endlich faßte er sich wieder. Eine lichte Freude und eine neue Bangigkeit fand er nach dieser Begegnung in seinem Herzen. Er war beglückt durch die Gewißheit wieder in Menschennähe zu sein, aber die Erfahrung mit dieser Frau erinnerte ihn doch auch aufs neue, wie gefährlich für einen Flüchtling diese Nähe sei. Jede Gunst war

zuerst auf einen ausgesteckten Köder zu deuten. Der Knecht hatte seine Spione offenbar schon nach allen Seiten ausgesandt und Verbündete im Ackerstrang und im Bauerngehöft. Gleichwohl sah Christoph, durch die Erfahrung der letzten Stunden gewitzigt, ein, daß schließlich die Ödnis ein noch gefährlicherer Feind sei als das bewohnte Land. Er mußte essen und er hatte nun sogar einen festen Plan erdacht, wie er sich den Unterhalt verschaffen könne. Wie das erste Mal, das stand ihm fest, so auch künftig durch Dienstreichung und Arbeit. Er wollte die Landstraße aufsuchen. Dort fuhren um diese Jahreszeit bereits viele Wagen auf und nieder, zumal hier in der Nähe Augsburgs. Ich will ihnen, dachte er, helfen, wo ich kann. Gelegenheit dazu wird es genug geben. Ich brauche dann in kein Dorf hineingehen und keine Stube betreten, also kann sich auch keine Türe hinter mir heimtückisch schließen, kein Verräter kann mich in eine Falle locken. Ich erreiche die Donau, wenn mir der Oheim nicht früher begegnet. Und die Donau unter mir, bin ich gerettet!

Die Wiesen waren hier bereits durch Feldwege geteilt, Äcker drängten sich in sie ein, unfern dehnte sich eine bewaldete Höhe hin, bald ragte ein Kirchturm auf, und in kurzer Zeit zählte Christoph dem Hügelzug entlang eine ganze Reihe Dörfer. Doch für ihn war jetzt Ruhe notwendiger als alles andere. Er fand einen Heustadel, der sich an ein Wäldchen anschmiegte und ganz einsam an der Heide stand. Leicht fand er eine Lücke in der Bretterwandung; im Innern entdeckte er eine Schichte Heu, bettete sich zurecht und schlief mit der Gewißheit ein, gerettet und geborgen zu sein.

7.

Als er erwachte, war es heller Tag. Kein Traum hatte ihn gestört und keine Gefahr. Auch jetzt war noch alles still in der Nähe und Ferne. Nur das Gezwitscher vieler Stare klang herein. Er steckte den Kopf vorsichtig ins Freie. Die Stare saßen auf einem nahen Eichbaum, der trutzig vor dem Wäldchen stand. Ob es die gleichen sind wie gestern? fragte sich Christoph und ballte die Brauen. Und ob der böse Vogel noch lauert? Aber einer der Sänger nach dem andern verließ die kahlen Äste, um sich rings um die Heuhütte, wo der Rasen leicht grünte und zwischen faulem Heu Kerbtiere wuchsen, geschäftig schreitend ihr Futter zu suchen. Die Sonne überschimmerte ihr dunkles wie von Schimmel angegrautes Gefieder. Die dicken Nebel von gestern waren verschwunden, vom Süden her

wehte ein flatternder Föhn, der all die Dünste des Landes über dem Gebirge hin und gegen Osten zu dichten, gewitterschwarzen Wolken zusammenballte. Der Frühling hatte heute wieder seinen sieghaften Tag. Christoph schaute sich in der neugeöffneten Welt um und entdeckte zunächst unweit von der Hütte eine Doppelreihe von Bäumen. Sie folgten dem großen Heerweg, der Augsburg zueilte. Schon war es auf ihm lebendig; ein ganzer Zug von Blahenwagen schlich auf ihm dahin. Dann folgten leichtere Wägelchen und nach kurzer Zeit änderte sich das Bild, da in immer neuer Folge sich Reiter, Fußgänger und Wagen reihten. Der Winter hat die Waren aufgestaut; nun ist auch in den Lagern der Augsburger die große Schmelze!

Aber wie gut den Staren die Nahrung der Erde schmeckte, wie sie sich übermütig um die Beute rauften und ihr Mahl mit Gesang würzten! Christoph spürte bei ihrem Anblick, daß ihn der Hunger aufs neue quälte. Aber er schaute nicht mehr ängstlich gegen den Boden wie gestern, sondern vertrauensvoll auf die Straße als den Tisch, der für ihn gedeckt war. Er zupfte das Heu aus seinen Kleidern, schlupfte aus den Brettern hervor und eilte dem großen Heerweg zu, indem er sich vornahm, ebenso vorsichtig als keck zu sein, allen Fuhrwerken, die von den Bergen herkamen, zu mißtrauen, aber bei den Augsburger Wagen frischweg seinen Vorteil zu suchen. Nachdem er so lange auf filzigem Grasboden gegangen war, kam ihm der harte Grund der Landstraße, obwohl er noch ganz durchweicht war und voller Pfützen stand, wie eine Kraft vor, die in seinen Körper überfloß. Ein Blahenwagen kam ihm entgegen. Der Fuhrmann schlief in seinen Kotzen gehüllt; sein Hund ging wohlgezogen zwischen den hinteren Rädern, die Laterne an der Seite brannte noch. Soll er dem Blaukittel zurufen, er möchte die Laterne auslöschen? Dafür bekam er sicherlich kein Frühstück, sondern ein paar Geißelhiebe und Flüche. Ein anderer war hellwach, hatte ein großes Stück Apfelnudel in der Hand und ließ sich sein Frühstück schmecken. In der Weißdornhecke am Straßengraben hockte eine Schar Spatzen. Der Fuhrmann warf den zudringlich Pfeifenden gutmütig einen Brocken nach dem andern zu und vergnügte sich damit, den behende haschenden Bettlern zuzuschauen. Wieder beneidete der Knabe die Vögel, weil ihnen der Tisch überall gedeckt war, und wieder vernahm er den gemacht kläglichen Ruf des Samstagsbettlers höhnisch in seinem Ohr: „Ich bitt Euch um ein Almosen!' Nein, das darf er nicht tun! Wenn das Glück auch nicht gleich bei dem ersten menschlichen Gesicht kommt, wie gestern, so wird er hier, wo so viele Wagen

hin und her rollen, doch nicht Hungers sterben. Was sich allzu willig darbietet, ist vielleicht gerade gefährlich und ein schöner Köder über dem Haken. — Die Flut der Fuhrwerke, die der Morgen gebracht hatte, verebbte mehr und mehr, je höher die Sonne stieg. Immerhin brach das Leben der Straße auch jetzt nicht ganz ab. Aber weder in sich versunkene Wanderer, noch verschlafene Fuhrleute mit schweißtriefenden Pferden, noch leichte Karossen mit beschwingten Tieren begehrten seinen Dienst. Kein Brot wollte aus der Straße sprossen, so wachsam auch Christoph in der andrängenden Welt Umschau hielt. Ein mit vier Pferden bespannter Wagen blieb an einer bodenlosen Stelle infolge der Unachtsamkeit des Lenkers stecken. Dieser gab den Gäulen die Schuld und bearbeitete sie mit der Peitsche. Gleichwohl wollte der Wagen nicht zum Anfahren kommen. Da griff Christoph eilig hervorspringend in die Speichen eines Hinterrades, stemmte seine Schulter an und schob aus aller Macht. Wirklich kam der Wagen über die tote Stelle weg und blieb flott. Aber der Augsburger lachte dem Knaben statt eines Dankes einen so spöttischen Blick zu, daß dieser nicht wagte ein Stück Brot als Lohn für seine Mühe zu verlangen. So hatte er keinen anderen Gewinn als eine neue Enttäuschung und von Wagensalbe beschmutzte Hände.

Auf der linken Seite kam jetzt ein Dorf in Sicht, das zwar nicht an der großen Straße lag, aber durch einen Feldweg mit ihr verbunden war und deutlich mit Strohdachhäusern und verwitterten, graubraunen Scheunen zwischen Obstbäumen hervorblickte. Dieser Anblick erfüllte Christoph mit lockenden, schmeichelnden Gefühlen. Aus dem Dorfe klang das Gackern von Hühnern, das Krähen von Hähnen, das Wiehern von Pferden. Christoph mußte an die Sonnenplätzchen denken, an denen jetzt spielende Kinder die Hasengärtchen für die Ostereier absuchten, sich die Tropfen des geschmolzenen Reifs auf die Köpfe fallen ließen und den Duft der Milch und frischgebackenen Brotes einsogen. In jedem Hause sind Laibe von Roggenbrot aufgereiht, und die Milch, zart rahmend und kühl, steht auf dem Boden der Speisekammern. Warum hat er keine Wegzehrung mitgenommen? O wenn man von der Heimat wegläuft, dann gleicht man einem Blatt, das mit dem Sturme wandert, und muß darben und welken!

Da er gegen das Dorf gewandt dastand und sehnsüchtig überlegte, ob die Gehöfte ihm vielleicht das bieten könnten, was die Öde gewährt und die Landstraße so standhaft verweigert hatte, da kamen zwischen den letzten Häusern, die nur ein paar enge Stallfenster gegen die Straße kehrten, zwei Handwerksburschen hervor, um auf die Land-

straße zurückzukehren. Kühn saßen ihre Kappen im Nacken, die Hände steckten in den Hosentaschen oder führten kräftige Bissen zu Mund; die Felleisen baumelten auf den Rücken und die in die Achselhöhlen eingeklemmten Stöcke starrten wie Spieße in die Höhe. Der eine pfiff eine lustige Melodie und sang darauf:

Himmidunnerwetter, Kreuzdunnerwetter,
D' Betteleut habn's schön!
Gibt man ihn'n viel, leben s' wie d' Herrn,
Gibt man ihn'n weng, tuat s' trag'n nit b'schwer'n;
Brauchen kein' Butter rühr'n
Und auch kein Schmalz aussied'n,
Brauchen kein'n Wag'n nit schieb'n
Und auch kein Roß ang'schirr'n.
Himmidunnerwetter, Kreuzdunnerwetter,
D' Betteleut hab'n's schön!

Sie hielten Christoph offenbar für einen Knaben aus dem Dorf oder seiner Nachbarschaft. Denn einer drehte sich nach ihm um und rief ihn an: ‚Du, sag' deinem Bauern, er habe sich vergriffen. Schwarzbrot habe er mir gegeben anstatt Rauchfleisch. Das sei mein Schaden und ich werde ihn das nächste Mal belangen!‘ Dann kehrten sie sich dem in ungeheurer Kette tiefblau aus dem dunkelbraunen Frühfrühlingsland aufragenden Gebirge zu und sangen das Lob des Bettelstandes fröhlich weiter. Die Baumwipfel der Allee säuselten über ihnen in süßen Ahnungsschauern, und die beiden schienen bald mit der blauen Wunderherrlichkeit der lachenden, fernen Berge zu verschmelzen.

Christoph hatte sich von ihnen, als sie ihr ‚d' Betteleut' hab'n's schön‘ hinausschmetterten, fast wie ein schmollendes Kind abgewandt. Es klang ihm wie ein Spott, rief ihm das ‚ich bitt' um ein Almosen‘ in das Ohr zurück und vermochte durchaus keines der leichtbeschwingten Vagantengefühle zu wecken, welche den beiden Wanderern ihr Leben verklärten. Trotzig wandte er sich von dem Feldweg ab. Er ist doch nicht dem Dienst davongelaufen, um weniger zu werden als einer, der sein Brot durch Arbeit verdient. Er will ja sogar über den Dienstbub, über den Knecht hinaus! Der Michelshof ist sein Ziel; hätt' er betteln wollen, dann brauchte er nicht in die Fremde weglaufen!

Die Straße führte jetzt durch fette, schwarze Äcker, die in einigen Mulden noch Schnee bargen. Christoph spürte tapfer nach Fuhrwerken aus, die eine Handreichung brauchen könnten. Aber das Geschick war ihm trotz seiner Beharrlichkeit nicht hold. Als die Kör-

perkräfte nachließen, verblaßte auch allgemach das tapfere Vertrauen auf ein gutes Glück. Statt der klaren Pläne stellten sich Träume ein. Er schwärmte: Hinter dieser Wegbiegung kommt der Oheim hervor. Die zwanzig Jahre sind um. Hinter jenem Gebüsch taucht er auf. . . . Jetzt, jetzt! . . . Aber dabei verlangsamte er immerfort seinen Schritt und merkte es gar nicht, daß er schließlich kaum mehr vorankam und fast wie ein Trunkener wankte. Der zähe Wille, auf der Straße sein Brot zu verdienen, wirkte nur noch wie eine mechanische Feder; er war sich kaum mehr bewußt, warum er denn voranging, ja er vergaß sogar nach den Begegnenden auszuschauen. Obwohl der Tag ganz fernsichtig war, so glaubte er doch wieder in Nebeln, zwischen Büschen und Tannen und auf filzigen, braunen Wiesen zu schreiten und verwechselte in einer Art Halbschlaf gestern und heute. Er fürchtete nichts und begehrte nichts. Es war ihm, als sei das alles einmal gewesen.

Plötzlich wurde er heftig aufgeschreckt und stand wieder hell wach auf der Straße. Er hörte hinter sich keuchenden Atem wie von einem atemlos Rennenden. Dann vernahm er heftiges Husten, Bellen und Hühschreien. Als er sich erschrocken und in dem jäh erwachten Bewußtsein, daß er ein Verfolgter sei, umwandte, da war es ein zweiräderiger Scherenschleiferkarren, der, von einem Hunde bespannt und von einem Manne geschoben, über die losen Geleise und tiefen Pfützen polterte und klingelte. Der Hund, von der grauborstigen Art der Schäferhunde, bellte keuchend und heiser, so oft der Karren stecken blieb, und schaute sich vorwurfsvoll nach seinem Herrn um. Dieser hinwiederum schien dem Tiere die Schuld an dem Steckenbleiben zu geben und drückte das durch unverständliche, heisere Rufe aus, die aus einem schwarzen Bartwald völlig zerfetzt hervorzuquellen schienen. Jede Pause aber benützte das kleine, bärtige Männchen, um aus allen Kräften zu husten. Christoph, der sich wunderte, wie dieses Schneckenfuhrwerk ihn einholen konnte, fiel beim Anblick der klimpernden Messer und Scheren sogleich das Trutzverslein ein, das sie solchen Karren nachzusingen pflegten:

> Scheraschleifer, wetz, wetz, wetz,
> Laß dein Rädle schnurre,
> Stuagart ist a große Stadt,
> Loft a Gänsbach dure.

Die zwei Gequälten, der lechzende Hund und der hustende Mann, hingen vornüber, dem fernen, unsichtbaren Ziele entgegen, jede Faser der angestrengten Körper schien darnach zu gieren. Christoph empfand

ihre Müdigkeit so sehr mit, daß er sich unwillkürlich auch nach vorne neigte, als ziehe er an dem gleichen Strange, und ehe er wußte wie, hatte er einen Strick auf der rechten Deichselseite ergriffen und war neben den Hund gespannt. Dieser warf ihm nur einen grimmen Blick zu, legte die mißgestimmt zurückgelegten Ohren noch bösartiger zurück, aber ließ sich den neuen Gesellen ohne weiteren Widerspruch gefallen. Der Scherenschleifer aber krächzte mit seiner pfeifenden Stimme: ‚Bist du ein leibhaftiger Mensch, so will ich einen ganzen Tag lang nimmer über dieses arge Geschlecht schelten. Hüh, Hurrax, hüh!'

Sie kamen nun, obwohl alle an ihren letzten Kräften zehrten, rascher voran. Das ersehnte nächste Dorf tauchte bald hinter einer Erdwelle hervor. Nahe bei seinem Eingang zweigte eine Wagenspur auf einen Hain aus Gebüsch und hohen Bäumen ab. Der Hund riß hier den Karren sofort aus dem Geleise und folgte dem schwach sichtbaren Seitenpfad. Sie kamen an eine Kiesgrube, die nur wenig in die Tiefe ging, sondern sich in einen Hügel eingenistet hatte, auf dessen Scheitel jene Büsche und Bäume standen. Sie war sehr geräumig, gegen den Wind gesichert, und außerdem bot ein Bretterverschlag, der wohl einst den Steinklopfern ein Dach geboten hatte, Schutz gegen etwaige Wetterunbilden.

‚Auf einer alten Brandstatt ist gut Feuer machen,' rief der Alte, froh, das Ziel des Tages erreicht zu haben, und es zeigte sich, daß er hart redete und stotternd um die Worte ringen mußte. In der Tat zeigten viele geschwärzte Plätze, Überreste von Speisen, alte Geflechte und Scherben, daß diese Grube fleißig von fahrenden Leuten als Herberge benützt wurde. Der erschöpfte Mann löste, sobald sie vor dem Hüttchen angekommen waren, zuerst dem Hunde die Riemen des Zuggeschirres, dann wandte er sich an Christoph: ‚Mein armes Handwerk', sagte er mühesam, ‚hat keinen goldenen, sondern einen recht irdenen Boden; aber im frühen Frühling ist's überhaupt bodenlos. Ein schlechter Weg und ein kranker Mensch kleben hart zusammen, und es braucht schweißvolle Arbeit, sie auseinander zu reißen.' Nach diesen Worten hustete er lange und schmerzlich, säuberte seine Stiefel von dem anhaftenden schweren Straßenkot und fuhr dann fort: ‚Ich mache dir meine Danksagung! Du hast uns buchstäblich aus den Abgründen herausgerissen und bist der erste Bub, der mir und dem Hund Freundlichkeit erwiesen hat. Denn die Buben und ich, noch mehr die Buben und mein Hurrax leben in Fehde landauf und landab. Und wäre der Hund nicht in so großer Not gewesen, so hätte er sich von einem Buben keine Hilfe gefallen lassen. Du aber wirst einmal

ein wackerer Mann werden, eine Seltenheit in diesen verkrüppelten Zeiten. Grüß deinen Vater und sag ihm, er möchte stolzer auf dich sein, als wärst du heut' eingeladen worden, herrisch zu fahren in goldner Kutsche. B'hüt dich Gott, wackres Bürschlein!' Darauf machte er sich daran, auszupacken und zog vor allem ein Zelttuch hervor, um es aufzurollen und über Pfähle zu spannen. Doch ließ er alsbald die Hand von dieser Arbeit, griff einen kupfernen Feldkessel und ein Bündel trockenes Holz hervor und schlug Feuer. Christoph war nach seiner Verabschiedung an den Rand der Grube zurückgegangen, sah nach dem Dorfe, das bereits in Dämmerungen schwamm, betrachtete den ruhenden Hund und den hageren, müde hantierenden Mann und entschloß sich, an diesem völlig gefahrlosen, wohnlichen, ja heimeligen Ort mitzuherbergen und als ‚Danksagung' ein Abendbrot zu fordern. Er hat heute hart hungern müssen, aber — so ging es ihm durch den Sinn — vielleicht um auf dem ganzen Weg bis zur Donau nicht mehr hungern zu müssen. Er will an dem Mann kleben wie der Kot der Straße an den Schuhen — und wohl ist er nicht so unwert wie dieser. Er kehrte rasch zu dem Karren zurück, ergriff einen Krug und sagte zu dem betroffen Aufblickenden: ‚Ihr braucht Wasser. Ich laufe an einen Brunnen und bin schnell zurück!' ‚Ein ersparter Gang ist mir heut' mehr als ein ersparter Gulden,' stotterte der Scherenschleifer hinter dem Davoneilenden nach. Als Christoph sich selbst mit Wasser erquickt und den vollen Krug zurückgestellt hatte, machte er sich daran, das Zelt aufzuspannen, während der andere aus wohlriechenden Kräutern einen Brusttee braute, den Hund fütterte und darauf für sich selbst Käse und Brot zurechtrichtete. Weder er noch Christoph sprachen dabei ein Wort. Sie taten beide, als ginge alles seinen selbstverständlichen Gang. Die übergroße Gefälligkeit hatte den Schleifer etwas mißtrauisch gemacht, denn so große Güte kam ihm überirdisch und fremd vor. Erst als Christoph sich bei ihm niederließ und heißhungrig und unter unwillkürlich vorbrechenden Tränen von seinen Vorräten aß, erkannte er, daß er keinen Menschen vor sich hatte, der ihm aus seiner Überfülle heraus spendete, sondern einen Feinbesaiteten, der sich zu betteln schämte und sogar den Lohn für die freiwilligen Dienste zu fordern errötete. Jetzt erst begann er seinen Gehilfen heimlich zu betrachten. Er wendete sich zur Seite, um den Hund zu streicheln, in Wirklichkeit aber beobachteten die pechschwarzen, flinken Äuglein den Knaben sorgfältig, und seine spitze Stülpnase beschnupperte ihn förmlich, die dünnen Flügel blähend, indes die sehr beweglichen, buschigen Augenbrauen wie Fühlhörner

auf und nieder spielten und die Runzeln der niederen, tief herab von spröden Haaren überwucherten Stirn sich falteten und entfalteten wie Ringe rasch kriechender Eidechschen. Als der Hund gesättigt war, beschnupperte auch er den Eindringling, knurrte ein wenig, gab sich aber dann zufrieden und schlief auf der zubereiteten Decke ein. Christoph vergaß über der innigen Lust an der Sättigung zu sprechen und merkte es nicht, daß auch der Genosse schwieg. Ebensowenig beachtete er es, daß der scharfe Rauch des Feuers alle Augenblicke über sein Gesicht wehte. Er saß wie verzückt und so, als müsse er jetzt auch in dem zauberhaften Duft blauer Berge zerfließen wie die beiden lustigen Vaganten. Endlich riß ihn der Schleifer aus seiner Weltverlorenheit. ‚Mußt du denn nicht zu deiner Mutter heim?' fragte er. ‚Es dunkelt, die Fledermäus' möchten dir ins Haar sitzen, drum nimm die Beine über die Achsel und lauf!' Christoph schüttelte, mit den Augen gegen den dunkelnden Himmel, den Kopf. Ihm war alles ganz ferne, was er sah und hörte, das Angenehme und das Bittere. Eine wonnige Schlafsüchtigkeit durchfloß ihn. Er ließ die Lider sinken, öffnete sie, schloß sie wieder, murmelte: ‚Ich will . . . schlafen gehn, zwölf Engel . . .' und sank endlich, ohne es zu wissen, in den Schoß des Schleifers. Dieser brummte ärgerlich, aber sah ganz gerührt und glücklich aus, schaute in das Gesicht des tief schlafenden Knaben, der ihm in so seltsamer Weise zugegangen war und trotz Hunger und schlichter Kleidung durchaus nach etwas Besonderem aussah. Er murmelte: ‚Ein feiner Bub, Glieder aus dem Wachszieherladen, ein Köpflein wie vom Hochaltar, einer, der unter dem Glassturz gelegen hat bis zum heutigen Tag. Woher, wohin, kleines Männlein?'

Behutsam trug er den Schlafenden in das Zelt, deckte ihn reichlich mit alten Kleidern und Decken zu, wickelte auch seinen ausgemergelten, fröstelnden Leib in dicke Tücher und schlief dann kräftig durch die ganze Nacht, ob auch der Husten in seiner Brust bellte. Sobald ihn das erste Frühlicht und der Lärm der nahen Straße weckte, schüttelte er sich wach und erhob sich mit den Worten:

> ‚Morgenstund, d' Welt geht z' grund,
> Wenn wir nimmer leben, sind wir nimmer g'sund,
> Können nimmer sag'n: Morgenstund!'

Dieses seltsame Sprüchlein rief dem gleichfalls erwachenden Christoph seine ganze Lage und Umwelt in das Gedächtnis. Er stand sofort auf, holte Wasser für den Frühlingstrank, den der Schleifer für seine Brust kochen wollte, und suchte sich auf alle Weise verdient

zu machen. Als sie dann zusammen frühstückten und Christoph weder vom Bleiben noch vom Gehen ein Wörtchen verlauten ließ, begann der Schleifer endlich ein Verhör.

‚Wie muß ich dich denn heißen?‘

Der Bube besann sich, dann antwortete er frischweg: ‚Christoph, nicht mehr, aber ja nicht weniger!‘

‚Und wo ist denn deine Heimat?‘

‚Ich hab' keine Heimat mehr, mein Vater hat sie verloren!‘

‚Und warum bist du nicht bei deinem Vater verblieben?‘

‚Weil ich ihm Hilfe holen muß in Ungarn!‘

‚Oho!‘

‚Ich will nach Raab in Ungarn. Da lebt mein Oheim auf einem Schloß, und er muß die Bösen strafen und die Heimat gewinnen.‘

Darauf schwieg der Alte, schaute von Zeit zu Zeit prüfend auf Christoph und schüttelte den Kopf. Von allem, was der Bub gesagt hatte, glaubte er am leichtesten, daß der Oheim auf einem Schloß sitze, denn nach seiner Schätzung konnte der Knabe selbst kaum aus einem geringeren Haus stammen. Am meisten Kopfzerbrechen machte ihm die Frage, wie denn der Vater die Heimat verloren habe. Schließlich kam er weitersinnend zu dem Ergebnis: Er ist ein guter Herr, hat zu Max Emanuel, unserem armen Kurfürsten, gehalten und ist darum vertrieben worden. Jetzt, da der Krieg um ist, wagt der Sohn verkleidet einen Gang nach Österreich. Doch mißtraute er diesen Gedanken, so sehr sie ihn ergötzten.

Auf einmal hob der bisher so schweigsame Knabe an: ‚Ich meine, wir können einander brauchen. Ihr seid krank, die Wege sind noch grundlos. Falls Ihr donauwärts Kundschaft suchen wollt, begleit ich euch und zieh mit an dem Karren. Ihr gebt mir dafür das tägliche Brot. Bin ich einmal an der Donau, so helfe ich mir selber weiter.‘

Der Alte schien diese Rede gar nicht gehört zu haben. Er sagte vor sich hin: ‚Die Landjäger sind schon recht, aber kaufen soll man sich keinen!‘

Christoph verstand ihn. ‚Ich bin unbescholten und unbeschrien!‘

‚Das will ich dir glauben, du Kind. Aber merke dir: Nicht ich habe dich an den Karren gebunden, du bist dein freier Herr, kannst gehen und bleiben, kannst unbeschwert mitlaufen oder ziehen. Alles deine Sach! Ich weiß von dir kein Woher und Wohin!‘

‚Ich will euer Almosen nicht essen, will mein Brot verdienen. Ich bin ohne Arg, empfing von Euch Gutes und will Euer Gutes.‘

Diese Worte gefielen dem Schleifer; er nickte beistimmend und

sagte dann: ‚So fahren wir selbdritt donauwärts. Ich heiße Coloman. Rede mit Du zu mir!‘

Und damit ging er, seinem Hurrax pfeifend, in das Dorf, um Kundschaft zu gewinnen. Christoph blieb in der Grube zurück und wartete nicht ohne Sorge auf Colomans Rückkunft. Er wird Lärm schlagen oder doch plaudern, dachte er; wer weiß, er wird die Landjäger auf mich hetzen, um Geld zu verdienen. Doch tröstete ihn einigermaßen das treuherzige Wort: ‚Rede mit Du zu mir!‘ Er erklomm endlich den Hügel, versteckte sich hinter einer Esche und hielt sich bereit, davonzurennen, wenn der Schleifer nicht allein herauskommen sollte. Dieser aber trottete nach einer Stunde, durch ein lautes, bellendes Husten von weitem gekennzeichnet, zwischen den Häusern hervor. In seiner Hand baumelte eine blitzende Last von Messern, Scheren und Pfriemen. Christoph lief ihm erfreut entgegen, nahm ihm die Werkzeuge ab, half ihm den Schleifstein in Ordnung bringen, Wasser aufgießen und drehte schließlich mit flinker Hand die Kurbel, so daß Coloman den Stein nicht zu treten brauchte. Christoph kannte diese Arbeit vom Richterhofe her, wo er sogar versucht hatte, gröbere Messer selbst zu schleifen. Der Alte wurde heute noch schlimmer vom Husten geplagt als am Tage zuvor. Sein runzliges, gelbes Gesicht rötete sich bisweilen von dem Andrang des Blutes und die Augen trieften wie von Tränen. Er arbeitete darum nur kurze Zeit und suchte sich an der Halde ein Plätzchen, wo die Sonne prall auf die Grubenwände auffiel und nicht von flatternden Lüften auseinandergejagt wurde. Hier ruhte er, in Decken gewickelt, aus und feilte zwischenhinein Pfriemen und Bohrer. Christoph sah ihm zu, versuchte sich selbst und bemühte sich, dem Kranken durch heißen Tee und warme Decken Linderung zu verschaffen. So sehr ihn der geplagte Alte dauerte, so konnte er seine Ungeduld über die lange Verzögerung der Reise doch kaum verbergen. Gleichwohl weigerte er sich, die fertige Ware in das Dorf zurückzubringen. Coloman erkannte an der ängstlichen Abwehr seiner Bitte, daß den dienstbereiten, eifrigen Knaben ein besonderer Grund das Dorf scheuen hieß. Gewohnt, immer allein zu sein und fast nur zu einem Wesen zu sprechen, das seine Worte nicht verstehen konnte, vergaß er wiederholt, daß nun einer mit aufgeschlossenen Sinnen um ihn sei, und schwatzte seine Pläne und Sorgen vorbehaltlos vor sich hin. Dabei zeigte es sich, daß seine Gedanken viel mit den Geheimnissen seines Gehilfen beschäftigt waren. ‚Schon der Name ist etwas Besonderes,‘ murmelte er dann und wann. ‚Christoph — nicht mehr . . . das wäre dann

ein Von und Zu, nicht weniger — Stoffel, das wäre natürlich eine Kränkung.' Wie erschrak aber der Knabe, als er einmal sagte: ‚Hände wie eine Prinzeß, Kopf wie ein Prinz!'

Was weiß der Mann von den Einbildungen meines Vaters; bin ich denn schon verraten, wissen sie im Dorf von mir, überlegte er hastig und erregt. Doch beruhigte er sich wieder, als Coloman ganz aus seinem Brüten heraus und arglos weiterfuhr: ‚Was geht mich an, was hinter der Haut steckt, ob er vom Himmel gefallen oder aus dem schwarzen Boden gewachsen ist. Weiß er, wie hartes Brot schmeckt, dann wird er auf seinem Schlosse ein gnädiger Herr sein.'

Christoph wurde es wunderlich zu Mute. Der Vater hat zuhause nie anders zu ihm gesprochen, als wäre er ein ausgemachter Prinz, und nun schaut ihn dieser wildfremde Coloman ebenso feierlich an und hält ihn offenbar für einen vornehmen Knaben. Sehe ich denn wirklich nach etwas anderem aus als gewöhnliche Menschen? überlegte er.

8.

Als Coloman den Karren für die Weiterfahrt rüstete, kramte er aus einem Korbe allerlei bunte Gewänder. Darauf rief er Christoph heran, nahm ihm die Schürze ab und sagte: ‚Du bist in weißen Ärmeln und baren Hauptes gekommen wie einer, der nur im Sinn hat, zum Feierabend vor das Haus zu treten.' Er setzte ihm sodann ein rotsamtenes, freilich recht verblichenes Barett mit schwanker Fasanenfeder auf das blonde Haar, zog ihm ein scharlachfärbenes Wams an und hängte ein kurzes schwarzes Mäntelchen darüber. Er tat das mit so viel Feierlichkeit wie eine Zofe, die ihre junge Herrin für ein Fest schmückt, verwunderte sich über das feine Aussehen Christophs und lachte verschmitzt, aber zärtlich mit untertänigsten Gebärden: ‚Ich habe das von fahrenden Schauspielern zum Pfand erhalten, und siehe, man kann es brauchen! Nimm es an! Ein hausierender Mensch tut immer gut, zu machen, daß die Leut' Augen und Mäuler aufreißen. Sie laufen einem dann leichter zu und glauben, daß man hölzerne Messer giftscharf schleifen kann.' Christoph ließ sich anfangs die Maskerade nur unwillig gefallen. Aber zuletzt gab er nach. Wenn sie ihn schon immer wie einen Prinzen anreden, sollen sie ihn schließlich auch so kleiden. Und außerdem, wer will ihn jetzt noch kennen? Nicht einmal der Raubvogel sieht in ihm den Roßbuben vom Richterhof!

Die schönen Tage hatten die Straße so ausgetrocknet, daß der aufgequollene Boden sich setzte, ja, daß rasch heranfegende Luftwirbel

bereits da und dort Staubwölkchen in die Höhe trieben. Die Sonne strömte eine eigentümlich erschlaffende Wärme nieder, die um so drückender wirkte, als der Körper noch ganz darauf eingerichtet war, sich gegen Frost zu wehren. Die Lerchen ergossen ihre Lieder mit junger Kraft in die Lüfte, so daß der ganze weite Himmelsteppich zu klingen schien. Ackerleute hatten sich auf die Felder gewagt. Die Schollen lösten sich bereits willig und mürbe von der Pflugschar. Die fahrenden Kärrner vergossen Schweiß und erlahmten mehrere Male, so daß sie unter Gebüsch am Wegraine innehielten und veratmeten. Gegen Abend kam von Osten her plötzlich ein bissiger Wind, der statt des erwarteten Regens für diese Nacht ohne Zweifel Frost und Reif heraufführte. Christophs Hände röteten sich trotz der Anstrengung, und er fror. Coloman sah, daß der Knabe litt, und stotterte ihm zu: ‚Halt nur noch ein wenig her; wir sind bald daheim! Sollst dich über die Herberg nicht beklagen. Wer einen goldenen Wagen erjagen will, erreicht doch sicher eine Speiche. Ist's kein Schloß, so ist's wenigstens einmal eins gewesen! Wir schlafen heut' im Kämmerlein!'

Christoph hörte diese Worte mit Mißvergnügen. ‚Was will er da, warum nicht im Freien? Ich will nicht hinter Schloß und Riegel und zwischen Mauern!' Die Müdigkeit und die drückende Hitze des Frühfrühlings hatten seinen Kopf dumpf gemacht. Und in das matte, schlaffe, wie von einer Krankheit bedrückte Blut nisteten sich die Sorgen ein. Sie fanden ein besonders beißendes Mittel, ihn zu quälen. Sie raubten ihm die Unschuld des Gewissens, die ihn bisher begleitet hatte. Ihm fiel plötzlich sein Bruder Raimund ein. Gewiß, dachte er, ja ohne Zweifel, ist er mein Nachfolger. Der Richter hat die Kinder nicht aus der Hütte gejagt. Aber Raimund muß an meiner Statt dienen. Er macht heute die ersten Proben durch und kämpft gegen Neigung und Abneigung des Knechtes. Er schläft in Lebensgefahr neben dem Tier, und eines leidet Not: sein Leib oder sein Gewissen. Er macht ihm den Trommelbuben und trinkt, trinkt, tanzt beim Lagerfeste oder leidet wie Veitle und — Christoph! Oh, Raimund, ich bin davongelaufen, und dir hab' ich meine Bürde zugeworfen!

In seiner Wut, Verzweiflung und Herzensangst hat er an all das nicht gedacht, so wenig wie an Brot oder auch nur an eine Kappe. Ohne Besinnung ist er gewesen, besessen von dem einen Gedanken: Nur aus den Klauen, nur den Oheim holen, daß er ihn rächt! Er ist ja doch in Todesnot gewesen!

Er grübelte mit hängendem Kopf und tief verzagt: Wie wird sich Raimund halten? Und dann fing er an ihm förmlich zuzureden, als schritte er an seiner Seite, und er kam immer mehr in Trauer und Erregung: ‚Raimund, es hat gleichwohl sein müssen, und ich kann es auch jetzt nicht bereuen, was ich getan habe! Halte nur aus! Du hast es ja leichter als ich. Du weißt, daß ich den Oheim hole. Ich aber habe ins Ungewisse hinein das Unerträgliche dulden müssen! Ich finde den Oheim sicherlich, vielleicht schon auf der Donau, vielleicht gar bereits vorher. Und habe ich ihn, dann spannen wir die windschnellen Rosse an und machen euch frei und ziehen auf den Michelshof oder gar, wenn es dir lieber ist, auf ein Schloß, wie es der Vater meint. Sei nur standhaft, dann können dir die Bannworte nicht an! Du hast doch auch zur Legion geschworen und gehörst ihr heimlich an!‘

So stritt Christoph mit sich und bewies in feurigen Reden seinem Bruder, daß er recht getan habe zu fliehen, und daß alles gut würde, wenn er nur standhaft aushalte. Aber manchmal fuhr er gleichwohl empor, als hätte ihn eine Hornisse bedrängt. Dann hatte die Sorge ihm ein böses Bild gezeigt: Sein Bruder saugt lachend mit Märtel in die Wette an der Flasche. — Der Knecht würgt Raimund und bedroht ihn mit Zauber und Tod. — Der Kleine tanzt mit Adelheid und mit den Schatten, die gierig aus der Tenne wachsen und darnach gieren, Gewalt über ihn zu bekommen. . . .

Aber nein — vor ihm steht ja nicht Raimund — er müßte ihn sonst schlagen, nicht der boshaft lachende, wild triumphierende Knecht, — er müßte sich sonst auf ihn stürzen und ihm eines der Messer, einen der Pfriemen, die hinter ihm klingeln, in die Brust stoßen, — o wenn er das doch könnte! Neben ihm lechzt nur der griesgrämige, aber treue Hund! Da keucht und hustet der Meister Coloman! Und gute Ackersleute pfeifen hinter den Pflügen her, fröhliche Buben traben sorglos und ungequält an ihrer Seite! Da ist nicht die öde, branntweingeschwängerte Luft des Lagerfestes, sondern gute Gottesluft, da ist frommer Vogelsang, nicht das Kreischen betrunkener Weiber. Ei, wie gut, daß er doch geflohen ist!

Sie waren in einen Seitenweg eingebogen, fuhren über eine polternde Knüppelbrücke und folgten dem Laufe eines Baches mit hellem Wasser und dunklem, flechtenüberzogenem Grund. Dann ging die Fahrt steil zwischen einer Allee uralter Linden empor. Der Quellbach blieb zurück, die Pflügenden, wenn Christoph auf sie zurückblickte, wurden kleiner; seithalb hinter einem Hang zeigte sich ein

Dorf. Die Anstrengung, die der scharf aufwärts klimmende Weg kostete, tat Christoph trotz seiner Müdigkeit wohl. Sie verdrängte seine Grübeleien und Sorgebilder. Er schaute lebhaft nach seiner jetzigen Umwelt aus, sah mit Staunen, wie sie in einen mächtigen, verwilderten Park einbogen und bei der nächsten Kehre vor einer Burgruine standen. Wie groß wurden seine Augen, als ihn alles, was er sah, an die Wolkenburg erinnerte, die der Vater mit ihm vom Michelshof aus wiederholt besucht und in allen Einzelheiten erklärt hatte. Hier der breite, von Eschen bestandene Graben, dann der schmale, steil zur Burg aufwärts führende Weg. Noch zeigten die gewaltigen Klammern die Stützpunkte der einstigen Zugbrücke an. Aus dem Gemäuer und Gebüsche reckte sich dunkel der Bergfried herauf, ein runder Wehrturm, der bis an seine oberen Teile von Efeu umsponnen war. Doch schien diese Burg noch besser erhalten, sie war bedacht und barg sicher bewohnbare Räume. Das kundige Tier fand leicht eine Zufahrt zu dem Graben, auf dessen Grund das dürre Laub des vergangenen Jahres rauschte. Unter der ehemaligen Zugbrücke war ein Raum, der wohl einstmals Ziegen oder Schafen als Stall gedient hatte. Es fand sich in ihm Laubstreu und auch ein Rest von Futterbarren und Raufen. Dieses ‚Stübchen' bot einen vortrefflichen Schutz gegen den hart andrängenden Ostwind, dessen Schärfe schon in dem Graben weniger empfindlich war wie auf der freien Höhe. Ein geschwind angezündetes Feuer lud bald ein, Leib und Seele behaglich zu betten. Christoph heftete, während er die Mahlzeit bereiten half, wieder und wieder den Blick auf das hohe, zackige Gemäuer und den riesigen, geschwärzten Turm, der so starr über die schwanken, im Winde leise knarrenden Baumkronen hinausragte. Als der Mond zwischen zwei wild gespaltenen, wie von einem grimmen Raubtier zernagten Mauern hervorkam, erschienen die Umrisse der Trümmer noch düsterer und riesenhafter, und der runde Durchblick einer schwarzen Wand, der einem stumpf glänzenden Auge nicht unähnlich war, erweckte die Vorstellung, zu Füßen eines ruhenden Ungeheuers zu schlafen. Als der Alte den Knaben so ergriffen vor diesem Gerippe eines Schlosses stehen sah, zwinkerte er ihm zu und knurrte vor sich hin: ‚Das macht das liebe Heimweh, glaub's wohl, Art will zu Art. Aber was Gott getrennt hat, vermag er auch wieder zusammenzufügen.' Er selbst verlor an das malerisch-wehmütige Bauwerk nicht einen Blick, bückte sich fleißig, Holz zu lesen, und kochte seinen hustenstillenden Frühlingstrank. Nachdem sie gegessen hatten, schliefen sie, von der harten Arbeit ermüdet, bald ein, aber wiederholt weckte sie

der Hund, der nach Ratten fuhr oder nach einem schleichenden Fuchs ins Freie schoß. Früh wurden sie durch den Gesang zweier Amseln geweckt, welche am Saume des nahen Tannenwaldes in einem bewegten Sängerwettstreit lagen. Auch Finken schlugen und Meisen wisperten, indes sie behende um das noch im Schatten dämmernde oder von der Morgensonne rot beleuchtete Mauerwerk kletterten. Coloman ging sofort nach dem Frühstück in das Dorf hinab und befahl dem Knaben schmunzelnd an, einen guten Burgherrn zu spielen. Christoph stieg, sobald er allein war, über den Torweg zu dem geräumigen Hof empor, der gänzlich verwildert und von Bautrümmern so überstreut war, daß man nur kletternd umherwandern konnte. Altes Gras, ausgedorrte Stengel von Königskerzen und alte Holderbüsche bewiesen, daß hier seit langer Zeit nur noch die Kinder der Natur eine Heimstätte hatten. Wenige, stubengroße Flächen waren von den abstürzenden Trümmern so verschont geblieben, daß noch das rote Pflaster aus alter Zeit zwischen Rasen und braunem Laub zu erkennen war. In der Mitte dieses Hofes, in dem Christoph voll Gier und Entdeckungslust umherstieg, fand er einen aus schwarzen Tiefen gähnenden Ziehbrunnen, über dem noch ein morsches Balkenwerk aufragte. Er blickte in die Tiefe und schauderte. Warum mußte er an dem schwindelnden Rand an den Knecht denken? Er stellte sich vor, er recke und balle sich aus der Finsternis und jetzt — er schleiche sich hinter ihm heran und stoße ihn in die Tiefe. Als er sich umblickte, stand nur eine rotbraune zerbröckelte Mauer hinter ihm. Es war für ihn wie eine Begegnung mit einer lieben Seele, als er nahe bei dem Brunnen, dort wo der Burgplatz von einer Ringmauer eingefaßt jäh zu Tal stürzte, ein Kirschenbäumchen sah, das von den Trümmern umhegt, von Moder und Verwitterungen genährt, sein schlankes graues Stämmchen aus dem Schutte hob und mit einer runden, lockigen Krone abschloß, die mit grünweißen Knospen übersät und sogar schon von einigen Blüten geziert war. Ein Prinzeßchen! dachte Christoph. Und wie es diese groben Kobolde und Drachen pflegen und vor rauhen Winden schützen! Er umschlang den glatten Stamm, drückte sich an ihn und schaute zwischen den laublosen Ästen der an das abschließende Felsenwerk geklammerten Eschen hindurch zu Tal. Ein kleines Dorf lag in der Mulde des im Bogen herankommenden Hügelzuges. Weit streckten sich von ihm aus die Felder in das Tal hinaus, das auf der anderen Seite wieder von einer dunkelbewaldeten Höhe abgeschlossen war. Die frischgepflügten Felder erschienen wie breite gleichlaufende Kohlenstriche.

Wege zogen quer durch das Ackerland und eine weiße Straße schnitt neben einem vielgekrümmten Bach weithin durch die Landschaft. Sie war reich belebt und Christoph vergaß über ihr Burg und Gegend. Als zwei Reiter über sie daherjagten, schoß es ihm durch die beständig gespannte und harrende Seele: Der Oheim! Es waren dann zwei Husaren, welche an dem Dorf vorbeisprengten und dann querfeldein den Wäldern zuhielten. Aber Christoph spielte nun mit der Straße und allen Wagen, Reitern und Karren ‚Der Oheim kommt‘ und gab jedem Kommenden und Gehenden aus der Phantasie etwas von dem Ersehnten. Dabei kauerte er sich an dem Fuß des weißen ‚Prinzeßchens‘ nieder und blickte, den Kopf in der Hand, weltvergessen über das Gemäuer hinweg. Da hörte er plötzlich flüsternde Kinderstimmen und dann den entsetzten Ruf: ‚Der Schloßgeist, der rote Kunz, der Geist!‘ Es polterte von niederfahrenden Steinen, keuchender Atem pfiff, lautes Weinen ertönte und Christoph sah, als er sich über die Brüstung beugte, einige Knaben und Mädchen halsüberkopf aus dem Burgbereich enteilen. Ein einziger nur wagte es, noch einmal zurückzublicken, während er über eine steile Nagelfluhböschung hinabkletterte, und dieser wandte sofort unter allen Zeichen des Entsetzens seinen Kopf weg und schrie aufs neue, indes er sich die Augen verhüllte: ‚Der Kunz, der Geist!‘ Die Angst der Kinder wirkte auch auf Christoph beängstigend. Er glaubte sich eher verfolgt als geflohen und versteckte sich bei seinem Karren. Doch alsbald lag wieder völlige Einsamkeit um die Burg und hüpfende Hasen und schreiende Elstern gaben ihm das Zeichen, daß auch er sich wieder hervorwagen dürfe. Als Coloman zurückkam, begrüßte er den Knaben mit tiefen, umständlichen Bücklingen. Christoph achtete nicht auf seine Possen, nahm ihm sogleich das Werkzeug ab und machte sich daran, die gröbere Ware zu schleifen, indes Coloman sich ausruhte. Der Meister sah ihm mit pfiffiger Aufmerksamkeit zu und verwunderte sich mit einer Art selbsterniedrigendem Staunen über die Kunstfertigkeit seines Gehilfen, auch lachte er wiederholt in eigener Weise vor sich hin. Endlich, nach einigen weitläufigen Anspielungen, daß Christoph ein ‚Wunderkind‘, ein Heinzelmännchen sei und eine Hand habe wie eine Uhrfeder, fragte er, vergnügt pfeifend, ob denn Leute hier gewesen seien. Dann rückte er mit der Geschichte heraus, die ihn bedrängte: ‚Du hast die Guten,‘ erzählte er, ‚artig erschreckt. Sie haben dich für den Burggeist gehalten, der hier weizen soll und von dem sie jetzt glauben, daß er mein Freund sei, was sehr löblich für sie und mir dienlich ist.

Nämlich, sie haben da eine traurige Geschichte, wie ein Grafensohn von dem Knecht erdolcht und in den Brunnen geworfen worden ist, weil dieser in der Wirrnis der Kriege selbst Herr Graf werden wollte. Der unglückliche Kunz steige nun alljährlich um die Frühlingszeit aus dem Brunnen, sobald die Erde schön zu werden beginne. Das sei seine Entschädigung dafür, daß ihm die Schönheit der Welt so früh weggeraubt worden sei. Wo aber weit und breit ein Schleicher, Mörder und Ärgernisgeber sei, den packe er nächtens am Schopf und werfe ihn in den Brunnen. So viele auch darin begraben würden, so sei er aber immer gleich tief, denn er habe keinen Boden. Siehst du, Christoph, wer nun einmal solch ein Geblüt hat, dem schlägt es durch Lumpen und Lappen durch. So oder so schmecken es die Leute heraus, und wenn einer am Scherenschleiferkarren zieht!'

Darauf prüfte er Christophs Arbeit, fuhr mit dem Daumen über die Klinge hin, gab Christoph feinere Messer und erstaunte immer mehr über die feine Hand des Knaben. ‚Ich meine, du sollst trachten, bald Schwerter zu schleifen und auf einen Gaul zu kommen, statt an alten Schabern zu wetzen und selber Roß- und Hundearbeit zu tun.'

Errötend lief Christoph weg. Er lachte über das tolle Gerede und spürte sich doch gehoben, als hätte er soeben etwas sehr Großes und Rühmliches erfahren. Doch wandelte sich diese seine Brust schwellende Gehobenheit zunächst zu der Hoffnung, die fast wie ein süßes Ahnen in seine Seele kam, daß der Oheim Thassilo nahe sei und vielleicht schon heranreite. Verschämt bog er einen Holunderbusch zurück und spähte hinaus in das Tal, bis ihm die Augen übergingen und die Freude sich zu bitterer Enttäuschung, zu Heimweh und Zorn verwandelte und in heißen Tränen aus dem Herzen strömte.

Nachmittags, da er wieder allein war, besorgte er zunächst die von Coloman zurückgelassene Ware und entfernte Scharten und Rost von schlechtem Werkzeug. Bald lag es blitzend im Sonnenschein. Christoph stand in einem Ring von Messern und Pfriemen. Es sah aus, als säßen die Ritter noch oben auf der Burg und bereiteten sich zu einer Fehde. Kriegerische Gedanken belebten Christophs verdrossenen Sinn. Eine lange, mit einer Blutrinne versehene Klinge lag als Colomans Eigentum halbverrostet in einer Schublade. Christoph zog sie aus langer Weile hervor und schärfte sie. Sie erwies sich hart und geschmeidig; ihre leise geschwungene Spitze widerstand dem Stein und lohnte dann die Arbeit mit einer haarscharfen Schneide. ‚Wenn ich von Coloman weggehe, nehme ich

diese Klinge mit. Diesmal gehe ich nicht ohne Waffe, auch nicht ohne Brot! Der Knecht mag kommen!' Und seine Phantasie ergötzte sich mit der Vorstellung eines Kampfes mit dem Knechte. Er schliff nochmals und nochmals, der Schweiß troff ihm vor Erregung von der Stirne und der seit langer Zeit zurückgepreßte Haß und Zorn brannte lichterloh in ihm. Er prüfte das Messer und versuchte seine Schärfe an Gras und Stecken. Schließlich war ein Baumstamm der Knecht, er rannte die Spitze in das Holz. Tief drang sie ein. Das Messer blieb zitternd stecken, als er die Hand weghob. Da schämte er sich, ging von dem Schleifstein weg und wurde aufs neue traurig und bedrückt. Aber nie springen die Strahlen der Träume höher und entfalten sich farbenbunter, als wenn hochgemuter Wille in armselige Winkel zusammengedrückt wird. Und so ging denn Christoph, da ihm der Blick in das Tal nur Enttäuschung brachte, die Ruinen ihm Heimweh und der Karren Langweile verursachte, zu dem weißen Bäumchen, setzte sich unter seinen Stamm und schaute in die weiße Krone. ‚Du bist ein Prinzeßchen,' sagte er, nachdem er lange stumm und trübselig unter ihm gesessen war, ‚und ich bin ein armseliger vagierender Mensch.' — ‚Du bist ein Prinz,' lächelte das holde Bäumchen zurück, und auch die Finken und Amseln sangen ihm zu: ‚Du bist ein Prinz'. Christoph war immer erschrocken, wenn der Vater seine Phatasien ausgekramt hatte und schämte sich sogar für ihn, wenn er es vor anderen tat. Darum war er beharrlich allen Träumereien, die ihm ähnliche Gaukeleien zugetragen hatten, ausgewichen. — Jetzt hörte er mit Wohlgefallen die Stimmen: ‚Du bist ein Prinz,' und ließ sich von ihnen trösten und in rosig zartes Gefilde willig wegtragen. Sein Unglück und seine Einsamkeit schienen ihm das Recht zu geben, die goldenen Fäden, die ihm alle zuwarfen, in das graue Gespinst seiner Schicksale einzuspinnen. Wie er sich vorher mit Rache gesättigt hatte, so erfüllte er sich jetzt mit dem Hochgefühl, daß der Vater die Wahrheit sehe und sage. Immer schaute er zu der weißen Krone empor, aber da war es nicht mehr die weiße Krone, sondern es war Edeltraud im weißen Kleide. Und die Schwestern saßen um sie her, ließen weiße Schleier wehen und weiße Spitzen um zarte Füßchen weben. Jetzt flatterten sie auf wie Vögel und tanzten und sprangen um den Burghof und haschten nach weißen, wundersam zarten Bändern, Spitzen und Geweben, die auf sie niederfielen, die Burg überkleideten und die roten Steine überdeckten. Und sie riefen alle mit den Vögeln in die Wette: ‚Prinz, Prinz!' Er aber rief dem roten Kunz, befahl ihm, den Knecht zu greifen und im

nächsten Augenblick versank der Dunkle in dem schwarzen, bodenlosen Schacht des Brunnens. Nun flatterten die Prinzeßchen über den Hof durch das Burgtor in die Kemenaten und Säle, und wie sie selbst weiß und rosig waren, so verjüngte sich die ganze Burg zum schönsten Schloß. Jetzt lehnten sie in allen Türrahmen, die Schwesterchen, die holden, in allen Fenstern und Dachluken, und winkten ihm: ‚Prinz, Prinz!‘ Der Vater kam: ‚Wir wollen unser Vätergut in Besitz nehmen! Uns hat allen bös geträumt, ... von Schulden, dem Hüttlein; aber ich habe die Wahrheit, die vor dem Traum lag, nie ganz vergessen und verleugnet, obwohl ihr mich zum Narren gemacht habt. Jetzt ist sie wieder da! Das Schloß ist die Wahrheit. Die Armut ein Traum! Schämt euch eurer Genügsamkeit‘ und Christoph schwelgte, wie vorher in kriegerischen, so jetzt in hochherrschaftlichen Bildern. Auf einmal schüttelte er sich, rieb die Augen, öffnete sie weit und staunte, daß die Prinzeßchen wirklich um Hof und Gemäuer tanzten und die ganze Welt umher blühend machten. Aber als er dann aufsprang, da erklärte sich der Zauber: Es schneite. Ganz seltsam leise und sacht, wie wenn wirklich der Burggeist dabeistünde, den Finger an den Lippen, die Brauen hochgezogen, und deutete: ‚Sachte, sachte, keinen Laut, ich bin noch müd vom Dunkel, blutleer von der luftlosen Unterwelt; ich bin noch ein Schatten, ein Wölkchen, pustet mich nicht auseinander, ihr Winde!‘ Und sie wagten keinen Übermut und legten die Flocken behutsam, in scheuer Ehrfurcht wie zarteste Neugeborene, auf Zweige und Steine, um Gesimse und Stengel. Die Vögel aber taten, als wären die Zweige wirklich voll weicher, warmer Blüten und als wären sie die bestellten Sänger bei einem großen Feste und sangen die farbigsten Lieder in diese zärtliche, blutlose weiße Herrlichkeit hinein. Christoph sah keine Straße und keinen Ackerstrang mehr, das ganze Tal war mit den ungezählten weißen Spitzenschleiern verhängt. Die zierlichsten Locken und Wirbel, Perlbänder und Girlanden durchwirkten die dunklen Äste der kahlen Bäume und überhängten die armen toten Glieder der Burg. Fast erschien die Schönheit, die vor den erwachten Augen lag, so bezaubernd wie die Pracht sie vor den träumenden gewebt hatte und Christoph konnte ganz bewußt und willkürlich die Prinzeßchen und glänzenden Schloßräume zurückrufen. Zum erstenmal hatte er auch Sehnsucht nach dem Vater, verstand seine innere Welt, verzieh sie, ja glaubte an sie mit einem zarten, verschämten Glauben und verlangte darnach, daß sie wahr werden möchte.

Aber da zerriß plötzlich ein heftiges Hundegebell die Stille. Christoph schaute sich erschrocken um und sah, wie der Hurrax aus den hohen Hecken, die den Park umgaben, hervorbrach und in wildem Jagen einem Hasen nachsetzte. Im Augenblick waren Verfolger und Wild wieder verschwunden, das wüste Gebell verhallte im nahen Wald und die Stille kehrte zurück. Aber die hohe Feier der Einsamkeit und webenden Fäden war zerrissen. Christoph schaute nach Coloman aus. Alsbald wurde sein heiseres Husten, Keuchen und Schelten laut, und er erschien mühsam steigend zwischen den Bäumen des Abhangs. Christoph lief ihm wie immer entgegen, um ihm die Last der Ware abzunehmen. Aber Coloman trug keineswegs Messer bei sich. Er schwankte und roch stark nach Branntwein. Christoph wich erschrocken vor ihm zurück. Ist ihm denn der Schnapsteufel nachgelaufen? Sein ganzes Innere flammte empört auf, der ganze Haß gegen die Lagerfeiern, das tierhafte, gierige Wesen des trunkenen Knechtes und das von Coloman selbst genährte Selbstgefühl wallten empor. Er schrie, indem er mit geballten Fäusten gegen den Schleifer ansprang. ‚Du wagst es, zu sudeln, Schnaps zu trinken, vertrödelst die Zeit und schämst dich nicht — schäme dich! Ein solcher also bist du! Wart' nur — ich werde — so kann ich dich nicht brauchen!' Und redete, als wäre er der Meister und Herr und der andere ein zugelaufener Diener. Coloman schaute ihn ganz entgeistert an. Der zornbebende, feine, schöne Knabe erschien ihm wie eine höhere Gewalt. Er fürchtete ihn und wurde vor seinem Schelten zum Kinde, zum Sklaven. Unfähig, diesen flammenden Augen standzuhalten, blickte er auf die Seite, kratzte sich und tappte mit demütiger Miene hin und her, Worte der Entschuldigung suchend und kaum fähig, die Tränen zurückzudrängen. Auf einmal bückte er sich, tastete nach der schmalen Hand des Knaben und stammelte: ‚Jag' mich nicht, edler Herr, verzeihe... freilich bin ich ein solcher; ich kann aber nichts dafür, es ist mir auferlegt, es ist Fügung. Auch hat mir niemand gewehrt. Warum sollt ich einsamer Vagant, der Habenichts, Habniemand mir einen Gesellen mißgönnen? Aber jetzt freilich, so lange Ihr . . . ich werd' mich schon sauber halten!'

Christoph hatte sich, als der Alte zu stottern anfing, von ihm abgewandt. Aber Coloman ging hinter ihm drein und lief ihm nach, bis er sich ihm wieder verzeihend zuwandte und versicherte, er wolle ihm Glauben schenken. Da war der Alte hochbeglückt, tappte emsig umher, suchte für Christoph gute Bissen hervor und redete gesprächig den Knaben in aller Ehrerbietung bald mit Euer Erlaucht, bald mit

Edler Herr an. Christoph ließ es sich erst widerwillig gefallen, aber schließlich gewöhnte er sich daran, mit so viel Aufmerksamkeit und feierlicher Unterwürfigkeit behandelt zu werden. Sein trüber Sinn erheiterte sich so, daß er es aufs neue wagte, auf der Straße nach dem Oheim auszublicken, und die unvermeidliche Enttäuschung mit Gleichmut ertrug.

Als der Hund von seiner Jagd zurückkehrte, fuhr Christoph auch ihn an, weil er ein hinterlistiger Räubergeselle sei. Aber Hurrax wies ihm die Zähne, knurrte grimmig und stellte sich mit gesträubtem Rückenhaar neben seinen Herrn, bereit, auf den ersten Wink gegen den anmaßenden Eindringling loszugehen. Coloman schlug sofort auf den Getreuen los: ‚Wir müssen anständig sein, auf der sauberen Straße bleiben,‘ schrie er, ‚wir haben einen Herrn. Was willst du gegen ihn bellen? Wer zieht den Kürzeren? Der Herr meinst du? So ist der Lauf der Welt nicht! Der Kleine hat unrecht! Also duck dich!‘

Die flockige Herrlichkeit der verspäteten Winterstunde zerfloß rasch. In den Schnee mischte sich dampfender Regen. Christoph verbrachte einen trüben, frostig-feuchten Abend und schlief voll Verlangen nach einer raschen Fahrt ein. In dieser Nacht aber schliff er wieder das Messer mit der geschwungenen Spitze. Ein Drache mit dem Kopfe des Knechts kroch aus dem schwarzen Brunnen, reckte sich an dem weißen Blütenbaum empor und all die Prinzeßchen, seine lieben Schwestern, tanzten um ihn, der schmatzend den gewaltigen Rachen öffnete und schloß und eine nach der andern verschlang. Da stürzte er auf ihn zu und stieß ihm die Waffe in den weichen schuppenlosen Hals. Darüber erwachte er und fand nichts anderes in sich als ein großes Sehnen, an die Donau zu kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus europäischen Tagen
Erinnerungen von * * *

Die Erinnerungen der Jugend haben keine Perspektive; sie stehen noch mitten im flüssigen Leben und legen sich schmeichelnd als neue Hoffnungen ans Herz. Denn die Jugend will aus der Zukunft ein Ganzes machen; etwas erringen, erstreben, genießen, was Ewigkeitsdauer in sich trägt — irdische Ewigkeit! Dieses unentwegte Hoffen auf irdische Ewigkeit ist der Reichtum der Jugend, aber auch so oft ihr schmerzlich bitteres Herzweh. Sie glaubt und glaubt immer wieder, daß die 365 Tage des Jahres ihr entweder das große Glück bringen müssen, oder daß das einmal errungene Glück jeden Morgen als neues Wunder lichtstrahlend über ihr aufgehen wird. In solch reichpulsierendem Leben ist kein Raum für Erinnerungen, so wie wir Alte sie verstehen. Wir Alte wissen, daß es keine irdische Ewigkeit gibt, und wir danken Gott dafür. Wir wissen, daß von den tausend Blättern des in Sommerschönheit prangenden Baumes kein einziges Blatt dem andern gleicht, und so auch keine Stunde der 365 Tage uns in gleicher Weise anschauen wird wie die vorhergehende, wir wissen, daß, wenn auch vielleicht unser Wollen und Streben ein Ganzes aus unserm Leben zu machen vermag, die wechselnden Stunden — wie die Sommerblätter dem Spiel des Windes und der Wolken ausgesetzt sind — dem Sonnenbrand und der Winterkälte, dem frühen Frost wie dem ersten Frühlingswehen — wir wissen, daß es keinen Augenblick gibt, den wir festhalten können, und sei er auch noch so schön, daß wie unser Denken so auch jede Phase unseres Lebens nur Stückwerk ist; und so haben wir gelernt, die flüchtige Stunde wie einen flüchtigen Gruß zu betrachten, und schauen auf all die wechselnden Gestalten der Vergangenheit wie auf wechselvolle Bilder zurück, und haben das vor der Jugend voraus, daß wir für gute Stunden herzlich dankbar sind, ohne zu fragen woher — wohin.

‚Nun ruht die Welt wie traumverloren,
Und leise wird ihr abgestreift,
Was in des Lenzes Licht geboren
Und in der Sonne Glut gereift.‘

Ich frage mich manchmal, ob die heutige Jugend, wenn auch sie einmal den Spätherbst des Lebens erreicht haben wird, diese Worte in ihrer tiefen Poesie und friedvollen Resignation begreifen wird, ob auch sie erfahren wird, wie reich das Leben noch sein kann, auch unter dem leisen Fallen der Blätter, auch unter den weißen Haaren, auch von Gräbern umringt? — Ich traue mir kein Urteil zu, denn die heutige Zeit, die Nietzsche vergöttert, die Opern von Richard Strauß bewundert, die Goethes weise Abgeklärtheit als etwas Überwundenes zurücklegt, die eine Literatur verträgt, die nach meinen veralteten Begriffen sich sehr oft am guten Geschmack versündigt, die fast immer der klassischen Ruhe und Reife entbehrt, eine Zeit, die in ihrem Wissensdurst und Tatendrang das Leben in Millionen

von Atome zersplittert, ohne eine Stunde ruhiger Sammlung, ruhigen Denkens festzuhalten, ist mir zu fremd. Eines der merkwürdigen Gedichte Nietzsches gibt mir zu denken: ‚Dies ist der Herbst, er bricht dir noch das Herz —‘

Klingt das nicht wie der Aufschrei eines Todwunden? — Und wird diese kranke Zeit, die krank ist, weil es ihr an Beschränkung und Vertiefung fehlt, einen klaren Abendfrieden finden? — Doch ich will ja nicht von der Gegenwart reden, ich will die bunten Bilder einer langen Vergangenheit an mir vorüberziehen lassen, will hineingreifen ins volle Menschenleben, das jedem, der mit offenem Herzen, offenen Augen seinen Weg geht, so unendlich viel zu sagen hat, und wie lose Blätter, die der Wind vor sich herjagt — wahllos, ziellos will ich versuchen, lose Blätter in losem Durcheinander aneinanderzureih'n. Es soll kein Ganzes bilden, so wenig das Alltagsleben ein Ganzes zu bilden vermag — es soll von verschiedenartigen Schicksalen berichten, wie sie das Leben bunt durcheinanderwürfelt.

Meine Erinnerungen gehen weit zurück; viel weiter als meine eigenen 70 Jahre. Denn sie reihen sich an die meiner Großmutter an, die, im Jahre 1802 geboren, in ihrer Kindheit die Kosaken der großen napoleonischen Zeit erlebt, wie sie in Böhmen und auf dem Schloßhof von S... einquartiert waren und das Herz der Kinder gewannen. Meine Großmutter hat Mutterstelle an mir vertreten, deshalb habe ich ein wenig das Gefühl, auch zu dem Anfang des vorigen Jahrhunderts zu gehören. Ihr Erzählungstalent war großartig, man erlebte alles mit. Die Farben leuchteten, die Menschen nahmen Gestalt an und wurden zu alten Bekannten, und wie in den Märchen fingen auch Bäume und Tiere zu sprechen an; so war mir z. B. der berühmte Schimmel meines Großvaters so vertraut wie die treue Ballada aus Grimms Märchen oder das Schlachtroß der drei Haimonskinder. Der berühmte Schimmel, der meinen Großvater als 15jährigen jungen Menschen nach Frankreich getragen, ihn von dort wieder zurückgebracht und in W..., das Gnadenbrot genießend, gehätschelt und gepflegt ein sagenhaftes Alter erreichte. — Wie meine Großmutter als junge Frau ihren Einzug in W... hielt, war der Schimmel einer der ersten, den sie begrüßen mußte, und ihre Kinder haben noch auf seinem geduldigen Rücken ihre ersten Reitversuche gemacht. Mein Großvater war einer der Pagen, die die Kaiserin Marie Luise nach Frankreich begleiteten, und nach dem Ende der kurzen kaiserlichen Herrlichkeit ritt er wieder in die böhmische Heimat zurück. Der Schimmel, der auf der Herrschaft aufgezogen worden, wurde dem jungen Menschen gleichsam als Vertrauensperson mitgegeben und entwickelte alle Tugend und Klugheit seiner Rasse. Es war ja damals kein kleines Unternehmen, durch das von Kriegen zerwühlte Mitteleuropa hindurchzureiten; auf der Hinreise war mein Großvater dem Gefolge der Erzherzogin zugeteilt, aber auf der Rückreise war er ganz allein nur von einem treuen Diener begleitet. Endlich lag der lange Weg hinter ihnen, und mit wahrer Sehnsucht strebten sie am

letzten Tag der Heimat entgegen und trachteten trotz zunehmender Erschöpfung vor hereinbrechender Nacht ihr Ziel zu erreichen. Die letzte Strecke führte über einen bewaldeten Hügelrücken, der zum Teil schon zur Herrschaft W... gehört. Oben angekommen, sah man das heimatliche Tal, und auf eine Stunde Entfernung auch das Schloß vor sich liegen; und nun kam das Wunderbare. Der alte Schimmel, trotz der Jahre, die er in Frankreich zugebracht, erkannte die Heimat wieder. Er fing schon im Walde an unruhig zu werden; wie sie aber den Gipfel des Hügels erreichten und man W... erblickte, brach er in lautes, freudiges Wiehern aus, und alle Müdigkeit vergessend, ging es in atemlosem Trapp dem Schlosse zu. Und dann hat er mit allem und jedem ein ganz persönliches Wiedersehen gefeiert und war wie toll vor Freude, so toll, als eben sein Alter und seine Würde es gestattete.

Das Elternhaus der Großmutter war, wie es dazumal bei großen Familien sich gehörte, ein kleiner Hofstaat, der einen Troß von Dienerschaft — vor allem aber einen den dreizehn Kindern angemessenen Troß von Erziehungspersonal — in seinen weiten Räumen barg. Von den komplizierten und großartigen Verhältnissen eines solchen Herrschaftssitzes können wir uns heutzutage kaum mehr einen Begriff machen, und staunenswert scheint es mir, wie meine Urgroßmutter, eine feine, hochstehende Natur, es fertig brachte, diesem kleinen Reich vorzustehen, allen weltlichen Verpflichtungen und geselligen Freuden zu genügen, die damals eine recht ernste, oft recht anstrengende Sache waren, ihre dreizehn Kinder nicht zu vernachlässigen und last not least mit dem Erziehungspersonal fertig zu werden, welches eine kleine Welt für sich bildete. Es war ein schwieriges, kleines Volk, dieses Erziehungspersonal! Neben den Hofmeistern und Erzieherinnen waren Musik, Zeichnen, Sprachen und Tanz eigens vertreten, und diese kleine Schar Männlein und Weiblein, unter denen sich Romane abspielten, feindeten sich einander an, plagten sich mit Eifersucht, Neid und allerhand Eitelkeiten. Großmutter erzählte in ihrer drolligen Weise: ‚Da war kein Tag — an dem sich nicht irgendjemand beleidigt fühlte, natürlich zum größten Gaudium der Kinder.‘ — Gelernt wurde bei alledem nach unseren jetzigen Begriffen nur das Notwendigste; man las wenig, musizierte sehr vergnüglich, aber ohne ernstes Studium, genug, um kleine Konzerte und Musikstücke aufführen zu können, eine sehr beliebte Unterhaltung der damaligen Zeit. Man malte und zeichnete die reizendsten Federzeichnungen in Stammbücher, die von sentimentalen kleinen Gedichten und Widmungen in feinster Schrift begleitet waren, arbeitete prachtvolle feine Stickereien, lernte die hohe Schule des Reitens und die hohe Schule des Tanzens, und la belle tenue, war durch tausend Etikettefragen gebunden, durch vielerlei Schranken an freier Bewegung gehemmt und war dabei doch voll Frohsinn und Lebenslust! — Werthers ‚Leiden‘ und Werthers leidvolle Verneinung des Lebens, an dem Deutschland schon so viele Jahre krankte — haben bis zu den zwanziger Jahren, so viel ich beurteilen kann, Österreich

nicht beeinflußt. Die Napoleonische Zeit war in Österreich noch nicht verklungen; wie ein Rausch von Ruhm und Blut und intensivstem Eigenleben war der Sturm der Kriegsjahre über Europa hingebraust und hatte die Menschheit aus ihren Fugen gerissen. Man lebte kurz, aber man lebte Jahrzehnte in einigen Augenblicken; zwischen zwei Schlachten trachtete man alle Wonnen dieses kurzen Erdendaseins auszukosten; es war ein ‚Ausleben' in der vollsten Bedeutung des Wortes — man frug nicht nach dem morgigen Tag. Etwas von dieser Trunkenheit vibrierte noch in der Luft beim Wiener Kongreß. — Allmählich erst kam die Reaktion, kamen ernstere, schwierigere Verhältnisse; die umwälzenden Revolutionsjahre bereiteten sich allmählich vor. Indessen hatte aber auch die glückliche Jugendzeit meiner Großmutter einen traurigen Abschluß gefunden. Ihr Vater, ein lebenslustiger, jovialer alter Herr, starb noch in den besten Jahren, und nicht lange darauf wurde die so sehr geliebte und verehrte Mutter nebst den beiden ältesten Geschwistern in der Zeit von einer Woche vom Typhus hingerafft. — Das schöne Elternhaus wurde geschlossen, die noch nicht ganz erwachsene Tochter bis zu ihrer Verheiratung bei verschiedenen Tanten untergebracht.

Wer weiß heutzutage noch etwas von Prießnitz-Gräfenberg? Wer unter den Jüngern des Pfarrers Kneipp denkt zurück an den merkwürdigen Mann, dem die Wasserkur ihr Entstehen verdankt, der Pfarrer Kneipps vielleicht unbewußtes Vorbild war, wie er a selfmade man mit dem merkwürdigen Blick des Arztes, dem Blick, den man in keiner Schule lernen kann, der die Krankheiten wie mit Divinationsgabe erkennt? Prießnitz war nicht gebildet wie Pfarrer Kneipp. Er war der Sohn eines Hufschmiedes in Freiwaldau in Schlesien. Dieser Hufschmied, wie so mancher seiner Klasse in der damaligen Zeit, war, was man heutzutage einen Kurpfuscher nennt, und der junge Prießnitz fing seine Studien bei den Patienten seines Vaters, bei Menschen und Tieren, an. — Eine auffällige Begebenheit soll ihn auf den Weg der neuen Heilmethode geführt haben. Zwei scharlachkranke Knaben lagen in demselben Haus in heftigem Fieber; der eine in seinen Fieberphantasien sprang in der Nacht zum Fenster hinaus, fiel in den Schnee, blieb dort liegen und soll durch diese merkwürdige Kur gesund geworden sein, während der andere, mit Betten zugedeckt, in schlechter, eingesperrter Luft, den Tod fand. — In den vierziger Jahren hatte Prießnitz einen Weltruhm erlangt, hatte in Gräfenberg eine Kuranstalt eröffnet, zu der man aus allen Ländern hinströmte; Russen, Polen, natürlich auch viele Österreicher, Ungarn und Engländer bildeten das Hauptkontingent. Die Schar seiner Patienten war, glaube ich, zahlreicher, eleganter als in Wörishofen, trotz aller Schwierigkeiten des damaligen Reisens. Prießnitz aber blieb schlicht und einfach; sein Aussehen war mehr das eines Bauern, nur seine Augen sollen auffallend klug und gebietend gewesen sein. Er hielt eine scharfe Zucht unter seinen Kurgästen, trieb sie zu den frühesten Stunden aus ihren Betten, bei jedem Wetter zu langen Spaziergängen,

ernährte sie meist mit dem von ihm erfundenen Brot, das dem Grahambrot ähnelt, nur schmackhafter und kräftiger ist, mit saurer Milch und derartigen Dingen, die dem verwöhnten Publikum der Badeanstalt manche sauere Gesichter kosteten. Durch seine ‚Roß‘-Kuren ist auch ein Kostüm entstanden, das vielleicht meine Leserinnen als Vorläufer des Sportkostüms interessieren wird: hohe Juchtenstiefel wegen Schnee und Regen, weite Pluderhosen, darüber ein halblanger, faltiger Rock, und eine sehr bequeme hemdartige Bluse, mit Ledergürtel gehalten. Dieses Kostüm wurde nach seiner Erfinderin Lady Bloomer Bloomer-Kostüm genannt. Es weiß vielleicht auch niemand, daß Blusen bis dahin etwas gänzlich Unbekanntes waren. Die Bluse als solche kam erst durch Garibaldi ins Leben; die roten Garibaldi-Hemden eroberten dann in kürzester Zeit die Welt.

In diesem weltentlegenen Badeort finden wir im Jahre 1847 meine Großmutter wieder; schwere Schicksalsschläge hatten die lebenslustige junge Frau sehr verändert, und ebenso wie mein Vater, den der tragische Tod meiner jungen Mutter auch in seiner Gesundheit schwer getroffen, suchte sie etwas Erholung und Kräftigung im Prießnitzschen Zauberkreis. Der ganze Haushalt wurde mitgenommen, und ich trete zum ersten Male als drei Monate altes Kind in die Erscheinung; mein Vater wollte mich nach Prießnitzschem System aufziehen lassen. ‚Elf Personen für einen handlangen Kranken!‘ brummte der große Mann, der solche Einquartierungen nicht liebte. Hier blieben wir fast zwei Jahre. Man hatte eine gewisse Einsamkeit gesucht und fand die große Welt; man hatte Ruhe gesucht, nicht ahnend, daß das Jahr 1848 vor der Türe stand und daß die Schreckensnachrichten dieser aufgeregten Zeit niemand verschonten, am wenigsten meine Großmutter, deren Verwandte und Freunde im Bannkreis von Österreich standen. Das entsetzliche Schicksal des Grafen Latour in Wien, den eine heulende Meute in Stücke riß, der Tod der schönen Fürstin Windischgrätz, das gehört alles der Geschichte an; aber wie ist auch das alles jetzt schon vergessen und verklungen! Ich habe auch hier das Gefühl des Miterlebten, so lebendig und schmerzvoll waren die Erinnerungen meiner Großmutter an diese furchtbare Zeit. Wie oft hat sie mir erzählt, wie die Fürstin Lori an jenem verhängnisvollen Tag zufällig ein hechtgraues Kleid trug, das in der Farbe an die Uniform des Feldmarschalls erinnerte; auf dem Wege zum Speisezimmer hielt sie sich einen Augenblick an den dichtverhängten Fenstern auf und schob den Vorhang ein wenig zur Seite, um auf die tobende Menge zu sehen, die vor der Kommandantur johlte und schrie. Und in diesem Augenblick traf sie eine Kugel mitten in die Stirn. Sie sank entseelt zurück, aber sie schien so wenig verletzt, daß man nicht gleich an ihren Tod glauben konnte. Nur dies eine, kleine, kreisrunde Loch in der Stirn! In derselben Nacht zog in aller Stille der Feldmarschall mit seiner toten Frau und seinem schwerverwundeten ältesten Sohn hinauf auf den Hradschin, und den nächsten Morgen schauten die Kanonen drohend von der Höhe herab auf die rebellische

Stadt. Damit war der Pöbelherrschaft ein Ende bereitet. — Eine kleine Episode dieser Revolutionstage, die weniger bekannt sein dürfte, will ich hier erwähnen. Graf Leo Thun war damals bei der Prager Stadthalterei angestellt. Die Rebellen drangen bei ihm ein und wollten den Grafen zwingen, gewisse Schlüssel, die seiner Obhut anvertraut waren und die sich in seiner Privatwohnung befanden, ihnen auszuliefern; sie drohten, ihn im Weigerungsfall zu erschießen. Sie erkannten aber sehr bald, daß mit Drohungen hier nichts auszurichten war. So nahmen sie den Grafen in Haft, während sich ein Trupp in seine Wohnung begab und ungestüm nach der Frau des Grafen Thun verlangte. Nachdem sie bis zur jungen Frau vorgedrungen waren, forderten sie von ihr die bewußten Schlüssel und erneuerten ihre Drohungen, den Grafen im Weigerungsfall zu erschießen. Die junge Frau antwortete mit großer Ruhe: ‚Das Leben meines Mannes steht in Gottes Hand — die Schlüssel kann ich nicht herausgeben.‘ Schließlich wagten die Rebellen doch nicht, sich am Grafen Thun zu vergreifen, und ließen ihn frei.

In diese Zeit fällt auch eine Katastrophe, welche die Großmutter schmerzlichst mitempfunden, ein herzzerreißendes Schicksal, welches über eine ihrer Schwestern hereinbrach. Tante Marie hatte sehr jung einen Offizier V. M. geheiratet und war mit ihren drei Kindern und dem Mann, den sie vergötterte, so ganz und vollkommen glücklich. Ihrem weichen, anschmiegenden, liebevollen Herzen, das in seiner rührenden Demut dieses große Glück als etwas unverdient Köstliches hinnahm, war es auch nie schwer geworden, sich unter die despotisch angelegte, sehr autokratische Natur ihres Mannes zu beugen; auch seinen Jähzorn, der oft maßlos war, nahm sie ruhig hin. In den vierziger Jahren wurde Onkel M. als Oberst nach Verona versetzt; sie mieteten sich eine kleine Villa außerhalb der Stadt, genossen das gute Klima, ihren hübschen Garten und ihr stilles Familienleben, nicht ahnend, daß das Unglück schon vor der Türe stand. — Eines Tages kam der General zur Truppeninspektion nach Verona. Ich weiß nicht, ob eine persönliche Antipathie zwischen ihm und dem Oberst existierte; jedenfalls muß eine gereizte Stimmung der furchtbaren Szene vorausgegangen sein, die wie ein Blitz aus heiterem Himmel das Lebensglück der armen Menschen auf immer zerstörte. Nach einer Inspektion, die der General über das Regiment des Onkels abgehalten, stellte er ihn in einer wenig freundlichen Art zur Rede. Das jähzornige Naturell des Oberst fing an, sich aufzubäumen, und er, der durch und durch Soldat war, ließ sich hinreißen, gegen alle Regeln der militärischen Disziplin dem General eine heftige Antwort zu geben. Der General fuhr auf und fuhr ihn heftig an. Das war mehr, als das unglückliche Temperament des Oberst vertragen konnte. Halb sinnlos vor Wut, riß er den Säbel aus der Scheide. Man warf sich zwischen die beiden, und so wurde das Schlimmste verhütet. Aber es stand schlimm genug um den armen Onkel. Auf die Festung gebracht, wußte er, daß seine Karriere zerstört, daß

Schmach und Schande seiner harrten. Ob seine arme, sanfte Frau, die in ihrem Glück so kindlich geblieben war, sich nur einen Augenblick Rechenschaft davon gab, was dieses selbstverschuldete Schicksal für eine Natur wie die ihres Mannes bedeuten mußte? Ich denke mir, sie war vor allem überzeugt, es sei ihm schweres Unrecht geschehen, und daß sie an der Hoffnung festhielt, es könne noch alles wieder gut werden, denn sie wußte, daß man sich von vielen Seiten bemühte, dem sonst tadellos dastehenden Soldaten die letzte Schmach, das ‚infam kassiert' werden, zu ersparen. Er, der Unglückliche, glaubte nicht an diese Möglichkeit. Es waren schwere, düstere Gedanken, die ihn in seiner Einsamkeit umgaben und ihn mehr und mehr beherrschten. Tante Marie durfte ihn alle Tage besuchen und fand ihn zu ihrem Kummer immer finsterer und finsterer vor sich hinbrüten. Einmal erkundigte er sich plötzlich, ob sie nie verdächtige Gestalten bemerkt habe, die sie in ihrer abgelegenen Villa molestieren könnten. Die Gegend sei doch etwas unsicher. Tante Marie meinte, sie fürchte sich gar nicht, habe auch nichts bemerkt. Bei ihrem nächsten Besuch kam er aber wieder auf seine Sorge zurück und sagte endlich, es würde ihn beruhigen, wenn sie wenigstens eine Waffe bei der Hand hätte; ein blinder Schuß würde genügen, um Alarm zu geben. Nach einigem Hin- und Herreden sagte er schließlich: ‚Bring mir doch morgen meine Pistolen mit, damit ich sie für dich laden kann!' Kindlich gehorsam wie immer, brachte die unglückliche Frau mit großer Vorsicht, die Pistolen versteckend, Waffen und Munition in die Festung. Am nächsten Morgen hatte sich der Onkel erschossen, und einige Tage später traf die Nachricht seiner Begnadigung ein.

Liebe Tante Marie! Wenn ich an dich denke, so kommt es wie Frieden über mich. Dein liebes Bild, die früh gealterten Züge, das früh gebleichte Haar von dem weißen Häubchen umrahmt, den unbeschreiblich gütigen Ausdruck deiner lieben, klaren Augen, das vergißt man nicht. Als Kind habe ich schon den Zauber gefühlt, der dich umgab! Die kindlich einfache Natur hatte sich durch das furchtbare Schicksal zu einer ehrfurchtgebietenden Seelengröße emporgeschwungen, aber niemand wußte so recht, was damals in dieser zu Tode getroffenen Seele vorgegangen war, damals, als sie die Tiefen des menschlichen Elends durchkostet. Sie war wie wahnsinnig gewesen, monatelang, und selbst für ihre Kinder hatte sie nur den starren, verzweifelten Blick. Da soll ein Geistlicher das erlösende Wort gefunden haben. Er sagte ihr, daß sie, die gleichsam unbewußt die Waffen geliefert, mit denen ihr Mann sich erschossen, nun bewußt der armen Seele zu Hülfe kommen könne. In ihrer großen Liebe hat sie wohl die geheimnisvolle Botschaft von der weltüberwindenden Macht des Opfers verstanden, und ich denke mir, sie hat mit Freude das vollkommene Opfer ihres Lebens gebracht, um die Seele des Geliebten zu retten. Das alles ist zu heilig, um daran zu rühren. — Wir andern sahen nur den heitern Frieden, mit dem sie aus dem Abgrund des Leidens wieder zum Alltags-

leben zurückkam. Dieser Friede blieb sich immer gleich trotz der quälendsten, körperlichen Leiden, und sie wurde 86 Jahre alt, trotz der schwersten Verluste. Es war etwas so ganz eigenes um sie: ‚Man geht zu Marie wie in die Kirche,‘ sagten viele. Das Merkwürdigste war wohl ihre immer gleiche Heiterkeit, die allem, was das Leben brachte, immer die beste Seite abzugewinnen wußte. Das reizende englische Sprichwort: ‚There is no dark cloud, without a silver limit‘ — das erlebte man bei ihr. — Es sind nun mehr als 25 Jahre, seit ich Tante Marie zum letzten Male sah; beim Abschied sagte sie mir: ‚Gott segne deinen Weg, bis wir uns drüben wiederfinden.‘ — Wenn Tante Marie von ‚drüben‘ sprach, klang es ganz eigen, heimatlich vertraut. An diese Abschiedsworte denke ich oft mit großer Zuversicht, wenn kalte Schatten auf den Weg fallen.

Im Jahre 1849 siedelten wir uns am Bodensee an, und ich habe meine Jugendzeit zum größten Teil in der Schweizer Heimat zugebracht. Es waren wohl nur wenig Jahre, diese kurze Jugendzeit, und ich habe kaum ein Recht, von Heimat zu reden; das schöne Wort, das mit dem Begriff des Seßhaften, Altherkömmlichen verbunden ist. — Mein Vater hat eigentlich immer nur ‚unter Zelten‘ gelebt, und ich habe mich in England, wie an der Riviera, wie in böhmischen Wäldern, vor allem in der alten Heimat meiner Mutter auch heimatlich gefühlt. Aber nichts gleicht dem Zauber, der den geliebten Bodensee umgab! Der weiche, sanfte, intime Zauber der ewig wechselnden Beleuchtungen, der sanften Linien, des wunderbaren Grüns seiner bewaldeten Ufer; und das Schweizer Heimweh ist mir im Herzen geblieben, trotz der 50 Jahre, in denen ich den Bodensee nur von Zeit zu Zeit wiedersah.

Are not the mountains, waves and shires
A part of me and of my soul
As J of them? -- Is not the love of them
Deep in my heart with a pure passion?

Zwischen 1820 und 1830 hatte sich eine zahlreiche kosmopolitische Gesellschaft an seinen Ufern niedergelassen; besonders waren es alte Anhänger der Napoleoniden, auch rallierte Legitimisten, die sich im Umkreis von Arenenberg angesiedelt, wo Königin Hortense mit wenigen Getreuen einen kleinen Hofstaat hielt. Königin Hortense starb und Prinz Napoleon begab sich auf seine abenteuerlichen Irrfahrten, die schließlich auf dem kaiserlichen Thron von Frankreich endeten; trotzdem blieben manche, denen die Schweiz liebgeworden, am Bodensee haften, und so fanden sich auch in diesem entlegenen Weltwinkel anregender Umgang und lebendige Erinnerungen an eine verklungene Zeit. Arenenberg aber hütete seine Toten. Es liegt wunderhübsch auf halber Höhe des reichbewaldeten Hügels. Die breitvorspringende Terrasse mit den efeuumrankten alten Mauern gibt dem einfachen Haus einen schloßähnlichen Anstrich. Schön ist auch der Blick auf die prachtvollen Buchen, die den hohen Abhang zum See hinunter wie mit einem weichen, grünen Schleier bedecken. Die unteren Äste, die

ungehindert einen riesigen Umfang erreichten, sehen Trauerweiden ähnlich, und traurig ist auch die Stimmung, die auf allem liegt. Wenn man in das stille Haus eindringt, weht es einem eisig entgegen and talks of graves and epithrophs. Im Salon der Königin Hortense ist ihr Bild; sie sitzt bei einer Abendlampe an einem kleinen Tisch, ein Buch vor sich. Der Lampenschirm wirft einen tiefen Schatten auf Stirn und Augen; es ist ein stilles Bild — herb und zurückhaltend im Ausdruck, sagt es soviel. Man könnte es stundenlang ansehen. Wie mag es in der Seele dieser leidenschaftlichen Frau ausgesehen haben in der totenstillen Einsamkeit? Herausgerissen aus der glänzenden Pracht, aus dem üppigen Genußleben der Napoleonischen Ära, allein, von so vielen verlassen — und nichts mehr vor sich, keine Zukunft, keine Hoffnung, nichts mehr vor Augen als die sanften Umrisse des stillen Bodensees! — Es ist noch ein anderes ergreifendes Bild in Arenenberg. Nur ein Stich, und wenn man ihn betrachtet, hat man das Gefühl, als wenn nur diese düstere, farblose Stimmung zu diesem Stich, der wohl symbolisch aufgefaßt werden muß, passen könnte: Napoleon auf einem Felsenriff sitzend, von der Meeresbrandung umtost, seine merkwürdigen Augen mit dem tragischen Ausdruck ins Weite gerichtet.

Das milde Klima des Bodensees ermöglichte es meinem Vater, große Gärten anzulegen. Das alte Zollikoferische Schloß, das er erstanden, eignete sich merkwürdig dazu, um von Warm- und Kalthäusern gleichsam ausgefüllt zu werden, und so lebten wir unter den Pflanzen der verschiedensten Zonen. Auch Glashäuser gab es genug, Obsttreibereien und dergleichen. Genußreicher selbst als die Victoria-Regia war das kleine Kaktushaus, das unscheinbar dalag, von unscheinbar aussehenden, knorrigen, häßlichen Dingern bevölkert. Und doch war es dieses Haus, das ein Wunder barg. Wer von meinen Lesern kennt die Cactus-Grandiflora? Das ist keine Blume, das ist ein Erlebnis, und etwas, was man außer in den Tropen nur erleben kann, wenn man ein Kaktushaus besitzt. Aus dem knorrigen, kurzen, häßlichen, etwas dicken Stamm entwickelt sich eine der wundervollsten Blüten, die ich je gesehen, und ich bin wie gesagt in Blumen aufgewachsen, und diese Blüte entfaltet sich in einer Stunde und blüht nur eine Nacht. Das war immer ein Familienfest bei uns. Um 6 Uhr abends wurde der Kaktus in die Bibliothek gebracht und mit Spannung saß man davor und betrachtete die eine dicke, längliche, herunterhängende Knospe, von graugrünen langen Deckblättern verhüllt, unter denen ganz an der Spitze elfenbeinfarbige schmale Blättchen hervorschauten. Langsam fingen nun diese Deckblätter an, sich zu heben; mehr und mehr sah man die schmalen, zungenartigen, weißen Blütenblätter erscheinen, immer rascher vollzog sich das Wunder, und wie eine weiße, große Sonne mit zartgelblichen Staubfäden im Herzen, die einen süßen Vanilleduft verbreiteten, stand die Blüte aufrecht da! Und den nächsten Morgen hatte sich Aschenbrödel wieder in ihr unscheinbares, häßliches Gewand gekleidet.

In diesen Jahren fingen die Eisenbahnen an, wie Pilze aus dem Boden zu schießen, und ich erinnnere mich dunkel auf meine erste Fahrt. Aber man muß nur nicht glauben, daß dieses Fahren mit dem Fahren von heute verglichen werden dürfe. Man fuhr z. B. von Lindau nach Prag über Augsburg, Leipzig, Dresden mit dreimaligem Übernachten. Die ‚Drei Mohren‘ in Augsburg waren die vergnügliche Etappe auf dem langweiligen Weg. Um an die Riviera zu gelangen, ging es über Genf, Lyon, Marseille nach Nizza. Von Nizza fuhr man die herrliche Corniche im Vetturin, und es ist ewig schade, daß man das jetzt nicht mehr tut. Nur die Route Paris—London war tadellos, und in England selbst gab es sehr früh die richtigen Expreßzüge. Auch die Linie Romanshorn — Winterthur — Zürich stand bald im Weltverkehr, nur gab es längeren Aufenthalt in größeren Stationen. In Winterthur wurden wir bei den öfteren Fahrten nach Zürich nach und nach aufmerksam auf einen Mann, der als Packträger fungierte und sehr wenig wie ein Packträger aussah. Es war ein großer, kräftig gebauter Mann, leicht gebückt, mit etwas ergrautem Haar und Bart; über den feinen Zügen lag eine Maske von Ausdruckslosigkeit; der Blick schien nach Innen gekehrt, die Bewegungen waren langsam und gemessen. Das Ganze machte den Eindruck eines außergewöhnlichen und eines gebildeten Menschen. Mein Vater erkundigte sich schließlich bei einem Winterthurer Bekannten. Der wurde ernst und sagte: ‚Ja, das ist ein außergewöhnlicher Mensch, und außergewöhnlich ist auch sein Schicksal. Er stammt aus einer gebildeten Familie, seine Eltern starben früh; er trat mit einem hübschen Vermögen ins Leben ein, kam in schlechte Gesellschaft, sank von Stufe zu Stufe und hat sich schließlich zu einem Meineid hinreißen lassen, der einen andern ins Unglück stürzte. Der bedauernswerte Mensch verbüßte seine Strafe und kam ganz verwandelt aus dem Zuchthaus zurück. Er hatte das Gelübde gemacht, als Sühne für den Mißbrauch seiner Zunge nie mehr ein Wort zu sprechen und als Sühne für die Genußsucht, die ihn verdorben, in Zukunft sein Brot zu verdienen, und zwar durch seiner Hände Arbeit. Man verschaffte ihm diese Stelle als Packträger, in der es relativ am leichtesten für ihn war, sein Gelübde zu halten — und er geht nun schon an die zwanzig Jahre seinen stummen Weg.‘

Die verschiedensten Menschen gingen bei uns aus und ein. Mein Vater wie meine Großmutter hatten die große Liebenswürdigkeit — die geschulte Liebenswürdigkeit der alten Zeit —, die so sehr verschieden ist von der freundlichen Familiarität einer späteren Periode, die immer in gewissen Grenzen und Formen bleibend, doch so sehr verstand, einen Besucher à son aise zu setzen, und für die eine gewisse Art von allgemeiner, verbindlicher, mehr oder weniger anregender Konversation so gewiß zu den ersten Regeln der Salonbildung gehörte. Natürlich ist das nicht mit dem französischen esprit zu vergleichen, wie er in dem Salon der alten Marquise Crénné, unserer Nachbarin, herrschte! Obgleich ich noch ein Kind war, hörte ich oft mit Genuß diesem brillanten Salonfeuerwerk zu, dem

bei allem scharfen Witz doch ein gutmütiger Ton zugrunde lag. Auch Engländer kamen uns besuchen, die paßten dann manchmal drollig in das französische Milieu. Unvergeßlich ist mir eine Szene, d. h. eine Konversation, die ein Engländer mit dem alten Marquis Crénné versuchte. Der Engländer war viel gereist, aber ein absoluter Insulaner, was Sprachen betrifft, half sich aber tant bien que mal doch weiter. Nun versuchte er, dem alten Herrn folgendes zu explizieren: ‚Je été oune ane en Italie, et je resterai oune ane en Suisse.' — Das Reizende war die Art, mit der der alte Marquis — noch ganz ancien régime — diese Enormität hinnahm. — Ein selten angenehmer Mensch war ihm Graf Zeppelin — ein Onkel des berühmten —, er war doppelt interessant wegen seiner Blindheit. In österreichischen Diensten stehend, hatte er, glaube ich, bei einer der italienischen Schlachten durch den Luftdruck einer Kanonenkugel, die ihn niederwarf, ohne ihn zu verwunden, das Augenlicht verloren. Man merkte kaum, daß er blind war, so schön und klar waren seine Augen; auch bewegte er sich mit großer Sicherheit und war ein heiterer, anregender Gesellschafter. — Gelehrte und Professoren waren auch bei uns heimisch; ein Gast, der oft wochenlang blieb, war Professor Moleschott, und seine Besuche waren ungemischte Freude für uns Kinder. Wenn ich an die Spaziergänge mit ihm denke, so kommt mir immer das bekannte Axiom in den Sinn, daß das Allerbeste gerade gut genug ist, um auf Kinder zu wirken: Geheime, tiefe Wunder öffnen sich, wenn man an der Hand eines so großen Naturforschers die Welt durchwandert! Wie wurde alles belebt, alles neu und wunderbar, wenn er es erklärte! Was machte er nur alles aus der einfachen Viola mirabilis, die man als nichtriechendes Veilchen wenig beachtet, wie zart nahm er jedes feine Moos, jedes Blümchen in seine großen, fleischigen Hände! Er war so komisch, dieser Kontrast zwischen dem großen, sehr korpulenten Mann, der wie ein dicker Holländer aussah, und seinem so feinentwickelten Schönheitsgefühl. Seine Erscheinung war wenig schön, aber der Kopf mit der mächtigen Stirn und der Ausdruck seiner so außerordentlich gescheiten kleinen Augen retteten das Ganze. Und während er uns Baum-, Strauch- und Erdformationen erklärte, zitierte er ganze Abschnitte aus Faust, Dante, Shakespeare, Homer und wurde plötzlich sentimental wie ein Backfisch über irgend ein liebes, kleines, deutsches Lied! — Das Wunderland par excellence war aber das Mikroskop. In unserer Nähe war ein kleiner Froschteich mit grünem, schleimigem Wasser. Von diesem Wasser brachten wir Kinder mit der größten Behutsamkeit eine kleine Tasse voll zu den Mikroskopstunden. Ein Tropfen dieser grauslichen Flüssigkeit kam auf die kleine Glasplatte, und nun durften wir hineinschauen! Wenn das nicht ein erlebtes Märchen war, was sich alles da drinnen bewegte? Eine ganze Welt von kleinen, unruhigen Lebewesen waren in diesem Tropfen zu Hause; am lustigsten war ein kleiner, kreisrunder Kerl, der beständig aus einer Ecke in die andere fuhr: ‚Das verdammte Rädertier,' brummte der Professor, ‚das stört jede Beobachtung.'

Das Ding hatte sogar einen Namen! Und wenn man dann die Augen vom Mikroskop wegnahm und den Tropfen betrachtete, der so unscheinbar und schmutzig auf der Glasplatte lag, da ging einem eine Ahnung auf von all dem, was wir nicht wissen. — Moleschotts Gedächtnis, wie sein Sprachentalent, waren etwas Unglaubliches. Im Jahre 1862, auf dem Rückweg von der Riviera, fanden wir ihn in Turin etabliert, wo er als Professor der Naturwissenschaften italienisch dozierte.

Auf dem Heimweg hatten wir eine lustige Fahrt über den kleinen Bernardin. Von Chiavenna aus ging's im Omnibus bis zur Schneegrenze; da wurde man in zweisitzige, ganz niedere Schlitten gepackt. Der Kutscher hockte vorn auf einem bockähnlichen Sitz, fast unter dem Pferd, das die Größe eines Elefanten zu haben schien, so hoch stand es obenaus. Und dann fuhr man im raschesten Tempo durch die wundervolle Schneelandschaft; die hohen Schneeberge schauten auf den Weg herab, der manchmal durch meterhohe Schneewände und unterhaltende Schneetunnels führte; zuletzt ging es im rasenden Tempo hinunter nach Chur. In der Nacht hatte man die kleinen Schlitten bestiegen und fuhr dem Tag entgegen. Wer es je gesehen, der weiß, daß keines Menschen Worte es zu schildern vermögen, wie das rosige Dämmern über dieser Bergwelt erwacht! ‚Hinaufgeschaut! Der Berge Gipfelriesen verkünden schon die feierliche Stunde.' Auf den höchsten Gipfeln da beginnt's so leise, so zart, so duftig, erst ein rosiges Schimmern, dann ein heller, kräftigerer Ton, ein allmählich tieferes Färben der Schneekolosse, und dann auf einmal, blendend und siegreich, bricht der erste Sonnenstrahl zwischen den Bergspitzen hindurch, und der Schnee beginnt zu leuchten, als hätte er sein eigenes Licht, und man fährt durch ein glitzerndes Wunderland! Du liebe Schweizer Heimat, wie bist du so schön!

Im Toilettezimmer meines Vaters hing ein kleiner, dunkler Stich, der auch von einer Bergwelt erzählte, auf der aber kein Sonnenlicht lag. Dunkle, hohe, kahle, harte Felsen umgeben einen düsteren Bergsee, den sie gleichsam von allem Licht abschließen. Mein Vater sprach nur selten von den schmerzlichen Erinnerungen, die dieses kleine Bild in ihm wachrief. Durch ein trauriges Verhängnis hatte seine einzige, geliebte Schwester in diesem kleinen, in den Pyrenäen versteckten Lac de Gove ihren Tod gefunden. Er hatte eine reizende Miniatur von der jungen Frau — mit lachenden, blauen Augen. Sie hatte einen Freund meines Vaters geheiratet, mein Vater hatte frohgemut an der Hochzeit teilgenommen. Das junge Paar fuhr in dem damals üblichen großen Reisewagen, eine Art kleines Haus auf Rädern, das allen möglichen Komfort in sich barg — Kourier und Jungfer auf dem hohen Rücksitz, der ebenso gebräuchlichen Kontinentaltour entgegen. Sie fuhren durch Frankreich nach den Pyrenäen, wo sie am Lac de Gove, auf den sie durch den obenerwähnten kleinen Stich aufmerksam gemacht worden waren, einige Wochen zubringen wollten. Sie schrieben begeistert von dem Wandern durch Frankreich; es war das damals so ein ganz anderes Ding, das Fahren durch ein schönes Land, kreuz und quer,

after one's own sweet will, nicht an langweilige Schienenwege gebunden, etwas, was heutzutage durch die Automobile eine Art Auferstehung feiert. Der Lac de Gove war keine Enttäuschung; sie waren entzückt von seiner düsteren Schönheit, den tiefblauen Wassern, die oft ganz schwarz gefärbt, sich bei starkem Windstoß in weißen, tosenden Gischt verwandelten. Er war ganz eigen, dieser einsame Bergsee, oft totenstill daliegend, dann zu plötzlicher Wut aufgepeitscht. Von drei Seiten eingeschlossen, ist er nur an einer Stelle den in den Bergen so oft eintretenden plötzlichen Stürmen zugänglich; an dieser einen Seite liegen auch die Fischerhäuser und Fremdenhotels. Einsam und unzugänglich, ein Ort, wie geschaffen für ungestörtes Glück. Das junge Paar vergnügte sich natürlich auch mit Fischen und Kahnfahrten; sie wurden oft von den Fischern, die die tückischen Launen ihres Sees kannten, vor längeren Touren gewarnt. In ihrem jugendlichen Übermut fuhren sie dann an einem Tage, an dem der Himmel drohend aussah, trotz aller Warnung ohne Schiffer weit in den See hinein, und der gefürchtete Windstoß nahte plötzlich daher, und in wenigen Minuten war der Kahn umgestürzt, und die zwei armen, jungen Menschen rangen um ihr Leben. Und keine Möglichkeit, rasch zu Hilfe zu kommen! Die entsetzten Fischer sahen, wie sie beide immer näher den schroffen Felsen des gegenüberliegenden Ufers zugetrieben wurden, wo keines Menschen Fuß je Halt gefunden; und bis sie ihr Boot freigemacht, war schon der junge Mann in den Wellen verschwunden. Eine Weile noch hielt sich die junge Frau über Wasser. In den merkwürdigen Ballonärmeln der damaligen Zeit, die mit Stahlreifen ausgestattet waren, hatte sich die Luft gefangen. Aber bis es den Fischern, die gegen den wütenden See zu kämpfen hatten, gelang, die Stelle zu erreichen, war auch dieses junge Leben von den Wellen verschlungen worden. Erst den nächsten Tag konnte man die Leichen bergen. Die furchtbare Nachricht traf meinen Vater in Schweden; er eilte nach Frankreich, fand die lieben Leichen in einem stillen, freundlichen Friedhof provisorisch beigesetzt und brachte sie schweren Herzens nach England zurück, denselben Weg, den das junge Paar drei Monate zuvor frohgemut gewandert war.

Eine der genußreichsten Reisen meiner frühen Jugend war eine Fahrt den Rhein hinab nach Holland. Erst ein Aufenthalt im Rheingau, ein Wandern durch die lieblichen Seitentäler, die so selten ein Touristenfuß betritt, ein köstlich faules Leben an den Ufern des Rheins, ein Bummeln auf kleinen Dampfern, auf kühlen, grünen Fluten bei Sonnenuntergang und Mondenschein. Es ist ja alles ein bißchen Kleinmalerei; aber wer frägt danach, wenn es Frühling ist, wenn die prachtvollen Buchenwälder im ersten, zarten, hellen Grün prangen, wenn der süße Duft der blühenden Reben die Luft erfüllt! Und die warmen Frühlingsnächte, in denen die Nachtigallen schlagen, in denen Hunderte von Glühwürmchen wie irrende Funken lautlos umherschwirren! Ob in der hastenden Gegenwart wohl jemand noch die Muße findet zu so stillem, intimem Zusammenleben mit

der uns umgebenden Schönheit? Die lange, langsame Dampfschiffahrt bis Holland, die wäre, glaube ich, den heutigen Nerven ganz unmöglich. Mir wurde es nicht zu lang; es war wie ein langsames Eingeführtwerden in das holländische Land, in dieses eigentümliche Ineinanderfließen von grüner Ebene und graugrünem Meer — le charme des grands espaces — und der abgetönten Farben. Auch in Holland war es Frühling; Frühling durch die unendliche Fülle üppigen Grüns. Das Meer und die ehrwürdigen alten, grauen Städte bilden die Folie dazu. Nirgends sieht man Tod und Leben so nah beieinander als in dem merkwürdigen Land, dessen große Vergangenheit tot scheint, und doch so kräftig-tüchtiges Leben erzeugt. Wie ergreifend spricht das stille Grabmahl Wilhelm des Schweigers von dem, was unsterblich ist! Das stille, tote Delft hütet seinen großen Toten, und draußen pulsiert das warme, starke, selbstbewußte Leben des Volkes, das er geschaffen und das in dem unermüdlichen täglichen Ringen ums tägliche Dasein täglich seine Kraft verjüngt und stählt.

Drei Kriegsjahre fallen in meine Jugendzeit und haben mir nur schmerzende Erinnerungen zurückgelassen, mit denen ich diese Blätter nicht beschweren will. ‚Politisch Lied ein garstig Lied.' Unverständlich war mir der neue Geist, den die neue Ära einleitete. Durch meinen Vater in den alten Tory-Prinzipien geschult, war das Paktieren mit der Revolution, noch dazu mit der gekrönten Revolution, etwas, mit dem ich mich nicht zurechtfinden konnte. Und wenn ich je ein jugendlich unklares Schwärmen für den sogenannten Liberalismus empfunden, so würde mich die Kommune wie der Kulturkampf gründlich davon kuriert haben. Ich hatte mich indessen nach Deutschland verheiratet; aber auch die neuen, verschiedenartigen Einflüsse, die mich dort umgaben, und später das langsame Reifen des Alters vermochten nicht, mich an den Anschauungen meines Vaters, an dem Festhalten an Autorität, ererbtem Recht und ererbten Traditionen irrezumachen. Aber wenn ich auch von den Kriegen nicht reden will, so möchte ich doch einige Erlebnisse geistiger Natur — wenn man das so nennen kann —, die mit dem Jahre 1870 zusammenhängen, erwähnen. Ich will nicht trachten, sie zu erklären. Aus rätselhaften Gebieten, die uns rätselhaft umgeben, fällt hie und da ein Schatten auf unsern Weg, wie ein loses Blatt, das der Wind verweht — woher, wohin? Manchmal sind es Mahnungen, die Gottes Gnade zuläßt, manchmal vielleicht die direkte Einwirkung einer Seele auf die andere. Es hat mich in meinem langen Leben manches Derartige gestreift; aber ich möchte gleich im voraus betonen, daß diese leisen Berührungen nichts gemein haben mit Geistersitzungen und Tischrücken und derlei häßlichem Spuk, von dem die Mitte des 19. Jahrhunderts voll war. Das sind Dinge, die mir immer wie eine Entweihung geliebter Toten erschienen sind; und mein Vater hatte noch einen stärkeren Ausdruck für diese Erwerbsbranche. Erinnert sich heute noch jemand an den in den fünfziger und sechziger Jahren so berühmten Spiritisten Hume? Während eines Winters, den wir in Nizza zubrachten,

war alles in wilder Begeisterung über seine séances. Gegen seinen Willen wohnte mein Vater einer solchen Sitzung bei. Ein Bekannter hatte ihn fast gezwungen mitzugehen, trotzdem mein Vater ihm versicherte, es würden in seiner Anwesenheit gewiß keine Geister erscheinen. Und so war es auch. Nach einer halben Stunde erklärte Hume die Sitzung für geschlossen, er fühle einen ihm feindlichen Willen unter den Zuschauern. Die Geister, von denen ich reden will, kann man nicht beschwören; es sind unerklärliche Seelenvorgänge, in denen Antwort, Frage, Vorbedeutung liegt, wie ein leises Klopfen an der Herzenstür, wie ein Grüßen aus weiter, weiter Ferne.

Nach der im Juli des Jahres 1870 erfolgten Kriegserklärung kamen einige Wochen anscheinender Ruhe, wo nur leichtes Geplänkel, Patrouillengefechte und derartiges gemeldet wurde. Man sprach viel von einem möglichen Einfall der Franzosen in Süddeutschland, aber im ganzen lebten viele von uns noch so ziemlich sorglos dahin. So war auch in der uns naheliegenden Stadt ein Diner mit verschiedenen Diplomaten verabredet, dem ein Abend im Zirkus folgen sollte. Das Diner verlief sehr lustig, man hatte alle Kriegsgedanken möglichst vor der Tür gelassen. Auch ich hatte keine persönlichen Sorgen mitgebracht und überließ meine Gedanken der heiteren, anregenden Atmosphäre um mich her. Da kam auf einmal eine unerklärliche Traurigkeit über mich, es war wie eine Flut, die langsam stieg, eine unbeschreibliche Angst und Unruhe. Ich suchte gegen diese Stimmung anzukämpfen, aber es war mehr als Stimmung, es war wie eine fremde Macht, die mein Herz zusammenpreßte, und nach einiger Zeit wurde mir so elend zumute, daß ich mich bei der Hausfrau entschuldigte und meinen Mann bat, mich nach Hause fahren zu lassen. Gegen Abend, in der ländlichen, grünen Stille, legte sich die quälende Angst. Aber es blieb mir eine Erinnerung, die fast wie eine Erwartung war. Eine Woche später erhielt ich folgenden Brief einer Jugendfreundin: ‚Weißt Du es schon, daß unser gemeinsamer Freund W. bei einem Patrouillenritt gefallen ist? Du hast ihn in den letzten Jahren aus den Augen verloren, aber er hat Dich nicht vergessen, und ich bin überzeugt, daß er in seinen letzten Stunden noch an Dich gedacht hat; er ist in den Mittagsstunden des . . . Juli tödlich getroffen worden und erst gegen Abend verschieden.‘ — Mehrere Sommer- und Herbstwochen dieses Jahres brachte ich bei meiner Freundin C. auf dem Lande zu. Mein Mann war im Dienst des Roten Kreuzes in Frankreich. Ich sorgte mich um ihn und um manche liebe Verwandte und Freunde. Merkwürdigerweise machte ich mir um einen derselben, der mir auch verwandtschaftlich sehr nahestand und der im geheimen mit meiner liebsten Jugendfreundin verlobt war, gar keine trüben Gedanken, am wenigsten in den letzten Tagen vor Sedan, wo man bei uns auch nicht das Gefühl einer nahe bevorstehenden Schlacht hatte. In dem Schloß meiner Freundin C. bewohnte ich alle Jahre dieselben Zimmer; ein kleines Jungfernzimmer bildete den Eingang zu meinem großen Schlafzimmer,

daran anstoßend war noch ein leeres, großes Zimmer, das mit dem meinigen, welches keinen direkten Eingang besaß, durch eine Tür verbunden war. In der Nacht des 1. September — hatte ich schon geschlafen oder war das Ganze nur ein Traum? — sah ich die Tür vom Jungfernzimmer langsam aufgehen; eine tief verhüllte, ganz in Schwarz gekleidete Frauengestalt kam auf mich zu, und wie sie vor mir stand, erkannte ich die Braut meines Vetters; sie schaute mich tieftraurig an und ging, ohne zu sprechen, langsam durch mein Zimmer hindurch und verschwand in der gegenüberliegenden Tür. Den nächsten Morgen fuhren die Schloßfrau und ich in die benachbarte Stadt, alle Fahnen wehten im Wind, alle Glocken läuteten, Festjubel in allen Straßen! Die Schlacht von Sedan war geschlagen worden, und der Tod hatte mir den lieben Freund geraubt.

In diesen leichtgeschürzten Erinnerungen ist kein Raum für ernste Tagesfragen, aber es schadet vielleicht nicht, in Erinnerung zu bringen, daß die siebziger Jahre noch andere Umwälzungen als politische und finanzielle mit sich brachten, besonders in deutschen Landen: eingreifende Umwälzungen auf dem Gebiet der Literatur, und von ihr beeinflußt auch in den Anschauungen und der Geschmacksrichtung der jungen Generation, und auch in Tiefergehendem. Wir Alten können es beurteilen, welcher Abgrund zwischen den Jahren liegt, in denen Zola seine ersten Romane in die Welt hinausschickte, und der sogenannten ‚guten alten Zeit'. Man wird mir vielleicht erwidern, daß noch niemals ein schlechtes Buch einen schlechten Menschen noch schlechter gemacht, oder einen guten Menschen verdorben hat. Aber jeder Lebenserfahrene weiß, was es für Folgen hat, wenn man z. B. von all den dunkeln Seiten des Großstadtlebens die verhüllenden Schleier wegzieht und sie in ein öffentliches Gesprächsthema umwandelt; wenn die Jugend nicht mehr vor dem Häßlichen und Gemeinen geschützt wird, und wenn es nur im Buch gewesen wäre! Aber die siegreiche Laufbahn von Zolas ‚Nana' erzeugte eine sich stetig mehrende Brut. Und man warf sich auf diese Bücher, jung und alt, als hätte es bis dahin keinen Lesestoff in der Welt gegeben — nicht nur um sie zu lesen, auch um sie zu kommentieren, darüber zu philosophieren —, kurz, es wurde eine tiefeingreifende Umwertung alter Begriffe. Lady Blennerhassett sagt in einem Essay über Chateaubriand so vortrefflich: ‚Die Literatur ist ausgezogen, um auf Grund der neuen Psychologie das gelobte Land der Zukunft zu suchen. Vergebens ist der Weg nicht gemacht worden. Seit fünfzig Jahren führt er in unbekannte Gegenden, zuweilen in weite Fernen, viel öfter in ganz naheliegende Regionen, wo vor ihm die Kunst nie den Fuß hingesetzt hatte. Wie von der Leinwand des modernen Malers, so verschwinden aus dem modernen Buch die Idealbilder, welche die Seelen der alten Meister mit der Wonne des Schönen beseligt hatten. — Der Realismus und seine Vollendung, der Naturalismus, stiegen von der Höhe der Zivilisation, der Kultur und der Bildung bis zu Aufenthalten, die man früher zu nennen vermied. — Die Gosse wurde ein Lieblingsort,

schmutzige Füße trugen schmutzige Menschen in die Werke der tonangebenden Schriftsteller. — Das in vielen Fällen nur vorgebliche, fast durchaus mißverstandene Mitleid mit den Elenden und Enterbten sagte fälschlich voraus, daß Menschen, die in Kohlengruben leben, auch schwarze Seelen, oder in Ermanglung derselben doch die Sensationen von Bestien haben müssen. Armut wurde mit abstoßender Häßlichkeit verwechselt, an die Stelle des Grauens trat der Ekel. Unter dem Vorwand, ‚das menschliche Dokument' mit mikroskopischer Treue wiederzugeben, schuf man Ungeheuer als Typen. Die Menschen wurden so widerlich abstoßend, daß die erschöpften Nerven z. B. über Germinal das Gleichgewicht verlieren und der gequälte Leser zu seinem Entsetzen bemerkt, wie seine Teilnahme sich dem alten Schimmel zugewendet hat, der in dieser zynischen Gesellschaft der Bemitleidenswerteste ist.'

Manche von uns jungen Frauen, durch den Einfluß unserer Erziehung, auch durch vernünftigen Rat gehalten, bekämpften die ungesunde Neugier, die so viele zu dieser Literatur hinlenkte — aber wie bald waren derartige Bücher auch in den Händen unserer Jugend zu finden, wie bald hielten sie ihren Einzug auch auf der Bühne. Im Anfang war es der jungen Generation nicht klar, wohin wir geführt wurden; ich erinnere mich lebhaft, wie mein lieber Onkel R. . . ., dessen gesundes und tüchtiges Urteil in allen Lebensfragen mir immer maßgebend war, mir damals sagte: ‚Du bist noch zu jung, um zu verstehen, was diese Literatur uns bringen wird; sie wird die Menschen nicht besser und nicht schlechter machen, aber man wird sich an gewisse Dinge g e w ö h n e n lernen und es wird einen ungesunden Nervenreiz in der Jugend wachrufen, von dem man früher verschont war, und dieser Nervenreiz wird sich von Jahr zu Jahr steigern, bis man alles Maß verliert, wie die Trinker, die schließlich zum Eau de Cologne greifen.' — Wie oft denke ich jetzt an diese Worte, wenn ich Abbildungen aus der Oper: Salome von Richard Strauß oder ähnlichen Dingen begegne.

(Schluß folgt.)

Sonette aus einem Hofgarten
Von Ernst Kamnitzer

I.

Wie hat das Leben Sinn hier und Vertrauen
im Gleichgewichte dieser Gartenwege:
die Wandelnden durch Beete und Gehege
und jene, die am Springbrunn stehn und schauen,

und jene andern, die wie eine Katze
auf Bänken sitzend in der Sonne schnurren,
und selbst die Tauben, die am Wege gurren,
wie sind sie alle säuberlich am Platze!

Hier ist schon alles zwischen Hecke Blüte,
hineingedichtet in verliebter Güte,
was nur das Leben einem Garten spendet.

Bist du nur da, so bist du auch willkommen,
auch dein Geschick ist schon vorweggenommen
und ist im voraus schon zum Glück gewendet.

II.

Du alter Garten, der mich traurig stimmt,
ich mag dich dennoch recht von Herzen leiden.
Hier kann ich nicht genug sehn und beneiden,
was nur an deiner Ordnung Anteil nimmt.

Die Gänge und die schweigenden Arkaden,
die Göttin selber, die den Tempel krönt,
ach, irgend etwas sein, was hier verschönt,
ein Baum, ein Brunnen, drin die Vögel baden.

O in der Brust den Sinn des Ganzen tragen!
Indes man sich bemüht, blüht alles fort,
denn Schönheit eines Ganzen lebt in einem.

So aber fühlt man nur die eigenen Klagen,
und ob man wohlgedeiht, ob man verdorrt,
es nützet niemand und es schadet keinem.

III.

Auch diese Verse, die ich vor mich sage
für niemand, auch für mich nicht — in den Wind,
ich weiß es, daß sie gänzlich unnütz sind
und daß ich nur ein Echo bin und Klage.

Denn niemand ist, auf den ich bebend zielte.
So tönt bei einem Wort, bei einem Schritt
ein Instrument mitunter klingend mit.
Willst du dann sagen: eine Geige spielte?

Und wollt' ich, daß mich jemand hören soll,
es macht ihn höchstens stumm und kummervoll,
so wie mich jene Gärten seltsam rühren.

Was mich verbinden könnte und befrein,
das macht mich — ach — nur immer mehr allein,
Und ich, der lösen wollte, muß verführen.

Briefe eines Okkupationssoldaten

Karfreitag 1917.

Lieber Herr Professor!

Erinnern Sie sich an das französische Buch, das Sie mir bei meinem letzten Urlaub mitgegeben haben, ‚L'Immolé' von Emile Baumann? In diesen Tagen habe ich endlich Zeit gefunden, den von der französischen Akademie preisgekrönten Roman zu lesen. Sie sprachen mir mit großer Achtung von dem Buch und baten mich, Ihnen über die Eindrücke zu schreiben, die ich beim Lesen empfangen würde. Ich tue es um so lieber, als die Umstände, unter denen ich es hier auf französischer Erde las, eine ganz eigenartige Einstellung dazu mit sich brachten. Ob ich Sie, der Sie mir für solche Aufgaben eine besondere Befähigung zuzuschreiben die Güte haben, nicht enttäusche, ist eine andere Sache. Immerhin, ich wag's! Hier ist die Analyse und meine Überlegung dazu:

Baumann erzählt die Geschichte eines jungen Katholiken, nicht als ob dieser Daniel Rovère zufällig katholisch wäre oder sich wie Daniele Cortis in einem seelischen Konflikt von seinem Katholizismus wesentlich bestimmt zeigte, er erzählt vielmehr recht eigentlich die Geschichte des jungen Katholiken als des religiösen Menschen; wie der moderne Gläubige von katholischem Blut und katholischer Erziehung von innen heraus seinen Glauben entwickelt, nicht wie der moderne Ungläubige von außen zum Glauben kommt. Doch was mir auf der Zunge, weil auf dem Herzen, brennt, ist kein literarkritisches Urteil: Ich habe in Daniel Rovère einen Altersgenossen getroffen, den die gleichen Kräfte treiben wie mich. Oft hab ich mich ihm tief verwandt gefühlt, dann hat er mich wieder abgestoßen. Als ich mich von ihm trennte, war er mir ein Bruder geworden.

Führer einer sozialstudentischen Gruppe, entwickelte mir der Lyoner Student seine Pläne: nicht an seine Sakristei von kommandierten, im voraus gesiebten Zuhörern wolle er sich wenden, die großen Massen gälte es zu erreichen. An den Straßenecken, den Fabrikeingängen, auf den Bräukellern müsse das Evangelium laut verkündet werden, sollte es nicht schon zu spät sein. Ich hab es dann miterlebt, wie er unter dem Eindruck einer Weltanschauungsversammlung, aus deren Tumult wir uns mit Lebensgefahr ins Freie flüchteten, seine Methode änderte. Von der Einzelseele mußte ausgegangen, das christliche Gewissen im einen, dann im andern wieder aufgerichtet werden, so daß sich allmählich kleine, aber überzeugte Gruppen aufbauten. Wie er in diesem Sinne auf einen kleinen Kreis wirkte, war ich Zeuge, wenn ich ihn zum Abendbrot in ein Arbeitswirtshaus begleitete. Ein andermal nahm er mich mit an den Tisch seiner Universitätsbekannten, Studenten, auch Künstler, die französische Jugend. Wenn Daniel in einer Stunde des Zweifels und der Furcht von sich selber zu sagen geneigt ist: ‚Ein spekulativ angelegter Freund des Handelns, ein Phantast, d. h. ein Wesen von geringer, von sehr geringer Willenskraft', so rührt er wohl an die schwache

Seite der französischen Jugend überhaupt. Da sind junge Leute der oberen Klassen, die von ihrer gläubigen Erziehung nur den Geschmack für eine dilettantische, sinnlich gefärbte Mystik bewahrt haben, skeptische Genießer, weibische Dandys, die sich mit der Energie ihrer Instinkte brüsten; daneben Emporkömmlinge, die ihre Sklavenseelen an den Phrasen des Anarchismus berauschen; Sozialisten, die mit Verbohrtheit und zugleich mit echter Aufopferung den Klassenhaß, den schöpferischen Haß predigen; naiv-geniale, in animalischem Paganismus befangene Künstler. Daniel führte mich ein in die geräuschvolle, plattoptimistische Welt der Lyoner Bourgeoisie. Schließlich stellte er mich in den Salons des Adels vor, wo ich neben grotesken, ruinenhaften Vertretern des ancien régime eine so prächtige Person wie Mme. de Bradieu kennen lernte, die unermüdlich organisierend und eigenhändig zugreifend, soziale Not lindert. Im französischen Klerus traf ich einen überraschenden Reichtum an Typen: den Pfarrgeistlichen, in dem sich priesterliche Bildung und Erfahrung mit einem leicht bäuerischen Zug mischt, Gesundheit und Frische atmend und um sich verbreitend, den liberalisierenden Salonabbé und schöngeistigen Modeprediger; den unermüdlichen Konferenzredner, der aus dem Volk aufgestiegen, das Volk zu packen weiß; den Vikar, der, eine Gestalt von urchristlicher Reinheit, unter den Armen der Pfarrei ein verborgenes Leben der Aufopferung führt; kunstliebende Dominikaner, denen das Mittelalter die Vollblüte der christlichen Kultur, die Furcht vor den Éliten das Übel der heutigen Kirche bedeutet; daneben den Sohn des heiligen Franz, ganz Demut und Liebe; schließlich eine ganze Galerie von Jesuiten, jeder ein scharfumrissener Typ für sich.

Sie werden mir glauben, daß ich so einen Einblick in die katholischen Kreise Frankreichs gewonnen habe, den mir die enge Wirklichkeit meines Städtchens hier versagt.

Auf dieses katholische Frankreich wirft die Kirchenverfolgung ihre düsteren Schatten voraus. Zwar die Bourgeoisie verdient und genießt weiter. Aber die Tüchtigsten sehen am schwärzesten. Was Mme. de Bradieu voraussieht, ist die Fäulnis eines unheilbaren Indifferentismus, Zerstörung der sozialen Einrichtungen, Versiegen des Priestertums, der geistige Tod einer Nation, von der Gott weggeht. Auch Daniel sieht die Verfolgung unabwendbar herannahen, aber er begrüßt sie mit der urchristlichen Sehnsucht nach dem Martyrium als dem letzten, einzigen Heilmittel, dem Feuer der Läuterung, aus dem die Kirche neu erstehen wird. Wie eine Vision taucht die Kirche als die ‚reine Arche' vor ihm auf, emporgetragen von den rauschenden Fluten des Bösen.

Es ist eigenes Schicksal, was in Daniel solche Auffassung hat reifen lassen. Was er ist, ist er durch Leiden geworden. Von seinem Vater hat er ein zweifaches verhängnisvolles Erbe überkommen: eine übermächtige sinnliche Veranlagung und einen Makel an seinem Namen. Ein schimpflicher Liebeshandel hat den Vater zu einer Unterschlagung und diese hat ihn zum Selbstmord getrieben. Von einer an Knochentuberkulose hinsiechenden

Mutter sieht Daniel zudem sein Blut mit Ansteckung bedroht. Er, der ein Laienapostel sein will, sündigt selber mit der nämlichen Henriette, die — Daniel ahnt es nicht — sein Vater halb mit Gewalt zu seiner Mätresse gemacht hat.

Hier ist eine im höchsten Maße reizbare Sensibilität, die an und für sich schon nur mit Mühe die Eindrücke bändigt, die sie aufnimmt, einseitig auf das Morbide, Abnorme, Ekelerregende eingestellt. Gewiß ist es meisterlich, wie Baumann einem die gedrückte Atmosphäre in der Familie Rovère geradezu fühlbar macht oder beim Auffischen der Leiche einem das Grauen einimpft. Aber es gibt einen Punkt, wo man sich zur Wehr setzt. Wenn schließlich auch noch Daniels Freund ahnungslos der nämlichen Henriette erliegt, so ist ein Motiv künstlich auf die Spitze getrieben. Es gibt in dem Roman einen Priester, der die Züge Baudelaire's trägt. Finden Sie dieses Auftauchen von Baudelaires Physiognomie nicht beziehungsreich? Verfällt nicht Baumann dem modernen Kult des Krankhaften und Häßlichen? Wird dieser Naturalismus, der oft in wissenschaftlicher Formulierung vorgetragen wird, nicht noch unerträglicher durch die Paarung mit einem Symbolismus, der stilistisch ins Musikalische ausschweift? (Baumann hat ein Buch über Saint-Saëns geschrieben), nicht erst recht abstoßend durch die überreichliche Einstreuung katholischer Motive? Blättern Sie nur ein paar Seiten durch: une sonnette dont le timbre faisait penser à une clochette d'eglise (10); son teint rappelait la pâleur jaune d'une hostie au fond d'un ciboire (22); ces mains comme celles d'un prêtre (23); un valet ganté aussi sérieux qu'un officiant (46); cette perspective de tabernacle (57); les Alpes posaient dans le soleil leurs tabernacles (111); comme la fumée d'or d'un encensoir (117); des brasseries, cathédrales du Ventre où se magnifie l'indissoluble Trinité de la bière, de la choucroute et du tabac (245)!!! Gilt nicht am Ende vom Autor selber das Gleiche wie von einer seiner Gestalten, ‚die mit Vorliebe ihre sinnlichen Eindrücke durch katholische Reminiscenzen schärfte'? Daniel wohnt an der Seite Henriettes einem Pontifikalamt bei. ‚Durch eine Art von unbewußtem Sakrileg machte er die Messe zu einem Kelch der Wollust'. Es ist klar, Baumann schildert die Mischung von Wollust und Mystik als die tiefste menschliche Verirrung. Seine naturalistischen Darstellungsmittel stoßen mich ab. Aber wenn ich die prinzipielle Seite ins Auge fasse, so erblicke ich einen tiefen Zusammenhang zwischen der Welt des Häßlichen, Krankhaften, Sündigen und dem religiösen Motiv. Nicht um seiner selbst willen stellt Baumann das Pathologische dar, nicht aus Freude am Sezieren. Daniel ist kein Oswald Alving. ‚Durch Christus erhellt sich alles; es war zweifelsohne besser, daß der Mensch krank und gefallen dahinlebte, damit die unaussprechliche Heilung an ihm vollzogen wurde und daß der Erlöser erschien. Würdest Du die Schönheit lieben, so wie Du sie liebst, wenn Du nicht das Verworfene verabscheutest, wenn das ewige Wort nicht zu uns gesprochen hätte: Ihr seid traurige und formlose Schattenbilder und ich allein gebe Euch die Herrlichkeit zurück, worin ich Euch

erschaffen habe?' Was ist das anders als das alte o felix culpa der Karsamstagsliturgie? Aus dem dunklen Grunde der modernen Seele bricht um so heller der Lichtglanz der Erlösung hervor. Zunächst gilt es aber beim modernen Menschen den Sinn für seine Erlösungsbedürftigkeit zu entwickeln. ‚Du krankst daran, Dich für gesund zu halten,' sagt Daniel zu seinem Freund, dem schönheitstrunkenen Hermès, als dieser versonnen meint, er könne nichts dafür, wenn der Schmerz nie über ihn Gewalt bekommen habe, wenn der Begriff ‚Sünde' ihm fremd geblieben sei. Die Realitäten der Sünde und des Leidens sind für den modernen Menschen der Ausgangspunkt zum Christentum. Hab ich mich erst als krank oder von einem Keim der Dekadenz bedroht erkannt, so ruf ich mit der Sicherheit des Instinkts: Herr, hilf mir! So find ich mich auch darein, wenn das Pathologische naturalistisch dargestellt wird, nicht stilisiert wie in der antiken Tragödie, die ihm das Peinliche der unmittelbaren Wirklichkeit nimmt und so einen ästhetischen Schauer bei uns auslöst, in dem wir sogar genießend verweilen, nicht aber einen moralischen Choc. ‚L'horreur délivre' überschreibt Baumann das Kapitel, in dem sich Daniels Umkehr vollzieht, als er in seinem verstorbenen Vater seinen Nebenbuhler erkennt.

Ich habe jetzt nachträglich manches in dem Buche, was mich zuerst abstieß, als innerlich bedingt erkannt. Und doch bleibt mir ein Rest von Unbehagen. Sind wir gesünder, wir Deutschen?

Ich möchte lieber sagen: Wir sind schamhafter. Und das ist gut so. Noch eines: die realistische Kunstform liegt den romanischen Völkern näher. La vie telle qu'elle est ist der Ausgangspunkt für Daniels sozialpolitische Spekulation. Zugleich ist es die Formel für die realistische Darstellung. Der Deutsche dagegen wird sich immer gerne aus einer unerquicklichen Wirklichkeit in eine idealisierte Welt erheben, aus der alles Häßliche und Kranke gestrichen ist. So ist auch ein Typ des germanischen Christen entstanden, in seinen derben Zügen an altdeutsche Holzschnitte gemahnend, männlich, treuherzig, gesund, gleich Dürers Ritter zwischen Tod und Teufel. Das Böse tritt nur von außen an ihn heran; er siecht nicht innerlich daran. Es war ein Franzose, Pascal, der das Wort von der Krankheit als dem Normalzustand des Christen prägte. Sind wir als die jüngere Rasse gesünder? muß ich Sie noch einmal fragen. Gewiß, ich glaube es und halte es von weittragender Bedeutung. Aber es gibt auch einen Rassen- und Gesundheitskult, der den Sinn für Erlösung und Opfer verkümmern läßt. Ich denke an Helmut Haringa, der auf die deutsche Jugend stark gewirkt hat. Wir alle sind krank und brauchen einen Heiland. Warum um Grade rechten? Der christliche Typ bleibt der Paulinische Mensch, der Mensch mit dem Pfahl im Fleische, der sich seiner Schwachheit rühmt, der, wenn er schwach, stark ist, der, was er ist, aus Gnade ist. Der Mensch der überreifen Mittelmeerkultur trug dieselben Züge wie der Mensch von heute. Die Erlösungsbedürftigkeit hat heute wie damals ihren höchsten Grad erreicht. In der Schwachheit vollendet sich aber die Kraft.

Dies Pauluswort stellt auch den verzerrten Zynismus des alten Hausarztes der Rovères richtig, der die Heiligen für morbid erklärt und seine Theorie an Daniel zu demonstrieren beginnt: ‚Vous par exemple! Et votre mère!‘

Daniel ist sich seiner Schwäche wohl bewußt, seiner übergroßen Sensibilität, seines maßlosen Bedürfnisses, sich andern hinzugeben. Aber er ringt sich durch zu einer vergeistigten Männlichkeit. Das erschütternde Ende seines Vaters ruft zum ersten Male in ihm die Opferidee wach; er will sich als Sühnopfer für den Toten verzehren. Und doch fällt er. Aber das Aufkommen der väterlichen Schande läßt das Gymnasium, an dem er als Hilfslehrer untergekommen ist, zur Leidensschule für ihn werden. Seine unheilbar sieche Mutter, die neben ihm ein stummes Opferleben führt, verklärt durch die Kraft ihres Leidens den Sohn mit. Es hat mir unmittelbar zum Herzen gesprochen, wie die Liebe von Mutter und Sohn aus dem Natürlichen ‚. . . für Dich fühle ich mich vom Leben berauscht . . . ich ersehne für Dich viel Ehre oder wenigstens eine gute Ehe und eine tüchtige Lebensstellung . . .‘ ich höre meine Mutter reden — zur Gemeinschaft in Christus heranreift. Ein Lourdeswunder bringt der Mutter völlige Heilung. In einer trostlosen Nacht, in der sie gewahr wird, daß ihr altes Siechtum wieder aufgebrochen ist, fällt der Sohn noch einmal in die Sünde zurück. Ich habe mich anfänglich gegen diese Vorstellung gewehrt, ich wollte mich von Daniel abwenden; schließlich hab ich mich demütig gebeugt. Während die Mutter betet: O Maria, du hast mir die Gesundheit wiedergegeben, du hast sie mir heute genommen; du hast mich reicher beschenkt, da du sie mir nahmst, als du sie mir wiedergabst —, entsühnt sich Daniel in der Flamme ihres Opfers.

Nach dem Tod der Mutter, die auf einer Wallfahrt nach Lourdes nicht mehr für sich, sondern für eine Blinde ein Wunder erfleht und erlangt hat, wirkt Daniel als Advokat im Dienste der Armen, bis auch für ihn die Stunde des Opfers kommt. Die kirchenfeindliche Bewegung ist angeschwollen. Attentate auf Priester und Kirchen häufen sich. Während Daniel eine Kirche gegen eine Horde von Manifestanten, die schon die Feuerbrände schwingen, mit seinem Leibe deckt, wird er ein Opfer ihrer Wut. Ein geschleudertes Messer heftet seine erhobene Rechte an das Kirchenportal, eine Eisenkugel trifft ihn vor die Brust, ein Stockschlag zerschmettert ihm das Knie. Mit hängendem Haupte, mit gekreuzigtem Arme gleicht der Besinnungslose dem Christus des Murillo.

Vielleicht sind die letzten Seiten des Buches die schönsten; es liegt auf ihnen ein Schimmer von der Verklärung des Geopferten. Eine völlige Heilung blieb bei Daniel aus. Die Schwingen zu seinem Apostolat blieben für immer gebrochen. Die Stunde seiner Mission war gekommen und schon vorüber. Geblieben war tiefste Demut und Entsagung. Seine Seele ist ruhig geworden wie Kinderstimmen an einem Sommerabend. Bei den Gerlands, der Familie eines seiner Schüler, umfängt ihn der köstliche

Friede einer christlichen Familie. Er fühlt, daß Brigitte Gerland ihn liebt, ein prächtiges Geschöpf, strahlend von Gesundheit, Güte und Geist, unermüdlich im demütigen Dienste der Hausarbeit. Aber er kann nicht mehr leben wie die, welche in dieser Welt vergängliches Glück suchen. Er nimmt Abschied von den Gerlands. Sein Wagen verschwand hinterm Gartenhügel. ‚Er kehrte sich um und machte eine große Gebärde des Abschieds, dann breitete er seine schmalen bleichen Hände aus und hob sie gen Himmel, in den sie mächtig hineinragten'.

Ich habe ‚L'Immolé' als ein Bekenntnis der katholischen Jugend Frankreichs hingenommen, und so hab' ich auch versucht, den Katholizismus, von dem da Zeugnis abgelegt wird, für mich zu analysieren. Ich brauche nicht mehr zu versichern, daß es kein Ästhetenkatholizismus ist. Der wird in dem Buch überwunden. Daß der Künstler der Formenschönheit des Katholizismus beredten Ausdruck gibt, versteht sich von selbst. Die neuerwachte Freude an der Liturgie ist auch ihm gemein. Aber weit davon entfernt, an den malerischen und musikalischen Sinnfälligkeiten, wie er sie in der Schilderung einer Pontifikalmesse wiedergibt, haften zu bleiben, konzentriert er seine ganze seelische Kraft auf den ewigen Akt, der sich unter der liturgischen Form vollzieht. Er läßt einen das hl. Meßopfer in seinen einzelnen Phasen als Golgatha miterleben. Ein starkes eucharistisches Gefühl spricht aus dem Buch, bald wärmend in stiller Glut, dann wieder in Hymnen aufflammend. Eucharistische Frömmigkeit ist sozial, fügt die Menschen zum Leibe Christi zusammen. ‚L'Immolé' ist das begeisterte Bekenntnis zu einem sozialen Katholizismus. Der Mensch, allein auf sich gestellt, zählt nicht. Die stärksten Kräfte verleiht ihm aber die weiteste Gemeinschaft, die Gemeinschaft der Heiligen, die Kirche, die vollkommene Ausweitung der antiken πόλις. Nicht der Sozialismus, der unbegrenzte Gelüste entfesselt und sie dann durch ein Zwangsgesetz äußerer Gleichheit bändigen will, sondern christliche Liebe und freies Opfer, die Rückkehr zur Brüderlichkeit in Christus wird die soziale Frage lösen.

Rückkehr zum jugendfrischen Geiste der Urkirche, zur Reinheit der vorkonstantinischen Zeit, zur Glaubensglut der Katakomben! Die altchristlichen Erinnerungen Lyons, dessen Boden das Blut des Sanktus, der Blandina und des Irenäus getrunken hat, wirken auf Daniel mächtig ein. Zur Zeit der Martyrer war die Christenheit dem geoffenbarten Christus am gleichförmigsten. Nur die Verfolgung kann dem katholischen Frankreich die Wiedergeburt bringen. Sie wird den Staub der dürren, lauen, merkantilen Seelen sieben. Aber ein Kern von Gläubigen wird um die Tabernakel bleiben, von dem das Evangelium wie vor 2000 Jahren von neuem seinen Ausgang nehmen wird. ‚Der Geopferte' bekennt sich zu einem heroischen, vielleicht wird man sagen rigoristischen Katholizismus. Golgatha ist keine rhetorische Figur. Sind wir die Glieder des geopferten Christus oder sind wir es nicht? Soll das Haupt bluten und die Glieder sich mästen? Der evangelische Rat der Armut wird der Christenheit ins Gedächtnis zurückgerufen.

Vielleicht werden Sie, lieber Herr Professor, in Daniels Eifergeist so etwas wie ein Vorrecht der Jugend erblicken, aber nein, ich weiß, daß Sie mit uns Jüngeren fühlen, ja, daß Sie persönlich der Jugend kein Vorrecht in bezug auf das religiöse Empfinden zugestehen. Bei Daniel erklärt wohl auch die heftige Reaktion auf seine moralische Niederlage die Neigung zu rigoristischen Ideen. Er selbst ist geneigt, sie auf die Lyoner Umwelt zurückzuführen, die noch von jansenistischen Einflüssen durchsetzt sei. Ich spüre aus dem Buch kein jansenistisches Ethos heraus. Unauslöschliche Freude schwingt sich immer wieder über alles Leid empor, la joie du sacrifice. Den düster gekleideten, von muffigem Ernst durchtränkten Lyonnäsern möchte Daniels Mutter zurufen: So freut euch doch! Von Daniel selbst heißt es: ‚Seine starke katholische Kultur schützte ihn vor den ausdörrenden Moralanschauungen und bewahrte ihm die Fülle der Sehnsucht und die Kraft der Liebe'. Wo eine ausgesprochen jansenistische Umwelt (Familie Faurax) geschildert wird, geschieht es mit Antipathie. Freilich in einem Punkte weiß sich Daniel mit dem Jansenismus eins: er stellt sich auf die Seite der ‚Provinziales'. Für mich ist es dieselbe kompromißfeindliche Art, die mich bei Kierkegaard und Léon Bloy angezogen hat, oder besser gesagt, um nicht den Verdacht aufkommen zu lassen, als handle es sich bei Baumann nur um literarische Haltung: es ist der entschiedene Wille, mit dem Christentum Ernst zu machen.

Ich habe versucht, mir über die spezifisch französischen Züge dieses Katholizismus Rechenschaft zu geben. Ich fürchte, wäre das Buch in Deutschland geschrieben worden, es wäre ein gediegener theologischer Grundriß oder eine philosophische Auseinandersetzung, vielleicht auch ein Erbauungsroman geworden. Dem Franzosen ist es gelungen, ein ganzes Buch über katholische Dinge zu schreiben, ohne daß er auch nur einmal aus dem Rahmen eines literarischen Kunstwerks herausfällt. Es liegt freilich auch seinem Naturell besser, sich subjektiv über religiöse Erfahrungen auszusprechen, während unsere Art da spröder, knapper, schwerer ist. Wir lassen gleichsam erst das erkaltete, hart gewordene, geformte Erz, den objektiven, allgemein gültigen Niederschlag, sehen, während wir die innere Glut in uns verschlossen halten. Vielleicht wird uns der Franzose vorwerfen, daß bei uns heutzutage das, was er la grande ingénuité catholique nennt, verkümmert sei.

Von dem französischen religiösen Chauvinismus hab ich bei Baumann keine Spur angetroffen: man wird eine solche auch nicht in der Bemerkung finden, die über Lourdes fällt, immerhin seltsam sei es, daß eine der authentischsten Offenbarungen des Unsichtbaren einem heruntergekommenen, durch Cäsarismus und Demagogie abgestumpften Frankreich vorbehalten worden sei. Die Darstellung des Lourdeswunders, die Baumann glaubhaft gelungen ist, bringt eine französische Note in das Gesamtbild. In demütiger Schlichtheit vollzieht sich der Glaubensakt des Wunders durch Berührung mit Lourdeswasser in der Verborgenheit der Krankenstube. Indem das Motiv des Rückschlags eingeführt wird, freilich nicht im rationalistischen Sinne

wie in Björnsons ‚Über unsere Kraft', wird die Wunderauffassung vertieft. Die Ausbeutung des Wunders als Parteitrophäe und Reklame — un fait divers für den ‚Nouvelliste' — wird mit Ironie geschildert.

Es ist ein unpolitischer Katholizismus, der in dem Roman vertreten wird, nicht prinzipiell, sondern aus der Lage der Verhältnisse heraus. Der Anhänger eines opportunistischen kirchlichen Liberalismus, der nicht für klerikal gelten möchte, wird mit ätzender Ironie abgefertigt. Der Vertreter eines legitimistischen Feudalsystems verfällt der Lächerlichkeit. Der Optimismus des demokratischen Priesters, der auf die Idee der Souveraineté nationale vertraut, weckt keinen Glauben. Angesichts der herannahenden Verfolgung ist Daniel von einer geradezu eschatologischen Stimmung ergriffen. Wozu noch Politik treiben? Kommt erst die Verfolgung, so wird aus dem Blute der neuen Martyrer ein neues Frankreich erstehen. Was hier das Buch an Prophetischem enthält, darüber endgültig zu urteilen ist noch nicht die Stunde gekommen.

Wohltuend hat mich eines berührt: dieser Katholizismus ist bodenständig, auch in der Großstadt. Er ist stolz auf das Lokalkolorit, das an seinen alten Kirchen und Festen haftet. Nicht Paris, sondern Lyon, die alte, ehedem freie Stadt, die als letzte einer despotischen Zentralisierung erlag, ist der Schauplatz des Romans. Es ist die Stadt der Unbefleckten Empfängnis, in deren Zeichen Baumanns ganzes Buch steht. Indem er sich aber in die vollentfaltete Blüte des ganzen Dogmas liebend versenkt, kennt er doch nur einen: Christum und den als den Gekreuzigten.

Es ist mir nicht möglich, festzustellen, wie weit tatsächlich die katholische Jugend Frankreichs in Baumann zu Wort kommt. Wenn mich ein Franzose nach einem entsprechenden deutschen Werke fragen sollte, welches könnte ich ihm angeben? Es wird von einem christlichen Optimismus erfüllt sein, der nicht der paulinischen ‚Hoffnung wider Hoffnung' gleicht, wie sie sich ergreifend in dem Werk des Franzosen durchringt, sondern der wohl auch zum Himmel strebt, aber seine Wurzeln dabei tief ins Erdreich senkt. Ja, am Ende ist dieser Optimismus so ganz Aktion, daß er eine literarische Ausformung überhaupt noch nicht finden kann, und ich müßte meinem Franzosen einen Stoß München-Gladbacher Druckschriften geben. Soll ich ihm dabei sagen, daß die Literatur des katholischen Frankreichs doch nur aus der aufgezwungenen literarischen Muße einer politischen Verbannung entspringe? Sie würden mir nicht ganz recht geben!

Nun will ich Ihnen aber danken, daß Sie mir Baumanns Buch zugänglich gemacht haben. Ich fühle, es hat die christlichen Energien in mir gemehrt. Wenn wir erst heimgekehrt sind, es wird eine Lust sein zu wirken! Ich wünsche Ihnen die ganze Fülle der Osterfreude!

In Verehrung

Ihr F. F.

B...... den

Liebes Fräulein Lulu!

Wir sind umgezogen, wenn auch nur über den Kanal hinüber. Fährt man von A. her über die Brücke, so rasselt drüben der Wagen auf holpriges Pflaster, Spiegelfensterscheiben klirren und an dem und jenem ‚Spion' tauchen neugierige Gesichter auf: man ist in einem Kantonstädtchen.

Ein alter Kirchtum schaut mit seinem Helm aus dem Grünen. Hochgelegene, altersgraue Häuser spiegeln sich drunten im Kanal, auf dem die flandrischen Schiffe schwimmen. Eine Schleuse rauscht Tag und Nacht.

Ich habe in einem buckligen Häuschen gleich bei der Brücke bei zwei alten Demoisellen Quartier bezogen und könnte nicht besser aufgehoben sein. Der Almosenier eines Klosters ist hier vor Zeiten mein Vorgänger gewesen. Ich schreibe in einer großen Stube mit roten Steinfliesen. An den Wänden schweben verblaßte Heilige über schweren Kommoden. Zwischen weißgestärkten Gardinen Geranien und ein Blick ins Grüne. Das Guckfensterchen in der weißgetünchten Türe schaut mich neugierig an. Es weht ein leichter Geruch von Spezereiwaren und alten Dingen in diesem Haus. Die beiden Mamsellen führen eine épicerie. Sie haben freilich schon lange alles an die Soldaten hergegeben bis auf das schönglacierte Töpfergeschirr. Ab und zu klingelt aber drunten doch noch die Türglocke. Ein wenig Käse, ein wenig Gemüse wird noch verkauft und dabei plauscht man eine Weile, die Ellenbogen auf die Ladentheke gestützt. Ich bilde mir ein, das Gespräch geht um den neuen feldgrauen Gast, ‚le petit séminariste', wie mich die Franzosen hier irrtümlich ausdeuten.

Im Gärtchen hinterm Haus trocknen an der Sonne die boulettes, ein köstlicher Käse, auf einem Brett wie ein Schachspiel aufgesetzt. Aus dem großen Regenwasserfaß im selben Gärtchen schöpf ich mein Waschwasser; das sei weicher als Brunnenwasser, versicherten mir meine Quartierwirtinnen.

Sie erinnern mich an altes Porzellan, die beiden, ihre feingliedrige Figur, die leichtgefärbten Wänglein, die langgezogenen Augenbrauen.

Eine Fülle alter Erinnerungen hat sich in dem Schwersternpaar erhalten. Der Gedanke an die hundertjährige Spanierherrschaft wird in ihnen so lebendig, daß sie schwanken, ob sie ihren gutfranzösischen Namen Baudez nicht spanisch deuten sollen. Ein Graf von B. saß im Rate der Unruhen und wollte den Egmont retten, dessen Brüsseler Standbild, eine Soldatenpostkarte, die Wand ziert. Die Baudez saßen als Pächter der Seigneurs de B. auf der Ferme Hambu, bis sie die Revolution von ihrem Hof verdrängte. Sie reden Ihnen von der großen Revolution wie von gestern. Ihre Urgroßeltern waren seiner Zeit schon auf die Proskriptionsliste gesetzt; drüben in L. war das Revolutionstribunal; da wurde Gott sei Dank Robespierre gestürzt. In der und der Scheune am Wald droben sind sie damals heimlich zur heiligen Kommunion gegangen. Die reichen Leute von heute haben ihre Reichtümer noch von der Revolution her, gestohlen haben sie sie von

den Aristokraten. Aber der Notar, der Senator der Republik, der in seinem Hause gleich um die Ecke den Präsidenten empfing, ist schließlich daran doch im Armenhaus zugrundgegangen, in das er eine Menge kleiner Sparer gebracht hatte. Ein alter trockner Haß haftet an der Stimme der jüngeren Schwester, wenn sie von diesen Dingen spricht. Dieses hagere, streng-gescheitelte Jungfräulein ist geistig reger und leidenschaftlicher als die ergraute Ältere, die nur ab und zu mit ihrer tieferen, weicheren Stimme den Sopran der Schwester akkompagniert.

Nach den beiden Alten wäre die Revolution jetzt wieder gekommen, hätte le bon Dieu nicht Guillaume gesandt, die Republik zu strafen. Sie befehden die Republik, sie sind bonapartistisch gesinnt und haben die ‚Autorité' der Cassagnacs gelesen. Neulich abends saß ich noch ein halbes Stündchen drunten bei ihnen, da legten sie ihr Stundenbuch beiseite und erzählten mir so lebhaft von ihrem Onkel, der mit dem Napoleon als kleiner Tambour drunten in Spanien gewesen war. Als 1870 die Deutschen einrückten, da sprang der 82jährige Veteran von seinem Lehnstuhl auf und zog sein Messer. ‚Ah, wär er noch da, le petit caporal, der würde es den Preußen geben!' und fiel in seinen Stuhl zurück. Es sind Bonapartistinnen, und da sie auch sehr fromm sind — ‚voilà deux vieilles bigottes' stellte sie mir André vor, ohne daß sie den Scherz übel genommen hätten —, so ist ihnen die Republik, in der sich die Mittelmäßigkeit breit macht und in der man von der Messe wegbleiben muß, um garde-champêtre sein zu können, ein doppelter Greuel. Wie war es nur vor dem Krieg in B.? Man lebte lustig und in Freuden, zog allsonntäglich in Paaren geputzt in den Wald zum ‚Cheval blanc'. Bunte Feste, Serenaden ohne Ende, ni messe ni vêpres. Die leichtsinnige Republik hat ihre Strafe verdient. Deutschland dagegen ist der Hort der Autorität, der Disziplin, der Frömmigkeit, und Guillaume ist der Kaiser, wie Napoleon der Kaiser war. Er muß ein Weltreich gründen, er muß auch in Frankreich Ordnung schaffen. Ich habe meinen französischen Studiosus, der mir bei den alten Damen Quartier gemacht hat — er naschte schon als kleiner Junge die Bonbons aus ihrem Laden und trug für sie ‚gute' Zeitungen aus — nachträglich gefragt, ob man denn nicht am Ende aus der Gesinnung der beiden Fräuleins schließen müsse, daß die bedrängten Katholiken Guillaume doch ein bißchen erwartet hätten, wie ihnen die Freimaurer vorwerfen. André hat das energisch bestritten, die beiden alten Persönchen seien etwas ganz Apartes und hätten ihre Meinung für sich; außerdem hätten sie wohl immer brave deutsche Jungens im Quartier gehabt und das zwei Jahre lang, das bleibe doch nicht ohne Einfluß auf das Gemüt. Ich selbst habe bei ihnen noch beobachtet, daß ihr monarchisches Gefühl, das sie unserem Kaiser und den Prinzen huldigen läßt, noch mit dem weiblichen Interesse an Familie und Verschwägerung verquickt ist.

Stattet uns abends André, der Student, noch einen Besuch ab, dann sitzen wir in dem Stübchen neben dem Laden, um den mächtigen Rauchfang

beisammen bei einer Tasse Kaffee und einem knusprigen Puppengebäck, das sich noch aus Friedenszeiten erhalten hat. Ich habe da schon die schönsten politischen Soireen erlebt. André übernimmt die Rolle des französischen Patrioten, die alten Tanten gebärden sich — wohl halb aus Schalkhaftigkeit — extrem deutschfreundlich und ziehen wider die Republik zu Felde. Ich schaue schmunzelnd zu oder springe gar zum Entsetzen der Damen dem Patrioten bei, so wenn ich erkläre, als Franzose wäre ich für das ‚ralliement', also für die Republik, oder die Engländer seien unschuldig am Tode des Prinzen Louis; denn die beiden haben noch den alten gutfranzösischen Haß auf England. Aus einer volkstümlichen Patoiszeitung verdolmetschen sie mir einen glühenden Erguß gegen das perfide Albion. Die rotbewamsten Kriegsleute, gegen die Notre Dame des mouches auf einem Heiligenbildchen die Wespen schickt, müssen notwendig Engländer sein. Die belgische Neutralität wird verhandelt, überhaupt die Belgier! Das ‚sale belge' war einem so geläufig, daß es oft recht peinlich war, entschlüpfte einem dies Schimpfwort in Gegenwart eines wirklichen Belgiers. ‚Du mit Deiner tête carrée belge!' zankte sich Herr Emond, unser Nachbar, als er noch ein kleiner Bengel war, mit einem belgischen Spielkameraden. ‚Was? tête carrée belge?, möcht ich doch keine tête française haben und von den prussiens Schläge drauf gekriegt haben!' sagte der kleine Belgier und stieß Herrn Emond in eine Kühtränke. Und dies Gezeter um die belgische Neutralität! Es ist doch nach französischem Flurrecht ganz in der Ordnung, daß man über einen brachliegenden fremden Acker fährt, um ein dahinter gelegenes Feld abernten zu können. Dann erzählen sie von der Invasion 1914, wie alles flüchtete und wie sie in ihrem alten Häuschen blieben, ‚trotz der Schauerberichte der Zeitungen. Wir blieben und wollten sie doch erst einmal an uns herankommen lassen.' ‚Ah, vous les avez attendus!' ruft der Patriot triumphierend dazwischen. Aber die Erzählerin läßt sich nicht irre machen. Es tauchen die ersten deutschen Reiterpatrouillen in ihrem Bericht auf, die man zuerst für Engländer hielt und beschenkte. Die ältere Schwester ergänzt und berichtigt die jüngere. ‚Nein, so sagte der Offizier,' und sie gibt die Gespräche der ersten Deutschen in direkter Rede wieder. Sie waren alle gentil, das ist das Endergebnis.

Als ich am Morgen nach einer solchen politischen Soiree über die Gasse ging, mußte ich innerlich doch ein wenig lächeln, als ich mein Visavis vom vergangenen Abend die Roßäpfel aufschaufeln sah, die ein Rößlein, das über die Brücke trabte, hatte fallen lassen, offenbar für das Gärtchen oder die reich blühenden Geranien. Aber meine ritterlichen Gefühle für die beiden alten Französinnen haben darunter keineswegs gelitten.

Wenn Sie diesen Brief im Sollner Gartenhäuschen beim Nachmittagskaffee vorlesen, so grüßen Sie alle von mir und seien Sie selber bestens gegrüßt von Ihrem F. F.

Kleine Bausteine

Römisches Recht und moderne Rechtswissenschaft / Von Otto Hipp

Im zweiten Märzheft der Zeitschrift ‚Deutscher Wille' hat E. Fuchs, der Führer der Schule für freiere Rechtsfindung, einen temperamentvollen Angriff gegen das römische Recht gerichtet und die Forderung erhoben: ‚Weg mit dem römischen Rechtsstudium, weg mit der ganzen romanistischen Scholastik, die uns Licht und Luft versperrt! . . . Die gesamte römische Rechtsgelehrsamkeit müssen wir der Altertumskunde übereignen.' In manchen Einzelpunkten hat Fuchs gewiß recht; im Endergebnis kann man ihm nicht zustimmen. Hiebei handelt es sich meines Erachtens letzten Endes um derart grundsätzliche Fragen, daß die Angelegenheit einer gründlichen Erörterung bedarf und ja nicht als eine nebensächliche Frage bezüglich der künftigen Gestaltung des Rechtsstudiums angesehen werden darf. Fuchs macht den Fehler, daß er bei seiner Beweisführung nicht oder doch zu wenig unterscheidet zwischen Studium des Rechtes und Reformnotwendigkeiten des geltenden Rechtes. Zweifellos soll sich unser Rechtsleben weiter entwickeln auf der gesunden Grundlage deutschrechtlicher Gedanken. Veraltete, auf fremden Ursprung zurückgehende, in unser Rechtsleben mit seinen neuzeitlichen Bedürfnissen nicht hineinpassende Rechtsgrundsätze müssen ausgemerzt werden, selbst wenn es dadurch zur grundsätzlichen Umstürzung ganzer großer Gebiete der geltenden Rechtsordnungen kommt. Aber damit ist das römische Recht noch nicht beseitigt. Selbst wenn man zugibt, daß durch die Aufnahme des römischen Rechtes eine Rückständigkeit in unserer gesamten Rechtsentwicklung verursacht worden ist, so darf man doch hiefür nicht das römische Recht selbst als System verantwortlich machen, sondern höchstens diejenigen, die es auf hiezu nicht geeignete deutsche Verhältnisse künstlich aufgepfropft haben. Darüber kommt auch der begeistertste Anhänger des alten deutschen Rechtes nicht hinweg, daß das römische Recht in seiner Art ein Wunderwerk menschlichen Geistes, ein mit staunenswerter Klarheit und Folgerichtigkeit ausgebautes Rechtsgebilde gewesen ist und noch ist. Niemand wird behaupten wollen, daß die alte griechisch-römische Kultur heutzutage die praktische Grundlage unseres öffentlichen und privaten Lebens sein könne, und doch ist sie die Grundlage unserer humanistischen Bildung und damit der allgemeinen Geistesbildung für weitaus die meisten Disziplinen des Hochschulstudiums. Ähnlich ist es auch mit dem römischen Recht. Gerade so, wie der Historiker, um die Geschichte der Neuzeit zu verstehen, unmöglich an einer vielleicht äußerlich für die neuzeitliche Entwicklung ganz

bedeutungslosen Epoche der Vorzeit achtlos vorübergehen, sie aus seinem Studium ausscheiden kann, ist es für den Juristen, der sein Arbeitsgebiet wissenschaftlich beherrschen will, unmöglich, das römische Recht auszuschalten. All die Vertreter der Schule der ‚freieren Rechtsfindung', die gegen das römische Recht und sein Pflichtstudium auf den Universitäten ankämpfen, vergessen, daß sie selber durch diese Schule hindurchgegangen sind, daß sie das römische Recht kennen, ob sie jetzt wollen oder nicht, und daß es für sie einfach unmöglich ist, zu behaupten, sie würden ebenso, wie sie es tatsächlich sind, auf der vollen Höhe fachwissenschaftlicher Bildung stehen, auch wenn sie seinerzeit durch den vorgeschriebenen Bildungsgang nicht gezwungen worden wären, sich mit römischem Recht zu beschäftigen. Es läßt sich eben auf keinem Gebiet des Geisteslebens ausdenken, wie es wäre, wenn irgend eine Spezialunterweisung nicht erfolgt wäre, die in Wirklichkeit doch erfolgt ist; d. h. man könnte wohl nachweisen, daß ihr Fehlen eine Lücke bedeuten muß, nicht aber, daß ihr Fehlen keine Lücke bedeutet. Die Philosophie kann die Scholastik nicht übergehen; gerade in neuester Zeit hat sie sogar wieder manche fruchtbare Anregung aus dieser Zeit des philosophischen Geisteslebens gezogen, und die Rechtswissenschaft kann als Zweig des Studiums das römische Recht nicht ausscheiden; etwas anderes ist die Frage, ob es nicht besser und nutzbringender gestaltet werden kann.

Vor allem denke ich an eine innigere Verbindung der Vorlesungen über das deutsche Recht des Mittelalters und der neueren Zeit mit denen über römisches Recht; man kürze ruhig die römisch-rechtlichen Vorlesungen zu Gunsten einer Erweiterung und Vertiefung der deutsch-rechtlichen. Man lasse mehr als bisher das Rechtsleben unserer Vorfahren in seiner ungeheuer anschaulichen Form vor den Zuhörern lebendig werden. Ich kann mir nicht leicht für den jungen Juristen eine schönere, interessantere Vorlesung denken wie z. B. die deutsche Rechtsgeschichte des großen Münchener Lehrers v. Amira. Aber als notwendige Ergänzung muß auch das römische Recht in seinem stolzen Bau gezeigt werden; und selbst wenn man alle römisch-rechtlichen Einflüsse für schädlich für das deutsche Recht hält, was entschieden zu weit geht, muß doch gezeigt werden, wie sie in das deutsche Recht eindrangen. Das ganze Pandektenrecht, mithin das deutsche Recht vieler Jahrhunderte, ist in wesentlichen Bestandteilen römisches Recht. Es ist bei systematisch-wissenschaftlichem Studiengang undenkbar, nicht auf die Quelle, das römische Recht in seiner Urform, zurückzugreifen. Der Kampf Thibauts und Feuerbachs gegen das römische Recht, den Fuchs erwähnt, wurde mit derjenigen Übertreibung geführt, wie sie die Vorkämpfer einer jeden wissenschaftlichen Neurichtung unwillkürlich anwenden müssen, um ihren Ideen schließlich in dem berechtigten Maße zum Durchbruch zu verhelfen. Auch Fuchs kämpft in erster Linie nicht so fast gegen das System des römischen Rechtes als gegen die Aufnahme des byzantinischen Kaiserrechtes in das deutsche Rechtsgebiet mit seinen Nachwirkungen bis in die Gegenwart. Daraus läßt sich aber kein Beweis gegen das Studium des römischen Rechtes schöpfen.

In Anlehnung an den bayerischen Studiengang denke ich mir die künftige Regelung in der Weise, daß der Student in den ersten Semestern in erweitertem Umfange deutsche Rechtsgeschichte hört und daneben, in einigen Partien, hauptsächlich Prozeßverfahren, gekürzt und entlastet, römisches Recht unter besonderer Berücksichtigung der später in das deutsche Recht (Pandektenrecht) eindringenden Formen. Beides, deutsches wie römisches Recht, haben Prüfungsgegenstand zu bleiben, wobei ich die bayerische Form einer Zwischenprüfung nach den ersten Semestern für empfehlenswert halte. Ein Rechtsstudium auf den Universitäten von weniger als acht Semestern, wie es in einigen Bundesstaaten möglich ist, halte ich für nicht genügend. Um keinen Preis darf insbesondere auch für die Zeit nach dem Kriege etwas von der deutschen Gründlichkeit in der Fachausbildung zu Gunsten rascheren Fertigwerdens abgelassen werden. Mehr wie je muß deutsche Wissenschaft und Praxis auf vollster, unerreichter Höhe bleiben. Auch der von Fuchs mit der Bekämpfung des römischen Rechtes verbundene Angriff auf die ‚Begriffsdestillation' geht zu weit. So wie Fuchs sich die künftige Rechtswissenschaft als ‚moderne Beobachtungswissenschaft', als ‚soziologische Rechtswissenschaft' darstellt, geht es im Grunde genommen darauf hinaus, die naturwissenschaftliche Arbeits- und Forschungsmethode auf die Rechtswissenschaft zu übertragen. Das ist verfehlt und durch die neueste Entwicklung in der deutschen Philosophie überholt. Eine Zeitlang hat man in der naturwissenschaftlichen Methode das Allheilmittel erblickt und gemeint, mit ihr das ganze Weltgeschehen erklären zu können und zu müssen. Das führte zu der seit geraumer Zeit überwundenen materialistischen Weltanschauung. Auch die reine Geisteswissenschaft, die Philosophie, sollte in die naturwissenschaftliche Methode gepreßt werden. Das ging nicht; die neuere Zeit hat wiederum eine reinliche Scheidung gebracht zwischen Naturwissenschaft als exakter Beobachtungswissenschaft und der Philosophie als spekulativer Geisteswissenschaft, in der auch die Metaphysik in irgend einer Form als Abschluß der philosophischen Systeme ihren Platz hat.

Die Rechtswissenschaft ist eine Disziplin, deren Kreis sich mit nahezu allen anderen Wissenskreisen schneidet, ähnlich wie eine im wissenschaftlichen Geiste betriebene Theologie. Die Rechtssoziologie ist ein Teil der Rechtswissenschaft; die ganze Rechtswissenschaft als eine soziologische Wissenschaft ausschließlich auf naturwissenschaftlicher Methode aufzubauen, wäre ein Rückschritt. Ein wesentlicher Bestandteil, wenn auch nicht der Praxis, so doch der Wissenschaft, muß rechtsphilosophische Spekulation und rechtshistorische Forschung nach den der Philosophie und der historischen Forschung angemessenen Methoden bleiben. Gegen die Ansicht, daß die naturwissenschaftliche Betrachtungsweise der einzige Weg zu einer zuverlässigen Wahrheitserkenntnis sei, hat schon 1894 sich Windelband mit grundlegenden Ausführungen in einer Rektoratsrede gewandt.* Nach Windelband ver-

* Vergl. auch H. Rickert, ‚Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung'.

folgt der Naturforscher mit der ihm eigentümlichen Betrachtungsweise als Ziel die Feststellung von Gesetzen in der Natur, während der Historiker das Einmalige, das Besondere zum Gegenstand seiner Untersuchung macht. Der Jurist muß nun ebenso als Historiker wie als Naturforscher bezw. ‚Arzt' arbeiten. Aber nicht nur das. Als Fachgelehrter muß er auch eindringen in die Grenzgebiete der Philosophie. Die Frage nach dem Wesen von Schuld und Strafe, nach der Willensfreiheit des Menschen und noch manche andere hat sich der Jurist nicht schlechthin vom Philosophen oder Theologen beantworten zu lassen, sondern er muß selbständig gerade unter Berücksichtigung der seiner Disziplin anhaftenden besonderen Bedürfnisse hiezu Stellung nehmen. Wir brauchen nicht nur den Juristen, der, um das von Fuchs gebrauchte Beispiel fortzusetzen, wie der Arzt einen von ihm unabhängigen Krankheitsprozeß kritisch beobachtet, begutachtet, den Heilungsprozeß der Natur einzuleiten und zu fördern sucht, in analoger Weise im Rechtsleben arbeitet, sondern daneben auch den abstrakten Theoretiker, nennen wir ihn ruhig den Konstruktionsjuristen!

Nach wie vor wird Aufgabe der Rechtswissenschaft u. a. scharfe Fassung der Begriffe und klare Herausschälung der alten und neuen Rechtsprobleme sein. Die alte Scholastik hat einen neuen Aufschwung in die damalige Philosophie durch scharfe, einheitliche Begriffsfestlegung gebracht, so daß mit dem technischen Fachausdruck ein ganz bestimmter Begriff und nur dieser verbunden war. Sie hat das in ihrer weiteren Entwicklung allerdings ins Ungesunde übertrieben. Die spätere Philosophie ist in den umgekehrten Fehler verfallen; die Begriffe wurden zu verschwommen, zu farblos, zu individuell, so daß große Bücher aneinander vorbeigeschrieben wurden, weil der eine gar nicht in die Vorstellungswelt des anderen eingedrungen ist. Zu wahrer Rechtswissenschaft wird daher stets scharfe Herausarbeitung der Begriffe und theoretische Konstruktion gehören.

Zum Schluß noch eine Bemerkung: Wie Fuchs in den Fehler verfallen konnte, als Antwort auf die lächerliche Ruhmredigkeit des Präsidenten der französischen Republik, der ‚Italien' als Schöpferin des Rechtes feierte, die Aufgabe des Studiums des römischen Rechtes zu fordern, ist fast unverständlich. Um ungefähr mit seinen eigenen Eingangsworten zu reden: Das ist eine romantisch-patriotische Verirrung des deutschen Idealismus! Abgesehen davon, daß das alte römische Recht mit dem neuzeitlichen Italien so wenig zu tun hat wie die hellenisch-römische Kulturwelt, ist dieser Gedanke von F. überhaupt kein wissenschaftlich brauchbarer Grund. Für solche sachlich nicht genügend begründete Vergeltungsmaßnahmen auf wissenschaftlichem Gebiete hat man vor allem heraußen im Schützengraben kein Verständnis. Mit demselben Recht, vielmehr Unrecht, könnte man verlangen: weg mit der ganzen humanistischen Bildung, die auf griechisch-römischer Grundlage beruht! Bei aller Bewunderung vor den ungeheuren Leistungen der Technik und Naturwissenschaft in diesem Kriege muß man doch sagen: siegen wird auf unserer Seite letzten Endes nicht die Technik, sondern der deutsche

Geist, und der ist in den Führern des Volkes nahezu ausnahmslos hervorgegangen aus unseren humanistischen Bildungsstätten! Das scheint vielleicht abzuschweifen vom Thema, gehört aber doch wohl mit herein zu der Frage: „Immer noch römisches Recht?"

Rußlands Männerreichtum
Von Matthias Vaerting

Rußlands riesengroßer Volksreichtum ist bekannt. Sein Geburtenüberschuß übertrifft denjenigen aller anderen europäischen Großmächte. Wäre in Rußland nicht die Abnahme der Sterblichkeit hinter allen übrigen Völkern weit zurückgeblieben, so wäre die zahlenmäßige Überlegenheit seines Volkes geradezu ins Ungeheuerliche gewachsen. Denn die Geburtenzahl Rußlands wird von keinem anderen Kulturstaat auch nur annähernd erreicht. Z. B. kamen nach Jaeckel im Zeitraum von 1901—10 in Deutschland auf 1000 Einwohner durchschnittlich jährlich 32,9 Lebendgeborene, in Rußland aber 47,1. Rußland steht also noch der Weg offen, den alle Völker schon in mehr oder minder starkem Maße zur Erhöhung ihres Geburtenüberschusses ausgenutzt haben, nämlich der Kampf gegen die Sterblichkeit, besonders gegen die Säuglingssterblichkeit. Da außerdem die Tendenz zur Volksvermehrung in Rußland noch sehr stark ist, wie die angeführten Zahlen zeigen, so wird Rußland wahrscheinlich leichter als alle anderen kriegführenden Staaten einen Ausgleich der Menschenverluste dieses Krieges erreichen.

Dieser Ausgleich wird aber außerdem noch begünstigt werden durch eine andere biologische Tendenz, die weit weniger bekannt sein dürfte als die abnorm hohe Geburtenzahl dieses Volkes. Das ist die Tendenz, besonders viel Knaben hervorzubringen. Bekanntlich werden in allen Ländern und Völkern mehr Knaben als Mädchen geboren. Im allgemeinen kommen auf 100 lebend geborene Mädchen etwa 105 Knaben. In Rußland aber ist diese Sexualproportion bedeutend höher. Hier kommen nach Rauber auf 100 Mädchen 110 Knaben. Das bedeutet den gewaltigen Vorsprung von 50 Knaben auf 1000 Lebendgeborene.

Da der Krieg einseitig das Leben so vieler Männer vernichtet unter Schonung der Frauen, wird diese Tatsache als ein sehr wichtiger Faktor im biologischen Konkurrenzkampf der Völker im kommenden Frieden zu bewerten sein. Aus diesem Grunde ist für uns die Frage bedeutungsvoll, ob diese starke Tendenz zur Erzeugung des männlichen Geschlechts eine Naturanlage der slavischen Rasse ist oder vielleicht andere, von der Rasse unabhängige Ursachen hat, so daß also auch wir diese Ursachen bei uns begünstigen könnten, um zu den gleichen sehr wünschenswerten Wirkungen einer Steigerung der Knabengeburten zu gelangen.

Die Statistik nun ist reich an Resultaten, die mit großer Wahrscheinlichkeit die männererzeugende Kraft des russischen Volkes auf rein allgemein

menschliche Ursachen zurückführen. In sehr zahlreichen Untersuchungen hat man nämlich festgestellt, daß das Lebensalter des Vaters von großer Bedeutung ist für das Geschlecht des Kindes.

Aus den statistischen Untersuchungen über diesen Punkt greife ich zur näheren Illustration die von Grünspan heraus, die an einem umfangreichen Zahlenmaterial der Stadt Berlin vom Jahre 1878 bis 1905 angestellt wurde. Grünspan fand folgende Resultate:

Bei Vätern im Alter von:	kamen auf 100 Mädchen Knaben:
20—25 Jahren	112,10
25—29 "	107,31
30—34 "	105,13
35—39 "	104,14
39—44 "	102,19

Bei den Männern im Alter von 20 bis 29 Jahren besteht also die größte Aussicht auf eine über den Durchschnitt von 105 Knaben auf 100 Mädchen sehr weit hinausgehende Zahl von männlichen Nachkommen. Nach dem 35. Jahre sinkt die knabenerzeugende Kraft des Mannes hingegen unter diesen Durchschnitt hinab. (Zur weiteren Orientierung über diese Frage verweise ich auf mein soeben erschienenes Buch über den Männermangel nach dem Kriege, Verlag der Ärztlichen Rundschau.)

Bei den Russen nun heiraten die Männer ganz erheblich früher als bei uns. In Deutschland beträgt das durchschnittliche Heiratsalter des Mannes fast 30 Jahre. In Rußland hingegen heiraten nach Conrad ungefähr die Hälfte aller Männer v o r d e m 20. L e b e n s j a h r e.

In Rußland sind also die Männer während der für die Knabenerzeugung fruchtbarsten Lebensjahre zum größten Teil verheiratet, während sie bei uns hingegen gerade in diesen Jahren zum größten Teil steril leben. Um den gewaltigen Unterschied im männlichen Heiratsalter bei Deutschen und Russen noch schärfer zu beleuchten, sei erwähnt, daß nach Jaeckel 1905 in unserem Vaterlande nur 690 Männer unter 20 Jahren verheiratet waren. Der Unterschied ist also riesengroß, auf der einen Seite die Hälfte aller Männer, auf der andern noch nicht mal ein einziges Tausend.

Auf diesem Gegensatze basiert nicht nur der unerschöpfliche russische Volksreichtum, sondern auch der enorme Vorsprung in der Hervorbringung männlicher Individuen. Hier droht eine slavische Gefahr, die leider als solche überhaupt nicht empfunden wird.

Seit der Einführung des neuen BGB. im Jahre 1900 haben wir sogar das Heiratsalter der Männer, welches bei uns wahrlich nicht niedrig war, durch Gesetze künstlich höher zu schrauben versucht, indem die untere Altersgrenze für die männlichen Eheschließungen auf 21 Jahre festgesetzt wurde. Nach dem früheren preußischen Landrecht war es dem Manne gestattet, mit 17 Jahren zu heiraten. Die Folgen dieser Verälterung sind bald an den Knabengeburten in Erscheinung getreten. Schon sehr kurze Zeit nach dem Inkrafttreten des neuen Gesetzes zeigten sich die Folgen,

die Knabengeburten begannen zu sinken. Nach v. Schjerning war bis 1901 die Zahl der lebendgeborenen Knaben in Deutschland noch fortgesetzt im Steigen begriffen, dann fing diese Zahl zu sinken an. Von 1901 bis 1907 ist z. B. trotz der Vermehrung der Gesamtbevölkerung um $5^1/_2$ Millionen ein absoluter Rückgang der Knabengeburten zu verzeichnen.

Oberflächliche Beurteiler des neuen Heiratsaltersgesetzes haben häufig behauptet, dasselbe sei auf das wirkliche Heiratsalter der Männer so gut wie ohne Einfluß geblieben, da das durchschnittliche Heiratsalter kaum gestiegen ist seit 1900. Man übersieht aber dabei, daß starke Veränderungen im Altersaufbau der Eheschließenden stattfinden können, ohne daß sich das Durchschnittsalter ändert. So hat auch bei uns trotz gleichbleibenden durchschnittlichen Heiratsalters eine Verälterung der männlichen Eheschließenden stattgefunden, und zwar ist die Zahl derselben gerade in dem für die Erzeugung männlicher Nachkommen wichtigsten Lebensalter von 20—25 Jahren zurückgegangen. Ferner gab es z. B. 1895 noch 5437 verheiratete Männer unter 20 Jahren, 1905 waren es, wie bereits erwähnt, nur 690 (Jaeckel). Also ein enormer Rückgang in der Beteiligung jugendlicher Männer an der Kindererzeugung.

Die Sache liegt nun natürlich nicht so, daß alle Väter unter 25 oder 30 Jahren nur männlichen Nachwuchs haben und alle Väter über 35 nur Mädchen. Vor allem darf nicht vergessen werden, daß außer dem Alter des Vaters auch das der Mutter eine ebenso große Rolle für die Geschlechtsbestimmung spielt. Und zwar liegt hier die Sache gerade umgekehrt. Die ältere Mutter hat nach zahlreichen statistischen Forschungsergebnissen weit größere Aussichten auf Knabengeburten als die jüngere. Wenn also ein älterer Mann eine ältere Frau heiratet, so kann er damit seine Chancen auf männliche Nachkommenschaft bedeutend erhöhen. Vor kurzem noch schrieb mir ein Herr, daß er nicht recht glauben könne, daß ältere Väter weniger Knaben bekommen sollten. Er selber habe mit 28 Jahren geheiratet und habe vier Jungen. Darauf bat ich, mir das Lebensalter der Gattin mitzuteilen. Sie war ungefähr zwei und ein halbes Jahr älter als der Ehemann. Ein auffallendes Beispiel für diesen Einfluß haben wir auch in unserem Kaiserhause. Der Kaiser heiratete mit 22 Jahren und hatte bis in sein höheres Alter hinein nur männlichen Nachwuchs; erst das letzte von sieben Kindern war ein Mädchen. Bekanntlich ist die Kaiserin nun aber fast zwei Jahre älter als ihr Gemahl.

Zweifellos würde eine Erleichterung der Familiengründung für jugendliche Männer eine größere Vermehrung des männlichen Geschlechts zur Folge haben. Die Jugend des Mannes ist eine der stärksten Lebensquellen für die Erneuerung des männlichen Geschlechts. Da gerade das männliche Geschlecht im Kriege so ungeheure Verluste erlitten hat, wird es eine der vornehmsten Aufgaben der Bevölkerungspolitik der Zukunft sein müssen, seine Regeneration mit allen Mitteln zu fördern.

Kritik

Neue Romane* / Von Franz Herwig

Wenn ich gut unterhalten werde, so freue ich mich. Wenn ich von einem Buch sagen könnte, es sei unterhaltend, so würde das ein gewichtiges Lob sein. Meist aber wünschen die Schriftsteller ein solches Lob nicht zu erhalten, in der Meinung, daß es eine verkappte Geringschätzung sei. Das Fabeln, einst die Hauptaufgabe selbst des Dichters, ist auf die übelsten Schreiber übergegangen, die mit groben Wirkungen und kniffllichen Verschlingungen das Publikum und ihr eigenes Leben zu unterhalten trachten. Freilich ist es nun eine mühsame und elende Aufgabe, hinter der man immer den gierigen und niedrigen Arbeiter sieht; das freie, überschäumende und fortreißende Fabeln jedoch, das den Glanz der mittelalterlichen und romantischen Literatur ausmachte, ist nahezu gänzlich verloren gegangen. Den ganz Großen mag das titanische Ringen mit dem Problem zugestanden sein, der gute Mittelschlag, der am ehesten unterhalten könnte, will nichts dergleichen, sucht es den Großen gleich zu tun und fühlt sich als Künstler, als Persönlichkeiten, Schaffende, die zwar die langen Haare sich schneiden ließen und das Samtjakett höchstens noch im Hause tragen, die dafür aber im Herzen voll des alten ‚Künstler'-dünkels sind, und, je geringer ihre künstlerischen Fähigkeiten sind, mit desto größerer Absicht pathetisch daherkommen. Das macht sie dann zu Halbnaturen, die in keiner Hinsicht Ausreichendes leisten. Durch ihre Anmaßung verderben sie sich selbst. Unterhalten dünkt ihnen gemein, aus dem Kreis der ersten Künstler werden sie hinausgestoßen und halten sich schließlich für verkannt, was wieder zur Folge hat, daß sie sich immer künstlicher in die falsche Richtung hineinsteigern. Es fehlt ihnen eben an Selbstgenügen; hätten sie dies, so hätten sie auch Humor; der aber ließe sie wie von selber fabeln, denn sie würden dann nicht mehr sich, sondern die Erscheinungen sehen, die unerschöpfliche Fülle von Erscheinungen, zu denen sie mit einem Male den richtigen Standpunkt gewonnen hätten. Aber — wo Selbstgenügen bei Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts finden?

Emil Frank, ein Lehrer im Münsterland, leitet seinen Roman ‚Die Steinbauern' mit einem Vorwort ein. Wäre sonst das Buch nicht verständlich? Doch wohl. Aber er wünschte von vornherein, daß der Leser seinen Roman als etwas Besonderes betrachte, deshalb sagt er, daß er den Plan zu den ‚Steinbauern' ‚jahrelang mit sich herumtrug'. ‚Es war nicht ganz leicht zu einer befriedigenden Lösung zu kommen.' ‚Ich kann nicht leugnen, daß ich gerade „Die Steinbauern" mit besonderer Liebe schrieb.' Und dann verkündet er die billige Wahrheit: ‚Auf dem Lande sind es nicht so sehr die Beziehungen der Geschlechter zueinander, die Zusammenstöße herbeiführen, sondern das Ringen um die Scholle, um den Besitz, bringt Verwicklungen ernster Art.' Dieser ‚Leitsatz' habe ihm ganz klar vorgeschwebt. Wie klar ihm dieser ‚Leitsatz' vorschwebte, erkennt man daran, daß die

---

* Emil Frank, ‚Die Steinbauern'. (J. P. Bachem, Köln, M. 4.80). Gabriele Reuter, ‚Die Jugend eines Idealisten'. (S. Fischer, Berlin, M. 6.—.) Lola Stein, ‚Das vierte Gebot'. (Friedrich Pustet Regensburg, M. 4.—.) E. von Keyserling, ‚Fürstinnen'. (S. Fischer, Berlin, M. 4.50.) Norbert Jacques, ‚Piraths Insel'. (Ebenda, M. 4.25.)

Zusammenstöße in seinem Roman gerade aus den ‚Beziehungen der Geschlechter zueinander‘ kommen. Denn hätte Herrn Steinmann, der reiche Anerbe, sich nicht mit einem armen Mädchen eingelassen, so wäre der ganze Roman nicht geschrieben worden. Er läßt die reiche Erbschaft im Stich, um der Stimme des Herzens folgen zu können, tut also gerade das Gegenteil von dem, was Frank ‚beweisen‘ will! Wollte er seinen Leitsatz durchführen, so hätte er beide feindliche Lager im zähen, schlauen oder verbrecherischen Festhalten am Besitz vorführen müssen. Daß der alte Bauer, Albert Steinmann, zum Schluß in sich geht und zu der Verbindung seines Sohnes mit dem armen Mädchen wenigstens halbwegs ja und Amen sagt, stimmt ebenfalls nicht zum ‚Leitsatz‘, sondern ist ein Rückfall in die alten sentimentalen Dorfgeschichten. Wie denn überhaupt das wirklich aufgeworfene Problem das der feindlichen Väter und verliebten Kinder ist, ein Problem, das man früher in jedem Jahrgang der ‚Gartenlaube‘ mindestens einmal abgehandelt fand. Die ‚Liebe‘, die Frank zu seinem Stoff empfand, hat ihm also einen bösen Streich gespielt; er möge sich sagen lassen, daß auch bei dem Schriftsteller die Liebe blind macht. Was nun die schriftstellerische Art betrifft, in der Frank sich gibt, so ist sie sozusagen schwebend von der Absicht erfüllt, die den Menschen beseelte. Man spürt geradezu zwischen den Zeilen die hohe Meinung, die Frank von sich und seinem ‚Leitsatz‘ hat. Im übrigen ist seine Schreibart ein wenig zäh und dickflüssig, was aber nichts schaden würde, wenn Hintergrund und Stoff dazu paßten. Nun aber ergibt Schreibart und süßlich-romantische Entgleisung einen üblen Zwiespalt, der das Buch tötet. Weshalb, so fragt man sich, schreibt dieser begabte Mann nicht schlechtweg gute Unterhaltung, erzählt kurzweilige oder ernste Geschichten aus seinem prächtigen Westfalen, wie es, in weiser Selbstbeschränkung, etwa Hedwig Kiesekamp tut? Die Leitsätze, Absichten und Probleme fügen seiner Länge nicht einen einzigen Zoll hinzu, ja, wie Exempel zeigt, werden sie ihm sogar zum Verhängnis. Der zum Selbstgenügen entwickelte Emil Frank soll willkommen sein; bis dahin wollen wir zuwarten.

An dem neuen Roman von Gabriele Reuter macht man eine ähnliche Wahrnehmung. Wollen und Vollbringen klaffen weit auseinander, aber während man bei Frank doch immerhin noch von einem jugendlichen Überschwang reden kann, der ihn in die Irre riß, ist bei der Reuter der Zwiespalt tragisch. Denn man fühlt, daß die alternde Frau mit allen Fasern einem Ideal zudrängte, und sieht, daß sie, um ihm nahezukommen, nichts anderes hat als tönende Worte. Mit ehrlichem und reinem Wollen hat sie sich an die Gestaltung der ‚Jugend eines Idealisten‘ gemacht und nichts Geringeres schwebte ihr vor, als die Entwicklung eines Menschen durch persönliches Leid zur Menschenliebe darzustellen. Ein innerlicher Vorgang, dem literarisch nur mit der gesammelten Kraft eines bedeutenden Künstlers beizukommen ist. Die Liebe zum Stoff, das persönliche Durchdrungensein von seiner Bedeutung und Schönheit tut gar nichts dazu, es kann dem Mühen höchstens die schmerzliche Schönheit eines Ikaridenflugs geben. Der Idealist, den Gabriele Reuter gestalten möchte, ist Frank Welzien, ein Sohn aus zerbrochener Ehe, der als Einundzwanzigjähriger der Mutter, einer bedeutenden Schauspielerin, wiedergegeben wird. Die Mutter, die schon verzichtet hatte, umfängt den Wiedergeschenkten bald mit leidenschaftlicher Liebe und als sie ihn an eine Jugendliebe zu verlieren fürchtet, klärt sie die Beiden, zwar pflichtgemäß, innerlich aber doch in egoistischem Triumphe, darüber auf, daß sie Kinder desselben Vaters sind. Das Mädchen zerbricht unter der Eröffnung, Frank jedoch rettet sich

in selbstlose Arbeit für die Enterbten. Den Hintergrund für die Empfindungen und Handlungen dieser drei Menschen bildet das Berlin vor dem Kriege — oder vielmehr ein Ausschnitt aus diesem Berlin. Der schönen Sittlichkeit des jungen Welzien wird das üble Treiben seiner Kommilitonen, die Orgie der Landwirtschaftswoche scharf entgegengestellt. Zwischen beiden Welten schwankt eine junge Adlige hin und her, bis sie endlich doch dem Sumpfe sich überliefert. In dem jungen Idealisten der Reuter steckt viel Christliches, genauer Katholisches, denn er spricht nicht nur sehr wenig achtungsvoll von dem evangelischen Christentum, sondern scheint sein Leben auch durchaus auf die Rechtfertigung durch gute Werke zu stellen. Ernsthaft beschäftigt er sich mit dem Katholizismus nicht, — wohl nur, weil eine Gelegenheit sich nicht bietet — vielmehr kommt er aus einer Art seelischem Instinkt unserem Empfindungskreis näher. Daß die Verfasserin ihn nicht katholisch werden läßt, verdenkt man ihr natürlich nicht; daß sie ihn aber in allerlei nebelhaften Reden über das Göttliche sich ergehen läßt, ohne daß auch nur ein Wort weder an den Verstand noch an das Herz rührt, wird ihrem Buch zum entscheidenden Unheil. Man faltet schließlich entsagungsvoll die Hände und läßt die Wolkenbrüche großer Worte über sich niedergehen: ‚Wie Gott will, ich halte still.‘ Auf einer einzigen Seite steht: Abgründe der Zeiten — im Alltag Ringende — Liebende Gottes — heilige Abgeschiedenheit — Stimme seiner Geheimnisse — wahnsinnige Vermessenheit — die Stirn im Staube — Glanz — Glut — helle Flammen der himmlischen Liebe — strahlende Klarheit — seligste Sehnsucht — ja, und noch ein Dutzend ähnlicher Steigerungen und Überschwenglichkeiten, die alle um die Sache herumreden und keinen Eindruck von dem vermitteln können, w a s Frank Welzien eigentlich will. Wohl, der Jammer der gottfremden Seele entlädt sich, aber auch die vermessene Meinung, mit ein wenig Schwingenflattern geradewegs an Gottes Herz zu fliegen. So edel die Absicht der Reuter zweifellos war: die künstlerische Kraft versagte an der Gestaltung dieser Absicht. Worte sollen das Gestalten ersetzen, aber indem sie sich immer wiederholt, gesteigerter wiederholt, aus verschiedenen Richtungen einen neuen Angriff vorträgt, noch klarer, noch eindringlicher sein will — steigert sie nur den Eindruck des vergeblichen Mühens und macht das Buch breit und stumpf. Dieselbe geistige und literarische Kraft an einen einfachen Stoff gewandt, hätte einen schönen Erfolg erzielt. Leider dürfte Gabriele Reuter zu alt sein, um den Einklang zwischen Wollen und Können noch zu finden.

Man wundert sich nun gar nicht, daß auch noch eine junge Anfängerin mit einem Leitsatz daher kommt und auf einigen hundert Seiten beweisen will: ein junges Mädchen habe nicht der Stimme ihres Herzens zu folgen, sondern der Mama. L o l a S t e i n schreibt deswegen einen ‚Familienroman‘, den sie ‚D a s v i e r t e G e b o t‘ nennt und man fühlt ordentlich, wie gehoben sie sich als Prediger fühlt. Es sei an den vor kurzem besprochenen Dialektroman Augustin Wibbelts erinnert, der auch ‚Das vierte Gebot‘ hieß und nicht nur kräftig und ehrlich der jungen Generation gerecht wurde, sondern vor allen Dingen ohne Leitsatz einfach Erzählung war. Trotzdem Wibbelt Geistlicher ist, hütete er sich wohl als Schriftsteller zu predigen. In einem prächtigen Instinkt wollte er nichts als erzählen, erzählen und unterhalten, indessen Fräulein Stein sich aufs Katheder stellt und mit erhobenem Fingerchen doziert. Und noch dazu schlecht doziert. Ev heißt die Heldin ihres Romans, und als Papa stirbt, muß sie ins Geschäft gehen und Schreibmaschine tippen. Mama ist leidend und muß nach Nauheim, der große Bruder soll studieren, und Schwesterchen will malen oder musizieren, genau weiß ichs nicht. Ev aber liebt glühend einen jungen Mann aus dem Geschäft, der sehr tüchtig ist und eine große

Zukunft hat. Das Pärchen mußte aber leider warten, bis Männchen seinem Frauchen eine sichere Versorgung bieten kann. Und nun tritt die Tragik ein: der Kaufherr selbst verliebt sich in sein Tippfräulein und geht schnurstracks hin und wirbt bei Mama um sie. Die ist natürlich hochentzückt, denn nun kann sie doch nach Nauheim, der Sohn kann studieren, Ev macht eine glänzende Partie und das Nesthäkchen kann malen oder musizieren, genau weiß ich's nicht. Ev opfert sich; der junge Mann aus dem Geschäft wird in einem tränenreichen Abschied in die Rumpelkammer gesteckt und dann gibt's eine Hochzeit — und so weiter. Nach Jahren hat der Gatte den Takt, sich mittelst einer Lungenentzündung zu empfehlen und auf dem Totenbette — welch ein Edelmut! — legt er noch die Hand seiner Ev in diejenige des jungen Mannes aus dem Geschäft, denn er hat inzwischen erfahren, wie es mit beiden steht. — Nun gut. Weshalb nicht? Weil Ev das vierte Gebot gehalten hat und der Mama brav gefolgt ist, hat ihr der liebe Gott nicht nur Reichtum gegeben, sondern obendrein noch den Jugendgeliebten. Mehr kann man von der himmlischen Gerechtigkeit doch nicht gut verlangen. Ich finde indessen, daß man von einer Verwirrung der moralischen Begriffe bei der Verfasserin sprechen kann. Evchen hat auch in der Ehe nie aufgehört, ihren Bob zu lieben. Es heißt einmal: ‚Sie aber war die Frau Ernst Dammanns, des ungeliebten Mannes, den sie schätzen und verstehen gelernt, dem sie dankbar war, der aber nie, nie die Sehnsucht auslöschen konnte, die heiß und brennend nach dem andern in ihrem Herzen brannte.‘ Nun also: Ev hat jahrelang in Lüge gelebt, ja sie hat in Gedanken hundertmal die Ehe gebrochen. Was also moralisch sein sollte, ist in Wirklichkeit höchste Unmoral und Lola Stein ist dasselbe geschehen wie Emil Frank: etwas ganz anderes zu beweisen, was sie zu beweisen beabsichtigte. Das kommt von den Leitsätzen und der Überschätzung der Idee. Hätte die Verfasserin rund und nett irgend etwas erzählt, und mehr auf gute Sprache wie auf guten Vorsatz geachtet, so hätte man sich mit ihr vielleicht unterhalten können. Nun gehört sie eben wie so viele andere zu den Blinden, die immer einen Stock brauchen, wenn sie gehen wollen. Die Schriftsteller brauchen einen Vorwand um zu schreiben. Sie sehen nicht die Erscheinungen, wenn diese nicht Posten in einer Beweisführung sind.

E. von Keyserling hat ein Buch geschrieben, das er einfach ‚Erzählung‘ nennt. Sie heißt ‚Fürstinnen‘ und will nichts anderes sein als gute Erzählung. Und siehe da, der Reichtum des Lebens ist in ihr. Man kann kaum von einer Fabel sprechen, geschweige denn von einer Idee. Eine kleine Prinzessin macht ihre erste Liebesenttäuschung durch, zwei andere heiraten ohne Redensarten, wie es sich für Prinzessinnen gehört. Ein alternder Adliger erlebt einen Johannistrieb seines Gefühls und stirbt darüber hin. Das ist alles. Aber wie wunderhübsch ist es erzählt, wie angeregt antwortet das ästhetische Gefühl und das empfindende Herz! Es ist, als wenn eine starke und gelassene Hand Cello spielt: keine Effekte, keine Absicht — und doch wieviel Können, welch ein Reichtum, welcher sordinierte Glanz des Klanges! Ich finde, unser Publikum müßte sich allmählich von der dürren Vernünftelei jenes Mathematikus bekehren, von der Schopenhauer erzählt, daß er nach dem Anhören eines schönen Dichtwerkes gefragt habe: ‚Aber was beweist das?‘ Man sollte nicht immer Ethik von einem Kunstwerke verlangen, oder nur in dem Sinne, in dem ein lieber Franziskaner einmal über die ‚Ethischen Werte des Schönen‘ schrieb. Freilich ist das Schöne sehr schwer zu machen, und das ist es eben, was die mittelmäßigen Talente zu Fall bringt.

Trotzdem Norbert Jacques' ‚Piraths Insel‘ kein Muster ist,

möge der Roman doch in diesem Zusammenhang genannt sein. Denn er stellt einen beachtenswerten Versuch dar, die Kunst des unterhaltenden Erzählens wieder aus der Verschüttung zu befreien. Freilich weist der Verlag darauf hin, daß dieses Buch ‚auf die modernsten Probleme unserer ganzen seelischen, wirtschaftlichen und weltpolitischen Kultur übergreife'. Aber das beweist nur, daß die Leser irgendetwas von Problemen hören wollen, damit sie Teilnahme aufbringen. In Wirklichkeit rollt der Roman Jacques' in keiner anderen Weise Probleme auf, als in der Reflexion des Lesers. In diesem Sinne kann man auch von Problemen in Thüngers ‚Facetie' reden. Nein, der Luxemburger Jacques gibt einen Unterhaltungsroman, an Erfindungen und Abenteuern reich, und es wäre wohl zu wünschen, daß unsere Autoren sich ihrer Pflicht, zu erzählen, recht bald ebenso wie er bewußt würden. Zu Anfang seines Buches schwankt er noch gehörig: er findet den Stil nicht, in dem unterhaltlich erzählt werden könnte. In dem Bestreben doch ja literarisch zu sein, vergreift sich Jacques an der Erfindung der Jünglinge aus den ‚Weißen Büchern' und beschreibt malerisch. Irgend eine körperliche Bewegung, die maßlos belangfrei ist, sieht er entzückt mit zusammengekniffenen Augen an und beginnt eifrig sie zu skizzieren. Er macht auf einigen dutzend Seiten sozusagen Bewegungsstudien und vergißt ganz, daß er Erzähler ist. Dann aber, als sein Held Pirath einen dicken Strich unter die Eheirrung seiner Frau gemacht hat und nach Übersee geht, macht auch Jacques selbst einen dicken Strich unter seine Episode als Maler und beginnt nun frisch und derb die Irrfahrten seines ‚Piraten' zu erzählen. Besonders das Robinson-Leben auf einer Südseeinsel, unter braunen Eingeborenen, die den Weißen als einen Gott ansehen, ist von Reiz. Auch das Hinsterben Piraths in der Heimat, der nach dreißig Jahren Naturzustand sich nicht mehr in europäische Verhältnisse findet, hat endlich Träumereien zur Folge. Der Roman kann ein verheißender Schritt auf einem neuen Wege sein.

Kriegsgeschichtlicher Zeitbehelf

An dieser Stelle (‚Hochland' 1915/16, Bd. II S. 364) wurde schon dargelegt, daß durch die riesige Ausdehnung des Weltkrieges nach Breite und Dauer spätere einheitliche, wahrheitsgetreue Geschichtschreibung vielleicht unmöglich gemacht wird. Nur ohnseitige Schriftsteller, die, nach keiner Streitrichtung gebunden, völlig unbefangen sind, würden die ‚goldene Mitte' der beiderseitigen Berichterstattung erst in ferner Zukunft nach Quellenerschließung feststellen können. Jetzt aber schon den noch tobenden Völkerkampf zu beschreiben, während die inneren Vorgänge der Heeresleitungen und der Truppenverwendung noch geheimgehalten und nur nach ihren äußeren Wirkungen erkannt werden können, erscheint kriegswissenschaftlich insoferne verfrüht, als eben ein zuverlässiges, irrtumfreies Quellenwerk vorerst nicht einwandfrei herzustellen ist. Dennoch besteht in der Leserwelt das dringende Bedürfnis, über den Verlauf des nun schon drei Jahre währenden Krieges Aufklärung zu erhalten. Auf die meist trockene quellenmäßige Darstellung wird dabei um so lieber verzichtet, als deren Erscheinen das derzeitige Menschengeschlecht wohl kaum erleben wird. Ein kriegsgeschichtlicher Zeitbehelf wird also gewünscht, wie er auch schon während früherer Kriege von begabten, geschickten Militärschriftstellern rasch geschaffen wurde. Besonders erfolgreich und merkwürdig zuverlässig waren die von dem weiland schweizerischen Offizier W. Rüstow hauptsächlich nach Zeitungsberichten verfaßten Schilderungen

der Kriege von 1866 und 1870/71, die nur wenig Irrtümer enthalten und heute noch lesenswert sind (Zürich, Verlag Friedrich Schultheß).

Weniger rasch, aber noch gediegener schuf für den jetzigen Weltkrieg solchen Zeitbehelf ebenfalls ein schweizerischer Schriftsteller, Hermann Stegemann, in seiner ‚Geschichte des Krieges'.* Von Beruf kein Offizier, sondern Dichter und kunstschriftstellerischer Leiter des ‚Berner Bund', jedoch gestützt auf langjährige geschichtliche und kriegsgeschichtliche Forschungen sowie gewisse militärische Kenntnisse veröffentlichte er in genanntem Blatte seit Kriegsbeginn Betrachtungen ‚Zur Kriegslage', die nunmehr, fließend zusammengefaßt, zu einem Buche umgearbeitet, zunächst im I. Bande vorliegen und sich auf die kurze Zeit von Kriegsbeginn bis Mitte September 1914 erstrecken. Verfasser und Verlag meinen, daß das ganze Werk in drei bis vier Bänden vollständig sein werde. Wenn aber schon sechs Wochen Krieg einen umfangreichen Band erfordern, so kann jeder, der selbst mit dem riesigen, fortwährend wachsenden Stoffe zu arbeiten hat, leicht berechnen, daß bei gleich gediegener Gründlichkeit vier Bände kaum für das erste Kriegsjahr reichen werden. Doch ist dies vorwiegend eine Geldsache, die hauptsächlich den Verleger und die Käufer betrifft. An die Arbeitskraft des Verfassers und der Leser treten allerdings mit dem zunehmenden Umfang des Werkes ebenfalls bedeutende Anforderungen heran, die jedoch durch den hohen Wert des gediegenen Inhaltes ausgeglichen und reich belohnt werden. Aus der hier vorliegenden, äußerst seltenen Vereinigung von Kunstschriftstellerei und Fachkenntnis entstand nämlich eine prächtige Leistung. Selbst Kriegsunkundige werden das Werk mit Genuß lesen, so fließend, klar und allgemein verständlich ist es geschrieben. Bei aller Sachlichkeit und wissenschaftlicher Gediegenheit ist es keineswegs trocken, sondern durch die glänzende Abfassung in trefflichem Deutsch leicht und spannend zu lesen, wobei der gute Druck und die gediegene Ausstattung erleichternd mitwirken. Auf den deutschen Leser macht die streng ohnseitige Haltung des Verfassers einen sehr günstigen Eindruck, nirgends ist ein Versuch geschichtsfälschender Schönfärberei oder Verdunkelung festzustellen. Ganz besondere Aufmerksamkeit verdienen die lichtvoll geschriebenen Abschnitte ‚Zur Vorgeschichte des Krieges' und ‚Die Schlacht an der Marne'. Deren zusammenfassende Darstellung ist namentlich dankend zu begrüßen, denn unsere Kriegsschriftsteller müssen über diesen Kampfabschnitt selbst jetzt noch besondere Zurückhaltung bewahren. Nun ist aber vom Verfasser ein klares Bild der wichtigen äußeren Vorgänge gegeben, wenn auch der Zusammenhang des inneren Getriebes bis auf weiteres verhüllt bleibt, allein schon wegen der nötigen Geheimhaltung vor den Gegnern.

Dem nach Wahrheit ringenden ohnseitigen Verfasser ist zu danken, daß er, unterstützt von seiner besonderen schriftstellerischen Begabung, mit anerkennenswerter Unbefangenheit einen so vorzüglichen kriegsgeschichtlichen Zeitbehelf lieferte, der wärmstens empfohlen werden kann. Selbst unter sonst gleichen Voraussetzungen könnte kein Schriftsteller einer der kriegführenden Parteien ein gleichwertig wahrhaftiges Werk schaffen. Wenn auch selbst ohne jede Voreingenommenheit hätte er doch zu viele Rücksichten zu nehmen und würde ganz unwillkürlich für die eigene Streitmacht Partei ergreifen. Möchte dem Verfasser die ungeschmälerte Kraft zu gleich gediegener Fortsetzung und Vollendung beschieden sein!

Generalmajor Friedrich Otto.

---

* Stegemann, Hermann: ‚Geschichte des Krieges'. 1. Band. Stuttgart u. Berlin, Deutsche Verlagsanstalt. 8°. 445 S. Geb. in Leinen 14 M., in Halbfranz 16 M. Mit 5 farbigen Kriegskarten.

Rundschau

Zeitgeschichte

Kriegsbetrachtung für Mai 1917*

Während des Monats Mai blieb die Kriegslage für den Vierbund unverändert gleich günstig. Obwohl der durch neue Bundesgenossen verstärkte Einkreisungsverband in unverantwortlicher Menschenschlächterei — wohl aus Verzweiflung über die würgenden Unterseeverluste — ungeheure Opfer an Blut und Geld einsetzte, konnte er seine Zerschmetterungsabsicht nicht erfüllen. In siegreicher Abwehr blieb der Vierbund allen Angriffen gegenüber standhaft und ist am Schlusse des 34. Kriegsmonats so stark wie an dessem Beginne.

Wesentlich erleichtert wurden ihm die Kämpfe durch die Ergebnisse des Seekrieges. Immer mehr machen sich dessen Wirkungen bei unseren Gegnern fühlbar, namentlich auf wirtschaftlichem Gebiete durch Störung und Einschränkung des Welthandels. Weniger treten sie vorerst auf militärischem Gebiete hervor. Hier werden eben von den Gegnern die größten Anstrengungen zur Siegerringung gemacht und deshalb wird der überwiegende Teil des noch verfügbaren Schiffsraumes für Kriegsfrachten verwendet. Umso mehr leidet ihre Volkswirtschaft, was schon zu heftigen inneren Gärungen führte. Am 31. Mai jährte sich die Seeschlacht vor dem Skagerrak, wobei die britische Flotte, obwohl sie zahlenmäßig fast dreimal größer ist als die deutsche, doppelt so viel Verluste an Menschen und Schiffen hatte wie diese. Seitdem waren auf dem Wasserspiegel keine Entscheidungkämpfe mehr, nur Vorpostengefechte leichter Seestreitkräfte. Vorsichtig wurde die britische Schlachtflotte zurückgehalten, um sie vor großen Verlusten zu bewahren. Deshalb fanden auch im 34. Kriegsmonate nur kleine Zusammenstöße statt, die sehr geringen Einfluß auf die Kriegführung ausübten. So wurde in der Nacht vom 2. auf 3. Mai vor der flandrischen Küste durch unsere Vorpostenschiffe ein gegnerischer Zerstörer versenkt, ein zweiter schwer beschädigt. Dann entwickelte sich am 10. Mai morgens in den Hoofden östlich vom Nordhinder Feuerschiff in der Richtung auf die flandrische Küste bis zur Tornton-Bank ein Feuergefecht zwischen leichten deutschen und britischen Streitkräften. Diese bestanden aus 3 neuzeitlichen kleinen Kreuzern und 4 Zerstörern, von denen 1 nach einer Kesselsprengung versank. Einen erfolgreichen Vorstoß in die Otrantostraße unternahm ferner in der Nacht vom 14. auf 15. Mai ein österreich-ungarisches Vorpostengeschwader, dem 1 italienischer Zerstörer, 3 Handelsschiffe und 20 bewaffnete Bewachungsdampfer der Gegner zum Opfer fielen. Bei der Rückfahrt hatte das mit 72 britischen Gefangenen heimkehrende Geschwader eine Reihe von erbitterten Kämpfen mit dreifach überlegenen britischen, französischen und italienischen Streitkräften zu bestehen, von denen 2 Zerstörer in Brand gerieten, ferner 2 Kreuzer von Bomben der herbeigeeilten Seeflugzeuge getroffen wurden, endlich ein britischer Kreuzer mit 4 Kaminen durch Torpedoschuß eines deutschen Unterseeschiffes versenkt wurde. Auf gegnerischer Seite griffen ebenfalls Tauchschiffe und Flieger in den Kampf ein, jedoch ohne Erfolg. Mit etwa 50 blutigen Verlusten und geringen Stoffbeschädigungen kamen die Schiffe vollzählig in den Heimathafen. Endlich fand noch

---

* Vgl. die Abhandlung „Kriegsbetrachtung für April 1917" Hochland 14. Jahrgang 1916/17 Juniheft S. 364.

am 20. Mai an der flandrischen Küste ein kurzes, unentschiedenes Vorpostengefecht zwischen deutschen und französischen Zerstörern statt, aus dem die deutschen Schiffe ohne Verluste und Beschädigungen heim gelangten, während ein französisches nach eigener Angabe seines Ministeriums ‚einige' Beschädigungen erlitt. Für den bereits allgemein anerkannten schneidigen Angriffsgeist unserer Flotte ist bemerkenswert, daß in der Nacht vom 17. auf 18. Mai in den Hoofden kreuzende deutsche Zerstörer einen größeren aus England kommenden und von britischen Zerstörern geleiteten Dampfer versenkten und einen der Zerstörer durch mehrere Artillerietreffer beschädigten, selbst aber wohlbehalten in ihren Stützhafen zurückkehrten. Insgesamt wurden einschließlich dieser Verluste seit Kriegsbeginn 252 Kriegsfahrzeuge mit 890 765 t Wasserverdrängung vernichtet, darunter von der britischen Marine 12 Linienschiffe, 17 Schlacht- und Panzerkreuzer, 18 geschützte Kreuzer, 67 Zerstörer, 28 Tauchschiffe und 13 sonstige Kriegsfahrzeuge mit zusammen 631 000 t. Außerdem verlor der Einkreisungsverband 200 000 Br.-R.-T. an Hilfskreuzern meist britischer Herkunft. Sehr erheblichen Einfluß übten die Wirkungen des Kampfes **unter** dem Wasserspiegel aus, die sich neben den stofflichen Erfolgen in steigender Erregtheit der gegnerischen Regierungen und Bevölkerungen erwiesen. Immer mehr zeigt sich, daß die Kriegstauchschiffe des Vierbundes ein vortreffliches Abwehrmittel gegen die Seesperre des Einkreisungsverbandes sind und diesem außergewöhnliche Verluste an Kriegs- und Handelsschiffen zufügen. Nach den deutsch-amtlichen Mitteilungen vom 4. Mai bis anfangs Juni wurden im 34. Kriegsmonate allein von deutschen Tauchschiffen 868 300 Br.-R.-T. an Handelsfrachtraum vernichtet, nach unverlässiger Zeitungsschätzung vom 24. Mai würde der feindliche Gesamtverlust im Mai wahrscheinlich den Betrag von einer Million Tonnen weit übersteigen. Zwar werden diese Monatszahlen künftig sich kaum mehr vergrößern, denn mit der bereits eingetretenen Minderung der Handelsschiffe und deren vorsichtiger Zurückhaltung, besonders durch die ohnseitigen Reeder, müssen sie nach und nach kleiner werden. Schon stellten zwei der größten englischen und französischen Schiffahrtsunternehmungen zunächst für den Juni ihre Fahrten ein. Ganz erheblich stieg jedoch die mittelbare Wirkung des Unterseekampfes. Nach einer englischen Ausplauderung wurde anfangs Mai in einer Geheimsitzung des britischen Unterhauses schwerste Besorgnis für die Zukunft Großbritanniens ausgedrückt; denn die Gefahr der Hungersnot bedrohe bereits das Land. Zahlreiche Lebensmittel entbehre schon die Bevölkerung, die jetzt den Brotgenuß noch mehr einschränken solle, was unmöglich sei. Im englischen Volke erkenne man nun mit Schrecken, daß die britische Flotte nicht Herr des feindlichen Unterseekrieges werde. Deutschland versuche erfolgreich, Englands Seefrachtkraft, von der auch das Bestehen der britischen Kriegsflotte abhänge, zu untergraben. Wie noch kein früherer Gegner hacke der Tauchschiffkrieg in den Bestand der britischen Seemacht. Nur die höchste Anspannung aller Kräfte könne Großbritannien vor einem zusammenbrechenden und schimpflichen Kriegsende bewahren. Hiezu müßten aber im Laufe eines Jahres 10 Millionen Tonnen Handelsschiffraum hergestellt werden, um dem zu entgehen! Bis jetzt wurden nämlich seit Kriegsbeginn schon über 8 Millionen von den Tauchschiffen des Vierbundes versenkt. Für Großbritannien sei also die Lage höchst gefährlich, der Krieg zwischen ihm und Deutschland zu einem Hungerwettkampf geworden. Während jedoch im Deutschen Reiche treffliche Einrichtungen geschaffen wurden, um mit den verfügbaren Lebensmittelvorräten sicher bis nach der nächsten Ernte auszukommen, lebe man in Großbritannien ohne sichere Vorräte von der Hand in

den Mund, abhängig von der unsicher gewordenen, ungleichmäßigen Einfuhr. Als Verzweiflungsmittel wird empfohlen, die Stützorte der deutschen Unterseeschiffe mit der britischen Flotte anzugreifen. Tatsächlich traten durch die vom Wucher verstärkten Lebensmittelnöte sowohl in England als in Frankreich, Portugal und Italien, sogar in ohnseitigen Ländern bereits Hungeraufstände ein, die vielleicht nach russischem Vorbilde zu einer völligen Umwälzung in manchen Staaten führen könnten. Ein allgemeiner Wirrwarr würde vermutlich die Folge sein.

Immer erbitterter und heftiger wird der Luftkrieg, der vorzugsweise mit Flugzeugen ausgekämpft wird. Doch kamen im Mai auch die Luftschiffe wieder etwas zur Geltung, indem ein deutsches Marineluftschiffgeschwader in der Nacht vom 23. zum 24. Mai die befestigten südenglischen Plätze London, Sherneß, Harwich und Norwich angriff und vollzählig, ohne Verluste oder Beschädigungen, zurückkam. Dagegen wurde das seit 14. Mai vermißte deutsche Luftschiff ‚L 22‘ an diesem Tage morgens nach amtlicher englischer Meldung durch britische Seestreitkräfte in der Nordsee, wahrscheinlich nördlich des Eilandes Terschelling, vernichtet. Sonach scheinen die Luftschiffe auch für die Aufklärung des Meerspiegels nur bedingt brauchbar zu sein. Trotz der großen Überzahl der feindlichen Flieger gelang es denen des Vierbundes, bedeutende Erfolge und entschiedenes Übergewicht zu erringen. Dies beweist schon der Umstand, daß die Engländer auf die Vernichtung des siegreichsten deutschen Fliegers einen Kopfpreis aussetzten: Viktoriakreuz, Beförderung, ein eigenes Flugzeug, 100 000 M. und einen besonderen Preis von der Flugzeugfabrik, deren Flugzeug der Flieger dabei benützte. Das jetzige Anwachsen der Fliegerstreitkräfte und der Luftschlachten läßt bereits darauf schließen, daß diese noch in der Entwicklung begriffene Kriegführung durch die andauernden Fortschritte des Stoffgeschickes vielleicht eine Ausdehnung erhalten wird, die sich zwar jetzt noch nicht vorauserkennen läßt, aber für die Zukunft eine völlige Umwälzung des gesamten Kriegswesens mit sich bringen könnte. Dann werden die Millionenheere in diesem Kriege wohl zum ersten und letzten Male aufgetreten sein, wenn künftighin alle Kämpfe über und unter, aber nicht mehr auf der Erde und dem Wasserspiegel sich abspielen würden: das gäbe dann den ‚Triebwerkkrieg‘.

Im Westen wurde das von den Einkreisungsmächten schon während des 33. Kriegsmonats begonnene Frühjahrsvorgehen im Mai ergebnislos fortgesetzt. Den deutschen Streitkräften blieb der Erfolg treu; mit nur geringen Abbröckelungen ihrer Stellungen verhinderten sie den von den Gegnern beabsichtigten Durchbruch. Nach Kundgabe eines schweizerischen Kriegsberichterstatters hätte dieser bei seinen Wanderungen über die Schlachtfelder niemals in gleichem Maße überzeugender den Eindruck von Sicherheit und Zuversicht in den Endsieg der deutschen Truppen gehabt. Die ungeheueren, zahlreichen hin- und herwogenden schweren Kämpfe selbst nur in großen Zügen zu schildern fehlt hier der Raum; sie vollzogen sich wieder in der Gegend bei Arras und in der Champagne. Vollständig erledigt waren sie auch bei Monatsende noch nicht, doch bereits zu einem gewissen Abschlusse gelangt. In kaiserlichen Dankerlassen, die am 1. Juni an die beteiligten deutschen Heeresgruppen ergingen, konnte der zweifellos errungene deutsche Abwehrsieg schon öffentlich verkündet werden. Wie groß dagegen die Mißstimmung bei den abgewiesenen Gegnern sein muß, geht genügend aus dem Wechsel ihrer Oberbefehlshaber und Neuordnung ihrer Generalstäbe hervor; siegreiche Heere haben dazu keinen Anlaß. Deshalb konnte auch ein schwedischer Kriegsberichterstatter von dem Arrasabschnitte aus schreiben: ‚Prächtigen An-

griffsgeist zeigten die deutschen Truppen, wenn sie gegen den Feind vorgingen, der bei dem Durchbruchversuch keine Opfer scheute, sondern immer neue Divisionen ins Feuer schickte. Leuchtende Ausschnitte dieser weltgeschichtlichen Schlachten bezeichnen die Ortsnamen Vimy, Gavrelle, Roeux und Mouchy. Was hier von den Deutschen geleistet wurde, gereicht ihnen zur unvergänglichen Ehre. Eindrucksvoll sind die Zuversicht und das unerschütterliche Vertrauen, mit dem Generale und Soldaten neuen Angriffen entgegensehen. Sie erzeugen im Zuschauer den unwiderstehlichen Glauben an die Unbezwingbarkeit der deutschen Stellungen.'

Vermehrt wird die am Endsiege verzweifelnde große Mißstimmung der Gegner durch die drückenden wirtschaftlichen Nöte in ihren Ländern. Nun treffen sie neue Vorbereitungen zu einem baldigen allgemeinen Hauptvorgehen sämtlicher Einkreisungsheere auf allen Kriegsschauplätzen, denn die verhängnisvollen Wirkungen der Unterseeschiffe nötigen sie zu einem letzten Verzweiflungskampfe auf dem Lande, nachdem sie trotz ihrer Flottenüberzahl zu Wasser im Nachteile sind. Im Westen sind jetzt bei ihnen Heeresneubildungen im Gange, um die Fortführung der Kämpfe auf neuer Grundlage aufzubauen, da sie die völlige Erfolglosigkeit des bisherigen Vorgehens erkannten. Anscheinend bezwecken die von ihnen noch weitergeführten Kämpfe nur noch, die Deutschen über die im Gange befindliche Umgruppierung ihrer Streitkräfte irrezuführen. Aber die schwerfälligen neuzeitlichen Millionenheere lassen sich nicht verschieben, ohne daß der Gegner etwas davon merkt. Bei dessen genügender Aufmerksamkeit sind Überraschungen kaum möglich, und selbst bei anfänglichem Gelingen nicht rasch und zügig durchzuführen. Zu kräftigen Gegenmaßregeln bleibt auch dann noch Zeit. Der Zukunft kann daher mit Vertrauen entgegengesehen werden. Zugleich aber gibt der dauernde Mißerfolg der wiederholten britisch-französisch-italienischen Durchbruchsversuche einen Maßstab für die großartigen Leistungen der Vierbundheere, als diese im Frühjahr und Sommer 1915 die Russen nach Osten bis zu 400 Kilometer weit zurückwarfen. Bis jetzt hielten sie dieses eroberte Gebiet im Besitze. Zu außerordentlicher Menschenschlächterei führte der britisch-französische Doppelangriff. Nach amtlicher englischer Angabe betragen die britischen Verluste an Toten, Verwundeten und Vermißten vom 1. April bis zum 27. Mai 194 760 Mann einschließlich 11 720 Offizieren. Ungefähr gleich hoch dürften die nicht veröffentlichten französischen Verluste sein. Stets erheblich geringer sind die Verluste der standhaften Verteidiger, erfahrungsgemäß ein Viertel bis zur Hälfte der gegnerischen Abgänge; stärker als die der Angreifer werden sie nur bei einem zur Flucht ausartenden Rückzuge. Außerdem aber leiden gewöhnlich mehr die Angreifer sowohl beim Vorgehen als besonders nach der Abweisung beim Zurückfluten. Sonach dürfen die noch unbekannten Verluste der erfolgreichen deutschen Verteidiger erheblich niedriger als die ihrer Gegner geschätzt werden.

Auf dem **südwestlichen, italienischen Kriegsschauplatze** brachte der Mai die 'zehnte Isonzoschlacht', die am 14. Mai nach vorgängiger Flieger- und Artillerievorbereitung gleich mit einem Großkampftag einsetzte, nur am 22. Mai ruhte, dann aber bis Monatsende heftig fortdauerte. Gegenüber allen anderen des Weltkrieges ist dieses Kampfgebiet einzigartig sowohl durch den Einfluß des Hochgebirges wie insbesonders dadurch, daß hier die Streitkräfte von nur zwei Völkern miteinander ringen, während sonst überall mindestens auf einer Seite mehrere beteiligt sind. Wie bei den meisten Durchbruchsversuchen gelang es

auch hier den Italienern, örtliche Anfangserfolge nördlich und südlich von Görz zu erringen, doch konnten sie nur den bei Plava erstürmten Kukberg dauernd festhalten; die übrigen Geländegewinne wurden ihnen durch österreichisch-ungarische Gegenstöße wieder entrissen. Als Gesamtergebnis der 17tägigen Schlacht, die den Welschen einschließlich 22 000 Gefangenen etwa 180 000 Mann Verluste kostete, ist auch hier das Mißlingen des beabsichtigten Durchbruchsversuches festzustellen. Ungefähr 600 000—700 000 Mann hätten die Italiener zum Angriff eingesetzt; hievon verloren sie also ungefähr den vierten Teil. Dafür ist der erzielte Erfolg erstaunlich gering. Schon am 22. Mai berichtete eine französische Zeitung die auffällige Verstärkung des österreichisch-ungarischen Gegendruckes und warnte vor der Möglichkeit eines Gegenangriffes. Bei Beginn des 35. Kriegsmonats setzte dieser tatsächlich erfolgreich ein.

Weitere Durchbruchsversuche unternahm der Einkreisungsverband auf dem Balkangebiete, und zwar in Mazedonien auf dessen südlichem Kriegsschauplatze, der neben dem ausgeprägten sonnigen Himmelsstriche die besondere militärische Eigenheit besitzt, daß auf ihm beiderseits Streitkräfte aller bisher am Weltkriege beteiligten Mächte mitkämpfen, wodurch seine hervorragende Wichtigkeit wesentlich gekennzeichnet ist. Nach entsprechender Vorbereitung begann das dortige buntgemischte Heer des Einkreisungsverbandes am 8. Mai seine ernsten Angriffe, die jedoch ergebnislos blieben und schon am 9. Mai unter schwersten Verlusten scheiterten. Zwar wurden die Angriffe wiederholt erneuert, besonders stark am 16. Mai, doch blieben sie ebenfalls erfolglos und endeten mit einem vollen Abwehrsiege des Vierbundes. Gegen Ende des Monats flauten sie ab; die dort eingetretene große Hitze hemmt vorerst größere Heeresunternehmungen. Auf dem nördlichen Kriegsschauplatze in der Dobrudscha herrschte gegenüber den russischen Stellungen eine unverabredete Waffenruhe, die zeitweise nur wenig durch spärliches Gewehr- und Geschützfeuer unterbrochen wurde.

Wie schon im April, bestand auch im Mai zwischen den östlichen Kampfstellungen große Stille, die selten durch zeitweise auflebendes Feuer der russischen Artillerie und antwortendes kräftiges Wirkungsfeuer der Vierbundgeschütze gestört wurde. Infanteriekämpfe unterblieben meist. Nur am 1. und 2. Mai mußten russische Angriffe an der Oitozstraße, zwischen Susita- und Putnatal abgewiesen werden, desgleichen am 8. Mai nördlich Kirlibaba und südlich der Straße im Putnatale. Ruhig konnte der russische Umsturzbraten weiterschmoren, ohne durch Angriffe der Gegner gehemmt zu werden. So nimmt die innere Zersetzung Rußlands im freien Spiel der Kräfte ihren Verlauf. Beschleunigt wird sie durch die Unordnung des großen Wirrwars und die Verkehrsschwierigkeiten, so daß die Gefahr der Hungersnot drohend näherrückt. Militärisch besonders beachtenswert sind die inneren Vorgänge des russischen Heeres, doch widersprechen die Nachrichten hierüber einander; ihre Beurteilung wäre daher noch verfrüht. Äußerlich bemerkbar macht sich die Gärung durch die ausgedehnte Fahnenflucht, die zur Auflösung drängende Lockerung der Manneszucht, den Wechsel im obersten Heeresbefehl. Nach einer holländischen Zeitungsmeinung sei es vom politischen und militärischen Standorte aus ganz richtig, daß der Vierbund den östlichen Gegner während der dortigen inneren Vorgänge der letzten Monate völlig in Ruhe ließ. Die innere Uneinigkeit Rußlands hätte ein Angriff von außen schnell beseitigt; er würde zu neuen militärischen Anstrengungen aufgepeitscht haben. Bei dem gegen-

wärtigen Zustande des Heeres seien die Gerüchte über ein bevorstehendes russisches Vorgehen wenig wahrscheinlich, wenn auch die am Monatsende lebhaftere Gefechtstätigkeit der Russen und Rumänen darauf schließen lasse. Völlig dunkel ist daher die Zukunft im Osten, jeder Tag kann eine Überraschung bringen. Von militärischer Bedeutung ist endlich die Besetzung Archangels und der Murman-Bahn durch britische, des Hafens Romanow an der Murmanküste durch französische Truppen, die vermutlich wegen der jetzigen Unverlässigkeit des russischen Heeres die geldbringende Ein- und Ausfuhr in genannten Küstenplätzen sichern sollen. Außerdem wurde Rußland unter die amerikanische Aufsicht eines Senators gestellt, damit der Staat nur bei Kriegfortsetzung Geld erhält. In Polen machte die innere Festigung des neugebildeten Staates langsame Fortschritte. Zur Aufstellung eines eigenen Heeres wurde eine Heeresmusterung begonnen für die polnische Jugend, die sich nach öffentlicher Aufforderung freiwillig zum Dienste stellt. Zahlreiche Freiwillige meldeten sich bereits und werden von polnischen Offizieren gemustert. Angeblich wird auch in Frankreich aus den in den Einkreisungsländern lebenden Polen eine eigene Heeresabteilung gebildet, die ebenfalls mit polnischen Fahnen und Abzeichen gegen den Vierbund für die Wiederherstellung des Königreichs Polen kämpfen soll. Das kann ein schönes Durcheinander geben, ist aber vermutlich nur ein Vorwand, das schon erheblich geschwächte französische Heer zu verstärken. Jedenfalls ist militärisch und politisch größte Vorsicht geboten.

Von kleineren örtlichen Kämpfen der Vortruppen abgesehen, herrschte im großen und ganzen auf den außereuropäischen Kriegsschauplätzen der Türkei Stille, und zwar im Kaukasusgebiet gleich wie im nördlichen Osten, unter der Einwirkung der russischen Umwälzung, im Irak (Mesopotamien) und an der syrisch-ägyptischen Grenze durch die eingetretene sommerliche Hitze, die größere Heeresbewegungen ausschließt. Selbstverständlich ist deshalb die Wichtigkeit dieser Kampfgebiete für den Verlauf des Weltkrieges nicht geringer. Denn die britische Politik will, wie hier schon wiederholt hervorgehoben wurde, den Völkerkampf nutzbringend für sich verwerten, um einen sicheren Überlandweg zwischen Ägypten und Ostindien zu gewinnen, die Türkei und damit den ganzen Vierbund von der Verbindung mit Asien und Afrika abzuschneiden, endlich durch Aufrichtung eines arabischen Kalifat beherrschenden Einfluß auf alle Mohammedaner zu erlangen. Demnach besteht dringende Veranlassung, daß die Türkei mit kräftigster Unterstützung ihrer Bundesgenossen die sommerliche Waffenruhe militärisch möglichst ausnützt, um in günstigerer Jahreszeit ihre Gebiete von den eingedrungenen britischen Streitkräften zu befreien. Für unsere Staatsunterhändler liegen hier wichtige Aufgaben vor.

Erst im Mai kamen türkische Nachrichten von den Kämpfen, die im Winter vom Dezember bis Mitte Februar in Tripolitanien gegen die Italiener stattfanden und für diese mit einem erheblichen Mißerfolg endeten. Von ursprünglich 10 000 Mann blieben bei Antritt des Rückzuges auf Kieka Richi 1000 Italiener mit Hunderten von Gewehren und einer Menge Schießbedarf auf dem Kampfplatze bei Zuara liegen.

Eine ernste Schlappe erlitten britische Truppen am 1. Mai im Pendschab an der indischen Nordwestgrenze am Gomalflusse bei Gara Manjhi, ungefähr 250 Kilometer südwestlich Peschawar, durch Mahsuds, die etwa 10 000 Mann stark waren. Ihr Versuch, am 10. Mai den Gumalpaß zu nehmen, scheiterte unter Verlust von 60 Toten und 55 Verwundeten.

In Deutsch-Ostafrika begannen

mit dem Ende der Regenzeit wieder die Heeresbewegungen. Im Rufidjital fand nach britischem Berichte eine allgemeine, südwärts gerichtete Bewegung der deutschen Schutztruppen statt. Im Küstengebiet griffen solche auf portugiesischem Gebiete an. Ferner näherten sich deutsche Abteilungen der Grenze vom Jaffaland, verbrannten angeblich Dörfer der Eingeborenen, ängstigten diese und nahmen Lebensmittelvorräte nach Norden mit. Dabei kam es zu zahlreichen Vortruppengefechten und gelegentlichen Zusammenstößen zwischen größeren Streitkräften. Mit Befriedigung ist daraus zu entnehmen, daß die deutsche Schutztruppe noch gut kampffähig ist.

Große Gärung besteht in China, dessen innere Zersetzung eine Teilnahme am Kriege gegen den Vierbund vermutlich auf lange Zeit hinaus unwahrscheinlich macht.

Im Zustande der Entwicklung befindet sich immer noch der Krieg mit Amerika, obwohl dessen Kriegszustand mit dem Vierbund nun schon über einen Monat dauert und auch schon einzelne Kampfhandlungen stattfanden. Hervorzuheben ist, daß Präsident Wilson in einer Rede zugab, Amerika hätte keine besondere Beschwerde gegen Deutschland, also auch keinen Grund zum Kriege. Dieser würde nur zum Besten der Menschheit unternommen, demnach vorbeugend. Wenn dies keine bewußte Heuchelei sein soll, dann ist es eben eine weltunkundige Professorenmeinung. Denn wenn im Verein mit den übrigen amerikanischen Bundesgenossen Hunderte von Millionen Menschen zum Kriege gedrängt werden und die ohnedies schon ungeheure Menschenschlächterei noch mehr vergrößert wird, dann dient dies doch nicht zum Besten der Menschheit, sondern vermehrt deren gegenseitige Zerfleischung und Verarmung. Vor der angeblichen Volksherrschaft in Amerika kann aber keine Achtung mehr bestehen, wenn der mächtige Freistaat durch solche Männer, die der Käuflichkeit oder doch der Abhängigkeit geheimer Einflüsse laut beschuldigt werden, geleitet und vergewaltigt wird.

Mit Befriedigung vergleichen wir damit die wohlgeordneten Zustände des Deutschen Reiches, indem derartige Mißbräuche, wie sie im sogenannten ‚Lande der Freiheit‘ ganz öffentlich bestehen, glücklicherweise ausgeschlossen sind. Welch würdevolle einheitliche Haltung zeigt auch das deutsche Volk trotz der dreijährigen Kriegsdauer, der mancherlei Einschränkungen, vielen Menschenverluste und überzahlreichen Feinde. In den großartigen Leistungen unserer Streitkräfte kommt diese innere Stärke zum erfolgreichen Ausdruck. Mit größter Zuversicht kann im Verein mit unseren treuen Verbündeten der Zukunft um so mehr entgegengesehen werden, als nach amtlicher Feststellung die Ernährung gesichert und somit das Durchhalten vollkommen gewährleistet ist.

Nach englischer Zeitungsmeldung habe ein amerikanischer Gelehrter (!) geschrieben, daß Deutschland völlig zerschmettert werden müsse. Am Ende des Krieges müsse das deutsche Volk in einen Zustand gebracht werden, daß es mindestens ein Jahrhundert lang geistig gebrochen und unterdrückt bleibe. Was sagen da die deutschen ‚Friedensfreunde‘ dazu? Jedenfalls sind die übrigen Deutschen einig in dem Entschlusse: ‚Wir müssen siegen!‘

Abgeschlossen 1. Juni 1917.

Generalmajor Friedrich Otto. (m)

Naturwissenschaft

Görres' chemische Arbeit im zeitgenössischen Urteil.*

Das eine Urteil steht in dem 1802 erschienenen ersten Hefte des ersten Bandes folgender Zeitschrift: ‚Annalen

* Vergleiche meinen Aufsatz: ‚Eine chemische Arbeit von Görres‘ im Hochland,

der chemischen Literatur. — Herausgegeben von Friedrich Wolff, der Weltweish. Dr. und Prof. am Kön. Joach. Gymnasium zu Berlin.' Wolff hat sich auf dem Gebiete der Chemie einen Namen gemacht durch ein dreibändiges Lehrbuch der Chemie, sowie durch zahlreiche Übersetzungen (auch Fourcroys) und durch ein chemisches Wörterbuch in fünf Bänden, das er zusammen mit dem anerkannten Naturforscher Klaproth herausgegeben hat. Seine Annalen bildeten die Fortsetzung der einige Jahre nicht mehr erschienenen ‚Bibliothek der neuesten physikalisch-chemischen, metallurgischen... Literatur' des bedeutenden Chemikers Hermbstädt, gingen aber bald wieder ein.

Wolff eröffnet seine Zeitschrift mit einer zusammenhängenden Besprechung über ‚Fourcroys Schriften'; er behandelt in Nr. I die Tableaux synoptiques de schimie, in Nr. II—IV deren Übersetzung durch Heidmann, Eschenbach und Görres, in Nr. V Fourcroys Système, in Nr. VI und VII dessen Übersetzung durch Veith und Wolff selber; weiteres im dritten Heft. Über die Arbeit von Görres fällt er ein sehr günstiges Urteil; besonders wichtig aber ist die Wiedergabe fast der ganzen Görresschen Vorrede mitsamt ihrem Keim des periodischen Systems der chemischen Elemente und der zugehörigen bildmäßig gehaltenen ‚Skale' (S. 13—16).* Dadurch wurden die bemerkenswerten selbständigen Gedanken von Görres einem viel größeren fachmännischen Kreise bekannt als durch das Buch selber, das von den drei Übersetzungen zuletzt erschien — in einem bescheidenen Verlag und nicht in einem Buchhändlermittelpunkt wie Leipzig und Wien. Wolff äußert sich nach jener wörtlichen Anführung der Vorrede folgendermaßen: ‚Wir glauben, hier abbrechen zu können, indem unsere Leser hinreichend mit dem Ideengange des Verfassers durch die mitgeteilte Probe bekannt geworden sind. Da bey gegenwärtiger Beurtheilung es vorzüglich auf die größere odere mindere Güte der Übersetzung ankommt, so wird man jene allerdings sehr auffallende Ideen des H. Übersetzers, hier als Nebensache beseitigen [beiseite lassen] können. Als Übersetzung möchte der Arbeit des H. Görres (Wolff schreibt Gerres) die erste Stelle gebühren.' Wenn Wolff hier Görres' selbständigen Gedanken beiseite lassen will, so ist das nur von seiner eigenen Stellungnahme ihnen gegenüber gemeint; denn diese Gedanken waren ihm ja so ‚sehr auffallend', daß er sie ausführlich mitsamt der Skala wiedergegeben hat.

Daß die Übersetzung als die beste gelobt wird, ist keine geringe Anerkennung; wird doch damit die Arbeit des 24 jährigen Anfängers über jene eines Universitätsprofessors der Chemie gestellt, der sich noch dazu der Hilfe eines neuphilologischen Fachmannes bediente. Das hatte Görres, der eben den Winter über in Paris gewesen war, allerdings nicht nötig. Auf die besonderen Übersetzungs-Schwierigkeiten, die in der neuen Namengebung durch die französischen Forscher ruhten, habe ich in dem früheren Hochlandbeitrag (S. 596 f.) schon hingewiesen.

Februarheft 1916 S. 595 ff.; dort ist auch von der nachher erwähnten Vorrede der allgemeine, sprachlich anziehende Teil wiedergegeben. Daß der Kritiker Wolff diesen Teil ebenfalls mit abdruckt, ist ein erfreuliches Zeichen seines Sprachgefühls, das sich auch bei seinen Beurteilungen äußert (z. B. S. 10, 11 12).

* Ich habe im vorigen Jahre diesen chemisch wichtigen Teil der Vorrede und die Skala erstmals wiedergegeben unter dem Titel: ‚Ein Keim des periodischen Systems der chemischen Elemente — in einer Bemerkung von Görres um 1800' [in den ‚Mitteilungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften' von Günther und Sudhoff, XV. Band (1916) S. 5 ff.; daselbst auch der später erwähnte Gehlensche Brief.]

Wolff bemerkt übrigens noch weiter über Görres: ‚Durchgängig war er bemühet, den Sinn des Originals ebenso kurz wie dieses, und doch treu, auszudrücken. Nur wenige Stellen würden einer Verbesserung bedürfen . . . ‘, z. B. folgendes: ‚Die Stelle, wo von der Salzsäure die Eigenschaft angeführt wird: prenant facilement la forme de gaz wird durch leicht sich vergasend gegeben. Sich vergasen hat aber noch nicht das deutsche Bürgerrecht erhalten.‘ Vergasen hat inzwischen längst Bürgerrecht erhalten, sich vergasen allerdings weniger. Görres zeigt sich auch hier sprachschöpferisch. Die andern beiden Übersetzer, Heidmann und Eschenbach, geben diese Stelle mit ‚Gasgestalt‘ oder ‚Gasform annehmen‘ wieder.

Wolff erwähnt zum Schluß, doch wohl in empfehlender Absicht: ‚Die zuletzt angezeigte Übersetzung [eben die Görresschen] hat auch noch den Vorzug, daß sie die wohlfeilere ist.‘ Er hätte noch beifügen können, daß Görres unter den Übersetzern den Titel am genauesten deutschwiedergibt; daran mag es wohl gelegen haben, daß nur seine Arbeit in der späteren Literatur angeführt wird. [Vergl. meinen Hochlandbeitrag S. 596.]

Ein weiteres Urteil stammt von dem Erfurter Universitätsprofessor und Apotheker Dr. Joh. Barth. Trommsdorff, einem sehr angesehenen Chemiker. In seinem ‚Journal der Pharmacie für Ärzte, Apotheker und Chemisten‘ (IX. Band, 2. Teil, 1802, S. 409) weist er im Literaturbericht kurz hin auf Fourcroys chemische Übersichtstafeln und deren Übersetzungen durch ‚Weidmann‘ (soll heißen Heidmann), Eschenbach und Gärres (soll heißen Görres). Ausführlicher würdigt er diese Arbeiten in seiner ‚Allgemeinen chemischen Bibliothek des neunzehnten Jahrhunderts‘ (1. Bd., 2. Stück, 1802, S. 196 ff.). Über die Koblenzer Ausgabe heißt es: ‚Hat ein gewisser Herr J. Görres übersetzt, und zwar sehr glücklich, so daß diese Übersetzung wirklich den Vorzug vor den andern verdient. Schade nur, daß der Druck äusserst unsauber ausgefallen ist, und mit dem schönen weissen Papiere in einem häßlichen Contraste steht. Auch will es uns nicht gefallen, daß hier jede Tafel auf zwei Seiten abgedruckt ist. Die in derselben Buchhandlung herausgekommene Prachtausgabe haben wir noch nicht erhalten.‘ Ein erfreuliches Urteil! Die Beanstandungen treffen ja nicht den Bearbeiter, sondern den Verleger bezw. Drucker. Bisher unbekannt war, daß der Verlag eine Prachtausgabe veröffentlicht hatte; d. h. es wäre möglich — und dürfte auch das Wahrscheinliche sein —, daß eine Prachtausgabe angekündigt wurde, aber nicht erschienen ist. Sollte es die Ausgabe in 24 Tafeln zum Preise von 2 Talern sein, die Kaysers Bücherlexikon neben der einfachen Ausgabe zu 1 Taler 8 Groschen verzeichnet?

Den ausführlichen Titel mit Nennung von Görres, der selber sich auf seinem Titelblatt ja nicht genannt hat, gibt Trommsdorff auch in seinem großen ‚Versuch einer systematischen Darstellung der gesamten chemischen Literatur‘ von 1800—1804 einschließlich, im 1. Stück des 5. Bandes (1805) seiner Allgemeinen chemischen Bibliothek. Er führt die Arbeit unter den Lehrbüchern auf und übt auch hier insofern noch Kritik, als er Görres zuerst nennt, danach Eschenbach, aber Heidmann gar nicht.

Unaufgeklärt bleibt es, wie bei den genauen Titelanführungen in den drei bedeutendsten Fachzeitschriften von Scherer (s. ‚Hochland‘, Februar 1916, S. 596), Hermbstädt-Wolff und Trommsdorff die Görressche Arbeit in Kaysers Bücherlexikon und meistens sonst in der Literatur als 1802 in Andernach bzw. bei ‚Herold jun. in Hamb(urg)‘ erschienen angegeben wird.

Die obigen Besprechungen der Görresschen Arbeit hat gewiß auch der Chemiker

Oehlen gelesen, der dann ja jenen schmeichelhaften Brief schrieb, um Görres zur Mitarbeit an seinem ‚Neuen allgemeinen Journal der Chemie' einzuladen, worauf ich schon (a. a. O. S. 598) hingewiesen habe. Möglich auch, daß er sich von Wolff, der, wie er selber, in Berlin wohnte, das ganze Görres'sche Buch geliehen hat. — Jedenfalls zeigt dieser Brief, wie auch die günstigen Urteile, und zumal Wolffs Abdruck der bedeutsamen Gedanken der Vorrede, welchen Wert die Zeitgenossen der Arbeit von Görres auf dem Gebiete der Chemie beigemessen haben.

Dr. Robert Stein-Leipzig.

Literatur

Pfitzners ‚Palestrina', ein musikalisch ungewöhnliches Werk, das zur Eröffnung einer Hans-Pfitznerwoche am 12. Juni zum erstenmal im Münchener Prinzregententheater in Szene ging, ist, was die Dichtung betrifft, bereits Gegenstand eines Artikels im ‚Hochland' gewesen. Dieser Artikel blieb von katholischer Seite nicht unangefochten, doch hatten die dagegen vorgebrachten Beschwerden nicht solche Bedeutung, um damals eine Auseinandersetzung verlockend zu machen. Die Aufführung des Werkes stand in Aussicht und so konnte man die Angelegenheit füglich bis zu dem Augenblick vertagen, wo der Text allgemein zugänglich und das Musikdrama mit allem Drum und Dran zu der Öffentlichkeit sprechen würde.* Das ist nun geschehen und der damals herumgeflüsterte und vorausgesagte Skandal ist ausgeblieben. Wer heute, angesichts der Aufführungen dieser ‚musikalischen Legende', den erwähnten Aufsatz von Professor Dr. Franz Schultz (März 1916) wiederholt durchliest, wird finden, daß der Verfasser eigentlich schon alles, wenn auch in knappster Form, für und gegen das Werk vorgebracht hat, was unter dem Eindruck seiner szenischen Vorführung an Zustimmung und Vorbehalten in dem katholischen Zuschauer rege wurde. Daß der Dichter, indem er als ideellen Gegensatz zu der esoterischen Welt des Geheimnisvoll-Künstlerischen die Vorgänge auf dem Konzil als das außer ihm Seiende, die ‚Welt' hinstellt, damit nichts über dieses Konzil noch über das Wesen eines Konzils überhaupt aussagen wollte, wissen wir persönlich aus seinem eigenen Munde. Wenn bei der Darstellung selbst ‚einige Ungenauigkeiten unterlaufen sind', so ist auch dies in dem Artikel mit diesen Worten festgestellt. Eine der äußerlich auffälligsten betrifft sogar eine so wichtige Hauptperson der Dichtung wie den Kardinal Borromeo, den der Dichter auf der Konzilskongregation auftreten läßt, der aber in Wirklichkeit nie zum Konzil gekommen ist, auf das er bloß durch seine Briefe großen Einfluß ausübte. Auch ist ein Plan, der unter dem Pontifikat des Papstes Marcellus II. gefaßt wurde, die entartete polyphone Musik ganz aus der Kirche zu verbannen (1555), unter den übernächsten Papst verlegt. Das sind dichterische Freiheiten, gegen welche nur lächerliche Pedanterie die Stimme erheben könnte, zumal bei einem Werk, worin das Geschichtliche nur einen ganz zufälligen Rahmen für die Darstellung einer auf dem inneren Erlebnis des Dichters sich aufbauenden Idee abgibt, der Idee nämlich, die durch ein dem Text vorangestelltes Wort Schopenhauers umschrieben wird, daß das intellektuale Leben über dem durch die Politik beeinflußten Leben rein und unbefleckt walte und wirke. Wenn somit irgendwelche außerhalb dieser Absicht gelegene Tendenz des Dichters in einer der Beurteilung des kirchlichen Lebens bewußt feindseligen Richtung

* Die Partitur, der von Felix Wolfes bearbeitete Klavierauszug (M. 20) u. der Text (M. 1.20) sind im Verlag von Adolph Fürstner, Berlin erschienen.

nicht angenommen werden darf, so hat die ganze Idee der Gegenüberstellung der zwei Welten dennoch für den Katholiken dadurch etwas Unbefriedigendes, daß zwar das auf menschliche-allzumenschliche Triebe gestellte äußere Bild des Konzils erscheint, die über dem weltlich bedingten Treiben lebende und schwebende religiöse Idee jedoch verborgen bleibt. Und doch wäre ein auch nur andeutendes Wort etwa im Munde eines Carlo Borromeo dort ebenso aus der geschichtlichen Wahrheit geboren wie sein entzückter Ausruf nach dem erschütternden Erlebnis Palestrinas und seiner Freunde: Der Messe, ach der Messe süßes Licht!

Nehmen wir indes das Ganze, halten wir uns gegenwärtig, was es heißt und bedeutet, daß ein Künstler von dem unabhängigen Sinn Pfitzners sich nicht nur einen solchen Stoff wählt, sondern mit tiefem Erleben seiner metaphysischen Hinterwelten ihn gestaltet wie einer, der hingerissen ist von der Größe des Stoffes an sich, so kann nur krittelnde Mißgelauntheit es fertig bringen, den Blick allein auf die weniger geratenen Teile zu heften. Pfitzners jüngstes Werk — so sagten wir uns unter dem Eindruck der Aufführung — ist wie ein hohes Malzeichen, aufgerichtet auf der Grenzscheide zweier Zeitalter, herausgewachsen und noch tief verwurzelt in dem einen, hinüberragend und wegeweisend in das andere. Es ist ein Werk aus romantischer Lebensstimmung, ganz erfüllt von dem Geiste unseres individualistisch-subjektiven Zeitalters, daher auch den Künstler zum Gegenstand der Apotheose machend und selbst das Göttliche als Mittel dazu gebrauchend, aber es ist doch auch in der Art, wie hier das Göttliche, auf das gebrechliche ‚Gefäß der Gnade' herunterstürmend, den Menschen über sich selber hinausreißt und ihn zum Verkündiger unvergänglicher Offenbarungen macht, ein Werk, das zunächst rein künstlerisch sich mit Kräften erfüllt zeigt, die nur der Größe eines objektiv bedeutsamen und erhabenen Stoffes entquellen können. Der Höhepunkt dieser Schöpfung liegt ganz zweifellos auch rein musikalisch dort, wo die Gegebenheiten der Liturgie, wo die objektive Erhabenheit und Gewalt des Stoffes nicht nur Palestrina, sondern auch den ihm kongenial nachschaffenden Dichterkomponisten Pfitzner der eigenen subjektiven Begrenztheit entreißen und in Höhen führen, wohin Blick und Gefühl des irdisch Gesinnten nur mehr schwindelnd zu folgen vermögen. Hier wird der ‚letzte Erdenrest, peinlich zu tragen' von den Feuern einer höheren, einer heteronomen Welt aufgezehrt, hier kühlt sich das bis zur schmerzhaften Überempfindlichkeit gereizte Ichgefühl in den ruhig strömenden Wassern eines objektiven Gnadenbezirks, hier läutert und klärt sich verworrenes und bedingtes Streben zu absoluter willensfreier Erkenntnis, hier ist ein Stück von dem künstlerisch ins Werk gesetzt, was Hermann Platz in diesen Heften (Oktober 1915) einmal die ‚Sehnsucht nach dem Organischen' nannte, der in dem engeren Anschluß an die objektive Welt der religiösen Liturgie des kirchlichen Glaubens-Sakramentenlebens ein Mittel der Befriedigung dargeboten sei. Es ist keine Frage: Hans Pfitzner ist sich dieser Perspektive seines Werkes nicht bewußt, aber sie ist deshalb nicht minder gegeben, wie denn, um einen Gedanken und ein Wort des Ästhetikers Deutinger hier anzuführen, das, was der Künstler hervorbringt, in seiner Bedeutung oft weit über sein individuelles Bewußtsein hinausgreift, indem er in seinem Werke mehr ausdrückt und ausspricht, als er selber weiß. Als Virgil seine vierte Ekloge schrieb, da hat er die anbrechende Zeit der christlichen Freiheit zwar nicht gemeint, aber er hat sie geschildert. ‚Der Künstler', so postuliert Deutinger, ‚ist höchster Schwingungspunkt seiner Zeit, insoferne diese des göttlichen Wirkens nicht ganz ver-

gessen hat; durch den Künstler berührt die Natur die Religion.'

Mit diesem Ausblick nehmen wir für heute von dem Werke Pfitzners hier Abschied; das Wort über die musikalische Leistung hat im nächsten Heft unser Mitarbeiter Dr. Eugen Schmitz.

-th.

Theater

Berliner Theater. Vom Schluß dieses Theaterhalbjahres ist nicht mehr viel Erbauliches zu berichten; er klang mit der Vorführung von Werken neuerer und sogenannter junger deutscher Dichter aus, ohne Wirkung zu üben und Teilnahme zu hinterlassen. Das erinnert uns an den Ruf, der in letzter Zeit immer lauter erschallt und auch auf der unlängst hier gewesenen Versammlung einiger Bühnen- und Schriftstellerverbände von einem krampfhaft modern sein wollenden Hochschullehrer in die Luft geschmettert wurde: Die deutsche Bühne der deutschen Jugend. Wir möchten darauf erwidern: Gern stimmten wir in diesen Ausruf mit ein, wenn die deutsche Jugend nur Fesselndes, Kraftvolles, Zielbewußtes zu geben hätte. Das ist leider nicht der Fall; wohin man schaut, geht der Wille auseinander, teilen sich die Wege, fehlt es an der einheitlichen Voraussetzung sittlicher, geistiger, sozialer Lebensanschauung. Auf der einen Seite sind Versuche ins Neuklassische vorhanden, aber vielleicht zu doktrinärer Art, ohne den Pulsschlag des Selbsterlebten, daneben wieder wuchert die Schlingpflanze individualistischer Selbstgefälligkeit, jener Ableger und Fortsetzer des auch im Hinblick auf eine Weltanschauung rein relativistischen Naturalismus des Milieudramas derart, daß diese literarischen Perückenmacher ihre salbentriefenden Finger selbst nicht von den heiligen Werken der Großen lassen können und es für nötig erachten, deren kraftvolles Maß zu zerspalten und auf die dünnen Strähnen heutigen Zeitempfindens zu ondulieren; dem entspricht dann, daß das Soziale, wo es hervortritt, gleich den politischen Leitartikeln eines für trüffelspeisende Börsianer zugeschnittenen Tageblattes in plumpstem, revolutionär aufgeblasenem Demokratismus macht, der die Axt an die Wurzel des Volksbaumes legt, statt ihm Humus und Wasser zuzuführen. Dazu ist es dann höchst bezeichnend, daß das Religiöse dort, wo von einzelnen der Gilde sein Ton angeschlagen wird, nicht der allgemeine Ausgangspunkt ist, sondern einem intellektuellen Genießen der geistigen Werte von Gesellschaftsgruppen gleicht, zu deren Grundvoraussetzungen sich jene Verfechter aber nicht bekennen. Somit ist der gemeinsame Zug dieser trotz aller verschiedenen Artung Hand in Hand Marschierenden eine Unfruchtbarkeit, die aus einem vollkommenen Mangel der organisch gliedernden Voraussetzung oben betonter dreifacher Grundeinheit herrührt, die dann mit unfehlbarer Sicherheit das Triebechte abstößt, ja im Keime ertötet und auf einen egoistisch-epikuräischen Nihilismus hinarbeitet, in dessen Zeichen die also Verbrüderten über die Landesgrenzen hinaus sich wieder erkennen und grüßen. Sind doch die meisten von ihnen — die neuesten Publikationen enthüllen es in erschreckendem Prozentsatz — nicht einmal Christen, obgleich sie auf die angegebene Art alles mitmachen, was in den verschiedenen Gruppen von diesen neu erstrebt wird, zugleich es aber auch verfälschen, ohne daß es von den christlich Gesinnten oft hinreichend erkannt würde. In wessen Händen zum Teil die Pflege der deutschen Kunst und Literatur ruht, davon mag folgende kleine Probe zeugen: Ein Herr Tagger kündigt eine Zeitschrift ‚Marsyas' für die ganz Wenigen an; als das ‚Berliner Tageblatt' seine Bedenken dieser Tendenz gegenüber äußert, antwortet er in einem Schreiben, das mit folgendem, im reinsten Ghetto-Deutsch gehaltenen Satz schließt: ‚Was

die Kriegslieferanten betrifft, wollen sie Sachen, die man zeigen kann und hängen. Sie werden nicht eine fast dünne Zeitschrift kaufen. Fürchte ich diese Herren sonst dringend, für den „Marsyas" fürchte ich sie nicht. Und was die modernste, jüngste und entschlossenste Kunst und Dichtung betrifft, die in diesen unzweideutigen Heften zu Wort kommen wird, berufe ich mich auf Sternheim, der mir schrieb: „Volk hat uns nie gepredigt und durchgesetzt. Immer waren es wenige, die zu unserer Besonderheit den ersten Mut hatten und die sich nun um diese Blätter vereinigen wollen."'

Ob Gerhard Hauptmann diesen Führer der jüngsten ‚entschlossensten' Kunst anerkennt? Sein Drama ‚Elga', das schon vor Jahren entstand und jetzt über die Bretter der ‚Volksbühne' ging, verkörpert mehr als irgend ein anderes seiner Werke die Mängel, die für jene oben angeführte Kategorie und sein Schaffen typisch sind. Hier, wo er auf die Kleinmalerei verzichtet, aus der sich gelegentlich eine Stimmungstragik entwickelte, und wo er einen Stoff aufgreift, der — soll er nicht zu einer Allerweltsgleichgültigkeit herabsinken — nur auf eine Idee hin gearbeitet sein will, offenbart Hauptmann eine so vollständige Unfähigkeit, aus einer Idee heraus zu schaffen, wie es nur dort der Fall sein kann, wo eine Welt- und Lebensanschauung nicht vorhanden ist. Und doch war der Stoff für eine solche ideelle Deutung wie geschaffen. In diesem Drama ‚Elga', das er als Traumspiel vorführt, übernimmt er nämlich den Ehebruchsstoff, den Grillparzer in seiner Novelle ‚Das Kloster bei Sendomir' mit echt tragischer Lösung bearbeitet hat, indem der Gatte dem treulosen Weibe die Wahl stellt, selbst zu sterben oder das vom Buhlen erzeugte Kind preiszugeben. Da sie das Kind aufgibt, findet er für sie kein Verzeihen. Hauptmann läßt die Ehebruchsgeschichte ganz alltäglich verlaufen und macht den Gatten nur zum Selbsträcher seiner Ehre, wie es heute noch in romanischen Ländern üblich ist, ohne daß dadurch ein moralischer Konflikt gelöst würde. Doch abgesehen davon werden die Charaktere in keiner Weise hinreichend begründet, so daß der äußere Gang des Vergehens allein uns mit innerer Notwendigkeit erschiene. Frau Elga wird uns als Liebeteufelin vorgeführt, ohne daß wir das Innere ihrer Natur, das sie treibt, aufgedeckt sähen und eine Spur von seelischem Konflikt, den ihr verbrecherisches Handeln an dem grundgütigen Gatten in ihrer Seele weckt. Es bleibt bei der plattesten Ehebruchsgeschichte, die dem heimkehrenden Gatten von einem alten Diener verraten wird. Überflüssig erscheint es vollends, daß Hauptmann einen deutschen Ritter, der in einem Kloster übernachtet, den Vorgang träumen läßt, denn diese Vor- und Schlußszene steht in gar keinem Zusammenhang mit dem Ganzen, so daß sie als Rahmen fortfallen könnte. Das einzig lebendige Moment brachte in den trägen Fluß der Handlung das Spiel der Maria Fein in dem Augenblick, als der unerwartete, in der Nacht eintretende Gatte die Ehebrecherin und die ihr behilfliche Zofe überrascht: Die Unverschämtheit, mit der das schuldige Weib, das bis kurz zuvor Liebe geheuchelt, sich hier zu rechtfertigen suchte, kommt vortrefflich zum Ausdruck.

Der Mangel an sittlichem Willen, der die Vertreter dieser vorgenannten Gruppen kennzeichnet, gibt sich nicht zum wenigsten in der Pietätlosigkeit kund, mit der sie die Umarbeitung klassischer Werke vollziehen und deren Grundgesetze, in denen sich Form und strenges Ziel einten, ins Neuzeitig-Haltlose verbiegen. So hat sich Sternheim, der nicht ungeschickte Bühnentechniker, aber in Ethischem nihilistische Satyriker jüngst über Molières ‚Geizigen', wie man sagt in Reinhardts Auftrag, hergemacht

und dieses köstlich-ursprüngliche Werk ins Snobistische verdolmetscht. Er tut dies zumal in der Szene zwischen dem Wechsler und seinem Schuldner Cleanth, die zu einer Kurtisanen-Ausstattungseinlage wird und durch die frivol-sinnliche Aufmachung dermaßen dem vom Dichter gewollten Typus als Lebensnorm widerspricht, daß Cleanth als Vertreter froher, heiterer Lebenslust nicht mehr als sittlicher Gegensatz zu Harpagon, dem Vertreter des niedrigsten Geizes, gedacht werden kann. Sternheim stellt dem schmutzigen Geiz, dem der Schauspieler Pallenberg durch allzu viele Mätzchen und Unruhe des Spiels auch schon von seiner kalten Größe nahm, in Cleanth die sinnlose Genußsucht gegenüber. Die Aufmerksamkeit des Abends konzentrierte der Schauspieler Pallenberg als Harpagon auf sich, doch so sehr wir ihm sonst des öfteren zugestimmt, hier schien sein wie von Ghettounruhe in Geste und Sprache allzu zerflatterndes Spiel die Grenzen des Angebrachten oft zu überschreiten und sich ins Possenhafte zu verlieren, vornehmlich in seiner Manier, in die Rolle seines Gegenspielers willkürlich hineinzureden und dessen Stichwort zu wiederholen.

Heinrich Mann gehört mit seiner ‚Madame Legros' zu den Fürsprechern der Demokratie und den Revolutionären. Wir konnten dem Stück und mit ihm dem Dichter, für den in letzter Zeit eine fühlbare Propaganda gemacht wird, keinen Geschmack abgewinnen. Ohne Wärme und trocken, scheint er uns mehr Literat als Dichter, der das, was er eigentlich in Leitartikeln grob linksstehender Zeitungen ausgeben sollte, belletristisch aufputzt, wobei er im gegebenen Augenblick dann, in dem es sich zeigen muß, daß der Entwurf aus dem starkempfangenen dichterischen Impuls stammt, um künstlerisch zu wirken, geistig und sittlich sich zu rechtfertigen, versagt und das Konstruiert-Heroische in seiner inneren Mattheit und Gewolltheit beinahe ins Triviale umschlägt: so hier, als diese Madame Legros von ihrem fragwürdigen Heldenzug, auf dem sie gegen das Pfand ihrer weiblichen Ehre einen Unschuldigen aus der Bastille befreit, heimkehrt, um wieder die harmlose Gattin ihres Mannes zu werden. Schon dieser Judithzug berührt peinlich, er ist mehr orientalisch als deutsch; zudem geht die Dame ziemlich freigebig mit ihrer weiblichen Ehre um, und der Grund, warum sie sich zur Heldin fühlt, wird rein äußerlich begründet. Die Gattin eines Bandwirkers, die bis dahin friedlich dahinlebte, hat eine Fehlgeburt gehabt, und in diesem reizbaren Zustand gerät ihr ein Brief in die Hände, daß im ‚Turm' seit vierzig Jahren ein Unschuldiger schmachtet. Nun setzt sie sich in den Kopf, ihn zu befreien, denn sie entdeckt das Unrecht in der Welt, das ihr vorher unbekannt war — (just in dem Paris, in dem die Revolution vor der Tür stand, unbekannt war!). Sie wiegelt die Straße auf, deren Bewohner bis dahin wie die Lämmer friedlich — gleichfalls in jenem Paris — lebten, und sie würde eingesteckt werden, wenn nicht ein eleganter Hofmann, der zufällig des Weges kommt, Gefallen an ihr fände und ihr verspräche, gegen ihre Gunst bei Hofe für ihren Plan wirken zu wollen. Die Sittenschilderungen aus dem Gesellschaftsleben des 18. Jahrhunderts, die dabei als Rahmen gezeichnet werden, sind billigster Feuilletonismus — die der gesellschaftlichen Gegensätze schlimmste Hintertreppe, so daß, mit derartigen Mitteln sittlich wirken zu wollen, unsittlich genannt werden muß — die sogenannte sittliche Idee ist von einem verhetzenden Parteipolitiker als Pointe plump hineingesetzt, so daß sie weder künstlerisch zu erwärmen noch ethisch zu überzeugen vermag. Das Ganze ein dünnes, wertloses Machwerk, das von der bedenk-

lichen oben gezeichneten Literatengruppe eingeläutet wurde.

Noch minderwertiger und giftiger in ihrer Minderwertigkeit wirkend — die, was um so schlimmer ist, wie aus völliger Ahnungslosigkeit demoralisierend zugeschnitten und, was höchst befremdend anmutet, von einem großstädtischen gebildeten Publikum als solche schon nicht mehr empfunden wird — sind die Wiener Bonbonnièren Schnitzlers, deren Inhalt stark mit ‚odeur de femme' durchtränkt ist, und die die Leitung des ‚Theaters in der Königgrätzerstraße' in regelmäßiger Abwechslung mit Strindberg ihrem Publikum zu bieten für nötig hält.

Es kommt ein literarischer Nachwuchs in Deutschland herauf, um dessen propagandistische Tätigkeit man besorgt sein muß; die Mitglieder der Gruppe aus den Tagen des jungen Gerhard Hauptmann erscheinen dagegen in der erinnernden Gegenüberstellung als klarblickende und kraftvolle Männer.

Rudolf Klein Diepold.

Kunst

Max Liebermann. Am 20. Juli feiert Max Liebermann seinen 70. Geburtstag.* Wie er einer der tüchtigsten, ist er zugleich einer der umstrittensten deutschen Künstler. Worin dies seinen Grund haben mag, ist schwer festzustellen, da die Gegner ihm gewiß nicht überlegen sind und ihm so leicht keiner Unsolidität vorwerfen konnte. Aber ein dunkler Instinkt mußte wohl ahnen lassen, daß bei diesem Künstler der Schaffensprozeß nicht aus einem Guß vor sich ginge, daß geistreiche Gewandtheit mit einer gewissen Sprödigkeit der Handschrift zusammenlief, was darauf schließen ließ, daß im Keimpunkt, wo die organischen Gebilde entstehen, es in etwa zu fehlen schien. Tatsache ist, daß er teils ungerecht angegriffen, dann aber seit Gründung der Berliner Sezession und dem gleichzeitigen Entstehen eines Berliner Kunstsalons und einer Zeitschrift in allzu lauter Weise für ihn die Werbetrommel gerührt wurde. Durch die letzten vier Jahrzehnte, also durch seine Hauptschaffenszeit, lassen sich merkliche Phasen in seinem Werke unterscheiden, ohne daß man doch von einer eigentlichen Entwicklung einer Individualität aus dem Geistigen, an deren Ende die gewaltigen Schlußsteine des Gebäudes gebildet und gefügt wurden, reden könnte. Trotzdem ist ein Herausarbeiten persönlicher Eigenart bei fortwährender Aufnahme fremder Einflüsse festzustellen; ein Bild von seiner Hand ist unverkennbar sowohl in Auffassung wie auch in Strich und Ton. — Im Gegensatz zu einem Künstler wie Leibl, der in seiner Jugend bei den großen alten germanischen Meistern in die Schule gegangen ist und dann seine Eigenheit herausbildete, so daß schließlich Werke dastanden, die wie eine neue, junge Frucht am ewig alten Stamme anmuten, war der Berliner Künstler den Einflüssen des internationalen Zeitgeistes unterworfen, in dessen Rhythmus sein Talent, ohne daß er als eigentlicher Mit- und Neuschöpfer an den Epochen dieses Zeitgeistes gelten könnte, mitschwang, seine Ausstrahlungen, wenigstens nach der koloristischen Seite, aufnahm und wiedergab; ich betone: nach der koloristischen, denn stofflich blieb dieser Künstler sich durch Jahrzehnte gleich, bearbeitete gewissermaßen — eine Folge des Mangels an geistiger Entwicklung — gruppenweise Motive, die ihm äußere Umstände vor den Pinsel führten: Kartoffelbuddler, Netzflicker, Ziegenhirten, Biergärten, Strandreiter, Badeszenen usw.

Das von Anbeginn über den Durchschnitt lebendige Talent ist somit dem Anscheine nach bei diesem Künstler ein indifferentes Vermögen, d. h. nicht die aus der Keimwurzel sich langsam zu Eigenem bildende Kraft, noch die dem

* Vergl. auch die früheren Artikel dieser Zeitschrift.

Zeitgeist zum Ausdruck verhelfende, vielmehr eine vorhandene kaum weiter zu entwickelnde Kunstfertigkeit, der in jeder Phase gleich reife Werke gelangen und oft wie in einem flüchtigen Augenblick vollendetste neben den zahlreichen, mehr mechanischen Wiederholungen eines gleichen Themas. Diese Grundzusammensetzung des Liebermannschen Talentes mag es mit sich gebracht haben, daß er in seiner frühesten Zeit, das heißt bevor er sich der Führung älterer werteschöpfender Zeitgenossen überließ, dem künstlerischen Standpunkt gegenüber, ich meine dem Gewissensstandpunkt nach, noch nicht sehr fest gewesen sein muß und Gepflogenheiten verfiel, wie sie sonst nur dem Akademiker oder dem konventionellen Durchschnitt nachzusagen sind, d. h. daß er der ‚Nachfrage' nicht widerstand, anstatt das Schaffen einzig vom Naturerlebnis abhängig zu machen; wird doch von Glaubwürdigen erzählt, er habe als junger Mensch, trotz vollständiger Unabhängigkeit, in Paris dem Kunsthändlerangebot nicht widerstanden und jene damals sehr begehrten Rokokobilder, die mit Fortuny aufkamen und mit denen der Dresdener Kühl Erfolg hatte, gleichfalls angefertigt, ein Verhalten, das man sich von Leibl nicht vorstellen kann. — Bei alledem bleibt es erstaunlich, ja in hohem Grade anerkennenswert, wie er bei dieser Anlage oder vielmehr gerade aus ihr heraus sein Talent innerhalb seiner Grenzen ausbildete, es frisch erhielt und aus ihm herausholte, was aus ihm zu holen war, mit seltener Energie, wobei die günstige ökonomische Lage den Vorgang freilich wesentlich erleichtert haben mag; denn wem fiele es bequemer, fleißig zu sein und charaktervoll zu werden, als dem von keiner Lebensnot Besorgten.

So hat er eine Reihe von Werken im Laufe der Jahre geschaffen, die zwar nicht genial zu nennen sind, die auch nicht vom reichen Leben einer überragenden Persönlichkeit zeugen, die aber als korrekt und klug berechnete Leistungen, vor allem aber nach der malerischen Seite, wofern es sich um Vorgänge in der freien Natur handelt, zum Besten zählen unter dem, was die deutsche Kunst der letzten 50 Jahre hervorbrachte. — Auf dem Kunstmarkt erzielen seine Werke heute aus diesem Grunde die höchsten (vielleicht zu hohe) Preise, was aber immerhin für eine Eigenschaft zeugt, die in der Kunst stets bewertet wird, d. h. in erster Linie für ein solides Handwerk. — Die Akademie der Künste plant zu Liebermanns Geburtstag eine Ausstellung seines Lebenswerkes in ihren Räumen, die gewiß manches interessante Bild ans Licht führen wird. Als Ergänzung dieser Ausstellung und zur Aufklärung wäre es angebracht und zu wünschen, sehr bald eine solche, die vor dem Kriege schon in Aussicht genommen, von Leibls Lebenswerk folgen zu lassen.

Rudolf Klein Diepold.

Musik

Vom musikalischen Futurismus.

Ferruccio Busoni, unter den Musikern ebensowohl als geistvoller Pianist wie als unruhiger Experimentator in theoretischen Dingen bekannt, hat vor beiläufig zehn Jahren unter dem anspruchsvollen Titel ‚Entwurf einer neuen Ästhetik der Tonkunst' ein kleines Schriftchen veröffentlicht, das so recht ein Zeugnis jenes zerfahrenen und verflachten Artistentums war, dem unsere Kunst vor dem großen Weltbrande zusteuerte. Mit einer leichten Handbewegung war da alles, was die Musik seither erreicht und geleistet hatte, abgetan zugunsten eines verschwommenen, verwischten Zukunftbildes, kurz, zugunsten eines Evangeliums des ‚Futurismus'! Man konnte da lesen, Bach und Beethoven seien ‚als ein Anfang aufzufassen', denen in fernsten Tagen erst die eigentliche Blüte, ‚vielleicht die erste in der Musikgeschichte der Menschheit', fol-

gen werde. Neben solchen Späßen waren dann willkürlich angereiht auch ein paar gute, von ernsteren Ästhetikern freilich längst schon viel schärfer geprägte Sondergedanken zu finden, und den Schluß bildete der Entwurf einer neuen, das Heil der Zukunft verheißenden Tonartenlehre mit Drittel- und Sechsteltönen. Da ferner ein dem kranken Geist Nietzsches entsprungenes Wort von dem Vorrang der südländischen vor der deutschen Musik, das zitiert wurde, als besonderes Lockmittel dem selbstlosen Sinn des deutschen Lesers entgegenkam, konnte man damals das Dings, nachdem man sich eine halbe Stunde damit amüsiert hatte, lächelnd zuklappen und beiseite legen. Nun hat aber ausgerechnet in dieser Kriegszeit der Inselverlag dieses Busonischriftchen wieder ausgegraben und in seiner bekannten wohlfeilen 50-Pfg.-Sammlung unter die Leute gebracht. Damit hört der Spaß auf und der Ernst beginnt. Denn nun ist dieser Kleinigkeit mit dem anspruchsvollen Titel ein Leserkreis erschlossen, in dem sie Verwirrung stiften kann, umsomehr, als sie in der Inselbücherei den besten Erzeugnissen deutschen Schrifttums schlankweg zur Seite gestellt erscheint. Zwar sollte man eigentlich meinen, der sicherste Schutz vor schädlichen Auswirkungen ihres seichten Inhalts liege eben in dieser Seichtigkeit selbst, die die zurückweisende Kritik jedes Lesers wachrufen müsse. Allein dem steht ein Etwas entgegen, das überhaupt die Lösung der Futuristenfrage auf musikalischem Gebiete so erschwert: die fürchterliche Angst des Durchschnittsmodernen, sich durch Ablehnung von etwas Neuem zu ‚blamieren'. Das Schreckgespenst der unsterblichen Blamage des Philistertums im Falle Richard Wagner bannt da noch immer die Sinne, und um nur ja nicht noch einmal mit anfänglicher Verkennung eines Genies so ‚hereinzufallen', nimmt man lieber alles Neue möglichst ernst, nur eben weil es neu ist und vielleicht doch ‚etwas dran sein könnte'. Einzig zufolge dieser Rat- und Mutlosigkeit konnte der dreiste, talentlose Kunstschwindel einzelner praktischer musikalischer Futuristen Beachtung finden, und aus dem gleichen Grunde könnte immerhin auch Busonis futuristische Ästhetik Gläubige anziehen.

Da ist es denn erfreulich, daß nunmehr, nachdem schon die ‚Allgemeine Musikzeitung' durch einen Aufsatz Hans Mersmanns Abwehr geübt hatte, auch eine der stärksten Begabungen unter unseren Schaffenden zu einem ‚Quos ego —' Laune fand. Hans Pfitzner hat unlängst im Verlag der ‚Süddeutschen Monatshefte' eine kleine Schrift ‚Futuristengefahr' veröffentlicht, in der er sich mit Busoni auseinandersetzt. Nicht mit allem und jedem, was er dabei sagt, überzeugt er in gleicher Weise, aber im allgemeinen wirkt seine frische und freie Sprache doch wie eine Erlösung. Der Grundgedanke von Busonis Ausführungen ist der, daß unsere Tonkunst gegenwärtig noch zu wenig ‚frei' sei: das heutige Tonsystem, die Tonformen, die Art unserer Instrumente bedeuteten nur Fesseln und Vergewaltigungen für die Entfaltung des eigentlichen Wesens der Musik. Das ist, bemerkt Pfitzner dazu, ‚die Negierung — man kann sagen der ganzen bisherigen Musikübung in Bausch und Bogen; was übrig bleibt, ist die Ankündigung eines zukünftigen unbekannten X.' Was es nun aber mit diesem X denn eigentlich für eine Bewandtnis habe, davon weiß Busoni, wie Pfitzner sehr richtig betont — nichts zu sagen. Einzig und allein die neue Tonartenlehre, die er gibt, läßt wenigstens in etwas greifbarer Form an einem Faktor des musikalischen Wirkens verstehen, wie Busoni sich die ‚Befreiung' unserer Kunst von ihren gegenwärtigen ‚Fesseln' denkt. Er meint, unser Dur und Moll, unsere zwölfstufige temperierte Skala sei eine unbegründete Beschränkung der von der Natur ge-

gebenen Tonmöglichkeiten. Die Schranken der Tonart müßten durchbrochen, außerdem das Tonmaterial durch weitere Unterteilungen in Drittel- und Sechsteltöne bereichert werden. Natürlich hätte das Hand in Hand zu gehen mit einer Neugestaltung unserer Tonwerkzeuge, und so wird im Anschluß an diese neue Tonartenlehre die Erfindung eines Amerikaners (natürlich!) Dr. Thaddäus Cahills empfohlen, ein Apparat, ‚Dynamophone' genannt, der es ermöglicht, einen elektrischen Strom in eine genau berechnete Anzahl Schwingungen zu verwandeln und so jede gewünschte Tonabstufung zu erreichen. Damit könnten dann die Drittel- und Sechsteltöne ohne weiteres wirklich werden, und der Musik schiene ein neues Eden erschlossen. Leider aber übersieht er als völlig ungeschichtlicher Mensch dabei, daß diese Herrlichkeit längst da war. ‚Bemühe ich mich,' sagt Pfitzner, ‚Moll und Dur nicht mehr zu unterscheiden, unsere Tonarten zugunsten von Drittel- und Sechsteltönen nicht mehr zu kennen, so habe ich nicht etwa ein Gefühl, als redete trunken die Ferne wie von künftigem großem Glück, sondern als sollte ich umlernen, um die Musik eines wilden Volksstammes zu verstehen oder die Tonsprache vergangener Jahrtausende.' In der Tat nähert sich das jahrtausende alte Musiksystem der Chinesen, obwohl damals noch keine elektrischen Apparate zur Verfügung standen, beiläufig dem von Busoni verkündeten Tonevangelium, und die Unterteilung des Halbtons ist nicht nur bei den Griechen, sondern vermutlich sogar noch in der älteren christlichen Kirchenmusik in Gebrauch gewesen, wie man auch damals jahrhundertelang statt unseres Dur und Moll die acht Kirchentonarten hatte. Die Herausbildung unseres Tonsystems ist ein Abklärungsvorgang, an dessen Förderung der menschliche Geist jahrtausendelang gearbeitet hat. Was Busoni und den Futuristen als ‚Fessel' erscheint, ist in Wahrheit das Ergebnis einer die rohen Naturgebilde der Tonwelt verfeinernden und erst eigentlich zur Ton*kunst* erhebenden Kultur. Die Tonartenlehre Busonis bedeutete mithin statt eines Fortschrittes einen Rückschritt zu Urzuständen.

Somit schneidet also Busonis Futurismus in dem einzigen Punkt, in dem er Greifbares bietet, bei genauerem Zusehen schlecht genug ab und entpuppt sich in Wahrheit trotz Heranziehung der Elektrotechnik als fortschrittsfeindlicher Atavismus. Allein auch wo er, eben wegen des Mangels an greifbaren Ergebnissen oder auch nur *Vorschlägen*, nicht auf solchen Irrtümern festzunageln ist, gebärdet er sich doch nicht minder kunstfeindlich durch sein unbedingt *verneinendes* Wesen. ‚Busoni', sagt Pfitzner, ‚ist der futuristische Moses, der seinen Adepten das gelobte Land zeigt, und wenn er den Inhalt seiner musikalischen Ästhetik auf die ehrlichste und kürzeste Formel bringen wollte, so hätten wir die negative Ausdrucksform des Dekalogs: Du sollst nicht! Du sollst nicht in hergebrachten Formen schreiben! Ich bin Mister Thaddäus Cahills Dynamophone, du sollst keine Musikinstrumente haben neben mir! Laß dich nicht gelüsten nach Dur- und Molltonleitern usw.!' Eine solche nur verneinende Kunstlehre ist aber so ziemlich das schlimmste, was es im Bereiche künstlerischen Betrachtens geben kann: nicht nur, weil sie es zu keinen eigenen Ergebnissen zu bringen vermag, sondern vor allem, weil sie jede Erkenntnis und Würdigung des tatsächlich Bestehenden unmöglich macht. ‚Wer in der Meinung lebt,' sagt darum Pfitzner mit Recht, ‚daß das alles jetzt eigentlich noch gar nichts ist, wer an die Beurteilung seiner Zeit mit dem Vorurteil herantritt: Wir haben hier keinen bleibenden Komponisten, sondern den zukünftigen suchen wir, dem können die Mozarts und Beethovens vor der Nase herumlaufen, er wird sie unmöglich erkennen können.

Was aber fast noch schlimmer ist, er müßte alle diejenigen schon für produktive Genies halten, die nur in seiner Richtung schnuppern, die die Forderung der vollständigen Voraussetzungslosigkeit erfüllen. . : .' Und in der Tat, wenn das nicht der Fall wäre, wenn nicht jeder Futurist auf zwei andere Futuristen rechnen könnte, die ihn um seiner ‚Gesinnungstüchtigkeit' willen bewundern, mag er auch den sinnlosesten Kitsch erzeugen, dann hätte wohl nie das Wort von der Futuristen g e f a h r geprägt werden können. Dr. Eugen Schmitz.

Unsere Kunstbeilagen

R e m b r a n d t s Bild ‚P a l l a s A t h e n e' ist künstlerisch ein selten köstliches Beispiel, wie sich der innere malerische Reichtum der germanischen Empfindung mit der mehr formalen Schönheit der klassischen Gestaltung, symbolisiert durch Pallas Athene, zu einer neuen geistigen Schönheit vereinigen kann. — Gedanklich mag das Bild, wie es aus Rembrandts Geist als ein starkes Licht und Gesicht auftaucht, die Zuversicht und geistige Waffenrüstung bedeuten, mit der sich die gegenwärtige Stunde für die Zukunft des deutschen Geistes wappnen muß.

H e r a u s g e b e r u n d H a u p t r e d a k t e u r: Professor Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Univ.-Prof. Dr. M a x E t t l i n g e r (im Heere) und K o n r a d W e i ß, München.

Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. E u g e n S c h m i t z, Dresden, Marienstraße 38/40.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: E m m a S c h r e i t e r, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl in Wien IV, Favoritenstraße 35.

Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: R e d a k t i o n d e s H o c h l a n d, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.

Anselm Feuerbach / Bildnis seiner Mutter Henriette Feuerbach.





Vierzehnter Jahrgang August 1917

Stellvertreter / Von Else Hasse



as ist ohne Zweifel wahr und ein tiefes Wort: ‚Unser keiner lebt ihm selber und unser keiner stirbt ihm selber!' Jeder lebendig fühlende, denkende, handelnde Mensch tritt für einen andern ein, und niemand kann Stellvertreter sein ohne Selbstaufopferung, ja ohne Leiden und Sterben.

Leben um Leben geben, etwas für seine Mitgeschöpfe tun und leisten, wobei man seine Kräfte aufzehrt, sterben für ihr besseres Gedeihen im Licht der Freiheit und Kultur, für ihre Einigkeit, ihr Seelenheil: das ist Stellvertretung, die zum Wesen der Liebe gehört und von je ein Liebeswille derer gewesen ist, die zur Selbsthingabe fähig waren.

Wenn eine Mutter Nacht für Nacht am Bett des kranken Kindes wacht, so gibt sie ihre Jugendkraft für sein Leben hin, um es zu erhalten. Stellvertretend rafft der Volks- und Staatsmann, der Herrscher alle Kräfte seines Willens und Verstandes zusammen und gönnt sich weder Rast noch Ruh; stellvertretend bluten Krieger für Weib und Kind und Vaterland; auch Kulturbringer: Dichter und Künstler, Forscher und Entdecker scheuen keine Überanstrengung noch Fährlichkeit, um der Menschheit zu nützen; der prophetische und Führergeist ringt mit betauter Stirn und betend erhobenen Händen um Bruderseelen, daß er sie rette — ja der Gottgeheiligte tut mehr für sie! Daß Christus stellvertretend für uns gelitten habe und gestorben sei, vernahmen wir bislang mit Kinderohren, und die Zweifler schüttelten ihr Haupt. Mit hellerem Verständnis fragten einander jene beiden Jünger, die am lichten Abend gen Emmaus pilgerten: ‚Mußte

nicht Christus solches leiden?' Und Johannes setzte ihre Rede mit den klaren Worten fort: „Jesus sollte sterben für das Volk und nicht für das Volk allein, sondern daß er die Kinder Gottes, die verstreuet waren, zusammenbrächte' — untereinander und mit Gott, indem er ihnen abnahm, was sie von Gott trennt und was Mensch und Menschen scheidet, die Schuld, indem er ihre Sünde sühnend auf sich nahm. Konnte der Allerbarmer anders? Mußte nicht die allerstärkste Liebe jene allerschwerste Stellvertretung wollen: fremde Schuldenlast zu tragen, der Menschheit Sünde abzutragen, alles zu leiden, um sie zu entlasten, und jedes Opfer zu bringen, um sie zu reinigen und zu einigen!? Denn das wollen und sollen Opfer. Opfer zielen, wie auf Heil und Leben einzelner, immer auch auf Heilung des Gemeinschaftslebens hin. Christus erstrebte diesen Gotteslohn einer opferreichen Liebe, die für andere lebt und stirbt.

Um die versprengte Herde zu sammeln, lebte und lehrte er zuerst sein Liebesevangelium; als sein Wort und Leben die Unverbundenen nicht zusammenbrachte, erwählte er den Tod, wohl wissend, was sein Martyrium, geheimnisvoll gewollt und göttlich vollbracht, sein Verbrechertod, in Unschuld erlitten, seine Hinopferung am Kreuz in fühlenden Seelen bewirken werde und daß aus flammender Empörung ob der ihm zugefügten Schmach, aus brennendem Mitleid, heißer Reue, seligem Miterglühen im Feuer seiner Liebe endlich doch der apostolische und brüderliche Liebesgeist auflodern müsse. Ohne Blut ist Bruderschaft nicht zu erkaufen. Die für uns bluten, mit denen sind wir eins und einig — sie leben in uns weiter! Der Gekreuzigte ist in unzählige Herzen eingegangen und hat die Seinen alle von stumpfer Gleichgültigkeit errettet, von kalter Eigensucht und Lieblosigkeit erlöst, also von der Urschuld —: konnte Christus anders, als für das Volk den Tod erleiden, um in ihm aufzuleben?

Aber unsere Krieger? Haben sie mit ihrer Lebensopferung auch nur für wenige Seelen oder gar für Volk und Vaterland erreicht, was Christus für die Menschheit aller Zeiten bewirken wollte? Wäre ihr stellvertretendes Leiden und Sterben — das willige und dennoch unfreiwillige — ein Opfer, das den gleichen Gotteslohn im kleinen empfangen dürfte, den Christi Opfer durch Jahrtausende empfängt?

So mancher hat der Frage widersprochen in der Meinung: der Kriegertod könne keiner Seele — und auch dem inneren Gemeinschaftsleben nicht — zum Heil gereichen; das sei kein Liebestod, sondern eine Hinschlachtung um halb eigennütziger Zwecke willen. Da war einer, der im Kriegsjahr 1915 schrieb: ‚Mein Selbstaufopferungsdrang geht höheren Zielen zu und erklärt sich mit den patriotischen Forderungen dieses Krieges nicht vereinbar.' Er wollte stellvertretend Opfer bringen, etwa für die Geistesfreiheit, die Kultur der Seelen, nicht aber für den Grund und Boden, auf welchem sie erwachsen kann: fürs Vaterland. Die patriotische Forderung, unserem Volk die Geschlossenheit innerhalb vaterländischer Gren-

zen zu erhalten, muß aber bejaht werden, denn die Gruppierung der Menschheit nach Völkern, von denen jedes einzelne in freiem, einigem Zusammenleben seine geistige Kultur entwickeln soll, liegt offenbar im Willen Gottes. Die elementare Gewalt der Vaterlandsliebe ist gar nicht anders als aus dieser göttlichen Absicht zu erklären. Unwillkürlich schätzen wir das große Ganze höher ein als das eigene Selbst: daher die bedingungslose Hingabe. Und wir erleben es, daß Gott die großen wie die kleinen Opfer dessen, der in Liebe für das Ganze eintritt, an vielen Seelen lohnt.

Wohl macht es einen Unterschied, ob einer auf seine Fahne schreibt: ‚Fürs Vaterland!' oder: ‚Für die Müh- und Schuldbeladenen in allen Landen!' oder: ‚Für das Geistesleben vieler!' oder: ‚Für das Heil und die Seeleneinheit aller in Gott!' Wessen Opferdrang auf das Höchste zielt, erreicht das Höchste und wird in Ewigkeit die Seelen heiligen und den Brudergeist entzünden können. Aber auch die Minderbrüder, die — als Stellvertreter ihres Vaterlandes — sich opfern, damit die Volksgemeinschaft lebe, erlösen manches Herz von kalter Eigensucht und werden ganz bescheidene Apostel Christi, Retter ihrer noch nicht opferfrohen Brüder und Schwestern. Viel Volks im Lande drinnen erlauschte sich auch von den Lippen sterbender Krieger die stumme Frage des Gekreuzigten: ‚Das tat ich für dich, was tust du für mich?' Ja, was tust du für das große Ganze, dem ich lebte und starb!? Willst du, während ich im Vordertreffen verblutete, als Wohlversorgter weit hinter mir zurückbleiben?

Opfer, wenn auch geringere, stellen jedermann in Reih und Glied mit denen, die vieles, alles hergegeben haben. Schämen müßten sich die Lebenden und Überlebenden, jeder einzelne von uns, wenn wir — in Gedanken an unsere Stellvertreter auf der grauenvollen Wahlstatt — nicht irgendetwas an uns, in uns sterben ließen. ‚Sterben ist mein Gewinn', es wird mir und anderen zum Heil und bringt die Kinder unseres Volkes zusammen. Wer die unheilvolle Gleichgültigkeit in ihm selber erschlägt, tut etwas für ein innigeres Gemeinschaftsleben; wer eine eigensüchtige Regung, wer das schuldvolle Ich ertötet, bringt ein Liebesopfer; oder wer ein Stück von seinem Leben, seiner Kraft in irgend einer Leistung aufzehrt, tritt — würdig der gefallenen Brüder — für andere ein.

Das ist im langen Kampf um Sein und Nichtsein von Vaterland und Volkskultur geschehen — tausendfältig! Das Ich und die Gleichgültigkeit starben in der Kriegszeit eines mannigfachen Todes, und der Eigensucht gingen die Verhältnisse zu Leibe und der Schmerz über anderer Menschen Qual und Gram. Das Mitleid der Daheimgebliebenen trat an Stelle des Leidens der Krieger, und beider Herzen bluteten — denn keine Stellvertretung des einen oder anderen ohne Leiden! Wie viele müssen leiden, damit andere lernen — die Einsicht vieler hängt am Leiden aller oder eines Einzigen: dort muß ein ganzes Volk mitleiden, auf daß ein Herrscher klug werde; hier überträgt sich des Friedenskaisers Schmerz um

zertrümmerte Gemeinschaftsideale auf sein schon friedlos gewordenes, parteizerrissenes Volk, das sich — als einer für den andern zu leiden begann — zu neuer Einheit kräftigte. Ein Zersetzer solcher Einheit jeder, der fremdes Weh nicht nachempfindet; ihr Festiger und Förderer der Mitbekümmerte, der jede Sorge ums Ganze auf seine Seele nimmt und immerfort — wie Moses in der Schlacht mit betend aufgehobenen Armen — mit hochgespannter Glaubens- und Liebeskraft verharren möchte, um den Gesamtgeist mit seinem winzigen Kraftbeitrag zu stärken; erlahmt er nur ein wenig, so ist's, als ließe auch die Spannkraft aller nach! Dieser springt für die Ausdauer des Nächsten, ein anderer für fehlende Einsicht der Fernsten ein. Den Menschenfreund jammert des Volks in allen Landen und mit unaussprechlichem Seufzen sinnt und sinnt er stellvertretend, wie die kränkelnde, verlogene Gemeinschaft von Volk und Volk zu heilen und zu heiligen wäre? Ist sie, innerhalb des eigenen Volkes, doch schon hie und da gesundet, und zwar überall dort, wo neben stellvertretendes Leiden auch stellvertretende Leistungen traten.

Ganze Heere von Stellvertretern sind ja in die klaffenden Lücken und weiten Breschen einmarschiert, die unsere Landesverteidiger hinterließen. Und daß für all die Arbeiter- und Beamtenmassen, welche ins Wetter der Schlachten geworfen wurden und mit Leib und Leben für Deutschlands Sache hafteten, nicht bloß männliche Arbeitsveteranen, sondern auch weibliche Handwerker, ungezählte Land- und Munitionsarbeiterinnen, Büro-, Post-, Bahnbeamtinnen eingetreten sind, hat ein neues Verhältnis zwischen den Geschlechtern hergestellt, eine Gemeinsamkeit von Wollen und Wirken, eine Kameradschaftlichkeit, wie sie nie zuvor erlebt worden ist. Während viele Tausende von einberufenen Lehrern von den Lehrerinnen, die Väter von fast ganz Deutschland von den Müttern, Betriebs- und Geschäftsinhaber von ihren Gattinnen ersetzt werden mußten, drang das Verantwortungsgefühl der Frau immer weiter in den Bereich der männlichen Verantwortungen ein und die nunmehrige Einheit der Pflichten, Lasten, Sorgen bewirkte ein festeres Zusammenstehen, eine Lebenseinigung und Lebensreinigung dort zumal, wo man nicht nur schlechthin und gedankenlos an die leergewordene Stelle des andern trat, sondern Wesen und Wert der Stellvertretung bewußt erfaßte.

Nicht bloß Stellvertreter sein, sondern wissen, daß und warum wir's sind; erkennen, daß das Sterbenswörtchen ‚Für euch' ein Lebenswort für uns ist; dessen eingedenk sein, wie bedeutsam unser Denken, Leiden, Schaffen, Opfern durch Mitverantwortung werden kann; sich klar darüber werden, wie weit sich die Tatsache der Stellvertretung über alle Breiten menschlicher Arbeitsverhältnisse und Lebensbeziehungen erstreckt und was für eine heilerzieherische, gemeinschaftbildende Kraft in dem christlichen Gedanken der Stellvertretung liegt: darauf kommt es heute an.

Oft wird ein Helfer, der sich aus schlichtem Drange an verlassenen Arbeitsplätzen einfindet, auf überraschende Weise darüber aufgeklärt, daß

er mit geringen Mühen mehr geleistet und Größeres vertreten hat als nur die eine fehlende Arbeitskraft.

Da war eine geistige Arbeiterin, die, im Hause und Beruf zwar reichlich angestrengt, dennoch gern die Pflichten der anderwärts in einem Lazarett benötigten Gemeindekrankenschwester übernahm, einfach dem Triebe folgend, einzuspringen und dort Beistand zu leisten, wo's am meisten fehlte. Nur darum sorgend, ob ihre Kraft auch für den großen Pfarrbezirk genüge, kostete es sie keinen Kampf, den Seuchen zuleibe zu gehen, die Altersschwachen allmorgendlich aus ihrem Unrat herauszuheben, den Lasterhaften üble Wunden zu verbinden; seelisch unermüdet und nur körperlich ermattend suchte sie die engen Nistkästen und Ausgedingestübchen der Ärmsten, Einsamsten in Stadt und Dörfern heim, und erst, als ihr, der nicht mehr Jungen, durch ihre Doppeltätigkeit mehr und mehr Blut und Kraft entzogen wurde, als besorgte Freunde sie warnten, ihr wertvolles Leben für minderwertiges aufzuopfern und ihre kostbare Zeit an niederste Dienste zu verschwenden, statt auf geistigem Gebiet mit ihr zu wuchern: da erst geriet sie in inneren Widerstreit mit ihrem Kriegsamt, bis sie einsah, daß eine ‚stellvertretende Schwester' so nicht rechnen, nicht Posten neben Posten setzen, Wert gegen Unwert abwägen darf — spielt doch bei jeder Stellvertretung das Unwägbare, Unberechenbare eine große Rolle! Ein Krafteinsatz an leergewordener Stelle — und gerade dann, wenn er Opfer fordert —, kann nicht nur für die Seele des Stellvertreters, auch für die Allgemeinheit Nebenwirkungen haben, die zur Hauptsache, ja zur Fessel werden, welche den, der wohl Höheres vermöchte, mit bescheidenem Tun verknüpft.

Kein stellvertretendes Opfer ohne soziale Rückwirkung! Nicht die Leistung des Dienenden, sondern seine opferselige Treue wird nebenher das Hauptsächliche bewirken: daß auch jeder andre Dienende in seinem Schützengraben ausharrt und Treue um Treue gibt. Wofern ein Stellvertreter nicht wankend wird, fühlen seine Nachtreter sich ihm und alledem verbunden, was und wen er vertritt. Und so wurde es auch jener Krankenpflegerin ganz unvermutet klar, daß ihre geringen Opfer, ihre kleine Treue und Fürsorge zu einem Bande zwischen den sogenannten ‚Großen' und den kleinen Leuten geworden war, ja daß diese einen Teil ihres Vertrauens zu den oberen Klassen durch sie hindurchleiteten. Die Menschen brauchen Mittler aller Art und jedes Vertrauen, jeder Volksglaube hängt sich an Persönlichkeiten, mögen sie an sich auch noch so wenig und nicht mehr bedeuten als eine dienende Schwester höheren Standes. In der Landstadt, in den Dörfern zumal wird ‚das Unzulängliche Ereignis', sobald einer aus der Oberklasse vortritt, der Freud und Leid mit Leuten aus dem Volke teilt, für sie da ist, sie fühlen läßt, daß sein Herz und seine Hand nach Menschenmöglichkeit offen für sie stehen und der gerne mehr für sie tut, als sie selber füreinander zu tun gewohnt sind oder von den ‚Großen' gewärtigen. Ist ein Vertreter der

‚Großen' nur im kleinsten auch Vertreter Christi, so wird er für geringe Liebesopfer schon den hohen Gotteslohn empfangen, daß durch sein Wirken nebenbei Unzufriedenheit und Neid, auch Ungeduld, Erbitterung, Aufsässigkeit, ja sogar revolutionärer Groll beschwichtigt werden, ohne daß er im entferntesten solches erwartet hätte, und es wird ihn hindern, die müde Hand vom Werke abzuziehen, wenn er jeden Tag erfährt, wie sehr das ratlos klagende, trauernde, hülfeflehende Volk den Vertreter braucht, der — wenn nicht immer helfen — so doch mit ihm tragen kann, was es zu tragen hat.

Und nicht bloß ist der Helfer ‚von Stand' als Ratgeber, Tröster, Rechts- und Notbeistand für die, die arm am Beutel, Geist und Herzen sind, vonnöten, sondern auch für seine Standesgenossen in dem Sinne, daß er tut, was ihrer viele unterlassen, und vollbringt, woran die Drohnen in der Gesellschaft nicht denken; und so wird es immer wieder wahr, daß ‚ein Gerechter' viele Ungerechte rechtfertigen, ja ihr Schutzgeist werden kann, indem er durch stellvertretendes Wirken ihre Widersacher mit ihnen aussöhnt. Viel öfter und heftiger würden die Armen gegen die Reichen, die Benachteiligten gegen die durch Vornehmheit Bevorrechteten, die rußigen Arbeiter gegen elegante Nichtstuer sich empören, wenn es nicht Laienbrüder und -schwestern gäbe, die — ganz von weitem dem Vorbild des Poverello folgend — ihren Bildungsdünkel, ihre reichen Kleider beiseite legten, um dem Volke ihre Kraft- und Zeitsteuer zu entrichten.

Es stünde wohl besser um das Gemeinschaftsleben der verschiedenen Stände, wenn die ‚weibliche Volksvertretung' in diesem Sinne aufgefaßt und ausgeübt würde, ja wenn es überhaupt von jedem — wes Standes er auch sei — begriffen würde, daß er stellvertretend für andre Stände, andere Menschen denkt und sorgt und schafft.

Wie jeder Arbeiter Stellvertreter eines andern ist und tut, was der Nebenmann nicht tut und kann, hat die verstorbene Führerin der deutschen Frauenbewegung, eine echte Volksvertreterin, ihrem murrenden Dienstmädchen einmal durch das heitere Angebot klargemacht, dessen Arbeit gegen ihre auszutauschen: als sie der Handarbeiterin mit aller Güte den Platz an ihrem Schreibtisch zuwies, zog diese sich beschämt zurück — d e n k e n konnte sie ja nicht, und was s i e dagegen leistete, erkannte Auguste Schmidt immer wieder mit den Worten an: ‚Sie mag sein, wie sie will — ich verdanke ihr doch meine Arbeitsfreiheit!' Durch den Gegenseitigkeitsgedanken: ‚Der Nächste, die Nachbarin tritt tätig für mich ein!' wird die Erkenntlichkeit und Bescheidenheit des geistig Schaffenden ebenso wie der Wert des Handarbeiters gehoben; das Wörtlein ‚Für euch!' stellt jedes Tun auf eine höhere Stufe, es überbrückt die Unterschiede der Begabung, Berufs- und Bildungsstände, es ist ein heilendes, heiligendes Christenwort, von dem die s o z i a l e V e r s ö h n u n g herkommen könnte. Wenn überdies die Völker es in immer volleren Chören sprechen lernten, würde und müßte da nicht eine Ausgießung

des Brudergeistes über die vielsprachigen, vielsinnigen erfolgen, von denen eines doch das andere ergänzend durch seine Eigenart vertritt!?

So Großes von dem Gedanken der Stellvertretung zu erhoffen wäre, so laut er auch Versöhnung predigt und hier und da erleben läßt, so könnte doch das Werk der Völkerverbrüderung nie und nimmer ihm allein gelingen. Wahrlich: ohne Blut ist Bruderschaft nicht zu erkaufen! Wieviel Millionen in allen Brudervölkern dieser Erde müssen noch verblutend sterben, damit die dereinstige Völkergemeinschaft lebe? Das Bruderblut, das jetzt geflossen ist, wird die Menschheit erst mit heißer Reue übergießen müssen, — Reue, nicht um der Vaterlandsverteidigung, sondern um der Mitschuld willen, die jedermann am Ausbleiben eines heiligen Gemeinschaftsgeistes trägt! — schmerzerglühend würden Völker, Menschen ihre Blutschuld büßen und ihren Haß und Neid absterben lassen müssen, bevor sie jenen Liebesgeist in sich empfangen könnten, dessen Vertreter Christus ist. Christus in den Christen: das und das allein — kein ‚neues Europa', kein Staatenbund, kein ‚Verzicht auf Annexionen und Entschädigungen', kein Brief und Siegel der Verträge, keine Abrüstung — verbürgte uns den dauernden Völkerfrieden.

Christus in den Christen — also auch sein Gott der Liebe in uns! Der allumfassende Gott und Vater zieht erst wieder in die Seelen ein, wenn der allerbarmende Sohn in immer neuen Brüdern und Gotteskindern auflebt und von Aposteln vertreten wird, die sein Leben lehren und seine Lehre leben. Christliche Denker, die stellvertretend für uns sinnen und, kraft ihres Liebeslebens, hoch über allen Opfer- und Sterbekreuzen dieser Welt ihn schauen, wie er ist: die sind uns not nach dem blutigen Hader dieser Zeiten.

Denn der allgemeine Unfrieden, ja die Weltzerrissenheit, ist auch eine Folge des falschen Gottesbegriffs. Der Gott der Liebe steht im Buch der Bücher; jedoch in unseren Herzen vertrat ihn nur selten einmal eine vergeistigte Anschauung, ein hingebendes Gefühl, eine versöhnende Tat, eine erlösende Kraft, ein selbstvergessenes Liebesopfer. An welchen Gott dachten die Völker in diesen Zeiten, ihn mit mehr oder minderem Verstand vertretend? An den nationalen Gott als den Leiter der Volksgeschicke, Führer der Heere und Schlachtenlenker; an den zornigen Eiferer, der den Weltkrieg wollte, um der ‚Heimsuchung' willen; an den Bewahrer allen Friedens, der leider mit seinen besten Gaben kargte; den Wettermacher, der dem Hungerkrieg kaum widerstrebte und die rechten Gezeiten von Sonnenschein und Regen oft verfehlte; an den Allreichen, der seine Gaben meist an den Unrechten verschwendet oder aber seine ungeheuren Vorratsräume nur dem Gebetsfleiß anschließt.

Diesen zuzeiten volkstümlichen Gott in Gedanken halten, heißt dem Volke nicht die Religion, vielmehr den Zweifel und den Krieg erhalten. Der unchristliche Gottesbegriff gab von je nicht nur den Anstoß zu

allem Unglauben und Abfall, sondern auch zur Zwietracht, indem er den Dünkel der ‚Auserwähltheit‘, die völkische Eigensucht ermutigte, der Gleichgültigkeit gegen Nachbars Wohl und Wehe nicht sonderlich wehrte, die Bestrafung eines Gegners und die eigene Rechtfertigung durch das Gottesurteil eines Krieges erstreben ließ und die Beter zum Wettbewerb, ja fast zur gegenseitigen Übervorteilung verleitete.

So ist der Volksgott denn kein Gott, der Völker einigt und zusammenbringt; als Kriegsgott häuft er im Gegenteil trennende Schuld auf die Völker, und als ein der irdischen Bedürfnissphäre zu nahe wohnender Gott schwankt sein Bild in der Geschichte als eines launenhaften Gebers, der die Seelen von irdischer Begehrlichkeit nicht reinigt. Im lebt man zu wenig — nur, wenn man ihn braucht; ihm stirbt man zu wenig — stirbt um seinetwillen nicht sich selber ab, kreuzigt und opfert ihm nicht sein ganzes Ich.

Sollen Menschen, Völker wieder frömmer, einiger und von Selbstsucht reiner werden, so löse man Gott erst aus dem Bannkreis menschlicher Eigensucht! Erlöser des Gottesbegriffs sind alle wahren Stellvertreter Gottes auf Erden, dafern sie eben denken und lieben, wie Christus liebte. Nur die Liebe erlöst den Gottgedanken von jeder parteilichen, völkischen, örtlichen, zeitlichen Beschränkung, und nur der göttlich Liebende hat auch dieses Erlösungswerk vollbracht, er, der so wenig ihm selber lebte und sich Gott und der Menschheit so innig verbunden fühlte, daß er ihre Schuld auf sich nahm und durch dies schmerzensreichste Liebesopfer zugleich seine innere Einheit mit dem Gott bezeugte, der nichts anderes wollen kann als Lebenseinigung mit den von ihm Getrennten und nichts anderes sein kann als liebender, umfassender Geist — freilich das nicht mitumfassend, was die große Lebenseinheit zerstückelt: die sinnlich-materielle Scheinwelt mit der aus ihr herausgeborenen Eigensucht und allen selbstischen Sünden, Nöten, Gehässigkeiten, Kriegen. Christus hätte alle Schuld nicht auf das Kreuzholz tragen und über die, die nur sich selbst und ihren Sinnen, ihrer materiellen Gier zu leben wissen, nicht zu weinen brauchen, wenn dergleichen in Gottes Geist, Wesen, Schöpfung eine Stelle hätte.

Und so haben alle Gottesmänner, christliche Denker und Dichter sich der Vermischung Gottes mit der Schuld- und Scheinwelt widersetzt, haben Gott ferngehalten von den Gewitterregionen dieser Erde, von der Sphäre aufeinanderprallender Leidenschaften und stetig wechselnder Begierden, und ein Dante hat in seiner Lehre von der ‚unmittelbaren Schöpfung‘, aus welcher der Schöpfungsglanz Gottes in eine mittelbare niedergleitet, die von jener ersterschaffenen gebildet und wiederum mit Schöpferkräften ausgerüstet ist, welche gleichsam stellvertretend weiterschaffen, aber freilich immer Trüberes und minder Vollkommenes erzeugen, je mehr sie sich selbstschöpferisch wähnen, ein Gedankenbild entworfen, das uns die hochschwebende, weltüberlegene, glanzumströmte Gottheit schauen läßt, zu welcher

sich der Menschengeist erheben muß, um ihres ewig reinen Lichtes, ihrer Liebe, ihres Friedens und aller guten und vollkommenen Gaben teilhaftig zu werden.

Sich hinaufbeten zu ihm, nicht ihn herunterbeten in die eigene beschränkte Welt: das ist der Weg zur Gotteshilfe in allen Nöten und Kriegen dieser Erde, wie auch zur friedlichen Gemeinschaft aller in dem Einen und zu dem Glauben und Schauen, daß Seelen und Geister, als unmittelbare Schöpfung Gottes, in ihm wurzeln, ihm ewig angehören und, als Seine Kinder, Bruderseelen sind.

Keine Heilung der haßzerrissenen Welt ohne den Gott der Liebe über uns und in uns, keine Gemeinschaft ohne wahre Religion! Im Kriege und trotz seiner ist das religiöse Gemeinschaftsverlangen gewachsen und die Sehnsucht nach Liebe und brüderlichem Frieden hebt uns wie ein aufwärtsdringendes Gebet empor: Sehnsucht ist ja Stellvertreterin alles dessen, was wir noch nicht haben, aber haben könnten, wenn wir dem Drang nach oben folgten. Sehnsucht nach Liebe ist schon Empfänglichkeit für den Gott der Liebe, der offene Herzen braucht, da er in verschlossene sich und seine Gaben nicht einsenken kann. Zu einem Geber gehört ein Nehmer, zu einer weltbeglückenden Gabe gehört eine Welt von Nehmern. Weltfrieden? Völkerverbrüderung? Kulturgemeinschaft aller? Es bliebe bei einem trügerischen Frieden, einer Traumverbrüderung, einer Scheingemeinschaft, wenn die Gemüter sich dem Gott der Liebe nicht weit und immer weiter auftun, sich ihm entgegenbeten und gereinigte Empfänglichkeit in unendlich viele Tätigkeiten und stellvertretende Leistungen umsetzen, wenn sie nicht ‚von oben nehmen und nach unten geben‘ lernen.

Das Nehmen und das Geben, die Einigung mit dem, der gibt, und all und jedem, dem gegeben werden soll, schließt stündliche Opfer und stellvertretendes Erkennen, Leiden, Sichbemühen ein. Wer die Friedensgabe von obenher ersehnt, müßte selbstvergessen, immerfort etwas verschmerzend, verzeihend, Gefühle mildernd, versöhnlich denkend, großmütig handelnd und die Leistungshöhe der Güte steigernd, sich zu einem Nehmer emporarbeiten. Wieviel muß jeder hinopfern und verscheiden lassen, ehe ein Lebenshauch des Friedens in sein Innerstes eingehen und zu den Menschenbrüdern hinüberwehen kann! Wer dem Ausspender allen Brudergeistes, Christus, wer seinem Gotte, in welchem alle Gemeinschaft wurzelt, leben will, der muß ihm auch sterben können; und die unzähligen kleinen Todesopfer in der Einzelseele sind der Gewinn des Ganzen: denn das friedlichere Völkerleben könnte nur aus lauter Gräbern des Übelwollens, der Mißgunst, Lüge, Hoffart und des Hasses erstehen und wäre dann nur möglich, wenn immer mehr Einzelne die Seeleneinheit aller, das Ganz- und Einigsein in Gott unendlich höherschätzen lernten als ihr eigensüchtiges Sein.

Was tust du für das gottgewollte Ganze, dem Christus, in höherem Sinne als du selber, lebte und starb?, solcher Anruf müßte jetzt an jeden

Menschen, wie auch an Völker und Staaten ergehen. Könnte jeder doch Vertreter des Gemeinschaftsgedankens werden und ist's im Kriege, während er ein größeres Ganze höherschätzen lernte als sein Teil- und Eigendasein, schon geworden. Zuerst das Volk mehr als sich selber, danach den Staat mehr als Stammeseigenart und nationales Wesen, endlich den Staatenbund höher wertend als den Einzelstaat, sind die Millionen, die Völker- und Staatengruppen durch die Not rasch aufeinander angewiesen, im Kampfe blutig zusammengeschweißt und zu einem Füreinander verbunden worden, das freilich zugleich ein Gegen-andere einschließt. Wohl ist die durch Blutopfer verkittete Völkergruppe weit mehr eine irdische Interessengemeinschaft denn ein Liebesbund, — aber ein vorbereitendes, stellvertretendes Gebilde ist sie doch, hinter welchem das sehnsuchtsvolle Streben zum Ganzen, zu ganzer Gemeinschaft steht, ein hochfliegendes Sehnen, das, weil es zu jenseitiger Vollkommenheit hinschweift, das unzulängliche Geschlecht der Menschen wohl kaum je auf Erden zu letzten Zielen emporfördern wird.

Immerhin sind Völkergruppen, Staatenbünde hie und da schon im Begriff, sich zu fragen, ob sie nur sich und ihren wohlverstandenen Vorteil vertreten oder — in dem fernen, leisen Bestreben, sich dem religiösen Gemeinschaftsideal anzunähern — Christum zu vertreten beginnen wollen: Christus in den Staaten?

Auch der Staatenbund müßte sich auf eine höhere Einigungsmacht besinnen, weil er sonst, bei erster Gelegenheit eines Interessenwiderstreits, zerreißen würde und weil die Kriegserfahrungen gelehrt haben, daß andere Einigungsmächte: Verkehr, Wirtschaft, Technik, Kapital, Kunst, Recht, Wissenschaft, ja alle Bande gemeinsamer Ordnung im Nu zersprengt werden können. Auch die ‚rote Internationale', der rote, durch alle Völker hindurchgehende Faden, den man so stark wähnte wie ein Ankertau und an den sich vor dem Kriege überall die ganze Volkshoffnung auf Völkervereinigung hing, hat ja nicht gehalten, und wie von Anfang an mürbe und zerfahren ist der von den russischen Revolutionären geplante Weltsozialismus! Was da im Osten in überstürztem Werden ist, ist nicht Gemeinschaft, sondern Anarchie. Bald wird keine Stellvertretungspflicht des einen für den anderen, kein Gefühl des Aufeinanderangewiesenseins mehr empfunden werden, wenn der Unabhängigkeitswahn ins Toben kommt und —wie wir jetzt schon schaudernd gewahren — jeder immer mehr sein eigenes Ich, dessen Wohlleben und Nutzen, und immer weniger das Ganze bedenkt. Maßlose Forderungen der Einzelnen sind das Ende aller Gemeinschaft, und die scheinbare Mäßigung der Russen hinsichtlich der Friedensziele ist auch nur Not und keine Tugend derer, die mit halben Anarchisten keinen Krieg führen können und durch einen Frieden ‚ohne Annexionen und Entschädigungen' den Sieger entkräften und ihm mit schöner Wendung die besetzten Lande aus den Händen spielen wollen. Darum wäre der russische Frieden keiner, so wie die jetzigen Staats- und Gesellschaftsideale Rußlands keine Einigungsmächte sind.

Welcher Staat wird auf höhere Mächte zurückgreifen? Wird es Deutschland sein? Wäre es schon imstande, Christum zu vertreten, ihn, den Vertreter der göttlichen Liebesordnung? — Wohl ist Deutschland nie ein grundsätzlicher Feind anderer Staaten gewesen, es hat sich einer unverfälschten, nicht heuchlerischen Staatssittlichkeit beflissen, seine Friedenspolitik war ehrlich gemeint und in sozialer Versöhnungspolitik, sozialer Fürsorge ist es anderen Staaten voraus; auch hat sich in ihm die Leidens-, Arbeits- und Gemütsgemeinschaft der Millionen von Staats- und Volksvertretern am innigsten gestaltet, und überdies hat es die Schuld seiner Widersacher an diesem Kriege opfernd, blutend auf sich nehmen müssen, aber freilich nicht in Christi hohem Sinne und zu dem heiligen Ende, durch seine ungerechten, nur wenig verschuldeten Leiden die verstreuten Völker untereinander und mit Gott zusammenzubringen! Deutschland blutet um seiner Selbsterhaltung willen, wiewohl auch, um den Seinen — und stellvertretend der ganzen Welt — gemeinschaftbildende Kräfte der Ordnung, Gewissenhaftigkeit, Wahrhaftigkeit, Gradheit, Ehrenhaftigkeit, Treue, Weltgeneigtheit, Frömmigkeit erhalten zu helfen. Soll es sich aber verbluten, dürfte es die große Selbsterhaltungsfrage zurückstellen und allen Wünschen seiner Feinde entgegenkommen — um des Friedens willen?

Ja, wenn diese den wahren Frieden verbürgten! Die ‚friedliche Völker- und Staatengemeinschaft‘, die von der feindlichen Welt angeblich gewünscht und in Wilsonschen Redewendungen immer wieder verkündigt wird, will sich auf die zerstückelten, zertrümmerten, vernichteten Mittelmächte gründen. Zwei, drei, zehn und mehr können aber nicht Freunde unter sich bleiben, wenn sie einen anderen erschlagen haben. Und dieser darf sich nicht erschlagen lassen, wenn er ein Staat ist, der in dem Streben steht und vorwärtsschreitet, sich an höhere Einigungsmächte als etwa nur Interessengemeinschaft, Volksvorteil, Nationalgefühl zu halten, und der den besseren Gemeinschaftswillen vertritt. Freilich: einen Besseren kann die Menschheit, die so ungleichen Willen zum Guten hat, nicht ertragen; wer mit dem Guten vorangeht, ist noch immer zu schweren Leiden von ihr verurteilt worden; wer ihr großmütig kommt, den übervorteilt sie schamlos — denn Großmut wird nur hie und da von einem Einzelnen, von den Massen wird sie nie verstanden; und wer, als Vorbild aller, der Selbstsucht, ja der Selbsterhaltungssorge absagt, muß, nach dem Rat der Pharisäer, ans Kreuz. Ein zum Kreuzestod Verdammter kann aber nur als der göttliche Eine, als ein Christus dies Sterben wollen, weil es ihn und alle zu geistigerem Leben und Gemeinschaftsleben überführt — ‚mußte nicht Christus solches leiden?‘ Er konnte den Opfertod für sich verantworten und kannte im voraus den heiligen Brudergeist, der aus seinem vergossenen Blute auferstehen würde; den Tod eines ganzen Volkes kann dagegen niemand verantworten und, nicht wie Christus, kann sich ein Staat den Feinden und ihrem falschen Frieden ausliefern. Denn *dieser* Friede wäre Krieg bis aufs Messer, ein Schnitt ins Lebensmark des Volkes, ein völliges Verbluten.

Der Staat, sich selbst erhaltend und vertretend und dabei Christum mitvertretend, will und kann nur das: allmählich hineinwachsen in die Pflicht, wie das Vaterland und seine Mühseligen und Beladenen, so das Geistesleben vieler, auch in Feindeslanden, und das gemeinsame Heil, die Seeleneinheit aller mitzubedenken, ohne doch den Pharisäern zu trauen und als unbedachter, sorgloser, blindgläubiger Idealist ihrer Schliche zu erliegen. Christus im Staate: das kann nicht heißen, daß der Staat selber stirbt, sondern daß er und die Seinen nach und nach aller Schuld absterben, die das Aufleben eines besseren, heiligeren Gemeinschaftsgeistes hindert. Christus im deutschen Staate: das ist noch ein langes Lernen, eine mühevolle Lehre, wo und wie und wodurch man ihn von Fall zu Fall vertrete und was auf dem weiten Wege zur Völkereintracht noch zu opfern wäre?

Wenn ein Staat, wenn ein Volk soviel lernte, daß es lehren kann und zum Heil- und Welterzieher herangereift ist, dann erst wären Kreuz und Tod kein Ende — dann stirbt es für die Welt und nicht sich selber, dann lebt es in ihr weiter. Auch nach dem leiblichen Verbluten wäre dann sein Geist nicht zu dämpfen und würde in mächtigen Aposteln auferstehen. Das ewige Leben eines Volkes kommt aus dem Geiste! Daß sich der deutsche friedenswillige, gemeinschaftswillige zum brüderlichen Liebesgeist erhöhe, dafür wird jeder bessere Vertreter deutschen Geistes sorgen müssen, der zugleich — wenn auch im geringsten nur — Christum und seinen Gott der Liebe in Gefühl und Wort und Tat vertritt.

Henriette Feuerbach / Ein Bild der leidenden Liebe

Von Max Schwarz

Henriette Feuerbach hat einmal Sehnsucht ausgesprochen nach der Tätigkeit des Geschichtsschreibers, der die vom stillen Forscherfleiß zusammengebrachten Wissensteilchen mit künstlerischem Geist als formsames Material ergreift und gestaltet; sie fühlte etwas von der Kraft dazu in sich, aber als Frau und in ihrer Lage glaubte sie sich mit etwas Geringerem zufrieden geben zu müssen: ‚so kann der innerliche Künstlergeist nichts tun, als sich am Leben selbst versuchen und die kurze Zeit, die ihm auf Erden gegeben ist, zu einem stillen, kleinen, wenn auch ungesehenen Kunstwerk machen'. (4. Juni 1856.)

Von der Vorsehung geführt, hat sie wirklich ein Kunstwerk aus ihrem Leben gemacht; es stellt die Kraft der leidenden Liebe dar, ihre Schmerzen und Freuden, und auch, daß ihr Lohn schließlich nur Gott selbst sein kann.

Mehr Frauen als je schauen gegenwärtig wieder auf zur Mater Dolorosa und hoffen, daß aus diesem Bild Licht auf ihr Schicksal falle. Möge sie der Einblick in die Erfahrungen Henriette Feuerbachs irgendwie unterstützen. Es fehlen in diesem Frauenleben fast ganz all die Hilfen, die dem Christen durch Offenbarung und Sakramente zugeleitet werden; es fehlt darin auch, bis kurz vor dem irdischen Abschluß, die Freiwilligkeit, ja Freudigkeit des christlichen Leidens. Gerade in seiner bloßen Menschlichkeit aber ist es geeignet, ins klarste Bewußtsein zu rücken, was wir an der Übernatur besitzen.

Daß das ‚stille kleine Kunstwerk' nicht für immer ungesehen bleibt, verdanken wir einem Nachkommen jenes Michael Bernays, an den obige Äußerung gerichtet worden ist. Hermann Uhde-Bernays hat zu Henriettes hundertstem Geburtstag eine Sammlung ihrer Briefe herausgegeben, einen stattlichen Band, aber immerhin nur eine Auswahl aus den über zweitausend Stücken, die er in der Hand gehabt hat, nicht zu reden von den ungezählten anderen, die vernichtet worden oder verborgen geblieben sind. Die Sammlung* umfaßt die Entwicklung der Frau von ihrem 24. Lebensjahre an durch fast zwei Menschenalter: der erste Brief ist datiert vom 23. Mai 1836, der letzte vom 13. Mai 1892. Manche wichtigen Phasen, besonders jene, unter welchen die Verfasserin am härtesten gelitten hat, sind immerhin nicht direkt in den Briefen gespiegelt; nicht selten ist ein Jahr, ja zwei und mehr Jahre nacheinander sind stellenweise nicht oder nicht vielsagend genug vertreten. Noch aus einem anderen Grund ist die Selbstschilderung nicht ganz zusammenhängend. Die Empfänger der Briefe lösen sich periodenweise ab; mit feinem Takt hat Henriette ihre Aussprachen immer

* Henriette Feuerbach. Ihr Leben in ihren Briefen, herausgegeben von Hermann Uhde-Bernays. 1912. Meyer & Jessen, Berlin/Wien. 490 Seiten.

auf den Partner abgestimmt; verschiedene Interessen und ein verschiedenes Maß von Empfänglichkeit auf Seiten des Adressaten haben jeweils ganz verschiedene Seiten ihres Wesens in den Vordergrund gerufen. So tritt sie bei aller Wahrhaftigkeit, in den einzelnen Brieffolgen — mit einiger Übertreibung gesprochen — immer wieder als eine andere Person auf. Probleme, mit denen sie sich Jahre lang befaßt, verschwinden im Austausch mit neuen Menschen auf Jahre, um plötzlich, leise verändert, wieder aufzutauchen, wenn sie wieder einer dafür empfänglichen Seele begegnet. Es ist deshalb nicht immer leicht, ihre Gedankenarbeit und Erfahrung zu verfolgen. Trotz solcher Mißlichkeiten hat aber Uhde-Bernays recht, mit dem Untertitel ‚ihr Leben in ihren Briefen' das Buch als Biographie anzubieten. In den Hauptzügen wird durch die veröffentlichten Briefe das Kunstwerk ihres Lebens sichtbar.

* * *

Was Entsagung ist, hat Henriette Feuerbach von Jugend auf gesehen. Geboren am 13. August 1812 in dem kleinen Dorf Ermetzhofen bei Steinach in Franken, als Tochter des Pfarrers Johann Alexander Heydenreich, ist sie schon zwei Jahre nachher Waise geworden. Die Mutter kehrte mit ihr und den beiden erheblich älteren Brüdern, die schon die Gymnasialstudien begonnen hatten, in ihre Heimatstadt Ansbach zurück und führte dort ein enges Witwenleben, ängstlich haushaltend mit dem bescheidenen Erbgut und es durch eigenen Erwerb als ‚Studentenmutter' nach Möglichkeit ergänzend.

Das persönliche Opferleben Henriettes begann mit ihrem Eintreten in die Familie Feuerbach. Im Frühjahr 1834 wurde sie die Gattin des Archäologen Anselm Feuerbach, der damals Gymnasiallehrer in Speyer war, und übernahm damit die Mutterpflichten gegen zwei Kinder von 3 und 5 Jahren. Das jüngere davon, der spätere Maler Anselm Feuerbach, hat in seinen autobiographischen Aufzeichnungen die Gesinnung, mit der Henriette das Witwenheim der Mutter verließ, gut getroffen: ‚Grenzenloses Mitleid mit dem kläglichen Anblick eines unpraktischen Mannes und zweier Waisen mag unsere zweite Mutter zu diesem gesegneten Schritt veranlaßt haben.' Sie selbst hat Jahre nachher, als sie unter Schmerzen erfahren hatte, daß man, ‚nur was man sich selbst ist, auch andern sein kann', in der großmütigen Tat der kaum Zweiundzwanzigjährigen etwas Unrichtiges gesehen. ‚Ich habe auch einst am verkehrten Ende angesponnen', schreibt sie am 6. März 1848, ‚und träumte ein Paradies von Selbstaufopferung und Hingebung, ach Gott, so frommlich und sentimental und wirklich so herzensgut, aber das ist alles Täuschung und eine gewisse süße Faulheit, in der man noch mit dem wohlgefälligsten Gewissen von der Welt untertaucht und meint, man hat was Großes getan.' Die Entwicklung ihrer Ehe hat bald genug alle Sentimentalität und Selbsttäuschung aus ihrem Opferwillen getilgt.

Der Gatte Anselm Feuerbach hatte sich von Jugend auf für das

akademische Lehramt vorbereitet, wegen seiner Armut blieb es ihm aber zunächst verschlossen. Die Verbitterung darüber hat krankhafte Gemütsanlagen zur Entfaltung gebracht, die er neben hohen intellektuellen und künstlerischen Gaben von seinem Vater, einem genialen, stürmischen Juristen geerbt hatte. Schon in dem ersten Brief Henriettens, der erhalten ist, wird er als ‚Virtuose der Selbstquälerei' bezeichnet. Er hatte während seiner Tätigkeit in Speyer ein bedeutsames archäologisch-ästhetisches Werk über den Apollo von Belvedere vollendet und war daraufhin endlich an eine Universität, nach Freiburg i. Br., berufen worden. ‚Von allen Seiten' schreibt die Gattin in jenem gleichen Briefe, ‚wird uns unser künftiger Wohnort als ein Paradies geschildert; gebe Gott, daß es uns auch ein Ort des Friedens wird!' Die Gewißheit hat sie damals schon, daß sie nie eigene Kinder haben wird; mit jener Sentimentalität, die sie später verurteilt hat, fügte sie bei: „Ich darf nichts besitzen, was ganz mein eigen, mich zu eng an die Welt fesselt; ich lebe nur für andere!'

Freiburg erfüllte die Hoffnungen nicht; der Hang zur Selbstquälerei im Gatten und der Unfriede in der Familie entwickelten sich dort während der folgenden Jahre gleichen Schrittes weiter. Am 26. Mai 1841 berichtete sie: ‚Mein Leben geht so still seinen Alltagszug fort, äußerlich bin ich fleißig, innerlich aber will sich wenig regen. Ach, ich kann es wohl sagen. Glücklich ist der, welcher einen geliebten Toten im Grabe betrauert, gegen denjenigen zu nennen, der einen bei lebendigem Leibe Toten beklagen muß! So geht mir's. Anselm ist — ach ich weiß selbst nicht wie — ein ausgebrannter Vulkan. Ob es bloße Krankheit ist, ob Gewohnheit, kann ich nicht beurteilen, ich fürchte, beides, und habe wenig Hoffnung für die Zukunft. Er hält seine Kollegien, sitzt den ganzen Tag am Arbeitstisch, bringt aber leider nichts zusammen. Gegen Fremde versteht er sich zusammenzunehmen und etwas vorzustellen; zu Hause aber ist er völlig in sich versunken, stumm, teilnahmslos, oft können mehrere Tage vergehen, ohne daß es nur möglich ist, eine Antwort aus ihm herauszubringen.' ‚Eben bin ich sehr gezankt worden, weil ich ein Feuerzeuglein vergessen habe, holen zu lassen. Freundliche Worte sind ohnedem rar bei ihm, und in solchen Zuständen sprudelt er Gift und Galle. Es ist eine sonderbare Ironie des Schicksals, daß gerade ich, die von Kindheit an nur von lauter Liebe erzogen und getragen wurde, in diesem Fegefeuer aushalten muß.' Für die Theorien seines Bruders Ludwig, des atheistischen Propheten der Vierziger Jahre, nimmt Feuerbach leidenschaftlich Partei; der Gattin sind sie gegen die innerste Natur, aber sie darf nichts dagegen sagen, ‚weil ich Anselm mit jedem Tadel sehr aufbringe'. Henriette spürt, wie sie schon durch das Leiden des Gatten ihm innerlich entfremdet wird: ‚das Mitleid für einen Mann ist schlechte Arznei für Hochachtung und Liebe. Wen man bemitleiden muß, der hört auf, ein Mann zu sein' (10. Juli 1841). Noch schlimmer ist, daß sie immer deutlicher einen moralischen Mangel als Grund des Leidens erkennt; das macht, daß

sie sich nach achtjähriger Ehe klar ist: sie ist nicht am rechten Platz, die Liebe verbindet sie nicht mehr mit ihrem Gatten. „Ich bin recht dumm ins Leben hineingeplumpst. Alles hätte ich werden sollen, nur keine Frau. Im Gemüt zu weich, um willkürlichen Verletzungen Trotz zu bieten, und doch wieder zu fest und eigensinnig, um mich geistig unterzuordnen, mit einer Menge Herzensforderungen und gänzlichem Mangel an Sinnlichkeit, bin ich geistig und körperlich nicht für die Ehe qualifiziert. Ich mache mir oft Vorwürfe. Seht, ich will einmal aufrichtig sein wie vor dem lieben Gott. Begrabt den Brief in Eurem Herzen und verbrennt das Papier. Ich mache mir Vorwürfe. Mein Mann liebt und achtet mich über alles, und ich weiß, daß er sich nur durch mich aufrecht gehalten fühlt, daß, wenn der liebe Gott es mit mir machte, es mit ihm auch gar aus wäre, daß ich ihm das Höchste bin. Das weiß ich alles — und doch — mein Herz ist leer! Mitleid, Pflicht, Gutmütigkeit, Gewohnheit und wie die Surrogate alle heißen. Ich kann je mehr, je weniger an ihm hinaufschauen, und das ist mein Unglück. Er ist der Rest von einem großen Menschen, und ich brauch was Ganzes. Geistreich, gelehrt, tiefdenkend, nun ja — aber moralisch ein Schwächling (nicht sittlich mein ich unter moralisch, sondern gemütlich). Er will das Rechte und tut es auch, aber so von tausend Furcht und Ängsten und Schwankungen umgeben und gefolgt, sodaß man solche Kämpfe nur mit dem tiefsten Bedauern ansehen kann. Keine Freiheit des Willens und des Charakters, wohl einer großen Anschauung, aber keiner großen Handlung fähig, nach fremder Autorität haschend. Im Innern voll versteckten Selbstgefühls und doch völlig unselbständig, andere Individualitäten scharf auffassend und in sich selbst in einem Pfuhl von phantastischen krankhaften Vorstellungen wühlend. Im Herzen voller Güte, und doch im Moment nur immer nur sich selbst fühlend und bedenkend, ist er nur geboren, sich selbst und die ihm am nächsten stehen unglücklich zu machen. . . So, weil nie eine Übereinstimmung, ein Gleichgewicht in dies zerrissene Wesen kommt, bringt er auch handelnd und schreibend nichts Ganzes mehr zu stande, und ich sehe zu und muß daneben stehen, wie dieser reiche Geist, die herrlichen Gemütsanlagen im Kampf mit ihren angehefteten Antipoden, und in Zerwürfnis ihrer selbst untereinander immer tiefer und tiefer dem Abgrund sich zuneigen und endlich versinken werden. Und — großer Gott, ich bin noch dazu kalt und denke, nun so sei es denn, da es sein muß. Das mag wohl sein, weil ich nicht mehr hoffen kann. Früher dachte ich immer, es kann besser werden, weil viel körperliches Leiden mit im Spiel ist. Das hilft aber all nicht — unvollständiger Organismus, leiblich und geistig, da ist nichts zu ändern, und für mich hoffe ich auch nichts, denn mein Herz ist gestorben. Ich bin mein eigen Grabmal. Ich lasse mich austoben. Ihr versteht es recht. — Aber still' (26. Juli 1842).

Die Briefe, denen wir die Zeugnisse der inneren Verzweiflung entnehmen, hat Henriette an ihren Bruder Christian gerichtet, in dessen Ge-

dankentiefe und künstlerischen Schöpferkraft sie die Erfüllung ihres eigenen Wesens sah. Ihr Gemüt, das im eigenen Hause unbefriedigt blieb, tat sich Genüge in dieser Korrespondenz, die sie einmal ihre einzige geistige Nahrung, ihr einziges Labsal auf dieser dummen verkehrten Welt nennt (26. Mai 1841). Nach dem Tod dieses Bruders hat sie an dessen Sohn geschrieben: ‚Ich habe meine ganze Jugend‘ — dazu rechnete sie offenbar noch die ersten Jahre ihrer Ehe — ‚nur im Geist und Sinn in den Hoffnungen, Wünschen, Kämpfen und Schmerzen deines Vaters durchgelebt. Alles andere, Mann und Kinder nicht ausgenommen, stand mir in zweiter Linie‘ (17. Jan. 1865).

Nur dem Bruder eröffnete sie, wie um ihn in seinen Enttäuschungen zu trösten, das Geheimnis des eigenen Unglücks. Ihrer Umgebung gegenüber wußte sie zu schweigen. Das Haus in Freiburg hat sie zu einem gesellschaftlichen Mittelpunkt, wo viele bedeutende Menschen sich trafen, gemacht und zu einem reichen und heiteren Jugendasyl für die Kinder.

Die Surrogate der Liebe, die sie in dem vorhin zitierten Brief geläufig aufzählt wie gute Bekannte, haben auch in den folgenden Jahren so reichlich vorgehalten, daß sie ihrem Mann eine heldenmütige Pflegerin und dem Hauswesen die notwendige Stütze sein konnte. Der Sohn war seit 1845 auf der Akademie, zuerst in Düsseldorf, dann zur weiteren Ausbildung in München, Antwerpen und Paris; er ‚gerät nach und nach etwas in die Flegeljahre und scheint ein wenig rücksichtslos und geldverachtend sich zu gerieren,‘ schreibt sie von ihm am 3. Januar 1849. Gern hätte Henriette Musikstunden gegeben, um den finanziellen Anforderungen leichter zu genügen, aber der Mann litt es nicht; er trug ‚diese Armut nicht als unverschuldete Widerwärtigkeit, sondern als eine demütigende Schmach‘. So mußte sie die Sparsamkeit aufs äußerste treiben und gelegentlich Schulden machen. Allzu selten wiederfuhr ihr die unsägliche Freude, durch schriftstellerische Arbeiten ein Sümmchen nebenbei verdienen und so einem der Angehörigen zu einer außerordentlichen Erholung verhelfen zu können. Zwischen die Sorgen hinein war sie selbst einmal wochenlang auf den Tod krank, hatte auch noch die Verwirrung der badischen Revolution von 1849 zu bestehen. Wie sie's fertig gebracht hat, in dem Meer von Schwierigkeiten und bei ihrem ‚leeren Herzen‘ die Familie über Wasser zu halten, das ist wahrhaftig ein Rätsel. Am 7. September 1851 wurde ihr ein Teil der Last abgenommen; es starb der Gatte. ‚Jetzt, nachdem ich der fürchterlichen Sorge um ihn bar bin‘, schrieb sie am Tage nachher an eine Schwägerin, ‚fühle ich mich erst ganz vollkommen öde. Mir ist, als stünde die Welt still.‘

In den zwei Jahren vor und den zwei Jahren nach der Familienkatastrophe scheint ihre Fähigkeit zu erschöpfender Mitteilung überhaupt versagt zu haben. In der Sammlung stehen aus der Zeit nur einige Briefe erzählenden Charakters. Die Korrespondenz mit Christian Heydenreich war schon seit 1843 nicht mehr im früheren schwärmerischen Ton weitergeführt worden. Dafür läuft von Juli 1846 bis Januar 1849 eine andere Korrespondenz, die den seelischen Hintergrund der liebeleeren Zeit ahnen läßt.

Emma Herwegh, die Gattin des Revolutionsdichters Georg Herwegh, war im Frühjahr 1846 in einem ruhelosen Wanderleben zufällig nach Freiburg gekommen. Sie, eine freigeistige Dame der großen Welt, hatte sich die Mühe genommen, die stille Professorsgattin kennen zu lernen, — ‚eine Gunst, die mir selten genug zuteil wird' — und zwar in dem Augenblicke, wo Henriette ‚im Abgrund der Selbstaufgebung grad ganz versinken wollte' (27. Dezember 1847). Die Armut hatte sie verschüchtert und unsicher gemacht: ‚Sorgen und Sparen an jedem Pfennig und sich ewig in allen möglichen Lumpereien zurückgesetzt sehen, eben wegen einer Lumperei, das macht mich so dumm, daß ich mich selber ganz verliere' (17. November 1847). Das Bewußtsein, von der Herwegh geschätzt zu sein, hat ihr nach und nach die Selbstsicherheit wiedergegeben. ‚Es ist ein rechtes Glück für mich, daß ich Sie habe kennen lernen. . . . Sie mit Ihrem freien, völlig bewußten, ganz aus sich aufgerollten und entwickelten Wesen können sich nicht vorstellen, wie es mir oft zumute ist . . .' (1. Januar 1847). ‚Ich bin seitdem viel besser geworden und kräftiger. Zuerst hab ich es nur Ihnen geglaubt, daß ich noch nicht so ganz dumm bin und elend, jetzt glaub ich es mir schon selbst' (6. März 1848). Auch egoistische Tendenzen weckte das Bild der — scheinbar — glücklicheren Freundin in Henriette: ‚Mit dem steten Sichselbstvergessen will's auch nicht mehr recht fort. Ist es das Alter, oder bin ich schlechter geworden, zuweilen regt sich etwas Egoismus, der kaum zu überwinden ist. Ich habe Wünsche, Bedürfnisse, die mich allein betreffen, so etwas kannte ich früher nicht' (1. Januar 1847).

Einfluß auf das Handeln haben solche Wallungen nicht mehr gewinnen können. Diese einzige Krise, die in dem langen Leben die Liebe selbst hat durchmachen müssen, ist überwunden worden. Eine Jahre hindurch unverbrüchlich festgehaltene Gewöhnung der Pflicht und letzten Endes das edle Menschenwesen, das wir nicht weiter erklären können, von dessen Möglichkeiten wir nur durch solche Offenbarungen erfahren: das hat verhindert, daß der schwergeprüften Frau auch nur ins Bewußtsein trat, sie könnte eine Last ja auch abschütteln. Die Motive der Pflicht waren, als die Versuchung kam, schon ihre innere Welt geworden; die hätte zu grunde gehen müssen, wenn etwas Fremdes in sie eingedrungen wäre. So hat die Versuchung nur in einer Richtung wirken können: Todeswünsche und Todesahnungen sind in der Seele entstanden und wurden eine Zeit lang gehegt als einziger Trost. Aber gerade in dieser Lage hat Henriette die Liebe wieder als den eigentlichen Grund ihrer Seele entdeckt: ‚Ich bin darüber', nämlich, daß sie jetzt sterben könnte, ‚ganz auf eigentümliche Art besorgt, so wie über einen zweiten Menschen — weil ich mir persönlich nicht viel draus mache, aber doch entsetzlich betrübt wäre, wenn den Meinigen dies Unglück wiederfahren sollte' (3. Januar 1848).

Auch die Gattenliebe tauchte schließlich wieder auf, nur war sie jetzt aller Sentimentalität und aller Illusion entkleidet. Kaum hatte er die Augen geschlossen, schrieb sie die Worte nieder: Ich fühle, ‚daß mir unser

teurer Entschlafener jetzt mehr gehört und näher ist als im Leben vom Maß der Krankheit umschleiert und verfinstert'. Im gleichen, an den Sohn gerichteten Brief spricht sie den Entschluß aus, dem Gatten ein literarisches Denkmal zu setzen durch Herausgabe seiner nachgelassenen Papiere und einer Biographie, ‚die den hohen herrlichen Geist aus dem Schutt der Krankheit noch einmal ans Tageslicht hervorarbeitet'. In kurzer Zeit ist die Absicht ausgeführt worden. Schon am 12. Dezember konnte ihr Anselm, der Sohn, von Paris aus danken, daß sie ihm den Vater zum zweiten Male ins Leben gerufen: ‚Du glückliche, liebe Mutter, wie beruhigt und frei mußt du dich nun fühlen, daß du nach so bitteren Mühen und Leiden die geistige Freiheit und Klarheit errungen hast. . . . Du mußt und wirst in dir selbst die reinste Freude empfinden, und ich meine, das erste Mal in deinem bewegten, schmerzlichen Leben müsse eine verklärte Ruhe über dich kommen, so wie man an stillen Sonntagsmorgen die helle Sonne sieht und die fernen Glocken hört.'* Mit welcher Zartheit und zugleich Wahrhaftigkeit Henriette in der Biographie über ihre Leidensjahre berichtet, zeigt der eine Satz, in dem sie Feuerbachs Ehe mit ihr selbst erwähnt: ‚Wenn die tiefste und treueste Hingebung und ein unbegrenztes Vertrauen beglücken kann, so war auch diese zweite Verbindung eine der glücklichsten zu nennen.'

* * *

In den Schmerzen ihrer Ehe war Henriette eine fertige Frau geworden, fertig für die Aufgabe, die erst jetzt recht drängend an sie herantrat: die Erziehung und Versorgung ihrer beiden Stiefkinder Emilie und Anselm.

Schon in der Zeit, da sie mit dem besten Teil ihrer Seele noch außerhalb ihrer Familie lebte, im Gedankenaustausch mit Christian Heydenreich, hatte sie gelegentlich versichert, daß sie die Kinder nicht entbehren möchte, daß die Kinder sie recht ans Leben fesseln (16. Febr. und 7. Sept 1840). Noch gedrückt von dem Bewußtsein, alles Übrige nur halb zu sein, auch nur eine halbe Gattin, fühlte sie sich schon ganz Erzieherin (1. Januar 1841). In der Korrespondenz mit der Herwegh, die ihr allerhand entlockte, was sie sonst streng in sich verschloß, spielen die Kinder eine bedeutende Rolle. Hier differenziert sich auch das Verhältnis zu den beiden Kindern. Wir erfahren, daß die blonde Emilie nicht recht zur Mutter paßt; ‚Wir sind so sehr verschieden, daß wir uns nur gelten lassen, aber doch nicht im tiefsten Innern verstehen können' (17. Nov. 47). ‚Mir ist ein Wesen wie Emilie eine wirklich rätselhafte Erscheinung; sie hat sich selbst eine Wolke gewoben, in der sie ganz warm sitzt und wohlgemut von Tag zu Tag und Jahr zu Jahr schifft. Bei mir ist leider alles Wahrheit, nackte Wirklichkeit, alles zackig und felsenhart' (3. Jan. 1849). Die Mutter sieht voraus, daß das Kind verkümmern würde in der trüben Atmosphäre des Elternhauses; so schickt

* Anselm Feuerbachs Briefe an seine Mutter. Aus dem Besitz der Königlichen Nationalgalerie zu Berlin herausgegeben von G. J. Kern und Hermann Uhde-Bernays, Berlin 1911. I. Band, S. 273 f.

sie es möglichst oft in befreundete Familien und bringt seiner ‚unbarmherzigen Tanzlust‘ auch persönlich manches Opfer (6. März 1848).

Der junge Anselm schmiegt sich enger an die Mutter. In seinen Briefen aus Düsseldorf findet er gelegentlich naiv echte Herzenstöne, die der viel Gequälten wohltun: ‚In seinem letzten Brief schreibt er: Wir sind eines Geistes und Gemütes, ich bin dir ewig verbunden, dein Leben ist auch meines, und ein Unrecht zu begehen, bin ich nicht fähig, weil ich dich immer vor Augen habe‘ (31. Okt. 45). ‚Er ist mein Sohn und Freund zugleich‘ versichert die Mutter gern; sie läßt sich gefallen, daß er sie in seinen Briefen häufig mit schalkhaften Namen nennt wie einen Spielkameraden. Eine Art Verliebtheit klingt durch die Schilderungen, die der Herwegh vom Äußern des Jünglings entworfen werden: ‚Er ist sehr schön geworden, ganz antik und sieht aus wie ein junger Apoll, sein Kopf paßte auf eine griechische Statur, dabei sehr gewandt und elegant, eine frische, ganz freie, ganz selbständige Natur‘ und es folgt noch ein volles Dutzend rühmender Adjektiva (15 Nov. 1846). Auch sein frühes Glück bei Damen erwähnt sie mit einer gewissen Befriedigung, mit mütterlicher Nachsicht erzählt sie von dem ersten kleinen Roman, den zu spielen dem jungen Helden eingefallen ist (17. Nov. 47). In den Ferien allerdings erlebt sie mit ihm nicht bloß schöne, sondern auch trübe Stunden: er flucht und stampft, wenn ihm etwas nicht nach dem Kopf geht, er versteht es nicht, das kranke Gemüt des Vaters zu tragen; sie beobachtet bei ihm eine tüchtige Portion Eitelkeit und den ‚Beginn des Feuerbach'schen, seiner Laune nachgeben‘ — ‚sich mit melancholischen Stimmungen herumtragen, ohne rechte Willenskraft, tüchtig dreinzuschlagen, um die Nebel zu verjagen‘. (17. Nov. 1847.) Ihre Briefe an den Kunstschüler hat Henriette alle bis auf einen vernichtet. Man darf zu ihrer pädagogischen Klugheit das Vertrauen haben, daß sie damals den Schwächen ihres Lieblings nach Kräften entgegengearbeitet hat — unter Überwindung jener geheimen Verliebtheit, die von einer Stiefmutter dem Stiefkinde zugewendet, von vorn herein eher ein Beweis rührender Selbstlosigkeit ist als eine Schwäche.

Wie die Sorge für Emilie sich später betätigt hat, ist im Einzelnen nicht festzustellen. Über ihren weiteren Lebensgang weiß Uhde-Bernays nur Folgendes zu berichten: ‚Zuerst hat Emilie versucht, als Gesellschafterin in Wien auszuhalten, dann malte sie Blumen und gab Malstunden. Ihr Hauptübel, der Hang zur Träumerei, das Fehlen alles Sinnes für den Ernst des Lebens, wurde durch beginnende Krankheit verstärkt. Sie blieb zeitlebens äußerlich und innerlich ein Kind. Endlich zwang die zunehmende Melancholie dazu, sie in Freiburger Privatpflege unterzubringen, wo sie im März 1873 starb.‘ Briefe der Mutter an sie sind nicht erhalten, wenigstens nicht in die Sammlung aufgenommen worden. Gegenüber dem eigensinnig extravaganten Wesen der Tochter hat die Mutter wohl nie viel mehr tun können als sie gewähren lassen und in unerschöpflicher

Geduld nach jedem Abenteuer wieder ihr ein Asyl bieten. Es liegt nahe zu vermuten, daß Emilie in manchen Beziehungen dem Bruder zum Opfer gebracht worden ist. Nur ein Fall steht fest: ihre kleine Mitgift wurde nach dem Tode des Vaters für Anselm verwendet. Es geschah in äußerster Not, in der bestimmten Hoffnung, daß Geld werde durch einen Bildverkauf bald wieder zurückkommen. Daß die Hoffnung nicht in Erfüllung ging, hat der Mutter sicher weher getan als der in der Phantasie lebenden Tochter. Allerdings, in der vorliegenden Korrespondenz verrät sich kaum durch einen Ton das Gefühl, mit dem Henriette dem Schicksal zugeschaut hat, das sich da an ihrer Seite in den 22 Jahren nach dem Tod des Mannes erfüllt hat. Vielleicht darf man annehmen, ihr Gefühl in diesem Punkt sei das der Gefühllosigkeit gewesen, im Sinn jener Äußerung von 1842: ‚Ich bin noch dazu kalt und denke, nun so sei es denn, da es sein muß.' Das wäre natürlich für die gewissenhafte Frau erst recht eine dauernde Qual gewesen, man würde dann erst recht verstehen, warum sie nie davon gesprochen hat. Getan hat sie aus Pflichtbewußtsein auch hier, was nur je eine Mutter aus gefühlter Liebe hätte tun können, und versucht hat sie noch mehr, als ihr gelungen ist. Wiederholt hat sie sich um die Stelle einer Oberaufseherin im Frankfurter Krankenhause beworben, um ihre Witwenpension ganz Emilie überlassen zu können.

Das anfangs nicht ganz klare Verhältnis zum Stiefsohn ist durch ein womöglich noch grausameres Feuer gegangen als früher das zum Gatten. Die Sammlung ihrer Briefe enthält vom Tode des Vaters an bis ins Jahr 1856 hinein keinerlei Angaben über den jungen Anselm. Wir wissen aber aus den Briefen des letzteren, daß er von Paris, wo er bis April 1854 seine Studien fortsetzte, wiederholt ‚ohne einen Sou' zu der unterdessen nach Heidelberg übergesiedelten Mutter gekommen und von hier, notdürftig mit neuen Mitteln versehen, nach Paris zurückgekehrt ist.

Von dort schrieb er Reuebriefe — ‚ich will gewiß ein lieber Sohn sein und nicht so roh wie das letztemal', ‚Reue, Scham über den Kummer, den ich euch gemacht habe' — Bettelbriefe und Dankbriefe für das Geld, das die Mutter sich vom Munde abgespart hatte, oder er ließ Monate lang das Schreiben sein. ‚Es war dies für uns beide durch die ganz ungewohnte Entfremdung die allerschmerzlichste Zeit', bemerkte die Mutter um Jahre später einmal. Nach seinem gänzlichen Bankrott in Paris bequemte sich der junge Mann endlich dazu, in Karlsruhe Bestellungen auszuführen (1854/55), durch welche Bescheidenheit er sich einen Strahl Fürstengunst verdiente: der Großherzog von Baden sandte ihn mit dem Auftrag, die Assunta Tizians zu kopieren, auf ein Jahr nach Venedig. Als das Stipendium erschöpft war, ging Anselm mit Unterstützung der Mutter weiter nach Süden, nach Florenz und dann nach Rom, wo er bis 1860 blieb.

Über die seelische Lage Henriette's in diesen Jahren geben die von 1855 bis 1862 laufenden Briefe an den eingangs erwähnten Michael Bernays Kunde. Derselbe war von seinem ersten Universitätssemester an drei Jahre hindurch jeden Samstag Abend in ihre Wohnung in Heidelberg gekommen. Als Philologe konnte er ihr bei der Neuherausgabe der Schriften ihres verstorbenen Gatten behilflich sein und auch sonst bei ihren literarischen Anliegen. Sie hatte nämlich die Bearbeitung der Öser'schen Geschichte des Altertums und ähnliche Aufgaben übernommen und lernte deshalb ‚mit all dem Eigensinn, den ihr die gute Mutter Natur gegeben, und das ist nicht wenig, ordentlich griechisch' (7. Mai 1857). 1856 ist Bernays nach Bonn übergesiedelt; dorthin hat ihm Henriette Feuerbach, mit besonderer Häufigkeit von Sommer 1856 bis Sommer 1857, Briefe nachgesandt, die das Edelste ihres in Schmerzen gereiften Wesens spiegeln. Sie beschreiben in ihrer Gesamtheit eine Freundschaft, wie sie in gleicher Feinheit und männlicher Klarheit kaum je wiederholt worden ist. Es ist in den Briefen keine Fachsimpelei, soviel darin auch mit ernsthaftester Sachkenntnis über gelehrte und schöne Literatur geurteilt wird. Mitteilungen über häusliche und Familien-Angelegenheiten werden nicht selten eingestreut, aber selbst die kleinlichsten erheben sich hoch über gewöhnlichen Klatsch. So erzählt sie einmal von ‚grimmiger Räumerei', ‚staubwirbelerfüllter Existenz, die ihr alle Gedanken raubt, bis auf die Sorge um ihre Lieben nah und fern'; acht Tage später fügt sie bei: ‚Mein Zimmer nebst Altan ist ganz süß, lieb und feierlich, schimmernd vor innerlicher Reinheit. Jedes kleine Stück ist durch meine Hand gegangen, ich selbst habe die Gardinen aufgemacht' u. s. w. (18. Juni 1856). Den wichtigsten Stoff der Briefe bildet indes die gemütvolle, innerlichste Selbsterzählung, in der ohne jede erkennbare Absicht eine Art pädagogischer Weisheit allgegenwärtig ist. Sie sagt dem Adressaten offen, was er ihr gewesen ist und auch in Zukunft sein soll: ‚Unsere Leseabende habe ich nicht vergessen, sie sind mir noch jetzt in der Erinnerung eine freundliche Oase in meinem Leben. Zum erstenmal, vielleicht zum einzigsten Mal, wurde mir das Edelste zum Genusse geboten, ohne Mühe und ohne Qual, so daß ich es mit freier Seele aufnehmen konnte.' (1. Dez. 1856.) ‚Sie haben sich die Mühe gegeben, mich besser zu verstehen als andere', ‚Sie sind der erste, der mir als einer berechtigten Persönlichkeit etwas hat sein und bieten wollen. Das lohne Ihnen Gott . . .' (26. Juni 56). ‚Ich bin ein armer, armer Robinson unter all meinen Menschen' (29. Okt. 56). ‚Es ist mir ganz natürlich, daß ich, wenn ich in Heiterkeit an etwas denken will, was mir die Welt freundlich macht, zuerst an meinen Anselm denke und dann an Sie' (7. Febr. 1858). ‚Ich weiß es ganz sicher, daß Sie mich, und wenn ich nicht mehr bin, mein Andenken hoch und wert halten müssen. Ihr Leben lang, denn ich bin mir der eigenen Tiefe und Reinheit bewußt. Es ist dies wohl ein großes Wort, das man nur in guter Stunde aussprechen darf, und Sie mögen es ausschöpfen bis

auf den tiefsten Grund, Sie finden keinen Tropfen Hefe darinnen' (11. Juni 1856).

Bei diesem offenen, absolut unsentimentalen Bekenntnis zur Freundschaft für Bernays tritt die unerläßliche Bedingung des Verhältnisses nie aus dem Bewußtsein, daß der junge Mann durch energische Arbeit ‚reife und gelinge'. Sie würde sich erst als rechter Robinson fühlen, ‚wenn er kein rechter Mensch sein wollte' (17. Febr. 1857). Nur ganz selten allerdings gibt sie dem jungen Freunde direkte Ratschläge wie den: ‚Ich möchte gern, daß Sie Ihr wirres Lockenhaar abschnitten. Wer sich innerlich auszeichnen will, braucht nicht äußerlich aufzufallen' (24. August 1856). Für gewöhnlich erzieht sie, indem sie sich selbst auszuprägen sucht. Immer wieder formuliert sie die Grundforderungen ihres eigenen Wesens, denen zu genügen sie selber schier hoffnungslos ringt, und erwartet stillschweigend von Bernays ein gleichgerichtetes Streben. Es seien hier einige Ausdrücke und Äußerungen angeführt, die die Richtung ihrer Sehnsucht erkennen lassen: ‚Strenge Festigkeit und Ruhe', ‚Erkenntnis dessen, was groß und klein ist', ‚die härteste Arbeit ist besser als Geld annehmen und verlangen', ‚Gemütsbedürfnisse dürfen in materiellen Fragen keine Stimme haben', ‚Sie wissen ja, daß mein ganzes Wesen vollkommen aufgeht in dem Streben nach Wahrheit, Innerlichkeit und Einfachheit', ‚die Wahrheit ist unerbittlich nicht nur gegen absolute Lügen, sondern sie geht mit noch empfindlicheren und feineren Waffen den Illusionen zu Leibe, von denen Sentimentalität und Eitelkeit die behaglichsten sind — ihren Freunden aber gibt sie Kraft und Mark'.

Aus den Bernays-Briefen mag man entnehmen, welche Art von Glück sich die reife Frau Feuerbach als möglich gedacht und gewünscht hat; es war notwendig dabei zu verweilen, um erkennen zu lassen, welche Enttäuschung sie zunächst an ihrem Stiefsohn erleben mußte. Seine ersten Briefe aus Rom waren so, ‚wie sie's nicht freuen konnte'. ‚Er schreibt, sowohl aus äußerlichen wie innerlichen Ursachen nicht arbeiten zu können, ist mittellos, will mindestens bis Frühling zurück, weil er sich äußerlich nicht glaubt stellen zu können, und — nun kommt das Schwerste für mich — weil er die Strenge der römischen Eindrücke nicht ertragen kann. Er faselt von Berlin, und der ganze Brief trägt den Stempel der äußersten Haltlosigkeit. Wie mir dabei zumute ist, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Je mehr ich in mir selbst fest und sicher geworden bin, desto fremder wird mir dieses planlose Umherirren, diese jammervolle Scheu vor dem Ernste des Geistes. Abgesehen von der Sorge, die mir die tiefe Liebe, welche ich für meine Kinder hege, einflößt, ist es auch traurig für mich, daß ich, wenn ich sterbe, ganz spurlos verschwinden muß. Eine Arbeit, die ich selbst bin, zu hinterlassen, fehlt mir Talent, und auch in meinen Kindern bleibt kein Hauch meines Wesens übrig.' (1. Dez. 1856.)

Obwohl sie so schier verzweifelt an dem jetzt bald Dreißigjährigen, schickt sie ihm auf seinen Jammerbrief hin und auch nachher wiederholt

Geld. Daneben hat sie viel Plage, unverkaufte ältere Bilder Anselms von Ausstellung zu Ausstellung zu schicken. Dank ihrer Hilfe entstand in den Jahren 1857—1859 in Rom eine Reihe von Werken einer ganz neuen Art. Das wichtigste davon, ‚Dante unter den edlen Frauen von Ravenna' war auf Bestellung hin begonnen, dann aber nicht an den Besteller abgeliefert worden. Durch Schritte in Karlsruhe, die sie gewiß nicht leicht angekommen sind, erreichte die Mutter, daß das Bild im Dezember 1859 durch den Großherzog von Baden angekauft wurde. In einem der Briefe, die sie bei dieser Gelegenheit geschrieben hat, steht der Satz: ‚So deutlich ich alle Fehler und Verirrungen seiner letzten zehn Jahre einsehe und so bitter ich sie beklage, denn wer hat mehr darunter gelitten als er selbst und ich?, so schreibe ich hier doch mit Zuversicht nieder, daß ich mein Leben voller Freuden um den Preis seines Gelingens hingeben würde, nicht allein, weil ich ihn als meinen Sohn mehr liebe als mich selbst, sondern weil ich glaube, daß er eine Knospe in sich birgt, die unter günstigen Verhältnissen zu vieler Menschen Freude erblühen könnte' (16. Juli 1859).

Der Glaube an Anselm den Künstler, den sie hier ausspricht, wurde erst im persönlichen Verkehr mit ihm für die Mutter zur inneren Gewißheit, und auch da noch nicht zur endgültigen. Am 14. Mai 1860 berichtet sie ihrem Freunde Bernays als etwas Erfreuliches, ‚daß seit acht Tagen mein Anselm hier ist, bis zum Herbst bleibt und dann wieder nach seiner römischen Heimat zurückgehen wird. Was man aus Büchern und Nachdenken sich mühsam aufbaut, das Bewußtsein und Verständnis dessen, was schön ist, ich kann auch sagen klassisch, und zwar im rechten alten und guten Sinn — das ist bei ihm zur freien Tat geworden . . . Ich bin gar zu glücklich, meinen Sohn ganz auf meinem eigenen Grund und Boden begrüßen zu können. Es ist das etwas, was ich bei seiner wunderlichen Natur nicht gehofft hatte.' Und einen Monat später wiederholt sie: ‚Er ist groß geworden — ich sage es Ihnen heute, die Welt wird es bald nachsagen, daß er der erste, der einzige ist . . . Was ich weiß und habe, kann ich ihm gegenüber wenig brauchen, aber was ich geworden bin, dient zum Aufnehmen und zum Verständnis ganz neuer, wunderbarer Lebensseiten. Ich komme mir dabei selbst sehr unbedeutend und doch sehr glücklich und reich vor. Anstrengend aber', fügt sie hinzu, ‚ist das Verhältnis durch die merkwürdig wechselnden Schattierungen und und Stimmungen dieser ganz vollkommen ausgeprägten Künstlernatur' (11. Juni 1860).

Im Herbst 1860 kehrte Anselm nach Rom zurück. ‚Es geht mir nicht sonderlich nach Wunsch', schreibt die Mutter am 11. Oktober 1860, ‚d. h. meinem Anselm, denn daß ich sonst keine Wünsche für mich besitze, wissen Sie.' Bilderverkäufe und Bestellungen blieben so selten wie bisher und so mußte eben die Mutter wieder herhalten. ‚Ich muß alle Kräfte auf das äußerste daransetzen, um unsere Existenz über dem Wasser zu

erhalten: Stunden geben, Journalartikel machen, sparen, keine Magd halten usw. usw.' (15. Juni 1862.) Lang sich hinziehende Verhandlungen wegen einer Berufung nach Karlsruhe zerschlugen sich schließlich; Anselm stürzte sich unter der Inspiration seines von ihm so oft gemalten Modells ‚Nanna' in Arbeiten großen Umfangs und wurde wegen der damit verbundenen Geldausgaben von Gläubigern bedrängt; das Schlimmste war, daß er, durch das Unglück und auch durch sein schiefes Verhältnis zu dem Modell aus dem Geleise geworfen, vielfach alle schuldigen Rücksichten auf die Mutter in den Briefen an sie außer acht ließ. Sie hatte ihn früher schon gelegentlich als ‚böses Gassenkind' kennen gelernt; jetzt erst erkannte sie ihn ganz. In einem nicht in die Sammlung aufgenommenen Briefe vom 20. Febr. 1863 schrieb sie an Julius Allgeyer: ‚Ich werde nie müde werden, alles für ihn zu tun, was in meinen äußersten Kräften steht; mein Interesse am Künstler, meine Liebe zum Sohn wird nie sich ändern, aber das Zutrauen, die liebevolle Hoffnung auf Anselm den Menschen hat einen Stoß erlitten, der nie mehr zu reparieren ist — ohne alle Bitterkeit, ohne das leiseste Zürnen muß ich mir sagen, so durfte er mir nicht schreiben, nicht fühlen, wenn auch nur momentan.' *

Sie bewährte auch in dieser Zeit der tiefsten Entmutigung ihr Interesse am Künstler, ihre Liebe zum Sohn, indem sie die rettende Beziehung zum Grafen Adolf von Schack anknüpfte, dem bekannten Sammler von Werken zeitgenössischer Maler; derselbe kaufte im März 1863 den ‚Garten des Ariost' und bestellte weitere Bilder. Von jetzt an brauchte die edle Frau wenigstens nicht mehr persönlich für den Sohn zu darben. Als das bald zu einer Art Frondienst werdende Verhältnis zum Grafen wieder gelöst wurde, trat ein anderer in etwas veränderter Form in dessen Funktion als Geldgeber ein: der Frankfurter Bankier Wilhelm Köster lieh in schwierigen Zeiten die nötigen Summen im guten Glauben an die Kunst und den Künstler; ihm schreibt Anselm selbst ein ‚großes Verdienst' an den Bildern seiner letzten 12 Jahre zu.

Zu sorgen hatte die Mutter immer noch genug. Ihr oblagen auch weiterhin alle Verhandlungen, die sich auf den Verkauf und die Ausstellung der Bilder bezogen; bei den immer wieder auftauchenden Projekten, dem Künstler eine Anstellung an einer Akademie zu verschaffen, hatte sie die Vermittlerrolle zu spielen; die Suche nach einer passenden Gattin für ihn beschäftigte auch manchen ihrer Gedanken; die Ferien brachte er regelmäßig bei ihr zu — zwar jedesmal eine Freude für sie, aber immer auch verbunden mit einer gewaltsamen Störung ihrer ganzen stillen Existenz; ‚seine gewalttätig liebenswürdige Natur zehrt alles auf, was in seine Nähe kommt, man kann nichts tun als sich aufgeben und mit dem Strom schwimmen'. — Einmal kam er todkrank zu ihr nach Heidelberg,

* Allgeyer: Anselm Feuerbach. 2. Aufl. Berlin 1904. II. Band, S. 6.

sie pflegte ihn gesund. Ihm zuliebe verließ sie das geliebte Heidelberg und vertauschte es mit dem fremden Nürnberg, wo sie Monate lang ein schreckliches Heimweh litt, ‚periodisch wie ein Fieber und unüberwindlich, unerreichbar für alle vernünftigen Bestrebungen‘; sie hielt doch aus, weil Anselm in Nürnberg ‚mehr künstlerischen Boden‘ fand als in Heidelberg, ‚und dies ist schließlich doch der beste und einzige Ersatz für alles, was ich persönlich verloren habe, wenn der erste Schmerz nur erst verwunden ist‘ (3. Aug. 1876).

Den Stoß, den die liebevolle Hoffnung auf Anselm den Menschen in der Krise des Winters 1862/63 erlitten hatte, hat Henriette Feuerbach im Lauf der folgenden Jahre auf eine wahrhaft erhabene Weise unschädlich gemacht. Sie war zu ehrlich gegen sich selbst, schaute den Tatsachen zu scharf ins Gesicht, um jene Erfahrung einfach zu vergessen. So stellte sie fest, daß ein gewisser Fond von Güte und Liebenswürdigkeit in der Seele ihres Stiefsohnes ist; aber daß von seiner Seite auch diejenigen, die ihm am nächsten stehen, sich immer wieder auf rücksichtslose Mißachtung ihres Empfindens gefaßt machen müssen, das wußte sie ein für allemal; und in heroischer Selbstentäußerung nahm sie die Tatsache eben in Kauf. Man darf bei ihr zur Erklärung des Heldenmutes nicht einen noch so schwachen Rest jener perversen Lust am Gequältwerden herbeiziehen, wie er in vielen Fällen der Frauen-, auch der Mutterliebe beigemischt sein mag; die Annahme fände in den Briefen, die vorliegen, nicht den entferntesten Anhaltspunkt. Die Wertschätzung geistigen Lebens, die schon ihr Verhältnis zu dem Freunde ihrer Jugend, Christian Heydenreich, charakterisiert, zusammen mit dem energischen Pflichtgefühl, das sich in den jahrelangen Kämpfen ihrer Ehe entwickelt hatte, müssen zur Erklärung genügen — soweit eben der Adel einer Frauenseele eine Erklärung braucht und zuläßt.

Sie ist sich allmählich darüber klar geworden, was sie an Anselm schätzte. Es ist schon die Rede gewesen von der ersten Festigung ihres Glaubens an seine Künstlergröße. Zu Beginn der Sechzigerjahre ist der Glaube wieder wankend geworden. Der in dieser Beziehung feinfühlige Sohn hat das schnell empfunden und am 2. Oktober 1861 ausgesprochen: ‚Was mich wahrhaft schmerzt, ist, daß die Erfolglosigkeit auch zuletzt auf dein Urteil einwirkt.‘ In einem undatierten Brief der Mutter an eine Freundin, der wohl erst in das Jahr 1864 gehört, haben wir ihr eigenes Zugeständnis: ‚Nachdem es so langsam aufwärts ging, hoffe ich wirklich auf einigen Bestand und habe auch Vertrauen zu Anselms künstlerischem Schaffen: ein ganz eigentümliches und mir ungewohntes Gefühl nach so vieljähriger trostloser Unsicherheit.‘ Aber erst das ‚Gastmahl‘ hat ihre Sicherheit zu einer unerschütterlichen, ganz auf ihrer eigenen Erfahrung ruhenden gemacht. Obwohl sie es erst nur aus einer ungenügenden Photographie kannte, leuchtete ihr, der ‚deutschen Griechin‘, daraus ‚eine Klarheit und Schönheit hervor, die so mächtig und einfach

wirkt wie die Natur selber. Es ist wie eine ewige Notwendigkeit, das Bild überzeugt mehr als alle Historienbücher — es ist das, was es darstellt selbst, die Gestalten sind von einem Glanz umflossen, der sie schwebend trägt ... Mir ist sehr ernst zumute, seit ich das kleine Blatt im Hause habe, und es gehen mir viele Gedanken durch den Kopf, die schließlich in Dankbarkeit und demütiger Freude sich auflösen, daß die Pflege einer solchen unsterblichen Blüte mir anvertraut ward. Alles andere Schicksal zählt dagegen nicht mehr. Was die Leute sagen, rührt mich nun nicht mehr.' (16. April 1869.) ‚Das Schöne begreifen ist doch der einzig ungetrübte Genuß' (2. Aug. 1869). ‚Ich danke täglich mir selber, daß ich treulich ausgehalten habe. Es hat viel dazu gehört, aber der Lohn ist des Einsatzes wert, und sei es das Leben. Wie viele Mütter tun das Gleiche, die nur die Persönlichkeit im Auge und Herz haben, während ich so glücklich war, meine Kräfte zugleich für eine große Idee einzusetzen, die weit über mein eigenes Leben hinausreicht. Da können wohl alle kleinlichen Dinge aus der Erinnerung selbst schwinden und man darf sagen, daß alles gut war ... Er sei gesegnet!' Auch im Enthusiasmus über das ‚Gastmahl' hält sie aber die Erkenntnis fest: ‚Der Mensch in ihm ist nicht groß genug für den Künstler.' (20. Okt. 1869.) — Eine ähnliche Rechtfertigung ihres Lebens erfuhr sie später vor dem ‚Kaiser Ludwig'-Bild: ‚Ich habe mich gestern zwei Stunden im Rathaus einschließen lassen, um ruhig zu sehen und aufzunehmen, und nachdem ich nachher die Erschütterung ausgeweint hatte, bin ich ruhig geworden und habe mir den Spruch vorgesagt, daß die Leiden dieser Zeit der ewigen Herrlichkeit nicht wert sind. Wer diesen Gedankengang gottlos findet, mag es tun; ich bezahle ihn mit meinem Leben' (16. April 1878).

So hat die erneute Prüfung einen unvergänglichen Menschheitswert als Preis all ihrer Opfer herausgestellt, ins klarste Bewußtsein gerückt. Es handelt sich bei ihr nicht mehr bloß um Neigung zu einem Menschen, nicht bloß um Pflichterfüllung gegen den Sohn, sondern um die selbstloseste Liebe zum Geist. Ins Abstrakte hat sie sich damit nicht verloren; dazu war sie am wenigsten geschaffen, sie, die einst das echte Frauengeständnis abgelegt hat: ‚Ich bin ein ganz persönliches Wesen, für einen geliebten Menschen will ich zehntausend Tode sterben, für eine Idee habe ich kein Herz' (17. Nov. 1847). Was sie in Anselm liebt, ist auch jetzt die Person; aber das Motiv der Liebe ist zur vollen Klarheit geläutert; der Wert, der sie begeistert und belohnt, ist ein rein geistiger.

Wie weit sie von hier aus in der Selbstentäußerung ging, läßt, abgesehen von den bisher angeführten Taten und Gesinnungsaussprachen, eine gewisse Note ihrer Briefe an Anselm ahnen, soweit sie der Vernichtung entgangen sind (der erste in der Sammlung ist vom 2. Januar 1874 datiert). Der Künstler hat die Hoffnung nicht bis ans Ende erfüllt, die die Mutter am 15. Nov. 1846 ausgesprochen hatte: ‚Sein bis zum Ekel steigender Abscheu vor Gemeinheit und Lächerlichkeit wird ihn mit seinem

gesunden Sinn und seiner Begeisterung für die Kunst vor leerer Gefallsucht bewahren.' Seit Anfang der sechziger Jahre sind seine Briefe an die Mutter angefüllt mit den abgeschmacktesten Äußerungen eines krankhaften Selbstgefühles. Das feine Empfinden der Mutter wird sich nur schwer daran gewöhnt haben, wenn es ihr überhaupt je gelungen ist. In ihren Antworten versteht sie es aber, diesem illusionären Macht- und Größenbewußtsein entgegenzukommen; ihre Briefe an ihn haben einen, manchmal wie in leiser Parodie dem der seinigen angeglichenen Ton, ganz verschieden von der Art, wie sie zu gleicher Zeit an andere Personen schreibt. Sie wußte eben, daß der Kampf gegen die menschliche Schwäche in diesem Stadium der Entwicklung doch vergeblich gewesen wäre, nur die fürs Schaffen günstige Stimmung beeinträchtigt hätte.

Zusammenfassend sei hier das ausdrücklichste Dokument ihrer endgültigen Stellung zu Anselm in seiner ganzen Ausdehnung mitgeteilt. Die Sätze sind schon am 18. März 1866 niedergeschrieben und an denselben Julius Allgeyer gerichtet worden, den sie drei Jahre vorher zum Mitwisser ihrer Verzweiflung an Anselm dem Menschen gemacht hatte. Allgeyer, von Beruf Kupferstecher, dann Photograph, hatte 1857 in Rom sein Zimmer mit Feuerbach geteilt, dann in der Heimat sich nach Kräften bemüht, das Publikum für ihn zu interessieren; die Mutter nennt ihn gelegentlich ‚etwas langweilig', aber sie hat immer seinen ‚gewaltigen Enthusiasmus, der ihm statt seinem eigenen Leben ein anderes großes einsetzt', geschätzt. Dieser bewährte Freund hatte sich von Henriette die Briefe Anselms an sie ausgebeten und sie hatte ihm dieselben zur Durchsicht überlassen. In folgendem Schreiben suchte sie den üblen Eindruck, den Allgeyer aus der Lektüre hatte aufnehmen müssen, zu überwinden:

Liebster Allgeyer!

Sie können mein unbegrenztes Vertrauen zu Ihnen d a r a n entnehmen, daß ich gar nicht daran dachte, es könne etwas in diesen Briefen stehen, was Sie nicht lesen dürften. Anselm hat Sie so lieb als mich, und in manchen Beziehungen stehen Sie ihm näher als ich, was ganz in der Ordnung ist. Schriebe er Ihnen persönlich, so würde er seine Launen ebenso auslassen wie an mir.

Anselm weiß oft nicht, was er schreibt und was er spricht, nicht einmal was er denkt. Er tobt sich aus wie eine Naturgewalt, die eben trifft, wo sie trifft. Sein einzig ausgebildetes Offenbarungsorgan ist die künstlerische Hand, und sein Geist und sein Gemüt geht auf in der künstlerischen Empfindung. — Forderungen an ihn als Menschen sind nicht statthaft, ihm etwas übel zu nehmen, ganz vergeblich, denn, da er seiner inneren Intentionen in menschlicher Denkweise nicht Meister ist, so kann er verletzen auf einer Seite, während sein Verdruß die entgegengesetzte trifft.

Daß Sie sich betroffen fühlen durch solche Äußerungen, ist mir ein Zeichen, daß Sie ihn noch nicht ganz kennen. In solchen Dingen

muß man ihn, wenn man richtig handeln will, nehmen als ein gutes, aber schrecklich ungezogenes Kind, das ungeberdig ist, wo es dankbar und freundlich sein sollte. Die Ungeberdigkeit geht ihm selbst spur- und erinnerungslos vorüber, und die Güte und Liebenswürdigkeit bleibt als Sonne am Himmel, wenn die Wolken sich verzogen haben.

Ich denke, Sie werden jetzt ruhig sein, sonst müßte ich mich sehr grämen über meine Unvorsichtigkeit. Was ich jetzt alles andeutete, das lag unausgesprochen hinter der Übergabe der Briefe, von der Sie natürlich Anselm nichts sagen müssen.

Liebster Allgeyer! — Sie müssen Anselm gegenüberstehen wie ich. Man hat sehr viel an ihm, wenn man nichts fordert, nichts erwartet. Sprechen wir mit Goethe: ‚Das Leben ist kurz, die Kunst ist lang!' Was wir an ihm pflegen und lieben ist das, was ewig ist. Ein Mensch aber, in welchen ein solch ewiger Geistesgehalt niedergelegt ist, der gezwungen ist, durch seinen Genius diese ewige Idee zu individualisieren, der ist von dämonischer Kraft getrieben und nicht Herr seiner selbst. Sie können nichts tun, als mit selbstvergessender Liebe stets die Schlacken ablösen und immer aufs neue beseitigen, damit der Glanz des Genius rein und ungetrübt erhalten bleibe. Dazu ist nötig tiefe Einsicht und nimmermüde Geduld. — Und so gebe ich Ihnen die Hand und sage Adieu.'

‚Forderungen an ihn als Menschen sind nicht statthaft' — allerdings, wenn diese Konzession unter den Menschen allgemein zugestanden würde, die Folgen wären nicht abzusehen. Aber es gehört anscheinend zum Beruf der Frau, das starre Recht außer Dienst zu setzen, ohne Anspruch auf Gegenseitigkeit Liebe zu üben. Unzählige Gattinnen und Mütter tun es, bringen es ebenso wie Henriette Feuerbach fertig, vom abstoßenden Äußern zum liebenswerten Innern des Mannes, des Kindes sich durchzuarbeiten; es wäre noch trauriger um die Welt bestellt, als es um sie bestellt ist, wenn die selbstlose Liebe wirklich selten wäre; und doch, wo immer sie einem begegnet, staunt man sie an wie ein schönes Wunder.

* * *

Am 4. Januar 1880 ist Anselm Feuerbach in Venedig plötzlich gestorben. Für die Mutter kehrte zunächst das Gefühl vollständiger Verarmung und Verödung wieder, das sie dreißig Jahre früher beim Tode des Gatten kennen gelernt hatte. Diesmal war die Verödung aber endgültig; es fand sich kein Lebenswert mehr, der die Lücke hätte ausfüllen können. Es ist erstaunlich, wie oft, mit welcher aus dem Innersten geschöpften Unmittelbarkeit sie in den folgenden zwei Jahren dies Gefühl ausgesprochen hat: ‚Eigentlich kann ich nicht leben', ‚ich bin verlassen und ganz, ganz arm in der Welt', ‚ich habe mit ihm alles, den Inhalt meines Lebens, den idealen und praktischen verloren', ‚mein Leben ist nicht viel besser als der Tod, nach dem ich mich sehne', ‚sicherlich hoffe ich . . . ein paar Tage zu Ihnen zu kommen, und es wird ein eigentümliches Wiedersehen sein — nun eben ein Wiedersehen nach dem Tode, denn mir ist doch auch das Leben ganz ab-

handen gekommen', ,es ist alles wie am ersten Tage . . . Nichts hoffen, nichts fürchten, nichts begehren, keine Freude, kein Leid des Tages und der Stunde ist ein ganz eigentümlicher Zustand, von dem ich früher nie eine Vorstellung hatte. Ich habe das Leben meines Lebens verloren, da ist weiter nichts zu sagen', ,ich bin nicht', ,ich muß mich jeden Morgen von neuem besinnen, daß ich niemanden mehr habe, der mir von Gott und Rechts wegen angehört'.

Schließlich hat sich die starke Frau besonnen, daß so ein Stillstehen der Seele nicht normal ist. Aber ihre Versuche, sich innerlich in Bewegung zu halten, brachten meistens mehr Qual als Hilfe. Sie wußte warum: es wirkte sich hier ein Fehler ihres ganzen Wesens und ihrer Entwicklung aus. Es hatte ihr von Anfang an der genügende ,Grad von edlem Egoismus' gefehlt, ,den man haben muß, um sittlich frei und wahr zu bleiben' (6. Juni 1877). Die Gefahr sentimentaler Selbsttäuschung, die mit einem ausschließlichen Für-andere-leben verbunden ist, hat sie vermieden; aber sie ist einfürallemal in Abhängigkeit von der Außenwelt geraten, die edelste allerdings. ,Wer sein ganzes Leben für andere gedacht und gesorgt hat, der lernt im Alter schwer, mit sich allein zurechtzukommen' (30. Januar 1883). ,Ich habe Schiffbruch gelitten zu einer Zeit, als es für mich zu spät war, ein eigenes Leben zu beginnen, das ich überhaupt nie hatte' (6. Dez. 1884).

Um nicht ganz in den Gram zu versinken und um zu verhüten, daß dem Sohn der Nachruhm ,nicht auch noch genommen wird', begann Henriette, kaum vom Friedhof zurückgekehrt, einen langen Kampf um ein doppeltes Ziel: einmal sollten die wichtigeren Arbeiten Anselms würdige und ehrenvolle Plätze in öffentlichen Sammlungen erhalten; sodann sollte allenthalben das Verständnis dafür geweckt werden, ,das andere wie der Blitz trifft'. Da der Verstorbene kein Testament gemacht hatte, ging der Nachlaß rechtlich an die Verwandten der Feuerbach'schen Seite über. Die Mutter löste ihn für 45 000 Mark ab. ,Eigentliche Sorgen mache ich mir nicht, aber es ist doch eigen, so viel schuldig zu sein', meint sie am 4. April 1880. Eine in den Räumen der Berliner Nationalgalerie veranstaltete Ausstellung des Gesamtwerkes war dann ein erster Erfolg für den Nachruhm. Unter seinem Eindruck konnte die Mutter triumphieren: ,In Berlin habe ich die irdische Unsterblichkeit Anselms mit Augen gesehen' (3. Mai 1880). Der finanzielle Erfolg genügte allerdings kaum, die Schuldenlast zu lösen; das letzte und menschlich schönste Bild Anselms, das ,Konzert', hatte sie dabei der Galerie als Stiftung überweisen müssen, weil kein angemessener Preis zu erreichen war — an den Kunsthandel wollte sie sich nicht wenden. Sie selbst blieb so arm, daß sie aus dem zu teueren Nürnberg in das heimatliche Ansbach übersiedeln mußte, und dieses wählte sie, um dem Grabe des Toten nahe zu bleiben. — Ein Jahr darauf erschien dann, durch die Mutter erst in zweckmäßige literarische Form gebracht, ,Anselm Feuerbachs Vermächtnis', eine Sammlung von autobiographischen, kunstkritischen, programmatischen Aufzeichnungen des Verstorbenen, ergänzt durch Auszüge aus seinen Brie-

fen an die Mutter. Der Ausstellung und dem Buch mußte sie nun in der Hauptsache die Wirkung überlassen, sie selbst konnte nur noch darauf hoffen und warten. Sie wartete ohne Ungeduld, dabei aber keine Gelegenheit zum Nachhelfen versäumend. Die meisten ihrer Altersbriefe sind entweder solchen Bemühungen gewidmet oder geben von ihnen Kunde, bis zum letzten, einem Diktat, in dem sie einem bekannten Kunsthistoriker die Sorge für weitere Auflagen des ‚Vermächtnis' übertragen wollte.

All der Totendienst gab leider ihrer an zielbewußte Arbeit gewöhnten Seele nur auf Tage und Stunden einige Ruhe. Energisch, aber schließlich umsonst, bemühte sie sich, die Jahre, die ihr noch gegeben wären, richtig auszunützen, des Vergangenen würdig zu bleiben; ‚eine Tür ins Leben' suchte sie, gefunden hat sie keine mehr. Sie probierte es mit Reisen, übernahm die Herausgabe der Lebenserinnerungen eines Grafen Noer, der ihr eine Zeit lang ‚fast wie ein Sohn' nahe gestanden hatte und plötzlich gestorben war; auch Musik und wissenschaftliche Lektüre pflegte sie wie früher in ausgedehntem Maß — ganz konnte sie sich keinem Gegenstand mehr hingeben. Ein sie allmählich der Erblindung entgegenführendes Augenleiden schränkte seit 1885 die äußeren Betätigungen immer mehr ein, beschränkte sie schließlich ganz auf die wichtigste Aufgabe der Einsamkeit: ‚das Verarbeiten des Lebens', das alles in Befriedigung auflösen sollte.

In den Briefen, die unter dem frischen Eindruck der Katastrophe von 1880 geschrieben worden sind, finden sich harte Anklagen gegen die Welt, ‚die das Köstlichste mutwillig zerstörte, was ihr geschenkt ward.' ‚Er ist ein Opfer des Unverstandes der schlechten Zeit, des Neides und schließlich seiner eigenen feinen, reizbaren Natur geworden, die kampfesmüde war und die Waffen niederlegte. Er starb nicht an einer Krankheit, sondern es ist ihm einfach das Herz gebrochen.' ‚Nicht, daß ich ihn verloren . . ., auch nicht, was die Welt an ihm verloren hat . . ., aber was er selber an seinem Leben in seinem Leben verloren hat, an Sonne, Glück, Heiterkeit, Schaffensfreude, für was alles er geboren war, wie er sich müde rang in engen, erbärmlichen Verhältnissen, bis er endlich hoffnungslos fortging, das ist der Stachel, der in mir bohrt und den ich nicht überwinden kann. Jung sterben war vielleicht ein Segen für ihn — aber doch gelebt sollte er haben, wenn auch kurz!' (16. März 1880.)

Eine Zeit lang ist's, als wollte sie ihr ganzes Dasein fürderhin der Pflicht weihen, das Unrecht der Welt an ihrem Sohn zu beweinen. ‚Ich behalte mein Weh als ein stilles Vermächtnis, das ist fortan mein Lebensinhalt anstatt der Sorgen, die mich sonst erfüllten, und die mir jetzt nur noch als ein unermeßlicher Reichtum in der Erinnerung liegen' (6. Januar 1881). ‚Meinen innerlichen Schmerz, den behalte ich als mein eigenstes teuerstes Seelengut bis an mein Ende' (5. April 1881). Im Zusammenhang mit dieser Stimmung quält sie sich mit der Vorstellung, als hätte sie selbst, freilich ohne es zu wollen, mitgewirkt an dem Unrecht: ‚Ich schlafe sehr wenig und bin die langen Nächte von Gewissensbissen ge-

quält, denn ich glaube durch Mangel an Einsicht, durch Ungeschicklichkeit und Feigheit alle die Meinigen langsam um Glück und Leben gebracht zu haben' (31. Juli 1882).

Für einzelne Stunden hat sie schon im ersten Jahr nach der Katastrophe das, was sie den ‚Egoismus der Schmerzen' nennt, überwunden. So heißt es in einem Briefe vom 13. August 1880: ‚Ich sehne mich nach der Versöhnung im Ganzen und Vollen, werde sie aber nicht völlig erringen, weil ich meinen Schmerz als eine persönliche Erinnerung und als einzige menschliche Berechtigung liebe und hege. Aber es ist hie und da ein bis zur letzten Grenze dringender verklärender Gedanke vor der Hand schon genug. Man muß nicht zu viel verlangen. Ich war neulich einen Tag in Grüneberg, dem Stromerschen Gut an der kleinen Salzach; ein altes Feudalschloß mit sieben Fuß dicken Mauern, Giebeln, runden Scheiben und zwei hundertjährigen Linden in einer Waldeinsamkeit, wie ich noch keine gesehen habe. Ich blieb die halbe Nacht an meinem Fenster sitzen, rings ganz nahe Waldmauern, ein kleines Stück Himmel mit Mond und Sternen, Baum und Wasserrauschen und der heiße Duft von Heliotrop und Rosen aus dem kleinen Garten. — In dieser Nacht hatte ich einen solchen Verklärungsmoment, den stärksten, den ich bis jetzt empfand. Die Natur hatte mich überwältigt. Die Unendlichkeit in der engsten Begrenzung, die Stille, die mit tausend Zungen redet, das ewige Leben in Zeit und Tod. In jener Nacht habe ich meine Seele in aller Wahrheit mit vielen Tränen Gott hingegeben, und ich fühle, daß diese Stunde eine Stufe aufwärts war.'

Der Genesungsprozeß ist dann Jahre lang aufgehalten dadurch, daß das persönliche Unglück in das düstere Licht eines allgemeinen Problems trat. Das Unglück in der Welt überhaupt wurde zu einem kaum zu überwindenden Anstoß. Von jeher hatte sie fremdes Leid, auch solches, das sie nicht näher anging als jeden beliebigen Zeitgenossen, mit persönlichster Anteilnahme mitempfunden. Bei Ausbruch des Krieges 1870/71 hatte sie im Auftrag des Frauenvereins vom Roten Kreuz die Leitung der Lazarettpflege in Heidelberg übernommen und bis zum Schluß die Aufsicht über das weibliche Personal von 18 Anstalten geführt; im Herbst 1871 wurde sie nun eingeladen, zur Erholung nach Rom zu gehen; sie lehnte ab mit dieser Begründung: ‚Das Kriegsjahr hat mich so sehr ermüdet, daß ich Anstrengung und Aufregung nicht gut ertragen mag. Wenn man so viel Elend gesehen und erlebt hat, ist die Phantasie auf längere Zeit unfähig für Neues, und sei es noch so herrlich — oder vielleicht um desto weniger — Interesse zu fassen. Erst muß ich in der großen Errungenschaft des Ganzen die Opfer im Einzelnen ein wenig verhüllen können, um sie zu verschmerzen und das Leben wieder schön zu finden, was ich ganz verlernt habe' (26. September 1871). Jetzt nach Anselms Tod bekam dieses Miterleben fremden Schicksals eine neue Note. ‚Die Frage nach dem Unterschied der menschlichen Geschicke tritt mir in bedenklichster Weise nahe, aber eine Antwort gibt es nicht', schreibt sie am 8. Oktober 1881 von der Ostsee,

wo sie einige Wochen als Gast einer fürstlich reichen Familie verlebte. Und fünf Jahre später regt sie der tragische Tod König Ludwigs II. von Bayern zu dieser Reflexion an: ‚Der Gedanke, daß ein herrlich beanlagter, guter, liebevoller Mensch dazu kommen kann, zum Narren oder Caligula zu werden, durch ein paar zu dicke Schädelwände und Verknöcherungen das ist das Schreckliche. Wer ist noch sicher, wen kann nicht ein ähnliches Verhängnis ereilen?' (23. Juni 1886). Auch wenn sie dazwischen hinein einmal versichert, sie habe Trost für Leben und Sterben auf ihre Weise gefunden ‚durch die Anerkennung der göttlichen Größe und Herrlichkeit und durch die absolute uneingeschränkte Ergebung in die göttliche Bestimmung und Führung', kann sie sich doch nicht enthalten, die Reserve beizufügen: ‚mein Leben hat mich, nicht durch eigene Schuld, sondern durch meine Schwachheit und Unkenntnis, ganz andere Bahnen geführt, als ich eigentlich jetzt für recht und vernünftig erachten kann' (15. Febr. 1886). Man könnte versucht sein, solche Äußerungen mit dem Pessimismus Schopenhauers in Zusammenhang zu bringen. Es findet sich aber in den Briefen Henriettes nicht die leiseste Andeutung, daß dieser Autor oder ein gleichgestimmter je in ihren Gesichtskreis getreten wäre. Die sonst so selbständige Frau hat auch das Geheimnis der Weltregierung durchaus selbständig als ein Rätsel erlebt. Und die pessimistische Auffassung hatte in ihrem tiefen, eine Erfahrung nicht leicht verwindenden Gemüt einen hinreichend starken Rückhalt.

Auch die Sehnsucht nach ‚Versöhnung im Ganzen und Vollen', die schließlich doch die Oberhand behalten hat, ist bei ihr eine Auswirkung der anima naturaliter christiana gewesen, keine Lehrautorität hat dieselbe entscheidend gefördert. Streng kirchlich ist sie, die Tochter eines allerdings allzu früh verstorbenen evangelischen Pfarrers, anscheinend nicht einmal erzogen worden. Schon in einem Brief an Christian Heydenreich heißt es einmal: ‚Eigentlich muß ich sagen, daß ich in unserer Kirche auch nicht zu Hause bin. Die Vernunftmenschen, die schalen, leeren Rationalisten, die dastehen wie eine angetünchte Wand, wohinter nichts weiter steckt, durch die man in keine Tiefe sehen kann, sind mir ein Greuel, und vor den Mystikern fürchte ich mich, sie sind mir unheimlich . . . Ich bin gläubig im eigentlichsten Sinn des Wortes, und wenn ich meine innerste Überzeugung ausspreche, von der unmittelbaren Verbindung der Seele mit Gott, von der Richtigkeit unserer Erdennatur, von der Erscheinung des Heilands als vollkommene Offenbarung Gottes, von der Erlösung durch das geistige Erfassen mit — leider mit dem Tode Jesus, so könnten die Mystiker sagen: du bist eine der Unsern, nun komm und zieh auch unser Gewand an, unsere Form — aber da steckt der Haken, das kann ich nicht. Ich kann nicht Sprüche klauben wie Erbsen und Linsen und nicht vom Blut Christi und von Jerusalem und Lämmlein reden — so wie ich die Form nur anschaue, so verschwindet mir das Wesen unter den Händen' (5. Juni 1841). Charakteristisch für

ihre damalige, gewaltsam Skepsis und Gnosis verbindende Denkweise ist noch diese um zwei Jahre jüngere Äußerung: ‚Ach, wenn sie mich doch gehen ließen in meiner stillen, ahnungsvollen Gemütswelt, in der ich meinen Gott, wenn auch nicht im einzelnen begreife, doch im ganzen besitze. Was hilft es doch, drüber zu streiten, ob die Wunder wahr sind oder nicht, und ob Christus durch das Ohr oder auf natürlichem Wege empfangen ist, das geht mich nichts an, es bleibt doch alles, wie es ist. Der unerschöpfte und unerschöpfliche Born der göttlichen Herrlichkeit, der hinter diesen Geschichten liegt, bleibt darum doch derselbe, und ich kann ihn wohl mit meinem Gefühl erfassen, mich drein versenken, aber kein Gebäude von Systemen daraus aufführen. Was die gewöhnlichen Menschen über Religion reden, über allgemeine Naturgesetze, über Geschichte, und wie das alles nach den Forderungen der hochgepriesenen Vernunft zusammenhängt, je nun das lautet recht vernünftig und verständig, kommt mir aber vor, als könnten die guten Leute nicht über einen Schuh tief unter die Oberfläche kommen. Dahinter waltet in stiller Dunkelheit Geheimnis über Geheimnis, Wunder über Wunder, ein Abgrund von tiefer Weisheit, den noch kein Auge durchspäht hat, und den wir nur in der Mystik des Glaubens ahnen können. Ich weiß auch nicht, was es ist, ich sehe nur das Dunkel, und das schon dünkt mich Licht. Wer das mit den Gedanken durchforscht, ist freilich der zweite Heiland. Aber kann es überhaupt ein Mensch? Christus hat es getan, das schimmert mir überall durch, aber wir können es nicht tragen. Die Toren, die da meinen, Religion und Philosophie vertragen sich; wo der Gedanke anfängt zu zerlegen, da hört die Religion auf, denn dann wird sie Wissenschaft, und das kann sie, meine ich, vermöge ihrer Natur nach nicht sein. Drum kommt mir eigentlich das Wort Theologie als Wissenschaft immer sehr töricht vor‘ (10. März 1843).

In jenen Jahren war der ‚Cherubinische Wandersmann‘ des Angelus Silesius ihr ‚Trost und ihr süßes Ruhekissen‘, wie sie später, in einem Brief an Michael Bernays, einmal bemerkt. ‚Jetzt noch‘, fährt sie in der Mitteilung fort, ‚bedarf es nur eines leisen Druckes, und ich kann mich in die Stimmung versetzen, obschon ich in der Gegenwart auf härterem Boden stehe‘ (17. Jan. 1857). Die Wandlung, die sich in der Zwischenzeit vollzogen hatte, läßt sich in den Briefen nicht verfolgen. Daß in ihrer religiösen Krise die Hilfe Gottes in zeitlichen Dingen eine ähnliche Rolle gespielt hat wie in der Entwicklung Anselms, mag man vermuten, aber nur den Ausgangspunkt kann man belegen. In ihren Jugendbriefen tritt nicht selten ein ungeklärtes Gottvertrauen und die Neigung, in günstig sich fügenden Umständen die Hand Gottes zu erkennen, scharf heraus. Die harte Erfahrung und ihr rücksichtsloses ‚sich nur an Tatsachen halten‘ haben solche Illusionen ertötet. Weder in Hoffnung noch in Klage werden später die kleinen Freuden und Leiden des Tages wieder mit dem Gottes-

gedanken in Verbindung gebracht; alles ist gehoben ins allgemeine Problem, für das es keine Antwort gibt: der Unterschied der menschlichen Geschicke.

Diese Wendung ist anscheinend sehr bald eingetreten, aber der Zeitpunkt läßt sich nicht bestimmen. Emma Herwegh gegenüber hat sich Henriette nie über ihre religiöse Situation ausgesprochen, leise Töne von Antiklerikalismus, noch dazu von der Adressatin herausgelockt, gehören ja nicht hierher. Ihre Briefe an Anselm aus dieser Epoche, die wohl Aufschluß geben würden, sind leider nicht erhalten. — Zwei Briefen an Frau Rosalie Artaria-Braun, die um Jahrzehnte auseinanderliegen, ist zu entnehmen, daß die Verfasserin dem positiven Christentum und den Konfessionen schließlich ganz gleichgültig gegenübergestanden ist: ‚Quälen Sie sich nicht mit konfessionellen Gedanken und haben Sie keine Furcht, auch nicht vor den Geistlichen. Wo der Kern, das Wesen im Herzen lebt, ist es ja ganz einerlei, in welches Gewand er äußerlich gehüllt ist, Sie werden bei Gott und den Menschen in allen Stunden gut durchkommen‘ (30. Juni 1861). ‚Besondere Anstalten zu Erlösung und Versöhnung brauche ich nicht, so wenig wie Sie‘ (28. Januar 1887).

Wie Atheismus ihr von jeher gegen die innerste Natur gewesen ist, so hat sie sich auch gegen pantheistische Gedanken immer gewehrt. Nach der Lektüre der ‚Essais‘ von Wundt schrieb sie an eine Freundin: ‚Sie wissen ja wohl, daß ich kein ‚Ich-süchtiges‘ Geschöpf bin, demungeachtet kann ich das kleine ‚Ich‘ nicht völlig aufgeben. Ein Rest bleibt mir immer stehen, das ist das Gesamtbewußtsein ... und der Urwille, das Gewissen. Dies bleibt mein ‚Ich‘, ich mag machen, was ich will, und Herr Wundt mag sagen, was er will, das kleine Ich, das im großen Du aufgeht‘ (3. Jan. 1887). Den hier und anderswo noch deutlicher ausgesprochenen Glauben an unsere ‚ewige und individuelle‘ Fortdauer hat Henriette Feuerbach ‚nicht aus egoistischer Lebenslust, sondern aus einem Gefühl allgemeiner innerlicher Unmöglichkeit‘ (des Gegenteils) immer festgehalten. Die Art und Weise der Fortdauer allerdings will sie ganz dem Ratschluß Gottes anheimgestellt wissen; ‚im Glauben und Vertrauen an die ewige Liebe‘ ruht ihr das einzige Heil (30. Juni 1861).

Eine unüberwindliche Scheu muß sie gehegt haben, ihre opfervolle Pflichterfüllung in irgend eine Beziehung zum Endglück zu bringen; sonst wäre es unbegreiflich, daß sie in ihren Trostlosigkeiten nie den Ausgleich im Jenseits sich zum Trost genommen hat. Anderseits ist sie mitten in den Gewissensqualen, von welchen wir sie haben erzählen hören, dem Gedanken an den Tod in voller Ruhe gegenübergestanden; es geht bei ihr ‚ohne Angst und Furcht‘ ab; es ist ihr wichtiger und schwerer, vom eigenen Gewissen Vergebung zu erlangen als durch die Kirche (Ostermontag 1888).

Zur Erklärung jener Scheu müssen wieder Äußerungen aus der Entwicklungszeit Henriette's herangezogen werden; sie zeigen, daß ihr

sittliches Empfinden ganz früh auf das innere Müssen eingestellt, gegen jede Art von Verdienstlichkeits-Moral eingenommen worden ist. Am 29. Dezember 1842 teilt sie ihrem Bruder Christian folgende Stelle aus ihrem Tagebuch mit: ‚Inneres Müssen ist Genie des Willens. Dem äußeren Muß nachgeben, nur deshalb eben, weil ich äußerlich gezwungen werde, ist Schwäche, Folgenwollen ist Gehorsam. Aufgebung seiner selbst durch Genie des Willens an Gott ist Frömmigkeit, an die Menschen im allgemeinen Großmut, an den Menschen im einzelnen Liebe, an das Gesetz der Sittlichkeit Tugend. Wo dieses Muß regiert, hört das Verdienst auf, aber diese Verdienstlosigkeit eben ist die göttliche Vollendung des menschlichen Lebens, die Erhebung des Knechtes zum freien Sohn.‘ Eine ähnliche Äußerung ist an Emma Herwegh gerichtet. Henriette berichtet ihr von dem Revolutiönchen, das sie jüngst in Baden gehabt haben; die Briefschreiberin ist zwar ‚die friedlichste Person von der Welt, Gott sei's geklagt. Wenn's aber einmal recht los geht bei uns, dann tragen Sie die Fahne voran, und ich ziehe mit dem Verbandzeug als barmherzige Schwester hintendrein, natürlich nicht als graue oder schwarze im Dienst des lieben Gottes, damit er mir nachher in dieser oder jener Welt den Orden der Frömmigkeit umhängt, sondern einzig und allein deshalb, weil Wunden weh tun, und weil ich so eine Leidenschaft habe für alle Menschen, die Schmerzen haben‘ (6. März 1848).

Die Frau, die so geschrieben und ihr Leben lang so empfunden hat, hat offenbar das christliche ‚Rette deine Seele‘ nie in seiner reinen Tiefe verstanden. Und eben dies hat sich gerächt. Als jener Fehler ihrer seelischen Organisation, den sie selbst als Mangel an gesundem Egoismus bezeichnete, nach dem Tode des Stiefsohnes akut wurde, hätte das Bewußtsein, durch Rechttun und Opfern sich ein Anrecht auf das endgültige Glück erworben zu haben und weiter erwerben zu müssen, in die Lücke treten können. Mit ihrem Wesen verwachsene Denkgewohnheiten ließen ein solches Bewußtsein nicht so schnell aufkommen. So war ihre ganze Vergangenheit auf einmal ohne Sinn; sie wußte keine befriedigende Antwort auf die Frage, warum sie soviel ausgehalten hatte.

Als Henriette Feuerbach, wenige Tage vor ihrem achtzigsten Geburtstag, die Augen schloß, fand man in ihrem Schreibtisch einige Seiten ihres letzten Tagebuches; der Herausgeber ihrer Briefe hat sie, wie er mit Recht sagt, ‚als schönsten Schluß‘ den Briefen beigegeben. Die Sätze sind anscheinend um die letzte Jahreswende geschrieben worden, die Henriette auf Erden miterlebt hat. Sie klingen teilweise wie der ‚Nachfolge Christi‘ des Thomas von Kempen nachempfunden. Von den Reserven gegenüber dem Schicksal, die in den Altersbriefen überall gewahrt sind, enthalten sie nichts mehr; alles ist in Befriedigung aufgelöst. Auch in Bezug auf das Verhältnis von Sittlichkeit und ewigem Glück verrät sich eine gewandelte, oder vielmehr von jedem Vorurteil befreite Auffassung. Die restlose Erfüllung aller Gewissensforderungen wird als

Bedingung gezeichnet für das Eintreten jener Macht, ‚von der ich mich getragen fühle wie das Kind in den Armen der Mutter'. Heiter und golden schwebt so schließlich doch über den Abgründen dieses Lebens und leuchtet in ungemessene Fernen die Verheißung des Gottessohnes: Die reinen Herzens sind, werden Gott schauen!

Tagebuch einer alten Frau.
Altersgedanken von Henriette Feuerbach.*

Wenn man im Spätherbst bei einbrechender Dämmerung durch die Straßen geht, so ist es erfreulich zu sehen, wie sich innerhalb der Fensterreihen allmählich die Lampen entzünden und ein behagliches Leben in traulichen Zimmern beleuchten. Man schaut gern in die freundliche Helle und denkt an ein eigenes warmes Heim und an liebe Freunde und Bekannte.

Das Gleichnis vom Spätherbst läßt sich gar wohl auf alte Menschen anwenden. Dämmerung von außen, Helligkeit im Innern! Wir nennen das Geisteslicht, welches aus reichen Erfahrungsschätzen strömt, ‚Erkenntnis'. Nun wohl — die schöne Frucht der Erkenntnis ist Klarheit und Heiterkeit der Seele.

Alte Leute, mit denen die Jugend gerne verkehren mag, werden dies stets mit herzlicher Liebe und warmem Danke erwidern; denn das Alter hat nicht selten von der Jugend mehr zu lernen als die Jugend vom Alter.

Stille sein ist ein großes Glück, eine große Gnade. Wenn die Affekte weichen, dann wird alles eben und der Geist Gottes schwebt auf der ruhigen Fläche.

Herrschaft über Empfindungen und Launen macht den sittlichen Menschen.

Wer nicht Kraft hat zum Entsagen, der hat auch nicht Kraft zum Genießen.

Sorgen und Kummer sind ein Berg, der auf der See liegt, und den die Zeit nach und nach abträgt. Die Zeit leidet keinen fortwährenden Schmerz, darum duldet sie auch kein dauerndes Glück.

Ach, ein Herz, das lieben kann, dem wird es nie fehlen in der weiten reichen Welt an einem Gegenstande, welchem es sein Leben liebend hingeben und durch die Hingabe die Vervollständigung der eigenen Natur erringen kann: die Vollendung, welche der Mensch nur im Menschen zu erreichen vermag. Was Liebe gibt, das gewinnt sie zehnfach und wächst und wächst bis in die Unendlichkeit hinein, wo Schöpfer und Geschöpf in einem einzigen Gedanken zusammenfallen und wir mit einem liebenden Blick die ganze Welt umfassen.

Unser ganzes Leben muß darauf gerichtet sein, das Gemüt von innen

---

* Abgedruckt aus: Henriette Feuerbach, Ihr Leben in ihren Briefen. Herausgegeben von Hermann Uhde-Bernays. Meyer u. Jessen, Berlin 1912. S. 466 ff.

heraus zu bilden, zu erweitern, um die Idee unseres Daseins in der Persönlichkeit wirklich lebendig darzustellen. In der Einheit des Gemütes ebensowohl die weibliche Schönheit als weibliche Kraft. Nicht die des Momentes meine ich, sondern die Ausdauer und Nachhaltigkeit, welche des Mannes höchste Anstrengung nicht zu erreichen vermag, weil er seine Kräfte mehr zersplittert, während das Weib jeden Augenblick als unteilbares Ganzes sich hingibt.

Alles Gemütsleben ist innerliche Religion, sie ist der heimatliche Mittelpunkt des Lebens.

Doch habe ich mir aus meinem Leben die Lebenspraxis herausgezogen, zu tun, was ich kann, und dann ruhig zu sein. Es ist immer ein Vorzug für diejenigen, die das Schicksal neben hinauswirft, daß sie das Leben leichter als ein Ganzes ansehen lernen und vom Moment sich nicht so leicht erdrücken lassen. Teilweise ist das Schicksal doch nur ein Echo dessen, was man selbst ist und tut — da handelt es sich darum, das rechte Wort zu finden, das heißt bei mir immer: Strebsamkeit, Ausdauer — da, wo die Kraft zu Ende ist: Geduld und Ergebung. Und für den Rest, der überall bleibt, tritt für mich eine Macht ein, von der ich mich getragen fühle wie das Kind in den Armen der Mutter. Nur muß zuerst alle Kraft erschöpft sein bis auf den letzten Tropfen, eher nicht, aber dann kann ich ganz und selig ruhen von meinen kleinen kindischen Mühen und dann muß es gut gehen und geht auch.

Heiterkeit — ach, wem Gott diese Gabe geschenkt hat, der bewahre sie als teuerstes Heiligtum, als reichsten Segen. Nicht als ob kein Schmerz die Seele berühren dürfte und ewiges Lachen von den Lippen ertönen sollte.

Die Schmerzen sind Lebensgut, aber so wohl und oft noch besser als die Freude; wenn wir den geistigen Inhalt nicht aus jeder der vorüberfliehenden Stunden zu ziehen und als errungenes Vermögen zu bewahren vermöchten: was wäre dann unser Dasein?

Ach, so viele Momente sind es, wo der Schmerz mit rauhem Zahn am Herzen nagt, Sorge und Kummer uns im bangen Kerker gefangen hält. Und doch sind große Schmerzen veredelnd, erhebend, sie sind wie das reine Gold, mit welchem man dem Leben seine großen Zahlungen macht, indes man mit den kleinen alltäglichen Verdrießlichkeiten wie mit Kupfergeld Hände und Seele beschmutzt. Diese zu überwältigen und glatt und ruhig auf der Oberfläche darüber hinwandeln, ist am schwersten. Das Leben muß verarbeitet werden, dann erst löst sich alles in Befriedigung auf, die der Grundton der Seele dauernd bleibt, nach tausend und abertausend Abweichungen.

Kürzlich erhielt ich einen Brief von meiner Freundin, Frau Sophie in Frankfurt; sie schildert darin die Feier ihres siebzigsten Geburtstages: ‚Und sie kamen paarweise', so heißt es in dem Briefe, ‚zuerst die Kleinsten und dann die Größeren, jedes mit einem Blumenstrauß in Händen, darauf kamen auch die Eltern, meine Söhne und meine Tochter mit Schwieger-

töchtern und Schwiegersohn; alle waren sie da und der alten Frau von Herzen zugetan.'

Hätte ich Kinder und Enkel, die meinen achtzigsten Geburtstag mit mir feiern wollten, so würde ich nicht am Schreibtisch sitzen und in meiner halben Blindheit die Federspitze an dem Rand des Tintenglases zerstoßen. Ich würde weiche, warme Strümpfe stricken und Geschichten erzählen. Weihnachten würden mir auch, wie meiner Freundin, drei Trommeln auf einmal nicht zu viel sein. ‚Was bringt eine Großmutter nicht alles fertig', schreibt sie.

Bei mir ist es anders; ich bin allein. Niemand gehört mir zu eigen. So kommt es, daß ich mich öfters in die stillen Schachte meines innersten Wesens zurückziehe, um kleine Goldkörner zu sammeln, die sich, kärglich genug, hier und da in dem Gestein der Lebenssorgen abgelagert haben. Ich horche dann auch gerne auf das leise Rauschen der verborgenen Quelle, aus der die selbstredenden Gedanken aufsteigen, welche die Welt Ideen nennt.

Wer dem Ausgang so nahe ist wie ich, dem stellen sich die Geheimnisse des Lebens und Sterbens ernst und mächtig gegenüber. Die Wissenschaft strebt auf verschlungenen Pfaden zwischen Klippen und Untiefen nach Erkenntnis. Das unendliche Weltgefüge wird in Zahlen gebannt, die Natur in ihrem geheimsten Wirken belauscht, aus tausendjährigem Schutt die Vergangenheit erweckt. Was verborgen ist, soll an das Licht kommen, das Verhüllte offenbar werden. Und doch, alle Wissenswege, wo sie auch ansetzen und nach welcher Richtung sie sich wenden, sie führen zu einem und demselben Ziele, sie führen zur rückhaltlosen Ergebung an der Grenze des menschlichen Denkens.

Das sind schwere Altersgedanken, zu schwer für eine alte Frau, deren Begriffsvermögen nicht ausreicht, die weiten Umrißlinien auszufüllen und auszuführen. Es ist aber noch eine Lösung vorhanden, die heiter und golden über den Abgründen schwebt und in ungemessene Fernen leuchtet: ‚die reines Herzens sind, werden Gott schauen', so heißt die Verheißung. Und sie hat große Kraft, denn sie trägt auf ihren starken Flügeln auch die Unwissenden zur richtigen Stelle.

9.

Aber am anderen Tage gab sich der umständliche Coloman wirklich Mühe, in aller Frühe weiterzukommen. Der Frühling hatte neue Gewalt gewonnen. Er, der gestern noch am Boden gelegen war, halbbetäubt, das Haupt in das Gebüsch geduckt und schwächlich den Geschossen des Winters ausweichend, hatte sich erhoben und zeigte eine so kraftvolle Gestalt, daß nicht nur Seidelbast und versteckte Prinzeßchen, sondern auch Primeln und grüne Gräser im Tal hervorzukommen und ihm zu dienen wagten.

Der Karren fuhr während der folgenden Tage kreuz und quer. Coloman erklärte dem ungeduldigen Knaben, wenn dieser merkte, daß sie große Umwege machten, der Weg geradeaus sei eben eine Wüste. Zunftgenossen hätten hier alles Stumpfe scharf gemacht, so müsse er die Kundschaft seitwärts aufsuchen, sonst werde er sie ganz und gar verlieren. So umschrieben sie Augsburg in einer großen Zickzacklinie und nur einmal konnte Christoph die Türme des alten Doms und das gewaltige Rathaus von ferne sehen. Die Stadt lag bereits südöstlich von ihm, und er bedachte, daß er jetzt vielleicht durch eigene Kraft die Donau gewinnen könne. Aber da hustete Coloman so armselig und wimmerte aus keuchender Brust, daß Christoph sich nicht entschließen konnte, seinen Retter zu verlassen. Die Tage wurden heiterer, das Wetter beständiger, und Coloman behauptete immer aufs neue, daß er, sobald der launische April hinter ihm sei, wieder zu Kraft käme. So blieb er also auch dann, als er merkte, wie Coloman ihn betrog, indem er sich immer weiter in das fette Gäu des Landes einbohrte, während er ihm versicherte, sie seien auf der kürzesten Richtung donauwärts. Christoph bekam im übrigen immer mehr die Leitung des kleinen Haushaltes in seine Hand. Coloman fügte sich meist demütig, jedoch mit jener listigen Pfiffigkeit von alten Lakaien, die den Herren kaum widersprechen, aber es insgeheim doch immer wieder so zu wenden wissen, daß der Gehorchende nichts anders als ihren eigenen Wunsch auszuführen braucht. In einem Punkte widerstand er aber dem Knaben schließlich offen ins Angesicht. Er gestattete sich nämlich von Zeit zu Zeit einen ‚blauen Tag' und holte sich dabei sein Räuschchen. Zwar nahm er dann mit vieler Zerknirschung den Tadel und die heftigen Vorwürfe des Knaben hin, aber er blieb halsstarrig dabei: ‚Es ist mir auferlegt. Ich möcht' es gern wegen Euch unterlassen, aber schaut: Man kann den Atem ein wenig zurückhalten, aber nicht darauf verzichten. So ist's mit dem Lebenswasser und mir.'

In solchen Zuständen redete er dann sowohl in den Wirtshäusern wie in seinen Selbstgesprächen davon, daß er einen feinen Gehilfen habe, daß der ein Hochgeborener sei wie St. Wendelin der Schäfer, und es werde sich noch einmal herausstellen, daß er, der Schleifer, nicht mehr auf Schnaps angewiesen sei, sondern Weine aus Frankreich und Welschland trinken könne. Zwar Messer werde er schleifen sein Leben lang, aber die Zeit hebe schon den Hammer, um die Stunde zu schlagen, wo er nur noch für Schloßküchen schaffe und für seine Herren Säbel und Degen schärfe. Die Bösen seien auf der Welt zu Anfang immer siegreich, aber am Ende kämen doch die Guten auf, säßen auf Schlössern und Pfalzen und lohnten die getreuen Diener. Coloman schnitt dem Knaben mit eigensinniger Beharrlichkeit die Haare nur an der Stirne zurück; so geschah es, daß das schlichte Gold seiner Locken ihm bald in den Nacken hing und an die Engelköpfchen und Rittersöhnchen an Bildern und Epitaphien der Kirchen erinnerte. Darum zeigten auch die Bauern, die ihm begegneten und denen sein Schicksal und seine scheue Zurückhaltung von Coloman gedeutet und in geheimnistuerischer Art vorenthalten wurde, Ehrfurcht, wo er auftauchte. Sie rückten die Hüte, verbeugten sich und blieben ihm nachschauend in der Ferne stehen. Auch wichen sie ihm wohl scheu aus oder riefen sich laute Bemerkungen zu, wie schön und fein der Bube sei, daß man es ein rührendes und trauriges Los heißen müsse, wenn solch ein Knabe, dessen Wiege weiß Gott in welch goldener Kammer gestanden sei, Seite an Seite mit einem Hunde wie ein anderes Zugtier einen Karren ziehen müsse. Die Kinder verstummten in ihren Spielen, wenn er nahe herankam, die Frauen steckten dem Schleifer allerlei Leckerbissen für Christoph zu. Je besser sich Coloman auf diese Weise stellte, je mehr er selbst an Achtung gewann und sich als befragte, merkwürdige Persönlichkeit vorkam, desto deutlicher wurden seine Anspielungen auch Christoph gegenüber und desto williger kam er scheinbar seinen Wünschen entgegen.

Die beiden Fahrenden nisteten sich auch fernerhin fast nur in Ruinen, verlassenen Schlössern oder uralten Turmtrümmern ein. Vielleicht hatte Coloman selbst eine Vorliebe für solche Herbergen, die bequeme und warme Winkel boten und Ruhe vor Kindern und besonders vor Vaganten gewährten, die sich näher bei den Dörfern einquartierten; vielleicht auch hatte ihm das Staunen Christophs beim Anblick der ersten Ruine den Einfall beigebracht, der vornehme Knabe atme in solcher Umgebung heimatliche Erinnerungen und Gefühle. Überreste alter, kriegerischer Zeit gab es in dem Hügelgelände überall genug, und so kam es, daß Christoph fast an jedem Abend

auf einem Schlößberg, zwischen Linden und zerborstenen Bauteilen, zwischen Brombeersträuchern und bei seltsam gestalteten Gruben, Höhlungen und alten Brunnen, in gemiedenen Ecken, die nachts vom Schrei der Käuzchen und Aufvögel, vom Flattern der Fledermäuse und scheuen Gang des Wildes belebt waren, den Staub der Straße ausatmete und von sich schüttelte. Je mehr er die Berge und jedes Merkzeichen der Heimat aus dem Gesichte verlor, desto sehnsüchtiger hing sein Blick an den Straßen, die der Donau zuführten. Er ließ kein Fuhrwerk, keinen einzelnen Wanderer, keinen Reiter unbeachtet, und wenn es einmal geschah, daß ein hoher Herr in prächtigem Wagen und Geschirr daherstolzierte, so klopfte sein Herz vor Erwartung, in ihm den Oheim zu finden. Oft lief er zum Staunen des Alten mitten unter der eifrigsten Arbeit an den Rand des Burgstalls, auf dem sie schafften, und überprüfte mit spähenden Augen den hohen Weg. Denn immer wieder glaubte er eine ahnende Stimme zu hören: Jetzt, sieh dich vor, er kommt! Und er meinte, seine Ankunft müsse sich von ferne anzeigen, wie sich ein Gewitter Menschen und Tieren ankündigt, ehe nur ein Wölkchen am hellen Himmel braut.

Gegen diese duftige Hoffnung stritt mit immer größerer Kraft eine noch duftigere. Seit jenem Blütentraum beim Prinzeßchen hatte die Lieblingsvorstellung des Vaters über ihn Gewalt, daß das niedrige Leben ein kurzer, böser Traum, eine Prüfung der verwunschenen Familie sei und daß alle Augenblicke sich Berge und Hügel, Hütte und Gewänder versetzen könnten, und daß sie wieder in die uralt ererbten Familiengüter, Schlösser, Reichtümer, Titel und Beziehungen hineingestellt würden. Diese Ruinen und Trümmer erschienen nun auch Christoph manchmal wie dunkle Knospen, die, zum Aufspringen reif, all die blühweiße Herrlichkeit nur spitzengekleideten Schwestern und strahlenden Kammern entgegenstrecken könnten. Er gewann außerdem auch noch immer mehr Zeit zum Grübeln und Träumen. Denn er hörte auf, dem Schleifer bei der Arbeit zu helfen, da dieser Fleiß ihr Fortkommen nur verzögerte; denn Coloman vergeudete die gewonnene Zeit verschwenderisch in den Kneipen.

Doch wenn in dieser Weise an müßigen Tagen und unter dem Drang von Ungeduld, Heimweh, Sorgen und Verzagtheit die Hoffnung auf einen alles wendenden Zauber Macht über ihn gewann, so verschwand diese wie das Blendwerk eines Gauklers, sobald er im Sonnenschein durch die Fluren zog und pflügende Landleute, glänzend schwarze Pferde und Herden von Schafen rüstig über wohlduftende, von Tag zu Tag blutvollere Auen dahinschreiten sah oder wenn ein

Bauerngehöft auf einem Hügel stand, das dem Michelshof am Waldhang glich — und wie viele Höfe erinnerten ihn an das geliebte Haus —, dann atmete er wie aus erhabenen, aber blassen Träumen erwachend mit der aus frisch aufgerissener Scholle strömenden würzigen Luft eine ungeheure Sehnsucht nach der alten Heimat, nach dem Trauf des Flachsschuppens, nach dem Bach am Waldrand, dem sonnigen Platz am Höhenkreuz ein.

Coloman indessen freute sich daran, den Knaben nicht nur zu bestaunen und unterwürfig zu bedienen, sondern auch gelegentlich zu quälen, vor allem ihn so lange als möglich von der Donau fernzuhalten. Er war schließlich doch nicht zum demütigen Diener geboren. Dazu war er allzu lang als sein eigener Herr in der Welt herumvagiert und hatte sich gewöhnt, nur das ‚Auferlegte' als höhere Gewalt anzuerkennen. Je sicherer er im Innern an die adelige Herkunft des Knaben glaubte, desto mehr reizte es ihn, zu rebellieren und zu tun, als gälte er ihm kaum so viel wie Seinesgleichen. Oft betrank er sich aufs neue, wenn ihn Christoph ausgescholten hatte. Wenn Christoph zum Weiterfahren drängte, so schützte er vor, er sei durch die heiße Frühlingssonne, die eine zehrende Kraft besitze, allzusehr geschwächt, oder er schreckte den Unerfahrenen und keineswegs zum Weltdurchmessen Geborenen durch eine Erzählung von streifenden Räubern, Zigeunern oder Grenzsoldaten. Aber als Christoph merkte, daß nicht Krankheit und Besorgtheit, sondern ein eigensinniger, sich an seiner Widerspenstigkeit labender Wille all diese Aufenthalte verschuldete, da entschloß er sich, sein Geschick wieder kräftiger in die Hand zu nehmen. Er ließ Coloman in der Sonne liegen und ging zum erstenmal selbst in das nächste Dorf, um Ware zu holen. Zwar erregte er, obwohl er Barett und Mäntelchen abgelegt hatte, viel Aufsehen, aber keiner hielt ihn für einen Bauernbuben, alle betrachteten ihn als ein Seiltänzerkind aus einer Bande, die kürzlich durch die Gegend gereist sei. Willig gaben sie ihm Auskunft darüber, welcher Weg am kürzesten zur Donau führe und daß sie für Karrenleute in drei Tagen wohl zu erreichen sei. Darauf kehrte er zu dem Alten zurück, ohne ihn zu beachten, schliff die Messer und ordnete seine Pläne. Morgen will er Coloman verlassen, und zwar heimlich, damit ihn der Schleifer weder durch List noch Tränen aufhalten könne. Bangen erfaßte ihn trotz aller Entschlossenheit, und er blickte auf die nahe Ruine, als wollte er sagen: Komm, tu dich auf! Colomans Äuglein betrachteten ihn mit grausamem Wohlgefallen. Er folgte jeder Regung der flinken Gestalt und brummte vergnüglich vor sich

hin: ‚Coloman, weit hast du's gebracht, hast jetzt einen Grafen oder Baron als Diener. Coloman, was mußt denn du selbst sein, wenn so hohe Herren dich bedienen? Dann ist ja für dich fast kein Titel mehr gut genug, und der Herrgott im Himmel muß für dich einmal schon die Cherubim aufbieten!‘ — Er kraute den grimmen Hurrax, der dem Knaben keinen guten Blick gönnte. ‚Weißt du, Hurrax, was für einer dich bedient? Wir zwei haben schon viele Abenteuer miteinander erlebt, aber kein so feines. Es ist uns meist so bitterbös ergangen, daß sich gerechterweise der Stiel wirklich einmal umdrehen muß. Schau, er hat Hände nicht nur wie ein Prinz, schon wie eine Prinzessin. Das geschwinde Bücken kommt von den Komplimenten her. Schadet ihm nicht, wenn er sich jetzt um Arbeit bückt. Wird später einmal ein gütiger Herr, wenn er weiß, wie das Dienen schmeckt. Welcher Scherenschleifer im ganzen Land, in siebenmal sieben Fürstentümern hat einen so feinen Gesellen wie ich! Zuletzt glaub ich gar noch, sie sind daraufgekommen, daß ich ein Königssohn bin, und sie haben mir einstweilen einen Pagen vorausgeschickt, daß er mich bediene, bis all die Weine hergeschafft und die Ochsen gebraten sind!‘

Währenddessen ließ Christoph, mit hastigem Fuße den Schleifstein tretend, in die dunkler heranbräuende nächste Zukunft weiße Schleier flattern, Perlschnüre klingeln, Prinzeßchen tanzen und durchwirkte das lachende, blütenweiße Fest am Kirschbaum mit satten, leuchtenden Farben. ‚O Vater, wenn du doch recht gesehen hättest!‘

10.

Die letzte Herberge, die Christoph mit Coloman gemeinsam verbringen wollte, war wieder eine Ruine, aber eine von ganz neuer Art.

Sie waren an ein größeres Dorf gekommen. Die sauber getünchten Häuser umschlossen wie ein leichter, bunter Kranz die massigen Formen eines alten Schlosses, das mit seinen Wirtschaftsgebäuden und einem stattlichen Parke auf einer leichten Anhöhe lag. Coloman, der dieses Marktdorf wie alle übrigen der weiten Umgebung wohl kannte, hatte diesmal als Halteplatz eine von zwei sich im spitzen Winkel treffenden Bächen eingerahmte Wiese bezeichnet, die von hohen, uralten Linden überschattet war. Eine von ihnen hatte in ihrer Greisenschwäche die Krone fast völlig verloren. Ihr ausgehöhlter Stamm war oben ganz geschwärzt, denn das fahrende Volk, dem diese Wiese überlassen war, pflegte am Fuße der Linde, der sich wie ein Kamin öffnete, ihr Lagerfeuer anzuzünden, und der Rauch zog in ihrem Innern wie in einem Schlotfang empor. Da dieser bevorzugte

Platz noch unbesetzt war, wählte ihn Coloman, und alsbald zog bläulicher Rauch spielend aus dem hohen Stamm und umschlängelte ihn, als wolle er die Zweige, Äste und Blüten, die ihn einst in jungen Jahren geziert hatten, nachzeichnen. Christoph wollte wieder selbst in den Ort gehen, um Arbeit zu suchen, aber Coloman gab es nicht zu, obwohl er gerade an diesem Tage wirklich an schweren Brustschmerzen litt. Eine unwiderstehliche Sehnsucht nach Schnaps hatte ihn erfaßt. Er behauptete: ‚Ein Junger hat von selbst ein leichtes Geblüt, einem Alten aber muß man es eingießen!' und setzte es endlich durch, daß der Knabe zurückblieb; darauf ging er langsam dem Dorfe zu, blieb oft hustend und sich in Schmerzen an einen Baumstamm lehnend stehen und schaute auf den Knaben mit seinen trockenen Blicken wie in demütiger Abbitte zurück. So kam es, daß Christoph von Mitleid ergriffen wurde und in einer Art vorauseilendem Heimweh an die Zeit dachte, wo er wieder allein die Welt befahren sollte. ‚Vielleicht rückt es aber an,' dachte er, ‚vielleicht sind wir morgen alle im Glück, dann muß er mit auf das Schloß!'

Unterdessen kam aus dem nahen Gehölz ein Blahenwagen hervor, gleich hinter ihm ein zweiter, dritter und vierter. Gleichzeitig erschienen ein paar buntgekleidete, schwarzmähnige und seltsam aufgeputzte Männer auf dem Plan, beschauten den Lagerplatz, zeigten mit den Händen winkend da und dorthin und trafen offenbar Anordnungen, wie sich die Wagen aufstellen sollten. Sobald diese das Dorf erreicht hatten, fuhren sie im Galopp, die Pferde wurden gepeitscht, daß sie wild ausholten und ihre hageren Leiber furchtsam reckten. Die Wageninsassen ließen Affen, kreischende Papageien und anderes seltsames Getier sehen und lärmen, spielten Geigen, Flöten, Trompeten, schlugen Tamburins und ließen Castagnetti kreischen. Sie erreichten so, daß in einem Augenblick die Arbeit des ganzen Dorfes stillestand. Die Bürger und Bauern, Frauen und Mädchen erschienen an den Fenstern und Türrahmen, die Kinder sprangen auf die Straßen und alles Ernste, Bedächtige ergab sich willig dem Bann dieses koboldigen Getriebes. Ehe Christoph recht zum Bewußtsein dessen kam, was vorging, füllte sich der Raum um ihn her mit zerlumpten Kindern, mit buntfarbenen Frauen, Tieren aller Art und großem Lärm. Ein übler Dunst, so wie er ihn einst im Wagen der Zigeuner geatmet hatte, schlug ihm entgegen, ein Affe sprang dem Entsetzten auf die Schulter und ein Weib mit einem gelbbraunen, häßlich zerknitterten Gesicht, dem man bald zerfallenes Alter, bald kräftige Jugend anzusehen meinte, streichelte ihn und sagte, ohne

auf ihn zu sehen: ‚Schönes Kind!‘ Christoph sprang voll Widerwillen auf die Seite, eilte Coloman nach und erzählte ihm, daß die Zigeuner den Karren mit diebisch-lüsternen Blicken umschlichen und daß er um keinen Preis bei ihnen zurückbleibe. Der Alte war so sehr vom Begehren nach Branntwein hingezogen, daß er schon vor dem Genusse von einer Art Trunkenheit benommen war. Er schob den Knaben in dumpfem Drange weg: ‚Laß mich! Es ist mir auferlegt, Bub, du weißt nichts von Leiden und weißt nicht, daß der Kranke nichts denkt, als wie er Hilfe findet. Du hast nur erfahren, daß das Wasser abwärts und nicht aufwärts läuft.‘ — Christoph faßte ihn in seiner Angst beim Rock, um den Weiterwandelnden aufzuhalten, und setzte ihm so beharrlich zu, daß Coloman böse wurde und nach ihm schlug. Aber da fiel dem Knaben in seiner Not eine gute Rede ein: ‚Was brauchst du nach Branntwein zu laufen, ich hol dir soviel du willst, wenn du nur mit Hurrax beim Karren bleibst. Ich kann nicht unter diesem Volk sitzen, laß mich allein auf Kundschaft ausgehen!‘ Auf diesen Vorschlag ging Coloman sogleich ein, denn da ihn der Husten quälte, blieb er nicht ungern in der Herberge zurück.

Der Hund ging wie immer mit ihm, aber er kam nicht zur Ruhe. Aufgeregt und erbost legte er die Ohren zurück, sträubte das Haar und zitterte vor Wut über das viele Getier auf dem Platze, insbesondere über den Tanzbären und die Affen. Auch knurrte er die Kinder an, welche mit diebischen Absichten heranschlichen, und ließ sich durch kein Locken und Augendrehen beschwichtigen. Unterdessen beschaute Coloman, behaglich in Decken gehüllt, das Treiben der Zigeuner mit den neugierlosen und ruhigen Blicken eines Mannes, der das alles oft genug und wohl in größerer Phantastik gesehen hat. Auf einmal hörte er flüstern: ‚Woher hast du den schönen Knaben? Ich lese, daß er nicht dein ist!‘ Coloman riß die Augen auf, so weit er konnte, schaute auf den mit aufgereckten Ohren hockenden Hund, der die Stimme wohl auch vernommen hatte und mißtrauisch lauschte. Der größte Teil der fahrenden Leute hatte sich in das Marktdorf zerstreut oder in die Wagen zurückgezogen. Wenige waren in seiner Nähe und keiner von ihnen schien sich um ihn zu kümmern. Unter ihnen stand ein altes Weib, das achtlos gegen ihre Umgebung ihre Augen starr und steil zum Firmament erhoben hatte. Sie hatte die Arme über der Brust verschränkt und schien Gebete zu murmeln. Kaum versank Coloman wieder in sich, so hörte er ein zweites Mal den Flüsterton: ‚Ich lese, der Knabe ist von dir zu schmutzigem Dienst mißbraucht worden. Der Schuldige habe Furcht!‘ Coloman schüttelte sich:

‚Habe ich jetzt geschlafen? Bin ich denn schon berauscht?‘ Da vernahm er ein häßliches Kichern: ‚Ich lese in den Sternen, es geht ein Geheimnis mit dir um, es schläft ein Geheimnis mit dir — der Knabe ist ein Geheimnis! Ich rate dir, hüte dich vor dem Geheimnis!‘ Coloman schaute während dieser Worte voll Argwohn auf die alte Zigeunerin, die immer noch ganz teilnahmslos für das Treiben auf der Wiese nach dem Scheitel des Himmels blickte. Aber er sah sie nicht einmal Lippen bewegen. Glücklicherweise kam nun Christoph mit dem ersehnten Getränke zurück. Der Meister griff mit Hast und Gier nach der Flasche in der Hoffnung, daß aller Spuk in Lunge und Kopf von dem Lebenselixier vertrieben werde.

Christoph sagte zu ihm: ‚Unser Geld ist wieder zu Ende und unsere Vorräte im Mehlsack und in den Kisten sind arg geschmolzen. Ich will eilig Arbeit suchen.‘ Dem Alten war jetzt, da er seinen Alltröster hatte, recht, was immer geschah. Er ließ Christoph ziehen und stotterte hinter ihm her unwillkürlich, als wären ihm aufs neue die Augen aufgegangen: ‚Wahrhaftig, ein schöner Knabe, die Stimme hat recht.‘

Christoph, durch den beständigen Aufenthalt in Ruinen und einsamen Kiesgruben an Stille und Menschenferne gewöhnt, ging ungern von Haus zu Haus, aber nun war er angesichts des Tumultes und der herandrängenden Komödiantenfrechheit doch froh, von dem Lagerplatze wegzukommen. Eine uneingestandene, leise Hoffnung trieb ihn, seine Schritte zunächst dem Schloß zuzulenken. Er schritt leise befangen durch den blühweißen, wappengeschmückten Torweg in den Ökonomiehof, der mit sauberem Kies bedeckt war und einen freieren Blick auf das Schloß eröffnete. Quer durch den freien Platz führte ein sauber gerechter Weg zu dem schmiedeisernen reichen Parktor, von dem der eine Flügel offenstand. Christoph stand nun auf einem sanft gegen das Schloß gebogenen und in sachter Steigung aufwärts führenden Pfad, der von mächtigen, fremdartigen Bäumen überwölbt war, während auf dem sauberen Rasen zu beiden Seiten Anemonen, Krokus und Schneeglöckchen in reicher Fülle blühten und ein Busch lange, in goldenem Flockenglanz prangende Zweige in zierlicher Schwingung emporwölbte. Von ferne sang eine Amsel voll geheimnisreicher Feierlichkeit. Feierlich war auch das Schweigen ringsum und das Aussehen von Brunnenfiguren, nischenreichen Grotten und anderen Gartenkünsten, und bedrückend lastete das nun ganz nahe, hohe Schloßgebäude mit seinem kuppelartigen Dache und den gewaltigen Ecktürmen auf den Emporschreitenden nieder.

Der Kies wich auf der Höhe des Schloßhofes einem edel gewürfelten Mosaikpflaster, und eine Balustrade von graugelbem Stein schloß die geräumige Terrasse gegen den hier tief gesenkten Garten ab. Ein schöner Blick auf einen bläulich in das dunkle Gewirr der Baumkronen aufschießenden Springbrunnen, eine Anlage kugelig und kegelförmig geschnittener Büsche und wie Kirchenheilige umherstehender Figuren erschloß sich von da. Aber auch hier, vor dem säulengetragenen Vorraum des Schlosses war lautlose Stille, was angesichts so vieler Gebäulichkeiten und so großartiger Räume ganz märchenhaft erschien. Während Christoph zwischen den Säulen durchschritt, machte ihm das große Schweigen, das ihm auch aus dem offenstehenden Schloßtor entgegengähnte, bange und erfüllte ihn doch zugleich um so mehr mit prickelnder Erwartung, je weiter hier alles vom bisher Gesehenen und alltäglich Menschlichen abwich. Plötzlich sprangen zwei Windspiele von ungeheurer Größe und unglaublich schlanken Leibern und Gliedern an ihm empor. Anfangs stand ihm aus Schreck vor den großen, wie in einem Traum gewachsenen Tieren der Atem still. Aber die überlangen Schnauzen der klein- und schmalköpfigen Wesen öffneten sich nicht, um böse Zähne zu zeigen oder grimm zu knurren, sondern um ihn mit rosafarbenen Zungen zu belecken; die grauen Augen blickten sanft und bittend, die Schwänze gingen schmeichelnd und die Rümpfe, die eigentlich nur wie etwas verstärkte Beine aussahen, schmiegten sich zutraulich und liebkosend an ihn. Christoph mißtraute ihnen gleichwohl, hob die Hände hoch, wenn sie ihn beleckten, und suchte vor den Zudringlichen in das Schloß zu entweichen; er wußte nicht, sollte er die fleckig weiß-rötlichen Tiere für Hunde oder junge kaum geborene Löwen halten. Warum gaben sie denn keinen Laut von sich und warum war nun auch hier im Treppenhaus des Schlosses lauteres Schweigen. Kein menschliches Wesen wollte sich zeigen. Das Treppenhaus war geräumig wie ein Saal, dunkle Bilder sahen von den weißen Wänden und von der Decke hing ein holzgeschnitztes Fräulein zwischen Hirschgeweihen. Zwei steinerne Treppen führten zu einer Galerie, deren rückwärtiger Raum im Dunkeln lag, an der hinteren Wand aber zeigte sich eine Türe, die zwischen zwei rötlich-braunen Säulen und unter einem schnörkelreichen Sturz in feingemusterten edlen Holzarten hervortrat. Christoph staunte. Er erinnerte sich an seine Phantasieschlösser und Ruinen und dachte: ‚So also sieht ein junges und echtes Schloß aus.‘ Sein Herz klopfte laut.

Als er sich, auf einen Diener wartend, unschlüssig, was er tun

sollte, und immer noch umschmeichelt von den Windspielen, die sich ihm zu Füßen gelegt hatten, hin und her wandte und einige zage Schritte gegen die schöne Türe wagte, tat sich der eine der Flügel leise, wie von einem Windhauch bewegt, auf, ein nie genossener betäubender Geruch strömte ihm entgegen und zugleich ging das leise Singen der wohllautend in ihren Angeln kreischenden Türe in ein feierliches, verhaltenes Orgelspiel über. Es verstärkte sich aber, je weiter sich der Raum auftat und blieb doch so leise und gleichmäßig über den Raum verteilt, daß alle Wände zu klingen schienen, und der Knabe, der sich näher heranwagte und in den geöffneten Saal gebeugt rasche Umschau hielt, glaubte, die Töne und der Duft gehörten dem Saal als Eigenschaften an. Sogleich aber wurde er nun noch stärker hingenommen durch das, was seine Augen erlebten, als was er hörte. In dem weiten Saal, der gegenüber aus hohen aber verhängten Fenstern gedämpftes Licht erhielt, hingen drei Kristallüster mit ungezählten, milchig weißen Armen von einer in prunkenden Farben gemalten Decke nieder. Die Wände aber waren sanftblau und von silbernem Gerank überzogen. Auch in diesem kostbaren Raum fand sich kein Mensch. Christoph erkühnte sich darum, einen Schritt weiter einzutreten und bewunderte die zwei Kamine von weiß geädertem rötlichen Marmor und die geschnitzten einfüßigen Wandtische zwischen den Fenstern. Von diesen leuchteten Früchte in Silberschalen und Süßigkeiten in Porzellanvasen. Aber sie vermochten in Christoph nicht jenes köstliche Begehren aufzuregen, das saftschwellendes, lockend aufgehäuftes Obst zu entzünden pflegt. Sie waren ihm nichts Lebendiges; das gelbe Dämmerlicht, die kühle Luft erinnerten an unterirdische Räume und an die Paläste der Meerfrauen und Zauberer, wo alles aus Dunst und Staub, durch Bannworte und Truggeister gebildet und gewoben ist und nicht die volle runde Wirklichkeit in sich hat. So gespenstisch kam ihm der Saal und selbst die nun gähnend ausgereckten Tiere vor, daß schon nach wenigen Minuten eine Sehnsucht nach der Sonne, dem Acker und den freien Lüften in ihm wach wurde wie in einem lange Zeit Eingesperrten. Er fuhr sich über die Wangen, ob sie nicht aschgrau und kühl seien. Dann blickte er sich noch einmal um und verließ den stillen Saal, indem er überlegte, wie er denn zur Küche gelangen könne. Als er so zaudernd dastand, strömte ihm unversehens aus einer seitlichen, bisher unbeachteten Türe der Geruch von gekochten Äpfeln entgegen. Sofort stand der ganze Michelshof und die Streife mit Germana durch den Garten und die Bergwiese vor ihm. Er wurde von einem

solchen Heimweh erfaßt, daß er in diesem feierlich-stillen, dämmerigen Schlosse nicht einmal weiter nach Arbeit fragen, sondern auf der Stelle davonschleichen wollte. Schon stand er an dem Tor, da hörte er von der dunklen Galerie herab ein ganz feines Kinderstimmchen: ‚Maman, o Maman, der liebe Gott hat uns den Heini zurückgeschickt!'

Christoph blickte empor. Da kam ein zierliches Mädchen, ganz in weiße Spitzen gekleidet, in aufgelöstem, wie lauteres Gold hinter ihr aufschwellendem Haar die Treppe herabgewirbelt, geschwind und lautlos wie ein wehender Geist. Die Strümpfchen und Schuhe leuchteten weiß über den roten Marmor — weiß wie die Strümpfchen und Bänder der Kirschenprinzeßchen. Und da Christoph noch unschlüssig und fassungslos dastand und glaubte, jetzt beginne wirklich der große Zauber, und ziehe ihn in die feierlichen Räume, in das verhaltene Schweigen und in die klingende Welt hinein, da war die schwebend-behende Kleine schon an ihn herangehuscht, hüpfte an ihm mit ausgebreiteten Armen empor und zog ihn, die Händchen um seinen Hals schlingend, zu sich herab, so daß er in der Verlegenheit auf ein Knie niedersank, um ihr willfährig zu sein. Sie reichte dem scheu Abgewandten immer wieder zitternd den bleichen Mund zum Kusse dar, rief immerzu: „Heini, armer Heini' — und sich umwendend: ‚Komm doch, Maman, geschwind, der Heini!' Christoph widerstrebte fast trotzig und rauh, entzog sich dem erregten Wesen auf jede Weise und hob die Hände empor wie beim Eintritt in das Schloß, als die Windspiele ihn beleckten. Sein Barett, das er beim Herannahen des Kindes züchtig gezogen hatte, fiel ihm aus der Hand, die Locken glitten ihm in das Gesicht; denn er suchte schließlich mit Heftigkeit von dem Mädchen loszukommen; aber das unbegreifliche Dingerchen hielt ihn mit behenden Bewegungen fest, indem es bettelte und schrie: ‚Brüderchen, dableiben, Heini, nicht mehr fort! Ach Heini!' Jetzt erschien am oberen Treppenabsatz eine hohe, stolze Frau, ganz in Trauer gehüllt. Auch sie schwebte lautlos herab, fast wie ein dunkler Schatten. Ein Schauer lief Christoph über den Rücken. Er glaubte nun fest an die große Verwandlung, aber er fürchtete sie, als schlänge sie ihn in die Unterwelt herab. Zu gleicher Zeit wurde es um sie her lebendig. Geweckt durch das Schreien des Kindes liefen ein paar Lakaien in blauen, goldbetreßten Kleidern herbei, ein Fräulein in weißer Schürze, gleichfalls zart, bleich, fast durchsichtig, und endlich eine Magd, die irgendwo von unten, wohl von der Küche, hervorkam, denn sie hatte noch einen Kochlöffel in der Hand und trug eine weiße

Schürze und ein weißes Häubchen. Christoph wurde durch die für ihn seltsam gekleideten Lakaien noch mehr in der Meinung bestärkt, es gingen märchenhafte Ereignisse vor und sträubte sich innerlich mit aller Macht, ein ‚Heini' zu sein und diesem Schlosse zuzugehören. Ich will nicht, ich will nicht unter Gespenster! dachte er. Als er die behäbige, rotbackige Köchin sah, da glaubte er in ihr ein letztes Restchen aus dem sonnbeschienenen Land und von Seinesgleichen zu sehen. Er rief ihr, alle übrigen außer acht lassend, zu: ‚Ich bin heraufgegangen, weil ich Arbeit suche. Wir schleifen Scheren, Messer, Beile, Pfriemen!' Die schwarze Dame, die Tränen in ihren großen, dunklen Augen hatte, lächelte jetzt geheimnisvoll und schmerzlich, hielt die kleine Kirschblütenprinzessin von Christoph zurück und scherzte: ‚Isabelle, du Springinsfeld, du brennender Dornbusch, halte doch an dich, wahre Würde! Die Toten, ach, kehren nicht zurück, glaube mir doch, wenigstens nicht am hellen Tag!' Und sie seufzte; dann wandte sie sich an Christoph, hob seinen scheu gesenkten Kopf am Kinn empor und sagte in feiner Sprache mit tiefer, warmer Stimme: ‚Sonderbar, in der Tat! Dies Haar, diese Augen, dieses ganze Gesichtchen, wie ergreift mich dein Anblick, guter, ahnungsloser Knabe! ... Kind, Isabelle, wenn du ... ach, wir armen Toren ... wenn du recht hättest! ... Wie wird mir doch! Es nimmt ja auch mir die Fassung!'

Christoph spürte, wie sie zitterte, wie ihre Augen noch größer und dunkler wurden und fast an den seinigen zu saugen schienen. Die Köchin begann laut zu schluchzen und rief: ‚Wahrhaftig, das ist ja der Herr Heini, der Prinz!' Die Goldbetreßten allein standen starr und steif, wie auf Befehle wartend. Die kleine Prinzessin wurde immer fröhlicher und zärtlicher; sie schmiegte sich, da auch die Mutter ihr mehr und mehr recht zu geben schien, aufs neue an Christoph, streichelte seine Hände und koste: ‚Heini, du bleibst bei uns und gehst mir nie mehr in die dunkle Gruft. Der liebe Gott hat dich herausgelassen, weil ich es ihm alle Tage gesagt habe. Kennst du uns denn nimmer, bist du noch bange?' Die Köchin schluchzte aufs neue heraus: ‚Seht nur die goldenen Haare, laßt ihn nimmer fort!' Christoph drängte sich nun erst recht dem Ausgang zu. Aber da beugte sich die Dame zu ihm herab, nahm den Kopf zärtlich an ihre Brust heran und schaute ihm so ernst und feierlich in die Augen, daß er vor Scham und Ehrfurcht gebannt stehen blieb. Und doch war ihm fast, als bereite man ihn auf das Ende vor und mache sich daran, ihn selbst in eine Gruft zu betten. Aber die Edle redete jetzt in einer

fremden Sprache zu den Lakaien. Diese entfernten sich mit Verbeugungen, und die gleiche warme Stimme wandte sich nun wieder in der Muttersprache an ihn: ‚Wie heißt du, Junger?‘ ‚Christoph.‘ ‚Siehst du,‘ sprach die Dame darauf zu Isabelle, die mit ungläubigem Gesichtchen zuhorchte, ‚Christoph, nicht Heini! Gleichwohl doch ein schöner und nicht ganz gewöhnlicher Name. Wie heißt dein Vater?‘ Christoph schwieg. Durfte er den Namen seines Vaters und seiner Familie angeben, verriet er sich nicht durch eine solche Offenbarung? Aber er konnte der gütigen Dame und ihrem feierlichen Heischen doch nicht widerstehen. Als sie die Namen Rasso, Edeltraud, Thassilo nacheinander hörten, verwunderten sie sich aufs neue. ‚Das sieht ja wirklich nach Adel und Stammbaum aus,‘ sagte die schwarze Dame. ‚Ist der Schleifer unten am Bache dein Vater?‘ Christoph schüttelte den Kopf und schwieg darauf hartnäckig. Die Dame redete ihm gütig zu, um ihm Mut zu machen: ‚Beruhige dich und habe keine Angst! Es wird dir bei uns nichts Leides, nur Gutes widerfahren. Meine Isabelle hat dich in Verlegenheit gebracht. Sie sieht mit eigenen Augen und redet darum bisweilen merkwürdige Ungereimtheiten, die es freilich oft nur für uns sind. Wir haben unseren Erben verloren. Und, merkwürdiges Geschick, du bist sein Ebenbild — bist mehr als das! Ich weiß noch nicht, warum du uns geschickt worden bist. Du birgst ein Geheimnis, lieber Knabe, und fürchtest es zu offenbaren. Habe doch Vertrauen, Lieber!‘

In diesem Augenblick kam ein prächtiger Jäger sporenklirrend die Treppe herab. Die Windspiele, die sich auf einen Wink der Dame entfernt hatten, waren bei ihm und umsprangen ihn in gewandten, schönen Bewegungen. Der klirrende Jäger war gleichfalls blaß, so daß seine blauen Augen wie Edelsteine aus dem fahlen Gesichte leuchteten. Auf halber Treppe blieb er stehen und sprach mit unterdrückter Stimme: ‚Welch eine Erscheinung! Das soll ein Kärrnerbub sein! Nein, die Toten stehen nicht auf, Zeichen und Wunder sind Dinge der Vorzeit und doch — hat die weiße Frau sich erbarmt? Knabe, entweder du bist der Prinz oder eine gute Vorbedeutung für einen, der nahe ist!‘

Er stieg vollends auf den Flies nieder, Mutter und Töchterlein umschlangen ihn stumm, in großer Bewegung. Christoph wollte rufen: ‚Nein, ich bin kein Prinz, ich will keiner sein, ich will ins Freie zurück!‘ Aber seine Kehle war vor Erregung trocken, und er brachte nichts hervor. Gleichzeitig mit dem Schloßherrn waren die Lakaien zurückgekommen. Sie hatten schimmernde Kleidungsstücke auf

den Armen, traten an Christoph heran und baten ihn, er möchte mit in den großen Saal treten, damit sie ihm diese Gewänder anlegten. ‚Es sind die Kleider unseres armen verewigten Heinrich, und sie werden wie für dich gemacht sein,' sprach jetzt die gütige Herrin, deren Blick Christoph so sehr ängstigte. Und zu ihrem Gemahl gewendet: ‚Das Schicksal will uns noch einmal den Anblick des Unwiederbringlichen gönnen. Das Grab hat gekreist, oder ein holder Trug hat aus Sonnenstrahlen ein ähnliches Gebilde gewoben, — wie es auch sei, ich will, daß die Täuschung täuschend bis zum letzten Fädchen und Federchen sei.'

‚Du zitterst und bebst, liebe Charlotte,' erwiderte ihr der edle, gleichfalls bebende Gatte. ‚Ich fürchte, du tust Unrecht, die von dem Geschick — oder sage ich: unserer weißen Dame — so wunderbar gewährte Illusion aus eigenem zu steigern. Begnüge dich, du erträgst die ganze nicht!' Aber eine solche schien auch wirklich von der ‚weißen Dame' nicht beabsichtigt zu sein. Denn Christoph weigerte sich durchaus und unbegreiflicherweise, in den Saal zu gehen. Kein Versprechen half. Er trotzte: ‚Ich will hinaus! Ich bin kein Prinz. Ich laß mich nicht einsperren!'

‚So wild wie Heini,' lächelte die Dame. ‚Auch das gehört zur ganzen Wiedergeburt.' Der ältere von den Lakaien fand endlich das befreiende Wort: ‚Damit du nicht glaubst, wir wollen dir Gewalt antun, so wollen wir auf die Terrasse treten und dort kannst du den guten Herrschaften wohl die verlangte Liebe antun.' Da die schwarze Dame mit ihrem wunden Lächeln gleichzeitig bat: ‚Guter Knabe, denke, deine Mutter bäte dich,' willfahrte er nicht ungern, zufrieden zunächst, nur wieder in freie Luft zu kommen, hinaus aus Gold und Stein und unterirdischen Schattenwesen. Er hörte während des Umkleidens, wie die Dame dem Schloßherrn hinter der angelehnten Türe erzählte: ‚Unsere Kleine hatte wieder ihre „himmlische" Stunde. Ich mußte Orgel spielen, Kerzen anzünden, Räucherwerk auflegen, von der weißen Frau erzählen, von allen Geistern unseres Hauses, mit allem wollte sie dem „Heini drüben" eine Freude machen. Ich fürchtete, ihr durchsichtiges Körperlein möchte alle Augenblicke wie ein dünnstes Kristall zerspringen. Ich fürchtete für sie wie für einen holden Sonnenfleck im März, denn so liebzart und flüchtig sah sie aus. Da tat sie einen Schrei, lief mir davon — und wir sahen den Knaben. Ach, Robert, glaubst du denn nicht, er könnte es selber sein, und wir hätten einen anderen nicht zu erwarten? Darf man aus den Händen gleiten lassen, was mehr ist als eine

bloße Hoffnung, mehr als eine Illusion, als ein Abbild — ein Ebenbild! Ich glaube, er könne unserer Isabelle zum wenigsten ein Spielgenosse sein. Wir sollten ihn festhalten. Er scheint ein herrenloses Gut.'

Als Christoph das hörte und zum Teil erfaßt hatte, war er entschlossen, nicht mehr in diese Räume zurückzukehren.

Das leise angelegte Tor ging auf, die Herrschaften traten heraus und sahen den Knaben mit Barett und Straußenfeder, im puffärmeligen, spitzenbesetzten Rock, mit steifer Halskrause und Stoßdegen. Da breiteten sie die Arme aus, und Herr und Dame riefen noch erschütternder als vorhin das Mädchen: ‚Heini, Heini!' Und sie herzten und liebkosten ihn und boten ihm an, immer bei ihnen zu bleiben, seinen Geist wie seinen Leib edel auszubilden, ihnen den Sohn zu ersetzen und dem lieben Prinzeßchen, dem armen, vereinsamten Kind, ein gutes Brüderchen zu sein.

Doch plötzlich hielten sie zurückweichend und von dunklen Gefühlen bewegt inne; denn am Eingang der Terrasse, nahe an der Balustrade, stand eine Zigeunerin von hoher, vornübergesenkter Gestalt. Diese trat auf den Knaben zu, legte die eine Hand auf ihn, starrte zum Himmel und murmelte: ‚Ich lese in den Sternen ein Geschick, und es hebt schon an sich zu regen. Ich lese in den Sternen einen Segen und einen Fluch.'

Die Schloßherrin sank bei diesen Worten mit einem Seufzer ohnmächtig in die Arme ihres Gatten, und während nun alle Diener besorgt und aufgeregt umherliefen und Isabelle sich über ihre Mutter herstürzte, ergriff der Knabe, der sich immer noch wie in einer prächtigen, aber doch unheimlichen Gruft fühlte, den günstigen Augenblick der Verwirrung und entsprang in den Park. Wie erstaunte er, als er dort auf Coloman stieß, der, hinter einer Marmorgruppe versteckt, den Vorgang auf der Terrasse belauscht hatte, denn er flüsterte vor Ehrfurcht ersterbend: ‚Prinz, hochedler Herr, Erlauchtiger, ich bin in Angst um Euch gewesen aus einer Ursache, aus . . . wißt, Ihr habt Feinde. Ich wollte Euch warnen, aber jetzt ist ja alles gut! Ihr seid daheim, erlauchtiger Herr!'

Christoph drängte ihn mit sich fort und forderte ihn mit hastigen Gebärden auf, ihm Degen, Krause und Wams abzuschnüren. Der Alte willfahrte dienstbereit, doch stammelte er: ‚Wollt Ihr Euch nochmals erniedrigen? Tut es nicht! Ihr habt Feinde, bleibt daheim auf dem Schloß!'

Aber kaum hatte Christoph die kostbaren Gewänder und Ab-

zeichen hoher Geburt von sich getan, da entrann er, ohne sich nach seinem Barett umzusehen und entschwand Coloman hinter dem Parktor aus den Augen.

Inzwischen war die hohe Dame unter den Bemühungen ihres Gatten und den Liebkosungen ihres Kindes wieder zu sich gekommen. Sie sah sich mit ihren umschatteten Augen schmerzlich suchend nach dem Knaben um und flüsterte seinen Namen. Der Gemahl winkte den Lakaien, sie möchten den Geflohenen zurückholen. Die Zigeunerin stand unterdessen immer noch auf der Terrasse, mit gekreuzten Armen und dem Gesicht gegen den Himmel. Als man ihr bedeutete, sie möchte die Terrasse verlassen, ging sie willig weg, aber sprach triumphierend: ‚Ich lese, daß ihr mich wieder ruft.'

In der Tat war sie noch nicht bis zum Marktplatz gekommen, da holte sie einer der Lakaien, die Christoph umsonst gesucht hatten, ein und bat sie, zurückzukehren. Sie antwortete ihm: ‚Ich komme, aber ich weiß nicht wann; ich bringe Rat, aber ich weiß nicht welchen!' und ging weiter. Den Marktplatz rasch durchschreitend, nahte sie sich Colomans Karren. Der Alte saß bereits wieder in seinen Decken und stärkte seine durch die Aufregungen geschwächten Kräfte mit dem Lebenswasser. Der Zigeuner Strega stand bei ihm und sprach auf ihn ein: Er habe ihm schon vor einer Stunde einen schönen Lohn versprochen, wenn er ihm den Knaben überlasse; er sei bereit, die ausgebotene Summe zu verdoppeln. Coloman schrie ihn wütend mit heiserer Stimme an: ‚Geh zum Teufel — du Teufel!' Auch der Hund knurrte den Zigeuner an, aber Strega blieb gelassen und fuhr fort: ‚Ich füge zu der Summe noch einen Buben aus meinem Wagen. Der kann dir den Stein drehen und den Karren ziehen, denn er ist zäh wie ein Maultier. Er kann auch stehlen. Er hat nur eine Eigenschaft, die ihn mir weniger brauchbar macht: er ist plump und häßlich. Doch das ist für einen Scherenschleifer gleichgültig. Der Artist aber braucht schöne Knaben! . . . Und außerdem kenne ich diesen hier, ich weiß sein Geheimnis. Mache dich frei von gefährlichen Geheimnissen!'

Coloman umklammerte die Flasche wie einen starken Tröster und fauchte den Versucher aufs neue an: ‚Habe ich es dir nicht schon gesagt, ich verkaufe den Buben nicht? Und was geht dich sein Geheimnis an?"

Da lachte Strega höhnisch und tischte phantastische Prahlereien auf: ‚Ich bin ein Rattenfänger,' rief er, ‚ich sammle Knaben wie Papageien, Tanzbären, Affen und Esel. Daraus siehst du, daß ich

ein kundiger Mensch bin, und die mich reizen, büßen es. Ich liebe die grausamen Späße; bevor ich fange und festhalte, spiele ich. Ich werde mit euch spielen, daß ihr nicht mehr wißt, ob ihr durch Wasser fahrt oder durch Feuer. Drohe mir nicht mit Landrichtern, Scharwachen und Obrigkeiten! Ich spiele auch sie zuschanden.'

Während er noch mit höhnischer Rede und wilden Drohungen Coloman bedrängte, trat die Zigeunerin zwischen beide: „Halt inne,' rief sie, ‚der Knabe ist mein, ich biete dreimal drei Dukaten!'

Die zwei Stammgenossen maßen sich einen Augenblick lang mit feindseligen Blicken; sie stritten gegeneinander mit den Augen, mit dem Zucken der Gesichtsfalten und mit dem Knirschen ihrer Zähne; sie wechselten kein Wort und schleuderten sich doch ihre Pläne und Hintergedanken, ihre Lügen und Hoffnungen zu. Endlich trennten sie die streitenden Blicke und gingen in verschiedenen Richtungen davon.

Vergeblich stärkte sich Coloman aus der leichtsinnspendenden Flasche. Um den Wagen her wurde es, da die Zigeuner auf dem Marktplatz eine Vorstellung gaben, ganz still. Aber Coloman drückte diese Stille noch mehr als vorher das Drängen der Unheimlichen.

11.

Christoph war vom Schlosse weg auf den Marktplatz gelaufen. Es kam ihm sehr gelegen, daß es dort von Kindern und Erwachsenen wimmelte. Da so viele seltsam aussehende Geschöpfe umhersprangen, so fiel er weniger auf, zumal, da ihn jetzt nichts mehr von den anderen abhob als sein langes Haar. Über den Marktplatz hin war ein Seil gespannt. Bretter, Stühle und Bänke waren im Kreise geordnet und dicht mit Frauen und Bürgersleuten besetzt, während innerhalb der Rundung die Seiltänzer ihre Kunststücke ausführten und hinter den Bänken allerlei junges Volk sich drängte. Die Hintersten spreizten sich auf die Zehen, kleine Kinder setzten sich auf die Schultern von Männern, um auf diese Weise auch einen geringen Anteil an dem Schauspiel zu haben. Christoph drängte sich unter die neugierig Spähenden, um sich in dem dichten Haufen zu bergen. Kaum aber hatte er sich, als sei er voll Begierde, ein Fetzchen von den Kunststücken zu sehen, auf die Zehen erhoben, da tippte eine Hand an seine rechte Schulter; er blickte um und sah in das schwarzmähnige Angesicht Stregas. Mit Mühe unterdrückte er einen hellen Schrei; zurückfahrend gab er dem Zigeuner, der seinen Arm vertraulich um ihn legte, einen kräftigen Stoß, so daß er trotz seiner Geschmeidigkeit zurücktaumelte. Dann lief er von Angst gepeitscht in eine Gasse,

bog um mehrere Ecken, erspähte die Straße, die in einen Hohlweg führte, erreichte sie und rannte so lange, bis er eine Anzahl krummer Windungen zwischen sich und den Häusern wußte. Dann erst hielt er inne und überlegte, ob er zu Coloman zurückeilen und sich unter seinen Schutz stellen oder allein die Donau erstreben sollte. Nach kurzem Bedenken entschloß er sich zur Flucht. Sein Blick heftete sich von seinem Versteck aus mißtrauisch auf die Straße, die in einzelnen Biegungen wohl sichtbar war; aufmerksam betrachtete er den kommenden und gehenden Zug der Wanderer, horchte auf das Peitschenknallen, auf plaudernde, scheltende und streitende Fuhrleute und konnte sich nicht entschließen, sein Versteck zu verlassen. Auf einmal wurde er durch ein Lied seltsam berührt. Ein Geselle sang mit übermütiger Stimme:

‚Ich heirat' a Prinzess'n,
Da hab i 's feinste Ess'n,
Da hab i a mei Ruah
Und Wein und Braten gnua.'

Aber einer, der aus entgegengesetzter Richtung kam, sang ein Trutzlied dawider:

‚Himmidunnawetter, Kreuzdunnawetter,
D' Betteleut' haben's schön . . . . . .'

Der Mann, der, die Sonne im Gesicht und die Augen voll Sehnsucht dem ragenden Schlosse zugewendet, das Sehnsuchtslied nach Reichtum und feinem Leben gesungen hatte, gab dem Lobredner des Bettelstabes nicht nach. Er pries in einer weiteren Strophe seine zukünftige Herrenherrlichkeit. Aber auch der andere Vagant blieb bei seinem Ideal und verherrlichte es mit der ganzen Kraft seiner Kehle. Da sie zugleich über die wellige Linie der Straße zogen, so erinnerte ihr Zweikampf an spielende Wagebalken, die sich bald heben, bald senken.

Als der Geselle von der Prinzessin sang, graute es Christoph aufs neue vor der elfenhaften, unlebendigen Schönheit Isabellas, vor dem Schweigen der Schloßräume und ihrem [illegible]nen, vor der geheimnisvollen Verkleidung und dem Werben um ihn, den armen, fremden Knaben. Strega ist sein Feind! Aber das Schloß ist es auch. Beide verfolgen ihn.

Ein Lichtstrahl, spitz und langgezogen, fiel durch die Gitter des Laubwerkes von der schiefstehenden Sonne auf seine Hand. Christoph starrte in Gedanken auf ihn hin. Und ehe er sich's versah, wurde er zum blanken Stahl. Seine Form glich einer langen, schartigen

Messerklinge; er griff mit hastenden Fingern nach ihr und schliff fantasierend die Scharten aus. Die Sonne sank weiter. Die Lichtklinge dehnte sich und bekam plötzlich eine haarscharfe Spitze. Christoph kniete sich vor sie hin und träumte weiter: Wenn der Himmel das in ein echtes Messer verwandelte, wenn er mir's schenkte — ha, dann, ihr bösen Drachen! Aber die Sonne rückte weiter, die Klinge verblaßte und verschwand. Der Knabe saß auf der kühlen Erde, in tiefe Schatten gebettet. Da erhob er sich und blickte über das Buschwerk weg auf das weite Tal. Noch zogen hier säende Landleute hin und her, jätende Jugend zwischen ihnen. Durch die Furchen tummelten sich dunkle Scharen engerlingesuchender Staren. Wie Saiten über eine Harfe waren die Stränge der Äcker ausgespannt. Die Lerchen jubilierten in der weiten Luft, immer höher steigend, je mehr die Mulden der Erde mit Schatten gefüllt wurden. So schön glaubte Christoph noch nie ein Feld geschaut und noch nie so köstliche und erfrischende Luft aus Ackerschollen geschmeckt zu haben. Mit den Augen des Neides und der Bewunderung sah er die Pflüger ihre schönen Pferde heimwärtslenken und die Knaben und Mädchen einzeln oder in Gruppen den vom blauen Rauch umflatterten Häusern entgegengehen. Er vernahm ihre Zurufe und Gesänge. O alle kennen einander; sie singen dem Vater, der Mutter, dem Traulichen und Gewissen entgegen! Er entschloß sich nach einiger Überlegung, bis zum Abend in seinem Busch zu bleiben und dann auf der Straße fortzulaufen, so weit ihn die Füße trügen. Ging es nicht zur Donau, so brachte es ihn doch von Strega weg und von dem Schlosse.

Als die Sonne unterging und die Abendröte hoch am Himmel emporloderte, da kam von der Donauseite her ein Reiter mit zwei Pferden getrabt. Er schien zu eilen und rief den Pferden aufmunternde Worte zu. Christoph schlich sich sofort an die Straßenböschung heran, um den Mann aus der Nähe zu sehen. Denn wenn er Reiter sah, begann sein Herz zu klopfen. Bald tauchte über den lebhaften Pferdeköpfen hinweg eine eigentümlich hohe Mütze an der Bodenschwellung auf, dann ein Wams, auf dem sich reichlich Schnüre kreuzten. Wie riß Christoph die Augen auf, als er die fremdartige Tracht erblickte, die befranzten Hosen, einen grasgrünen, kurzen Mantel und einen buntgestickten Ledergurt, aus dem vielerlei Waffen blitzten. Wenn das der Oheim wäre! Der Fremde kann doch nur aus Ungarn kommen! Denn diese Tracht, diese zwei edlen, feurigen Füchse, welche brennen wie das Abendrot — das alles ist so fremd!

Der Reiter gelangte jetzt auf den Scheitel des Steiges, den er eben überwunden hatte. Von hier aus konnte er das Dorf und das Schloß, die dunkel vor dem feurigen Abendhimmel standen, dazu das schöne, fruchtbare Tal überblicken. Da hielt er die Pferde an, zog die Mütze, streckte sie bewegt grüßend gegen das offene Land und rief fast jauchzend: ‚Siehst du, Bajat, das ist meine Heimat, deine Heimat jetzt! Was ist euer Ungarn dagegen, diese Glutpfanne! Eine Walze ist einmal darüber gegangen und hat die Berge und Hügel in eine Fläche gedrückt. Gib acht, wenn erst die Alpen sich recken!‘ Er tätschelte das Begleitroß, das sich bäumte und die Nüstern blähte. ‚Ja, schaut nur! Daher stammen die „Schwoben“, die sie da unten so suchen und hassen! Hipp, hopp! Wir sind in der Heimat, aber noch nicht daheim; es wird noch großartiger, Kinder, hipp, hopp!‘ Christoph wollte eben die Böschung hinaufklettern, um dem Reiter ins Angesicht schauen zu können, da flogen die zwei leichten Rosse dahin, und vergeblich rannte der Knabe, vergeblich schrie er. Der Übermütige, Abendfrohe hörte ihn nicht. Die Pferde bäumten sich vor Lust und bissen einander spielweise in die flatternden Mähnen. Aber sie stürmten unaufhaltsam dahin. Der Abendhimmel erlosch, und nach wenigen Augenblicken versanken die Rosse und der Reiter in den dunklen Hohlweg. Das Echo warf dem Knaben sein ‚Oheim Thassilo, Oheim Thassilo!‘ zurück wie Gaben, die nicht angenommen werden. Christoph rief gleichwohl aus Schmerz und Verzweiflung weiter. Noch klangen die Hufe in der Ferne, und sogar ein stolzes Wiehern drang zu ihm her. Da riß es ihn fort; er vergaß die Angst vor Schloß und Zigeuner, nein, er vergaß sie nicht. Aber er dachte: Was frag ich noch nach euch, der Oheim ist da! Und zugleich stieg ihm doch siedheiß die Angst auf, er möchte ihn nicht mehr erreichen. Im Dorfe ging er von Taverne zu Taverne. Er durchlief die Gassen und Gäßlein, aber er konnte den Reiter weder ersehen noch erfragen. Ein paar Leute hatten ihn gesehen, wußten aber nicht, in welcher Richtung er verritten sei. Andere schüttelten die Köpfe und dachten: Der Gauklerbub will uns zum besten haben. Sie verschlossen rasch die Türen, denn die Gebetsglocke hatte geklungen, und um diese Zeit ist's draußen nicht mehr heimlich, am wenigsten, wenn Bärentreiber und Seiltänzer ihr Wesen treiben. Da schlich sich Christoph, alles verachtend, zu der Wiese der Vaganten. Ungefährdet kam er zu Coloman. Als dieser den Knaben sah, sprang er auf, nahm seine Hand und flüsterte, sie demütig küssend: ‚Die Feinde wollen Euch einfangen; ich beschwöre Euch,

geht in das Schloß zurück!' Aber Christoph sprach mit fester Stimme: ‚Coloman, wenn du reichen Lohn willst, so zieh mit mir sofort lechaufwärts in die Heimat.'

Der Alte verbeugte sich gehorsam, und es war rührend, wie er zurüstend umherhumpelte und Christoph das warmgehaltene Abendmahl aufdrängte. Er trug die Freude eines alten Dieners in den Zügen, den sein Herr mit Vertrauen beglückt hat. Die Zigeunerkinder waren schlafen gegangen; einige Frauen hockten um die Kohlenfeuer. Es war empfindlich kühl; sie kauerten darum enggedrückt und stierten verdrossen vor sich hin, bis auch sie zur Ruhe gingen. Die Männer und einige besonders geschäftige ‚weise Frauen' hatte Christoph in den Schenken gesehen. Wohl kehrten auch sie bald zurück, und alles kam darauf an, unbemerkt abfahren zu können. Der Himmel hatte sich schon während des Sonnenuntergangs stark bewölkt. Da ihm der Mond fehlte, so war die Nacht tiefdunkel. Als die Feuer verglommen waren und auf dem Platze vollkommene Stille lag, während vom Dorfe her das Schallen von Cimbeln, das Klagen von Geigen und wildes Hundegebell lärmten, schoben sie den Karren in den Bach, und Christoph zog ihn mit dem Hunde durch das seichte Wasser taleinwärts, während Coloman am Ufer hinging. Nach einiger Zeit verließen sie den windungsreichen Bach und zogen den Karren mühsam über feuchte Wiesen und holperige Ackerfurchen, bis sie weit oberhalb des Dorfes auf die Straße kamen, der sie nun folgten. Auch hier begegnete ihnen keine Seele: sie fuhren durch Wälder, an ausgedehnten Wiesen und Äckern vorbei, und Christoph drängte mit solcher Kraft vorwärts, daß Coloman, obwohl er frei nebenherlief, nicht mehr nachkommen konnte. Einen letzten Rest der Nacht verbrachten sie in einer Moorhütte. Als Coloman, während sie einen Imbiß einnahmen, wieder voll Unterwürfigkeit stammelte: ‚Ganz, wie Hocherlaucht befehlen,' wehrte ihn Christoph mit Entschiedenheit ab:

‚Du sollst nicht mehr so zu mir reden! Ich bin nämlich nichts als ein Roßbub, und du sollst mir helfen, daß ich das nie mehr vergesse; ich bin nichts Hohes, ich gehöre in kein Schloß!'

Mit Tränen in den Augen hörte ihn der Alte an. ‚O ich weiß es, Ihr seid ein heiliger Wendelin! . . . Ihr seid ein Demütiger, wollt den Himmel erobern!'

Gleich darauf aber fuhr er mit pfiffigem Gesichte fort: ‚Eure Frau Mutter und das Schwesterlein aus Wachs sind bei mir gewesen und haben nach Euch gefragt. Ich aber bin taub gewesen und

habe welsch gestottert. Die Feinde waren auch da, haben einen Judas gesucht, aber keinen gefunden. Ei, habt Ihr ein Schwesterlein! Ich ging von so etwas nimmer weg!'

Am andern Tage leitete Coloman die Fahrt. Sie verließen die große Straße und durchquerten das Land, indem sie aus dem Netz der Straßen, Wege und Pfade die heimlichsten und kürzesten auswählten, die nur einem Vaganten, der fast sein ganzes Leben lang diese Gaue durchzogen hatte, bekannt sein konnten. Christoph wußte, daß die Seiltänzer für drei Tage Vorstellungen angekündigt hatten, und selbst wenn Strega die Richtung ihrer Fahrt erfahren sollte, hatten sie bis dahin einen Vorsprung gewonnen, den er nicht mehr einholen konnte. Freilich, was ihn gegen den Zigeuner schützte, das nahm ihm auch die Möglichkeit, seinem Oheim zu begegnen. Denn Tassilo ritt sicher auf der Hochstraße und schlich nicht wie sie auf Feldwegen und Waldschneisen. Gleichwohl suchte er in jedem Dorfe nach ihm und hoffte immer aufs neue, durch ein günstiges Geschick mit ihm zusammenzutreffen. Je mehr er die Gestalt des Reiters, seine fremde Tracht, die jauchzenden Ausrufe, die herrlichen Pferde und die ganze Begegnung überdachte, desto gewisser wurde er sich, daß der ungarische Mann sein Oheim sei.

Durch den Mangel an Geld und Lebensmitteln waren sie am dritten Tage gezwungen, ihre Fahrt zu unterbrechen und in einem Dorfe Arbeit zu suchen. Auch hatte sich das Leiden Colomans so verschlimmert, daß er notwendig einer Rast bedurfte. Schon sahen sie von ferne die Türme von Augsburg, und so konnten sie sich diesen Aufenthalt gönnen. Strega konnte sie weder aufspüren noch erreichen. Christoph trat darum in dem Dorfe auch ganz kühn auf. Er fragte nichts darum, wenn die Leute ihn wegen seiner Locken anstarrten. Mögen sie immerhin über mich reden! dachte er. Ich fürchte sie jetzt nimmer. Wer mich aufgreift und geschwind zu Hause absetzt, ist mir willkommen. Ich habe auch kein Bangen mehr vor dem Knecht. Was, Knecht! Wenn doch der Oheim eine Tasche voll Pistolen, eine Katze voll Geld hat und auf solchen Rossen daherkommt — da sollen andere anfangen, bange zu werden! Warte nur, Knechtlein, wir bezahlen dich! Warte nur, Richterbauer, wir lösen die Kühe wieder aus, und die Schule hebt wieder an und die Legion und das Strohflechten! Jetzt kommt i h r in den Sack, und wir bekommen die Nüsse! Der Oheim ist ein großer Nikolaus.

Als er in der warmen Maisonne auf einem grünen, von Holzstößen umhegten Platz die Messer schliff, während Coloman, in schwere

Decken gewickelt, nebenan lag und fror, kam ein Trupp Knaben aus dem Dorfe und schaute bewundernd zu, wie geschickt der feine Schleifer sein Handwerk ausübte. Besonders ein Höckeriger blickte mit scharfen Augen auf die gewandten Finger, um sich Vorteile abzugucken. Auf einmal klang vom Dorfe her eine Schelle. Die Buben riefen: ‚Der Ungar wird versteigert!' und stoben davon. Nur das krüppelhafte Büblein mit dem schmalen Gesicht und den altklugen, nüchternen Grauaugen blieb zurück und erklärte dem aufhorchenden Christoph: ‚Sie meinen die ungarische Stute!' Vorgestern sei ein Geselle aus Ungarn bei seinem Vater in der Schenke eingekehrt, habe mit Reichtümern geprahlt, zu trinken und spielen begonnen und sich endlich mit einem fremden Mann eingelassen, der ihm all seine Taler abgewonnen habe, darauf den Mantel und die Waffen. Zuletzt sei der unglückliche Spieler gezwungen gewesen, sein schönes Roß zu verpfänden, weil er auch seine große Rechnung für Wein und Braten nicht mehr bezahlen konnte. Als ein feiner Herr sei er eingeritten, auf Schusters Rappen abgezogen. Aber dergleichen ereigne sich nicht selten und komme daher, daß die deutschen Handwerker gegenwärtig im Ungarischen viel verdienten, rasch zu Geld kämen und dann in der Heimat prahlen und den Herrn zeigen wollten. Sie würfen oft an einem Abend zum Fenster hinaus, was sie draußen in zehn Jahren erspart hätten.

Der Höckerige hatte noch nicht ausgeredet, da rannte auch Christoph dem Kirchplatze zu, wo das verpfändete Roß ausgeboten wurde. Das Volk stand den Häusern entlang, um dem Wirte Raum zu geben, der das Pferd den Kauflustigen bald im sachten Schritt, bald im Trab vorführte. Christoph stellte sich auf die Steintreppe vor einer Haustüre, spähte über die Menge hinweg, sah den Gaul und jubelte: Das ist keins von Oheims Rossen; dieser hat Füchse, der da aber ist ein Rappe! Erleichtert schüttelte er all seinen Argwohn ab. Die Musterung war zu Ende, die Versteigerung begann. Der Wirt wollte sich auf das sich übermütig bäumende Pferd schwingen, wurde aber von dem feurigen Tier sofort abgeschüttelt und fiel unter allgemeinem Gelächter plump auf den Boden. Nach diesem Zwischenfall ging die Versteigerung rasch vonstatten. Den Zuschlag erhielt der Fremdling, der dem ungarischen Gesellen das Geld abgenommen hatte. Der Glückliche sprang sofort aus dem Gasthaus hervor, langbeinig und gelenk, schwang sich auf den Rücken des Rosses, ohne es dabei nur mit einem Finger zu berühren, und bändigte spielend das sich bäumende Tier. Laut

bewunderten die Zuschauer die unerhörte Geschicklichkeit des Reiters. Christoph aber hatte ihn kaum gesehen, da drückte er sich in jähem Schrecken in den Türrahmen. Der Fremde jedoch hatte ihn schon bemerkt, wandte ihm das mähnige Haupt zu, und Christoph sah in das dunkle Gesicht — Stregas. Die stechenden Augen trafen Christophs Blick, der wie von einer Glut berührt zuckte. Strega, Strega hier — das geht nicht mit rechten Dingen zu, wühlte es in Christophs Gedanken, während der Zigeuner ihm unter einem Lächeln, das wie das Meisterstück eines Kochs aus hundert Geheimnissen zusammengebraut war, pathetisch zuwinkte. Christoph floh unter unbeschreiblichen Gefühlen seinem Karren zu. Der Höckerige stand noch bei dem Schleifstein und versuchte, sein schartiges Taschenmesser zu schärfen. Spöttisch verzog er sein faltiges Gesicht. ‚Nun, hast du den Gaul gekauft?'

Christoph fragte ihn hastig: ‚Wohin ist der betrogene Geselle aus Ungarn gezogen?'

Der Wirtssohn zuckte hämisch die Achseln: ‚Er hat geprahlt, daß er in den Lech gehe. Aber auf dem Weg zum Wasser stehen viele Schenken: er wird seinen Kummer lieber mit Augsburger Bier als mit Lechwasser ertränkt haben!'

‚Aber du — ist es denn wahr, daß aus unsern Gegenden viele Gesellen nach Ungarn wandern?'

‚Das weißt du nicht?' entgegnete der andere. ‚Hast du noch nie erzählen hören, daß irgendwo da unten zwischen sieben Bergen ein ganzer Gau von Landsleuten angesiedelt ist? Ich gehe auch einmal dorthin, aber ich werde mich nicht ansiedeln, sondern mit Rossen handeln.'

Christoph hatte unterdessen hastig die Messer aufgeräumt, um ohne Säumen irgend wohin in ein Moor oder einen Wald davonfahren zu können. Da ritt Strega auf sie zu. Er grüßte großartig, tätschelte das schnaubende Tier, das vor dem neuen Herrn zitterte, und ging dann, ohne Christoph zu beachten, auf den vor Erschöpfung schlummernden Coloman zu.

‚Ich habe ein schönes Roß gekauft,' redete er den Aufschreckenden an. ‚Sieh her, es ist ein adelig Roß mit siebenmal sieben Ahnen. Wie wäre ein Tausch? Ein edles Roß gegen einen edlen Knaben!' Der empörte Alte aber, ohnedies griesgrämig und mit Todesgedanken beschäftigt, wies das Ansinnen noch heftiger als früher zurück. Er schrie ihn an: ‚Im Namen des Vaters und des Sohnes. . . . Ich mach das Kreuz über dich. Du bist Satan leibhaftig, weiche von mir. Nicht um alle Herrschaft der Welt!'

Der Zigeuner grinste. ‚Du fürchtest, deine Seele dreingeben zu müssen; ich verlange sie nicht. Dem Knaben geschieht besser bei mir als bei einem alten Säufer, der ihn zu gemeinen Diensten zwingt und zum Narren macht. Ich bringe ihn auf ein Schloß. Da gibt es goldene Schüsseln, goldene Becher und goldene Trauben. Hörst du, krächzender Schleifkasten?‘

Erschrocken, ratlos, verzweifelt und mit aufzuckendem Gewissen hörte Coloman diese Anklage an. Er konnte nichts sagen; abwehrend hob er die Hände und schaute auf Christoph, gefaßt, auch von diesem gerichtet zu werden. Aber der Knabe spielte mit jenem Messer, das beinahe ein Schwert geworden wäre. Endlich bekam der Alte die Kraft, sich durch eine Selbstanklage zu befreien. ‚Ich habe den Knaben boshaft hingehalten; ich hatte Lust daran, von einem Hohen bedient zu werden; ich hab' mich dem Trunke ergeben, aber ich hab' gemeint, das alles sei mir auferlegt, damit ich ihm ein Feuer der Prüfung sei.‘

Strega lachte ein langes, höhnisches ‚Ha, Ha, Ha!‘ hinaus. Da schäumten Wut und Haß in Christoph über, so daß er seine Jugend und winzige Kraft vergaß. Er zitterte am ganzen Leibe; auch seine Stimme zitterte vor übergroßer Leidenschaft. Er faßte das Messer mit beiden Händen, sprang, vorgeneigt wie ein angreifender Soldat, gegen Strega und schrie: ‚Ich fürchte dich nicht! Was geht es dich an, ob ich den Karren ziehe oder im goldenen Wagen sitze? Ich will nichts Goldenes; ich fürchte dich nicht, du Gaukler, du Seelenverkäufer; ich weiß, wem du dienst! Aber es hilft dir nichts, der Oheim ist da! Der jagt euch alle in den Schlund!‘

Christoph war so außer sich, daß er schließlich nur noch einzelne Worte hervorstotterte. Strega wich vor dem rasenden Knaben, der ihm wirklich in allem Ernste zu Leibe rückte, behende zurück, aber nicht aus Furcht, sondern sichtlich aus Lust, sich an den Qualen des Kindes zu ergötzen. Er schlürfte förmlich den Anblick des in Ohnmacht zuckenden jungen Wesens in sich hinein. Um seinen Mund spielte befriedigte Schadenfreude, und in seinem Gesichte malte sich Enttäuschung, als Christoph den tapferen Angriff aufgab und sich vor Scham weinend verkroch. Nachsehend murmelte Strega: ‚Ich liebe die grausamen Spässe.‘ Darnach trat er wieder auf Coloman zu und sprach in gleichmütigem Tone: ‚Toller Alter, dir geschieht recht, daß du bald auf der Straße krepierst! Toller Knabe, dir geschieht recht, daß du schließlich doch noch zu den Affen und Eseln in den Zirkus mußt, statt in dem goldenen Schlosse zu wohnen!

Verkauft dich der Alte nicht, so verkauft dich dein Vater sicherlich. Ich reite zu ihm und gewinne dich im Spiel, wie ich diesen Rappen gewonnen habe. Der Alte gibt mir Siegel und Brief, dann, holder Junge, zeige ich dir deine Welt.'

Mit diesen Worten ritt er davon. Christoph aber trug rasch seine Ware in das Dorf zurück, kaufte sich für jeden Kreuzer Lebensmittel und fuhr weiter, den von Ortschaft zu Ortschaft wachsenden Alpen entgegen. Die Wege waren gut und trocken. Die Wiesen fingen schon an, ihr grünes Gewand überall mit Blumen zu verzieren. Coloman hielt sich an dem Karren fest, denn wenn er für sich allein dahinging, schwankte er und glaubte, vor Kopfschwindel hinstürzen zu müssen. Christoph beachtete ihn kaum, denn er war voll von Sorgen und Plänen. Manchmal auch sah er sich tummelnd im Stall des Michlhofes, band im Garten die jungen Bäume auf, zimmerte Nistkästchen für die Vögel und streichelte mit Germana die munteren Fohlen, indes seine Geschwister um den großen Apfelbaum her Ringel-Reihen spielten. Der Knecht aber ist nicht mehr; der Strohhalm hat sich ihm selbst um den Hals gelegt. — —

Sie standen nun vor der Wahl, einen kürzeren, aber öden Weg über das Lechfeld zu nehmen oder, tiefer im Schwäbischen verbleibend, durch wohlbevölkerte Täler aufwärts zu ziehen. Christoph zog, auf seine Vorräte vertrauend, den geraden Weg zum heißersehnten Ziele vor.

In dem letzten Dorf, das vor der Flußödnis lag, rasteten sie zur Mittagszeit an einem kleinen Weiher, der in grünendes Gesträuch eingebettet war; Christoph schlief, von der Fahrt ermüdet, ein. Bei seinem Erwachen sah er Coloman nicht in der Nähe. Er suchte ihn rund um das Wasser. Da er ihn nicht fand, ging er in das Dorf und sah hier seinen Argwohn bestätigt. Nach so langer Trennung hatte den Alten ein unwiderstehliches Heimweh nach der Flasche, zugleich auch die Sehnsucht, seine Schmerzen zu betäuben, erfaßt. Schon hatte ihn der feurige Tröster in die Regionen des heiteren Vagantenleichtsinns erhoben; allen Bitten des Knaben widerstehend, blieb er an dem Tische kleben, bis zu dem Grade betrunken, der bei ihm Weisheitssprüche auszulösen pflegte. Er philosophierte: ‚Mein ganzes Leben lang habe ich gearbeitet und bin auf keinen grünen Zweig gekommen, habe mein Handwerk fleißig betrieben, aber den goldenen Boden nicht gefunden. Was einem auferlegt ist, ist einem auferlegt. Wäre ich ein hoher Herr, so würde mir mein Laster sicherlich zur Sünde angerechnet; aber einem Land-

fahrer sieht das der Herrgott schon nach. Der hat mich manchmal im Traum gestreichelt. Coloman, Spitzbub, guter Kerl, tu mir nicht zu viel — bloß wenn es sein muß! Und ich habe es wirklich nicht öfter getan. Es ist mir übrigens nicht schlechter ergangen als anderen in der schlechten Welt, und ich weiß nicht, ob ich mir im Himmel eine vierspännige Kutsche ausbitte. Ich meine immer, ich bleibe auch da droben bei dem Karren und der Landstraße.'

Am andern Morgen hustete Coloman an Christophs Seite nicht mehr. Er lag steif und tot im Zelte und war wohl schon seit mehreren Stunden entschlafen. Christoph lief in das Dorf. Der Geistliche kam heraus, mit ihm der Schultheiß, und sie prüften, ordneten ein Grab in der Kirchhofecke an, und unter dem Andrang von Neugierigen wurde der Schleifer zur Ruhe bestattet. Hurrax duldete es zur Verwunderung des Knaben, daß sie seinen Herrn anrührten und in die Truhe legten. Das Tier folgte bis zur Friedhofmauer, dann blieb es stehen und heulte während der Einsegnungsgebete. Das klang so wehmütig, daß selbst diejenigen, welche das Angesicht des Alten nie geschaut hatten, Tränen vergossen.

12.

Der Hund war eigentlich der einzige Angehörige des Toten, also gewissermaßen sein Erbe. Er betrug sich auch durchaus als ein mürrischer Herr, duldete von Christoph keine Schmeichelei und litt den Knaben nur als einen lästigen, aber notwendigen Fremden neben sich. Nachdem dieser seinen Begleiter und wunderlichen Genossen bestattet hatte, setzte er sofort seine Reise weiter. Der Tag war trüb, früh setzte ein dünner Regen ein, die Fernsicht auf die Berge war geschlossen, aber der Blick auf einen weiten Umkreis der Lechheide lag offen. Die Straße schlängelte sich streckenweise nicht einmal, sondern lag bolzengerade und grau in den Wiesen wie das Tuch einer Bleicherin. So öde war die Gegend, daß Christoph eine spärliche Allee von Pappeln oder Birken am Straßengraben als unterhaltliche Begegnung begrüßte. Eine solche Linie war aber immer zerrissen; zwischen frischwachsenden Bäumen reckten sich verdorrte, halbverdorrte, und klägliche Stümpfe wiesen auf Stämme, die nach und nach in dem spärlichen Kiesboden verdurstet oder in Stürmen untergegangen waren. Tapferer hielten sich Gruppen von Fichten und Wacholderbüschen, die lechwärts ausgestreut waren. Das geringe Gras, durch den Winterfrost verwittert und vom Schnee niedergelegt, bildete einen fuchsfarbenen Pelz, der erst in wenigen

Mulden von grünen Trieben durchschossen war. Nur selten begegnete dem Knaben heute — es war ein Sonntag — ein Wanderer oder gar ein Fuhrwerk. So wurden für Christoph bald die breitmanteligen Fichten und stachligen Wacholderstauden die einzigen Weggesellen. Sie schienen ihn manchmal von ferne zu begleiten, andere schritten feierlich auf ihn zu, und wieder andere standen mit geneigten Häuptern wie sinnend oder schlafend in den nebelgrauen Gründen. Die Raben und Dohlen, die dann und wann in diese stille Welt hineinflogen, liehen dem traumhaften Bilde Laut und Stimme. Sie waren so derb und unhold wie diese ganze Gegend und jagten Nußhäher und Elstern davon, als wollten sie alles, was frohfarben und anmutig war, aus diesem Bezirke verdrängen. Da ein mächtiger Arweih in schönem, majestätischem Fluge mit reglos ausgebreitetem Fittich hoch oben in der grauen Luft erschien und feierlich wie ein thronender König auf die Heide niederblickte, erhoben die Schwarzgefiederten ein ungeheures rebellisches Geschrei, aus dem es wie Neid, Haß, Hohn und boshafte Anklage klang.

Christoph schritt in sich gekehrt, weit vornübergeneigt am Strange ziehend. Es war ihm trotz aller Frostigkeit so warm zumute, als säße er schon an einem warmen Herde. All seine Gedanken streiften mit inniger Zärtlichkeit nach der Heimat. Er rief sich, wie damals auf dem Michelshof, die allerkleinsten Kleinigkeiten in das Gedächtnis zurück. Wenn er an Edeltraud und Anna-Marie dachte, so lächelte er in die öde Heide hinein, lächelte durch das Gezänke der Krähen und das dünne Tropfen des Regens. Er konnte nicht anders, als den Hund streicheln. Mochte dieser nur murren und ihm die Zähne zeigen, er streichelte ihn doch wieder! Ähnlich wie der Oheim den Pferden zeigte er ihm die Heimat und rief: ‚Siehst du die Berge groß und blau? Nein, du kannst sie nicht sehen, aber sie stehen vor uns. Und wie groß sind sie und wie blau!‘

Nach einiger Zeit aber schwanden die heiteren Bilder; von der Ferne schrie eine Rehgeis, und gleich darauf klang es ganz so, als weinte ein Kind in Todesnöten. Jetzt wurde Christoph durch den Hund erschreckt, der plötzlich heiser bellte und die Haare sträubte. Das landfahrende Tier gab sonst nie Laut, wenn sie Wanderern oder Fuhrwerken begegneten. Was fiel ihm ein? Drückte ihn auch die Öde? Weit und breit war kein Wanderer zu sehen. Ärgerte er sich über die Raben, denen der stolze Arweih entwichen war und die nun erst recht hinter ihm drein schalten und prahlten? Aber immer grimmer sträubte Hurrax das Rückenhaar, legte die Ohren zurück

und bellte zornig, ja fast wie in Angst. Auf einmal klang hinter ihnen Hufschlag. Christoph sah um und erblickte Strega, der, mit großer Geste grüßend, wie aus dem Boden gewachsen, dicht hinter dem Karren und im nächsten Augenblick vor ihm, wie ein Führer und Wegweiser, ritt. Er sprach kein Wort zu Christoph, der gleichfalls stumm, zwischen Zorn und Bangen hängend, die üble Begleitung duldete. Aber er wandte sich heimlich zu dem Karren zurück und holte das oftmals geschliffene Messer hervor, das er manchmal sogar in Träumen lange und qualvoll auf sausende Steine gedrückt hatte. Nach einiger Zeit banger Stille kehrte sich der Gaukler plötzlich im Sattel um und ritt, den Rücken gegen den Kopf des Pferdes, eine Haltung, die ihm gemäßer erschien als die regelrechte. Er grinste Christoph boshaft-freundlich an und sprach: ‚Du hast eine Erbschaft gemacht, bist zu Haus und Werkstätte gekommen! Wünsch Glück! Was ist, mit Hund und Karren verglichen, ein Schloß! Das steht ja immer am gleichen Platz; dein Haus aber kannst du, allen Schnecken zum Trutz, mitnehmen, wohin es dir gefällt und wo eben die Welt am schönsten ist. Du hast gut gewählt. Ich glaube, du hast Künstlerblut. Wir Tänzer und Zauberer ziehen wie die Herren den erhabensten Orten und Gegenden der Erde nach. Aber ihnen haben wir voraus, daß wir, während jene, überdrüssig der ewig gesehenen Räume, Langeweile empfinden, weiterflattern und immer an neuen Schönheiten nippen. Darum, schöner Knabe, dem alle Herzen zujubeln werden, der durch sein bloßes Erscheinen einen ganzen Zirkus entflammen wird und die Goldstücke einsammeln kann wie andere Kupferpfennige — wage den Sprung vom handwerklich dumpfen, armseligen zum goldstücke- und kußhändeerntenden, bewunderten, fein lebenden, mühelosen Vaganten. Denk an Coloman — siehe da, dein Los: Kot, Staub, Armut, Schnaps!‘

So, wie der langsam, kühl niederträufelnde Regen nicht lockend, weckend und erquicklich auf Straße und Wiesen niederging, sondern allem Lebenden und Lichtwärtsstrebenden zur Qual, so waren auch die Worte des Gauklers, wie sehr sie zu werben und zu ermuntern schienen, gleichwohl offensichtlich als eine Folter gemeint. Christoph wehrte sich gegen sie und litt unter ihrer zudringlichen, unausweichbaren Gewalt. Strega sah es, lächelte und fuhr fort: ‚Du hast gut getan, das Schloß, in dem alles, Mensch, Gerät und Luft, zum mindesten fünfhundert Jahre alt ist und in dem schon das zehnjährige Prinzeßchen eine Ahne ist, auszuschlagen. Du bist nicht für eine gespensternde alte Welt geboren. Du hast feines, frischwallendes

Blut. Ich sehe es aus der Art, wie du Messer schleifst und deine Füße spreizst. Ich ahne es aus deinem Zorn, deinen Träumereien und dem zähen Eigensinn. Willst du wirklich wieder in des Bauern Strohwinkel zurück? Du laufst ja auf diesem Weg in gerader Linie dem Knecht unter die Peitsche. Du wirst kein Knechtlein mehr sein, sondern ein Leibeigener. Du und alle deine Geschwister. Denn des Bauern ist nicht nur Hütte, Kuh und Katz, sondern Kind um Kind. Bleib bei mir; ich lohne dich so, daß du dich und alle loskaufen kannst! Und deine Arbeit wird nur sein, vor dem Publikum Verneigungen zu machen, ihm Kußhändchen zuzuwerfen, anmutig und holdselig zu sein. Zu dir redet heute, dem du lange umsonst nachgejagt bist, das Glück in Person, das Glück, das dein Vater ahnend gesehen, aber falsch gedeutet hat!'

Christoph ging stumm fürbaß, als wäre zu den vielen krächzenden Krähen nur eine besonders boshaft und häßlich schreiende gekommen, und nahm die Reden hin wie den frostigen Regen und flatternden Wind.

Aber jetzt lachte der Gaukler laut und sprang auf den Rücken des Pferdes. ‚Ich grüße dich von deinem Vater,' rief er. ‚Ich habe auch mit ihm gespielt. Ei, es war eine feine Nacht! Er hat gebrummelt und gesumst wie eine Hummel am Fenster. Aber er ist mir nicht ausgekommen. Ich habe mit ihm gespielt und gelacht, bis er Blut geschwitzt und geheult hat und mit aufgehobenen Händen vor mir gekniet ist und seine Seele verkauft hat — nur um euch nicht drangeben zu müssen. Aber nun reite ich voran — und kaufe dich! Trotz deinem Starrkopf! Freue dich — nicht dein Oheim, ich reiße dich aus der Faust und aus den Händen des Knechtes! Töriger Knabe! Unverstand!'

Christoph schaute erst bei dem letzten Worte auf. Mit dem einen süßen ‚Oheim' hatte er sich gegen alle Wirkung der blendenden Reden gefeit. Jetzt hat Strega die Hand an seinen Talisman gelegt. Er krampfte ihn aber in sich hinein und ließ ihn nicht.

Der Zauberkünstler erschien in dem trüben, abendlichen Lichte noch dunkler als sonst; die schiefen Augen waren von grausamen Schatten und Linien umrissen. Der Knabe bekreuzte sich wiederholt, denn er war überzeugt, daß vor Strega Waffe und Hund nur unter diesem Zeichen Schutz boten. Als er erkannte, wie der Gaukler alles aufbot, um ihn vor der Heimkehr abzuhalten, bildete sich ihm die Vorstellung, jener sei nur eine Kreatur des Knechtes, von verkehrten Gebeten geschaffen wie des Berggeistes Geschöpfe aus Rüben.

Christoph schaute um sich. Ist denn hier nirgends ein Dorf, ein Gehöft, eine Hütte? Trabt nicht der stolze Oheim daher, wird er nicht Pistolen gegen ihn ziehen und den Unhold davonjagen?

Kaum hatte er des Oheims gedacht, da fing der Reiter ein unbändiges Gelächter an. „Der Oheim, der Oheim, ei, der Erlöser . . . haha, der, gib acht! Haha, der lustige, närrische . . . tolle . . . haha!“

Und eine seltsame Lustigkeit überkam ihn, so wie Katzen um die Dämmerstunden die Spielwut befällt. Er tanzte auf dem Pferde wie auf einem flachen Estrich. Der Mantel umflatterte ihn dabei wie riesige Fledermausflügel. Plötzlich ließ er sich fallen, so daß es schien, er müsse auf die harte Straße stürzen. Aber er lag nun wie tot quer über dem Pferde; auf der einen Seite schaukelten die Beine wie zerrenkt und gebrochen, auf der anderen hingen unregierte Arme und Finger und kehrten den Schmutz der Straße. Darauf setzte er sich wieder aufrecht, den Mantel so gewickelt, daß jeder Begegnende geglaubt hätte, auf einen Geköpften gestoßen zu sein. Grausiger aber noch als diese Gaukeleien war jene anzusehen, die über den Schultern ein Haupt mit völlig umgedrehtem Halse erscheinen ließ. Christoph wußte, daß Strega ein Possenreißer und Bauchredner war. Aber die Einsamkeit und menschenleere Öde der Gegend, das Wissen um die unheimlichen Absichten des Zigeuners, sein unbegreifliches Verschwinden und Auftauchen, die Erinnerung an hundert Erzählungen von Weggespenstern und endlich der feste Glaube an das Satansbündnis und die Zauberkünste des Knechtes bewirkten, daß Christoph nicht mehr Strega, sondern mit immer größerer Gewißheit einen Sendling des Knechtes vor sich sah.

Manchmal erschollen wieder klagende Laute, als riefe der fiebernde Veit aus dem Gebüsche, darauf wieder erklangen nahe, dann fern und immer ferner die röchelnden Laute eines Sterbenden hinter ihnen im Straßengraben. Wiederum entstand zwischen den Gebüschen ein solcher Lärm, als nahe sich die wilde Jagd den Wandernden mit Peitschenknallen und Hundegebell. Die ganze Gegend wurde mit der wachsenden Dunkelheit lebendig, und jauchzende, fauchende, schadenfreudige und tottraurig klagende Stimmen brachen bald hier, bald dort aus den Nebeln. Christoph sah schließlich, auch wenn er die Augen schloß, das unheimliche Gespenst tanzen und mit toten Augen auf ihn herglotzen. Die dumpfe Starre dieser Fratze wurde der des betrunkenen Knechtes so ähnlich, daß er glaubte, der Knecht sitze mit auf dem Pferde, und ein Doppelgesicht wende ihm ab-

wechselnd seine zwei Antlitze zu. Endlich aber erschlafften die Schauer in dem Knaben. Er schritt ganz teilnahmslos und stumpf voran, ja schließlich öffneten sich die zusammengepreßten Lippen, und er sagte trotzig vor sich hin: „Ich fürchte mich nicht!“ So sehr beruhigte er sich über sein Schicksal im Vertrauen auf den Talisman Oheim, die Waffen, den Hund und die Schutzgebete, daß er in innigem Mitleid an das Pferd zu denken vermochte. Das stolze Tier zitterte unter seinem Reiter. Es folgte jedem Schnalzen, jedem Wink und Druck. Wohl ahnt selbst das Tier, daß es von einem toten Gespenst regiert und getrieben werde? Christoph ermüdete so, daß er gehend in eine Art Halbschlaf verfiel. Der Mond war aufgegangen, und es gelang ihm besser als der Sonne des Tages, die schattenden Wolken zu verdrängen. In seinem Lichte sah der Knabe schließlich an der Straße eine Art Stall, in welchem wohl die Fuhrleute ihre Pferde ausruhen ließen und fütterten. Christoph kämpfte eine Zeitlang mit sich. Er hatte sich vorgenommen, die ganze Nacht weiterzufahren, um am anderen Tage zu guter Zeit in die Heimat zu kommen. Aber er sah ein, daß seine Kraft nicht standhielt, und beschloß, in dem Hüttchen zu übernachten, das an den Pferdeunterstand angebaut war. Er schlief auch sofort ein, ohne sich viel Gedanken zu machen, ob das Gespenst ihnen hinter die leichtverschlossene Brettertür folgen könne und ob ihn der Hund in Treuen bewache.

(Schluß folgt.)

Marie von Ebner-Eschenbach*
Von Richard Schaukal

Die Bedeutung des Menschen beruht auf dem Schöpferischen. Schöpfertum ist der höchste Grad des zugleich triebhaften und bewußten Ichgefühls. Es muß sich nicht in Werken, braucht sich nicht einmal im Allgemeineren der Tat zu äußern, es ist, als eine seelische Kraft, in sich selbst beschlossene, sich selbst genügende Leistung. Es ist daher, vom Wesentlichen aus betrachtet, ein Vordergrunds-interesse, das den Schöpfer an Werken zu fassen unternimmt, daran ihn zu halten und zu haben wähnt. Freilich wird das Werk des Genies — und nur vom Genialen ist die Rede; das noch so trefflich gezüchtete Talent und seine Ergebnisse haben mit dem Kapitel Seelendynamik, das Genie heißt, nichts zu schaffen — freilich muß jedes Werk des Genies es ausdrücken, aber nur die Gesamtheit seiner Lebensäußerungen kann sein Wesen erschöpfen.

Der bedeutende Mensch, den wir mit Marie von Ebner-Eschenbach begraben haben, hat der literarischen Öffentlichkeit seit vielen Jahren als die erste deutsche Schriftstellerin seit der Droste gegolten. Ich kann mir manchen denken, der, ohne eine Zeile von ihr gelesen zu haben, die Baronin Ebner, die ihrerseits ein sehr lebhaftes Gefühl für die Schriftstellerin Marie von Ebner besaß, besser als unter diesem historischen Stempel erkannt hat. Denn sie war viel mehr als ihr Werk.

Unter den Erzählungen, die sie uns hinterlassen hat, sind ein paar, die neben einigen von Storm, Meyer, Ludwig, Heyse, Saar, Rosegger den nationalen Hausschatz gediegener Unterhaltung ausmachen, aber man braucht bloß an Hoffmann, Kleist, Gotthelf, Keller, Stifter, Hebbel und die Droste selbst zu denken, um sich sogleich darüber klar zu werden, daß die oft gerühmten (und immer noch viel zu wenig beachteten) Novellen der Frau von Ebner die Stellung, die sie in aller Stille unter den Zeitgenossen mit Recht eingenommen hat, zu erklären nicht ausreichen. Das literarisch Neue an diesen die gedämmten Ufer zeitüblicher gebildeter Schreibweise niemals überströmenden, nicht vom Dichter notwendigerweise sich losringenden, sondern vom Schriftsteller mit Behagen verfaßten Geschichten hat man einerseits im vorzugsweise behandelten Stoffgebiet, dem Leben des sonst bloß von Unzuständigen entstellten Adels, anderseits darin erblickt, daß dieser Stoff von der Standesgenossin mit heiterer Unbefangenheit geformt ist, beides äußerliche Momente, während das für den Ewigkeitscharakter einer Dichtung Entscheidende, die einmalige, die unvergleichliche, die zwingende Macht des im Künstlerischen sich spiegelnden Menschlich-Übermenschlichen, das Geheimnis des Erlebnisses der vom Dämon Kunst be-

---

* Vgl. dazu: Marie von Ebner-Eschenbach. Ein Anniversarium von Johannes Mumbauer. Maiheft 1917.

sessenen und den Dämon im Schaffen überwindenden Seele niemals auch nur von ferne vernehmbar gewesen sein mag. Ganz mit Recht, denn diese Kunst ist weder rein dichterisch (Raabe), noch rein künstlerisch (Kleist) eines jener Ereignisse, die die Höhen in der literarischen Landschaft bedeuten, sondern eine gleichmäßig hinwellende Hügelkette, ein anmutiger Anblick, dem man sich, ohne es zu merken, weiter wandelnd entzieht.

Näher schon an ihr Wesen führen die Sinnsprüche der Nachdenklichen. Hier war die Formung unmittelbares Ergebnis des Einfalls, nicht wie bei den Novellen trotz allen feinen Einzelzügen in der Hauptsache unpersönliche bewährte Überlieferung. Eine Novelle von Keller ist sein selbstgezogenes, selbstgekeltertes Eigentum, eine Novelle der Ebner stammt aus der Baumschule, das Erdreich aber ist ihr — sicherlich ausschlaggebendes — Mehr. Denn die Mischung der Salze und Steine, vor allem das Erbe an organischer Beschaffenheit dieses Bodens gibt der Pflanze Gehalt und Geschmack. Der Mensch ist ja vor allem Bereich seiner Möglichkeiten. Ihn erkennen, hieße seine Möglichkeiten bestimmen. Es gibt noch eine andere Art, ihn zu verdeutlichen: ihn kongenial nachzuschaffen, wie Plato, ihn dadurch zugleich zum Kunstwerk steigernd, den Sokrates nachgeschaffen, vielmehr für uns Späterlebende erschaffen hat.

Nicht ohne tiefern Grund hat sich mir Sokrates ergeben, der Weise, der eine Bildung verkörpert, Spiegel und abgekürzte Chronik eines Zeitalters bedeutet. Die Ebner hat viel von Sokrates an sich, das Lehrhafte und das Fragende, das Gütige und das Gelassene, das menschlich Eingebückte und das seelisch Leuchtende, die Weisheit des lächelnden Herzens. Ein Plato hätte sie erleben und gestalten müssen, das wäre eine Dichtung gewesen, würdiger ihrer Wahrheit als die an sie nicht hinaufreichenden Ergebnisse ihrer von der Kunst nicht voll erwiderten Schriftstellerleidenschaft.

Diese Liebe zum Schreiben als einem Mittel zur Selbstveredlung, dieses moralische Ästhetentum einer ethisch hoch gezüchteten Willenskraft ist das Problem einer sonst durchaus nicht problematischen, einer lauteren Natur von einfachen, saubern Umrissen. Sein Reiz liegt in dem es bedingenden Milieu; daß eine Dame des Hochadels durch das Schrifttum zum reinen Menschentum sich zu erziehen unternahm und daß sie auf diesem Wege ein vollwertiger Ausdruck der bürgerlichen Kultur ihres Zeitalters geworden ist, die Dichterin des deutschen Bildungsideals, die Dichterin des reifen Liberalismus, einer heut angesichts ihrer verkrüppelten Entartung mit Unrecht unterschätzten feinduftigen Zierpflanze, das ist das literarisch Interessante an der über alles Literarische hinaus in den heitern Himmel edler Menschlichkeit hinaufragenden wahrhaftig adeligen Frau.

Der österreichische Hochadel ist an großen Begabungen nicht reich. Während im Geburtsadel aller Nationen geradezu das Volkstum gipfelt — man denke nur an die Riesenstandbilder des Preußen Bismarck, des Märkers Kleist, an Gneisenau, Scharnhorst, Clausewitz, York, Platen, Eichendorff, die Droste, den Freiherrn vom Stein, Hardenberg, Novalis-Hardenberg,

Moltke, Hindenburg, Mackensen, an Chamisso, Gobineau, La Rochefoucauld, Chateaubriand, Fénélon, Ligne, Lamartine, Bacon, Byron, Scott, Gozzi, Alfieri, Leopardi, Manzoni, Lope de Vega, Calderon, Cervantes, Eötvös, Mailáth, Krasinski, Puschkin, Lermontow, Tolstoi — hat der spanisch, italienisch, magyarisch, französisch, slavisch vielfältig gemischte und hinwiederum durch Inzucht geschwächte oder durch Geldheirat nicht allzu glücklich gepfropfte österreichische Adel mit Ausnahme der hervorragenden Staatsmänner Kaunitz und Stadion in den zwei letzten Jahrhunderten keinen führenden Geist hervorgebracht. Alles, was mitzuwirken berufen war an dem seit dem Dreißigjährigen Krieg allmählich wieder steigenden Einfluß des Deutschtums auf die tiefzerrüttete Bildung eines neuen Europa, hat hier das zumal seit der sogenannten verfassungsmäßigen Aera kräftig aufstrebende Bürgertum aus sich erzeugt. Einzig — sieht man von dem Gesinnungsdichter Anastasius Grün (Graf Auersperg) ab — die Baronin Ebner ist, aus ihrer dem Geistigen — zum Schaden des von allgemach zudrängenden fremden Elementen überwucherten Staates — nicht eben gewogenen, nicht selten fast feindseligen Sphäre ins Licht der selbsterkämpften, der echten Bildung, die mehr als Eigentum, die Blut wird, hinausgeschritten und hat sich so in einem, trotz unterweilen grobschlächtig-demokratischen Allüren, seit jeher den (alle seine öffentlichen Äußerungen beherrschenden) Snobismus duldenden, ja fördernden Gemeinwesen, alternd, als prima inter pares auf den Ehrensitz des Nestor erhoben gesehen.

Niemand aber konnte dieser sich sozusagen von selbst ergebenden Auszeichnung würdiger sein als diese echte starke Frau. Sie ist wie jeder bedeutende Mensch zugleich Typus und Individualität. Typisch ist an der Aristokratin die leichte reizende Sicherheit, mit der sie alles, was ihr begegnet, in dem gehörigen Abstand von sich hält, der Takt des in großen Zügen im Freien atmenden Lebens, die bezaubernde Höflichkeit, die bei aller scheinbaren Herzlichkeit vom Herzen nicht mehr verrät, als eben von gradweise zu verbreitender Wärme frei wird, das Gleichgewicht der Weltläufigkeit, die von Generationen zu Blut verarbeitete erprobte Anstandsregel ist, die angenehme Scheinbarkeit des Persönlichen, die (bloß mit kaum mehr bewußtem Raffinement berechnete) poliert strahlende Attitude, die eben als Schein dem geblendeten Ankömmling siegesgewiß schmeichelt. Individuell ist an ihr die Güte, die aus der immer wieder von der Wurzel aufsteigenden Wahrhaftigkeit genährte edle Bescheidenheit, die Verbindung einer knapp an der Grenze der Ironie haltmachenden Heiterkeit des für jeden Singvogelton dankbaren Gemütes mit der abgeklärten reifen Wissenschaft von allen durcheinanderzuckenden Klängen des Lebens.

Die Ebner hat das, was Goethe nur unterm festergeschnürten Harnisch der Zeremonie an sich halten konnte, nachdem er es mühsam genug erworben hatte, mit auf die Welt bekommen: Harmonie, Gleichmaß, Stille;

freilich ist ihr, was den zum Apollinischen sich Läuternden und bei allem Reichtum der Reaktion an Impulsivität Verarmenden groß gezeigt hat, deshalb versagt geblieben: das Dionysische, der Rausch, das Zentralfeuer des magischen Künstlertums. Das stark Typische an ihr hat das in zarten Schößlingen aufkeimende Ursprüngliche nicht erstickt zwar, aber bezwungen. Sie hat sich selbst gefügt, durch ihre energische Arbeit an ihrer schriftstellerischen Vervollkommnung sich darüber täuschend, daß der Quell des Eigentümlichen nach der natürlichen Neigung seines Bettes niemals ein Katarakt werden könnte, vielmehr nicht sich darüber täuschend, sondern bloß die Augen, statt sie zu schließen, ins Neue, relativ Große gewaltsam öffnend: die Emanzipation vom Typischen, vom Standesgemäßen, die sie, all das ererbte Grauen ihrer Umgebung reflektierend, in der ‚Feder' sah. Die ‚Feder' ist aber wenig, mag die französisch zwischen beschnittenen Wänden eines Familienbesitzes gegängelte Komtesse Dubsky sie auch von der Ihren Standpunkt aus schon als Revolution empfunden und, bewußt draufgängerisch, sich dem Sansculottismus des Handwerks, diese zu anderm Geborne, hingegeben haben; die Feder ist wenig: gerade in ihren Kreisen wird sie in steifen langen Schriftzügen mit einer Behendigkeit geführt, die, so gering das Repertoire an Ausdrücken ist, doch dem schöngeistigen Dilettantismus einer selbstgefälligen Spiegleinan-der-Wand-Atmosphäre nur zu bald genügt. Hier setzt die innere Tragik des sonst so weich gelagerten Schicksals ein: die Baronin Ebner hat aus einer tiefen Natur heraus Ernst machen wollen mit dem in ihren Kreisen nur als Spiel geduldeten Metier. An dem Widerspruch des sich gegen diese Empörung sträubenden Typischen ist ihre Individualität erstarkt. Nicht weiter freilich, als es die neue Welt des Metiers zuließ, nicht über die Außengrenze der andern — schon dies verhältnismäßig eine Riesenstrecke — geradezu zum Ich zurück, sondern innerhalb des neuen Geheges, hochaufatmend und mit kräftigen Bewegungen zwar, aber doch gefangen. Die Ebner hat das Bildungsideal des Liberalismus sich selbst erworben, es aber nicht überwunden. Sie ist über sich selbst hinaus, nicht aber innerhalb der geistigen Entwicklung der Zeit weitergekommen. Sie hat ihre Befreiung nicht dazu benützt, sich auch von der Freiheit zu befreien. So konservativ der Schatten ihres Typus sie überragte, sie selbst hat doch ins sogenannte Reaktionäre nicht mehr zurückgefunden. Das hat sie bei allen Festrednern der liberalen Epoche so beliebt gemacht. Wie viele unwürdige Hände hat die Edelgeartete treuherzig geschüttelt, sich geehrt fühlend durch den übeln Anhauch eines verwesenden Freisinns! Hierin war sie, scheinbarer Enge entronnen, naiv. Und — kein Wunder für den Nachdenksamen — ebenso gegenüber dem Künstlerischen. Sie hat ihren Kultus Hoffmanns — des elementarischen deutschen Künstlers — als eine Jugendlichkeit überwunden, Kleist — ich erinnere mich eines längeren Gesprächs über den Giganten — kalt bewundert (sie hätte ihn, wie Goethe, nicht erkannt, wenn er neben ihr gedichtet hätte), sie hat Bildungsdichter,

Bildungsredner, gütig auch gegenüber Karikaturen ihres Heiligsten, gelten lassen, in gutherzigem Dilettantismus die Gesinnung ehrend, rücksichtsvoll die Flamme dämpfend, die in ihr, nicht immer mit dem besten Öl gespeist, unlöschbar brannte. Sie hatte viel Kompromittierendes, prinzipiell Versöhnliches in ihrer jeder Intransigenz entschieden abgeneigten echt weiblichen Natur. Das ist menschlich ein Vorzug, aber die Ebner hat ihn nicht nötig gehabt. Zum Philister fehlte ihr alles: die Abstammung, aber zum Doktrinarismus hatte sie, im Freien allein geblieben, große Neigung. Es ist der Zug der Zeit nach 1848. Hier geht die Dichterin neben dem alten Kaiser.

Wer die kleine, etwas gebückte, bei aller Lebhaftigkeit des stets wachen Geistes durch eine gedämpfte und klar gemessene, die Lippen sichtbar bewegende, sehr deutliche Sprechweise und durch das feste Anschauen hoheitsvoll wirkende Frau gekannt hat, dem bleibt der tiefe Eindruck einer ungewöhnlichen verehrungswürdigen Erscheinung. Ihr Antlitz war vom Haupt aus wirksam, die Stirne herrschte vor, die Augen hoben sich zu dieser schöngebauten Überdachung des faltenreichen Untergesichts wie liebenswürdige Vermittler zwischen zwei Welten, der unscheinbaren, fast auf ein Minimum beschränkten Körperlichkeit und dem wahrhaftig thronenden Geistigen, sanft, ja demütig empor. Dabei war nicht so sehr um den Mund als an ihm, unmittelbar dort gleichsam, wo der Hauch der Stimme in die Mitteilung übergeht, etwas leicht Ironisches, das der Klang der Worte selbst wie einen Schleier mitschweben machte, der immer ein wenig schalkhafte, selbst den tiefen Ernst gewichtiger Überzeugungen beschwichtigende Humor dieser moralischen Lebenskünstlerin, etwas unendlich Überlegenes, das, so fern der Ebner jegliche Frivolität lag, dennoch graziös zu spielen schien. Womit? Nicht mit dem Inhalt, noch weniger etwa gar mit der Form. Sie konnte sogar auf ihre Art schwärmen, sich — wenn man den Ausdruck mit etwas Ironie auswägt — an ihrem Pathos berauschend, mit Getragenheit sprechen, fast wie ein Professor, niemals freilich wirklich so wie ein in seiner Wichtigkeit armseliger Professor, sondern wie ein Professor im Freien, wie Sokrates.

Es war Würde in allem, was sie tat, gleichgültig, ob es Sprechen war oder Briefschreiben oder Theetrinken, Würde als Farbe oder Duft, nicht als Knochengerüste oder Haltung, liebenswerte, warme Würde, Ehrerbietung abnötigende, aber nicht Scheu einflößende oder gar Kälte ausströmende Würde, Würde der Dame. Sie hatte zwar immer andere Damen in der Nähe, aber sie war doch anders, das merkte man gerade an dem Vergleich. Sie hat die Damen ihres Kreises stets ein wenig ‚behandelt', herzlich, dankbar, gütig, bescheiden, aber doch behandelt, wie durchaus weibliche Mädchen Puppen behandeln, gütig, sorgsam, herzlich, aber als Puppen. So wie sie mit Kindern war: voll scheinbarem Interesse, daß Kinder vertraut wurden, sich gehen ließen, vor ihr als Kinder lebten. Eine große Gnade. Und eine Gnade, die sie wie der fromme König

Eduard in Macbeth zu Nutz und Gedeihen der Fremdesten verwertete. Hände auflegen und heilen: es ist ganz gleich, wer kommt, Kammerfrauen, Bäuerinnen, Gräfinnen oder Dichterlinge. Auch Hunde. Eine symbolische, eine Monarcheneigenschaft oder besser: eine Eigenschaft, die Monarchen besitzen müßten. Die Baronin Ebner übte sie ‚spielend‘. Darin liegt auch der Klang der andern mitschwingenden Saite. Denn die war da. Sie war eben nie ganz zu Hause dort, wo sie sich daheim wußte. Ihre Liebe, ihre eigene Verehrung war doch ganz wo anders. In einem Reiche des Traumes, wo sie nicht herrschte, aber trotz ihrer Bescheidenheit doch gern zum vertrauten Zirkel gezählt hätte, dem Reiche Goethes, das sie, ihrer Natur gemäß, in das Reich Grillparzers herabminderte. Sie hätte, ohne eigentlichen Ehrgeiz, — sie war auch hierin mehr als bescheiden, obwohl sie, auf ihre Art selbstbewußt, gewisse sogenannte Berühmtheiten durchaus nicht ernst nahm — gelten mögen ohne Kommentar, dasein wollen als unbedingt dazugehörig, und sie fühlte sich immer wie durch eine dünne Wand gerade von dem Reich geschieden, dem sie, ein Zwitter, sich nicht völlig anzupassen wußte. Daher ihre Entgleisungen ins Familiäre ‚Geistigem‘ gegenüber, das ihr denn doch auf die Dauer, unzulänglich wie es war, nicht genehm sein konnte, daher anderseits ihre gleichsam traumwandlerische Manier im geliebten Vertrauten, aus dem nur ihr Schatten, nicht ihr gewohnter Schritt herauskam. Hier nahm man sie, die Alternde, die Alte, immerhin als ein Wundertier, drüben, bei den ‚Geistigen‘ wiederum als eines, und zwar wegen der selbstverständlichen Eigenschaften, die sie an sich nicht unterschätzen konnte, während die andern, die gewürdigten, sie wie ein Geheimnis geschmeichelt flüsterten. Sie hat eine Freundin gehabt, eine alte Dame, Baronin Josephine von Knorr, eine feinsinnige Dilettantin, eine belanglose Dilettantin. Die Baronin Ebner hätte viel darum gegeben, wenn die Baronin Knorr eine Bettina von Arnim gewesen wäre. Denn sie hatte vor dem Menschen Knorr das Bedürfnis der Hochachtung ohne das Gefühl der Unterordnung. Ja, wenn Grillparzer wieder gekommen wäre, der große, der berühmte Grillparzer! Sie lebte unter Ziergewächsen und träumte von der berauschenden Magnolie. Sie hat sich niemals von den Ziergewächsen ernstlich weggewünscht, aber es war — das fühlte sie, wenn sie's auch nicht sich eingestand — doch eine Öde: und da erschuf sie sich wenigstens die Baronin Knorr, ihre liebe feine Freundin, oder begrüßte den etwas überschwänglichen Professor Dingsda, den geschmeichelten Verehrer. ‚Mir ist immer‘, hat mir einmal die Dreiundachtzigjährige geschrieben, ‚die Gleichgültigkeit als etwas Klägliches erschienen, als das Merkmal der seelisch Verkümmerten und Ohnmächtigen.‘

Aus europäischen Tagen
Erinnerungen von * * *

(Zweiter Teil.) Ein Päckchen vergilbter Briefe und Tagebuchblätter liegt vor mir; sie erzählen von einer Leidenschaft, die verheerend in ein junges Leben eingegriffen; das ist alles längst verschollen, vergessen, begraben und dennoch ist es, als schlügen Flammen daraus entgegen. — Einer der ersten Briefe ist vom Juni 63.

‚Weißt Du, warum ich heute schon wieder schreibe? Ich soll nach England. Gina, Rolfs Frau, will mich für einige Monate bei sich haben; sie ist voll der schönsten Projekte für mich; ihr halb italienisches Blut ist ganz in der Höh', es ist eine gute Ausrede auch für sie, sich zu unterhalten — und ich — ich habe zugesagt — natürlich. — Bist Du erstaunt? Warum, warum soll ich nein sagen, weil Rolf vor 5 Jahren sich zu viel mit mir beschäftigt hat —? Nennt man das nicht so? — und war ich nicht ein Kind damals und haben meine 18 Jahre jetzt nichts Gescheiteres zu tun, als sich um einen alten, verheirateten Mann zu kümmern. — Liebste May — glaubst Du alles, was ich da schreibe? Eine Angst zerrt mir am Herzen — würden meine l. sel. Eltern mich gehen lassen? Mein Vormund ist ein kluger, edeldenkender Mann, Tante Emilie besorgt und gut, aber Eltern sind sie nicht, und wie könnten sie auch erraten, was ich mir selbst nicht eingestehen will? Und mein Vormund hält sehr an den englischen Verwandten und hat es möglicherweise einfach vergessen, daß ein törichtes Kind einmal einen törichten Traum geträumt? — Vielleicht als Italiener rechnet er auf mein italienisches Temperament, leidenschaftlich zu erfassen und mich ebenso rasch etwas Neuem hinzuwenden! Aber habe ich nicht mehr englische Zähigkeit in mir als italienischen Leichtsinn? —'

28. Juni: ‚Gina schreibt sehr erfreut über meine Zusage, will mich in Dover empfangen; wir sollen mit einer Unterhaltungswoche in der Nähe von London anfangen, cricket-matches, verschiedene Bälle usw., ehe wir unsere Reise nach der Südküste fortsetzen; Rolfs jüngerer Bruder John, Du erinnerst Dich, wie lustig er ist, soll Gina begleiten; er hat verschiedene junge Freunde in Bereitschaft, damit es mir an Tänzern nicht fehlt! Sag' mir einen vernünftigen Grund, dies alles auszuschlagen, auch wenn ich den Mut und die Lust dazu hätte? Wenn es nicht wegen der stummen Angst wäre, wie würde ich mich auf diese tolle Zeit freuen. Du weißt, wie ich an meiner stillen Heimat hänge und an der ernsten Gelehrtenatmosphäre um uns her und daß die sogenannte „Welt" mit ihrem oberflächlichen Treiben mir à la longue nie genügen würde und ich immer mit Freude zu meinen Büchern zurückkehre — aber manchmal sehnt sich meine Jugend, ihre Flügel zu rühren. Ich weiß so wenig vom wirklichen Leben — wird es mich freuen, es näher kennen zu lernen?'

3. Juli: ‚In einigen Tagen reisen wir; ich kann Dir nicht mehr

viel sagen; es gibt Augenblicke, wo ein kleiner Teufel meine Seele in Besitz hat und sie im Wirbelwind herumtreibt; ich will lieber nicht denken..— denk Du an mich, Du weißt besser wie ich, wie es in mir aussieht. —'

Mitte Juli, England: ,Wie viel habe ich Dir zu schreiben! Du glaubst nicht, wie lustig diese ersten Wochen vergangen sind; eine Unterhaltung jagt die andere, man hatte kaum Zeit auszuschlafen, und dabei das wunderschöne, grüne Land und die prachtvollen alten Kathedralen! Ich glaube Westminster Abbey und Canterbury Cathedral machten mir noch mehr Eindruck als alle cricket-matches der Welt, und doch sind das eigenartige, packende Schaustücke. Zu lustig ist das Lunchen hoch oben auf den hohen Wägen, die die cricket-Plätze umsäumen, all das elegante junge Treiben, die prachtvollen Pferde und die netten, frischen, jungen Menschen; und mit welch' unbeschreiblicher Gemütlichkeit es sich in England flirten läßt! Ich hatte einen kleinen Hofstaat von Kurmachern, der mir überall hin folgte; einer war dabei, der ernster war als die andern, und wir wurden bald gute Freunde. Wenn er mich hie und da still ansah, da kam es mir plötzlich vor, als wäre in all dieser Lustigkeit ein greller Mißton, als wäre in mir etwas anders geworden in dieser kurzen Zeit; suchte ich nur Zerstreuung, um der geheimen Angst zu entkommen! Auch das Leben schaute mich auf einmal anders an. Ich fühlte instinktiv, daß Dinge, die mir ernst und heilig waren, von den meisten Menschen sehr leicht genommen wurden und daß man nicht Sünde nannte, was ich im Innern als solche brandmarkte. Diese Gedanken streiften mich nur hier und da. Ein solcher Augenblick war unser letzter Morgen in Canterbury Cathedral. Das gedämpfte Licht der hohen Glasfenster fiel in reicher Schönheit auf die prachtvollen Säulen, auf die steinernen Gestalten, die so still auf ihren steinernen Ruhebetten lagen, und brachte spielende Lichter in ihre steinernen Augen. — Eine dämmerige Stille war um uns her und erfüllt von Orgelklang, von dieser betenden, klagenden, siegreichen Stimme, die unsere Seelen hinauf trug, zum Thron des All-Erbarmers. Wir waren nur eine kleine Gemeinde, ein paar Menschen, die nach einer tollen Zeit hierher gekommen waren, um Abschied zu nehmen, ehe das Leben sie auf verschiedenen Pfaden weit auseinander führte. Winter sah mich mit seinen ehrlichen Augen ernst an; vielleicht fühlte er am meisten von uns allen, jedenfalls fühlte er klarer und bewußter. — Die vielen widerstreitenden Empfindungen, die leidenschaftliche, unklare Sehnsucht, wurden still in mir, wie ich ihn ansah; seine ehrliche standhafte Seele, die so fest der Pflichten Weg ging, die kein Schwanken kannte, lag klar vor mir. — Wie in einem Traume verstand ich das alles und noch viel mehr, verstand den Unterschied zwischen meinem leidenschaftlichen Herzen, meiner Zerrissenheit und der ruheerfüllten Hoheit des Gotteshauses. — Es war ein Augenblick, in dem die Schleier sich lüften; dann wanderten wir zur Bahn, die erste Etappe auf dem Weg zu Rolfs Heimat. — Den ganzen Tag fuhren wir so rasch, wie ein Expreßzug

uns tragen konnte; spät erreichten wir die Station, es war fast 10 Uhr, als der Wagen langsam den letzten Berg erklomm — dann die Einfahrt in den Park, dann noch eine Wendung, dann das letzte, rasche Vorfahren vor das große, niedere Landhaus. Die Türen standen weit offen — einen Augenblick später waren Gina und ich in der matt erleuchteten großen Halle. Aus einer Seitentür strömte volles Licht auf eine kraftvolle Gestalt, die uns entgegenkam. Er versuchte uns in der halben Dämmerung zu erkennen, aber ich sah ihn, sah ihn zwischen seinen Kindern stehen, sah die Liebe, die wahnsinnige Liebe in dem Herzen des jungen Mädchens, das in eisiger Selbstbeherrschung vor ihm stand. — Es war nur wie ein Blitz, aber in diesem Augenblick haßte ich ihn — und doch warum? Hätte ich nicht lieber mich selbst hassen müssen? — oder sah ich mit meinem weiteren, größeren Blick in die nahe Zukunft? Das Gefühl streifte mich nur, äußerlich blieb ich kalt und steif. — Endlich gingen wir zur Ruhe; ich schlief lang und gut und den nächsten Morgen kam ich frisch und sorglos die Treppen herunter, als wären die Schreckbilder des vergangenen Abends nur ein Spuk einer überhitzten Phantasie gewesen. Wie voll Widersprüche ist doch ein Menschenherz! Ich fand Rolf in der großen Halle mit seinen Kindern spielend und lachte fast laut über meine dummen Gedanken. Ich hatte ihn mit einer falschen Größe umkleidet, ich hatte ein Idol gemacht aus einem ganz gewöhnlichen Stück Lehm und hatte das dann angebetet. Jetzt sah ich ihn, wie er war, ein ganz gewöhnlicher Sterblicher, nur mit einem etwas ungewöhnlichen stillen Lächeln. — In einigen Tagen verlor ich auch meine Scheu ihm gegenüber und wir neckten uns und lachten miteinander den ganzen Tag. Nur hie und da kam ein Aufleuchten in seine Augen, ein eigentümliches Zucken um seinen ausdrucksvollen Mund, der etwas Unklares in mir wach rief.'

12. Juli: ‚Ich bin in einem fieberhaften Zustand, der mich nicht zur Ruhe kommen läßt. Gestern hatte Rolf zum erstenmal Flöte geblasen, ich saß hinter einem Vorhang und schaute auf ihn und wieder lachte ich laut auf im Übermaß des Schmerzes. — Frage mich nicht, wie es mir zu Mute ist; ich darf nicht denken, ich träume, wie ich zuvor nie geträumt. — Von unserem Leben kann ich Dir wenig erzählen; es ist voll Lustbarkeit und Bewegung, ich unterhalte mich, aber ohne Interesse — da ist nur ein Gesicht, das alle anderen auslöscht, er ist unendlich weich und lieb mit mir.'

Lose Tagebuchblätter: ‚Wann kam die Veränderung, warum wurde es anders, anders in seinem Wesen, anders in meinem Herzen? — In dem Schmetterlingstreiben der ersten Sommerwochen, da kam es nach und nach, bis es plötzlich vor mir stand, als entsetzliche Wirklichkeit, bis es ein Kampf wurde, denn Kampf war es vom ersten Augenblick, Kampf gegen ihn und gegen die Leidenschaft, die stärker geworden als ich selbst. Tage lang konnte ich in der Sonne liegen, in der Sonne, die mir das Herz ausbrannte, dann plötzlich versuchte ich, das Herz mit den Wurzeln

auszureißen und als zu schmachvoll weit von mir zu werfen. — Ich verabscheute mich ob meiner Schwäche, ich schaute mit unbeschreiblichem Entsetzen auf das junge Mädchen, das lächelnd an seinem Tisch saß und die reinen Lippen seiner Kinder küßte. — Der Schmerz packte mich oft wie Wahnsinn — es war mehr Haß als Liebe in diesem wilden Widerstreit — aber fort konnte ich nicht. Ich hörte das Flüstern der guten Geister: „Fleh zu Gott, er wird dich von deiner Sünde befreien", aber ich antwortete: „Ich liebe meine Sünde, was ist mir der Himmel ohne sie, ich kann nicht von ihr lassen, noch nicht, noch nicht!" — Dann waren wieder Tage, wo das Träumen über mich kam und all den bitteren inneren Streit wie in weiche Schleier hüllte, wo ich den süßen Tönen lauschte, die die Luft erfüllten, und wo alle besseren Gedanken in wunderbaren Melodien untergingen. — Lange Sommermorgen, ein träumendes Hinausschauen auf das weite Meer. — Im Schatten des epheuumrankten Hauses, unter dem tief blauen Himmel, den immergrünen Eichen, den blühenden Myrten — den Tausenden von Vogelstimmen — und zu meinen Füßen das glitzernde, ewig unruhige Meer. — War das nicht ein Ort, um vom Paradies zu träumen? — Wilde Ritte über die weiten Heidenflächen, an den hohen Klippen entlang — tolles Jagen — manchmal lustige Witze, die sich die etwas übermütigen Herren zuriefen und die nicht immer für Mädchenohren paßten — kurze Einblicke in eine mir fremde Welt — welche die duftigen Schleier, welche mein Paradies trügerisch umhüllten, plötzlich zerrissen und den Abgrund, der darunterlag, grell beleuchteten; — stille Mondscheinabende, wo ich in einer der tiefen, niederen myrtenumrankten Fenster sitzend — das silberglänzende Meer vor mir, Rolfs Flöte zuhörte, dem alten Lied: ‚t'is the last rose of summer' —. Er hatte noch mehr Macht über mich jetzt und er spielte es mit einem andern Ausdruck; da verwandelte sich das stille Mondlicht in eine häßliche Fratze, durch das leise Rauschen der Bäume hörte ich das hönische Lachen der Dämonen, das monotone Murmeln der Wellen klang wie das schmerzende Echo meines Gewissens: „Du bist falsch, du bist schwach, du bist verräterisch; schau in dein Herz, welche Gedanken darin wohnen, du hältst dich für stark, weil dein äußeres Wesen sich nicht verändert — du belügst dich selbst, so wie du alle um dich her belügst" — so flüsterte es weiter, bis ich die Qual fast nicht mehr ertragen konnte. Eines Abends kam ich heim nach einem kurzen Besuch bei einer Cousine. Rolf war nicht einverstanden mit diesem Besuch — er folgte mir hinunter an den Wagen und sagte in seiner ruhigen Art: „Versprich mir, nicht länger als zwei Tage auszubleiben." Ich lachte — und wollte nicht versprechen, aber ich wußte nur zu gut, daß ich zurückkehren würde — zu meiner Heimat — so bald als möglich; ich wußte, daß ich nicht weg bleiben konnte. — Ich hatte meine Cousine sehr gern, sie war in meiner Kindheit sehr liebevoll für mich gewesen und ihre sanfte, weiche Art hatte mir wohlgetan; aber jetzt — jetzt konnte ich nicht in ihre guten Augen sehen, aus Angst, sie in meinen Augen lesen zu lassen, was ihre einfache, pflichtgetreue

Natur entsetzt haben würde. — Ich mußte ja allein stehen — abgetrennt von aller warmen Zusammengehörigkeit — und doch. Wie ich an dem wundervollen Mondscheinabend vor Emmys Haustüre stand, kam es wie ein Jubel über mich — morgen Abend würde ich wieder zu Hause sein — da wo meine Heimat war, unter dem Licht der blauen Augen. —

So kam ich heim, gerade Zeit, mich zu Tisch umzuziehen; es war spät — ich eilte mich — aber wie ich in den Salon kam, fand ich noch niemand. Ich schaute nach meinem gewohnten Platz am Fenster — ich berührte seinen Fauteuil, seine Noten, die herumlagen, leise, schüchtern mit einer unaussprechlichen Freude; dann öffnete sich die Türe und Rolf kam herein. Ich meinte zuerst, er hätte mich in der tiefen Fensternische nicht bemerkt, bis er seinen Fauteuil zu mir hinzog und mir in die Augen schaute — ‚So bist Du zurückgekommen, little One'? Mein Herz schlug zum zerspringen, aber ich antwortete lachend: ‚Wie Du siehst.' — Er rückte etwas näher, legte in seiner ruhigen Weise seine Hand auf meine Schulter und sagte sehr leise: ‚Ich wußte, Du würdest zurückkommen, ich hatte Sehnsucht nach Dir; ich wußte, Du würdest heute Abend wieder hier sein.' — Ich fühlte seine Nähe, den eigentümlichen Blick seiner dunklen Augen, die meine suchten — eine wunderbare, unaussprechliche — ausruhende Müdigkeit kam über mich wie ein tiefes Vergessen — ich hörte nur die eine leise — flüsternde Stimme, hörte nur wie in einem Traum seine weichen, einschmeichelnden Worte . . . Und da schaute ich plötzlich auf und mein Bewußtsein kehrte zurück, und das klare Erkennen, daß es im nächsten Augenblick mit meiner Kraft zu Ende sein würde. — Wenn er einen Blick in mein Herz tun könnte, so gäbe es keinen andern Ausweg mehr für mich, als in die lockenden, ruhelosen, grünen Wellen hinaus zu gehen und für immer. Ich fühlte so klar, daß ich stark sein mußte für ihn und für mich — und seltsamerweise war die Sorge um ihn am lebhaftesten — daß ich rasch auf stand und in meiner gewöhnlichen, neckenden, lustigen Weise zu erzählen anfing. — Er wurde kühl und steif — ich hatte meine Rolle nur zu gut gespielt. Ich weiß nicht, wie ich diesen Abend durchbrachte; wie ich ihm vor dem Schlafengehen die Hand reichte, sagte er: ‚Aber Deine Hand ist eisig kalt' — das wunderte mich nicht; ich war durch das Tal der Todesschatten gewandert und hatte den Ungeheuern der Hölle in die glühenden Augen gesehen. Als ich am nächsten Morgen mein junges Gesicht im Spiegel sah — wunderte ich mich, daß meine Haare nicht über Nacht grau geworden waren.

Und doch hatten wir solche Szenen nur zu oft; manchmal nur ein Wort, ein rascher Blick, ein Lied aus alter Zeit, selten mehr als eine kurze Bemerkung, deren Sinn ich verstand — für andere unbedeutende Kleinigkeiten waren ein innerer Kampf, der Herzblut forderte, der all meine geistige Energie, alle Jugendkraft erschöpfte; kein Wunder, daß Monate nach meiner Rückkehr von England es mir war, als seien alle Gedanken, alle Erinnerungen weg gewischt wie Worte von einer Schultafel, daß eine unbeschreibliche Leere in Herz und Gemüt mir fast zur physischen Qual wurde. Nicht nur

die Welt um mich her, mein eigenes Denken wurde zu einer großen Öde. — Unser Jagdreiten allein war ungemischter aufregender Genuß, der jeden Nebengedanken ausschloß. Den ganzen Tag ihm zu folgen, das Aufblitzen in seinen Augen zu sehen, wenn der Fuchs ausbrach, seinen frohen Jagdruf zu hören ‚Talli-ho — forward —' dann bei ihm zu sein, mein Pferd an dem seinigen, über die langen Wiesenstrecken, die Hecken, die Zäune, die zerbröckelten Mauern — weiter, weiter, hie und da ein Lächeln erhaschend, einen sorgenden, liebevollen Blick — ein ermunterndes Wort, das war Glück — das war volles reiches Leben. Ihm so zu folgen immer und immer, war mein Traum, mein fast unbewußter Traum, aus dem ich hie und da schaudernd erwachte — der doch Herz und Seele gefesselt hielt —

‚Aber auch im Nebelmeere
Ist ein Tropfen Seligkeit,
Rein ihn trinken und versinken
Ist Genuß der Ewigkeit!'

Rolf neckte mich oft mit einer englischen Heirat; es war ein stehender Witz zwischen uns, und ich wehrte mich lachend dagegen; ich fühlte so gut, was er wünschte, was er wollte. Eines Tages erhielt ich eine Einladung zu einer Bekannten; ich wollte sie nicht annehmen, es war mir so schwer, das Haus zu verlassen, aber Rolf plagte mich zu gehen und sagte schließlich: ‚Es ist ein Mr. Jenner dort, ein gutmütiger, schüchterner Mensch und sein großer Besitz ist nah von uns gelegen, das wäre gerade ein Mann für Dich.' Er lachte, aber ich fühlte, was darunter lag und ich ging hin — ja ich ging hin, sah Jenner, flirtete ihn aus aller Schüchternheit heraus, so daß er frug, ob er mich besuchen dürfe. Ich lachte laut auf. War es wirklich schon so weit mit mir gekommen? Das war ein ehrenhafter Mann — und ich? Ich gab ihm irgend eine mokante Antwort und reiste ab, aber ein unbeschreiblicher Abscheu vor mir selbst blieb in meinem Herzen zurück.

An einem Herbsttag voll zauberhaftem Glanz und Schönheit, gingen wir auf die Jagd — wir zwei allein. Über die sonnigen Hügel, durch das blühende Heidekraut und den gelben Ginster. Ein schimmerndes, weiches, frohes Schweigen lag auf allem; nur das leise Rauschen des Meeres zu unseren Füßen — wie ein süßes Lied — brach die Stille. Hie und da trug ich sein Gewehr und war glücklich. Im Heimkommen stieg ein Fasan vor uns auf. Rolf schoß, und er fiel dicht vor meinen Füßen nieder. Mit einem unbeschreiblichen Gefühl sah ich auf den armen Fasan herunter; wie gut wäre es gewesen, still und tot dazuliegen; war es nicht eine Qual, weiterleben zu müssen — nach solchen Tagen — nach einer solchen Zeit? Wie kann man den Tod bitter nennen, flüsterte es in mir, in der Abendstille? — Doch das Ende war nahe. Im Oktober rief mich mein Vormund nach Haus zurück. Ich hatte während Monaten an nichts gedacht — nicht an Zeit und Ewigkeit, ich hatte kaum bemerkt, wie die Wochen eine nach der andern an mir vorbeizogen. — Die Länge meiner

Tage — manchmal Minuten, manchmal Millionen von Jahren — konnten nicht gemessen werden mit gewöhnlichem Maß. Jetzt stand es auf einmal vor mir: ‚Du mußt fort.' — Es gab nur einen kleinen Fleck auf Erden, wo die Sonne schien — ein so schöner grüner Fleck von dunklen Bäumen eingerahmt und dem weiten, blauen Meer. Rings überall war es Nacht — und in diese Nacht hinaus mußte ich gehen. — In diesen letzten Tagen hatte ich nicht mehr die Kraft zu denken, daß es gut war für mich fort zu gehen — daß ich schon längst hätte gehen sollen, der heiße Schmerz lag zu schwer auf mir.

‚Like water spilt among the plain
Not to be gathered up again
Is the old love I bore.'

Ich sprach und lachte nicht mehr viel. — Ich ging leise von Zimmer zu Zimmer, zu dem lieben Platz im Garten unter der großen immergrünen Eiche und wieder zurück in den kleinen Salon, in meine tiefe Fensternische, von wo ich stunden- und stundenlang ins Meer hinausgeträumt, und schaute auf alles mit dem brennenden Weh, mit dem man die Toten verläßt. — Endlich kam der Abschied; eine kleine Gruppe hatte sich unter der grünumwucherten Vorhalle versammelt; es war einer der wunderhell weichen, sonnendurchwärmten Oktobermorgen Südenglands; man sprach lebhafte, herzliche Abschiedsworte, nur Rolf sagte nichts; ich schaute noch einmal nach ihm, noch einen langen, klaren Blick, dann wendete ich mich ab in stummem Schmerz und fuhr meinen Weg hinaus in die Dunkelheit. —

Mein Vetter R. begleitete mich auf meinem Weg; es war eine lange, lange Fahrt nach London — ich war nicht müde, aber ich hatte das Gefühl, daß ich nie mehr schlafen würde. — Spätabends kam mein kleiner Freund Winter, um mich noch zu sehen. Er hatte indessen Schweres durchlebt und ich hatte nur wenig Anteil daran genommen; er hatte einen hübschen Schmetterling geliebt und hatte ihm sein reiches Herz geschenkt, denn solche Menschen ‚love not wisely, but too well' — und sie hatte mit ihm gespielt und ihn verlassen, wie es solche seelenlose Geschöpfe tun. — Wir standen uns in dem dämmernden Licht des offenen Feuers gegenüber und auf unsern Gesichtern, im Juli noch so jung und frisch — hatten drei kurze Monate — tiefe Linien eingegraben. Seine Züge waren still traurig und um den Mund war ein tief schmerzlicher Ausdruck; es war keine Bitterkeit in ihm, sein Herz war mutig und geduldig geblieben in der ernsten Prüfung. Wieder, wie in Canterbury Cathedral an dem hellen Sommertag, schauten meine Augen tief hinein in diese friedvolle Seele und die Verzweiflung in meinem Herzen erstarrte zu Stein. Sein Friede konnte mir nicht mehr helfen, er konnte mir nur zeigen, was ich verloren hatte. Wir saßen ruhig zusammen eine lange Zeit und sprachen über gleichgültige Dinge und empfanden es doch wie eine gewisse Wohltat. — Es war ein ganz eigener Abend, dieser mein letzter

Abend in England; krampfhaft trachtete ich die eilenden Stunden festzuhalten, trotz meiner Stumpfheit fürchtete ich mich vor dem Morgen, denn morgen abend würde ich den guten, freundlichen Gesichtern meines Vormundes und Tante Emilie gegenüber stehen; wie würde das sein? . . .

Lang nach Mitternacht brach Winter auf; mein Vetter hatte indessen einen gemütlichen Vorschlaf getan. Im Hinausgehen bemerkte Winter einige Romane, die auf dem Tisch lagen und die ich auf der Bahn gekauft. Er nahm das eine Buch in die Hand, dessen Titel ihm auffiel und wendete sich in seiner bestimmten Weise an mich: ‚Das ist kein Buch, das Sie lesen sollten, lassen Sie es mir, ich bringe Ihnen morgen früh dafür ein anderes mit.‘ Ich antwortete sehr gleichgültig: ‚Wie Sie wollen, ich habe die Bücher nur für die Nacht und die Reise gekauft.‘ Winter sah mich mit seinen guten Augen forschend an: ‚Ja, ja, Sie sehen so aus, als würden Sie die Nacht durchlesen; aber glauben Sie mir, Sie brauchen Ruhe.‘ — Als er mir gute Nacht sagte, nahm er noch einmal meine Hand: ‚Versprechen Sie mir wenigstens diese eine Nacht nicht zu lesen.‘ Seine sorgende Freundschaft rührte mich — so versprach ich und fand es nicht schwer, mein Versprechen zu halten. Mein übermüdetes Gehirn war ganz unfähig, Neues aufzunehmen und eine schmerzende bleierne Müdigkeit lag auf meinen jungen Gliedern. — So blieb ich wie totenstill die wenigen Stunden dieser meinen letzten Nacht in England. In der trüben Dämmerung eines nebligen Herbstmorgens setzten wir uns zu einem eiligen Frühstück, an dem Winter teilnahm. Er begleitete uns auf die Bahn und stand noch lange auf dem Perron, bis der eilende Zug und der dichte, graue Nebel sein gutes, ehrliches Gesicht für immer meinen Blicken entzog. Wir fuhren in düsteren, dicken Nebel dahin, erst der Küste zu lichtete es sich ein wenig, da sahen wir die Sturmsignale hoch auf allen Höhen, und wie der Expreß in Folkestone einfuhr, hörten wir das Toben der großen Meereswellen, deren mächtige Kraft mit Donnergebrüll gegen die Steinmauern des Piers zerschellte. — Mein Vetter, nach einiger Besprechung mit den Seeleuten, war sehr gegen die Weiterfahrt und wollte nach Paris telegraphieren, um den Aufschub zu erklären. Aber ich bat dringend, es nicht zu tun; er konnte freilich nicht verstehen, warum die gute, englische Erde mir unter den Füßen brannte und warum es mir tröstlich schien, selbst in einer so kleinen Sache wie unsere rechtzeitige Ankunft Wort zu halten. So gab er meiner Bitte nach, obgleich das tobende, schäumende, von plötzlichen heftigen Windstößen aufgepeitschte, wild aufgeregte Meer, kein erfreulicher Anblick war. Die mächtigen Schiffe tanzten wie Nußschalen auf den weißschäumenden Wellen; mit eines Panthers Sprung warf sich das unsere aus dem schützenden Hafen, Welle auf Welle kam herangestürmt, stürzte sich über Deck, uns gründlich durchnäßend; rollend, stampfend, kämpfend arbeitete sich das brave Schiff durch die schäumende, kochende, bösartig zischende Dunkelheit. Als wir endlich nach dreistündiger Fahrt Boulogne erreichten, waren die meisten Passa-

giere in einem jämmerlichen Zustand und ich war einer Ohnmacht nahe. Mein armer Vetter, der sich selbst recht krank fühlte, trug mich die hohen schlüpfrigen Treppen zum Landungsplatz hinauf und zwang mich, etwas Nahrung zu nehmen, ehe er mich durchnäßt, wie ich war, so gut als möglich in einem Eisenbahncoupé etablierte.

Hier war endlich Ruhe und Stille. Mit einem unbeschreiblichen Gefühl von Erleichterung drückte ich mich in eine dunkle Ecke und lag dort stundenlang wie stumpf und tot. Der Begriff von Vergangenheit und Zukunft, von dem Anfang und Ende meiner Reise, alles schien in Dunkelheit zu verschwimmen. Wie eine liebende Mutter nahm mich diese segensreiche schützende November-Dämmerung in ihre Arme, umhüllte mich wie mit einem weichen dunklen Mantel, der des Tageslichts forschende Blicke, des Tageslichts einschneidende Qual von mir fern hielt! — Nach einer Weile fühlte ich trotz dieses nur halb bewußten Zustandes einen stillen, dumpfen Schmerz, der keine bestimmte Form annahm, der in meinen Schläfen tobte, in meinen trockenen heißen Augen brannte, wie eine stumme schwere Last auf meinem Herzen lag — der den Hals zusammenpreßte; durch die dämmerige Luft kam es weither wie eine klagende Stimme, das monotone, unaufhörliche Knattern der Räder nahm das traurige Echo auf — eine Wolke bittersten Weh's lag über der Erde, kein Sturm konnte sie zerreißen, keine Sonne sie erhellen. — Plötzlich, wie solche nichtssagende Erinnerungen manchmal in den merkwürdigsten Augenblicken ganz unerwartet in uns aufsteigen, kam ein Bild aus meiner jüngsten Kindheit aus der Dunkelheit auf mich zu; die Erinnerung an einen heftigen Fieberanfall mit ähnlichem physischem Schmerz. Meine gute alte Kindsfrau hatte mich auf ihren Schoß genommen, ihre kühlende Hand auf meinen fiebernden Kopf gelegt; der freundliche alte Doktor hatte sich behaglich neben meinem Kinderbett niedergelassen, hatte mir die wirren Haare aus der Stirne gestrichen und machte mich lachen mit seinen Späßen und den langen französischen Worten, die er so schlecht aussprach und mit so feierlichem Ernst. Wie gut erinnerte ich mich auch auf seinen langen Schnurrbart, den er hoch in Ehren hielt und den ich so gern mit kleinen spitzbübischen Händen in Verwirrung brachte, und wie er dann bös wurde, während seine freundlichen alten Augen mich durch die breiten, altmodischen, goldberänderten Brillengläser anlachten. Wie sah ich das plötzlich alles so klar vor mir, wie klar sah ich die stummen Gefährten der frühen Kindheit, das Kinderbett mit seinen weißen Gardinen, die hübsche blaue Tapete, aus deren Muster die Kinderphantasie so merkwürdige Dinge hervorzauberte, den großen, behaglichen, weißen Kachelofen, in dem sich Äpfel so gut braten ließen, die kleine abgenutzte Schulbank und den Schrank, der alle meine Kinderschätze enthielt. — Warum sprachen alle diese unbedeutenden Dinge zu mir an diesem bösen Wendepunkt meines Lebens? Warum suchte ich einen Vergleich zu finden zwischen dem Heute und jenen fernen Tagen? Würden sie mich morgen auch ins Bett legen und den Arzt holen lassen, um mich zu heilen? zu heilen? von was? Ich

lachte laut auf, aber mein Lachen klang wie ein Schluchzen durch die Stille. Mich heilen! o mein Gott, da wußte ich es wieder, der Wahnsinn und die brennende Sehnsucht, wußte, daß ich ihn gestern zum letzten Mal im Leben gesehen. Warum, warum hatte ich mich fortführen lassen wie ein armes, stummes Tier, warum war ich nicht dort geblieben, warum hatte ich nicht lieber dort ein Ende gemacht? Was hatte ich noch im Alltagsleben zu suchen? Nie konnte dieses weltweise, weltmüde Wesen je wieder dem jungen Mädchen gleichen, das vor vier Monaten frisch und hoffnungsvoll die englische Reise angetreten. Durch alle wechselnden Jahre würde meine Seele je den Bann dieser unheilvollen Liebe brechen können? Über alle Blätter meines Lebensbuches war nur e i n Wort geschrieben: das Zauberwort Liebe, das mich zu vollem, reichem Frühling erweckt, und jetzt, wo alles vorüber war, war auch mein Leben nichts mehr wert. Ein gewisser monotoner Kreislauf von Essen und Trinken, von Sprechen und Lachen, von Aufstehen und Sichniederlegen, ein Kreislauf, der die Existenz so mancher Menschen ausfüllt, würde mir bleiben — und das war alles. Und wieder flüsterte mir der rauhe Wind da draußen zu: ‚Warum hast du dies unnütze getan?' — Wie Prometheus gefesselt durch ewige Bande von Ehre und Pflicht — frißt nicht der Geier eines hungrigen Verlangens an deinem Herzen? — Ehre? Warum mußte ich gerade an dieses Wort denken? War das Tugend — diese eigentümliche innere Kraft, die stärker war als ich selbst, die mir nicht e r l a u b t e, der maßlosen Leidenschaft nachzugeben? Dieser merkwürdige Wille, der mich gezwungen hatte fortzugehen — ruhig und kalt? Würde eine ehrenhafte Frau mir eine Schwesterhand reichen? — Das höhnende Lachen des Dämons gellte durch die Stille — ich riß das Fenster auf — die Luft war erstickend. — Bitter kalt streifte der Nachtwind meine brennende Stirn; entlaubte Bäume streckten klagende, stöhnende Äste wie verzweifelte Arme zu den dunkeln, eilenden Wolken. So lag ich lange, lange am offenen Fenster und sah zu dem finsteren Gewölk empor, das in phantastische Formen zerrissen hie und da von den blassen Lichtstrahlen einzelner blasser Sterne erhellt wurde. — Städte und kleine, einzelne Häuser, dunkle Wälder und lange Ebenen flogen in endlosem Wechsel an mir vorbei — und nach und nach wurde der fieberhafte Herzschlag ruhiger. Natur, das einzige Wesen, zu dem mein Schmerz klagen konnte, nahm mich in ihre starken, rauhen Hände und wiegte meine Aufregung zur Ruhe und meines Herzens wildes Aufschreien mit des klagenden Windes kaltem Schlummerlied. Gott Dank, es war kein Ton um mich her als die mächtige Stimme der Natur. Gott Dank gab es keine neugierigen Gesichter, kein lebhaftes Schwätzen, kein grelles Licht. Gott Dank für die Dunkelheit; ich glaube, ich wäre wahnsinnig geworden ohne diese Hilfe. Ein unheimliches Gespenst, geboren in dieser Stunde der Qual, streckte die Hand nach mir aus und krallte nach mir, aber es hatte keine Macht über mich in der freien Luft, in den weichen, dunklen Armen der Nacht.

Je mehr wir uns Paris näherten, desto mehr packte mich das durch

Mangel an Schlaf und Nahrung hervorgerufene physische Elend; Fieberschauer schüttelte mich; es war merkwürdig, daß ich mir in diesen Stunden, in denen ich mit durchnäßten Kleidern beim offenen Fenster lag, nicht den Tod geholt; kann großer geistiger Schmerz den Körper unempfindlich machen gegen äußere Einflüsse? Ich war in einem lethargischen Zustand, als die Coupétüre in Paris geöffnet wurde; grelles Gaslicht strömte in meine dunkle Zelle; im nächsten Augenblick war ich inmitten eines lachenden, schwätzenden, rennenden, sich stoßenden Menschengedränges — an meines Vormunds Arm; Lärm, Unruhe, Licht um uns her. Meine Augen waren wie geblendet, mein betäubtes Gehirn war nicht imstande, irgend etwas zu begreifen oder in sich aufzunehmen. Ich hatte eine unklare, gequälte Empfindung, als wenn Hunderte von Augen auf mich gerichtet, hundert Fragen an mich gestellt wären, die ich wie im Traum beantwortete. In der dunklen Stille des Fiakers kam mir meine Selbstbeherrschung wieder, und ich erzählte lebhaft, bis der Wagen am ‚Grand Hotel du Louvre' haltmachte und wir in ein großes, hellerleuchtetes Speisezimmer geführt wurden. Auch hier sah ich im ersten Augenblick nur das grelle, glitzernde, schreiende Gaslicht — tausendfältig zurückgeworfen von den hohen Wandspiegeln —, bis ich an einem Soupertisch Platz fand und Tante Emiliens liebe Augen mich fragend sorgenvoll anschauten. Es war aber noch ein anderes Gesicht, das mich aus dem gegenüber hängenden Spiegel ansah, ein blasses Gesicht mit einem stumpfen Ausdruck, dunklen Augen, deren stummer, müder, sehnsuchtsvoller Blick in weiter Ferne etwas zu suchen schien. Ich wußte, auf was sie schauten. Sie sahen durch ein Fenster, von dichten Massen von Grün und süßem, weißen Jasmin überwuchert, in ein behagliches Zimmer; bequeme Möbel an den Wänden, bequeme Fauteuils um das große, offene Feuer. Das milde Licht der Lampe ist leicht beschattet, nur die hellen, flackernden Flammen werfen ihren warmen Schein auf die kraftvollen Züge einer einsamen Gestalt. Die weiche Nachtluft, von berauschendem Duft erfüllt, strömt zu ihm herein und das leise, sanfte, ewige Klagen der Meereswellen. . . .'

Brief vom November 63: ‚. . . Wochen sind vergangen, seit ich Dir die Tagebuchblätter geschickt, seit ich in die alte Heimat zurückgekehrt, Wochen hoffnungsloser, müder Stumpfheit, — erst langsam kam mir das Bewußtsein wieder; erst nach und nach stand ich dem gegenüber, was ich in den vergangenen Monaten durchlebt, was ich gefühlt und getan. Kannst du Dir vorstellen, was das war?? Ich bezweifle es. Es gibt eine alte deutsche Sage, die tiefen Sinn unter einfachen Worten verbirgt. Ein armer Hirtenbub, der einen großen Wald durchwandert, verliert den Weg; Waldgeister nehmen ihn in ihre Mitte, führen ihn in eine wunderbar ausgestattete Höhle, erfüllen sein junges Gemüt mit all dem blendenden Zauber der Geisterwelt und schicken ihn wieder heim. Nur einen Tag und eine Nacht hatte er in dem Zauberkreis zugebracht, so schien es ihm wenigstens; aber wie er in sein Dorf zurückkam, war ihm alles fremd geworden, und die Menschen, denen

er erzählte, daß er nur einen Tag bei den Waldgeistern zugebracht, starrten ihn an und erklärten ihm, es müsse nicht ein Tag, sondern hundert Jahre vergangen sein, seit er als junger Mensch sein heimatliches Dorf verlassen. So war er zurückgekommen in eine Welt, die alle seine Hoffnungen begraben, alles Interesse für ihn verloren hatte, — was konnte er tun, als still in seinen Wald zurückkehren und dort sterben? Wie es dem armen Hirtenjungen ergangen, so war es jetzt auch mit mir, nur daß mein Schmerz ein größerer war. Er hatte alles verloren, aber nicht sich selbst; er hatte keine unheilbaren Erinnerungen mit sich zurückgebracht. Der dunkle Fleck auf meiner jungen Seele, der ist immer vor mir, und was immer ich auch tue, die Erinnerung meiner Sünde liegt auf allem. Rolf hat mein Leben vergiftet, was bleibt mir jetzt? Welche Hoffnung auf Erden oder im Himmel? Was ist mir dieses interesselose Leben, welches gelebt werden soll? Die Vergangenheit muß ja begraben sein, denn selbst die Erinnerung an mein geträumtes Paradies, an das Paradies, das mein schwaches Herz in seiner bitteren Einsamkeit noch immer so nennt, ist eine Sünde und macht nutzlos jeden Versuch der Reue. . . .

‚For what is true repentance — but in thought —
Not even in inmost thought to think again
The sin which made the past so pleasant to us'.

Und doch sehne ich mich danach, zu bereuen, und doch bereue ich aus tiefstem Herzen, — ich sehne mich danach, wieder gut zu werden, aber ich kann den Weg nicht finden. Ich bin ja in manchem doch noch ein Kind, ich habe niemand, der mir hilft, — und wie könnte man mir auch helfen, solange ich meine Sünde so leidenschaftlich liebe? Ich weiß ganz gut, es kann nicht besser werden, bis ich mit unbarmherziger Hand das bittere Glück meiner Einsamkeit aus meinem Herzen reiße, aber ich habe die Kraft nicht dazu. Es ist ein wilder Wirrwarr ‚netzumstrickter Qualen'. —

Dezember 63. ‚Ich hätte gleich deinen lieben, sorgenden Brief beantwortet, aber es gibt im Menschenleben Augenblicke, wo er dem Teufel näher ist als sonst. Ich hatte Tags zuvor einen Brief aus England bekommen, so unendlich weich und lieb, — und ich rechtete mit meinem Herzen, o nur ein einziges liebes Wort laß mich ihm sagen; ich hatte eine so hungrige Sehnsucht nach dem Ton seiner Stimme, nach einem Blick seiner dunkelblauen Augen, nach seinem eigentümlichen Lächeln, und ich fühlte warme Hände, die sich in der Dunkelheit nach mir ausstreckten. . . . Aber die innere Stimme sagte nein — warst du stark dort, um jetzt in einem unbewachten Augenblick alles wieder umzustoßen —, und so habe ich ihm sehr kühl geantwortet, ein Brief, der jede Annäherung für immer abschneidet, — und so ist dies auch wieder vorbei — und auf immer.' —

Frühling 64. ‚Monate sind vergangen, seitdem ich dir zuletzt davon sprach, wie es in mir aussieht; es war eine schreckliche Zeit, aber ich glaube und hoffe, diese Qualen sind doch nicht ganz umsonst gewesen — ich sehe manchmal wie in weiter Ferne ein mildes Licht vor mir — wird es mir

Klarheit und Frieden bringen? — Ich habe versucht, den furchtbaren Feind in meinem Herzen zu töten, — mitleidlos, verachtend schaute ich den krampfhaften Zuckungen dieses armen, verblutenden Herzens zu, als wäre es ein fremdes Glied. Mit verzweifelter Macht wehrte sich die alte, leidenschaftliche Natur gegen die starre Todeshand, die sich ihr auflegte; es gelang mir nur, alles Gute, Wirkliche, Weiche in mir zu töten, und ich fühlte einen eigenen kalten, harten Stolz in meiner harten Kraft; ich wollte nicht in meinem Elend zu dem Gott zurückkehren, den ich verleugnet hatte. Wie das Hohnlachen der Dämonen klang es in mir: „Armes Kind, deine Gedanken töten dich! Wir können dir helfen, wir allein. Du kannst nicht zu Gott zurückkehren, denn deine Sünde ist immer bei dir, und die Liebe deiner Sünde kannst du nicht lassen, — wir können dir Freude geben und Vergessenheit, — warum sollst du mehr leiden als tausend andere, die mehr gesündigt haben als du? Corromps-toi — corromps-toi — et tu ne souffriras plus."

Es gab Tage, wo ich kalt und steif war wie ein Körper ohne Seele, aber ein Wort, ein Gedanke genügte, um mich den Furien in die Hände zu geben. Hinter mir das Paradies der Träume, der Illusionen, der Leidenschaften, der verwirrenden, betörenden und doch so beseligenden Gefühle — das unschuldige Hoffen, das sorglose Ahnen — die Kindheit und Jugend, — vor mir das nüchterne Leben, in dem ich als nüchterner Alltagsmensch meinen Weg weiter gehen soll. . . .

‚Dead, dead long dead — and my heart is a handful of dust
And the wheels go over my head, — and my bones are shaken with pain
For in a shallow grave they are thrust
And the hoofs of the horses beat, beat into my scalp and my brain.'

Da führte mich das kindliche Sehnen, das nie ganz in mir erstorben war, zu dem Grab meiner Eltern. Was da in mir vorging, kann ich dir niemals beschreiben. Wie Furien geißelten mich die Gefühle und Gedanken des letzten Jahres, von den stillen Särgen weg; ich litt, ich büßte ein ganzes langes Leben in diesen kurzen Augenblicken; aber wie ich die hl. Stätte verließ, da war mir ein Gedanke ganz klar: so kann und darf ich nie mehr zu ihnen zurückkehren, ich muß den Bann brechen, der mich gefesselt hält; ich muß ihr Kind wieder werden, und sie werden mir verzeihen. — Da brach der harte, kalte Stolz: „Vater, hilf mir" betete ich leise. — Und seitdem kann ich wieder beten, aber ich bin wie zerbrochen und gehe „tastend halbe Schritte" und suche nach Hilfe. So weiter leben kann ich nicht, so kann ich den Frieden nicht finden. Wie soll ich mich wieder dem alltäglichen Leben anpassen? — O Arbeit, Arbeit, um die Krankheit zu überwinden, die mir am Lebensmark zehrt! — Seit einiger Zeit geht mir ein Wort des Heilands nach: „Arme habt ihr immer bei euch"; — es ist, als spräche er mit mir.' —

* * *

Mit einem wehen Gefühl lege ich die Blätter zur Seite, die so bitter durchlebten Schmerz enthalten, und träume in die Sommerschönheit hinaus

und denke an das arme Kind, das nach langen, tapferen Kämpfen doch endlich den ersehnten Frieden gefunden, und denke an die vielen, die ich gekannt, die die Leidenschaft mit ihren dunklen Flügeln gestreift, und denke vor allem an die vielen, die Gott zusammengebunden und die Welt und das Leben — und die Torheit und der Unverstand und die Eitelkeit und die Unfreundlichkeit wieder auseinander gebracht. — Es ist ja nicht immer le grand mal d'amour, das verheerend, versengend alle zarten Triebe, alles geduldige Keimen zerstört. Große Katastrophen sind selten — aber wie namenlos viel bitterste Ungeschicklichkeit und Lieblosigkeit! Als ganz junge Frau hörte ich einmal einer Konversation über ein Ehepaar zu, dessen Stoppelfelderistenz notorisch war. Daraus entspann sich eine Diskussion über schlechte Ehen im allgemeinen. Einer der Herren, selbst nicht mehr jung und auch wenig glücklich in seiner Ehe, zog mich gegen meinen Willen in ein Thema hinein, über das ich mir kein Urteil zutraute. Endlich sagte ich schüchtern: ‚Le manque de bienveillance de part et d'autre me semble si étonnant — pourquoi ne pas commencer par là?' — Unvergeßlich ist mir der Ausdruck, mit dem er mir antwortete: ‚Ah, Madame, vous ne savez pas dire si vrai. Mais c'est là la difficulté; obtenir l'amour d'une femme c'est parfois bien facile — sa bienveillance — jamais!' — Wie oft habe ich im späteren Leben an diesen Ausruf gedacht, der von Herzen kam. Ich hatte den Betreffenden bis dahin für einen ganz gewöhnlichen Lebemann gehalten; sein Ausdruck mehr noch als seine Worte zeigten mir plötzlich, daß auch er eine wunde Stelle im Herzen trug, etwas, was in jüngeren Jahren vielleicht gehungert hatte nach einem freundlichen, vielleicht nach einem verzeihenden Wort. Daß es so schwer ist, geduldig zu sein, wenn man jung ist! — In der heißen Sehnsucht nach vollem Glück, in den vielen kleinen, bitteren Enttäuschungen, auch den vielfachen Kränkungen, die das wirkliche Leben mit sich bringt, übersieht die Jugend die vielen kleinen Blümchen, die am Wege stehen, — sie will ihre Jugend retten um jeden Preis. — Sonderbarerweise wird den meisten von uns erst ganz spät im Leben klar, daß die Jugendzeit sehr kurz ist und das Altern sehr lang! Es ist eine einfache Wahrheit; aber erst wenn wir selbst einziehen in das Land, auf dem die kühlen Schatten liegen, dann begreifen wir, was es heißt, mit leeren Händen einem einsamen Alter gegenüber zu stehen. Ich kenne manche alte Frau, die am einsamen Herd sitzt und auf Versäumtes zurücksieht; sie hat keine Blumen in den Händen, in dem stillen Raum ist wie ein leises, leises Klagen, — die kleinen Hausgeister sehen sie traurig an. . . .

* * *

In den achtziger Jahren brachte mich ein glücklicher Zufall in nähere Berührung mit Pater Odilo Rottmanner von St. Bonifaz; er ist mir dann wie so vielen während langer Jahre ein väterlicher Freund und treuer Berater gewesen. Es finden sich vielleicht auch unter meinen Lesern solche, die mit dankbarem Herzen sich an seine Güte und Geduld, an den hohen Flug seiner Gedanken, an sein warmes Christentum, an die Kraft und Klarheit,

an die Weitherzigkeit seiner Führung erinnern, und die es freuen wird, in meinen Worten wie ein Echo längst vergangener Tage zu finden. Über den großen Gelehrten, den berühmten Prediger ist nach seinem Tode manches geschrieben worden, über den Menschen selbst sehr wenig, und ich denke, es kann deshalb nicht schaden, persönliche Eindrücke festzuhalten. Pater Odilo war so vielseitig, daß der Versuch, einige Streiflichter auf sein Wesen und Wirken zu werfen, nicht leicht zur Wiederholung werden kann. Jeder von uns hat doch immer nur einzelnes zu erfassen vermocht, und jeder Natur ist er auf ganz bestimmte und persönliche Weise nahe getreten; er wollte nicht ‚führen', er wollte die Menschen zur Freiheit erziehen, aber unwillkürlich war sein Einfluß ein sehr bedeutender, auch bei selbständigen Charakteren; er war eben vor allem selbst eine ‚Persönlichkeit'; nichts war Schablone bei ihm, nichts ‚Richtung'; man hatte das Gefühl: das ist ein ganzer Mensch, der kraftvoll vertritt, was er sich selbst erkämpft. Seine Eigenart war es wohl, die am persönlichsten wirkte — und manchmal auch in nicht günstigem Sinn. Es sind manche abgestoßen worden durch ein äußerliches Wesen, das ihnen nicht entsprach, aber das waren doch meist solche, die auf der Oberfläche blieben. Diese ‚Oberfläche' war, wie ich glaube, sehr viel von seinen kranken Nerven beeinflußt, die manchmal überreizt, aufgeregt, sehr oft müd und verstimmt waren. — In einem der dürftigen Nekrologe, der vor mir liegt, wird von den letzten drei Jahren seines Lebens gesprochen, die durch Krankheit schwer getrübt wurden. Diese drei Jahre waren auch wirklich sehr schlimm. Es war ein Leidensweg, der immer mehr ins Düstere zu führen schien, ein qualvolles Verkümmern. Aber wirklich gesund war Pater Odilo nicht, solange ich ihn kannte; er hatte fortwährend mit kranken Nerven zu kämpfen, mit unbeschreiblich viel Quälereien, die ihn an freudiger Arbeit hemmten. Deshalb hatte er wohl auch so viel Geduld und Verständnis für alle krankhaften Veranlagungen; aber wie er selbst dieses tägliche Kreuz nur als Mittel zu weiterer Vervollkommnung betrachtete, so strebte er auch danach, seine Beichtkinder in diesem Sinn zu erziehen. ‚Seid gute Wechsler,' ermahnte er immer wieder. Dieses Wort des Heilandes wollte er in seiner höchsten Bedeutung aufgefaßt haben, wollte er auf alles angewendet wissen, vor allem wohl auf die Mühseligkeiten und Hemmungen, die eine schlechte Gesundheit mit sich bringt. — In Pater Odilos Grabrede finden sich nachfolgend seine eigenen Worte zitiert, die am besten ausdrücken, wie er dieses ‚Wechseln' gemeint; sie geben auch eine Ahnung davon, wie viel er selbst gelitten hat.

‚Es gibt Leiden, die nach unserem Gefühl dem geistigen Leben mehr Nachteil als Gewinn bringen, weil sie uns die Wege und Mittel wegnehmen oder erschweren, die uns zum inneren Fortschritt unentbehrlich scheinen. Aber auch die verzweifeltsten Zustände sind nicht ohne Segen, weil sie uns die so selten ganz erreichten Tugenden der Demut und Sanftmut gleichsam mit Gewalt aufnötigen. Die inneren Demütigungen solcher Stürme gewöhnen uns daran, selbst den geringsten Menschen höher als uns selbst zu schätzen...'

Wie hoch Pater Odilo körperliches Leiden einschätzte, wurde mir so deutlich klar an einem Nachmittag, wo ich ihn in Neu-Wittelsbach besuchte, und er mir vom Leiden des Heilandes sprach, in einer Weise, die mir unvergeßlich geblieben ist. Pater Odilo war frisch und angeregt; es war kein mühsamer Druck auf seinem Denken; er sprach frei und schön, wie in seinen besten Augenblicken und mit innigster Überzeugung. Er stellte die Frage, warum der Heiland gerade den Kreuzestod, als Vollendung seines Liebeswerkes gewählt? Man nehme gewöhnlich an, weil diese Todesart die schmachvollste und demütigendste gewesen sei, — sie ist aber zugleich auch die qualvollste, weil sie ein langsames, allmähliches Absterben bedeutet, wo jede Nervenfaser mitleidet und mit abstirbt. —

Etwas ganz eigentümliches war es, zu beobachten, wie Pater Odilo gewissen weiblichen Charakteren — ich möchte sagen — mit einer Art Unbehagen gegenüberstand. Das Schillernde, Unruhige, was in den meisten weiblichen Veranlagungen liegt, ihre zu lebhafte Phantasie, ihr ewig ‚irrlichtelierendes' Gefühlsleben, das jedem Einfluß ausgesetzt ist, mit dem Sonnenschein und Wolkenschatten ihr Spiel treiben, eine gewisse Neigung, auf gewundenen Pfaden ihrem Ziel zuzustreben — und dabei doch die merkwürdig feine Intuition, die bei so vielen Frauen Verstand und Vorbildung ersetzt, all dieses Widerspruchsvolle war seiner geraden, großangelegten Natur nicht recht verständlich. Ein gescheiter Engländer sagt einmal irgendwo: ‚The sexes are an eternal surprise to each other' —. Überraschend waren diese Frauennaturen für Pater Odilo natürlich nicht, aber man fühlte, daß er sich Mühe geben mußte, sie richtig zu erfassen. Einer seiner klassischen Aussprüche ist im Unmut darüber entstanden: ‚Und die größte Gans ist doch noch eine Schlange!' — Ein anderer Ausspruch hat ein feines, aber auch resigniertes Lächeln: ‚Wenn mich ein junges Mädchen wegen religiöser Skrupel um Rat fragt, habe ich immer Lust zu fragen . . wie heißt Er?' — Wie viele solche geflügelte Worte existieren von ihm, die niemand notierte und die mehr und mehr der Vergessenheit anheimfallen! Auch so vieles Geistvolle, was aus dem reichen Schatz seines Wissens und Denkens belebend hervorsprudelte, verblaßt allmählich in der Erinnerung. Wie gern hätte ich so manches festgehalten, was er besonders über Newman und Shakespeare zu sagen wußte! Er hatte eine Kenntnis Shakespeares, ein feines Verständnis für jede Nuance der englischen, besonders der shakespearischen Sprache, die einen Engländer beschämt haben würde — und seine Begeisterung für Shakespeare war erfrischend. Wenn er mit jugendlicher Freude Shakespeare zitierte, so kam mir ein anderer Gelehrter in den Sinn, dem Shakespeare eine Art Evangelium geworden — und mit Staunen erfüllt es mich, zu beobachten, wie dieser unsterbliche Geist auf zwei so ganz verschiedene Menschen, die so ganz verschiedenen Richtungen angehören, dieselbe Wirkung ausübte. Moleschott erzählte oft meinem Vater von der für ihn wunderbaren Stunde, in der er Shakespeare zum erstenmal gelesen. Moleschott hatte ein unglaubliches Sprachentalent, eine absolute Abneigung gegen alle Übersetzungen und eine

Sehnsucht, Shakespeare kennen zu lernen. So warf er sich als junger Heidelberger Student, trotz seines enormen Fachstudiums, mit seiner ganzen Energie auf die englische Sprache und war in drei Monaten so weit, Shakespeare verstehen zu können. Da nahm er den ‚Sturm‘ in die Hand, und mit einer Art religiöser Ergriffenheit fing er, am offenen Fenster stehend, das schöne Heidelberger Land vor seinen Augen, zu lesen an, und je weiter er kam, desto mehr packte ihn die wundervolle Sprache — so, daß er schließlich niederkniete und kniend den ‚Sturm‘ zu Ende las! — Pater Odilo interessierte diese Anekdote in mancher Beziehung; mir war sie immer so bezeichnend für das jedem Menschen unbewußt innewohnende Bedürfnis anzubeten. — So vieles ist in meiner Erinnerung verblaßt aus jenen Jahren — aber der Grundton von Pater Odilos Wollen und Streben lebt in uns allen fort, die er erzogen, und diesen Grundton möchte ich in drei Worten zusammenfassen — ‚Freiheit, Licht und Frieden‘. Die so viel mißbrauchten und mißverstandenen Begriffe, Freiheit und Licht, wie schön wurden sie in seiner Auslegung. ‚Ihr seid teuer erkauft — werdet nicht Sklaven der Menschen.‘ — Das war die Freiheit, zu der er jeden Menschen erziehen wollte, Freiheit von der Sklaverei der Sünde, der Vorurteile, der verkehrten Begriffe, aber auch die Freiheit, die nicht durch Zwang oder durch menschliche Rücksichten beeinflußt, frei das Gute wählt, sich freiwillig unterordnet in Gehorsam und Demut. — Licht war wohl das Wort, das man am häufigsten in seinen Predigten findet! Er hat gewiß wie alle Menschen, die im vollen Leben stehen, unzählige und bittere Enttäuschungen erlebt, aber an die siegreiche Macht des Lichtes über jede Art von Finsternis hat er unentwegt geglaubt bis zum Ende. Um zu verstehen, was der Friede für ihn bedeutete, mußte man ihn von Mabillon reden hören, diesem gelehrtesten und friedvollsten aller Benediktiner, der in einem Streite zwischen Gelehrten lieber schwieg — ‚que de manquer à la charité‘ — der immer zum Frieden mahnte mit den schönen Worten: ‚Qu'il se souvienne que s'il est plus difficile de se defendre que d'accuser à plus forte raison, est-il plus facile de causer des blessures que de les guérir.‘ — Mit diesen Worten, — die auch Pater Odilo aus dem Herzen gesprochen waren, will ich auch diese Erinnerungen an den väterlichen Freund beschließen; er hat nun selbst, schon viele Jahre von allen irdischen ‚Hemmungen‘ befreit, das ewige Licht und den ewigen Frieden gefunden.

Und nun wird es auch wohl an der Zeit sein, diese ‚losen Blätter‘ zu beenden. Der neue Tag steht vor der Tür und das grelle Licht des 20. Jahrhunderts scheucht meine kleinen Plaudergeister in ihre dämmerigen Ecken zurück.

Kleine Bausteine

Hans Pfitzners 'Palestrina' als musikalisches Kunstwerk / Von Eugen Schmitz

Die Uraufführung von Hans Pfitzners musikalischer Legende 'Palestrina', die am 12. Juni im Münchener Prinzregententheater erfolgreich vor sich ging, hat ein so lautes und weites Echo geweckt wie kaum ein zweites künstlerisches Ereignis seit Kriegsbeginn. Der Grund dafür liegt in dem außergewöhnlichen Charakter des Werkes wie seines Schöpfers. Denn wie vorsichtig man bei Wertung und Abwägung künstlerischer Gegenwartsgrößen auch sein muß, darüber kann doch kein Zweifel bestehen, daß unter den Persönlichkeiten der heutigen Komponistenwelt Hans Pfitzner in allererster Reihe steht und daß von den Opern, die seit Richard Wagner in Deutschland geschrieben wurden, keine so ausgeprägt die Züge einer genialen Begabung trägt wie die beiden früheren Musikdramen von Hans Pfitzner, der 'Arme Heinrich' und die 'Rose vom Liebesgarten'. An eine neue Schöpfung gleicher Gattung von dem gleichen Komponisten, der inzwischen als gereifter Meister in den Mittag des Lebens getreten war, durften also ganz besondere Erwartungen geknüpft werden, zumal man wohl wußte, daß es sich sozusagen um ein 'Lebenswerk' des Künstlers handle, das dieser als ein aus tiefster Seele entsprungenes Bekenntnis seiner Weltanschauung gemeint hatte. Darum mußte sich Pfitzner, der beim 'Armen Heinrich' und der 'Rose vom Liebesgarten' in vorsichtiger Zurückhaltung dem Lorbeer des Dichterkomponisten aus dem Wege ging, diesmal auch den Text selbst schaffen. Denn der Stoff und seine Idee waren so sehr sein eigenstes Innengut, daß kein Teil der künstlerischen Verlebendigung einer fremden Hand überlassen bleiben durfte. Was nunmehr dabei herauskam, ist das alte Lied vom Gegensatz des Künstlers und der Welt, wie es das aus dem Schoße der Romantik geborene 'Künstlerdrama' schon so oft angestimmt hat, das aber in Pfitzners Mund einen selten durchgeistigten Klang annimmt. Da schwingt kein Ton von jener Eitelkeit und Selbstberäucherung mit, die der Gattung sonst leicht anhaften; nur die tiefe Tragik des Einsamsten der Einsamen, des genialen Schaffenden, leuchtet auf, um im versöhnenden Abendrot friedvoller Ergebung zu verglimmen. Die Entwicklung der Handlung als solcher, die auf die Legende zurückgeht, Palestrina, der Großmeister katholischer Kirchenmusik, habe durch die Komposition einer ihm zur Nacht von den Engeln vorgesungenen Messe die seitens des Tridentiner Konzils angedrohte Verbannung der kirchlichen Tonkunst abgewendet, wurde an dieser Stelle bereits durch den Artikel von Franz Schultz im Märzheft 1916 eingehend geschildert. Desgleichen wurden die die Dichtung betreffenden literarischen, kulturellen

und religiösen Fragen im letzten Heft unserer Zeitschrift entsprechender Würdigung unterzogen. So bleibt heute nur noch übrig, ein ergänzendes Wort über die musikalischen Eindrücke der Uraufführung des ‚Palestrina' zu sprechen. Auch sie waren außergewöhnlich stark.

Freilich als eine entwicklungsgeschichtliche Sondererscheinung, als ein Werk, das einen ganz neuen musikdramatischen Stil begründet, wie das wohl von einigen Seiten prophezeit worden ist, hat sich der ‚Palestrina' nicht erwiesen. Daß ausgerechnet Pfitzner, der als Musiker im Wagnerismus und der älteren Romantik so fest verankerte Meister, ein solches hätte schaffen sollen, ließe sich auch schwer verstehen. Gewiß hat diese ‚musikalische Legende' etwas in sich, was sie über den Alltag der modernen Oper hinaushebt, das ist ein jeder äußerlichen Wirkung, jedem Suchen nach Publikumserfolg abholder, tiefer, ja heiliger Ernst, der aus Worten wie Tönen spricht, und der ihr als erster von allen ihren Werten die Zuneigung des wahren Kunstsuchers erzwingt. Aber ihr künstlerischer Gehalt an sich, ihr Stil und ihre Technik in der Anwendung der Musik auf das Drama zeigen im wesentlichen doch durchaus den entwickelten Typus der Wagnernachfolge; sie ist in diesem Sinne auch musikalisch viel mehr Schlußakkord als Auftakt. Damit erscheint natürlich keineswegs etwa Pfitzners selbständige Schöpferkraft in Frage gestellt. Wie sehr wohl sich auch in überlieferter Form und überliefertem Stil eine starke Eigenpersönlichkeit ausprägen kann, hat der Künstler vor Jahrzehnten ja schon durch seinen ‚Armen Heinrich' gezeigt. Und der ‚Palestrina', wennschon er sich in der Gipfelung technischer und geistiger Reife naturgemäß an die ‚Rose' anschließt, liegt im ganzen musikalischen Ausdruckscharakter auf der stilistischen Verlängerungslinie eben des ‚Heinrich'. Hier wie dort dieser alle Tiefen aufrüttelnde Ausdruck sehrenden Leidens, durchleuchtet von Blitzen seliger Verzückung, hier wie dort die Vorliebe für gedämpfte Orchesterfarben, für zarte und düstere Mollstimmungen, aber auch für fanatische Wucht als Gegensatz. Nur daß in der jüngeren Partitur alles noch tiefer empfunden, noch kühner und großzügiger gemacht ist wie früher, und daß Unterschiede in der Ausführung und Anwendung der einzelnen Stilmittel sich ebensowohl durch die fortgeschrittene Reife wie durch die veränderten dichterischen Grundlagen ergeben. Und insoferne erhält der ‚Palestrina', unbeschadet der Zugehörigkeit zur Wagnerschule, doch sein eigenes musikalisches Gesicht.

Das zunächst Kennzeichnende daran ist ein gewisses ‚historisches' Wesen, das der Hauch der in der Dichtung wiedergespiegelten großen Vergangenheit hervorgerufen hat. Die asketische Welt des gregorianischen Chorals, die altklassische Polyphonie der Niederländer, der verklärte Palestrinastil selbst, ja die Anfänge der Florentiner Monodie scheinen da in neuer Form lebendig zu werden, und die Untermalung der bewegten Konzilsverhandlungen klingt wie tönendes Barock. Kleine Zitate aus Palestrinas Marzellusmesse in der Vision und das Anklingen des Lutherchorals im Konzilakt tragen ein weiteres zu dieser musikalischen Historienmalerei bei. Aber nicht nur durch sie,

sondern auch in der Behandlung technischer Einzelheiten wahrt die Partitur des ‚Palestrina' Selbständigkeit. Ihre Harmonik z. B. pflegt zwar die schon im ‚Heinrich' erprobte moderne feinnervige Behandlung der Dissonanz, ist aber dabei sparsamer mit der Chromatik als das ältere Werk, gefällt sich vielmehr in einer herben archaistischen Diatonik, die manchmal an Wirkungen der alten Kirchentöne gemahnt, daneben aber auch allermodernste Mittel wie futuristische Vierklänge und Pucciniquinten nicht verschmäht. Diese jüngsten Stilmomente erscheinen zwar ganz unaufdringlich, aber sie kommen doch vor und sind ein Zeichen, daß der Schöpfer des ‚Palestrina', wiewohl vielleicht unbewußt und unfreiwillig, auch das Gepräge eines Gegenwartskünstlers empfangen hat. Nicht minder weicht die Instrumentation in einzelnen Zügen vom Herkommen der Wagnerschule ab; mit ihrer Vorliebe für die zarten, verhaltenen Wirkungen der Holzbläser huldigt sie dem rein sinnlichen Klangelement nur sehr bedingt, und in gleicher Beziehung ist schon das starke Übergewicht, das die Männerstimmen den Frauenstimmen gegenüber in dem Werk einnehmen, kennzeichnend. Dabei fehlt es trotzdem auch hier nicht an ganz modernen Zügen; das gewaltige tonliche Freskogemälde der Glockensinfonie des erwachenden Roms (am Ende des ersten Aufzugs), das dem reinen klanglichen Naturalismus nahekommt, ist in erster Linie dazu zu rechnen. Weiter: — auch der melodische Stil hat seine Eigenheiten. Gewiß bildet der Grundsatz der Wagnerschen Leitmotivik auch seine Grundlage, und in einem Punkt bewährt sich Pfitzner dabei sogar als ganz echter und würdiger Schüler des Meisters, in der Fähigkeit nämlich, in ganz knappen Tongebilden eine Fülle ausgeprägtester Charakteristik einzufangen. Es genügt da, einige wenige Beispiele hervorzuheben, etwa das an der Spitze des Werkes stehende Thema:



welches in so wundersamer Weise das Geheimnis des künstlerischen Schaffens versinnbildet, oder das kraftvoll und glänzend einherschreitende Motiv des Kaisers:



oder das in ernster Feierlichkeit prangende Rom-Motiv:



oder das herbe, strenge Thema Trients und seines Konzils:

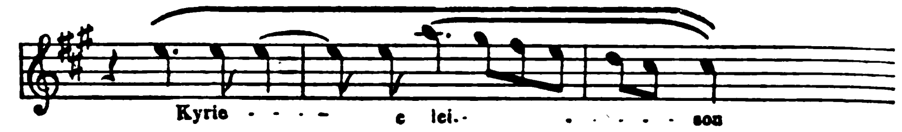


zu nennen. Aber in der Art, wie Pfitzner nun aus solchen Motiven das ganze Kunstwerk gestaltet, weicht er wieder merklich von Wagner ab. Zunächst insoferne ihm die Motive nur sozusagen die Ecksteine der musikalischen Entwicklung sind, zwischen die sich noch reichlich anderes Baumaterial eingliedert. Konnte Wagner wahrheitsgemäß von seiner ‚Ring'musik sagen, daß in ihr so ziemlich jeder Takt leitmotivisch entwickelt sei, so tritt im ‚Palestrina' dem Motivischen noch eine Fülle selbständiger, nur dem Augenblick entsprungener Musik zur Seite. Es ist also mit den ‚Leitmotiven' und ihrer Verarbeitung der thematische Gehalt bei Pfitzner keineswegs erschöpft. Aber auch in der Verarbeitung der Motive selbst, die zum strengen linearen Kontrapunkt neigt und verschiedentlich sehr kunstvolle Wendungen und Gebilde zeitigt, geht Pfitzner unter den Wagnerianern seine eigenen Wege. Auffallend ist dabei insbesondere die Unabhängigkeit der Orchesterführung von der szenischen Bewegung. Während im allgemeinen im nachwagnerischen Musikdrama einem bekannten Scherzwort zufolge keine Stecknadel zu Boden fallen kann, ohne daß das Orchester davon Notiz nimmt, tritt bei Pfitzner dieses Szenisch-Malerische fast ganz zurück. Kaum je kommt es vor, daß sich etwa eine Gebärde oder sonst ein darstellerisches Moment in der Musik spiegelt. Um so reicher wogt dafür ihr selbständiges organisches Leben, so daß auch Teile des Textes, die ohne eigenen Stimmungsgehalt rein begrifflicher Natur und mithin eigentlich ‚unmusikalisch' sind, nicht nach älterer und auch im Wagnerstil noch zu beobachtender Weise rezitativisch kurz abgemacht werden, sondern in die herrschende Gesamtstimmung einbezogen eine vollgültige musikalische Einkleidung finden, und zwar sowohl was die reich ausgearbeitete Orchesterbegleitung als auch die Singstimme betrifft, welch letztere den rein deklamatorischen Sprachgesang — von ein paar ganz vereinzelten Stellen abgesehen — überhaupt kaum kennt, vielmehr stets eine mehr oder minder geschlossene melodische Linie sucht.

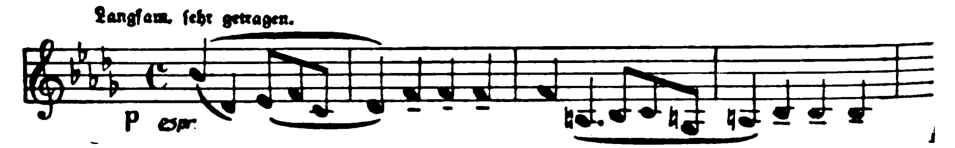
Wo also die Partitur des ‚Palestrina' vom ursprünglichen und nachgebildeten Wagnerstil abweicht, geschieht dies verschiedentlich mit Hervorkehrung rein musikalischer Elemente. Es spielt mithin die absolute Musik in dem Werk neben dem Drama eine bevorzugte Rolle, die zum Teil fast an vorwagnersche Gepflogenheiten erinnern könnte. Selbst an ganz bestimmte Vorläufer fühlt man sich gemahnt, z. B. an Schumanns ‚Genoveva', die ja auch das Rezitativ ganz zu Gunsten des Arioso meidet. Denjenigen, die die Entwicklungsmöglichkeiten der Oper nach Wagner gerade von einer wieder verstärkten Betonung des Reinmusikalischen gegenüber dem Nurdramatischen erwarten, scheint der ‚Palestrina' demnach recht zu geben. Freilich ist dabei nicht zu übersehen, daß diese ‚musikalische Legende', wie ja schon ihre keineswegs willkürliche Gattungsbezeichnung zeigt, gar kein wirkliches Drama ist noch sein will, daß sie ihre Wirkung nicht auf sinnfällig bewegte Handlung, sondern auf Entwicklung von Stimmungen und Gefühlszuständen stellt, die eben das eigentliche Ausdrucksgebiet der selbständigen Musik sind. Letzten Endes wurzelt also der musikalische Stil des ‚Palestrina' doch wieder in der Dichtung; diese bleibt im Wagnerschen Sinne das Tonangebende, und nur weil es ihrem Charakter entspricht, kommt das Reinmusikalische zur Entfaltung. Für den Reichtum aber, mit dem dies geschah, ist der Grad musikalischer Erfindungskraft ausschlaggebend, in dessen Zeichen das neue Werk steht. Und damit erscheint die letzte und bedeutsamste Frage bezüglich der Einschätzung dieser wie jeder neuen Tonschöpfung berührt.

Sie läßt sich freilich im Falle ‚Palestrina' nicht einheitlich für das ganze Werk beantworten. Denn hier macht sich nun der schon in stilistischen Dingen merkliche Abstand des ersten Aktes vom folgenden unabweislich fühlbar. Alles, was Pfitzner den Stoff des ‚Palestrina' eigentlich nahe brachte, die Tragik des Schaffenden und das Wunder der künstlerischen Eingebung, wie es in der Geister- und Engelvision so ergreifenden Ausdruck gefunden hat, verdichtet sich im künstlerischen Gebilde dieses ersten Aktes, und in ihm hat darum auch der Musiker Pfitzner allein aus den tiefsten Tiefen seiner Schöpferseele gesprochen. Die kindlich rührenden Töne, mit denen Palestrinas Sohn Ighino in der Einleitungsszene die Sorge um den an unverstandenem Kummer hinsiechenden Vater laut werden läßt, die feierlich erhabene Würde, zu der sich Kardinal Borromeos Rede von ‚der Tonkunst Rettung und Reform' aufschwingt, bedeuten die ersten Schritte in das Musikallerheiligste des Werkes, das sich dann in der von geheimnisvoller Mystik umwobenen Erscheinung verstorbener, den Kunstgenossen an seine hohe Sendung mahnender Altmeister der Tonkunst weiter öffnet und schließlich mit den durch die himmlischen Heerscharen angestimmten Meßgesängen in vollstem Glanze erstrahlt. Es mag da vielleicht, besonders in der Meisterszene, einiges dem Komponisten unter der Hand etwas zu lang geraten sein, aber deswegen gehört diese ganze Partie, in der sich die vokale Polyphonie längst vergangener Jahrhunderte mit modernen Orchesterwirkungen in prächtiger Kühnheit mischt, doch zum eindrucksvollsten, was wir seit

Wagners ‚Parsifal' an weihevoller Bühnenmusik erlebten, und wenn als Antwort auf den erschütternden Verzweiflungsruf Palestrinas das düstere D-moll plötzlich durch den lichten Engelsruf des



aus der Marzellusmesse durchbrochen wird, um sich fort und fort zum brausenden Jubelchor des Gloria zu steigern, so weht der Atem des Unendlichen, wie er nur in ganz begnadeter Kunst kund wird. Einer gleichen musikalischen Verinnerlichung war der zweite Akt schon seinem Stoff nach nicht fähig. Er soll mit der Darstellung der erregt verlaufenden Konzilssitzung, die so etwa die Situation ‚Der Parsifal im Reichstag' persifliert, die ‚Gesellschaft' als den Gegenpol des Künstlers zeigen. Da aber der Ausdrucksbereich der Musik sehr wenig ‚von dieser Welt' ist, mußte hier der Musiker bei Ausführung der Idee des Dichters einigermaßen in Verlegenheit kommen. Wie Pfitzner diese Haupt- und Staatsaktion trotzdem in charaktervoll fließende Musik gleichsam gezwungen hat, kann hohe Bewunderung erregen: vom glänzenden Vorspiel als einem packenden tönenden Abbild der Ecclesia militans angefangen bis zu den drastisch humorvollen Zügen im Spottchor der Spanier oder in den Episoden des Spaßvogels von Budoja, bis zu den einschmeichelnden Melodiewendungen, die der langen Zwiesprache Borromeos und Novagerios abgewonnen sind, bis zur scharf umrissenen Ausprägung all der mit echtem Bühnenblick geschauten Einzeltypen überhaupt, zieht auch hier eine Fülle lebendigster musikalischer Eindrücke vorüber. Nur daß diese großartige tönende Historienmalerei das Herz kühl läßt, weil sie nicht eigentlich von Herzen kommt. Pfitzner mußte diesen durch seinen dichterischen Plan vorgeschriebenen Akt komponieren, wollte er nicht den einheitlichen Rahmen des musikalischen Bühnenwerkes durchbrechen. Dabei ließ ihn sein Können Hohes erreichen, aber das Empfinden fehlte; und so ist dieser Akt etwas geworden, was man bei Pfitzner sonst nie findet: ein Stück moderner Artistik, das als solches ungemein interessiert — nicht weniger und nicht mehr! Als einen Teil jenes zielbewußten Selbstbekennertums, das den ‚Palestrina' als Gesamtkunstwerk so hoch über den Alltag erhebt, möchte man freilich diesen zweiten Akt doch keineswegs missen, und im äußeren dramatischen Leben stellt seine Musik sogar einen Höhepunkt dar. Missen möchte man ihn auch nicht und sei es nur um der wundervollen Kontrastwirkung willen, die sich einstellt, wenn nach seinem wilden, tumultvollen Schluß nun der kurze Epilog des dritten Aktes mit seiner zart versöhnenden Abendstimmung:



einsetzt. Zu weiteren Eingebungen führt freilich auch er nicht mehr; wohl aber lebt vieles von der musikalischen Wunderwelt des ersten Aktes in milderer Verklärung noch einmal auf, erneut seinen Zauber übend. Und wenn sich dann unter dem friedvollen Orgelspiel des mit seinem Geschick versöhnten Meisters den Vorhang zum letztenmal schließt, scheidet man ergriffen mit dem Empfinden eines großen inneren Erlebnisses.

Das ist so etwa das musikalische Bild, das wir heute vom ‚Palestrina' empfangen. Im Rahmen des Schaffens seines Meisters zeichnet er an innerer Reife, an geistiger Bedeutung und an Kraft der Erfindung im einzelnen entschieden einen Gipfel, wenn schon sich im ‚Heinrich' und in der ‚Rose' die Inspiration noch gleichmäßiger und frischer über das ganze Werk hinbreitet. Mit dem Schaffen der Gegenwart und der Vergangenheit ist er stilistisch mannigfach verknüpft, ohne den Charakter des selbständigen Kunstwerkes zu verlieren. Wie es um seine Dauerwerte bestellt ist, was er dereinst in der Gesamtgeschichte des Musikdramas für einen Platz einnehmen wird, kann nur die Zukunft lehren. Eines aber wird bei seinen Tönen nie stärker empfunden werden als heute: was es nämlich heißen will, daß ein solches Werk voll tiefen weltabgewandten Idealismus, voll reinster ethischer und ästhetischer Verklärung in diesen rauhen Tagen schwerster Kriegsnot vollendet, aufgeführt und begriffen werden konnte! Wenn es ja noch eines Erweises des edlen Kernes, der im wahren Deutschtum schlummert, bedurft hätte: durch die ruhmvolle Münchener Uraufführung des ‚Palestrina' wäre er erbracht worden.

Kritik

Neue Romane* / Von Franz Herwig

Ist es noch niemandem aufgefallen, daß wir unter den Schriftstellerinnen katholischen Bekenntnisses kaum eine Naive haben? Und man sollte doch meinen, daß gerade eine sicher im Glauben ruhende Frau vorzugsweise geeignet sei, den Dingen der Erscheinungswelt gegenüber beschaulich und naiv zu sein. Dagegen aber geben sich unsere Schriftstellerinnen entweder agitatorisch=männlich oder verwaschen im Charakter, viel und gleichgültig schreibend, indessen auf der anderen Seite reichlich ein Dutzend süd= und norddeutscher Frauen gezählt werden kann, das ausgesprochen unaktive, also weibliche Bücher schreibt. Bei uns scheint Marie von Hutten langsam zur Ruhe und Beschaulichkeit sich entwickeln zu wollen, naiv=empfangend, wie es der weiblichen Natur nun einmal gemäß ist. Schon früher ist auf ihren Roman ‚Rufende Weite' hingewiesen und die Ruhe der Darstellung hervorgehoben worden. Ihr neues Buch ‚Der Erbe' bedeutet einen weiteren Schritt zum Dichterischen hin, einen nicht eben großen Schritt, wie vorsichtig hinzugesetzt werden mag. Sie wünschte das Wesen eines letzten Sprößlings aus altem Adelsgeschlecht zu geben, der, geistig und körperlich durch unheilvolle Erbschaft beschwert, sich einen Weg durch das Leben sucht, auch voll Lebenswillen wie die übrigen, auch zur Tat hindrängend, die bei ihm nicht weniger bejahend ist wie bei anderen, nur daß es sich um Taten des Opferns handelt. Schön und ohne aufdringliche Redensarten wird das Wesen der altruistischen Moral erwiesen, und es nimmt schon für die Verfasserin ein, daß sie ihr Buch nicht von vornherein auf diesen Beweis stellt und eine dramatische Predigt hergibt, sondern daß sie den Charakter und seine Entwicklung als echte Epikerin zum Ausgang und Ziel nimmt, dessen Moral natürlich und folgerecht wie eine Blume dem ungezwungenen Charakter entsteigt. Natürlich und ungezwungen ist auch die epische Ausführung. Es atmet aus ihr ein gelassenes Wesen, das gläubig und froh den Dingen sich hingibt, und, ahnungsvoll von Lebenswundern durchschauert, versunken dem Lied des Daseins nachlauscht. Freilich läßt sich Marie von Hutten noch zuweilen verwirren, und das verwünschte schriftstellerische Wesen verdirbt ihr nicht selten den schönen Ton. Möge sie sich sagen lassen, daß es sich für sie nicht schickt, etwas zu sagen, was sie nicht innerlich erlebt hat, und was sich nicht aus diesem Erleben, gleichsam von selber, gibt. Ein Beispiel möge das gänzlich mißlungene römische Kapitel sein, das mit Kolosseum, Künstleratelier, filia hospitalis, die die Laute schlägt, und einem Hauch internationaler Anrüchigkeit, ein Stück wurde, das in einem schriftstellerischen Machwerk fünften Grades sich breit machen dürfte. Einer Dichterin, die doch in ihr steckt, ist ein solches Wesen nicht würdig. Aber dieses Wesen drängt sich nicht nur einmal vor, und sie möge, wenn man ihr raten darf, auf diese fixe Bestie ein wachsames Auge

---

* Marie von Hutten, ‚Der Erbe' (Bergstadtverlag, Breslau, M. 4,—), Max Halbe, ‚Jo' (Ullstein & Co., Berlin, M. 3,—), Eduard Reinacher, ‚Die arme Elisabeth' (Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt Schultz, Straßburg, M. 3,—), Hans Raithel, ‚Die Stiegelhupfer' (E. F. Amelangs Verlag, Leipzig, M. 3,50).

haben! Dichten ist ein mystischer Vorgang, und tiefste Versunkenheit wie schmerzlichstes Erleben seine Vorbedingung. Schreiben aber kann jeder; des Schriftstellers Wappen zeigt die gespitzte Feder, im Wappen des Dichters aber glüht ein Herz. Daß die junge Verfasserin den Ehrgeiz hat, das Ehrenzeichen der Dichter zu tragen, beweist neben der deutlichen Veranlagung auch die Formlosigkeit und Schwere ihres zweiten Buches. Verstand und Willen haben an dem Roman noch nicht allzuviel getan, und was bei Schriftstellern ein gründlicher Fehler wäre, ist bei Dichtern ein versprechender Vorzug. Das hört sich seltsam an, wird aber einleuchten, wenn man bedenkt, daß der Dichter von etwas anderem auszugehen berufen ist, als die Form ist. Es gibt freilich solche, die wie Athene, Zeus' Haupte fertig gerüstet entspringen; diesen wenigen Ausnahmen steht aber die Mehrzahl gegenüber, die aus dem fruchtbaren Dämmern des Empfindens sich schwer und mühsam losringt und erst spät und allmählich zur Form kommt. Marie von Hutten mag sich nur getrost der Führung des eigenen Wesens anvertrauen: es wird sie schon einmal zur Vollendung bringen. Fast könnte man wünschen, sie möge sich einstweilen noch von größeren Aufgaben fernhalten und stille, tiefe und einfache Dinge in kleine Erzählungen zu fassen suchen. Daß sie den ‚Erben' ganz ohne Bezeichnung, also auch ohne die eines Romanes, hinausschickt, scheint schon darauf hinzuweisen, daß sie die große Kunstform eigentlich gar nicht wollte. Um so bedauerlicher ist es, daß sie Episoden wie die römische nicht kurzerhand ausmerzte und eine Erzählung auf die Hälfte des jetzigen Buchumfanges zusammendrängte. Nun — wir wollen weiter auf sie hoffen und werden uns freuen, wenn sie in ihrem nächsten Buche einen weiteren Schritt näher zur Vollendung gemacht hat.

• • •

Freiin von Hutten steht noch unter dem Tor, das ins Leben hineinführt, Max Halbe nähert sich bereits dem anderen Tore, aus dem man das Leben wieder verläßt. Er sieht das Tor und zögert und steht still, indem er zurückblickt. Was er empfindet angesichts des Lebens und Schaffens, aus dem die Zeit ihn drängt, hat er in seinem Roman ‚Jo' erzählt. Es ist eine dunkle Klage, eine hoffnungslose Klage, die Klage eines Mannes, der weder abtreten kann noch will, und der von einer geheimnisvollen Gewalt unwiderstehlich dazu gedrängt wird. ‚Jo' ist ein durchaus persönliches Buch, ein Bekenntnisbuch, und, da es so viel des eigen und bitter Erlebten in sich trägt, auch ein gutes Buch; in diesem Sinne, daß es das Gewollte in künstlerischer Form angemessen wiedergibt. Auf einem anderen Blatt steht die Frage nach seiner objektiven Güte, und aus dem Inhalt wird hervorgehen, daß da natürlich mannigfache Bedenken geäußert werden könnten. Aber mir scheint, daß diese zu schweigen haben, wenn es sich, wie hier, nicht um künstlerische Stellungnahme zu irgendwelchen moralischen Problemen handelt, sondern eben um ein Buch des inneren und äußeren Erlebens, eine Art Lebensbilanz, die man als Dokument hinzunehmen und anzuerkennen hat. Jo aber heißt bei Halbe die junge Nina von Ewald, nach einem Bilde, das von ihr, der kleinen Schauspielerin, einmal gemalt wurde. Sie ist von einem nordischen Adligen geheiratet worden und auf ein Schloß am Starnberger See gesetzt. Jedoch, was sie war, bleibt sie: ein elbisches Wesen, ohne Dämonie, vielmehr lebend in der selbstverständlichen Gelassenheit des Naturgeschöpfes. Als solches ist sie anziehend und verhängnisvoll wie Lorelei, sie tut kaum etwas dazu, daß die vier Männer des Buches nicht von ihr frei kommen: der Gatte nicht, resigniert-skeptischer Forscher, der alternde Dichter Brandstätter

nicht, der stolz sich zurückzieht, als er merkt, daß das neue Geschlecht an ihm vorbeigeht, der junge Dichter Bartholdy nicht, Formtalent als solches, und auch der gerissene Reklamemann Neubauer nicht, der in Literatur und Lebenskunst macht. Besessen hat die Jo ein jeder; als aber jeder sie für sich allein haben will, erfolgt die Katastrophe: Nina entzieht sich allen, indem sie sich tötet. Aber dieses nackte Gerippe des Buches gibt von dem Buche keinen Begriff, ja, wenn man es so liest, wäre es leicht, den Roman zu jenen vielen anderen zu werfen, die ähnliche Stoffe behandeln. Doch ist die Fabel von der Jo nur Nebensache, erfunden vielleicht, weil ein Dichter, jenseits der Fünfzig, noch einmal in jenen kritischen Zustand geriet, den Schopenhauer so mannigfach beklagt. Das Wichtigste ist die Abrechnung mit dem Leben, das für alle der Beteiligten wie für den Dichter selbst etwas Rätselhaftes, Dunkles, Unbegreifliches und Widersinniges ist. Es ist die Wurzellosigkeit des modernen Menschen, der wie unter einem Verhängnis dahinlebt und die ruhige Heiterkeit des in Harmonie mit dem Unendlichen lebenden Christen nicht kennt. Wenn man das Buch so sieht — und man kann es nicht gut anders sehen —, so erschüttert es. Dazu trägt die Darstellung gewichtig bei. Es ist eine dumpfe Schwüle in ihr, die nur wenig mit dem Sexuellen zu tun hat, sondern vielmehr wie die Ahnung eines in naher Zukunft bevorstehenden geistigen Gewitters wirkt. Schwer und breit ziehen die Sätze dahin, alle erfüllt von tragischen und skeptischen Gedanken, voll Bitterkeit und aller kühnen Hebungen bar. Gespenstisch geht ein uralter Gärtner durch die Kapitel, Tag und Nacht, und die Sense ist sein Attribut. Alle Menschen durchschauert es, wenn der mehr als Hundertjährige vor ihnen lautlos auftaucht und das Lächeln einer übermenschlichen Naturgewalt zur Schau trägt. Ja, die Vernichtung fühlen sie alle über sich, die in so leidenschaftlichem Krampf strebenden und genießenden Menschen auf Schloß Dietramsried. Wenn sie am höchsten wollen und empfinden, klirrt die Sense neben ihnen und erinnert grausam an die Vergänglichkeit alles Strebens und Empfindens, *alles*, ja, denn wohl wird von Seelenwanderung gesprochen und in anthroposophischen Gedanken orakelt, aber das ist nur eine angstvolle Ausflucht, auf der niemand so recht sein Leben zu gründen wagt. Alles in allem eine Dichtung, die vielleicht als schwerer Niederschlag einer gottfremden Zeit bestehen bleibt, Nachkommenden zur Mahnung. So gewinnt auch Nina-Jo eine tiefere Bedeutung; sie ist nicht ein zufälliges Weib, sondern das Weib einer Zeit schlechthin, das nur lockt und abzieht, vorübergehend wohl die Kräfte des Mannes lustvoll anregt, letzten Endes aber doch nur abzieht von dem, was eines Mannes echtes Wirken ist. Der Roman ist kein aus bewußtem Willen entsprungenes Kunstprodukt, sondern ein aus mystischen Erlebenstiefen steigendes persönliches Bekenntnis. Als solches wird er ergreifen.

* * *

Die ganze Art des letzten Romans von Halbe ist in ihrer ehrlichen Gründlichkeit deutsch. Es ist aber an dieser Stelle schon mehrfach der Meinung Ausdruck gegeben, daß eine lange verschüttete andere deutsche Art: das heitere Fabulieren, allmählich wieder in seine Rechte treten werde. Freilich kann sie nur ein Dichter ausüben, der den Zusammenhang mit der großen Vergangenheit seines Volkes noch nicht verloren hat und daher auch die Zukunft seines Volkes kräftig bejaht. Das kann nicht der Erfolg des grübelnden Wissens sein, sondern das gnadenvolle Ergebnis einer kindlich-heiteren Zuversicht. Das Buch eines jungen Elsässers, *Eduard Reinacher*, soll in diesem Zusammenhang genannt werden. Es sind einige Dutzend von musterhaften Erzählungen, die er unter der

Bezeichnung ‚Die arme Elisabeth' zu einem Bande vereinigt hat. Es sind Erzählungen schlechthin, in einer gewandelten Art ähnlich den deutschen Schwänken des Mittelalters, ganz naiv, ganz einfach und eines gedämpften Humors voll. In ihnen allen glitzert und spielt die Erfindung eines unverdorbenen Gemüts, und die Welt der deutschen Sagen und Märchen ist es, die sie erschließt. Die Erzählungen gehen vom Nächsten aus: von der Straßburger Heimat Reinachers; vielleicht erwartete er von ihnen nur eine lokale Anteilnahme, aber wegen ihres allgemein-menschlichen Gehaltes und einer wohltuend-heiteren Deutschheit wird man sie überall mit Vergnügen lesen, wo unverbildete deutsche Menschen sitzen. Derbvolkstümliches wie in der Geschichte der Lumpensammlerin, Hineinspielen des Überirdischen in menschliche Geschicke wie in der Titelerzählung, ranken wohlgemut durcheinander, und es ist lohnend, gerade die letztere etwas näher zu betrachten, weil sie den Unterschied zwischen Künstelei und Kunst, Rationalismus und naiver Gläubigkeit recht gut zeigen kann. Die arme Elisabeth ist ein armes Dienstmädchen, Findelkind und arg geplagt. In der Not eines schweren Krankheitsanfalles trifft ihr letzter Blick vor der Ohnmacht das Muttergottesbild an einem Hause. Maria winkt ihr tröstlich, und fortan ist sie ihre Führerin und Schützerin, über das Krankenhaus, die Kammer eines gutmütigen Studenten, bis zu ihrem Ende im Rhein. Der moderne Dichter, wie er sein soll, würde seine Kenntnisse der Psychopathologie wollüstig verwendet haben; zwar geht Hauptmanns ‚Hannele' schon in dieser Richtung, aber es sind nicht umsonst dreißig Jahre literarischen Fortschrittes seitdem zu verzeichnen. Aus Naturalismus, Erklärung seelischer Vorgänge aus der Physis, aus billigem Symbolismus, konnte ein wacker Gebräu entstehen, das vor allen Dingen einen erstaunlichen Vorgang zu erklären versucht hätte. Reinacher aber erzählt einfach, die Muttergottes steigt wirklich von ihrem Sockel und ihr sternenbesetzter Mantel leuchtet wirklich geheimnisvoll durch die Nacht. Die Wunder sind wirklich da, die ganze Stadt ist von ihnen voll, und der Dichter hat einfach nicht nötig, zu erklären, weil man ihm schlankweg glaubt. Das scheint mir ein ungewöhnlicher Vorzug zu sein; und wenn man noch hinzufügt, daß keiner, wie er, so harmlos-heitere Trinkgelage in verräucherten Buden erzählen kann, und jedes Original an ihm einen liebevollen und gutgelaunten Schilderer findet, so ist alles beisammen, Himmel und Erde, was man nur von einem Dichter verlangen kann. Das Geschichtenbuch macht begierig auf mehr, und man malt sich gern aus, wie eine größere Arbeit aus Reinachers Herzen aussehen würde. Und man hofft, daß diese Erwartungen nicht getäuscht werden.

Schon seit einem Jahrzehnt erzählt Hans Raithel seine humorvollen Geschichten aus dem Fichtelgebirge. Sein letzter Roman, ‚Der Schusterhans und seine drei Gesponsen', der an dieser Stelle besprochen wurde, zeigte die Art des Verfassers in einer besonderen Vollendung, und wenn sein neues Buch, ‚Die Stiegelhupfer', auch nicht ganz diese Höhe erreicht, so blieben noch genug Vorzüge, die seine Besprechung gerade im Anschluß an Reinachers Buch rechtfertigen. Es ist eine Heiratsgeschichte, bei der zwei arme Teufel ihr Glück bei wohlgeratenen und wohlversorgten Frauenzimmern finden. Es geht ein wenig landläufig hin und her, gewaltige Prügel machen die Köpfe klar und kühlen allzu hitziges Blut, und schließlich sind's die Weiber, die ihre Köpfe durchsetzen und gerade den Eheliebsten heimführen, den sie sich von Anfang an ausgesucht. Der ‚Schusterhans' des vorletzten Buches hatte mehr Originalität und stellte in seiner Art einen unvergeßlichen Typ dar. Die vielfachen Eigenheiten der Raithelschen Art blieben aber auch dem neuen Roman, und man erkennt an ihm

immer mehr, daß der so still für sich hin schaffende Dichter eine preiswürdige Sonderheit in der zeitgenössischen Literatur darstellt. Er hat sich von keinen Moden beirren lassen, und wird doch, wenn die vielfachen Manieren in einer nicht allzufernen Zeit abgewirtschaftet haben, frisch und blank, wie neu, dastehen. Die Art seiner Erzählung ist so, daß der epische Fluß rein und leicht dahingeht, zielsicher in seinem Lauf und doch voller reizender Absonderlichkeiten, wie kleine Wirbel, Blänken und stille Winkel. Das undeutsche Pathos, besonders am ungeeigneten Objekt, das so viele Bücher auch heute noch ungenießbar macht, hat sich nie aus seinen Zeilen erhoben, und von sentimentalem Beschönigen ist er so fern, wie von psychologischer Sezierarbeit. Nein, er erzählt ganz humorig, mit einer gesunden Derbheit, die das Merkmal unverdorbener und vom Volkstum noch nicht losgerissener Naturen bildet. Dabei ist er rein, wie jeder Gesunde, und wenn eine derbe Holzerei und ihre Vorbereitungen auch sicher nicht den Gipfel des Humoristischen bilden, so sind sie doch gesünder und erfreuen ein ehrliches Herz mehr, als die grotesken Wortspiele und unnatürlichen Zustandssteigerungen, die heute als Humor ausgegeben werden. Jedenfalls ist die Raithelsche Art deutscher.

Rundschau

Zeitgeschichte

Kriegsbetrachtung für Juni 1917*

Auf allen Gebieten des Lebens erzeugt der Weltkrieg nach und nach, fast unmerklich, starke Wandlungen, deren sich die Menschen kaum bewußt werden oder die sie erst nach längeren Zeitabschnitten erkennen. Wohl die größte Verschiebung erlitt der Begriff ‚Vaterlandsliebe'. Zwar machte solche sich schon im Frieden bemerkbar, doch nicht so auffällig wie jetzt. Im Mittelalter äußerte sich die Vaterlandsliebe überall, wo Lehensverfassungen bestanden, in altväterlicher Anhänglichkeit der Untertanen an den heimatlichen Lehensherrn, an das ‚angestammte Herrscherhaus'. Erst mit der Entwicklung des Einheitsstaates wurde dieser, wie einst schon im Altertum, zum ‚Vaterland', das für die Bevölkerung die erweiterte Heimat darstellt. Hiedurch dehnte sich die Anhänglichkeit, die jeder Mensch an seinen Geburtsort und der Grundbesitzer an den eigenen Boden hat, nunmehr seitens des ganzen Volkes auf den gemeinsamen Landbesitz des Staates aus. Dann aber entstand in der Mitte des 19. Jahrhunderts der europäische Grundsatz des Volkstums (des ‚Nationalitätenprinzips'), der auf dem Zusammenschluß der gleichsprachigen Abstammung beruht. Aus der Heimatliebe zum Staate wurde also die einheitliche Zuneigung zu den Menschen des eigenen Volkes. Doch beschränkte sich diese nicht auf die Staats-, sondern richtete sich nach den Sprachgrenzen, die nur selten mit jenen zusammenfallen. In den meisten Reichen sind die Volksstämme gemischt; sehr oft sind sie auf mehrere Staaten verteilt. Damit aber wurde der Begriff ‚Vaterlandsliebe', der sich auf Land und Leute eines Reiches bezieht, immer verschwommener und ständiger Anlaß zu Kriegen geschaffen. Zu den drei verschiedenen Abstufungen: Untertänigkeit, Staatsbürger- und Volkstum gesellte sich in neuester Zeit, etwa seit Ende des vorigen Jahrhunderts, im Gegensatz zur Vaterlandsliebe, der Begriff des unbegrenzten, die ganze Menschheit der Erde umfassenden Weltbürgertums, teils durch die Tätigkeit der sogenannten Friedensfreunde, teils durch die genossenherrschaftliche Bewegung. Scheinbar deckt sich diese mit dem edlen christlichen Grundsatze der menschenfreundlichen Nächstenliebe, tatsächlich aber gründet sie sehr oft auf den häßlichen menschlichen Trieben ungeistiger Gleichmacherei. Am stärksten zum Ausdruck kam bis jetzt der neue Begriff in der noch nicht abgeschlossenen russischen Staatsumwälzung, mit der militärischen Folge, daß seit Anfang März, dem Ausbruche des Aufstandes, bis Ende Juni 1917, im europäischen Osten in stillschweigender Vereinbarung fast völlige Waffenruhe herrschte. Doch der Grundgedanke des Weltbürgertums, allgemeine Menschenverbrüderung bei ewigem Frieden, konnte nicht durchschlagen; das angelsächsische Gold wirkte diesmal zu mächtig auf die neuen russischen Machthaber und verhinderte den beiderseits gewünschten Abschluß eines Sonderfriedens zwischen Rußland und dem Vierbund. Also muß auch hier weitergekämpft und statt der friedlichen Verbrüderung die Menschenschlächterei im Osten wie im Westen und Süden wieder fortgesetzt werden. Auf der vernichtenden Wirkung der Unterseewaffen beruht zur Zeit allein die Friedenshoffnung.

Wie schon im Mai lag auch im Juni das Schwergewicht des Völkerkampfes im

* Vgl. die Abhandlung „Kriegsbetrachtung für Mai 1917" Hochland 14. Jahrgang 1916/17 Juliheft S. 494.

Ergebnis des Seekrieges, das unter dem Meeresspiegel erreicht wurde. Erst am 19. Juni wurde amtlich bekannt gegeben, daß die Maibeute der Vierbund-U-Schiffe insgesamt 869000 Bruttoregistertonnen Handelsschiffsraum betrug. Zu Lande entspricht dies dem Fassungsvermögen von 2000 Güterzügen zu je 35 Wagen. Damit wurden seit Kriegsbeginn insgesamt schon 8 638 500 BrRT. solchen Raumes, also zehnmal so viel, vernichtet. Für den Juni wurde das Gesamtergebnis noch nicht bekanntgegeben, nach den einzelnen amtlichen Berichten beträgt es rund 1 100 000 BrRT., ist daher erheblich größer als das des Mai. Sonach können die gegnerischen Verluste an Handelsschiffen seit Kriegsbeginn schon auf 10 Millionen Tonnen geschätzt werden. Ungerechnet sind dabei die Schiffe, die nachts versenkt wurden und deren Tonnenzahl unbekannt blieb. Gegen diese großartigen Erfolge treten die Ereignisse auf dem Meeresspiegel bedeutend zurück; denn es gab wieder keine Entscheidungsschlacht zwischen den beiderseitigen Flotten, nur eine Reihe kleiner Kämpfe zwischen Vorposten- und Aufklärungsschiffen, die jedoch auf den Kriegsverlauf keinen merkbaren Einfluß ausübten, wenn auch beiderseits insgesamt ein Dutzend Fahrzeuge verloren gingen, darunter auf Vierbundseite je ein deutsches und österreichisch-ungarisches Torpedoschiff. Um so viel stärkeren Einfluß übten die mittelbaren Wirkungen des Unterseekrieges aus und veranlaßten zu Lande verzweifelte Angriffe der Einkreisungsstreitkräfte. Außerdem erzeugten sie nach schwedischen und holländischen Zeitungsberichten in England durch den starken Rückgang der Einfuhr Lebensmittelnot, die wieder durch Hunger große Arbeiterausstände hervorrief. Anfangs Juni besaß England einen Getreide-Rückbehalt nur mehr für zwölf Wochen; durch die bevorstehende neue Ernte gewinne es nochmals für zwölf Wochen solchen Rückbehalt. Zu den Ernährungsschwierigkeiten gesellte sich noch Mangel an Kohlen und Baumwolle, wodurch Hunderttausende von Menschen brotlos wurden. In Portugal kam es bereits zu blutigen Hungeraufständen mit großen Verlusten an Menschen und Stoffwerten. Große Schwierigkeiten bestehen ferner in Frankreich, von dessen Handelsflotte schon ein Raumgehalt von bedeutend mehr als eine Million verloren ging und wo die Getreidenot aufs höchste gestiegen sei. Nach britischer Meinung werde wohl kaum jemals ein Mittel gefunden werden, die Unterseegefahr zu bekämpfen; England werde künftighin in einem großen Kriege vielleicht niemehr seine eigenen Verbindungen über See aufrecht erhalten noch die feindlichen völlig unterbinden können. In gleicher Erkenntnis wird seitens des Vierbundes alles aufgeboten, den Unterseekrieg ohne die mindeste Abschwächung fortzusetzen und ihn möglichst noch wirksamer als bisher zu führen. Norwegische Fischer erzählten, daß vor dem Skagerrak die Nordsee wie ausgestorben sei, während holländische Schiffer berichten, daß in Großbritannien nur mehr sechs Häfen für den überseeischen Schiffsverkehr geöffnet seien und die übrigen allein der Küstenschiffahrt dienen. In Australien lagern versendungsbereite Getreidemengen im Werte von über 400 Millionen Mark, die wegen Schiffsmangel gefährdet seien, von Feldmäusen vernichtet zu werden. Verlor doch England im ersten Halbjahr 1917 über 500 Handelsschiffe. Wenn diese nicht rasch durch Neubauten ersetzt werden, könne Großbritannien nach dortiger Ansicht durch Hunger bezwungen werden. Bereits wurden vom Lebensmittelmachthaber alle Vorräte der Händler und Landwirte für die Allgemeinheit beschlagnahmt. Den größten Schaden erleidet jedoch durch die Lahmlegung der Schiffahrt der britische Seehandel und damit geht die englisch-kaufmännische Rechnung, durch Lahmlegung des be-

sonders gefürchteten deutschen Handels und Großgewerbes größte Gewinne zu machen, gänzlich fehl. Als Verzweiflungsmittel schlägt daher ein britischer Minister vor, mit den zahlenmäßig weit überlegenen Seestreitkräften des Einkreisungsverbandes einen Angriff auf die deutsche Flotte um jeden Preis zu wagen. Vermutlich besteht dabei der hinterlistige Albion-Gedanke, die Kriegsschiffe der Verbündeten in erster Reihe zu opfern, die britischen eigenen Kampfeinheiten aber möglichst zu schonen und aufzusparen. Unerläßlich sei der Angriff; denn das Unterseeschiff sei eine neue umwälzende Tatsache von höchster Wichtigkeit und bei langer Kriegsdauer sicher von entscheidender Wirkung.

Deutschamtlich wurde anfangs Juni über den Luftkrieg verkündet, daß in dem an gesteigerter Kampftätigkeit reichen 34. Kriegsmonat die deutschen Luftstreitkräfte des Landheeres große Erfolge erzielten. Zwar verloren sie selbst im Westen, Osten und auf dem Balkan 79 Flugzeuge und 9 Fesselbälle. Dagegen stürzten von den abgeschossenen feindlichen Flugzeugen 114 hinter unseren Stellungen, 148 jenseits der feindlichen erkennbar ab. Außerdem büßten die Gegner 26 Fesselbälle ein und weitere 23 Flugzeuge, die deutsche Kampfeinwirkung zur Landung zwang. Die Zahlenergebnisse des Juni sind noch nicht festgestellt, jedoch bei der fortgesetzten Steigerung der Luftkämpfe gewiß nicht kleiner. Von deutschen Fliegergruppen wurden zahlreiche Angriffe in Frankreich ausgeführt auf Calais, Boulogne, Epernay, Chalons sur Marne und Chateau-Thierry, mit größten Verheerungen in Calais und Epernay. Am 5. Juni warf ein deutsches Luftgeschwader 5000 Kilogramm Bomben mit guter Wirkung auf militärische Anlagen in Sheerneß (Themsemündung). Besonders bemerkenswert ist ein Luftangriff der deutschen Marine, den am 13. Juni, mittags, bei klarstem Wetter auf die Festung London, und zwar zum ersten Male ein geschlossenes Geschwader deutscher Großflugzeuge, gegen die in der Mitte der Stadt gelegenen Docks, Werften, Bahnanlagen, staatliche Lagerhäuser und Speicher ausführte. Laut englischem Zeitungsberichte waren es 16 Flugzeuge mit Sprengstoffen, die eine wesentlich größere Kraft entwickelten, als irgendein früher verwendeter Stoff. So großen Schaden wie diese Großflugzeuge hätten selbst die Zeppelin-Luftschiffe nicht angerichtet. 157 Tote und 432 Verwundete betrugen die blutigen Verluste. Auf die Londoner Einwohner übte dieser bisher heftigste Angriff einen besonders mächtigen Eindruck aus, da trotz heftigster Abwehr kein deutsches Flugzeug, wohl aber von solchen ein britisches abgeschossen wurde. Über tausend Häuser sollen beschädigt sein. Tags darauf wurde das deutsche Marineluftschiff „L 43“ in der Nordsee von britischen Seestreitkräften durch Abschießen vernichtet. In der Nacht vom 16. zum 17. Juni griff ein deutsches Marine-Luftschiffgeschwader wichtige Festungen Südenglands an. Nach beobachtetem gutem Erfolge hatten die Luftschiffe mit britischen See-, Luft- und Landstreitkräften erbittert zu kämpfen, wobei „L 48“ über See brennend zum Absturz gebracht wurde. Rege Abwehrtätigkeit entfalteten die deutschen Luftstreitkräfte auch über der Ostsee, besonders am Rigaer Meerbusen, wo Flieger auf dem Eiland Runö sogar eine Zerstörungslandung vornahmen. Englische Flieger aber warfen am 26. Juni auf das unbefestigte Jerusalem, das den christlichen, israelitischen und mohammedanischen Bekenntnissen ein verehrungswürdiger Wallfahrtsort ist, Bomben ab, von denen zwei die Ölbergkapelle beschädigten. Damit lieferten sie neuerdings den Beweis, wie besonders berechtigt die Luftangriffe des Vierbundes auf ihre Festungsstädte und daß ihre entrüsteten Einsprüche hiergegen eitel Heuchelei sind. Endlich sind

noch die wiederholt stattgehabten Kämpfe zwischen ‚Fisch und Vogel‘, nämlich Schiffen und Flugzeugen, hervorzuheben. So versenkte am 14. Juni ein deutsches Marineflugzeug vor der Themsemündung einen größeren Dampfer. Als neue Erscheinung ist jedoch besonders merkwürdig ein siegreiches Gefecht, das ein österreichisch-ungarisches Fliegergeschwader am 22. Juni gegen eine britisch-italienische Kriegsflotte führte, wobei diese durch schwere Beschädigung von zwei Schiffen am Eingreifen in die zehnte Isonzoschlacht gegen den linken österreichisch-ungarischen Flügel sowie an der Beschießung von Triest verhindert und zum Rückzug nach Südwest gezwungen wurde.

Zu Lande dauerten im Westen die schon im April begonnenen heftigen Kämpfe auch im Juni fort und sind bei Schluß dieses Monats noch nicht beendet. Während die Franzosen ihre Hauptkräfte, die auf mindestens 60 Infanteriedivisionen geschätzt wurden, in der Champagne und an der Aisne einsetzten, unternahmen die Briten gewaltige Angriffe, von etwa 4000 Geschützen unterstützt, in Flandern. Aber trotz größter Anstrengungen der westlichen Einkreisungsstreitkräfte brachten die hin- und herwogenden heftigen Kämpfe keine Änderung der allgemeinen Kriegslage. Was die Deutschen gegenüber den Briten an Gelände preisgaben — seit anfangs April einen Bogenabschnitt bis zu 10 Kilometer Tiefe und etwa gleicher Sehnenlänge —, gewannen sie ungefähr im selben Maße von den Franzosen zurück. An der zähen und tapferen Standhaftigkeit der stets zu Gegenangriffen bereiten deutschen Truppen zerschellten die verzweifelten gegnerischen Durchbruchsversuche, die gegen die Unterseegefahr helfen sollen. Anregend ist dabei die Erscheinung, daß die stärkste Seemacht Großbritannien unter Verzicht auf Mitwirkung der größten Schlachtflotte der Erde ihr Heil im Landkriege sucht, während die bisher wehrhafteste deutsche Landmacht die Entscheidung im Meere anstrebt und zu Wasser die an Zahl weit überlegenen Seestreitkräfte durch Tauchschiffe und Minen in Schach hält. Übrigens bestehen sichere Anzeichen, daß der Einkreisungsverband auf allen Kriegsschauplätzen einen neuen allgemeinen Angriff gegen den Vierbund vorbereitet, wozu bereits große Truppenverschiebungen und Änderungen in der britischen und französischen Stellungsbesetzung stattfinden. Um jeden Preis wollen sie die baldige Kriegsentscheidung erzwingen, bevor die Unterseeschiffe des Vierbundes ihr Vernichtungswerk vollenden können, machen sich doch in manchen Ländern des Verbandes bereits Kriegsmüdigkeit und innere Unruhen bemerkbar.

Auf dem Südwestlichen Kriegsschauplatze unternahmen die österreichisch-ungarischen Streitkräfte nach einem schneidigen Vorstoß, der von ihnen am 2. Juni im San-Marco-Gelände erfolgreich ausgeführt wurde, einen wohlvorbereiteten und durchgeführten Gegenangriff, durch den die von den Italienern in der zehnten Isonzoschlacht südlich Jamiano genommenen Gräben zurückerobert und alle Anstrengungen der Gegner nutzlos gemacht wurden. In drei Kampftagen wurden 250 Offiziere und 10 000 Mann italienische Gefangene eingebracht, wodurch die gesamte Gefangenenbeute der zehnten Isonzoschlacht auf mehr als 26 000 Mann anschwoll. Von da ab kamen am Isonzo außer kleineren örtlichen Unternehmungen keine Entscheidungskämpfe mehr vor. Dafür begann am 10. Juni der schon seit einiger Zeit erwartete Angriff der 6. italienischen Armee auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden und im Suganertale; er dauerte mit zweitägiger Unterbrechung bis 20. Juni. Die auf dem Grenzrücken des Suganertales erzielten Anfangserfolge wurden den Italienern in zähem Kampfe am 25. Juni wieder voll entrissen und zugleich 1800 Gefangene abgenommen. Somit blieb hier

im Juni die allgemeine Kriegslage trotz heftiger, erbitterter Zusammenstöße unverändert. Hervorzuheben sind noch die inneren Schwierigkeiten Italiens, die sich namentlich in Auflehnungen der Truppen sogar auf dem Schlachtfelde, in Brotsorgen, Kohlennot und Rohstoffmangel äußern als Folgen des Unterseekrieges.

Nach dem im Mai gescheiterten Durchbruchversuche des Salonikiheeres herrschte auf dem Balkangebiete im 35. Kriegsmonate zwar keine Waffenruhe, sondern kamen fortgesetzt viele örtliche, zum Teil heftige Einzelgefechte vor; im großen und ganzen blieb jedoch die militärische Lage auf dem nördlichen Kriegsschauplatze in der Dobrudscha völlig unverändert, auf dem südlichen in Mazedonien trat sogar eine kleine Besserung für den Vierbund auf dem östlichen linken Flügel ein, indem die dort befindlichen britischen Truppen angeblich aus Gesundheitsrücksichten wegen Fiebererkrankungen das linke Strumaufer bis auf einige Brückenköpfe räumten und den nachdrängenden bulgarischen Truppen überließen. Dagegen traten in Griechenland wichtige militärpolitische Änderungen ein, indem König Konstantin vom Einkreisungsverbande gezwungen wurde, am 13. Juni zugunsten seines zweiten Sohnes Alexander abzudanken, ferner sein politischer Gegner, der Einkreisungsfreund Venizelos führender Minister wurde und als solcher am 30. Juni die Beziehungen zwischen Griechenland und den Reichen des Vierbundes abbrach. Demnach wieder ‚ein Feind mehr‘, von dem jedoch eine griechische Division seit Monaten das Gastrecht im Deutschen Reiche genießt und diesem nun zur Geisel wurde. Italienische und französische Truppen besetzten das bisher ohnseitige nördliche Griechenland. Für den Vierbund sind nunmehr die lange geübten politischen Rücksichten auf dieses Gebiet, die seine Truppen am Einmarsch hinderten, weggefallen. Wenn sie solchen nicht sofort ausführen, so werden eben die militärischen Verhältnisse der allgemeinen Kriegslage dies vorerst nicht wünschenswert machen oder dringend nötig erscheinen lassen. Zunächst haben die Vierbundheere vermutlich dringendere und wichtigere Aufgaben zu lösen. Für den Einkreisungsverband aber besteht durch die erfolgreiche Unterjochung Griechenlands jetzt der große militärische Vorteil, daß seine westliche linke Flanke gegen Bedrohungen von Griechenland her, sowie auch die kürzeste Seeverbindung über die Straße von Otranto mit Italien gesichert sind. Für den Vierbund ist dies selbstverständlich ein Nachteil. Ob dieser zu vermeiden gewesen wäre, entzieht sich hier der Beurteilung.

Während des 35. Kriegsmonats bestand im Osten die seit Ausbruch des russischen Aufstandes herrschende Waffenruhe mit geringen Unterbrechungen bis gegen Monatsende fort. Vom 20. Juni an bestätigte regere Gefechtstätigkeit besonders der russischen Artillerie die Zeitungsankündigungen von einem bald bevorstehenden großen Angriffe des russischen Heeres, der denn auch am letzten Monatstage begann. Dem goldenen Drängen der führenden Einkreisungsmächte konnte sich die neue ‚volksherrschaftliche‘ russische Regierung nicht entziehen. Trotz des allgemeinen Friedensbedürfnisses bewog sie den noch verlässigen Teil des Heeres zum Vorgehen gegen die Vierbundstellungen von der oberen Strypa bis an die Narajowka, etwa 30 Kilometer breit, doch wurden die Sturmtruppen an diesem Tage überall zu verlustreichem Zurückfluten gezwungen. Tags darauf setzten sie die Angriffe fort, wobei aus besonderen Gründen, die hier noch nicht erörtert werden können, zwar das Dorf Koniuchy verloren ging, doch sonst alle Vierbundstellungen wacker festgehalten wurden. Jedes bisher bekannte Maß übersteigen die russischen Verluste; rück-

sichtsloser und stärker als die gestürzte Kaiserliche Regierung trieb die neue ‚freiheitliche‘ Herrschaft des Weltbürgertums die Menschenmengen in den Tod. Eine mahnende eindrucksvolle Lehre wäre dies für diejenigen Teile des deutschen Volkes, die in dem russischen Umsturze schon eine zukunftversprechende Morgenröte sich vortäuschten. Nun entpuppte sich diese nur als Ankündigung neuer Ströme geopferten Menschenblutes, ausschließlich zur Rettung des gefährdeten britischen Welthandels. Übrigens bestehen nach englischen und ohnseitigen Zeitungsmeldungen politisch und militärisch zersetzende Zustände in Rußland, deren Folgen vorläufig nicht abzusehen sind. Immer mehr erweist sich das riesige Reich als ein ‚tönerner Koloß‘, der bei den Selbständigkeitsbestrebungen seiner verschiedenartigen Völker und Lebensbedingungen leicht auseinanderfallen könnte. Jetzt schon Erwartungen und Schlüsse daraus zu ziehen, wäre ebenso verfrüht und nutzlos, wie dies bei der mit großen Hoffnungen begleiteten Wiederaufrichtung des Königreiches Polen der Fall war. Bei der Abneigung der polnischen Bevölkerung gegen die Vierbundmächte und bei ihrer slavischen Zuneigung zu den stammverwandten Russen, von denen sie hauptsächlich nur das andere Bekenntnis trennt, ist die Angelegenheit äußerst verwickelt. Bereits mußten die mit so großer Spannung in Warschau errichteten polnischen Hochschulen am 22. Juni wegen des Widerstandes, den die jugendlichen Hörer gegen die Anordnungen der Hochschulverwaltung leisteten, wieder geschlossen werden. ‚Noch ist Polen nicht verloren‘, aber anscheinend auch nicht zu retten.

Nach den vorliegenden mageren Berichten kam es auf den außereuropäischen türkischen Kriegsschauplätzen nur zu einflußlosen kleineren örtlichen Zusammenstößen und Gefechten, so daß die allgemeine Lage keine Änderung erlitt. Als wesentlichstes Ereignis ist zu erwähnen, daß es nach russischen Zeitungsberichten Mitte Juni türkischen und kurdischen Abteilungen bei Kermandschah in Persien gelungen sei, die russische Stellung zu durchbrechen und deren rückwärtige Verbindungen zu stören. Der Zuchtlosigkeit gewisser russischer Truppenteile sei die Schuld zuzuschreiben. Im amtlichen türkischen Berichte vom 26. Juni heißt es hierüber ganz kurz: ‚Im persischen Grenzabschnitt fielen Zusammenstöße mit russischen Abteilungen zu unseren Gunsten aus.‘

Noch dürftiger sind die Nachrichten von den überseeischen Kampfgebieten. Mittelbar ist daraus zu schließen, daß dort der Einkreisungs-Verband keine militärischen Erfolge zu verzeichnen hat, denn als solcher wurde nur die in Ostafrika vorgekommene Gefangennahme eines deutschen Majors, Führers einer Streifabteilung durch belgische Truppen gemeldet. Außerdem wurde bekannt, daß deutsch-ostafrikanische Schutztruppen anfangs Juni angriffsweise in portugiesisches Gebiet östlich des Nyassasees eindrangen. Nachträglich berichtete das französische Kriegsministerium von verlustreichen besonders schweren Kämpfen der Franzosen in Südmarokko, die schon Ende März und Mitte April gegen aufständische, aus der Sahara kommende Nomaden stattfanden. Nach drei Schlachten seien die aufständischen Stämme schließlich unterworfen worden. In Mexiko besteht immer noch Bürgerkrieg, in dem die politischen Parteien mit Waffen, statt wie bei uns mit Worten, um die Macht und damit um die Staatseinkünfte kämpfen. Mit der schon beschlossenen und wieder abgelehnten Beteiligung Chinas am Weltkriege ist infolge der dortigen inneren Wirren vorläufig nicht zu rechnen; denn durch den Versuch hoher Truppenführer, das Kaisertum wieder einzusetzen, wurde auch dort ein Bürgerkrieg zwischen den nördlichen und südlichen Provinzen entfesselt.

Von den bisher ohnseitigen Staaten wurde das durch Hungersnot bedrohte und vom Einkreisungsverband auf das äußerste vergewaltigte Griechenland gegen den Willen seines Königs und Volkes, wie oben dargestellt, zur Teilnahme am Kriege gegen den Vierbund gezwungen. Noch konnten die übrigen in Europa ohnseitigen Länder ihre Selbstständigkeit wahren, doch werden auch sie nach Erpresserweise durch Einschränkung und Sperrung der Einfuhr auf das äußerste bedrängt, besonders stark Holland und Schweiz.

Nur langsam entwickelt sich der Krieg mit Amerika, denn dieses war nicht kriegsbereit und muß sich erst allmählich eine Streitmacht für die Kampfteilnahme in Europa fast aus dem Nichts beschaffen. Doch trafen anfangs Juni schon die ersten amerikanischen Truppen in der angeblichen Stärke von 9000 Mann in Frankreich (Brest) ein, zunächst mit der politischen Aufgabe, an der in Paris am 14. Juli stattfindenden Truppenschau teilzunehmen, um zusammen mit britischen, italienischen, russischen Truppen die kriegsmüden Franzosen durch den Anblick hoffnungerweckender Bundeshilfe wieder aufzustacheln. Wohl dann erst werden die Amerikaner militärisch in die Schützengräben gegen die Deutschen eingesetzt. In der Hauptsache aber muß Amerika noch zum Kriege rüsten und soll damit im Frühjahr 1918 fertig werden.

Mancherlei Widersprüche zeigt das innere Kriegsleben des deutschen Reiches. So ist z. B. überall zu lesen: ‚Tragt das Gold in die Reichsbank!‘ Mit wenigen Ausnahmen kommt der Mittelstand in vaterländischem Opfersinne der Aufforderung eifrig nach. In den Schaufenstern der Geschmeidemacher sind jedoch immer noch reiche Bestände an Edelsteinen, Gold- und Silberschmuckwaren zu sehen. Ferner berichten die Zeitungen, daß dieses Gewerbe jetzt glänzende Geschäfte, besser wie im Frieden, mache, indem die Kriegswucherer ihre großen, ungeheuren Gewinne möglichst in solchen Kostbarkeiten anlegen, um sie der Besteuerung zu entziehen. Angeblich sollen den Geschmeidemachern, damit sie ihr Gewerbe auch während des Krieges ausüben können, sogar Goldbestände aus der Reichsbank zugewiesen werden. Wie von selbst drängt sich die erstaunte Frage auf, warum die Vorräte dieser Geschäftsleute nicht enteignet und warum die auf vorstehende Weise verschwindenden Kostbarkeiten bei den Käufern nicht beschlagnahmt werden?

Während das deutsche Volk im großen und ganzen die Beschränkungen des Krieges willig und standhaft erträgt, ist leider im politischen Leben des deutschen Reiches ein heftiges Parteigezänke um Wahlrechtsfragen und Kriegsziele entstanden. So bedauerlich wegen der möglichen militärisch schädlichen Rückwirkung auf den Siegerwillen der deutschen Streitmacht solches Freiwerden der erblichen Fliehkräfte ist, so ist es doch auch ein Ausfluß und sicherer Beweis von der gegenwärtigen günstigen Kriegslage, denn nur bei starkem Druck von außen besteht deutsche Einigkeit im Innern. Trotz der zahllosen Feinde rings um den Vierbund dürfen wir der Zukunft, im Vertrauen auf die ungebrochene Tüchtigkeit der gemeinsamen Heere und Flotten, mit Zuversicht auf Sieg und Frieden entgegensehen, denn in den Staaten des Vierbundes herrscht noch wahre, opferfreudige Vaterlandsliebe.

Abgeschlossen 1. Juli 1917.

Generalmajor Friedrich Otto. (m)

‚Das Bild als Verleumder‘. Dieses Heft* der sonst auf Innenkultur ausgehenden Flugschriften der Dürerbundes hat auch eine nach außen gerichtete Aufgabe, die, Deutschland gegen die

* ‚Das Bild als Verleumder‘. 151. Flugschrift des Dürerbundes. Georg D. W. Calwey, München.

große Lügenoffensive zu verteidigen, die das allerhäßlichste Phänomen des Weltkrieges ist. Aber es wird stark darin betont, daß der deutsche Leser es nicht bei einem noch so gerechtfertigten Zorne bewenden lassen darf, sondern trachten soll, sich selbst frei von jener Wirklichkeitsfälschung zu erhalten, deren widerlichste Äußerungen hier als Anschauungsmaterial gesammelt worden sind. Es ist nur eine Blütenlese aus einer sehr reichen Ernte, die einem hier dargeboten wird.

Zu den vier Großmächten, die sich zur Vernichtung Deutschlands vereinigt haben — ja fünf, wenn man gerechterweise Amerika hinzurechnet —, gesellte sich ja sofort die fünfte resp. die sechste Großmacht: die Weltlüge. Sie war offenbar von allen am besten gerüstet und vorbereitet, und die allgemeine Wehrpflicht in strengstem Maße durchgeführt. Vielleicht soll übrigens Japan die Ehre zuerkannt werden, es nicht mit zu dieser Gesellschaft zu rechnen. Soweit mir bekannt ist, hat man dort Kampf Kampf sein lassen, und nicht Gekläff und Schnutz. Aber sonst hat sich niemand etwas versagt. Man sollte glauben, daß die Ressourcen des gesprochenen und geschriebenen Wortes diesem Ausdrucksmittel des Geistes den ersten Platz sichern müßten; aber geht man „Das Bild als Verleumder“ nachdenklich durch, dann wird man zu der Überzeugung gelangen, daß die Siegespalme den Ausübern einer andern Kunst gebührt. Es liegt etwas Definitiveres und Überlegteres in dem Haß und der Gewissenlosigkeit, die ihren Reichtum in dieser stummen Sprache niedergelegt haben.

Infolge der Begrenzung des Programms, die durch den Namen der Schrift angegeben ist, blieb die vielleicht größte Gruppe der Agitationsbilder, die politische Karikatur, ausgeschlossen. Die Karikatur kann im strengsten Sinne nicht als eine Verleumdung bezeichnet werden, denn sie erhebt nicht den Anspruch, buchstäblich geglaubt zu werden. Sie will — im besten Falle — eine Art idealer Wahrheit in amüsanter Weise zum Ausdruck bringen. Das Amüsement und der Wahrheitsgehalt kann freilich sehr variieren, aber wenn es der Karikatur nur gelingt, die Berührung mit der Komik zu bewahren, sind ihre Sünden nicht allzu schwer zu nehmen. Natürlich kann auch sie zur Lüge herabsinken — es wäre leicht, von allen Seiten Beispiele dafür beizubringen —, aber aktenmäßige Beweiskraft beansprucht sie ja nicht.

Ganz anders liegt der Fall bei den Produkten, die Avenarius an den Schandpfahl genagelt hat.

Er beginnt mit Bildern, die einprägen sollen, wie begründet alles ist, was man von der deutschen Grausamkeit sagt. Die französische Zeitung ‚Le Journal‘ hat aus dem Jahre 1906 eine deutsche Reproduktion eines russischen (verbotenen) Bildes mit dem Motiv aus einem Pogrom hervorgesucht: der jüdische Invalide, der eben aus der Mandschurei zurückgekehrt, Frau und Kinder in dem zerstörten Heim niedergemetzelt findet. Die Überschrift ‚Après le passage des barbares‘ soll die neue Adresse angeben, während die böswillige Lüge in einer pathetischen Unterschrift in gewissem Maß den Schutz der Zweideutigkeit behält — es wird ja nicht geradezu gesagt, wer der Barbar in ‚ce document‘ war. Eine harmlose Hand in der Redaktion hat es doch angezeigt gefunden, eine hebräische Inschrift an der Wand zu beseitigen, die Verwirrung hervorgerufen hätte, und auch der Name des Malers ist respektvoll fortgeschnitten.

Dieser kleine Schurkenstreich ist als Einleitung nett genug, aber es kommen noch schlimmere Dinge. Da sind drei Photographien ebenfalls aus Pogromen (1905), russischen Ansichtskarten und

Büchern entnommen, aber als neu präsentiert; sie sollen zeigen, wie die Deutschen in Polen gehaust haben. Eine steht in einer französischen Zeitung ‚Le Miroir' (welch passender Name), zwei in einer argentinischen (Ehre, wem Ehre bührt). Das französische Bild ist mit der Schere behandelt, damit die Originalschrift die Wahrheit nicht verrate. Es ist lockend für die Phantasie, sich den Konflikt zwischen französischer ‚humanité' und Ententebegeisterung bei dieser leichten Arbeit vorzustellen, aber der Schnitt wurde männlich und scharf ausgeführt. Hier wird eben die unantastbare Zeugenschaft der Kamera abgegeben.

Nach derlei kann es eigentlich nur ein Lächeln hervorrufen, das Bild von drei deutschen Offizieren mit Wettrennpreisen in einer russischen Zeitschrift zu ‚Plünderern in Warschau' travestiert zu sehen, oder Schuljungen in Berlin während der ‚Reichswollwoche' beschuldigt, den Karren voll gestohlener Waren aus Frankreich zu haben (‚Le Miroir'). Aber die Absicht ist immer gleich ehrlich und schön. Es sind viele Proben dieser Kategorie vertreten, bei denen die Lüge das Dokument unangetastet lassen konnte, da sie ja doch, was sie will, darunter schreibt. Ein Bild (aus ‚l'Illustration') kann in gutem Glauben gemacht worden sein. Es ist ein kleines Instrument zum Kleiderklopfen, hier als Zwangsmittel gegen deutsche Soldaten umgedeutet. Ein anderes Bild (aus ‚The great War') zeigt einen Mann, der einen verkohlten Leichenrest seiner Tochter in der Hand hält. Furchtbar genug! Aber wie wurde das Haus angezündet? Es kann durch eine englische Granate geschehen sein.

Ich übergehe verschiedene gezeichnete Bilder — englische und französische —, deutsche Grausamkeit, Hinterlist, Raublust und Roheit darstellend. Gebildeten Menschen fällt es ja nicht ein, solches Zeug anzusehen, aber es ist ja auch für andere hergestellt. Der Mann aus dem Volke legt sich nicht die Frage vor: wie hat er denn Gelegenheit gehabt, zuzusehen? Er macht sich nicht klar, daß der geschätzte Künstler flink und fleißig an seinem Tisch das ausführt, wozu ihm im besten Falle leeres Gerede den Stoff gegeben hat. Er glaubt Beweise in der Hand zu haben und sieht sich in seinem Haß bestärkt. Interessant ist, wie Avenarius zeigt, daß der deutsche Typus, sonst stets tierisch und abstoßend, sofort menschlich wird, wenn es den ‚Hunnen' schlecht geht. So z. B. (in ‚The Graphic'), wenn sieben von ihnen sich einem französischen ‚boy-soldier' ergeben, vermutlich einem Abkömmling des tapferen Schneiderleins des Volksmärchens. Was ist die psychologische Erklärung? Ich für meine Person sehe sie in einer naiven Freude des Künstlers, die seine Schönheitsforderung befreit.

Einige Bilder verleumden die Deutschen durchaus nicht, im Gegenteil, sie sprechen sie von Beschuldigungen frei, natürlich unabsichtlich. Es wird ja sonst immer behauptet, daß sie gar keinen Grund zu Repressalien oder zur Beschießung von Kirchen oder derlei gehabt haben. Aber ein ehrlicher Ententesinn kann es sich doch nicht versagen, sich mit den Taten zu brüsten, die sogar die Frauen vollbracht haben. Ein französisches Mädchen, sogar in einem Schulbuch verherrlicht, erschießt, hinter einem Kreuz verborgen, einen deutschen Reiter. Eine belgische junge Dame in Pantoffeln, von niedlichen, eifrigen Kindern umgeben, steht hinter dem Loch einer Türfüllung im Hinterhalt und lauert mit ihrer Büchse auf die Ulanen. Das Bild (aus The Sphere) ist eine arrangierte Photographie (oder wer hat daran gedacht, sich der Kamera zu stellen, der Mann?). Aber sie will offenbar den Glauben erwecken, daß die Sache sich so begeben hat. Nichtsdestoweniger bleiben die Hunnen Hunnen, die nur um des Vergnügens willen töten.

In dem Hefte haben auch zwei schriftliche Produkte Aufnahme gefunden: die

Photographie des schriftlichen Befehls, der am 21. November 1914 vom Oberbefehlshaber der russischen Nordwestfront erlassen wurde, bei Angriffen ‚alle männlichen Einwohner in arbeitsfähigem Alter von zehn Jahren aufwärts vor sich herzutreiben‘ — wurde er befolgt? Man möchte es für unmöglich halten.

Aber ein Amerikaner hat gezeigt, daß nichts unmöglich ist. Das ist der Annonceur im ‚American Machinist‘, 6. Mai 1915, der sich einer Granate rühmt, in vierundzwanzig Minuten fertiggestellt und dadurch ausgezeichnet, daß die Explosionsscherben vergiftet sind, sodaß sie binnen vierundzwanzig Stunden einen sicheren Tod ‚in terrible agony‘ herbeiführen, wenn die Wunden nicht sofort behandelt werden. Die letztere Gefahr für das Fabrikat hat der gute Mann bei der Untersuchung auf so gut wie null reduziert — in den Schützengräben kann nämlich nicht für genügend rasche ärztliche Hilfe gesorgt werden.

Aus den angeführten Gründen ergibt sich der außerordentliche Wert der Ware. ‚Worth Knowing‘ ist die Überschrift. Ja, wert, zu wissen — von dem Mann und noch mehr von dem Milieu, wo so etwas gedruckt werden kann!

Das merkwürdige künstliche Schlangengift, das sich auch, der Explosionshitze ausgesetzt, halten sollte, erscheint mir zwar als eine Illusion des edlen Mannes, oder ganz einfach als ein Bluff, aber die Sache wird darum nicht schöner.

Kehren wir zu der wunderbaren Bildergalerie zurück. ‚The Graphic‘ (vom 6. März 1915) hat ein Triumphbild auf einer ganzen Seite, das ein Wort verdient. Es ist die Photographie eines gefangenen deutschen Soldaten mit Handschellen, mit der Überschrift versehen: ‚Ein lästiger Kunde‘. Wodurch er sich lästig gemacht hat, wird nicht angegeben. Es ist ein recht schöner Typus mit einer Miene der Verachtung für die unritterliche Art, ihn vorzuführen. Die kleinen französischen Helden um den Gefesselten, drei an der Zahl, mit Bajonetten an den Gewehren, betrachten ihn mit Erbitterung, bezw. Unerschrockenheit und strenger Hoheit. Sie stehen als tadellose Repräsentanten ihrer Nation da. Eine würdige Gruppe für Frankreichs Geschichte — und Englands!

Zum Schluß bietet das Buch eine ganz neue Kunstart: mit Tusche retuschierte Photographien des Feindes, wie er aussehen müßte, wenn die Natur ententefreundlich oder auch nur gerecht wäre! Die Idee ist bis jetzt exklusive französisch. Man hat mit spitzen Pinseln in den Gesichtern Kaiser Wilhelms und des Kronprinzen herumgestrichelt, um einen teuflischen Ausdruck hineinzubringen, der dann in den Reproduktionen mit der Unwiderleglichkeit der Wahrheit für sich selbst sprechen soll. Wie kindisch! Ja, aber wie häßlich und dumm kindisch! Wie erbärmlich klein, wie eingefleischt niedrig und jämmerlich! ‚Le Matin‘ und ‚Le Miroir‘ teilen die Ehre miteinander.

Dies einige Früchte einer ‚entente cordiale et toute morale‘, die die Welt (mitinbegriffen uns) läutern und erheben soll.

Man möge derlei nicht gedankenlos mit einem Achselzucken über die Puerilität abtun! Es sind bei all ihrer Jämmerlichkeit überaus bedeutungsvolle Dokumente, es sind Verbrechen und Nidingtaten, von denen hier die Rede ist. Sie sind nur mit den Versuchen zu vergleichen, die Akten eines Prozesses auf Leben und Tod durch nachgeahmte Handschriften zu fälschen. Zu solchen Mitteln greifen Deutschlands Feinde oder dulden sie stillschweigend. Auch das Letztere bedeutet viel. Wer nicht schon früher dem, was sie bezeugen und erzählen, mißtrauisch gegenüberstand, muß es werden, nachdem er Avenarius' kleine Schrift studiert hat. Ich empfehle sie nachdrücklich; möge sie soviel als möglich verbreitet und besprochen werden!

Per Hallström.

Literatur

Friedrich Schlegel der Deutsche.

Als Friedrich Schlegel im Juni 1802 nach Frankreich reiste, um aus dem Unbehagen seines geistigen und menschlichen Gesamtzustandes herauszukommen, dachte er mit keinem seiner weitschweifenden Gedanken daran, daß er einer ganz anderen Wendung seines Lebens entgegenging, als die er suchte und erwartete. Er reiste nach Paris in jener heftigen Sehnsucht nach Freiheit und Weite, die viele der besten Deutschen seiner Zeit über den Rhein trieb. Er wollte am Ursprung eines neuen Zeitalters leben und seine Forderungen und Ideen europäisch erweitern. Sein ganzes Wesen bezog sich auf eine Eigenschaft, die er als ‚tiefsten Zug des deutschen Charakters' politisch geprägt hat, auf ‚eine gefühlte Rechtlichkeit' allem Fremden und Fernen gegenüber, zugleich ihr zugehörig die umfassende und einheimsende Freude daran, ‚jene sogenannte Charakterlosigkeit der Deutschen, die dem manirierten Charakter anderer Nationen weit vorzuziehen ist'. Er ging mit der großen deutschen Offenheit, die in seinen Tagen so splendid sich verschwenden konnte, weil sie kein Zuhause mehr hatte, nach Frankreich. Seine Schuld war es also nicht, daß er bald mit Augen und Ohren bewiesen bekam, daß die Freiheit eigentlich nur eine französische war, zugemessen dem Charakter der Nation, den er als ‚Vollendung der Nullität' typisierte. Völkerpsychologisch hat kein Zweiter mehr so geistreich und endgültig in die letzten Gründe des deutsch-französischen Gegensatzes hinabgeschaut, als hier Friedrich Schlegel, die sehnsüchtige deutsche Individualität, die wahrnehmen mußte, wie die tätige romanische Individualität, Napoleon, eben aus der Revolutionsidee, welche eine Welt hatte sein wollen, wieder die nationale Mittelpunktsmeinung des Franzosen machte. Zum andern sah er, daß die Weite, der er aus dem verstaubten Kleinkram des zu Ende gehenden Reiches zugestrebt war, drückender noch als die verlassene, eine rechte Enge war, weil der Schein nur so pompös betrog.

Schlegel war die Reise nach Paris eine Flucht vor dem eigenen Volk gewesen, wie ihm die Universalität des Geistes ein Ziel, die ästhetische Anschauung aller Dinge der absolute Zweck war. Er hatte einer Welt voll Abbruch und Aufbau, dem Genie der Realität, mit den differenzierten Mitteln des romantischen Geistes beikommen, literarisch-philosophisch das Erlebnis eines ungestümen Werdens für sich fruchtbar machen wollen. Er wollte den ganzen Atem der Zeit spüren, und hatte ihn nun so tief eingetrunken, daß er plötzlich merkte, wie klein der kulturelle Raum wurde und wie groß er sich ausbaute für die politische Aufgabe des Jahrhundertanfangs. Er kam in Frankreich nach Deutschland zurück, aus der Gestaltlosigkeit des von allen seinen Göttern verlassenen Weltbürgertums zur Bildhaftigkeit nationalen Lebens. Das ist das Bewegende auch an diesem deutschen Auswanderer des Geistes, daß die Umbildung der staatlichen Dinge ihn regulierte, daß ihm Grenzen von Land und Volk sich zeigten und schicksalsmächtig wuchsen. In Paris war für Europa, nach dem römischen Untergang, die Konzentration des politischen Willens stehen geblieben und haftete in der Atmosphäre dieser Stadt.

Schlegel lernte die Dämonie des politischen Gedankens an sich selbst kennen. Er hat sie dann künstlerisch, literarisch und national gefaßt. Ihm drehte sich der Umfang seines internationalen Kreises zu Tode, und so hielt er sich erst am Punkt Europa, dann aber am Dasein des deutschen Volkes fest. Ihm blüht im Frankreich der Kathedralen und der Troubadours eine heimliche deutsche Vergangenheit auf, er sieht ‚die Spuren deutscher Art'. In Flandern, am Rhein, in Köln findet er sich als einer der frühesten Bewunderer vor der germanischen Kunst des Mittelalters — ‚die

mahlerische Schönheit insonderheit, welche die körperliche Form nur im Umriß erraten lassen kann, dafür aber das Eigenste und wahrhaft Geistige im Sinnlichen zu ergreifen und in ihrem Farbenspiegel magisch zu fixieren vermag, muß durchaus eine individuelle sein im Idealischen, aber freilich individuell in größerer Dimension, objektiv individuell, wie dies bei dem wahrhaft Localen und Nationalen der Fall ist'. Sein literarisches Bekenntnis aber ist das Merkwürdigste bei dieser Wandlung des Schlegel aus den Berliner und Jenaer Tagen im Paris des kommenden Kaiserreichs und im französischen Köln. Er fühlt in jeder Stimmung seiner verfeinerten Natur die Macht einer politischen Idee, der sich das Geistige nicht entziehen darf, ohne zu verkümmern. Er verlangt dessen intensivste Anteilnahme am politischen Element und die Bildung desselben zum Kulturausdruck der Zeit — ‚der Wert einer werdenden Literatur liegt in der Kraft und der Tendenz'. Ihre Reife, die ‚in der Kunst und in der Künstlichkeit' sich zeigt, scheint ihm nur möglich, wenn sie die feste Basis einer geschlossenen politischen Gemeinsamkeit voraussetzen kann. Die Blüte der Dichtung ist ihm nicht mehr schrankenlose Austragung der Phantasie — ‚sie muß jederzeit, mit fremden Schätzen bereichert, wie zur Heimat zurückkehren zu dem, was für ihre Zeit, für ihre Nation einmal der höchste Brennpunkt des Gefühls und der Dichtung ist, sonst muß sie unvermeidlich kalt und kraftlos werden'. Sein Bruder August Wilhelm aber formte 1805 diese Worte zu einem für seine Zeit kühnen, für unsere Tage aber wahrhaft notwendigen Satz um: ‚Vielleicht sollte, solange unsere nationale Selbständigkeit, ja die Fortdauer des deutschen Namens so dringend bedroht wird, die Poesie ganz der Beredsamkeit weichen.' Und Friedrich schrieb in seiner ‚Europa', der Zeitschrift, die ihrem Titel und Inhalt nach eines universalen Geistes Zeugnis sein sollte und wollte: ‚Vielleicht wird der schlummernde Löwe noch einmal erwachen und vielleicht wird, wenn wir es auch nicht mehr erleben sollten, die künftige Weltgeschichte noch voll sein von den Taten der Deutschen.'

Als Vorahnung und Gedanke von erschütternder Kraft und Lebendigkeit stehen diese beiden Sätze der Brüder Schlegel aus der Zeit von ‚Deutschlands tiefster Erniedrigung' vor uns, den Enkeln. Wir haben damit Dokumente ihres Deutschtums, dessen sie sich auch als Kosmopoliten hohen Ranges, mitten im Untergang, bewußt gewesen sind, und ihres politischen Verantwortlichkeitsgefühls, das bei dem gesteigerten Werturteil über die eigene Persönlichkeit und bei den Ansprüchen, die sie an den Intellekt zu stellen gewohnt waren, schwer genug wiegt. Es geht nicht mehr an, auch die Schlegels mit spöttisch überlegenem Hinweis auf ihre Stellung im europäischen Geistesleben von einst und jetzt als Vorspann für Produkte zweideutiger Mittel und destruktiver Zwecke zu benutzen. Auch die Schlegels erkannten sich als gebunden an, auch Friedrich Schlegel, die Zunge der Romantik, sprach wie Feuer und Schwert. Ihre Bekenntnisse stehen um so größer vor der Nachwelt, weil sie seherisch für ein Volk und ein Vaterland gewesen sind, das für ihre Wirklichkeit gar nicht mehr existierte. Von der Schamlosigkeit der Nachbeter ihrer europäischen Universalität scheidet sie ihr Glaube an die ewige Kraft nationalen Lebens für immer.

Es ist ein Verdienst von Dr. Richard Volpers, in seinem Buch über ‚Friedrich Schlegel als politischer Denker und deutscher Patriot'* diese Hauptlinien gezogen zu haben. Bei seinen reichen Belegen aus den Schriften und Briefen Schlegels und seines Kreises ist es interessant genug, in bequemer Steigerung Friedrich Schlegel sich politisch ent-

---

* B. Behr's Verlag (F. Feddersen), Berlin, Leipzig 1917.

wickeln zu sehen und die Wandlung von seiner Frühzeit zu seiner Reife von einem bestimmten Standpunkt aus zu überblicken. Einseitigkeit in der Betrachtung eines so farbigen und lockenden Geistes ist hier ein Vorzug, weil sie jene Konsequenz von Schlegels Mannesjahren deutlich erkennen läßt, die ihn schließlich zur Konversion und nach Wien führte. Es waren keine Kurven des Lebensweges, bloß Kehren. Schlegel als politischen Denker zeigt Volpers auch noch in den Ideen von der Universalität der mittelalterlichen Kirche und der Weltherrschaft des römisch-germanischen Imperiums. So original und zwingend freilich erscheint Schlegel darin nicht wie der in seinem äußern Geschick ihm ähnelnde Adam Müller; er war religiös nur der — wenn auch glänzende — Wortfechter einer persönlichen Überzeugung, in der ihm der Konvertit Adam Müller sowohl in Glut und Hingabe des Herzens wie an sachlicher Kenntnis der letzten Gründe von Anfang an überlegen gewesen ist. Als politische Potenz seiner Gedanken hat er sich nun gar nicht durchgesetzt; selbst zu der ihm anfänglich anvertrauten diplomatischen Arbeit war er zu genüßlich. Vom Interesse des gealterten Schlegel erzählt ein Brief, den Metternich am 9. April 1819 an Gentz schrieb, als er Schlegel nach Rom als Adlatus mitgenommen hatte: ‚Welchen Eindruck sie (die Peterskirche) auf Schlegel macht, weiß ich nicht, denn er findet die päpstliche Küche so vortrefflich, daß ihm kaum einige Stunden erübrigen, um etwas zu sehen.‘ — Auch die Wertung Schlegels als vaterländischer Sänger ist zu hoch; ein untrügliches Gefühl des Volkes — Rest aus seiner alten Heldenzeit — hat bis heute die Rhetorik des jungen Körner und die Holzschnittlieder des alten Arndt allen Versen Schlegels vorgezogen. So empfunden sie klingen: es haftet ihnen zu viel Eleganz des Ausdrucks an. Und dann: Arndt wie Körner haben ihre Vaterlandsgesänge an Leib und Seele erstritten und erlitten — Schlegel hat sein Erlebnis am Vaterland nur dichterisch begleitet.

Als Patriot darf Friedrich Schlegel aber doch in die lange Reihe der Helden, Märtyrer und Propheten deutscher Nation treten; sein Platz ist bescheiden, aber ehrenvoll. Er hat in den Jahren politischer Schmach sich aufrecht und ehrlich zu seinem Volk bekannt und in der Fremde die große Umkehr erfahren, die viele gute Europäer auch heute wieder zu Deutschen macht, weil beim Eintritt einer Nation in ihre wirkliche Größe ihre Erscheinung für den politischen Menschen kontemplativ werden und wirkend sich auslösen muß. Ch.

Frauen, die Dramen dichten, müssen sich von vornherein mit dem Mißtrauen abfinden, das man ihnen entgegenbringt. Strömen sie ihre weibliche Eigenart aus, so werden sie keine Dramen dichten können; schreiben sie gute Dramen, in denen Tatkraft, Willen, Folgerichtigkeit gegeneinander wirken, so können sie es nur auf Kosten des organischen Zusammenhangs zwischen Dichtung und eigener Natur tun. Sie schaffen dann künstlich, sozusagen in die leere Luft hinaus. Man erkennt dieses Schwanken zwischen zwei Gefahren beim Lesen von allen Dramen, die Frauen zu Verfassern haben, und man ist auf das Lesen angewiesen, da es wunderselten vorkommt, daß das Drama einer Frau auf einer maßgebenden Bühne zur Darstellung kommt. Von den drei Büchern, die ich herausgreife, scheint das Drama von Hanna Rademacher, ‚Golo und Genoveva‘* am ehesten Aussicht zu haben, auf dem Theater zu erscheinen. Die Dichterin nahm von der alten Sage nur die Namen und

* Hanna Rademacher, ‚Golo und Genoveva‘, Drama in drei Aufzügen. (Kurt Wolff, Leipzig, M. 2.50.)

fügte die Handlung im Geiste Ibsens und der modernen Frauenbewegung. Genoveva stellt die ‚ideale Forderung' und erwartet von ihrem Gatten ‚das Wunderbare'. Als er in die Fremde zieht, ist sie ganz von gläubigem Vertrauen zu ihm erfüllt. Golo ist in Hebbelschem Sinne ein vertiefter Bösewicht, ein Liebender, der das Weib seines Herrn aus innerster Not antastet. Seinem Werben und Drohen setzt sie ihre Hoheit entgegen, und der Streit spitzt sich — ein wenig künstlich schon — zu Golos Behauptung zu: ‚Im Zweifelsfall würde er m i r glauben', und ihrer Behauptung: ‚M i r würde er glauben.' Eine Art Pakt — die Künstlichkeit steigert sich — wird geschlossen: Genoveva ist bereit, ihm zu gehören, wenn Siegfried versagen sollte. Es folgt die Einkerkerung der Frau, Siegfried wird zurückgerufen und, da sie auf alle Anklagen schweigt, versagt er und spricht sie schuldig. Golos Selbstanklage ändert zunächst die Sachlage, Siegfrieds Zorn wendet sich gegen ihn, worauf sich jedoch Genoveva zu Golo bekennt und beide dem Schwert verfallen. In diesem Drama werden die elementarsten menschlichen Gefühle zu Begriffen gemacht, mit denen man r e c h n e n kann. Das Gefühl des Lesers wird nicht erregt, lediglich sein Geist folgt dem funkelnden Spiel der Begriffe. Alles ist auf ein Experiment gestellt. Aber dieses Experiment wird mit knapper Leidenschaftlichkeit von der Dichterin gelöst; sicher und einfach steigen und fallen die drei Akte, und in der nahezu meisterlich gehandhabten Sprache blühen genug Blumen, um sich daran zu erfreuen. So kann ich mir wohl denken, daß das Rademachersche Drama auf der Bühne eine gewisse Wirkung zu erzielen vermag. Die Bühne müßte auch eine weitere Klärung über Wert und Unwert des Stückes bringen. Nach meinem Erachten müßte in der Aufführung der Zwiespalt: Künstlichkeit des Problems — Leidenschaftlichkeit der Lösung, noch schärfer hervortreten. Immerhin steht soviel fest, daß Hanna Rademacher nach dieser Probe auf die Entwicklung ihres Talentes neugierig macht. Männliches und Weibliches kämpfen noch in ihr. Zeitideen sind störend in ihr Wesen eingedrungen; ist sie eine Persönlichkeit, so wird sie einmal irgendwie ausbalanzierend zur Ruhe kommen, womit dann die Zeit des eigentlichen Schaffens beginnen würde. —

Das Schauspiel ‚K a i s e r O t t o d e r D r i t t e' von A l b e r t a v o n P u t t k a m e r* ruft in noch verstärktem Maße zwiespältige Gefühle wach. Es ist eine vor mehr als dreißig Jahren geschriebene Jugendarbeit der durch leidenschaftliche Liebeslyrik und heiße Balladen bekannten Dichterin. Sie hielt das (einzige) Drama für wert, verändert und neu gedruckt zu werden. Aber eine so ganz für hemmungsloses Ausströmen ihres Wesens gemachte Dichterin war von vornherein gar nicht fähig ein Drama zu schreiben, ganz abgesehen davon, daß das Leben Ottos des Dritten einmal kein Dramenstoff ist. Dem jungen Fürsten verdarb der Traum das Leben, nie stieß sein Wille befreiend vor, nie hat er an andern als eingebildeten Widerständen seine Kraft erprobt. Andererseits war er viel mehr, als die Puttkamer in ihm sah. Er war eine Art frühmittelalterlicher Faust, eng verstrickt in Mystik wie seine Zeit und im Gedanklichen schweifend wie seine Zeit. Alberta von Puttkamer aber macht eine Art Heinrich den Vierten aus ihm, das heißt einen Heinrich, wie er in protestantischer Auffassung lebt. Dieser Otto wird von ‚Priestern' gegängelt, die natürlich deutschfeindliche Schleicher sind und fortwährend ‚unsere heilige Kirche' im Munde führen. Gerbert, um den seine Zeit Sagen gesponnen hat (Gregorovius erzählt davon), will bei der Puttkamer

* Alberta von Puttkamer, ‚Kaiser Otto der Dritte', Schauspiel in fünf Aufzügen. (Carl Flemming, A.-G., Berlin u. Glogau. M. 2.—.)

Otto in einer Art unverständlicher Verbohrtheit in Rom festhalten. Wobei man sich fragt, wozu ein Kaiser, der nicht mehr die Macht Deutschlands hinter sich hatte, dem Papste eigentlich helfen sollte? Zum Überfluß wird Otto auch noch in eine Liebesgeschichte hineinverschlungen. Stephania, das Weib des hingerichteten Creszentius, muß den Kaiser zu gleicher Zeit lieben und hassen und gibt ihm und sich den Tod. Das ist ein plattes Dreingreifen in wundersame Sagenstimmung, nach der Stephania ein Symbol für Rom ist, das Otto vergiftet. Freilich hat das Schauspiel lediglich in den Liebesszenen einen gewissen Schwung, weil da das Wesen der Dichterin gereizt wurde, sich zu entladen. Das subjektive Empfinden gibt hier dem Stück einigen Reiz, sonst ist es in Anlage und Ausführung, im Dilettantischen stecken geblieben.

Die Reife, die man bei diesem Schauspiel vermißt, hat die gute, alte ‚Veronika' von Emilie Ringseis* im vollsten Maße. Das sanfte und innige Schauspiel, das nun schon in fünfter Auflage erschien, übt nach wie vor seine schöne Wirkung aus — trotzdem es kein Drama ist. Emilie Ringseis war ja auch ihrer Natur nach gar nicht fähig ein Drama zu schreiben, aber daß sie ihrer klaren und gottinnigen Natur folgte, macht den Reiz ihrer Dichtung aus. In wohlgeformten, ganz auf Schönheit gestimmten Versen strömen die wenigen Menschen des Spiels ihre Gefühle aus. Die Charaktere zeigen die reinen Umrisse raffaelischer Heiliger, und selbst Ruben, der Pharisäer, unterscheidet sich lediglich in seinen Gedanken, die freilich ebenfalls maßvoll und schön dargelegt werden, von den zu Christus sich bekehrenden Menschen der Ringseis. Die Heldin, Seraphia, soll einen dramatischen Konflikt innerlich erleben, aber die Dichterin gewinnt es einfach nicht über sich, der sanften Israelitin einen wirklichen Zweifel oder gar eine ernsthafte Absage zuzumuten. Zwar läßt sie Seraphia ein wenig schwanken in ihrem Glauben, aber hinter jedem Schwanken kommt sofort das ‚dennoch', und das entschiedene Bekenntnis zum Gekreuzigten am Schlusse der Dichtung hat daher nichts Überwältigendes. Zudem lag der Ringseis die hymnische Gehobenheit der Schlußverse durchaus nicht; sie ist auch nur für Leser und Zuhörer da, um deren christliche Gefühle zu einem Höhepunkt zu bringen. Wurde die ‚Veronika' auch kein Drama, so wurde sie doch eine schöne Dichtung, zu der man immer wieder gern greifen wird, wenn man Sehnsucht nach einem Atmen in reiner Luft verspürt. Die Aufrichtigkeit, die schlichte Überzeugungstreue, die liebliche Keuschheit, was alles in Emilie Ringseis wohnte, ist auch klar in ihre Dichtung übergegangen, und das macht ihre Bedeutung aus. F. Wigher.

* Emilie Ringseis, ‚Veronika', Schauspiel in drei Aufzügen. Fünfte Aufl. (Herdersche Verlagshandlung, Freiburg, M. 1.50.)

Schemanns Gobineaubiographie.

Das bedeutende Werk, die gründlichste und umfassendste Würdigung des eigenartigen, genial veranlagten Franzosen ist im 3. Jahre des Weltkriegs mit dem 2. Bande zum Abschluß gelangt;* er ist bedeutend umfangreicher geworden als der 1., den wir in dieser Zeitschrift (XI. Jahrg. 2. Bd. S. 501) gewürdigt haben; was dort von der etwas übertriebenen Gründlichkeit gesagt wurde, gilt auch für den Schlußband. Es steckt zu viel drin, die Persönlichkeit des Helden hebt sich nach unserm Dafürhalten nicht plastisch genug aus der Fülle der Details heraus, was der gewissenhafte und vor keiner Mühe zurückscheuende Autor wohl selbst gefühlt hat, indem er im 9. Buch unter dem Titel ‚Gobineau' eine 70 Seiten umfassende Gesamtwürdigung anschließt. Ganz abgesehen davon, daß leider der

* Gobineau. Eine Biographie von Ludwig Schemann. 2. Band: Vom Jahre 1864 bis ans Ende. Straßburg, K. J. Trübner 1916. 8°. XXIV und 759 S.

Kriegslärm ein so groß angelegtes Werk nicht zur gebührenden Geltung kommen läßt, will es uns doch bedünken, daß das Buch seinen Hauptzweck: dem Gobineaukultus in weiteren Kreisen unseres Volkes Wurzelboden zu verschaffen, nicht in dem vom Verfasser sichtlich gewünschten Umfang erreichen wird. Dafür ist es zu weit ausladend, die Darstellung meist in schwerflüssigem Professorendeutsch gehalten. Auch scheint uns, trotz aller Mühe des Biographen, diesen Nachweis zu erbringen, Gobineaus Genie nicht von der Art jener gewesen zu sein, die breite Spuren in der Menschheit hinterlassen, und die man sich daher nicht gut aus der entsprechenden Zeitepoche wegdenken kann. Er war einer jener Elitemenschen, die Großes wollen und können, für deren Prophetenstimme aber der Resonanzboden in der zeitgenössischen Umwelt fehlt. Darum mutet sein bewegtes Geschick tragisch an.

Der vorliegende Schlußband schildert Gobineaus diplomatische Tätigkeit in Griechenland und Brasilien, mit dessen Kaiser Dom Pedro ihn innige Freundschaft verband, und die in diesen Jahren entstandenen literarischen Arbeiten; ein eigenes Kapitel ist der Histoire des Perses gewidmet. Die Kriegsjahre 1870/71 sehen ihn in Frankreich, wo er als Maire von Troye und Generalrat von Chaumont der unter dem Kriege leidenden Bevölkerung unschätzbare Dienste leistet als kluger Vermittler zwischen Sieger und Besiegten. Von hohem Interesse sind die mitgeteilten Auszüge aus einer nicht veröffentlichten Schrift Gobineaus über die Ursachen des französischen Zusammenbruchs; sie ist zugleich eine bittere Anklageschrift geworden. Die Jahre 1872 bis 77 halten Gobineau in Stockholm als Vertreter seiner Regierung fest, bei der er immer mehr in Ungnade gerät. Hier vollendet sich die Tragödie in seinem Hause: er trennt sich von seiner Gattin und Kindern. Der ideale Freundschaftsbund mit der Gräfin La Tour hält den Gebeugten aufrecht und befruchtet sein literarisches und künstlerisches Schaffen. So ist die Stockholmer Zeit doch reich an geistigen Ergebnissen geworden; in ihr entstehen die ‚Pléjades‘, ein seltsames Werk, das man mit Stendhals ‚Chartreuse de Parme‘, wohl auch mit Wilhelm Meister verglichen hat; die köstlichen ‚Asiatischen Novellen‘, die neben dem bekanntesten, vielleicht reichsten und mit Recht viel bewunderten Werk ‚Renaissance‘ dem Verfasser auch in weiteren Kreisen stets ein dankbares Publikum sichern werden.

Die Tragik dieses reichen Lebens offenbart sich in den ruhelosen letzten Lebensjahren. Eine Enttäuschung reiht sich an die andere für den Heimatlosen, der in Mailand und Rom von der Bildhauerkunst das Heil erwartete — auch in finanzieller Hinsicht, da er fast mittellos geworden war —, und doch erlahmt dieser vielseitige Geist nicht, schmiedet immer neue Pläne; er findet reiche Genugtuung in der Freundschaft mit Richard Wagner, dem er sich in seiner Wertschätzung des germanischen Heldenideals wesensverwandt fühlte. In Bayreuth fand er zuletzt noch eine geistige Heimat, als ihm das eigene Vaterland wenig mehr zu sagen hatte. Auch für die Kenntnis des Schriftstellers Rich. Wagner enthält dieses Kapitel in Schemanns Buch wertvolles Material. In Turin ist Gobineau, der in Gastein Heilung von einem alten Leberleiden suchen wollte, am 13. Oktober 1882 auf der Durchreise im Gasthaus gestorben. Ein eigenes ausführliches Kapitel ist der Amadisdichtung, dem dichterischen Lebenswerke des Mannes, in das er sein ganzes Sein hineinlegte, gewidmet. Erst fünf Jahre nach des Dichters Tode fand sich ein Verleger für das seltsame Werk, das an tiefen Gedanken so reich und gewissermaßen als die poetische Ergänzung und Vollendung der in dem Rassenwerk niedergelegten Gedankenwelt anzusehen ist. Schemann sucht die Kerngedanken

für die blutige Zeit des Völkerringens auszumünzen, Gedanken, wie sie z. T. auch Max Scheler in seinen in dieser Zeitschrift veröffentlichten, Aufsehen erregenden Aufsätzen ausgesprochen hat. Als Ganzes wird aber das mit zu viel Romantik umkleidete, von krauser Allegorie umsponnene Werk kaum auf einen größeren Leserkreis rechnen können, auch dann nicht, wenn einem Zauberkünstler die unmögliche Aufgabe gelänge, das Werk kongenial zu verdeutschen. Die sprachlichen Kühnheiten des Originals waren, ganz abgesehen von dem stofflichen und gedanklichen Gehalt, nicht geeignet, im Heimatlande, außer bei einigen wenigen Freunden des Dichters, die Anerkennung der Zeitgenossen zu finden, wie denn die Gobineausche Sprachkunst überhaupt nicht von der Art war, ihm unter seinen Landsleuten eine Gemeinde zu verschaffen, was wir bei der Besprechung des ersten Bandes schon hervorhoben. Darum fand er trotz aller sonstiger wissenschaftlichen Verdienste keine Aufnahme in die befrackte Schar der vierzig Unsterblichen. Auch Schemann gibt es im zweiten Bande zu: ‚Gobineau war nun einmal kein Stilist im modernen französischen Sinne. Er pflegte immer nur den Stil des Gedankens, nicht den der Form‘ (268).

Wie dem ersten Band ein Beiband mit Quellenbelegen beigegeben wurde, so stellt der Verfasser einen solchen auch für diesen Schlußband in Aussicht. Für diesen Quellenband reserviert er noch einzelne für die Biographie wichtige — ich meine sogar unerläßliche — Kapitel wie ‚Gobineau und sein Vaterland‘ und ‚Gobineau in seinem Verhältnis zu Religion, Christentum und Kirche‘. Daß gerade dieser Abschnitt im eigentlichen Lebensbilde fehlt, ist zu bedauern. Denn das, was so nebenbei zu diesen Fragen da und dort gesagt ist, befriedigt nicht. — Ein gutes Register erleichtert die Benutzung der beiden für die neuzeitliche Geistes- und politische Geschichte so ungemein reichhaltigen Bände. Selten hat ein bedeutender Mensch einen so hingebenden, fleißigen und verständnisvollen Biographen gefunden.

Dr. Luzian Pfleger.

Kunst

Liturgie und Paramentik. Überblickt man die Leistungen, welche die wissenschaftliche katholische Theologie in Deutschland in den letzten Jahrzehnten aufzuweisen hat, so tritt die Tatsache eindrucksvoll hervor, daß auf liturgischem Gebiet in dieser Zeit eine rege Tätigkeit geherrscht hat und hervorragende wissenschaftliche Leistungen zu verzeichnen sind. Jedenfalls hat der vordem nicht unbegründete Vorwurf der Inferiorität — namentlich was die Herausgabe liturgischer Quellen betrifft — mehr und mehr an Berechtigung verloren. Wenn gleichzeitig sich in immer stärkerem Maße das Streben geltend machte, weitere Kreise in die nähere Kenntnis der kirchlichen Liturgie einzuführen, so mag vielleicht nicht unmittelbar die aufblühende liturgische Forschung anregend gewirkt haben, sondern eher eine Parallelerscheinung vorliegen, für die unschwer die gemeinsamen Quellgründe aufzufinden wären. Doch sei dem, wie es wolle, die Hauptsache ist, daß die genannten Bemühungen von gutem Erfolge gekrönt waren: mehr und mehr ist namentlich in gebildeten Laienkreisen das Interesse an der kirchlichen Liturgie neu erwacht; die Gelegenheit, die von den berufensten Hütern und Pflegern derselben, den Söhnen des hl. Benediktus, gewährt ward, die Liturgie der Kirche in ihrer ganzen Schönheit und in vollendetster Darstellung kennen zu lernen, ward bereitwilligst ergriffen; es war, als ob manchem die Augen gehalten gewesen wären und ihm nun erst offenbar wurde, welch unvergleichliche Schätze die kirchliche Liturgie in sich birgt. Und es wäre gefehlt, wollte man meinen, daß im Grunde etwa das ästhetische Wohl-

gefallen den Grund des Interesses und der Begeisterung gebildet hätte. Dieser Erklärungsgrund wäre nicht einmal zureichend, den tiefen Eindruck verständlich zu machen, den unsere Liturgie gerade in unseren Tagen auch auf geistig hochstehende und kulturell fortgeschrittene Kreise außerhalb der Kirche nach vielfältigem Zeugnis ausübt. — Die nähere Kenntnis der Liturgie führte vielmehr zu einem tieferen Verständnis derselben, zu einem Versenken in ihre Wesensart und ihre Erhabenheiten, und das ist nun das wichtigste und tröstliche Hoffnungen weckende, was diese liturgische Bewegung uns bringt und zu bringen berufen ist: die segensvolle Wirkung für das innere religiöse Leben, die Befruchtung und Bereicherung des Gebetslebens, die Schaffung wahrhafter kerngesunder Religiosität. Doch mit dieser Wirkung für den einzelnen Christen ist es nicht genug; es ist in dieser Zeitschrift (Oktoberheft 1915) schon von anderer Seite mit feinstem Verständnis für die Nöte und innersten Strebungen unserer Zeit gezeigt worden, ‚daß der Weltkrieg die Sehnsucht nach dem Organischen, die der modernen Seele seit langem innewohnt, brennend gemacht hat, und daß die katholische Liturgie nach der Meinung eines Modernen inmitten allgemeiner Desorganisation das einzige Überbleibsel organischer Kultur, nur voll entfaltet zu werden braucht, um ein Organisations- und Kristallisationszentrum von unvergleichbarer Anziehungskraft zu sein'. So scheint es nicht zu verwegen, wenn jener Aufsatz über die Sehnsucht nach dem Organischen im Lichte unserer Liturgie mit den Worten schloß: ‚Je mehr aber die Liturgie als „Prinzip christlicher Lebenskunst" erkannt und durchgeführt wird, desto erfolgreicher und sieghafter werden wir an der Gesundung der modernen Kultur mitarbeiten können.'

Wird diese Bedeutung der Liturgie für den einzelnen wie für die Gemeinschaft der Gläubigen recht erkannt, dann dürfen alle Bestrebungen Beachtung und Förderung beanspruchen, die uns die erhabenen Schönheiten der Liturgie klarlegen und ihr innerstes Wesen und die in ihr waltenden Grundgedanken zu erschließen sich bemühen, wie es Abt Ildefons Herwegen* tut, wenn er aus tiefstem Verständnis heraus die Idee der Verklärung, die Absicht, dem verklärten Christus den verklärten Christen entgegenzuführen, als das Kunstprinzip der Liturgie feststellt. Dann gewinnen aber auch die Bemühungen eine besondere Bedeutung, die der Liturgie, welche durch die ihr innewohnenden Schönheiten sich zum Kunstwerk gestaltet hat, eine Darstellung und Ausführung sichern wollen, welche all die ihr eigenen Schönheitswerte zur vollsten Entfaltung kommen läßt.

Von diesem Gesichtspunkt aus sei die Aufmerksamkeit gelenkt auf die glücklichen Bemühungen, einen Aufschwung der Paramentik herbeizuführen. An gut gemeintem Eifer, für eine würdige liturgische Gewandung und liturgische Ausschmückung des Gotteshauses zu sorgen, hat es auch in den letzten Jahrzehnten keineswegs gefehlt, aber der Eifer war unerleuchtet; er schlug Bahnen ein, die mit wahrer Kunst nichts mehr zu tun hatten und sich ins Geschmacklose und Unwürdige verirrten. Von dem Tiefstand der kirchlichen Kunst blieb so die Paramentik nicht verschont; erfreulicherweise nimmt sie nun aber auch teil an dem unverkennbaren künstlerischen Aufschwung, den wir in unseren Tagen sich anbahnen sehen. Der Anfang der Besserung war damit gemacht, daß die Irrwege, auf denen sich die Paramentik erging, als solche erkannt und gekennzeichnet und daß gleichzeitig die Wege gewiesen wurden, auf denen die Erreichung des Zieles einer Neubelebung und Aufwärtsentwicklung der Paramentik erhofft werden durfte. Das geschah

* Ildefons Herwegen, Das Kunstprinzip der Liturgie. Paderborn, Junfermann 1916.

z. B. durch die lehrreichen Ausführungen von Fritz Witte: ‚Von unserer Paramentik einst und jetzt'.* Früher noch, im Jahre 1905, war Helene Stummel mit ihrem Büchlein ‚Die Paramentik vom Standpunkte des Geschmackes und Kunstsinnes' hervorgetreten, von dem vielerlei heilsame Anregungen ausgegangen sind. Seitdem hat sie rastlos ihr Ziel, die Paramentenkunst auf eine künstlerische Höhe zu heben, durch Vorträge und Paramentenausstellungen weiter verfolgt und gefördert. Die Zusammenfassung und Krönung all ihrer Bemühungen bildet nun das große Text- und Abbildungswerk ‚Paramentik',** das kurz vor Kriegsbeginn zu erscheinen begann und dessen Fortgang der Krieg wohl zu verlangsamen, aber nicht zu hindern vermochte. Was bisher von dem Werk vorliegt, gibt die Gewähr, daß mit allem Ernst und bestem Gelingen die programmatische Forderung erfüllt wird, die einmal im Text (S. 19) ausgesprochen wird: ‚Bei allem, was mit dem Altar, dem Priester, dem hl. Opfer in Beziehung steht, gilt dasselbe Gesetz: Es kann nicht gediegen, schön, künstlerisch durchdacht genug sein, es mag noch so einfach gehalten sein. Es soll jeder Gegenstand, jedes Parament zur Vertiefung der religiösen Eindrücke beitragen.' Unternommen mit gründlichster Kenntnis der ornamentalen Stickerei des christlichen Altertums und Mittelalters, der in Betracht kommenden Techniken und deren Verwendungsmöglichkeiten, aufgebaut mit geläutertem Geschmack und einem an den besten Vorbildern geschulten, aber nicht sklavisch von denselben abhängigen Formensinn, stets peinlich auf die liturgischen Vorschriften achtend, steht das Werk unerreicht da unter den mancherlei Büchern, die Vorlagenmaterial für Paramentik bieten wollen. Und auch dadurch ist es allen andern überlegen, daß es die genaueste Anweisung für Wahl des Materials, der Technik und Farbengebung zur praktischen Verwertung gibt, so daß bei seiner Benützung Mißgriffe ausgeschlossen sind.* — So dürfte dieses Werk berufen sein, die Neubelebung der Paramentik fruchtbar anzuregen und sie auf eine Stufe zu heben, die ihr als der Krone des Kunstgewerbes gebührt, auf daß die liturgische Gewandung zu ihrem Teil dazu beitrage, den Schönheiten unserer Liturgie den äußeren Ausdruck zu verleihen.

Univ.-Professor Dr. F. X. Seppelt.

* Zeitschrift für christliche Kunst, 26. Jahrgang (1913) Heft 1910.

** Helene Stummel, ‚Paramentik'. Kempten, Kösel. Das Werk, das neben 80 bis 100 Seiten Text etwa 200 Abbildungen und 20 Farbentafeln bieten wird, wird fünfzehn Lieferungen umfassen, von denen drei erschienen sind. Subskriptionspreis für die Lieferung 3 M. Später erfolgt eine Preiserhöhung.

* Wünschenswert wäre es, daß die in Aussicht gestellte Farbentabelle in Stickseide möglichst bald einer neu erscheinenden Lieferung beigegeben werde.

Reisen nach Italien. Zu dem mancherlei Überschwang des Gefühls, den der Krieg besonders im Anfang und immer wieder brachte, wenn ein Volk neuerlich zu unseren Feinden sich bekannte, und der einer ruhigen Besinnung gegenüber nicht dauern kann, gehört auch der beim Abfall Italiens ausgesprochene und als ein nationales Gebot hingestellte Vorsatz, daß die Reisen nach Italien möglichst vermieden, mindestens bewußt und in strafender Absicht eingeschränkt werden müßten. Dieser Vorsatz kann gute Folgen haben, wenn, wie das auch gewünscht wurde, dafür die Schönheiten des eigenen Vaterlandes und von ihnen in erster Linie die geschichtlich künstlerischen, durch ihre Denkmäler einzigartigen Orte des alten Deutschland stärker als bisher gekannter und geliebter Kulturbesitz werden. Auf zweierlei Art könnte das, abgesehen von der Bereicherung des geschichtlichen Wissens und der Vaterlandskunde, größten Nutzen brin-

gen. Und damit soll dem Reisen zunächst in der Heimat selber ein bestimmter Sinn gegeben sein.

Einmal für die gediegene Weiterbildung des bürgerlichen und sozialen Gefühls, das, wie immer beklagt wird, künstlerisch heute zu keinem Ausdruck kommen kann und dessen sich das Kunstgewerbe in der Zeit vor dem Kriege angenommen hat, so eifrig, daß selbst Politiker wie Naumann sich an der Bewegung beteiligt haben. Dieses moderne Kunstgewerbe mit seinem vorwiegend industrialisierenden und organisierenden Trieb ist etwas wesentlich Deutsches; aber um tieferer Ausdruck des Volkes, seiner Richtung und Schichtung werden zu können, fehlt ihm doch noch gerade das, was das deutsche Mittelalter — man braucht etwa nur Abbildungen gotischer Möbel durchzublättern — besaß, etwas mehr als Soziales, mehr als Gesellschaftliches, mehr als Organisiertes, etwas sozusagen Hierarchisches auch im täglichen Leben, etwas, das mehr Volk als Gesellschaft, mehr Charakter als Ausgleichung, mehr Herkunft aus einer Weltanschauung als Willen zu einer ständischen Verträglichkeit zeigt und verrät. Die alten Dinge sind nicht nur entstanden, weil man sie machen wollte, sondern sie stammen noch mehr aus einer vorhandenen Idee, besser, sie kennzeichnen, wie Form und Masse des Stoffes sich mit der jemaligen Geistigkeit des Zeitalters auseinandersetzt. Man spürt das sofort, wenn man sich etwa in architektonischer Betrachtung — und jenes Schaffen drängte immer zur Baukunst — in die Rolle und Schwerkraft der Bauform des Kämpfers in gotischen Domen versenkt, der dem ganzen mittelalterlichen Raumgefühl, und das ist Lebensgefühl, so wesentlich Halt und gesammelten Ausdruck gab. Das ist die viel größere Kraft und Weite des Zeitstils, die uns gleich zum zweiten Punkt führt.

Über und hinter der auch im Kriege so oft und doch fruchtlos beklagten Enge und Unverträglichkeit des konfessionellen Zwiespaltes steht unsere mittelalterliche deutsche Einheitlichkeit. Hier ist nicht das religiöse, aber das künstlerische und geschichtliche Symbolum, das wir sehen müssen, auch wenn wir es nicht glauben wollen. Vom Sehen geht der Weg zum Erkennen in künstlerischen Dingen. In der Gegenwart ist eine lebhafte Neigung zur mittelalterlichen Welt erwacht; sie steht im Zusammenhang mit der modernsten Kunstrichtung. Schon häufig ist ein mit der modernsten Kunst- und Kulturbewegung zusammenhängender katholisierender Zug in der jüngsten Gegenwart festgestellt worden. Wir vertrauen auf die Kraft der alten christlichen, geschichtlich sichtbar gewordenen Formen. Durch Kampf mit ihnen, nicht durch Vorbeigehen wird diese Kraft wieder lebendig.

Doch es handelt sich um Italien, um die Frage, ob die Reisen in das alte Kunstland und die Lehrjahre daselbst dem deutschen Wesen wirklich den ihnen stets zugeschriebenen Nutzen bringen. In einem von starkem Willen zu eigendeutschem Leben erfüllten Beitrag ‚Deutschlands Zukunft‘ in der unter dem Titel ‚Morgenrot‘ von Dr. Karl Hoeber herausgegebenen Feldgabe von Mitgliedern des Verbandes der Katholischen Studentenvereine hat der Münsteraner Geschichtsprofessor Dr. Al. Meister auch den Wert der künstlerischen Studienreisen in Frage gestellt. ‚Auch da haben wir vielfach den Wert der italienischen Vorbilder überschätzt. So mancher junge Künstler verlor sein deutsches Kunstgefühl und ging auf im Nachempfinden des Fremden. Man denke an die Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts, wo man es für notwendig hielt, daß jeder einigermaßen talentvolle Künstler einige Jahre Aufenthalt in Rom oder Florenz nahm. Und das Ergebnis? Ihre Werke verrieten gewiß die klassische Schulung, waren aber innerlich hohl; man wurde nicht warm dabei. Was wir

aus Eigenem schaffen können, das zeigt unser Kunstgewerbe und unsere Architektur. Seien wir daher etwas zurückhaltender mit unseren Reisen nach Italien. Gerade dieses Land, das von der Fremdenindustrie lebt, sollte den Lohn für seinen schmachvollen Treubruch dadurch empfangen, daß der Deutsche in Zukunft jenseits der Alpen seltener würde.‘

Wir betrachten die bekanntesten deutschen Künstler des letzten Jahrhunderts, die den italienischen, meist klassizistisch gerichteten Einfluß am deutlichsten zeigen, so in der Gegenwart besonders unfruchtbar Klinger, in einer formal lehrreichen Stärke Hildebrand, dann, wenn wir die zentaurisch ungeordneten Werke Böcklins außer Betracht lassen wollen, weiter zurück Feuerbach, Marées, Cornelius, Overbeck und die Nazarener, um bei diesem deutsch-italienischen Nebengebiet der Romantik stehen zu bleiben und die frühere, dichterisch durch Goethe vertretene Klassik als ein eigenes Kapitel für das deutsche Wesen nur zu erwähnen. Es ist keine Frage, daß die engere Durcharbeitung des deutschen Charakters, die zur gleichen Zeit im Malerischen geleistet wurde, sich bei diesen Künstlern nicht vollzog. Und doch haben wir mit ihren Namen zum Teil die besten deutschen Künstler unserer näheren Vergangenheit genannt. Wir denken bei dem schädlichen Einfluß Italiens auf die deutsche Kunst, der zweifellos besteht und weniger starke Naturen wurzellos macht, allzusehr an das Italien der wissenschaftlich so gepflegten Renaissance, müssen dann folgerichtig aber auch gegen Burckhardt und die deutsch-klassizistische Kunstästhetik Stellung nehmen, also nicht in der Wissenschaft als einzig mögliches Ideal festhalten, was wir in der Kunst verurteilen. Wer die Bewegung in der Kunstwissenschaft der letzten Jahre verfolgt hat, weiß, daß auch hier eine andere Wertung einzusetzen begann. Bücher wie Heinrich Wölfflins ‚Kunstgeschichtliche Grundbegriffe‘, das ganz in dieser klassizistischen Ästhetik lebt und lehrt, bebauen ein von vielen schon verlassenes Feld.

In den genannten Künstlern nun sehen wir in verschiedener Weise einen fruchtlosen Kampf des deutschen Ausdruckswillens mit einer fremden, schon gegebenen und gewesenen Kunstform, wogegen wir heute gerne in Malern wie Menzel und Leibl das nähere deutsche Wesen und die gesellschaftliche Echtheit, dazu die restlosere Kunstarbeit preisen. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß diese letztere Kunstarbeit sich durchweg in engeren Grenzen hält, weltanschaulich kleingeistig, unverbindlich, wenn auch natürlich fruchtbarer, bleibt, und daß jener vielfach fruchtlose Kampf sich auf einem viel höheren Gebiet geistiger Kunstformen vollzog. Daß er keine reinen Lösungen brachte, liegt an dem jeweiligen mehr gedanklichen oder mehr formalistischen Zeitgeiste, dem die Künstler untertan waren. Denn jede Zeit suchte eben und wird auch künftig *sich* suchen in den Reisen und Kunstpilgerfahrten nach Italien. Schon die modernste Kunst, die auch wieder den geistigen Kampf über das Reinmalerische hinaus auf ein höheres Formgebiet zu tragen gewillt ist, vergleicht sich, wie in Deutschland mehr mit den mittelalterlichen Formen als mit denen der Renaissance, so auch in Italien mit den Werken, die Italien noch nicht in der Renaissance in Schönheit eng, stadtstaatlich und unfruchtbar werdend zeigen, sondern in denen es noch als der Sammelplatz vor allem der christlichen Formwelt in Altertum und Mittelalter erscheint. Als solcher Sammelplatz ist Italien unerschöpflich. Nicht dort zu schöpfen und den deutschen Charakter dort immer wieder im Widerstreit zu bilden, zu härten und zu klären, wäre unser eigener Schaden. Es ist das gleiche weltanschauliche Symbolum, was wir dort suchen, wie in unserer eigenen deutschen Vergangenheit, nur weiter, ursprünglicher, im buchstäblichen Sinne katholischer. Denken wir z. B. weniger

an das Italien der Renaissance, dieses Ideals, das in seiner formtrockensten Ausbildung der Romreisende zu seinem Staunen dort gar nicht findet, denken wir nur an das Gebiet der altchristlichen Archäologie, wo Deutsche, wie Wilpert, noch bis zuletzt so stoffreich vorgearbeitet haben. Zwar hat sich der Mittelpunkt der archäologischen Forschung nach dem Orient verschoben, aber für Künstler und Denker sind die altchristlichen Formen reich genug vorhanden geblieben. Und wie im Mittelalter der Deutsche in Italien seine christliche und geschichtliche Vollendung suchte, so wird es bleiben; denn in der Geschichte ist den Völkern ihre geistige Richtung gegeben.

Aus geschichtlichem Sinne wenden wir uns deshalb gegen die Mißkennung dieses Landes. Wir besuchen ja nicht das heutige liberale Italien, das mit seinem Viktor Emanueldenkmal den Mittelpunkt Roms, wie mit seinen sonstigen nationalistischen Denkzeichen andere schöne Orte verdirbt. Das ist übrigens wie überall in diesem vergangenen liberalnationalistischen Zeitalter. Wir besuchen das alte, ewig neue Italien, wir besuchen unsere eigene geschichtliche und christliche Vergangenheit. Konrad Weiß.

Unsere Kunstbeilagen

Wenige Jahre vor seinem plötzlichen Tode ist Anselm Feuerbachs ‚Bildnis seiner Mutter Henriette Feuerbach' entstanden (1877). Es war schon die Niederschrift seiner Erinnerungen vorausgegangen, die seine Mutter später, verarbeitet und erweitert, als das ‚Vermächtnis' herausgab. Auf dem Bilde liegt wie auf seinem ganzen Lebenswerk, und wie auch auf dem Leben der Mutter, das Dr. Max Schwarz in diesem Hefte mit ihren Selbstzeugnissen schildert, der Zug von Resignation, der dieses Bildnis aus dem bloßen Persönlichkeitscharakter heraushebt und ihm den Hauch einer Zeitempfindung gibt, die im schauenden Erleben eine leidende Größe fand. Zu diesem Gefühl drangen Feuerbachs Werke aus der Empfindlichkeit seines in der Zeit unwirksamen Ungenügens immer wieder durch. Leben und Geist seiner Mutter gibt dieser sich gedanklich entfremdenden Größe die weichere, menschlichere Tiefe.

Berichtigung: In dem Rundschauartikel im Juliheft ‚Vom musikalischen Futurismus' ist Seite 511, Spalte 1, Zeile 16 von unten zu lesen: ‚das jahrtausende alte Musiksystem der Inder . . .' (statt: Chinesen).

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Univ.-Prof. Dr. Max Ettlinger (im Heere) und Konrad Weiß, München.
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Dresden, Marienstraße 38/40.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Emma Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöppel in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.

Arnold Dahlke/Kreuzabnahme





Vierzehnter Jahrgang September 1917

Vom Kulturkampf in Deutschland und seinen jüngsten Darstellern

Von Alex. Schnütgen

Naturgemäß knüpft unsere bewegte Gegenwart mit Vorliebe an das Große und Heldenhafte im letzten Zuge deutscher Geschichte, zur Zeit des neuerwachsenden Reiches, an. Durch Stoffe von monumental-erhebendem Gehalt will sie geläutert und innerlich entlastet sein. Sie schaut nach glückverheißenden Erinnerungen aus. Der Lorbeer Bismarcks, des Reichsgründers, scheint verjüngt. Und doch wieder melden sich auch heute Etappen dieser letzten Vergangenheit laut zu Wort, aus denen es statt von überwältigenden außenpolitischen und Kriegserfolgen von grimmer innerer Fehde widerhallt, deren Gedächtnis so scheinbar das unsere Volksgemeinschaft Trennende statt des sie Verbindenden und Einigenden lebendig macht. Dem Reichsgründer kommt auch als Kirchen- und Kulturpolitiker allseitiges Interesse zu. Insbesondere lädt seine kirchenpolitische Aktion und deren Hauptphase, der Kulturkampf, zu starker Anteilnahme ein. Denn einmal hebt der Schwung des Krieges doch über parteiischen Meinungsstreit am ehesten hinaus, zeigt aller Menschen Ringen und Vollbringen im strahlenden Widerschein weltgeschichtlichen Geschehens, lehrt die Dinge, auch die uns fremdartigen und nahezu unbegreiflichen, aus ihren Ursachen verstehen, kurz, arbeitet der Historie und ihrem theoretischen Erkennen durch das reale Leben wirksam vor. Zum anderen eignen der Gegenwart selbst Kulturprobleme, und zwar von fesselndem Reiz und von

der folgenschwersten Art; insonderheit treibt auch manches kirchenpolitische Strandgut auf ihrer tückisch brandenden See umher; es will gesichtet und geborgen sein oder die Fluten schwemmen es rasch hinweg. Der kirchenpolitische Kurs der Zukunft begehrt nach Licht und Führung von der Vergangenheit.

Freilich, um einen Waffengang zwischen Staat und Kirche von dem Ingrimm und den mannigfachen Folgen des deutschen Kulturkampfs ohne alle und jede emotionale Ablenkung, ganz aus historischen Kategorien heraus, zu würdigen, reicht doch der zeitliche Abstand zwischen Begebenheit und Beschreibung längst nicht hin. Was heute geboten wird, kann ja auch aus rein stofflichen Gründen eine in allem abschließende und fertige Schilderung nicht sein. Noch sind die Archive unzugänglich; die Presse ward als Quelle längst nicht ausgenützt; erst nach und nach treten Briefe und sonstige Privataufzeichnungen ans Licht; noch sind so manche Fäden der Profanpolitik von damals, der Deutschlands und Gesamteuropas, unentwirrt. Immerhin mag auch dem heutigen Darsteller diese oder jene bisher noch ungenützte Wissenschaft zu Willen sein. Und schaltet man jede den Volksgenossen verkennende Regung schlechthin aus, so sieht ja eine von edlem Pathos durchglühte, zu persönlichem und grundsätzlichem Bekenntnis vorgeschrittene Darstellung als solche um so tiefer in die Dinge hinein, packt sie um so entschlosseneren Mutes an und setzt dem ihr Auf und Nieder begleitenden Leser nachhaltig wie nur eine zu, selber im Ringen der Ideen und Ideale Partei zu nehmen oder den einmal gewonnenen Standpunkt zu überdenken und zu festigen.

Daß der regierungsoffiziöse Ludwig Hahn (1881), der windthorstoffiziöse Franz Xaver Schulte (1882) mit ihren einander ergänzenden Materialsammlungen, daß in den Kampf persönlich und seelisch so arg verstrickte Männer und Publizisten wie H. Wiermann (1885) und Paul Majunke (1886) mit ihren zeitigsten Versuchen, den Kirchenstreit darstellerisch, übrigens jeweils zu Nutz und Frommen ganz bestimmter Leserkreise, zu bewältigen, auf überwiegend geschichtlich und wissenschaftlich orientierte Leistungen verzichten mußten, versteht man leicht. Außer diesen zeitgenössischen Werken liegt von früher her an selbständig erschienenen und dem Streit in seinem ganzen Umfang geltenden Arbeiten nur die einer allgemeinen Geschichte der Kirche in Deutschland im neunzehnten Jahrhundert eingefügte und dadurch in ihren Zielen festbestimmte Kulturkampfgeschichte Heinrich Brücks, des späteren Mainzer Bischofs, und zwar in der Ausgabe von Kißling (1907) vor.

Um so nachhaltiger lenkte das Jahr 1911, als hebe schon damals eine neue weltpolitische Ära langsam an, auf den Kulturkampf und die ihn einfassenden und begleitenden Strömungen zurück. Einmal bescherte es eine kaum irgendwo als erfreulich empfundene, dennoch als Zusammenstellung nicht immer wertlose, mit antiklerikalen Spitzen durchsetzte Studie von Arthur Böhtlingk ‚Bismarck und das päpstliche Rom' (Berlin).

Vor allem aber legten zwei des Stoffes in weitestem Umfang mächtige und längst auf Publikationen großen Stils gerüstete Autoren gleichzeitig ihre ersten Bände vor: Johannes B. Kißling nutzte seine schon am Brückschen Werke bewährte Sachkunde für eine vom Zentralkomitee für die Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands gewünschte, allgemein gehaltene ‚Geschichte des Kulturkampfes im Deutschen Reiche' (vollständig in drei Bänden, Freiburg i. B. 1911—16) aus; Georges Goyau setzte die Reihe seiner der deutschen kirchlichen Entwicklung seit Josephinismus und Aufklärung gewidmeten, inzwischen bis zum Vatikanum vorgeschrittenen Bände unter dem Titel ‚Bismarck et l'Église. Le Culturkampf' (T. 1—4. Paris 1911—13) weiter fort. Vornehmlich über Kißling und Goyau soll im folgenden hier berichtet werden.*

Vergleicht man beide Arbeiten vorerst nur rein äußerlich, so ergeben sich sofort Beobachtungen, die den Eigenwert einer jeden von ihnen zweifelsfrei erkennen lassen. Kißling schloß sein Werk, das bisher umfassendste deutscher Herkunft, erst kürzlich, mitten im Kriege, ab; von Goyaus imposanter, übrigens aus einer Aufsatzreihe der ‚Revue des deux mondes' hervorgegangenen Leistung erschien schon 1913 der letzte Teil. Auch widmet der deutsche Autor den ganzen Umfang seines ersten Bandes — eines von drei erschienenen — einer ‚Vorgeschichte', die bis auf die brandenburgischen Kurfürsten Joachim Friedrich und Johann Sigismund zurückgreift und bei Goyau mit Ausnahme ihrer Bismarck und die römische Frage um 1870 erörternden Schlußkapitel völlig fehlt. Anderseits läßt Kißlings Interesse mit dem allmählich abflauenden und der Verständigung zustrebenden Streit ersichtlich nach, indes Goyau sein Erzählertalent gerade für die Zeit seit etwa 1878 und ihr vielgestaltiges Panorama sich kreuzender Strömungen und einander ablösender Verhandlungen am lohnendsten und glänzendsten entfalten kann. Verwebt Goyau endlich alle Konflikte und Konfliktsanläufe der deutschen Mittelstaaten, soweit er ihrer achtet, mit den im Vordergrund stehenden preußischen zu einem gemeinsamen und großen Bild, so hält Kißling ganz selbständige und wiederum auch historisch erläuternde Abschnitte für sie bereit.

Randglossen über die inneren Unterschiede beider Werke gehen am besten mit der Gesamtanalyse ihres wissenschaftlichen und literarischen Gehaltes Hand in Hand.

Das deutsche Buch macht schon insofern die Einzelbetrachtung leichter, als sein Versuch, den Kulturkampf als Auswirkung einer die Jahrhunderte überdauernden, vielleicht dank dem individuellen Willen dieses oder jenes Herrschers oder Staatsmannes oder durch die geschichtliche Entwicklung zeit-

* Nachdrücklich weise ich außerdem auf die dem Kulturkampf geltenden ausführlichen Aufsätze in der ‚Catholic Encyklopedia' von M. Spahn und auf diejenigen der letzten Ausgabe des ‚Staatslexikons' von Julius Bachem und Karl Bachem (diese auch separat: Freiburg i. B. 1910) hin.

weilig wohl behinderten, im ganzen aber konsequent durchgeführten preußischen Kirchenpolitik zu deuten, von vornherein eine Aufgabe von unzweifelhafter Problematik war. Ihr gerecht zu werden, hat Kißling sich mannigfach bemüht. Wer lernen will, wie man eine weitverzweigte Literatur bewältigt, alles Geeignete seinen Zielen unterordnet, klug und gewissenhaft dem Ablauf der geschichtlichen Begebenheiten Rechnung trägt, sei gerade auf diese ‚Vorgeschichte‘ hingewiesen. Eine sorgsame Regiekunst gliedert und belebt die Szene und weist auch dem Nebensächlichen und Entlegenen die jeweils vorteilhafteste Rolle zu. Was alles den katholischen Untertanen Preußens an kirchlicher Freiheit und staatsbürgerlicher Gleichberechtigung in drei Jahrhunderten zu wünschen übrig blieb, tritt deutlich und markant hervor. Selbst Friedrich Wilhelms IV. vielgerühmte Ära, erst recht jedoch die friderizianische, erweist sich neuer kritischer Betrachtung wert. Das Ziel, ausgiebigeres Material zu bieten, ist voll erreicht. Bei einem mit Weltanschauungsfragen sehr eng verknüpften Thema heißt es aber mehr wie bei jedem anderen dahin wirken, daß der Pendel von Darstellung und Urteil ganz ebenmäßig beide Seiten trifft. Legt unsere ‚Vorgeschichte‘ auch diesen den Gegensätzen überlegenen Maßstab wirklich und allenthalben an? Ein paar konkrete, soweit ich sehe, für diesen Zweck noch ungenutzte Einzelheiten zur Illustration. „Die Kurfürsten Johann Sigismund und Georg Wilhelm steuern der Notlage der Katholiken Königsbergs. Johann Sigismund baut ihnen 1618 eine Kirche; Georg Wilhelm sorgt durch ein Dekret von 1638 für ungestörten Gottesdienst. Die Tatsachen führt Kißling an. Dann aber unterstreicht er den Umstand, daß beim Kirchbau auf kurfürstlichen Befehl sehr sparsam verfahren werden sollte, und spielt ihn gegen die Person des Bauherrn aus. In Wirklichkeit besagt doch diese Vorschrift für die damalige Kirchenpolitik so gut wie nichts, zumal, wenn man den gleichzeitigen und von Kißling ebenfalls berichteten Wiederaufbau eines Königsberg benachbarten weiteren Gotteshauses, der Wallfahrtskapelle Heiligelinde, ihr als ergänzendes Faktum konfrontiert. Und gar im zweiten Falle, wo schon die Gesamtfigur des Herrschers, sein Schalten und Walten in Königsberg und anderwärts, von einem Tadel gegen ihn persönlich dringend abrät, greift unser Bericht auf Vorurteile untergeordneter Stellen und Königsberger Protestanten, als seien sie das Entscheidende, zurück! — Wenn in dem Buche anderseits statt preußische Herrscher oder Funktionäre je einmal die katholische Seite ein nennenswerter Tadel trifft, ist gern der Geist der Zeit der wirklich Schuldige. So löst die Tatsache, daß vor 1757 dank österreichischer Tradition in überwiegend protestantischen Orten Schlesiens jedweder Einwohner an den katholischen Pfarrer Abgaben zu entrichten hatte — nur voll im Lichte damaliger Grundsätze verständlich —, ein relativ sehr mildes Urteil aus. Und gelten ‚Polizeispitzel‘, wie sie einst Friedrich der Große im Klerus gegen Kleriker unterhielt, als höchst verächtlich, wird gleich das ‚Spionagesystem‘ der rheinländischen

Zivilbehörden zur Zeit des Kölner Kirchenstreites scharf gegeißelt — davon, daß in der kirchlichen Restaurationsepoche des 19. Jahrhunderts am Rhein auch eine Art Geheimpolizei der römischen Kurie und ihrer amtlichen Vertreter von Geistlichen gegen Geistliche bestand, erfährt man nichts. Genug indes der Einzelheiten. Läßt ihre Schätzung schon an sich zu wünschen übrig, so ruft dann die Verarbeitung zum Ganzen, zur Einheit einer ‚Vorgeschichte' erneut Bedenken wach. Die von Historikern zumeist vertretene Ansicht, daß Brandenburg-Preußen seine — übrigens in den einzelnen Landesteilen sehr unterschiedliche — Kirchenpolitik schon frühzeitig statt an konfessionspolitischen an machtpolitischen Interessen orientiert: und mit seiner relativ toleranten Praxis im Staatensysteme Mittel- und Westeuropas geradezu eine erste Stelle einnahm, greift eben über Einzelfakten und Einzelkorrekturen weit hinaus. Es ist kein Glück für unseren Band, daß ihm die Folie der jeweils wechselnden Kulturlage und ihrer Ausstrahlung ins Kirchenpolitische fehlt. Die Basis der Erörterung bleibt so etwas schmal, wahrhaft geschichtliches Verständnis ungeweckt. Nur eine eindringliche Analyse des ganzen Zeitmilieus hellt doch den Einzelvorgang und sein Recht nach allen Seiten wirksam auf. Erst die entsprechende Kirchenpolitik der Groß- und Nachbarmächte hebt einen Mittelstaat wie Brandenburg-Preußen in wirklich große Zusammenhänge europäischer Geschichte und in ihr volles Licht empor. Formal juristische Begriffe tun hingegen bei einer auf innere Klärung angelegten Nachzeichnung vergangenen Lebens wenig Dienst. Für einen Vorgang wie die Säkularisation reicht ein nur doktrinärer Maßstab nicht ganz aus. Wuchtige Anklagen auf ‚Kirchenraub', auf ‚schmachvolle' und ‚himmelschreiende' Begebenheiten, die ja übrigens der preußischen Geschichte nicht etwa eigentümlich sind, beiseite schiebend, würde ich gerade in einem für weite Kreise bestimmten Buche davon berichten wollen, wie es ein mannigfach bedingter historischer Prozeß gewesen ist, der damals sein Ende fand, und zwar ein Ende, das immerhin die Kirche wesentlich entlastete, sie für ihre religiöse Aufgabe völlig freigab, und weiter, warum er, abgesehen von den Akzidentien der letzten Stunde, so und nicht anders zu Ende gegangen ist.

Die Schlußkapitel unserer ‚Vorgeschichte' leiten zugleich die Darstellung des eigentlichen Kampfes ein. Man gewinnt jetzt breiteren Boden, weil dem deutschen Fachgenossen der Franzose Goyau zur Seite tritt. Der Fluß der Handlung verläuft indes in beiden Werken nur ganz im großen und nur rein äußerlich parallel. Eilt Kißlings Schifflein mit zwar anfangs mäßiger, dann aber steigender und steigender Geschwindigkeit dahin, so fegt der Sturm dafür lauter und heftiger über es hinweg, spritzen die Wogen ihre Gischt höher an seinem Bug empor. Heiß, fast versengend steigt's vom Odem eifervollen Streitens um Rechte und Ansprüche der Kirche aus manchen Blättern dieses Buches auf. Doch auch Goyau huldigt den deutschen Katholiken ihrer idealistischen Ge-

sinnung und ihrer einheitlichen Stoßkraft halber mit manchem schönen und beredten Wort. Ja, bei Vorgängen, für deren Verständnis die nationalen Schranken mehr oder weniger aufgehoben scheinen, mag der so viel weitere Abstand des Ausländers vom Schauplatz der Ereignisse und deren schwächere Rückwirkung auf sein Gefühlsleben seiner Darbietung zugute gekommen sein. Auch legte die Vergleichung der in erster Linie kirchenpolitischen deutschen Kämpfe mit dem heimischen Ringen, das in allen Stadien geradezu die Fundamente der christlichen Religion betraf — H. Platz hat jüngst in Pfeilschifters Abwehrbuch den Unterschied sehr bestimmt herausgestellt —, seinem Eifer feste Zügel an. Und gar die der gallischen Feder eigene glatte Art, ihr historischer Plauderton, wie man fast sagen darf, verkittet Fugen und Nähte, wo solche allenfalls in den vier Bänden offen geblieben sind, und läßt lange Strecken hindurch vergessen, daß es wie bei Kißling und all' den früheren Darstellern und Sammlern eine ganz bestimmte, in sich geschlossene, freilich durchweg nicht aufdringlich vorgetragene politische und Weltauffassung ist, die auch diese Arbeit trägt und für sie wirbt. Dafür wirkt die Stoffülle fast überwältigend und wird manchen Quellen, namentlich den ungezählten aus der Memoirenliteratur, gelegentlich gar publizistischen Leistungen dritten Ranges, vielleicht allzu unbefangen und stark vertraut. Der deutsche Autor hingegen rückt bei ebenfalls vielseitiger Materialkenntnis — nur die ein wenig entlegeneren italienischen und französischen Werke fallen weg — und unbeschadet aller Einzelzüge die deutschen Parlamentsverhandlungen als Rückgrat allen Streitens entschieden und folgerichtig in den Vordergrund, wie ihm denn überhaupt das Prinzipielle und das Rechtliche besonders liegt. Immerhin findet er noch zu Ausblicken auf die Vorläufer und Begleiterscheinungen des Kirchenkampfs in Wissenschaft und Publizistik Raum — und prägt dabei das Wort vom Römerzug der deutschen Intelligenz —, womit ich nicht sagen will, daß der Gefahr eines mehr äußerlichen Überblicks etwa beim Abschnitt über die Presse stets und erfolgreich begegnet worden ist. Erheblicheres Interesse als diesem oder jenem aus der Hitze des Gefechts erflossenen Tagesurteil kommt ja auch sicher den ruhiger überlegten und feiner ziselierten Dikta von geistig führenden Persönlichkeiten zu, wie Kißling sie gleichfalls in sein Bild verwob. Goyau, dem eine stark politische Ader eignet, sieht sein Thema nicht nur ständig im Für und Wider allgemeiner Reichsinteressen der siebziger und achtziger Jahre, sondern auch in festem Konnex mit Bismarcks damals wiederholt auftauchenden und äußerst lebhaften europäischen Sorgen an. Gerade diese mit sehr viel Liebe gearbeiteten Partien seines Werkes laden zu überraschend weitem Ausblick ein. Des Kanzlers 1874 und 1875 in rascher Folge unternommene Versuche, den Kirchenstreit auf Frankreich, Belgien, Italien, Österreich auszudehnen, empfangen vielfaches und grelles Licht. Daß Goyau gerade hier die Dinge doch auch erheblich subjektiv, weil stets im Spiegel seiner national-französischen Ideale schaut, ist demjenigen, der ihn mit Alfred

Baudrillart zur Stunde in ein und der nämlichen Schlachtfront gegen uns Deutsche und deutsche Katholiken weiß — ein Umstand, der hier absichtlich nicht weiter unterstrichen werden soll —, nichts wesentlich Neues und überrascht ihn nicht. Sein nationaler Enthusiasmus vertieft die innerdeutschen Gegensätze und überstürzt sich beim polnischen oder gar elsässischen Problem. Übrigens wird Goyau auch dem sittlichen Ernst der deutschen Widersacher des Vatikanums kaum voll gerecht.

Die Selbständigkeit der beiden einander äußerlich so ähnlichen Kulturkampfbücher bestätigt sich indes am durchgreifendsten und tiefsten darin, daß Kißling, wie wir wissen, — ohne freilich aktuell-politische und kulturelle Ursachen wesentlich außer acht zu lassen — den Kampf zuvorderst aus Preußens traditioneller Politik und damit aus einem überpersönlichen, geschichtlich weit zurückreichenden Gegensatz begründen will, während bei Goyau alles um den einen Bismarck, seine Individualität und sein politisches Wollen gruppiert erscheint, die Darstellung so mit des Kanzlers persönlicher Entwicklung anhebt, namentlich auch sein Profil als Protestant und norddeutscher Konservativer scharf herausarbeitet, und wiederum in eine Würdigung seiner staatsmännischen Qualitäten ausklingt. Daß Goyaus Verfahren zu einer bedenklichen Hintansetzung kultur-, rechts- und parteigeschichtlicher Faktoren führt, somit ein Verschieben von großen und von Einzellinien seines Bildes zwar mittelbar, aber unabweislich im Gefolge haben muß, liegt nahe. Karl Rothenbüchers Wort in seiner sehr eingehenden, fachwissenschaftlichen und unter ihresgleichen am tiefsten bohrenden Besprechung Kißlings (Zeitschrift der Savignystiftung für Rechtsgeschichte XXXIII, Kanonistische Abteilung, 1912) trifft das Richtige, der Kulturkampf sei eine Erscheinungsform jener großen Veränderung, die in dem Verhältnis zwischen Staat und Religion, Staat und Kirche seit der Umbildung des alten Polizeistaats zum neuzeitlichen Rechts- und Verfassungsstaat in allen europäischen Ländern mit katholischer Bevölkerung vor sich ging. Auch Kißling legt Entstehen und Wesen des riesigen Konfliktes zusammenfassend und auch nur nähere Ursachen ganz im Zusammenhang erschöpfend nirgends dar.

So lohnen sich hier ein paar Streiflichter auf sonstige Urteile der jüngsten Zeit. In einem stimmt der Chor der Meinungen rückhaltlos überein: Zum Kulturkampf in solchen Formen, wie sie tatsächlich Platz gegriffen haben, wäre es ohne einen Bismarck nie gekommen, diesen aber haben politische, nicht etwa seinem Genius ganz fernliegende kirchliche Beweggründe auf den von ihm beschrittenen Weg gedrängt. Auch bei der zweiten Frage, wie denn der Streit konkret entstanden ist, schleifen die Gegensätze heute wenigstens einige ihrer schärfsten Spitzen ab. Hier schätzt man diese, dort wieder andere Ausgangspunkte als ausschlaggebend und entscheidend ein. Manch einer mißt der Konzentration auf innerkirchlichem Gebiete, wie sie, Jahrzehnte vorbereitet, im Konzilsjahr gipfelt, und dem seit 1848 einsetzenden Zusammenschluß der Mehrzahl der deutschen Katholiken zwecks einheitlicher Aktion auch auf dem kirchenpolitischen Feld weittragende

Bedeutung bei. Das stoffreiche, viel getadelte Hohenzollernbuch von Otto Hintze („Die Hohenzollern und ihr Werk". Berlin 1915. Die gesättigte antiklerikale Stimmung der Erstausgabe ist übrigens in späteren Auflagen abgeschwächt.) sieht auch die unter Pius IX. schrittweise und zielbewußt erfolgte Sicherung des kirchlichen Gedanken- und Glaubensschatzes und die durch dies Vorgehen angeregte antikirchliche Gegenströmung als sichere und als wichtige Kampferreger an. Hinwiederum wendet Kißling mit Vorliebe sein Augenmerk dem deutschen Liberalismus zu, dessen leidenschaftvolles Ungestüm er durch ein reiches literarisches Material erweist. Beides ergänzt einander; war gewiß die innerkirchliche Lage um 1870 in mancher Hinsicht recht verworren, so blieben ihre Reflexe ins Kulturpolitische von da an dauernd stark. Doch trugen auch diese und ähnliche Umstände nur zu den Ereignissen der Folge bei, lösten sie indes allein nicht aus. Profanpolitische, mit dem Reichsgedanken und seiner inneren und äußeren Sicherung eng verknüpfte Dinge trieben schließlich — auch nach der Meinung unserer Darsteller — die lang verdeckte Flamme hoch empor. Es gilt dabei die eine Frage alles, ob der als Zentrum erstmals voll geeinte politische Katholizismus Deutschlands seinerseits die Mehrheitsparteien und den Kanzler zum Waffengang genötigt oder ob nicht vielmehr Bismarck den katholischen Volksteil ungefordert, aus Gründen politischer Taktik heraus, gereizt und in den zunächst als rein politische Aktion gedachten, alsbald aber auf religiöses Gebiet übergreifenden Kampf gezwungen hat. Hier hat man einen Prüfstein, an dem die Einigkeit im Urteil wohl noch für absehbare Zeit zerbricht. Immerhin begnügt sich mancher Historiker mit einem vorerst am kleinen deutenden und vornehmlich durch dessen Gruppierung und Sichtung wirkenden Bericht und weicht dadurch der letzten Entscheidung beim Abwägen der Tatsachen und beim Erwägen ihrer Folgerungen aus. Und taucht einmal ein Autor vom Namen und der Eigenart Kißlings, den Blick stets schärfer auf die innerkirchliche als auf die kirchen- und parteipolitische Aktion gerichtet, namentlich auch die große Außenpolitik mehr nur streifend statt als Faktor ersten Ranges würdigend, den Kanzler und die Bismarcksche Gefolgschaft in reichlich trübe, düstere Farben ein, so darf man urteilen, wird er sich aller Angriffsflächen, die eine partikularistisch angehauchte, von manchem national fragwürdigem Element umschwärmte katholisch-politische Bewegung ihrem obendrein durch den Erfolg verwöhnten Gegner bot, wohl noch nicht eindringlich genug bewußt. Bei gleicher Grundstimmung faßt Goyau die Dinge mit vorsichtig betastenden Sinnen an. Eigenes Programm ist ihm die auch von Kißling sicher grundgelegte, hier aber sehr viel deutlicher verfolgte Absicht: Statt eine einheitliche Bismarcksche Kirchenpolitik zu konstruieren, vielmehr vom Vorgehen des Kanzlers und allen seinen Phasen so zu berichten, wie es Geschichte ist. So kommt es, daß gerade in Goyaus für die Entstehung des Kulturkampfs maßgeblichen Kapiteln die großen Linien der Entwicklung vor allem episodenhaften

Beiwerk recht verschwinden. Durchweg festere und deutlicher markierte Striche weisen zwei vielberufene Bismarck-Biographien des Bismarck-Jubeljahres 1915 trotz der relativen Kürze ihrer dem Kulturkampf geltenden Partien auf. Erich Marcks (Bismarck. Stuttgart und Berlin. Man sehe in diesem knappen Lebensbild nicht die in Arbeit befindliche große Bismarck-Biographie von Marcks, von der nur der erste, vorbereitende Band erschienen ist.) stellt seine Gesichtspunkte in fein pointierter, besonders übersichtlicher Form zusammen, macht uns indes mit dem historischen Nacheinander nicht bekannt. Er läßt im Grunde unentschieden, was eigentlich den nächsten Anlaß zum Konflikte gab, und weiß sehr wohl, daß neben den allgemein beachteten innerdeutschen und europäischen Zusammenhängen ‚der Kampf um die Macht, der eigentlich Bismarckische Zug, in ihm diesen Kampf wie jeden seines Lebens trug und leitete'. Mit Marcks verglichen, sind die Hinweise Martin Spahns (Bismarck. 2. Aufl., M.-Gladbach.) prägnant gefaßt und weisen ein ausgesprochen genetisches Gepräge auf. Zudem halten gerade sie enge Fühlung mit Goyaus Bericht. Gesteht man ihnen daher, wie billig, ausführlichere Beachtung zu, so ergibt sich, daß Bismarck schon während des Kriegswinters im Innern wie in der Auslandspolitik auf Widerstände gerade bei katholischen Gruppen und in betont katholischen Politikerkreisen stieß. In der Folge schien ihm der Entschluß der neuen Zentrumsfraktion des Reichstags, auf Sicherungen für die Kirche in der Reichsverfassung auszugehen, vom föderalistischen Standpunkt aus bedenklich. Auch würden die radikalen Einflüsse so nur verstärkt werden. Mehr und mehr trieb er zum Zentrum in einen wirklichen Gegensatz hinein. Spahn betont, daß ihm zunächst ‚noch ausschließlich Gesichtspunkte parlamentarischer Taktik den Ausschlag' gaben. Er wollte Liberale und Konservative, indem er sie gegen die neue Partei zusammenführte, sich selber als verlässige Mehrheit sichern. Verpflichtete er die einen durch den Kanzelparagraphen, so bedeuteten die Aufhebung der katholischen Abteilung im Kultusministerium, die der erforderlichen Energie den polnischen Bestrebungen gegenüber angeblich ermangelte, sowie das Schulaufsichtsgesetz, das ebenfalls den östlichen Provinzen galt, Beweise freundlichen Entgegenkommens für die andern. Indes, die Konservativen taten in der Schulfrage nicht mit; noch enger knüpft dann Bismarck mit dem Liberalismus an; sein Argwohn auf die Windthorst-Partei mit ihren mittelstaatlich-partikularistischen Tendenzen und ihrer radikalen Gefolgschaft wächst und wächst; der ihm jetzt dank dem eigenen Bruch mit seinen konservativen Freunden um so gefährlicheren Gruppe sagt er endgültige und rückhaltlose Fehde an. In etwa färbte gar die kirchenpolitische Weltanschauung der Liberalen auf ihn ab. Nachhaltig drückte ihn die Sorge, die starke Oppositionspartei im Innern werde im Einvernehmen mit einer ‚katholischen Weltpartei', wie Marcks sie wertet, die Einheit schwächen, das Reich in einen schweren Kampf um seine Weltgeltung verwickeln.

So hebt denn das Kampfeswogen selber in seinem Widereinander gewaltigster Kräfte und den mehr und mehr in tosende Leidenschaftlichkeit

umschlagenden Debatten inner- und außerhalb der Parlamente an. Namentlich eine — oben kaum erst gestreifte — Hauptfrage drängt sich der nunmehr mit Kißling und daneben mit Goyau alle Konfliktsmaßnahmen kritisch wägenden, ihre Tragweite abwägenden Betrachtung auf. Was gab dem Widerstreit der beiden zum Kampfe rüstenden Gruppen, ihrem Ringen um die politischen Vorwerke des kirchlichen Schutzwalls in Preußen die Wendung auf unzweifelhaft innerkirchliches Gebiet? Oder griffen Mehrheitsparteien und Regierung von jeher in das innere Heiligtum der Kirche selber ein und ging es gleich im Anfangsstadium des Konflikts um mehr als eine bloße Außenstellung, die sich dem Dogma und religiösen Leben längst nicht nähert?

Schon der gleich zu Beginn des Streites in Braunsberg auf katholische Schüler ausgeübte Druck, am Unterricht eines altkatholischen Religionslehrers teilzunehmen, war mehr als nur ein Zwischenfall von rein politischer und von lokaler Eigenart und rührte kirchliche Interessen im engeren Sinne dieses Wortes an. Gar nahe dem Höhepunkt des ganzen Kampfes ward dann die Heilsmission der Kirche notorisch schwer behindert; zeitweise gingen kirchenpolitische und innerkirchliche Motive fast völlig ineinander ein; Fanfaren einer antikatholischen Kampfesstimmung ertönten damals von Bismarck selbst im Parlament. Rascher und unbefangener wird man bei rechter Schätzung solcher Hauptetappen so manchen Zwischenakt, ich nenne den Kanzlerparagraphen, die Gesetze über den Kirchenaustritt oder über die kirchliche Vermögensverwaltung, auf Tragweite und Inhalt prüfen können. Natürlich diente auch die Gesamthandlung als solche sehr wohlerwogenen, einheitlichen Zielen und gewann der Zusammenstoß des beiderseitigen Heerbanns erst dank den vielen Einzelformationen seine unerhörte Wucht. Jedenfalls wünschte ich, einerseits um unhaltbare Illusionen fernzuhalten, anderseits, um auch dem Gegner zu geben, was des Gegners ist, und damit zur Verständigung beizutragen, nur ja recht deutlich zwischen offenbaren Eingriffen ins innerkirchliche Leben und mehr politischen Mitteln unterschieden. Zumal in Büchern, die einen weiteren Leserkreis belehren wollen und es deshalb an scharfgeschliffenen Spitzen sonst nicht fehlen lassen.

Wie wir wissen, bietet Kißling vor allem Parlamentsdebatten. Er bietet sie sorgsam und für die Siedezeit des Kampfes in nie versagender Ausführlichkeit. Was aber Hermann Oncken von Pastors Reichensperger-Biographie einmal sagt, daß dies Buch nur selten über die öffentlichen Parlamentsverhandlungen hinweg den inneren Parteibetrieb erkennen lasse, das gilt auch hier. Das Zentrum — die Fraktion des Preußischen Abgeordnetenhauses beherrscht naturgemäß das Feld — tritt für die siebziger Jahre stets als geschlossene Einheit, kaum je einmal als vielköpfige, den verschiedenartigsten persönlichen und politischen Temperamenten und innerhalb des gemeinsamen Rahmens auch persönlich abschattierten Auffassungen von politischer Taktik und kirchenpolitischen Zielen Rechnung tragende Körperschaft hervor. Und doch reicht unser Proviant an klärenden Einzelheiten auch

für die so erwünschte Individualisierung auf ein erkleckliches Stück Weges aus. Schon Parlamentsdrucksachen und Protokolle spiegeln das individuell Gefärbte, das Relative und Fließende im fraktionellen Standpunkt, den Einfluß taktischer sowie verfassungsrechtlicher Erwägungen auf ihn, die Korrektur des Einzelmitgliedes durch Leitung und Kollegen doch hier und da recht deutlich ab. Daß Bismarck 1866 im Drang des Augenblicks geäußert hatte, es würde ihm ‚so schwer . . . nicht werden, einen Teil des linken Rheinufers an Frankreich abzutreten‘ (Erklärung an General Govone), warf ihm jetzt Mallinckrodt in pointierten Worten vor. Windthorst hielt sich indes — der ganzen scharfen Auseinandersetzung fern. Als weiter Schorlemer im Lauf der Maigesetz-Debatte ein altes Diktum Bismarcks, daß Preußen manche katilinarische Existenz besitze, ganz unverblümt auf die Person des ersten Reichsbeamten zuspitzte, schleifte der Führer der Fraktion die Wendung baldigst und für die Öffentlichkeit vernehmlich wieder ab. Anderseits war es, als 1875 ein Zentrumssprecher, Dauzenberg, von den neuen Vermögensgesetzen zugestand, sie gingen das innere Leben der Kirche direkt nichts an, kein anderer als eben Windthorst, der dieser Auffassung entgegentrat, ohne daß Kißling hier etwa den Gegensatz hervorhebt. Und noch eine letzte Beobachtung von symptomatischem Belang. Während das Zentrum im Jahre 1871 Preußens vorerst zu Recht bestehende Kirchenfreiheit ins Reich und seine Verfassung übernommen wünschte, hatte Windthorst im Norddeutschen Reichstag 1869 ein Eingreifen des Bundes zugunsten der Mecklenburger Juden und ihrer vollen bürgerlichen Gleichberechtigung gerade in Rücksicht auf die Autonomie der Einzelstaaten abgelehnt.

Tritt also bei Kißling das taktische Moment für alle politischen Entschlüsse stark zurück, so sieht man überhaupt den Faden der Erzählung, zum Beispiel in seinem Jesuiten- oder im Schulaufsichtsabschnitt, nicht immer fest und straff gespannt, das Ganze nicht stets auf einheitliche Grundgedanken abgestimmt, wiewohl die Absicht, Wesentliches herauszuheben, auch bei Gelegenheit wieder, so für die Maigesetze, recht deutlich unterstrichen ist.

Und wird gar der kulturkämpferischen Weltanschauung als solcher voll ihr Recht? Das positive Element in ihr, ihr Ringen um eigene geistig-staatliche Ziele, wie es schon aus den saftigen Redeblumen des liberalen Agitators, den spitzen Pfeilen seiner Presse — hier häufig ins Derbe und Unduldsame umgebogen —, sehr sichtbarlich vor allem aus jeder tonangebenden und geistig anspruchsvolleren antiklerikalen Kundgebung der Ära in irgendeiner Form herausscheint und wie es die Geschehnisse und ihren Ablauf treibt und lenkt, tritt hinter das negative, jene von starken Leidenschaften getragene Gegnerschaft wider die Kirche und allen kirchlichen Einfluß in Kultur und Staat, entschieden und kaum ganz glücklich und einwandfrei zurück.

Auch für die inneren Vorbedingungen des kirchlichen Standpunktes, die Haupt- und Unterströmungen beim Klerus und

allen ihm enger oder indirekt verbundenen Gruppen wünschte ich dem Buche des Ausgleichs unnötiger Gegensätze halber den Blick recht frei. Ein reicher, lebenswahrer Hintergrund hebt ja die einmütige Haltung des katholischen Volksteils, sobald es ums Höchste ging, sein unentwegtes Ausharren und seinen unbedingten kirchlichen Gehorsam am imponierendsten und leuchtendsten hervor. Kriegszeiten selber ist die äußere Front die einzige; die retrospektive Schilderung des Historikers zielt gerade auf Zustände und Gegensätze im eigenen Lande während des Kampfes besonders eindringlich und wirksam ab. Gewiß gleitet Goyau über manche Schwierigkeit leicht hinweg und entzieht sich dadurch, wenigstens was den Kern des Streites angeht, in höherem Grade der Kritik; immerhin entsinne ich mich eines Zugeständnisses vom Wert desjenigen, es habe in Preußen während des Kulturkampfes ein Bischofstyp wie Geissel arg gefehlt, aus unserem deutschen Werke nicht. Und wenn Kißling daran erinnert, daß während des 19. Jahrhunderts wieder ‚ein kräftiges Band katholischer Einheit zwischen dem Heiligen Stuhle und der deutschen Kirche geknüpft war' und diesen Umstand ‚eine Tatsache' nennt, ‚mit der sich das nichtkatholische Deutschland nicht abfinden wollte', so gibt er für die von ihm berührte, mit nationalen, kulturellen und kirchenpolitischen Tendenzen eng verschlungene Entwicklung eine einzig kirchlich-religiöse und nur als solche voll berechtigte Formel an. Ähnlich sind bei Erörterung der Jesuitenfrage Belege für die beiderseitige Auffassung von Freund und Feind genug verzeichnet; die Gegnerschaft weitester Kreise gerade wider diesen Orden tritt nicht in ihren wahren Triebkräften und längst nicht mit überzeugender Gewalt hervor. Liegt ja der Widerstreit des katholisch-asketischen Ideals zur herrschenden Kulturauffassung am scharfen Prüfstein der Gesellschaft Jesu sowie des Ordenswesens überhaupt besonders bloß. Pius' IX. über die Gesamtgesetze im Februar 1875 summarisch ausgesprochenes Verdikt bleibt auch bei Goyau ohne deutlichen, den Autor festlegenden Kommentar. Doch schwächte kein geringerer als Peter Reichensperger, wie wir hier hören, dies Papstwort in öffentlicher Landtagsrede ab. A. v. Ruville sieht wohl in einem zwar knapp gehaltenen, indes mit mancher guten Bemerkung durchsetzten Büchlein über den Kulturkampf (‚Der Kulturkampf'. Essen 1911) richtig, wenn er angesichts solcher ‚recht scharfer Kundgebungen des Papstes' — eine zweite, das Wort vom ‚neuen Attila' (1877), ist nämlich einbezogen — zu ‚bedenken' gibt, ‚daß die Kurie damals nach einer langen Zeit der Gedrücktheit, nach einer schweren Niederlage im weltlichen Sinne ihre innere Kraft, ihre moralische Überlegenheit über die anstürmenden Gegner klar zu bekunden verpflichtet war'. Als Ausfluß der bei Kißling in Beurteilung kirchlicher Persönlichkeiten und Ereignisse obwaltenden Zurückhaltung mag es auch zu verstehen sein, wenn etwa der Papstwechsel von 1878 in seinem Einfluß auf die deutsche kirchliche Lage ohne tiefgreifende Bewertung bleibt, wenngleich er unverkennbar und übermächtig durch sich selber, mittels der ihn in kurzem Abstand begleitenden Kursänderungen und Milderungen wirkt. Überhaupt löst sich

das Spiel der kurialen Stimmungen und Strömungen, namentlich zu Beginn des neuen Pontifikats, im Gegensatz zu Bismarcks Schätzung, die hier offenbar das rechte Maß nicht fand, bei Kißling in allzu wenige und gerade Züge auf. Gerade für diese Dinge liest man bei Goyau Ergänzungen von wirklichem Belang, wie denn den Franzosen die Lust zum wirklichen Fabulieren, darf ich es so nennen, je weiter seine Erzählung fortschreitet, nur um so unwiderstehlicher und stärker packt. Wir hören, daß Leo bereits gegen Anfang seiner Regierung, im September 1878, bei Bismarck vermittels des belgischen Diplomaten Nothomb, und zwar in Hoffnung auf ernstlichen Erfolg, sondieren ließ, und daß er schon damals durchaus wußte, wie, was er von Bismarck, so mehr noch, was er von Preußens Katholiken wollte. Sache Bismarcks sei es, die Kampfgesetze abzuändern oder praktisch auszuschalten, und zwar möglichst bald, das heißt abzuändern oder auszuschalten, soweit das Wesen der Kirche dies erfordere, und gegen die Gewähr entgegenkommender Haltung von seiten der Kurie und Katholiken, was alle in Geltung bleibenden Bestimmungen betrifft. Welche Rolle weist Leo aber den mitten im Kampfe stehenden Katholiken zu? Ganz vorbehaltlos, so wünscht er, mögen sie sich ihm und seinem Kurse in Gegenwart und Zukunft fügen. Sollte ihre jetzige Taktik dem auch zuwider sein — er wird dann eben einer gesunderen Einschätzung ihrer Interessen den Weg bereiten. Eine Anzahl intransigenter Köpfe, von Leuten, wie man ihnen stets und überall begegnet, mag sich gar dauernd ihm entziehen, aber die große Mehrzahl der preußischen Katholiken hat er fest in seiner Hand. Auch die im preußischen Episkopate selbst zum Austrag kommenden Gegensätze — z. B. 1875 über die Benutzung gleichzeitig für den altkatholischen Kult geöffneter Kirchen zu gottesdienstlichen Handlungen — treten bei Kißling hinter die in Fragen ersten Ranges erfolgreich und durchweg bewährte Geschlossenheit zurück. Der geistlichen und parlamentarischen Führung wird ihr volles Recht; ja, in ihr liegt der Maßstab für so manche, sei es eigenwillige, sei es selbständige Einzelpersönlichkeit, von vornherein bereit. Wer ohne oder wider jenen Generalstab handelt, zum Beispiel Fürstbischof Förster, wenn er sich über die Anstellung von Geistlichen mit dem Oberpräsidenten Schlesiens verständigt und so den Maigesetzen ihren schärfsten Stachel nimmt, der stört damit die einheitliche Front. Erst recht treten kirchenpolitische Außenseiter wie Reinhold Baumstark, wie Dompropst Holzer, wie Franz Xaver Kraus außer bei Kißling auch bei dem gerade hier der älteren Literatur verpflichteten Goyau in dunkel abgetönten Farben auf, wobei an dieser Stelle natürlich nicht irgendwelchen kirchenpolitischen Velleitäten das Wort geredet, vielmehr nur immer von neuem wieder auf die Wichtigkeit eines möglichst frei und weit gewählten Standpunkts verwiesen werden soll. Von der zähen und aufrechten Haltung, in der ein Erzbischof Melchers gerade vor dem Abbau der Kampfesbarrikaden noch verharrt, bekennt Goyau, sie habe ihn, den Verbannten, einem intransigenten Verhalten nahegebracht. Auch Melchers deutscher Landsmann ist sich über die Nachteile, die diese Haltung

nun einmal einschloß, vollends klar. Wenigstens spricht er sich über das Zögern und Bremsen des Episkopats beim ersten Milderungsgesetz, demjenigen von 1880, und über sein damals eben unter Melcherscher Ägide nach Rom gerichtetes Mahnen zur Vorsicht Bismarck gegenüber ausführlich aus und knüpft daran den Hinweis, daß Preußen mit dem Kölner Oberhirten von dieser Stunde an und nicht schon vorher fertig gewesen sei. Goyau macht den eingehenden Interpreten Bischof Kopps und deutet dessen Mittlerrolle im letzten Stadium des Gesamtkonflikts. Es steht ihm ohne viele Worte fest, daß auch der Diplomat im geistlichen Kleide und im Dienst der Kirche beim Staate um Vertrauen werben muß und daß nur eine das Staatsinteresse ehrlich achtende, auch in der Form ganz einwandfreie Haltung versöhnend und zum Ausgleich wirkt. Kopps von Erfolg begleitetes erstes Auftreten im Herrenhause 1886 gibt dieser Prälatenfigur von vorneherein ein starkes, sich nie verflüchtigendes Relief. Kopp — so etwa zeichnet ihn Goyaus Feder — geht eben vom Staat und seinen Erfordernissen aus, wie sie ja jedem Pair und Bürger Preußens so deutlich und geläufig sind, und weiß dann darzutun, daß eine Genugtuung für die Kirche zugleich ein staatliches Bedürfnis ist. Von Kanonistenweisheit über die legitimen Vorrechte der Kirche keine Spur; was Kopp als Kirchenfürst, was er als Bischof zu sagen hat, sagt er im echten Tonfall eines Pairs, sagt er auf staatsmännische Art. Auch Kißling huldigt, und zwar in verwandtem Zusammenhang, Kopps ‚ebenso aufopferungsvoller wie umsichtiger Friedenstätigkeit'.

Geht er sonst über diese späteren Kampfetappen nun noch behenderen Schrittes weg, so arbeitet ja Goyau ihr wechselvolles Spiel stets vielfältiger und stets sehr anschaulich heraus. Schon so bezeichnende, die Lage charakterisierende Episoden — um nochmals auf die Anfänge Leos XIII. hier zurückzugreifen — wie jene 1879 von Bismarck in Gastein mit dem französischen Priester Vallet, und zwar vor dem bekannten Austausch mit Jacobini, gepflogenen Gespräche, wie Unterredungen Fürst Chlodwig Hohenlohes mit dem Nuntius Czacki im nämlichen Jahre in Paris, wie 1878 an der Kurie zwecks Beilegung des badischen Konflikts mit Heinrich Maas begonnene Unterhandlungen erzählt nur er allein. Mehr noch wie damals treten nun in den Ausgleichsjahren selber die zünftigen Diplomaten, staatliche wie kuriale, vor Zentrum und Mehrzahl der Bischöfe in den Vordergrund. 1886 schrieb eine Note Jacobinis die Anzeigepflicht für gerade damals erledigte Pfarreien vor, dazu in einer Form, an der jedwedes Widerstreben rasch zerbrach. Immerhin verhehlten die Bischöfe im Affekt der ersten Stunde amtlich ihre ‚ehrerbietige Unzufriedenheit' nur schlecht und gaben der Kurie zu verstehen, daß man in ihrem Kreise mit dem Zentrum einig gehe und ebenso eine Verständigung Roms mit ihm für opportun erachte. Und zwar fällt dieser bischöfliche Appell — ich trage den Zug, den Goyau übersieht, hier nach — mit einem parlamentarischen Vorstoß Windthorsts selbst zusammen,

der eben jetzt die römische Frage ausspielt, um Rom sich zu verpflichten und so an sich heranzulocken. Wenn aber Leo damals einen der von ihm selber und ohne Kapitelswahl bestellten Oberhirten, den neuen Limburger Bischof Klein, mit Ostentation ermahnte, nur ja recht milde zu regieren, zu den Staatsbehörden gute Beziehungen zu pflegen, allen Tagesstreit vom Klerus fernzuhalten, so setzen auch solche Worte seinem kirchenpolitischen Streben helle Lichter auf. Denn eignet diesem fürsorglichen Eifer für die Autorität des Staates gewiß vor allem taktische und Augenblicksbedeutung — er erweist sich doch auch kaum minder (nicht umsonst klingt bei Goyau im Gefolge dieser Erörterungen die Enzyklika Immortale Dei an) Leos ganzer Ideenwelt kongenial. Fast noch lehrreicher für des Papstes Kunst, der Kirche zu dienen und doch auch dem Staatsgedanken aufrichtig und mit Glück zu huldigen, lehrreicher ferner für die gesamte kirchenpolitische Perspektive einer von Schwierigkeiten so mannigfach umringten Zeit gestalteten sich die Vorgänge 1887 beim zweiten Revisionsgesetz, wie sie in der Entbietung eines eigenen päpstlichen Vertreters, Prälaten Galimbertis, nach Berlin zur Jubelhochzeit Kaiser Wilhelms gipfelten. Die Kluft der Meinungen klaffte zwischen Rom und den dem Zentrum aufrichtig ergebenen deutschen Katholiken tief: Kopp tauscht sich über diesen Stand der Dinge mit Leos Abgesandten alsbald nach dessen Ankunft aus. Er schildert die Fraktion, vor allem ihren Führer, ob des sie hintansetzenden und bedrückenden Ablaufs der Ereignisse als stark gereizt. Windthorsts Parole ‚Alles oder nichts' sei ebenso die der rheinischen Bischöfe. Erst die nächste große Kursänderung der vatikanischen Politik, ihr Einschwenken zu Frankreich hin, führte wieder Leo und Bismarck voneinander weg und brachte damit gleichzeitig in die Beziehungen der Kurie zu Zentrum und Mehrheit des Episkopats einen merklich wärmeren Ton hinein. Vorher aber ging Roms Hast gar einem Kopp zu weit, so daß er zu Überlegsamkeit und Vorsicht mahnte. Der Vertreter Leos im Kreise früherer Staatskatholiken tafelnd, ihren Einflüssen unterstellt, auf ihre Informationen zum Teil angewiesen; die Kampfgesetze in, wie man glaubte, wichtigen Partien nicht verleugnet, insonderheit die Ordensfrage mehr aufgeschoben als geregelt, für Pfarrernennungen das staatliche Veto anerkannt: — Episkopat und Zentrum, wenigstens ihr stärkerer, — vom Zentrum der an Windthorst angelehnte — Flügel, glaubten einen Frieden, wie er der Kirche zuträglich, noch fern und wandten sich wiederum, der erstere in der Person des neuen Kölner Metropoliten Krementz, in dringlicher Vorstellung nach Rom. Rom sprach und legte die Fraktion — zugunsten des Revisionsgesetzes fest. In Presse und Meinungswechsel der Führer ein lauter, von Wehmut und von Leidenschaft beschwingter Widerruf; dann Schweigen und Unterwerfen, zittert immerhin die ganze innere Erregung dieser Stunde noch insgeheim und lange nach. Die Kirchenparagraphen, vermeintlich eine unentbehrliche Schutzwehr, bleiben aus der preußischen Verfassung fort; Jesuiten- und Schulaufsichtsgesetz bestehen weiter. Gewiß, von außen gesehen waren die Grenzsteine

des Staates in ehedem kirchliches Gebiet verschoben; aber ‚die äußeren Rechtsgarantien‘, so belehrt uns ein Mann wie Eberhard Gothein (in: Das Bismarckjahr. Hamburg 1914 f.) ‚besagen . . . weniger als die Festigkeit der Organisation, die im Kampf entstanden ist und im Frieden fortdauert‘. Und hat sich nicht die damalige Politik der Kurie, beurteilt an den Erfahrungen eines vollen Menschenalters und des damit zu Ende geführten Abschnittes vaterländischer Geschichte, im großen und ganzen wohl bewährt?

* * *

Absichtlich wurde hier gerade beim Ausgang der Kulturkampfära länger verweilt als sonst, und zwar im Anschluß an Goyau, indes ja vorher aus naheliegenden Gründen dem deutschen Buch der Vortritt blieb. Denn jene Epoche tritt nicht nur in Kißlings Darstellung zurück, sie liegt vielmehr dem Bewußtsein der Gegenwart auch sonst recht fern. Und doch erweist sie sich als an belehrenden Zügen überreich. Die siebziger Jahre sahen die preußischen und einen Teil der süddeutschen Katholiken in wuchtigem, entschlossenem Kampf. Als reinen Verteidigungskampf griffen sie ihn an. Ein regelrechter Burgfriede bewahrte ihre eigenen Reihen vor ernstem Zwiespalt, bis sich die Kräfte voll entfaltet hatten und das Gefecht zum Stehen kam. Dann setzte die Erörterung der Friedensziele ein. Naturgemäß bringt diese Unklarheit und Widerstreit auch über Fragen ersten Ranges. Der wuchtige Ernst des eigentlichen Kampfes klingt langsam ab. Dabei enthüllen Dauer und Wechselfälle dieses Zwischenzustands deutlich, wieviel an jedem kirchenpolitischen Maßstab relativ und fließend ist. Sie bieten dem tatenfrohen Enthusiasmus der vorangegangenen Ära ein wirksames und nützliches Korrektiv. Sie schärfen das nationale Feingefühl eines heute um politische und nur um politische Ziele kämpfenden Geschlechts. Gerade für diesen Schlußteil seiner Arbeit darf Goyau — mit dem schon öfter angeführten Vorbehalt — deutscher Erkenntlichkeit sogar im Krieg versichert sein.

Wie sehr unser Wissensstand durch Kißling und Goyau gehoben, das Bild des Streites zurechtgerückt und bereichert worden ist, wird erst beim Rückblick auf das Ganze völlig klar. In der alle früheren Versuche weit überbietenden Belehrung, was Anfänge und Höhejahre des Konflikts betrifft, liegt Kißlings namhaftes Verdienst. Die vielberufene Legende, als ob nur Kirchenfeindschaft, auch an den höchstverantwortlichen Stellen, zum Kampf getrieben habe, ist gleich für einen weiten Leserkreis zerstört; die nackte Wirklichkeit der Dinge tritt aus der Hülle schier unaustilgbarer und scheinbar gar bewährter Traditionen hier mehr, dort weniger durchsichtig hervor. Auch für die Siedezeit des Streites steigen Konturen eines ernüchterten und lebenswahren Bildes und mehr als solche auf. Für die politische Erkenntnis aber, die jenseits aller kirchlichen Gedankengänge liegt, gibt gern und reichlich Goyau Bescheid, mag er auch seiner weltmännischen Geste sehr zum Trotz stets durch und durch Franzose sein.

Ein Vorgang von der kirchlichen und politischen Tragweite des Kulturkampfs wiederholt sich in seinen alten Formen nicht. Zum Teil aus überzeitlichen Werten lebend, war doch dies kirchenpolitische Drama an Zeit und Menschen eng geknüpft. Der Konstellation von heute und der von morgen eignet aber ein ganz erneuerter Prospekt. Außer- und innerpolitische Motive, wie sie im Bewußtsein unbedingter kriegerischer Überlegenheit über traditionell katholische Staaten lagen oder aus dem Aufstieg einer starken ‚Oppositionspartei' katholischen Gepräges im Reiche hergeleitet wurden, fallen nunmehr fort. Der Herrschergeist eines Bismarck ersteht nicht jedem Geschlechte neu. Kein Vatikanum ruft eine von positiven Idealen ach so entblößte Zeit zu lärmender Widerrede auf. Der opferreiche Europäische Krieg drängt alles selbstherrlich-übermütige Gehaben auf deutscher Seite ganz zurück. Enger als je haben sich Weltanschauungsgegner in Drangsal und Gefahr berührt. Auch ist ja die Bekenntniskirche für weite Kreise unserer Volksgenossen recht eigentlich eine versunkene Stadt. Schon deshalb liegen Zwangsgesetze, soweit sie kirchlichen Lebensfragen gelten, der Generation von heute ziemlich fern. Es droht mithin dem inneren Heiligtum der Kirche, so darf man hoffen, kaum Gefahr. Damit ist freilich für die Grenzgebiete, das kirchen- und kulturpolitische Vorwerk, nicht allzuviel gesagt. Wahrscheinlich fordert der Zug nach links doch hier sein Recht. Ein ‚Kulturkampf' im eigentlichen Sinne dieses Wortes, das heißt ein Weltanschauungskampf in großem Stil, steht sicher und steht mit Leidenschaft bevor. Schüttet der Krieg die Kluft der Gegensätze doch nirgends wirklich zu, rüttelt sie vielmehr, selbst das Problem der Probleme, erst recht in ihrer ganzen Tiefe auf. So hat denn die Spannung zwischen kirchlichem und modernem Denken, seit langem nur gesteigert, gerade im Wirbel des Kriegssturms, ihren bisher höchsten Grad erreicht. In Schul- und Bildungsfragen wird diese sonst noch zur Not verhüllte Tatsache jetzt jedem deutlich. Sich restlos auf sie einzustellen, ist keine Anstrengung zu schwer. Der unerwartete Befehl zu einer vollen politischen Mobilmachung müßte den deutschen Katholizismus nun aber in dieser seiner dringlichsten Aufgabe stören und damit seinen Lebensnerv empfindlich schädigen. Hängt doch eine ganze Zukunft von jenem anderen und eigentlichen ‚Kulturkampf' bei ihm ab, ob er die Seinen angesichts unserer Kulturlage in jeder Beziehung religiös und geistig, nicht nur kirchenpolitisch und organisatorisch, in seiner Gewalt behält und sich auch den Spröderen und Anspruchsvolleren aus ihnen stets aufs neue zu eigen zu geben weiß.

13.

Aus einem Schlummer, der von Träumen beunruhigt und schließlich in einen lastenden Halbschlaf übergegangen war, erwachte Christoph ins werdende Tageslicht. Das erste, was er hörte, war das Krächzen und Streiten der Krähen, deren Nähe am Morgen von übler Vorbedeutung ist. Aber als Christoph sah, daß ein starker Tag über den ganzen Himmel ein wolkenfreies Blau ausgespannt habe, da glaubte er dem Sange der Lerchen, die fernher in das rauhe Gekrächze blanke Lieder hereingossen, und glaubte an das Glück des neuen Tages. Vorsichtig öffnete er die Bretterlucke. Die erhellte Ödnis schaute weniger herb und unfroh aus. Alle Gespenster waren verschwunden. Die Bäume waren Bäume, die Sträucher Sträucher und die Vögel nichts als Vögel. Aber dort im Stallverschlag lagerte noch ein Gespenst — Strega ruhte schlafend zusammengekauert wenige Schritte von ihm. Einen Augenblick lang durchzuckte es Christoph. ‚Durchstoße ihn! Er ist der Drache; mach es wie St. Jörg!' Aber sofort erschrak er vor dem aufschießenden Haß. Über die Heide hin erklang eine dünne Morgenglocke. Christoph faltete kindlich die Hände; seine Seele begann, in dankbaren Gefühlen zu schwingen. Er zog sich in die Hütte zurück, bereitete dem Hunde und sich einen Morgenimbiß, und als er gesättigt und gestärkt war, fühlte er sich so freudig und heiter, daß er bereit war, alles, was ihm die Erinnerung vom gestrigen Tage erzählte, als Ausgeburten eines schweren Traumes zu nehmen, um so mehr, als er, den Karren ins Freie ziehend, von Roß und Reiter keine Spur erblickte. Auch das letzte Gespenst war verschwunden, so lautlos wie die Nacht — draußen gab es nur heiteres Licht, eine freie Gegend, blitzende Tautropfen — und nun strahlten zwischen den dunklen Fichten her die Berge, blau, zackig, in langer, ungeheurer Kette. Als Christoph eine Stunde in den Morgen hineingefahren war, kam ihm die Gegend mehr und mehr bekannt vor. Er war wohl gestern um die Dämmerstunde schon an Landsberg vorbeigefahren, ohne es zu merken. Das Lechbett und der steile Rain rückten näher heran, das Tal war reicher bewaldet und auch im Westen von einer fichtendunklen Höhe begrenzt. Endlich stieg ein Kirchturm in der Ferne auf; er schien mitten in einem Walde zu stehen. Aber bald zeigte es sich, daß im weiten Umkreis um ihn her Äcker und fette Wiesen lagen, während der Forst weit zurückgedrängt war. Von Stunde zu Stunde mehrten sich die Steige, die aus tieferen Schichten zu höheren

führten, und Christoph pilgerte gewissermaßen auf riesenhaften, breitstufigen Treppen dem Oberlande zu. Die Alpen wuchsen. Sie zeigten nicht nur die Köpfe, sondern auch die Schultern und Rümpfe ihrer blaugeharnischten Riesen. Dörfer mit behäbigen Satteltürmen reihten sich der Waldhöhe zur Rechten der Straße an. Ein Schloß und ein zweites reckten darauf Steildächer und Türme empor, und Christoph vermochte schon auf Namen wie Diessen, Lechsberg, Leeder zu raten. Saatfelder, weithingedehnt und wohlbestellt, grünten in einem gewaltigen Talkessel, der sich vor ihm auftat. O Saatfelder, von Menschen gepflegte — nach all der Wildnis! Auch viele Wanderer und Fuhrleute kreuzten seinen Weg, und freundliche Menschen grüßten und dankten einem frohen Gruße. Wieder streichelte er den griesgrämigen Hund. ‚Schau, das Oberland, zweistöckig sogar jede Hütte . . . und die Berge!'

Während andere Türme kamen und gingen, blieb einer, der von jenseits des Lech niederblickte, immer sichtbar und blickte in jede Mulde und Niederung, als wäre er ein Spion Gottes. Durch ihn wurde sich Christoph über die Lage seines Heimatdorfes so klar, daß er von der mitten durch das Tal ziehenden Straße abbog und, einem armseligen Weg folgend, nahe an dem Lechufer aufwärts wanderte. Hier war es wieder einsamer. Kleine Siedelungen lagen in weite Viehweiden und buschige Heidestrecken eingebettet. Die Wiesen waren hier noch fuchsfarben. Doch in ihrem Pelz prangten Alpenblumen: tiefe, blaue Enzianglocken, das leuchtende Gold der Gebirgsprimel und das zarte, trockene Rot des kriechenden Seidelbasts. Manches Plätzchen sah aus, als hätten sich Scharen farbiger Schmetterlinge zu kurzer Rast niedergelassen, so wenig glichen diese farbensatten Blumen Kindern dieses dürren Bodens. Christoph klatschte übermütig in die Hände: Husch, husch! Aber sie blieben sitzen, obwohl sie der Hund grimmig anknurrte. Sie empfingen Hummel und Bienen und reichten ihnen ihre Kelche dar. Christoph pflückte von dem süß und stark duftenden Seidelbast. Er will davon den Kindern heimbringen! Ein Schatten ging über seine frohe Seele: Nichts bringe ich mit, keine Augsburger Leckerei, kein Landsberger Zuckerbrot — nichts!

Das Lechtal war hier quer von Schluchten zerrissen, die ihre Bäche in Eile dem Flusse zuführten, dessen wildgewundener Urtierleib grün über die graugelblichen Steilufer heraufgleißte. Diese waren stark bewaldet, und der Blick traf, wenn er südwärts suchte, ein dunkles, fast düsteres Land, dem nur die darüberragenden Berge

ein froheres Aussehen zu geben vermochten. In einen solchen Forst mußte Christoph nun bald eintreten. Er trennte ihn von der Heimat — nur noch ein einziger Forst!

Es gab hier außer den beiden stillen Wanderern viele laute — wandernde Schwalben. Die Stare waren fast schon verschwunden. Sie lagen brütend in den Nestern. Aber die Schwalben erlustigten sich noch ihrer Freiheit und schienen ganz trunken von der neugewonnenen Heimat und den lauen Lüften; sie schossen bald wie geschleuderte Bälle hoch in die Wolken empor, bald schwebten sie kosend dicht über die Schollen weg; dann wieder umzirkelten sie alte Häuser und blühende Bäume und neckten den Hund, kreischend und in behendestem Fluge über seinen Kopf weghuschend. Christoph hätte am liebsten wie die Schwalben getollt, und es drängte ihn zu pfeifen und den anmutigen Tierchen lustige Worte zuzurufen.

Der Mai wollte zeigen, daß er ein Necker aller Wanderer sei, so gut wie sein Vetter April. Er sandte plötzlich jähen Südwind, der Christophs Locken durcheinanderwirbelte und ihn rückwärts zerren wollte. Aber Christoph wandte ihm erst recht sein volles Antlitz zu und ließ sich die heißen Wangen streicheln. Derselbe Südwind riß auch schwarze Wolken aus der Tiefe des Gebirges und jagte sie an seinem Rande hin, so daß sie Teile der blauen Wände mit grauen, schiefen Regenstrichen förmlich überkritzelten. Aus den nahen Wäldern stieg der Dampf der feuchten Nacht und der neuen Gewittergüsse. Bisweilen rollte ein ferner segnender Donner über das erschreckte, in Werdeangst erschauernde, aber sogleich wieder lachende Land. Christoph wurde es feierlich-bang zumute, als ihn endlich der Forst aufnahm, an dessen Ende die Wiese mit dem Ebereschenbaum und die Hütte — und der Richterhof standen. Eine Amsel sang an seinem Saume das Lied von dem Glück, das nach dem größeren Glück ruft. In den feuchten Schatten der Tannen und Buchen, unter dem Eindruck dieses Liedes, des rollenden Donners und in der Erwartung auf die Entscheidungen der nächsten Stunde kürzte Christoph unwillkürlich seinen Schritt, und gleichwohl ging sein Atem schwer. Seine kindliche Zuversicht schwankte nun auf und nieder wie der bergichte schlüpfrige Weg über den Lettengrund. Er dachte an den Vater, an den Oheim — natürlich hat das Gespenst gelogen! Aber was werden sie sagen, wenn er barhaupt, wamslos, mit einem Karren und einem Hund zurückkommt und mit ein paar armen Blumen? Der Vater erwartet ihn sicher übergoldet, hoch auf einem Wagen! Und wenn Raimund vor ihn hintritt:

Du, warum hast du mir das angetan? Mach mich los, oder ich spring auch davon oder dem Veitle nach! — — Ich habe als Trommelbub mitgetanzt, bin mitgesprungen! Habe mitgetrunken! —

Unter solchen Erwägungen und Furchtanfällen beschloß er, sein ganzes Fuhrwerk bei einer Quelle einzustellen, die sieben Schritte vom Wege abseits aus einer Art Grotte hervorsprang und in einem reichlich breiten, grün durchwachsenen Rinnsal dem Flusse zuströmte. Der Hund blieb willig bei dem Karren zurück; das Dorf lag ganz nahe, eine Gefahr war nicht zu fürchten, und für alle Fälle steckte ihm das Messer im Rocke. So ging er denn allein durch das letzte Stück des kühlfeuchten, von plötzlichen Windstößen schaudernden Waldes. In seiner Erregung merkte Christoph kaum auf den Weg und einen einsetzenden Gewitterregen. Er war jedoch noch keine hundert Schritte gegangen, da hörte er den Klang der Heimatglocken. War es Mittag, war es Abend? Christoph wußte es nicht, fragte auch gar nicht darnach. Er lauschte nur aufatmend auf den langvermißten beruhigenden Ton. Gleich darauf aber erscholl dicht hinter ihm Hufschlag. In schlimmer Ahnung wandte er sich um und erblickte den Zigeuner, der in scharfem Trabe das Sträßchen heraufkam. Da zitterte er vor Erregung und Unwillen; seine Augen blickten entschlossen. Er zog sein Messer hervor und bog in einen seitlichen Pfad ein, der den Weg zur freien Wiese kürzte und zugleich so windungsreich war, daß ein kleiner Vorsprung einen Fliehenden barg. Er brach durch das Unterholz, dessen borstige Zweige ihn schmerzlich peitschten und ritzten. Kurz vor der Eberesche stieg der Pfad steil an. Christoph glaubte sich frei, da knackte es nahe hinter ihm, und nicht nur Strega, sondern unglaublicherweise Reiter und Roß waren ihm auf den Fersen. Das Pferd wand sich klug wie ein Mensch durch das Gestrüppe. Jetzt verlor Christoph Ruhe und Besonnenheit. Er hieb mit dem Messer um sich und zerstückelte Äste und Zweige, was ihn mehr aufhielt als vorwärtsbrachte. Das Blut aus den von dürrem Reis gerissenen Wunden rann ihm über Stirn und Wangen, und Schweiß beizte seine Augen, so daß er wie durch Schleier sah. Doch schon hatte er die Lichtung erreicht; die Esche und der Kirchturmsattel winkten ihm zu. Aber plötzlich hörte er vor sich gellende Rufe eines geängstigten Knaben. In seiner Geistesverirrung meinte er, seine eigenen Rufe von damals zu hören. Als er aus dem letzten Buschwerk durch das Gegitter der Zweige die freie Wiese überblickte, sah er vor sich einen dunklen Körper. Er bog die Äste zurück. Da erkannte er den

Knecht, der auf dem entsetzlich schreienden und stöhnenden Bruder kniete wie der Schlächter auf dem Lamm und mit beiden Fäusten auf ihn loshämmerte. Markerschütternd schrillten die Rufe des Gepeinigten; Christoph hörte aus ihnen die Angst, die er in jenen verhängnisvollen Augenblicken an derselben Stelle liegend empfunden hatte. Da schrie auch er auf; der Bedrängte sah nur noch die Bedrängnis des an seiner Stelle leidenden Bruders, faßte das Messer in beide Hände und bohrte durch das Gebüsch. Der Knecht hörte ihn, sah sich um und grinste ihn höhnisch an. Christoph aber stürmte, stürzte gegen den Verhaßten — und da hatte sich sein Messer, als wäre es eine Sprungfeder geworden, tief in die Brust des nach ihm Greifenden und jetzt wild Aufstöhnenden gebohrt. Der Getroffene sank auf sein Gesicht nieder; Christoph fiel auf ihn, lag einen Nu lang wie in Ohnmacht, raffte sich dann empor und rannte, mit den leeren Händen um sich schlagend, in das Gebüsch zurück. — —

Raimund, der unter den Fäusten des Knechtes halb besinnungslos dalag, hatte von dem Vorgang nichts bemerkt. Erst als der Körper seines Peinigers schwer und zuckend auf ihm lastete und das warme Naß ihn berieselte, kam er zu sich und wand sich los, indem er mit äußerster Anstrengung die wuchtende Masse des plumpen Leibes von sich stieß. Als er sich umblickte, sah er, wie ein dunkler, langmähniger Mann, der neben ihm gestanden war, mit einem bluttriefenden Messer in der Hand mit vogelartiger Behendigkeit auf ein schwarzes Pferd sprang. Dieses aber duckte sich auf die Hinterbeine, schoß dann in gewaltigem Sprung empor, überschlug sich, kam im Nu wieder in die Höhe und galoppierte quer über die Wiese dem Dorfe zu, verfolgt von dem jetzt hinkenden Mann, dessen dunkler Mantel zackig hinter ihm dreinflatterte. Raimund stand erst ganz gelähmt, aber auf einmal gewann er wieder Gewalt über sich. In einem unnennbaren Grauen floh er davon und glitt, um sich den Augen des Schwarzen zu entziehen, an der jähen Lechhalde hinab und stürzte förmlich in das Gestäude der Altwasser. Dort huschte er zwischen den Rinnsalen, Pfützen und Erlbüschen hindurch und kam vorsichtig und sachte, wie ein Fuchs schleichend, an den Rand des Dorfes, wo er um Hilfe zu rufen begann. — — — —

Christoph war inzwischen, irgend einen Zweig oder dürren Stock in der Faust, das Bild des röchelnden Knechtes vor Augen, von dem fernen Hufschlag aufs neue geschreckt, rückwärts gerannt und hatte, ohne zu wissen wie und warum, den Karren erreicht. Er warf das dürre Holz mit einer mächtigen Bewegung, als schleudere er etwas

Grauenvolles von sich, in das grüne Bächlein, dann lief er zu dem gähnenden Hund, fiel an seiner Seite nieder, umfaßte seinen Hals und rief: ‚O, was hab' ich getan!' Dann sprang er wieder auf, wusch sich hastig, wie man Kohlen wegwischt, Hände und Gesicht rein, dann kuschelte er sich zitternd, frierend und zähneklappernd an das mürrische Tier. ‚Hilf mir, hilf mir!', und er ergriff ihn krampfhaft, als zerrten starke Hände ihn gewaltsam fort, am Halsband. Dann weinte er, redete schluchzend wirre Worte und starrte den Hund mit sinnlosen Augen an. Dieser knurrte mißtrauisch, schnupperte mit saugender Nase in der Luft, sträubte die Haare und wies irgend einem unsichtbaren, gewitterten Feind die Zähne. Christoph genoß endlich die Wohltat seiner Natur, die ihm gegen zerrüttende Schrecken und übermächtige Seelengewalten ein Asyl im Schlummer zu schenken pflegte; er schlief, den Kopf auf die Flanken des wachsam um sich spähenden Tieres gebettet, und entzog sich ruhend der ertötenden Nähe der schrecklichen Ereignisse.

14.

Um dieselbe Zeit saßen in der Schindelhütte am Dorfbach Rasso und sein vor kurzem heimgekehrter Bruder Thassilo. Der Gast erzählte von seinem Glück in Ungarn und seinem Unglück auf der Heimfahrt, wo er nahe dem bergenden Hafen einem Betrüger und Falschspieler zum Opfer gefallen sei. Dieser habe ihn gänzlich ausgezogen in einem Augenblick, da er geglaubt habe, mühelos das in zwanzigjähriger Arbeit Erworbene zu verdoppeln. Nach einer lustigen, aber unglückseligen Nacht sei er aufgewacht, als habe er geträumt, einmal Geld und Gut besessen zu haben. Zuerst habe er sich einen Tod in den Wellen des Lech antun wollen, aber abgesehen davon, daß dies ein recht unchristlicher Tod gewesen wäre — der Oheim sagte diese Worte mit einer Wendung gegen die horchenden Kinder — habe er sich darauf besonnen, daß es besser sei, zu speisen als gespeist zu werden, daß auch das Wasser nie seine Sache gewesen sei, — dieses Sätzchen sagte er mit unterdrückter Stimme gegen Rasso hin, — daß er noch einen lieben Bruder in der Heimat und einen erklecklichen Vorrat an Leichtsinn besitze, und endlich, daß, wer *einmal* nichts besessen habe als lumpige Schustersrappen, auch ferner wieder ohne Reichtümer auskommen könne. Am meisten freilich habe ihn der Verlust eines herrlichen Rappenhengstes gekränkt, der in Deutschland die Zierde jedes Marstalles gewesen wäre, ein Tier ohne Fehl von den Nüstern bis zum Schwanz, würdig, einen König zu tragen.

Doch besser Hab und Gut als Kopf verloren! Dies allein sei nicht mehr zu ersetzen. Alles andere könne die Göttin Glück jeden Augenblick, wenn sie die Laune ankomme, ihrem Günstling zurückwerfen.

Rasso saß vor dem Wortreichen auf einem schmalen Holzstuhl. Er ließ den Kopf immer tiefer sinken, je mehr der Bericht des Bruders seine stillen Hoffnungen, die er troß des armseligen Aufzugs noch immer gehegt hatte, zerpflückte. Er schwieg und schwieg. Endlich sagte er sich aufrichtend: ‚Wer 43 Jahre tapfer auf das Glück gewartet hat, der setzt auch noch ein weiteres Jahr an. Auf dich habe ich ohnedies nimmer gebaut. Wenn es aber sogar dir beinah gelungen wär', was wird meinem Buben da draußen nicht alles aufgehen!'

Als sie so hin und her redeten und sich aneinander zu langweilen begannen, erhob sich auf der Straße ein großer Lärm von bellenden Hunden, schnatternden und flatternden Gänsen, schreienden Kindern und rufenden Männern. Zugleich erdröhnte ein schnell anwachsendes Pferdegetrappel, das die lottrigen Fensterscheiben des Hüttchens erzittern machte. Oheim Thassilo sprang auf, schaute, während Rasso still in sich versunken sitzen blieb, auf die Straße, sah ein schwarzes Roß an den Fenstern vorbeijagen und schrie plötzlich auf: ‚Mein Pferd, mein Ungar!' Er wandte sich erregt an Rasso: ‚Komm mit, ... es will mir wieder zulaufen, das Glück ...' Und darnach polterte er zur Türe hinaus und lief lockend, schnalzend und pfeifend hinter dem Rappen drein, indem er seinem gleichfalls vor das Haus getretenen Bruder zuwinkte, ihm zu helfen. Dieser aber, zögernd und seine langen Beine langsam spreizend, ließ seinen bedächtigen Gang nicht stören. Er dachte: Dem Glück soll man nicht nachjagen — kaum nachgehen! Während er also mit feiertägigem Schritt dem Wilderregten folgte, füllte sich die Gasse hinter ihm mit einer lärmenden Menge. Diese bildete einen Kreis um Raimund, jedoch so, daß ihm jeder auf Armeslänge ferneblieb. Der Knabe sah seinen Vater, rannte auf ihn zu und schluchzte, nach seiner Hand greifend: ‚Er hat den Knecht umgebracht, der Zigeuner, hilf, Vater!' Rasso sah, wie sein Bub im Gesichte von Blut verschmiert und wie auch der eine linnene Ärmel gerötet war; darum hielt er den Knaben ängstlich und verlegen von sich fern und stammelte: ‚Die Edeltraud ist schon in der Küch'; geh' zu ihr, laß dich sauber machen! Ich aber muß dem Thassilo helfen!' Und alsbald nahm er lange Schritte, um nicht in die blutige Wirrnis, die er noch kaum recht begriffen hatte, aber als ein Feind aller Erregungen fürchtete, verwickelt zu werden.

Kaum hatte er das Dorf hinter sich und war auf den grünen Plan hinausgekommen, da überfielen ihn die Gedanken so mächtig, daß er stehen blieb, sich veratmete und in tiefes Sinnen geriet, das aus dem einen Einfall sproßte, daß doch alles außerordentliche Unglück nichts bedeute als die Wehen eines außerordentlichen Glücks, wie es ja auch vom Jüngsten Tag — dem grauenvollen — vorausgesagt sei, daß seinen Schrecken die Herrlichkeit des Vaters folge und das ewige Reich. Und alsbald tauchten dann seine allerprächtigsten Luftschlösser aus dem Dunkel der Gegenwart empor, und Rasso begann abzuwägen, welches wohl nun reif sei, um Gold und Marmor, Fleisch und Blut zu werden. Er räusperte sich, richtete sich stolz auf, setzte seine Beine vornehm und gab sich Würde, damit der große Augenblick ihn gefaßt und beherrscht fände. Ja er begann die längstgeprägte, vertrocknete Ansprache für diesen Fall aufzufrischen: ‚Ich grüße euch, wohledelgestrenge, hochgeborne, allerschönste Damen, allerzierlichste Jungfrauen, allerkühnste Männer und Helden ...!‘ Der unablässig murrende Donner kam ihm wie feierlicher Trommelwirbel vor.

Jetzt erhob sich am östlichen Himmel ein prächtiger Regenbogen. Sein goldner Fuß leuchtete am Waldrand nieder, rein abgehoben spannte er sich in das trübe Grau, ein lebendiger Strom von Licht und Glut. ‚Gold gibt es genug auf der Welt; es braucht nur einen, der das Glück hat, das Fließende in den Händen festzuhalten,‘ murmelte Rasso. Er vergaß über der Bewunderung der warmen Farben und dem Heimweh nach Leib und Seele erfüllendem Glücke seinen blutigen Knaben und das flüchtige Pferd. Die Augen zudrückend stand er still, streckte die Hand aus und lächelte: ‚Es kommt dennoch. Es kutschiert auf vier Achsen. Ich habe euch versammelt!‘

Da hörte er das Knarren von Rädern; er rüttelte sich wach und schritt wieder rüstiger aus. Ein Karren, der von einem Hunde und einem langlockigen Knaben gezogen wurde, kam aus dem Forst herab. Der Knabe sah ihn, stutzte, ließ den Karren, eilte auf ihn zu, warf sich vor ihm nieder und weinte mit bedecktem Gesichte. Rasso sah das reiche goldene Haar und stand voll Verlegenheit, bis jener schluchzte: ‚Vater, Vater, hilf mir!‘

Da weinte auch Rasso, seinen Sohn erkennend, streichelte das gesenkte Haupt und suchte den Knienden aufzurichten. Lange konnten die zwei kein Wort hervorbringen. Endlich faßte sich der Vater und sagte: ‚Du kommst da so, daß ich nicht verstehe ... ei, du hast dir wohl ... schon die Herrenhaare wachsen lassen? Aber das

da . . . der Hund? Rede, Bub!' Er schwieg und hoffte, daß Christoph nun vor ihm Wunder deute und auskrame. Aber dieser weinte immerfort mit bedecktem Gesicht. Da zeigte sich auf Rassos Zügen einiger Verdruß, den nur der Blick auf das schimmernde Gold auf Christophs Scheitel zerstreuen konnte. Da er um sich blickte, ob denn keine Hilfe gegen dieses schmerzliche Weinen zu finden sei, kam Thassilo aus dem Wäldchen zur Linken hervor. Er trug eine Halfter in der Hand und rief: ‚Da halt' ich die Bestie, und sie bäumt sich und reißt alles über die Ohren! Was ist über den frommen Gaul gekommen? Der Teufel muß ihn besessen haben — so mag er ihn in die Hölle reiten!'

Jetzt sah er den Knaben. ‚Das ist Christoph, mein Ältester, du weißt schon,' stellte Rasso vor, und den Weinenden rüttelnd, rief er: ‚Christoph, sei fein, sieh, dein Oheim Thassilo ist da!'

Da sprang der Knabe in die Höhe, machte sein Gesicht frei, maß den kurzgewachsenen, schmächtigen Mann mit dem nach ungarischer Sitte straff abwärtsgewichsten Bart mit großen Blicken und prüfte, ob er in ihm den Reiter mit den zwei Füchsen wiedererkennen dürfe. ‚Du hast die zwei schönen Füchse mitgebracht, von denen der eine Bajat heißt!' rief er endlich, ohne erst zu grüßen.

Da röteten sich Thassilos Wangen leise; er entgegnete spottend: ‚Und du hast einen goldenen Wagen heraufkutschiert. Jawohl, man sieht es ja! Ich meine, Nevö, wir tun besser, einander die Enttäuschungen nicht vorzurupfen. Recht sonderlich reicher als ich scheinst du da draußen auch nicht geworden zu sein!'

Da schlug Christoph wieder die Hände vor das Gesicht und begann zu schluchzen. ‚Rasso, hast du ihn denn so rauh angelassen?' sagte der Oheim, einen lustigen Ton anschlagend. ‚Was begehrst du denn goldene Kutschen und Schlösser? Sieh da den Regenbogen! Er zerrinnt. So zerrinnt über kurz oder lang alles Gold der Erde, und wesentlich dauerhafter ist schließlich kein Schatz!' Er klopfte dem ‚Nevö' vertraulich auf die Schulter. ‚Goldene Wagen und Rosse, Lieber, haben wir zwei nicht erobert. Aber dafür goldene Stündlein mancherlei, und hoffen solches auch noch für die Zukunft! Ich sehe es deinen Locken an, daß du verstehst zu leben und von deinen Gaben Vorteil zu ziehen. Komm, wir wollen nach Hause gehen und das glückliche Wiedersehen mit einem guten Trunke feiern, der ganz gewiß auch deinen gestrengen Vater versöhnen wird. Und darnach gehen wir in die Welt zurück; wir haben noch Angelhaken in Menge — Fischlein fehlen nie!'

Rasso wurde durch diese Worte aufs neue der vornehm geschnittenen Haare Christophs bewußt; sie bedeuteten wenigstens einen erfüllten Traum. So vermochte er denn einigermaßen auf den leichtsinnigen Ton des Bruders einzugehen und scherzte, indem er seine Finger durch das gelbe Gekräusel gleiten ließ: ‚Der junge Ritter ist ausgekrochen. Das Schloß wird nachwachsen. Denn wo ein Ritter, da auch ein Schloß!‘

Christoph aber griff mit einem raschen Griff in eine Schublade seines Karrens, holte eine Schere hervor, bot sie Rasso hin und rief mit leidenschaftlicher Stimme: ‚Vater, ich bin kein Ritter, ich will in kein Schloß! Ich bin ein armer Sünder! Ich bin in schwerer Schuld! Schneide mir die Hoffart ab! So gehört es sich; ich muß büßen!‘

Rasso wich erschreckt vor dem Knaben zurück, der blaß und überwacht schien und dessen Augen fieberhaft glühten wie die Augen Verzückter auf Altarbildern. Der Oheim nahm dem Knaben die Schere weg. ‚Er hat Fieber, der arme Nevö,‘ sagte er, ‚wir wollen ihn rasch in Edeltrauds Hände bringen; die kost es ihm weg. . . . Rasso, das sag ich dir, die Locken bleiben, die sind wahrhaft Goldes wert, man kann sie jeden Tag neu verkaufen!‘

Sie nahmen Christoph rechts und links an den Händen und führten den wie geistesabwesend Starrenden dem Dorfe zu. Rasso begütigte: ‚Gott verhüte, daß ich dir das Glück zerschneide. Der Böse setzt dir zu; das tut er immer am meisten in den letzten, entscheidenden Augenblicken. Edeltraud vertreibt alles mit Kräutern und Würzlein!‘

Aufwachend rief Christoph: ‚Ich darf nicht zu ihr!‘

‚Warum sollst du nicht dürfen?‘ lachte Thassilo. ‚Dem guten Mägdlein ist es wirklich gleich, ob einer im goldenen Wagen oder im Karren kommt. Wenn du nur kommst! Sie hat mich auch aufgenommen, als wär ich ein runder Goldonkel!‘

Der Hund zog den Karren hinter den dreien her, schnüffelte bald an Thassilo, bald an Rasso und wedelte wohlgefällig, wenn sich einer der Männer nach ihm umwandte. ‚Der sucht einen Herrn,‘ sagte der Oheim. ‚Wart, du bekommst einen!‘

Eben begann die große Glocke zu läuten. ‚Die Scheidungsglocke!‘ murmelte Rasso stirnrunzelnd. ‚Der Rappenreiter hat ja den Knecht ermordet!‘ Er zog sein Käpplein und erzählte dem Bruder widerstrebend, was er vor seinem Hause vernommen hatte. Thassilo erblaßte. ‚Schau, was habe ich gesagt? Besser das Geld

als den Kopf! Hätte ich gewonnen, dann wäre ich um Geld und Kopf gekommen! Laßt uns eilen, vielleicht haben sie ihn schon in Ketten!' Darauf schritten sie stumm und eilig weiter, indes der Knabe zitterte und bebte, so daß er nicht einmal das Kreuz schlagen konnte, als sie die gebräuchlichen Totengebete sprachen. Er stammelte Worte, die seine Begleiter nicht zu verstehen vermochten, zumal sie jetzt immer aufmerksamer auf das Geläute und das Schreien und Rufen einer Menschenansammlung hinhorchten. Rasso sah nur, wie der Knabe auf die Brust klopfte und wiederholte: ‚Durch meine Schuld . . . durch meine Schuld!'

Es dunkelte schon stark. Der Abendstern leuchtete hervor, und die Mondscheibe begann sich mit Glanz zu füllen. Die Menge schien sich dem Kirchhof zuzudrängen, auf den nun auch die Männer, den Knaben hinter sich dreinziehend, zuhielten, obwohl Rasso lieber dem Lärm ferngeblieben wäre. Freundlich und anmutig stand das schlanke Kapellentürmchen auf der braunen Höhe gegen den blauen Nachthimmel. Die weiße Kirchhofmauer war umdrängt von dunklen Haufen Neugieriger, die bereits auch aus den umliegenden Filialen herbeiliefen. In die gestaute Menge hinein fuhr jetzt langsam ein Leiterwagen. Die Pferde schnaubten und drängten ungeduldig voran. Jeder Laut verstummte, als der Wagen innehielt und vier Männer die Leiche des Knechtes aufhoben und vier anderen in die Hände gaben, welche den auf eine Bahre von Tannzweigen gebetteten Toten über das steile Weglein emportrugen, das zu dem turmartigen Friedhoftore führte. Hart an dem spitzbogigen Eingang legten sie den Knecht nieder. Er schien, da der Pfad sehr steil anstieg, mehr an dem Hügel zu lehnen als auf ihm zu liegen. Alle konnten ihm in das schwarzblau angelaufene Gesicht sehen und fürchteten ihn so sehr, daß sie den Pfarrer, der ihn einsegnen sollte, hart ersehnten. Die Brüder hatten eben in dem Augenblicke den Platz vor dem Torwege erreicht, als jener aus dem Friedhof trat. Sie sahen die silbernen Schnallen an den Schuhen leuchten und die schwarze Stola über dem Rocke flattern. Da zwei Ministranten ihm zur Rechten und Linken brennende Kerzen trugen, erschien sogar die steile Furche zwischen den starken Brauen und der an den Ecken herabgezogene Mund ganz deutlich, während alles andere mehr und mehr ins Ungewisse verdämmerte. Alle suchten in seinen Zügen zu lesen. Der Tote ist sein Feind gewesen! Wie denkt er nun? Aber sie fanden nichts als die gewohnte Strenge. Er betete laut den vorgeschriebenen Psalm: ‚Tiefgebeugt ruf ich zu dir, o Herr! Herr, hör' auf meine

Stimme. . . . Wenn du Sünden willst zurechnen, Herr, wer wird vor dir bestehen?' . . . Als er fertig war, sagte er: ‚Geht jetzt heim, betet für ihn und für euch und lasset aus dieser dunklen Stunde nicht wieder Aberglauben wachsen, sondern Glauben. Wir bahren den Toten in der Friedhofkapelle auf, bis die hohe Obrigkeit alles geschlichtet hat. Wer etwas Dienliches zur Eruierung des Mörders beibringen kann, der wird hiemit im Gewissen hiezu verpflichtet. Denn einer von Fleisch und Blut hat es getan; alle anderen Reden sind törichte und sündige Fabeleien.'

Breit und kühl stand der Pfarrer, karg und kühl waren seine verständigen Worte. Er erschien ihnen allen, als kenne er nicht Freud noch Leid, sondern nur, was er Recht und Ordnung nannte. Schon kehrte er sich gegen den Torweg zu, schon begannen die vier Männer nach der Bahre zu greifen und die Leute ihren erregten Gemütern wieder in lauten Reden Luft zu schaffen, da rief eine helle Knabenstimme: ‚Durch meine Schuld, durch meine große Schuld! Ich, ich habe den Knecht umgebracht!' Die einen verstanden durch das Gemurmel nur das Bekenntnis der Schuld, andere nur die Selbstanklage. Weiber kreischten auf, und einen Augenblick lang war eine große Verwirrung um den Toten her. Unterhalb der grünen Bahre, zu den Füßen des Knechtes, kniete, von den einen bemerkt, von den meisten, die geängstigt weiterdrängten, völlig unbeachtet, Christoph in seinen langen Locken. Er hatte die Hände gefaltet und schaute über den zurückkehrenden Pfarrer weg zu dem mondscheinumflossenen Turm empor, als ob er sich vor ihm und den Sternen, zu denen dieser zeigte, anklage.

‚Er weiß etwas . . . der fremde Bub! . . . Der da . . . heiliger Gott, ein Engel . . . horch, er klagt ihn an!' So raunte und brauste das Murmeln vieler, indes wieder einige helle Knabenworte durch das dumpfe Gewoge drangen: ‚Meine Schuld . . . den Knecht umgebracht!' Der Pfarrer erkannte Christoph. Und er verstand seine Worte deutlich. Er schaute ihn scharf an und sprach mit fester Stimme: ‚Was du zu sagen hast, das sagst du mir in meinem Widdum — vor mir, vor dir und vor Gott! Vielmehr, geh' nach Hause. Ich komme nach!'

Christoph wollte zu ihm emporsteigen; da stürmte Edeltraud herbei, das Mütterchen, neben ihr die größeren Geschwister; alle begannen zu lachen und zu jubilieren, als hätte sich das Blut in Rosenknospen und der grause Tod in eine Maienkönigin verwandelt. ‚Der Christoph, der Christoph!' riefen sie und schauten ihm in die

Augen, faßten seine Hände und hängten sich an ihn. Der Pfarrer dachte: So grüßt die Welt den Frühling über toten Winterschnee hinweg. Aber er sprach hart: ‚Edeltraud, geh' jetzt mit den Kindern; im Totenhaus lacht man nicht!'

Da zog Edeltraud den Wiedergeschenkten, purpurrot vor Scham und Freude, den Bühel herab. Auch die Kleinen schwiegen. Aber kaum war sie auf dem Sträßchen, da begannen sie schon wieder vor Wonne zu lachen. ‚Er sieht aus wie das Christkindlein. Er hat lange Haare wie das Ritterbüblein auf dem Grabmal!'

Unter den Zurückgebliebenen schrie auf einmal der Märtel mit krähender Stimme: ‚Ei, seht, der Christoph! Warum läßt man ihn aus?'

Aber er ward übertönt von einem mächtigen, seltsam und fremd klingenden Rufen: ‚Ihr sucht den Richter des Knechts? Hier ist er! Welcher Prahlhans möchte mir den Ruhm nehmen, dieses Scheusal ermordet zu haben? Gar ein Knabe! Mich nehmt, mich ergreift! Kommandiert, tapferer, gestrenger Pfarrherr! Strega ist der Rächer der Welt. Er hat gerichtet! Hütet euch, ihr Schleicher, Mucker und geheimen Unholde!'

Wie wenn ein Gewittersturm plötzlich die ruhenden Äste des Waldsaumes aufbiegt und emporweht, so zuckte bei diesen Worten die ganze Mauer der Umstehenden zurück. Sie erweckten um so größeren Schrecken, da derjenige unsichtbar blieb, der auf so furchtbare und höhnische Art das ganze Dorf anklagte und herausforderte. Alle Jugend verschwand huschend im Augenblick, die Weiber griffen nach ihren Männern und zerrten sie nach Hause. Nur wenige stämmige Ohnefurcht blieben trotzig stehen. Da fuhr an der weißen Kirchhofmauer ein Schatten empor, verschwand und tauchte plötzlich zur Seite des Toten wieder auf. Und feierlich reckte sich Strega vor den Männern auf, hob langsam die Rechte und zeigte ein blutiges Messer. ‚Dieser Stahl hat das böse Herz gefressen,' rief er mit dem Pathos eines Tragödienspielers. ‚Er hat noch Hunger!'

Eine Gruppe der stämmigsten Ohnefurcht, die wie ein einziges Wesen von starken Gliedern, von ineinandergeschmiedeten Schultern und Sehnen nahe bei Strega standen, flüsterten sich Trutzworte zu; ihre Nacken fuhren in die Schultern zurück, die Rücken wölbten sich, ein einziger donnerhafter Ton brach aus den breiten Brüsten, die eisenbeschlagenen Schuhe stemmten sich in den Kies, die Fäuste reckten sich aus dem Männerkeil hervor, und wie eine Sturmmaschine brachen sie gegen Strega los. Dieser stand höhnisch still.

Kaum aber griff die aufgefaltete Faust des ersten nach ihm, da hob er sich mit einem wunderbar gelenken Satz auf dessen Schädel und glitt dann geschmeidig und spielend über die gespannten Rücken und stumm geduckten Köpfe weg, indem er sie nur flüchtig wie eine fischende Möve den Seespiegel berührte. Die Männer schrien grimm vor Wut auf und wandten sich mit mächtigem Rucke um. Da stand er gelassen vor ihnen, die Hände in die Hüften gestemmt, den einen Fuß spielerisch-elegant vorgesetzt. ‚Der Satan!‘ brummte ein Flößer. ‚Wohl der Satan!‘ nickten die Bauern und Holzhauer — und sie waren so wutheiß, daß sie bereit waren, auch gegen diesen anzugehen. Aber der Pfarrer rief: ‚Schafft mir den Toten herein! Er wird geschändet; seine Wunde hebt an, aufs neue zu fließen!‘ Widerwillig lösten sich vier ältere Bauern aus der Schar der Kampflustigen. Die anderen aber wandten sich, neu zusammengeschlossen, und spannten nicht nur die Muskeln, sondern auch den Geist an, um List und Trug der Hölle zu bestehen. Ehemalige Soldaten waren unter ihnen. Diese gaben Befehle und ordneten den neuen Angriff gegen den im Gestäude Verschwundenen. ‚Wir lassen uns nicht verspotten, wir Lecher, haben nichts zu fürchten und fürchten nichts!‘ Da vernahmen sie Hufschlag und das Wiehern eines Pferdes. Es kam nahe, und ein rabenschwarzes Roß sprengte die Dorfstraße herauf. Es schien einen Mann nach sich zu schleifen, der vergeblich versuchte, einen Fuß aus dem Steigbügel zu lösen. Dieser Anblick löste die in Rachelust geeinte Gruppe in lauter hilfsbereite Hände und zur Rettung heraneilende erbarmende Männer, die sich verteilten, um das rasende Pferd aufzufangen. Aber auf einmal hob sich der geschleifte Reiter, als wäre er ein Vogel, saß auf dem Rücken der Stute, stellte sich frei auf ihre Krippe und erschien als ein Mann, der seinen abgeschlagenen Kopf in den Händen trägt. So verschwand er in der Nacht. Aus der Ferne erschien ein prahlerisches Gelächter, das zugleich aus allen Gassen und um jede Hausecke zu kommen schien, und eine Stimme rief: ‚Ich liebe die grausamen Späße!‘ Da sträubte sich auch den Ohnefurcht das Haar. Sie gingen langsam in ihre Häuser. ‚Vielleicht ist es doch gut, daß der . . . nicht ernst gemacht hat,‘ murrte der Flößer, ein Bauer aber dagegen: ‚Vielleicht wär' es aber doch unser Schaden nicht gewesen. Mit grimmwütigen Lechern mag sogar der nicht anbinden.‘ Nach kurzer Zeit ging keine Haustüre mehr im ganzen Ort. Alle Riegel, alle Lucken und Hühnersteige waren geschlossen. Hinter den Fenstern flammten Kerzen wie bei furchtbaren Gewittern,

und wie bei furchtbaren Gewittern erklang das starke, geheimnisvolle: ‚Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott....‘

15.

Der Pfarrer ging eben, begleitet von den vier Starken, die den Knecht in die Kapelle gebracht hatten, nach Hause, da schoß der Märtel aus einem Graben hervor, umfaßte seine Knie und bettelte mit stockender Stimme: ‚Laßt mich mit! Ich muß bekennen, ich muß euch sagen ...!‘ Der Pfarrer schickte die Männer weg, nahm den verstörten Burschen mit in sein Widdum, und nachdem er ihn angehört und wieder zu Ruhe und Besinnung gebracht hatte, schickte er ihn weg. Aber der Bube heulte: ‚Ich trau mir nicht allein auf den Richterhof ... da geht es um, o, auf dem Richterhof...!‘

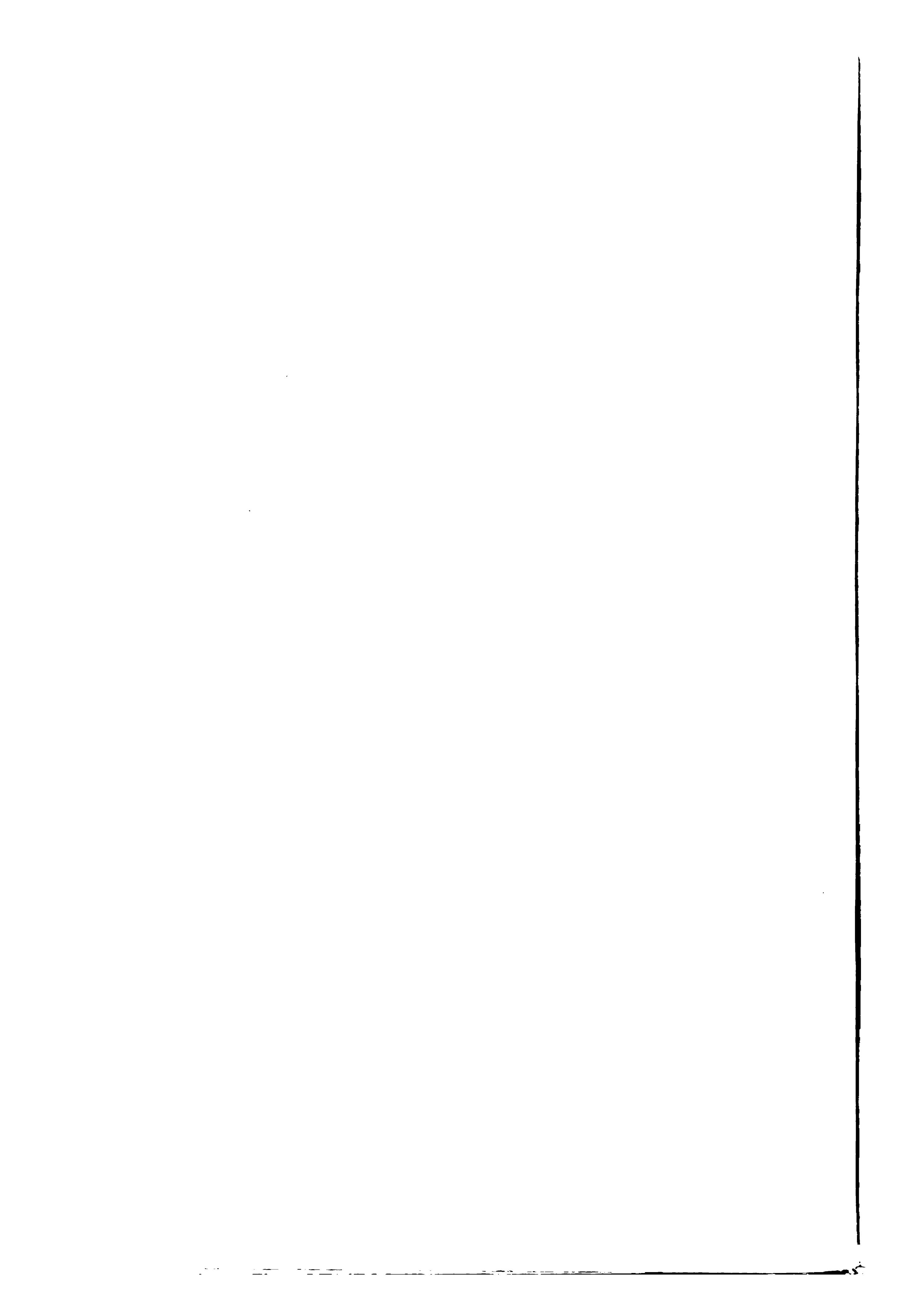
Da begleitete ihn der Pfarrer. Es war lange her, seitdem er die Schwelle dieses Hauses überschritten hatte. Als er mit Märtel in die Stube trat, fand er darin alles in maßloser Verstörtheit. Die Bäuerin saß auf dem Kanapee und stotterte ungereimte Worte. Die Dienstboten hatten Kerzen angezündet, sprengten Weihwasser und versuchten zu beten, unterbrachen sich aber bei jedem Geräusch. Kaum erblickte die Bäuerin den Geistlichen, da drängte sie sich an ihn; auch der Bauer kam heran. Seine hängenden Bäcklein waren aschfahl. Er erzählte ihm, daß der Räuber ... das Gespenst immer wieder durch den Hof reite. Er habe den toten Knecht hinter sich auf dem Sattel. Wenn es diese Nacht so weitergehe, so wisse er nicht, ob er das aushalte. Die Bäuerin habe ihn zuerst gesehen und darüber die Sprache verloren.

Des Pfarrers Augen, die hart blickten, selbst wenn sein Herz weich war, sahen die Schlotternde verweisend an. Er tadelte sie wegen ihrer abergläubischen Furcht und suchte die Fassungslose zu stärken. Aber da erscholl von der Straße her Hufschlag, und sofort fuhren alle in die Höhe, versteckten und verkrochen sich, verhüllten die Augen und weinten. Da sah der Pfarrer, daß hier Worte vergeblich seien, versprach ihnen, den Haussegen zu beten, das Haus neu zu weihen, und wenn sie nur guten Geistes seien, könnten sie dann ruhig schlafen wie Kinder auf der Mutter Schoß. Er sprach die Gebete des Kirchenbuches deutsch und mit absichtlicher Festigkeit: ‚Betritt, o Herr, gnädig dein Haus und gib, daß keine Arglist böser Geister ihm schade ...!‘

Als er schloß, bedeutete die Bäuerin immer aufs neue, er möchte noch länger und kräftiger beten und noch mehr Weihwasser sprengen.

Arnold Dahlke/Pietà





Der Bauer verlangte von ihm, er möchte alles Wasser im Hause weihen und durch alle Kammern, Tennen und Ställe gehen, damit auch kein Balken des Hauses unrein bleibe. Da zogen sich die Brauen des Pfarrers zusammen und furchten seine Stirn. Herb sprach er: ‚Ich bin kein Hexenmeister. Es liegt nicht an vielen Formeln!' Sich umblickend, sah er das Evangelienbuch auf dem Balken, holte den verstaubten Lederband herab, schlug eine Seite auf und bedeutete ihnen: ‚Da lest! Da stehen die Worte der Kraft!'

Darauf ging er davon. Niemand wagte, den Gast, wie es Brauch und Pflicht war, vor die Schwelle zu begleiten. Als er im Hofe stand, wunderte er sich, daß der Hund keinen Laut gab. Seltsam, das Häuschen war leer, Halsband und Kette lagen am Boden!

Während er durch die stille, mondenhellte Nacht schritt, murmelte er: ‚Singet, Knaben und Mädchen — singet ein neues Lied!' Mitten auf der Gasse blieb er stehen. Aus allen Häusern erschollen betende Stimmen, und aus allen Fenstern blinkte Kerzenschein. ‚Ich schäme mich dieser Gebete — sind das Gebete? O wie lange zittert ein solcher Krieg in den entlegensten Winkeln nach!'

Als er, weiterschreitend, um das dem Knaben gegebene Versprechen einzulösen, an der Wirtschaft vorbeikam, sah er im mondserleuchteten Vorplatz zwei Männer stehen. Sie schienen die einzigen zu sein, die von den Ereignissen nicht ergriffen waren. Sie sprachen laut, und in ihren Stimmen lag ein festlicher Überschwang. Der Pfarrer erkannte Rasso und den ‚Oheim'. Rasso rief, sichtlich vom Trunke bereits angeregt: ‚Und ich lasse es mir nicht nehmen, der Christoph hat ausgesehen wie der Kaiser Karl, als er noch in der Mühle diente und niemand darangedacht hat, daß er der große Kaiser sei. Eitel Gold die Haare, gib acht, gib acht, es ist etwas vor der Tür!'

‚O Rasso!' murrte der Pfarrer laut. Die zwei aber bemerkten ihn nicht. Thassilo sprach: ‚Bruderherz, wahrhaftig sage ich dir, er hat uns das Glück mitgebracht, bloß siehst du's noch nicht. Mir aber schwant es wenigstens. Das Haar des Nevö ist wirklich eitel Gold, wenn man es recht versteht. Ich schlage dir vor: Wandern wir mit dem Buben, dann wird es bald laut und offenbar. Wir lassen ihn sehen . . . und kurz, wir lehren ihn ein paar Kunststücke, stellen ihn auf die Tische, gehen mit ihm auf die Schlösser, stellen ihn dar — dann muß es doch einmal herauskommen — so viel Augen! Ohne dies, Rasso, ich bin wie ein Wasser, und das muß wandern. Wir haben den Pilgerhut im Wappen, ich hab's gesehen!'

Rasso aber sagte an ihm vorbei aus tiefer Seligkeit: ‚Wie Kaiser Karl in der Mühle! Und vom heutigen Tage an soll auch meinen Scheitel kein Schermesser mehr berühren. Dann wächst die Kräft!‘

‚Narren, Narren,‘ knurrte der Pfarrer, ‚gefährliche Narren!‘ Er wollte weitergehen. Aber da nahm das Gespräch eine Wendung, die ihn zwang, weiter zu horchen. Er war übrigens nicht der einzige Zuhörer. Denn alle Leute in der Wirtsstube konnten die beiden mühelos verstehen. Sie redeten wie für eine ganze Gemeinde: ‚Solange du an deiner Hütte hängst,‘ schrie Thassilo, ‚kommt die Kraft nie! Aus einer alten Hütte wächst nichts als Schuld an Schuld, Not an Not. Darum stehet geschrieben: Zeuch fort aus deinem Haus, von deiner Vetterschaft und aus deines Vaters Sippe und komme in das Land, so ich dir werde zeigen! Ich will dich machen zu einem großen Volk, ich segne dich und mache groß deinen Namen! — Alle, die solch ein Gotteswort befolgen, die sind die Auserwählten!‘

Rasso weinte vor Begeisterung: ‚Bruderherz, das ist es! Immer schon ist mir das bedeutet worden, aber meine Ohren waren nicht eröffnet. Du steckst mir auf das wahre Licht!‘

Eifrig fuhr der andere fort: ‚Merkst du nicht, daß das Gezelte, das bewegliche Haus, der Wandertabernakel darum von dem Nevö hierhergebracht werden mußte? Deine alte Hütte ist wie ein verfaulter Stock, da grünet kein Reis mehr hervor. Aber nun folget der Auszug aus Ägypten, dem Lande der Knechtschaft. Wir stehen gegürtet, mit dem Stab in der Hand, und morgen nehmen wir mit die Kinder Israels alle — deine Kinder —, und das Gezelte wird sein wie ein kleines Steckzweiglein; wir setzen es irgendwo in ein fettes Land, und daraus wird wachsen ein Baum, nein, ein Schloß, und die Vögel des Himmels und deine Vögel nisten darin mit frohem Gezwitscher!‘

Rasso stand mit offenem Mund und staunend gefalteten Händen. Er hatte eine Offenbarung empfangen und sah klare, lichte Gesichte; das Regenbogengold wurde gehämmert und geschmiedet — es bog und fügte sich zu dem festen Hause seines Glückes. Er stammelte nur: ‚Das ist das wahre Licht! Zieh fort! Ich mache groß deinen Namen!‘

Da griff der Pfarrer ein: ‚Rasso, ich habe dir etwas zu sagen!‘

Der beseligte Träumer wischte sich die Tränen ab und faltete sich zusammen, wie der großwolkige Geist, der in den Essigkrug steigen muß; in vielen Jahren darin geübt, aus Himmeln in Staub und

Asche zu fallen, vermochte er sich auch jetzt zu fassen und trat artig und höflich, wie er sich stets zu betragen pflegte, auf die Straße heraus.

‚Rasso, was muß noch über dich kommen, daß du endlich einmal umkehrst! Wohin gehört ein Vater in dieser Stunde? Ein Vater, dem ein verlorener Sohn, ein Sohn in Not zurückgekehrt ist?‘

‚Ihr habt recht,‘ erwiderte der Wolkenburger schüchtern, ‚so, wie Ihr es versteht. Aber — es geschahen wahrhaft große Dinge. Ich darf nicht reden. Morgen werdet Ihr alles verstehen. Ich komme noch zu Euch!‘

‚Rasso, du magst morgen zu mir kommen, wenn es dir gefällt, aber ich komme schon heute zu dir! Daheim kannst du auch großartige Dinge finden. Weißt du denn nicht, was dein Christoph herausgeschrien hat? Kümmerst du dich nicht um ihn?‘

‚Ich mich nicht um ihn kümmern? Von mir ist er nie weggegangen. Er war allzeit bei mir. Ich habe ihn wandern und wachsen gesehen. Alle sind überrascht, daß er in der Gestalt eines Herrenbuben dahergekommen ist. Ich bin nicht überrascht. Nun — Euch wird es auch noch offenbar werden; wißt, unser Wappen ist der Pilgerhut!‘

‚Der Bettelhut, Rasso,‘ erwiderte der Pfarrer, und seine Soldatenstimme fuhr scharf heraus: ‚Du wirst dich jetzt erinnern, daß du ein Vater bist, komm!‘

‚Ich komme schon, ich will nur noch mit dem Wirte abrechnen — denn es ist wohl das letztemal,‘ beschwichtigte Rasso und kehrte eilig mit seinem Bruder in die Stube zurück.

Der Pfarrer ging über das wie eine Geißelschnur gewundene Sträßchen, überquerte die Brücke und trat in das unverschlossene Wolkenberger-Hüttlein. Er traf in der Stube zunächst nur ein Büblein, das so erstaunt und erfreut war, daß es ihm gar keinen Gruß gab, sondern an ihm vorbei hurtig in die Küche schlüpfte, um dort das große Ereignis anzumelden. Die Geschwister hüpften vor Freude und konnten es nicht erwarten, bis Edeltraud ihre von der Arbeit rußig gewordenen Finger abwischte, die gute Schürze vorband und auch sie säuberlich putzte.

Der Pfarrherr hatte unterdessen Zeit, die ganze Stube, an deren schwarzgeräucherter Holzdecke er seinen Scheitel anstieß, zu überschauen. Er suchte zuerst nach Christoph und fand ihn in dem Lederkanapee hinter dem Ofen, sauber zwischen Kissen und Decken gebettet. Raimund lag neben ihm. Beide schliefen mit gegeneinanderge-

kehrten Gesichtern. Sie hielten sich an den Schultern fest, so daß ihre Arme anmutig gekreuzt waren. Nichts konnte rührender sein als der Gedanke, daß Christophs kindlich im Schlafe gelöster Mund vor kurzem eine so grausige Schuld über sich ausgesprochen hatte. Nachdem der Pfarrer ihn eine Zeitlang betrachtet und sich in der Gewißheit, daß Christoph als Kind zurückgekehrt sei, bestärkt hatte, wandte er sich von ihm ab, um nach Edeltraud auszuschauen. Als er sich immer noch allein sah, schweifte sein Blick prüfend durch die Stube. Da fiel ihm erst auf, daß auch hier Kerzen aufgesteckt waren. Sie brannten auf dem eisernen Teller am Herrgottswinkel und beleuchteten den holzgeschnitzten Christus mit der unter dem Kreuzbalken stehenden schwertdurchbohrten Mutter. Diese beiden Figuren aus dem Michelshof fielen bei dem niederen Raum der Stube besonders in die Augen. In dem weichen Lichte erschienen sie fast wie lebendig. Der Pfarrer trat auf die wohlbekannten Bildnisse zu und bemerkte staunend, daß der Gottesmutter nicht mehr wie sonst fahles Flachs unter dem blauseidenen Kopftuch hervorquoll, sondern eine Flut echter goldner Locken. Er schob das quellende Kissen von Christophs Haupt zurück und sah nun erst, daß die Locken des Knaben verschwunden waren. Als er über ihn geneigt dastand, traten die Kinder ein und gaben ihm fröhlich die Hände; nur Annamarie begann, als sie den Pfarrer bei dem Bruder sah, zu schluchzen. Edeltraud entschuldigte sie und erklärte ihre Trauer: „Es ist wegen der Locken; sie hat in den langen Haaren etwas Besonderes gesehen und meint, das sei nun umgebracht. Ich habe es ja selbst nicht gern geschafft. Aber ich mußte es tun. Ihr wißt, wie der Bub auf dem Friedhof außer sich gekommen ist. Wohl begreiflich! Der Arme war völlig ausgehungert. Ich habe ihm geschwind ein Süpplein gewärmt. Aber wie ich mit der Schüssel aus der Küche komm', packt es ihn aufs neue. „Bleib weg, laß mir keine Suppe sehen! Ich kann nicht essen," ruft er, „ich bin ja voll Blut! Ich hab den Knecht umgebracht, oft, oft!" Ihr hättet ihn sehen sollen, mit was für Augen und was für Fingern er überall hingezeigt hat, bis in den Herrgottswinkel hinein. Aber wir rücken dennoch einmütig gegen ihn los. Ich weiß nimmer, was wir alles mit ihm angestellt haben, wie ihm der Raimund haarkleinklar bewiesen hat, daß es der Räuber Strega gewesen sei, bis er endlich und endlich wieder ruhig geworden ist. Ich bin bald an seinem Lachen, bald an seinem Weinen, Fragen und Anklagen erschrocken. Er legt sich, während wir das Nachtgebet verrichten, mit dem Gesicht gegen die Wand auf das Kanapee — ganz wie ein Verstockter und Verzweifelter. Plötzlich springt er auf, kommt mit einer

Schere auf mich zu, kniet nieder und bittet: „Edeltraud, nimm das und schneide die Hoffart von mir weg!“ Als ich nicht gleich verstehe: „Schneide mir die Gauklerhaare weg, ich will sie nicht länger dulden!“ Annamarie fällt mir in den Arm: „Nein, ich will ihn zeigen, ich will mit ihm spazieren gehen!“

„Schneide mir die Lügen weg, sie lügen nur den Vater an — der will mich im Land herum zeigen!“

Da denke ich in meiner Not an die Mutter Gottes im verstaubten Flachshaar. Das Gold da ist für sie gewachsen, für die Königin — und tu ihm den Willen, und dann opfern wir die Pracht!

Darüber wird Christoph ruhig und froh — seht nur, wie sie schlafen! Aber auf das Erwachen ist mir bang!‘

Der Pfarrer sagte in festem Ton: ‚Er erwacht wie ein Vogel auf dem Zweig. Ein guter Schlaf, ein heller Tag und ein liebender Mensch — die machen alles gesund. Drum laß ihn schlafen! Habe Vertrauen! Und grüße deinen Vater! Ich habe mit ihm sein Wappen durchberaten wollen. Wenn er morgen traumwandeln anheben sollte, dann kommt zu mir.‘ —

Edeltraud brachte nach dem Weggang des Pfarrers die Kleinen zu Bette, dann setzte sie sich an den Ofen, um bei den Brüdern, die bisweilen von jähen Träumen geschreckt wurden, zu wachen. Schwermütig schlug die alte Schwarzwälderin ihren langsamen Takt. Draußen im Schuppen, wo der Karren stand, winselte der Hund. Das Mädchen konnte nicht satt werden, den Heimgekehrten zu betrachten. Jetzt fuhr Raimund empor: ‚Er schlägt mich, er — ich will nicht!‘ stammelte er. Gleich darauf träumte Christoph laut: ‚Ein Gesicht, vorn, hinten eins . . . Der Drache — hui, Oheim Thassilo, so recht!‘

Edeltraud rüttelte die Schwerträumenden, bettete sie weicher, beruhigte sie mit flüsternder Zusprache und weichem Streicheln und brachte es so weit, daß sie allmählich ruhiger wurden. Darauf bekam sie Zeit, die Stube noch völlig aufzuräumen.

Als die Uhr der Mitternacht entgegenrückte, begann der Hund im Schuppen zu murren, zugleich knirschte der Kies von Mannesschritten. Edeltraud erkannte den Vater und Oheim und eilte zur Tür, um ihnen zu öffnen; doch die beiden gingen über den Hof und machten dem wütend auffahrenden Hund einen Besuch. Aber alsbald beruhigte sich das Tier. Der Oheim redete beschwichtigend und schmeichelnd zu ihm, kettete ihn los und kam, von Hurrax freundlich umwedelt, in das Haus.

‚Siehst du, Rasso,‘ sagte der Oheim. ‚Ein neues Zeichen!

Das unvernünftige Vieh weiß schon, daß wir zu seinen Herren bestimmt sind!'

Die Brüder rochen nach Branntwein und trugen die Hüte tief im Nacken. Edeltraud kannte diese Zeichen. Sie kündigten an, daß der Vater von fremden und bösen Mächten regiert sei, die seine natürliche Gutmütigkeit verstörten. Sie überlegte darum rasch, wie sie ihn auf eine artige Weise ohne Säumen zur Ruhe bringen könne. Dienstfertig zog sie den Stiefelzieher unter der Bank hervor, nahm dem unablässig Redenden den Rock ab und wagte, da er gleichwohl über ihre Ungeschicklichkeit zu poltern begann, unter den Erweisen demütigster Magdlichkeit zu mahnen: ‚Vater, weck' den Christoph nicht auf, er ist krank!'

‚Wo ist der Christoph?' schrie darauf der Alte und schaute sich mit drohenden Blicken um. ‚Soll ich den Ausreißer vielleicht fürchten? Von mir geht das Glück aus, nicht von ihm. Die Alten müssen die Jungen in den Sattel heben. Denn die Kraft fällt abwärts von Geschlecht zu Geschlecht!'

Er ging jedoch darnach, so leise er konnte, dem Lager am Ofen zu und beugte sich über seine schlummernden Knaben. Aber als er den geschorenen Kopf erblickte, schrie er: ‚Das soll mein Christoph sein? Wo sind die Haare vom . . . Kaiser Karl? Wer hat ihm das Zeichen gestohlen? Alle höllischen Geister und Neidteufel!' Er zog das Gesicht in böse Falten und wandte seine Augen zornig auf Edeltraud.

‚Vater, er ist durchaus darauf bestanden und hat mich gebeten mit aufgehobenen Händen. Ich hab's tun müssen! Ihr hättet selbst nicht anders gekonnt!'

Rasso schob sie mit grimmigen und verächtlichen Bewegungen auf die Seite: ‚Du hast die Schergenarbeit fertig gebracht! Von dir einzig versteh ich's. Du bist nicht echt. Du bist nicht von unserer Wurzel, eine Magd, dazu geboren und geschaffen! Und wenn einmal alle das Glück finden — so bleibst du zurück und melkst die Kühe und scheuerst den Boden. Ganz recht! Denn zu etwas anderem bist du nicht zu brauchen. Du verstehst in deiner Blödigkeit nichts und gar nichts von den höheren Dingen und vom wahren Licht.'

Der Oheim, der anfangs über die Verstümmelung des Haarschmucks ebenfalls ein böses Gesicht gemacht hatte, suchte ihn nun zu beschwichtigen, da er sah, daß der Erboste nahe daran war, das arme Kind zu schlagen, das er ihm noch diesen Morgen mit

allen anerkennenden Worten und unter Tränen der Rührung gepriesen hatte. Es lag ihm daran, die ‚Mutter' nicht zu verschüchtern, sondern vielmehr für sich einzunehmen. Darum sagte er: ‚Rasso, Narr, du tust, als hätte sie ihm die Nase abgeschnitten! Jungenlöcklein wachsen so geschwind wie das Kraut auf der Wiese und dazu jedesmal schöner und dichter. Das Geringel war nur eine Probe, die der Scherenschleifer angestellt hat. Wir wissen jetzt, was auf diesem Grunde wächst, und können recht wohl und in aller Ruhe warten, bis die neuen Himmelsschlüssel um seine Stirn blühen!'

Da gab sich Rasso zufrieden, und das Wort ‚Himmelsschlüssel' weckte ihm das Feuer der Begeisterung über seine Pläne neu auf. Ein Strom schwärmerischer Fröhlichkeit strahlte über seine gereizte Seele.

‚Edeltraud,' rief er, ‚hättest du geahnt, was für große Dinge uns bevorstehen, du hättest den Buben geschmückt und gesalbt, statt verunstaltet. Wisse denn und vernimm' — er hob den langen Zeigefinger der Rechten hoch über sein Haupt hinaus —, ‚daß jetzt wirklich die neue Zeit herangekommen ist, die ich euch allen am frühen Morgen und am späten Abend vorausverkündet habe. Heute ist Rüsttag! Das Glück ist reif. Wir müssen ausziehen, um es zu schneiden. Denn die Berufung ist an mich ergangen: Zeuch aus von deinem Haus und deiner Sippe und aus deinem Dorfe ... oder wie heißt das heilige Wort ... sprich du, Thassilo! Ich bin der Stammler — du der beredte Aaron! Jetzt ist das wahre Licht gekommen. Was fragen wir noch nach dieser Hütte, ist doch jeder Balken und jede Maus verpfändet. Der Bauer soll nehmen, was sein ist. Was fragen wir nach Ägypten, da uns das gelobte Land winkt! Wir lassen sie bei ihren Götzen! Wir aber — alle müssen mit, und wir lassen uns zum Zeichen, daß wir uns frei gelost haben, lange Haare wachsen!'

Edeltraud, seit langem gewohnt, ähnliche Phantasien anzuhören, unterbrach ihn nicht, um auf diese Weise die Gespräche von selbst einlullen zu lassen. Erst als der Oheim eingriff, wurde sie aufmerksamer. Er sprach: ‚Handwerk hat einen goldenen Boden; in Ungarn braucht man aber kein Handwerk. Da stellt man sich auf einen Tisch, schüttelt seine schönen Locken, wirft eine Kußhand in das Publikum, und die Goldstücke fliegen heran wie die Flocken im Januar. Es wäre wahrlich ein Verbrechen, solche Kinder, wie ihr seid, zu Arbeitstieren zu machen. Ihr sollt nicht arbeiten, da doch schon eure feinen Gesichtlein arbeiten. So etwas versteckt

man nicht in das Lechtal, das schwarzzottige und rauhe. Das zeigt man den reichen, gepuderten Städtern!'

Nun erst erschrak sie. Des Vaters Rede ist ein Kinderlallen, aber der Oheim redet ganz wie einer, der handeln will!

Immer deutlicher bezeichnete er Absicht und Ziel. Sie begann zu widersprechen. Aber der Vater fuhr sie ingrimmig an, und der Oheim schilderte das Glück der Freizügigen immer eindringlicher und ließ durchblicken, daß es für Christoph nur noch diesen Lebensweg gebe und daß dem Knaben das Vagantentum bereits unheilbar in das Blut geimpft sei.

So ließen die zwei, als sie schließlich zur Schlafkammer hinaufgingen, das Mädchen eingeklemmt in Sorgen und verschüttet in Bangen und schlimme Befürchtungen zurück, am meisten darüber beunruhigt, daß Christoph wirklich schon als ein dem seßhaften Leben Entfremdeter, ja mit der Ordnung Zerfallener heimgekehrt sei. Jetzt ist die Zeit gekommen: Festhalten mit Händen und Zähnen!

16.

Der Pfarrer stand schon am frühen Morgen des folgenden Tages im Freien. Ihm hatte sich der kluge Sakristan und der schülerlose Schulhalter Urban zugesellt. Der Pfarrer bezeichnete eben seinem Knechte Konrad einen alten Birnbaum und wies ihn an, den bemoosten Gartengreis auszuhauen. Der Schulhalter verteidigte ihn: ‚Alte Bäume verdienen Schonung. Sie halten der jungen Pflanze den Wind ab und belehren sie, wie man blühe und Früchte trage.' Der Pfarrer beharrte bei seinem Vorhaben: Das alte Holz, warf er ein, tauge nur als Nistplatz der Käfer, Raupen und jeglicher Art von Schädlingen.

‚Ei, würdiger Herr,' schmunzelte der Sakristan mit seinem feinen, faltenreichen Gesicht, ‚wenn dem so wäre, so dürfte man uns alte Leute auch zu Scheitholz spalten!'

‚Jawohl, sobald wir einmal zu faulen anheben! In diesem Falle gibt es bei alter Kreatur nur ein Weiterfaulen.'

Das hagere und unendlich kluge Gesicht des Schulhalters begann zu strahlen. Schon freute er sich, den Pfarrer zu einem der Dispute über geistige Dinge warm gemacht zu machen, nach welchen er als ein gescheiter, aber einzig durch spärlichen Selbstunterricht geschulter Kopf leidenschaftlich hungerte; da kam eine Söldnersfrau mit ihren zwei Kindern in den Garten. Sie stellte die Kleinen dem Pfarrer vor und sprach verlegen: ‚Ich hab' mir

gar nicht trauen wollen, den Weg zu Euch zu machen. Aber die Plagegeister' — sie schaute auf ihre Kinder — ,lassen mir keine Ruhe. Der Bub will durchaus wieder in die Schule gehen, und die Ottil möchte ums Leben gern bei Eurer Schwester weiterflechten!'

,Und warum wollen sie jetzt auf einmal wieder in die Schule?'

,Sie haben immer schon darnach begehrt. O, Herr Pfarrer, sie haben mir fast die Haut runtergezogen!'

Die Kinder nickten und riefen rot werdend: ,O, wenn es auf uns angekommen wäre!'

Das Weib sah ein, daß sie der Pfarrer nicht ohne klares Bekenntnis entschlüpfen ließ. Sie räusperte sich denn tapfer und gestand: ,Wir wissen wohl, es ist wider christliche Lehre zu glauben, daß gewisse Leute eine heimliche Gewalt haben. Ihr habt's oft genug heruntergepredigt, und wir sind nicht so keck, Euch zu widersprechen. Aber man hat doch eben Angst, wenn einer so grimmige Gebete weiß. Und wenn es um die Kinder geht, dann will man es halt nicht auf die Probe ankommen lassen. Ihr werdet uns in der langen Zeit kennen gelernt haben ...'

Pfarrer und Schulhalter schauten sich bewegt in die Augen. O ja, sie kannten die Leute! Wer durch so viel Kriegsnot gepeitscht und durch so viele Gespenster geängstigt worden ist, der sieht überall Gespenster und Gefahr. Doch gegenwärtig kommt ja eine Frohbotschaft, eine Welle der Gesundheit und Kraft bricht hervor!

Verschüchtert und zugleich froh aufatmend, daß sie unumwunden gestanden hatte, welcher Macht sie gehorcht hatten, stand das Weib und wartete auf eines der berühmten Donnerworte.

Der Pfarrer wandte sich auf einmal gegen den zum Fällen bestimmten Baum und sprach mit grimmigem Kommandoton: ,Konrad, pack ihn doch an, den alten Burschen! Aus der Sonne mit ihm!'

Erschrocken schaute die Bittstellerin bald auf den Baum, bald auf den Pfarrer, und die Kinder senkten die vertrauensvoll erhobenen Köpfe. Der alte Schulhalter, dem die Morgensonne in das Gesicht schien, so daß ein silbernes Flimmern um sein Haar und die scharfen Züge spiegelte, schloß die Augen. Dann streckte er die Hand gegen die Kinder aus, wandte sich dem Knaben zu und rief: ,Und du wagst dich in die Höhle des alten Bären zurück, da er dich schon das erstemal beinahe mit Haut und Haar aufgefressen hätte?'

Die Kleinen kicherten und deuteten mit den Händen Nein.

Da neigte sich der Pfarrer auf einmal nieder, ergriff den Knaben, hob ihn hoch empor, wie er zu tun pflegte, wenn er mit

ihnen spielte, drehte sich mit der zarten Last langsam im Kreise, als wollte er das Kind allen Himmelsgegenden zeigen und dann mitten hinein in das goldene Rund der Morgensonne halten, und er rief mit lauter Stimme: ‚Ver sacrum, heiliger Frühling! Die Störche sind zurück, die Stare, die Schwalben — heute kommen die Kinder, der Frühling ist da!‘

Alsbald begann der Schulhalter ein lustiges Beraten mit den Kindern: ‚Wann aber wollen wir mit dem Schulsitzen anheben? Über's Jahr? Oder wenn das neue Jahr in den Sommer fällt?‘

Er hob den Finger, wiegte den Kopf wie immer, wenn er mit einer Geschichte begann, und sprach: ‚Kinder, wenn ihr in die Erdbeerlein geht und habt einen großen Krug bei euch, dann brockt ihr im Schlag, der weit und breit von Erdbeerlein rot ist, zwei oder vier Beerlein, laßt die in den großen Bauch des Kruges fallen, und dann nehmt ihr die Füße über die Achseln, den großen bauchigen Krug in die Hand und lauft zur Mutter heim!‘

‚Nein,‘ lachten die Kinder, ‚warum hätten wir einen so großen Krug mitgenommen und wenn es doch so viel Erdbeer gibt! Wir machen voll aufgehäuft bis über den Deckel!‘

Der Schulhalter nickte: ‚Das erwarte ich von einem wackeren und fleißigen Kinde. Aber nun denkt: Meine Schule ist ein großer bauchiger Krug. Sepple, du bist ein Erdbeerlein, Otti, du bist ein zweites — ei, wie wenig, zwei Beerlein! Sind denn die andern noch gar nicht reif? Soll ich dem faulen Kind gleichen, das mit zwei oder vier Beerlein zur Mutter kommt? Herr Pfarrer, ich glaub', wir wollen nicht den faulen Kindern gleichen, wir wollen uns noch fleißig nach Erdbeerlein umtun.‘

Schon lange hatte der Seppel den beharrlich unachtsamen Lehrer an dem langen Rock gezupft und rüttelte ihn zuletzt so ungeduldig, daß der Listige den schlauen, gegen die Kirche deutenden Finger endlich beachten mußte. Sie blickten nun alle in die angegebene Richtung und sahen spähende Kinderköpfe an der Mauer, eins am andern, eins über dem andern; auch hinter der Hecke bargen sich Kinder und lauschten, ob ihre Kundschafter Trauben oder Donnerkeile mitbrächten.

Da lachte der Schulhalter: ‚Der ganze Schlag ist reif, nun aber drauf und dran, daß uns nicht Ungeziefer zuvorkommt!‘

Die ‚Kundschafter‘ rannten auf die Vielen zu und schrien atemlos: ‚Morgen dürfen wir in den Krug, morgen ist Schule, das Fräulein tut die Schule auf!‘

Der Schulhalter stand schon in der Mitte der Kinderschar. ‚Wer will rechnen, wer flechten — Buben rechnen, Mädchen flechten!‘ — ‚Rechnen, flechten, rechnen und flechten!‘ wogten die Stimmen gegeneinander. Gegen die Nase des eifrigen Urban streckten sich so viele gespitzte Finger, wie weiland Spieße gegen Arnold von Winkelried. Dann rannten die Buben und Mädchen wie Hasen auseinander. Denn sie meinten ihrem Glück erst trauen zu dürfen, wenn sie es von ihren Eltern bestätigt sähen.

Urban rief dem Pfarrer zu: ‚Ich eile die Fenster aufzumachen, die Stube muß Luft und Sonne haben. Die Erdbeerlein wollen nimmer länger warten!‘

Kaum hatte er sich mit der ganzen Schar entfernt, da kam die Richterbäuerin, die auf diesen Augenblick gewartet zu haben schien, auf ihn zu. Sie schritt schwerfällig unter der Last ihres aufgedunsenen Körpers und unter der Bedrängnis ihres harten Atems. Der Pfarrer ging ihr entgegen, sie grüßte, und er erkannte freudig, daß sie ihre Sprache wiedergewonnen hatte.

‚Wo das Unglück ein Ei hinlegt, da brütet der Satan zwei böse Vögel aus,‘ keuchte sie. ‚Heute morgen, da wir aufstehen, sind uns alle Ehehalten weggelaufen. Denn — gestern habe es den Knecht getroffen, heut' könne es an sie gehen! Wir zwei, der Bauer und ich, denken ja das gleiche für uns. Denn er zielt uns doch nicht weniger nach dem Leben. Es ist rein zum Verzweifeln . . . und ich werd' verzweifeln!‘

Während sie die letzten Worte sprach, stampfte sie mit dem Fuße auf wie jemand, der sich vor übergroßen Schmerzen nicht zu helfen weiß. —

Der Pfarrer wollte sie zu einem tapferen Trotzen bringen: ‚Wenn euch die Dienstboten davongelaufen sind‘, sagte er, ‚so laßt sie laufen! Wer mit dem Silber einen so hellen Klang machen kann wie ihr, der zieht die Ehehalten herbei, wie der Vogelfänger die Tauben, wenn er Malz ausstreut.‘ Sie aber blieb starr und mit verkrampften Zügen dabei: ‚Nein, zu uns kommt kein Dienstbot', und nicht, wenn wir Taler unter die Leut' säen. Die gestrige Sach' brennt nicht bloß bei uns, sondern sieben Meilen im Umkreis zu allen Kaminen hinaus, und in der Weite schaut es noch grimmiger her als in der Nähe, wenn so etwas überhaupt noch grimmiger gemacht werden kann! Es ist rein zum Verzweifeln!‘

Und sie stampfte wieder mit dem Fuße und schaute darein, daß es dem Pfarrer vor der Not dieser verstörten Seele bange wurde.

Aber da er sie einlud, mit ihm in den Widdum zu kommen, da erhob sich in der Nachbarschaft ein großer Lärm. Aus des Wolkenbergers Hütte rannten die Kinder, als ob es in der Stube brenne. Rassos Stimme erklang kommandierend, Thassilo schrie gegen ihn und er gegen den Bruder. Es war ein Hin und Her, wie wenn die Herde im Frühjahr zum erstenmal ausgetrieben wird, und weder die Ziegen und das junge Vieh noch die Hunde und Hirten sich zurechtfinden können.

Die kleinen Wolkenberger sahen den Pfarrer stehen und rannten sogleich auf ihn zu. Sie weinten alle und es war unmöglich, von ihnen zu erfahren, welches Unglück denn geschehen sei. Sie faßten den Pfarrer bei allen Fingern, an den Rockschößen, und wo sie ihn eben erwischten, so, als käme irgend etwas Unheimliches, um sie wegzureißen. Edeltraud und Christoph standen einige Augenblicke betrübt und unentschlossen vor der Türe, dann eilten sie den Kindern nach. Vergeblich winkten nun Rasso und Thassilo, die in ihrem Eifer diese Flucht erst gar nicht bemerkt hatten. Die Kinder schienen sich vor ihnen zu fürchten, sie bargen sich, als die zwei Männer auf sie zukamen, hinter dem Pfarrer. Unterwegs redeten diese wieder heftig aufeinander ein. Der Oheim sprach mit Armen, Händen und winkendem Kopf, Rasso ging hochaufgerichtet und wie einer, der sich Würde geben will. Als sie vor dem Pfarrherrn standen, sagte der Oheim: ‚Rasso, jetzt rede und vertritt deine Sache! Zeige, daß du der Vater bist, und deute das vierte Gebot aus. Traurig, wenn dem Vater die Kinder über den Kopf wachsen!‘

Rasso schaute unterdessen weder den Pfarrer noch die Kinder an. Er blickte scheu und mit krampfhaftem Trotz in die Ferne und sagte: ‚Rede du zum Pfarrer! Ich bin zu betrübt über diese Rebellion — wenn Isaak so zu seinem Vater gestanden wäre, wie wäre es da zu einem auserwählten Volk gekommen, und ich verlange kein Opfer — nur daß sie das Glück annehmen! Doch, rede du — mir verschlägt er das Wort!‘

Sie stritten noch eine Zeitlang, wer denn hier zu reden habe; dann begann endlich der Oheim, indem er den einen Fuß feierlich vorsetzte, die rechte Hand in die Hüfte stemmte und sich räusperte: ‚Ich bin ein vielgereister, ein weltkundiger Mann. Ich weiß, wie man sich am artigsten, nein, wie man sich am glücklichsten durch die Welt schlägt. Es hat jede Familie ihre eigentümlichen Gaben, die in einem Lande blühen, im andern darben würden. Ich sage und behaupte nun: Diese Kinder sind hier zu Frondienst verurteilt und

zum Nagen am Hungertuch. Aber in Ungarn blüht ihnen das Glück. Darum, Kinder, ist für euch das Wort der Schrift geschrieben: Ziehe fort von deiner Hütte und von deinen Landsleuten und dem borstigen Waldland, und ziehe in den Gau, den ich dir zeigen werde!'

Da der Pfarrer völlig ruhig blieb und den Sprecher mit seinen mächtigen schwarzen Augen unbewegt wie eine Bildsäule ansah, wurde auch er verwirrt und schwieg. Endlich sprach der von den Kindern Umklammerte mit seiner kühlsten und härtesten Stimme: ‚Schlaft erst eure Räusche aus, Rasso und Ihr . . ., dann denkt über die Torheiten und Verbrechen nach, die ihr jetzt ausgekramt habt!' —

‚O, wir sind vollkommen nüchtern und hellsten Verstandes,' erwiderte der Oheim, indem er versuchte, Stolz und verletztes Ehrgefühl durch seine Stimme zittern zu lassen.

‚Ihr kommt nie aus den Nebeln eurer Räusche — ihr betrinkt euch, wenn nicht mit Schnaps, so mit faulen Träumen und Wahngespenstern, sonst wüßtet ihr, wer draußen in der Welt Schlösser baut.' —

‚Wer das Glück hat, und wir haben es,' wagte Rasso gegen den unnachsichtlich bittern Mund zu trumpfen.

‚Das Glück hat, wer ein Kerl ist — und du bist kein Kerl, Rasso; ihr zwei seid keine Kerle! Ihr seid Glücksritter von der traurigsten Gestalt!' Und nun wurde der Pfarrer wieder zum brausenden Gewitter: ‚Du, Rasso, bist ein Kind, ein schlechtgezogenes, unziehbares; du, Thassilo, aber ein Wicht, Gaukler, ein Glücksretter!'

Die zwei wollten sich gegen diese Einschätzung auflehnen. Aber ihre spitzen Worte wurden von den Lippen förmlich weggefegt. Denn des Pfarrers empörter Grimm ergoß sich nun in vernichtender Gewalt: ‚Hast du geglaubt, den Rattenfänger spielen und nur pfeifen zu dürfen, um die Kinder hinter dir dreinzubannen; darum, weil dir das einfältigste Kind auf den ersten Ton nachgerannt ist? Das große, dumme Kind weiß ja nicht, was hinter diesen Wäldern ist und wie die Angeln dieser Welt sich drehen — du aber weißt es und stehst hier nicht wie der andere, durch einen reinen Glauben entschuldigt. Du hast es gewagt, mir ins Angesicht zu lügen. Denn nicht wahr ist es, daß du die Kinder zu Arbeit und Verdienst führen willst, sondern du möchtest sie zu Gauklern machen, damit sie dir durch goldene Locken und schöne anziehende Gestalt ein Faulenzer- und Schwelgerleben ermöglichten. Spielen sollen sie, wenn es nicht ausreicht, betteln, wenn das nicht ausreicht — — hab' ich dich?...'

Thassilo hatte bei den ersten Worten des Pfarrers mit einer verächtlichen Wendung abgedreht und war davongegangen. Da vermochte Rasso nicht mehr in Ruhe festzuhalten. Er war von Erregungen und unangenehmen Eindrücken übersättigt, und als er gar sah, wie der Bruder dem Wirtshaus zusteuerte, da lief er ihm nach, als hätte er auf alles, was um ihn her war, vergessen. Erst am Bache wandte er sich noch einmal zurück: ‚Kinder, kommt zum Abschiedstrunk! Kinderlein, wollt ihr nicht mithalten?'

Keines von den Geschwistern hatte Lust, ihm zu folgen. Sie wichen vielmehr zurück, als wären sie aufgefordert worden, jemand in ein tiefes Wasser nachzuspringen. Die Kleinsten weinten. Die Größeren trotzten. Der Pfarrer rief dem Taglöhner, der immer noch an der Säge und dem Beil herumschliff, auf einmal heftig zu: ‚Leg endlich Hand an! Der Bursche verdunkelt mir den halben Garten!'

Eben nahm Edeltraud die Kinder an sich und begann sie zu bitten, mit ihr heimzugehen, da trat die Bäuerin, die während dieses Auftrittes sich scheu auf die Seite gedrückt und hinter einem Baum verborgen den Streit mitangehört hatte, vor und stammelte: ‚Ich habe . . . mir ist wahrhaftig ein Licht gekommen. Gleich, wie ich höre, was geschehen soll, zuckt es in mir auf. Aber ich habe mir nichts zu sagen getraut vor dem Rasso. Er hätte mich doch nur beschimpft. Denn jetzt beschimpft uns alles. Aber vor den Kindern . . . in meine kuhranzenschwarze Verzweiflung hinein kommt der Gedanke: Unser großes Haus, unser großes, leeres Haus! Leer . . . der Hund ist ja auch nimmer von der vermaledeiten Jagd gekommen. Was wollt' ich doch sagen? . . . Ja, der Bauer und ich haben uns einander heut nacht gelobt, daß wir den Geiz und Neid und das Treiben gutmachen wollen. Aber das hab ich ja nicht sagen wollen. . . . Sagen wollt' ich ja das!' Sie erhob plötzlich ihre Stimme wie im Zorn. ‚Wir wollen die Wolkenbergerkinder alle aus der Hütte nehmen, — aber bloß, wenn sie dann in unser leeres Haus kämen!'

Schwer atmend fuhr sie fort, indes ihre Augen wie im Fieber irrten: ‚Unser Hof ist jetzt schlechter als die schlechteste Hütte! Wir sind gemieden wie eine Schergenhütte. Wir sind wie ein Hüttlein im Friedhof, das ganz verlassen fünf Schuhe unter der Erde liegt! Es ist zum Verzweifeln! Aber wenn es dennoch sein könnt', daß unschuldige Kinder es neu einweihten, einen neuen Boden legten.

Wenn man recht bedenkt: Nicht die Balken und Rasen sind schlecht gewesen, bloß die Leut, ... neue Leut, neue, unschuldige Leut! Das wär' ein Segen! Heißt es doch, daß die Schwalben und Kinder ein Haus segnen. Ja, ei ja, darum — ha jetzt geht es mir auf — sind die Gespenster eingezogen. Wo keine Kinder, da Gespenster! Könnt' es nicht geschehen? Meint ihr nicht, ihr könnt die Guttat auf euch nehmen? Und das Haus wär' nimmer leer. Und man könnt' in der Angst auf die Unschuld blicken, hätt' einen Schild. O wir zwei alte, gebrochene Leut können bloß die Händ in den Schoß legen, die Köpf hängen — nicht einmal beten, nicht einmal heulen!'

Selbst Christoph wurde unruhig, auch er verstand den Sinn des leidenschaftlichen Gemurmels nicht. Das Bangen der scheuen Kinder mehrte die Hoffnungslosigkeit der Richterin; sie gab sich ganz verloren und fuhr fort, als wolle sie sich selbst vernichten: ‚Ja, wer mag in ein Spukhaus. Der große Hof ist keine fünf Kreuzer mehr wert! Und erst, wenn einer die zwei Alten mitkaufen müßt'; es steht jetzt so: Seligkeit und Leben hängen an einem Kinder-Ja und -Nein. Aber ich will euch nicht verlocken; wer möcht's euch zumuten, daß ihr's annehmet, so eine böse Sach'! Mit mir ist es schlecht hausen, nie habe ich ein Kind leiden mögen, seitdem mein einziges ungetauft gestorben ist. Geizig bin ich und vom Neid ganz vergiftet. Auch trau' ich niemand und werd' so bleiben, wenn ich auch jetzt zum Kreuze kriech'; eine Katze wechselt ihren Pelz nicht. Ich werd' euch das Stücklein Brot nicht gönnen, das ihr eßt; leid tut mir er, der Bauer; der könnt' euch besser brauchen als ich; er hat nicht einmal mehr einen lebendigen Hund um sich und vertrocknet wie eine Blum' auf dem Kieshaufen, hängt im alten Stuhl wie ein Pfund Elend. O denkt, Herr Pfarrer, alles ist aus dem Hause, nichts rührt sich, kein Dienstbot', kein Nachbar, es ist himmelschreiend; wenn wir auch noch so bös und schlecht sind — — aber wir haben doch die Taufe.'

Sie hatte sich oft nach Luft ringend unterbrochen. Ihre Augen waren, während sie sprach, nicht auf die Kinder gerichtet, sondern scheu zur Seite gewendet. Edeltraud und Christoph aber wagten gleichfalls nicht aufzublicken und fanden in kindlicher Befangenheit keine andere Antwort als die des Mitleids, die auf ihr Gesicht geschrieben war. Der Pfarrer, den sie wiederholt hilfesuchend angeschaut hatten, blieb jetzt stumm und griff mit keinem Wort mehr in die Bitten und Anklagen ein. Als alle still blieben, drängten

sich Jammer, Schuldgefühl und Verzweiflung des Weibes mit ganzer Macht hervor, so daß sie schrie: ‚Wenn uns keine Hilfe kommt, dann bleibt uns nichts mehr übrig als Strick und Balken! Weiß nicht, ich habe nie etwas Gutes getan! Auch jetzt will ich die Waislein nur nehmen, weil wir uns nicht anders zu helfen wissen. Wenn es uns wieder gut geht, reut es uns, möchten sie los haben ... Denn wie ich jetzt bin, kenn' ich mich nicht. Aber es soll alles schriftlich und urkundlich gemacht werden. Dann kann es Reue nimmer geben. Kommt ihr nicht dann, ... ja, ich sag's heraus: Ich hab' heut morgen dem Bauern den Strick vom Hals weggeschnitten und nach einer halben Stunde — er mir! So weit ist es mit uns!'

Da sie dies sagte, trat Christoph zu ihr heran und sagte mit guter Stimme, so wie man zu Kranken spricht: ‚Wenn ihr uns brauchen könnt, dann kommen wir! Und wir fürchten uns nicht!'

Der Pfarrer beobachtete den Buben. Wie schön er aussah! So hatte er einst die Tapferen vor der Front gesehen, wenn der Ruf ergangen war: Freiwillige vor! Edeltraud, von ihrem lähmenden Bann befreit, schaute mit bewundernden, dankbaren Blicken auf ihn. Auch sie fühlte den Mut, zu dem Richterbauern in den Dienst zu treten. Sie nahm die Bäuerin bei der Hand und tröstete mit ihrer freundlichen Stimme: ‚Wir helfen und dienen, solang ihr uns brauchen könnt!'

Da brach ein Schluchzen aus der Brust des Weibes.

Jetzt sah der Pfarrer, daß sein Augenblick gekommen sei: ‚Richterbäuerin — du hast von Brief und Urkund gesprochen. Darf ich dich beim Wort nehmen? Gut, so reden wir jetzt mit dem Bauern und machen alles fest, so fest, daß keine Laune und Reue mehr daran rütteln kann. Ich gehe sofort mit dir und rufe mir nur noch den Urban.'

Die Bäuerin schaute nach den Kindern. ‚Ich bin steifen Willens, — aber die Kinder, wird man sie mir nicht verstören? Und alle müssen kommen, alle!'

‚Sie sollen sich erst, wie es Pflicht ist, noch um den Vater umtun. Wenn sich dann da unten alles fügt und ordnet: viereckig zu viereckig, rund zu rund, dann sollt ihr sie frisch, froh und unverkürzt haben.'

‚Aber vor der Nacht, vor Nacht,' bat das Weib und hob die Hände auf.

‚Vor Nacht soll es in eurem Hause wimmeln und musizieren wie auf einem Baum, wenn die Stare zurückgekommen sind.'

17.

Die Kinder warteten zu Hause schmerzlich auf den Vater und Oheim, die ihren Abschiedstrunk lange ausdehnten. Endlich kamen die Brüder aus dem Wirtshaus zurück.

Der Oheim spannte sich zu dem Hund, der Vater legte seine Hand an den hinteren Teil des Wagens, und das seltsame Fuhrwerk glitt, von den Kindern begleitet, in den Hohlweg, der hinter den Häusern her aus dem Dorfe führte. Jetzt wurde Thassilo noch einmal freundlich gegen die Kinder. Da sie ihm jetzt in so kränkender Weise mißtrauten, werde er ihnen erst Botschaft tun, wenn er mit dem Vater im Ungarischen auf dem goldenen Ast säße. Aber darnach sollten sie wenigstens nicht mehr an diesem Kotnest kleben bleiben, sondern ihre Groschen zusammenpacken, was beweglich sei auf den Floß laden und dem gekennzeichneten Ort zufahren. Er werde ihnen dann alles verzeihen und sie ohne Vorwürfe aufnehmen.

Rasso schritt schweigend, hochaufgerichtet, den Kopf steif zurückgeworfen. Seine Augen hingen an den weißen Wölkchen, die nordwärts zogen wie er. Der Hund knurrte, sobald eines der Kinder in seine Nähe kam. Seitdem sich die Männer um ihn angenommen hatten, benahm er sich auch gegen Christoph wieder ganz fremd und feindselig.

Als sie an der Nagelfluhgrotte ankamen, aus der die Quelle floß, hielten sie erste Rast, wie Christoph am Tage vorher hier letzte Rast gehalten hatte. Die Sonne hatte sich schon so weit gesenkt, daß die Kleinen hier Abschied nehmen mußten, um noch bei Tag heimzukommen. Die Brüder besprachen, am Wegrand sitzend, ihre nächsten Pläne. Sie hatten in der Wirtschaft noch Rassos einzigen Besitz — die Hühner — verkauft. Dieses Geld wollten sie benützen, um bei der nächsten Floßlände sich einen Platz bis Augsburg oder Regensburg zu kaufen. Dann müsse zunächst das Handwerk Brot schaffen — und in Ungarn werde das Glück sorgen. Nochmals drängte sich Edeltraud an den Vater. „Jetzt habt Ihr ihm Geleite genug gegeben, laßt ihn von da allein fahren. Er braucht Euch nicht, er kennt die Welt!"

Aber er hörte ihre Worte nicht, sondern sagte, als hätte er eben eine Vision geschaut: „Kinder, wenn sonst ein Vater wieder heimkehrt, dann zieht er wohl aus seiner Tasche einen schönen Apfel oder ein Zuckergutel. Aber wenn euer Vater dermaleinst wieder in die Stube tritt, dann zieht er aus seinen Taschen lauter Goldguteln.

Er nimmt eure Finger vor. Wie viele sind ihrer nur? Siebzig Finger! An jeden steckt er einen goldenen Ring. Dann neigt er eure Hälslein. Wie viele sind ihrer nur? Sieben. Um jedes schlingt er ein kristallenes Kettlein und eins von Gold. Dann nimmt er die Kappen von euren Scheiteln. Wie viele Köpflein sind es nur? Sieben! Ei, nur sieben! Auf jeden setzt er ein goldenes Krönlein mit sieben demantenen Zacken. Und ihr nennt ihn: Herr Vater! Und durch das ganze Dorf schreien sie: Herr Rasso!'

Edeltraud wagte ihn zu unterbrechen: ‚All' das, Vater, begehren wir nicht. Wir beten nur um das tägliche Brot. Aber wenn du nun wirklich in die Fremde ziehen willst und es ergeht dir schlecht unter dem fremden Volk, dann schick' Botschaft. Wir helfen dir. Besser, kehre um! Es ist nicht wahr, daß sieben Kinder einen Vater nicht nähren können. Sollst es gut haben!'

Rasso, bewegt von dem Traum der großen Zukunft, blickte in das Dunkel des Forstes und in die Stille der Schlucht und nahm Abschied: ‚Leb' wohl, du kleine Welt! Ich fliehe in die große Welt hinaus. Ich bin hier sogar von euch verkannt worden. Die Welt wird schärfere Augen haben. Sie ist groß, edel und höflich. Sie erkennt mich. Glückselig, wenn auch einmal eure Augen aufgehen werden. Amen!'

Er streckte ihnen nochmals die Hände hin, dann hob er die Arme abschiednehmend in der Richtung des Dorfes und ging hinter dem Karren, der eilig weiterfuhr, der Schlucht zu. Der Hund bellte vor Freude, Thassilo pfiff ein Lied, die Messer und Scheren an der Seite des Wagens klimperten und kennzeichneten den Weg der Reisenden auch dann noch, als sie die Hänge des Höhenzuges und das Dunkel des Waldes verdeckten. Stumm und ohne Tränen, aber traurig und bang blieb die Kindesschar zurück. Mit feuchtglänzenden Augen schauten sie in das Gewirr der Äste und horchten auf den weggleitenden Schall. Ein Bauernbursche oder Jäger kreuzte nun wohl den Weg der Auswanderer. Denn auf einmal hörte man eine kräftige Stimme lustig singen:

Scheraschleifer, wetz, wetz, wetz,
Laß dei Rädle schnurre!
Stuatgart ist a große Stadt,
Loft a Gänsbach dure.

Jetzt erst wandten sich die Lauschenden ab, und da bemerkte Edeltraud, daß Christoph unvermerkt von ihnen weggegangen war. Sie sah sich nach ihm um und fand ihn endlich mitten in dem Bächlein

stehend, das aus der Grotte floß und so hell war, daß die Kieselsteine und grünen Kräuter auf seinem Grund farbiger erschienen als im Trockenen. Christoph stand unbeweglich in der klaren Flut und starrte in das Wasser. Bald aber wandte er sich hin und her, watete auf und nieder und tauchte die Arme bis an die Ellenbogen in das Rinnsal, tastend und suchend wie ein Fischer. Aber immer wieder zog er seine Hände leer hervor. Die kleinen Kinder vergaßen vor Neugierde und Spannung ihre Trauer, liefen hinzu und riefen: ‚Fangst du einen Fisch?‘ ‚Nein,‘ sagte Christoph, ‚ich suche ein Messer, ein langes, langes Messer. Kinder, helft suchen! Wer es findet, der bekommt ein Geschenk. Wer es nicht findet, dem erzähl' ich eine gruselige Geschichte.‘

‚Wir wollen das Geschenk,‘ lachten die Kleinen und spürten umher, legten sich in das Gras und schauten sich schier die Augen aus. Endlich wurden sie des Suchens müde, glaubten, daß sie gefoppt worden seien, und bestanden darauf, sie möchten jetzt die gruselige Geschichte hören. Da stieg Christoph aus dem Wasser, stülpte die Ärmel vor und sprach dann mit lustig blinzenden Augen: ‚Ich habe einen umgebracht, den Knecht. Darnach bin ich durch den Wald gelaufen und habe das Messer hier im Bache aus Angst und Verzweiflung versteckt. Und nun ist in diesem Wasser kein Messer zu finden. Also ist diese ganze gruselige Geschichte falsch und erlogen.‘

Edeltraud lächelte ihm zu: ‚Träume sind Schäume. Glaub' es doch!‘

Während sie heimwärts gingen, grübelte Christoph gleichwohl mit gesenktem Kopfe und schien mit aller Kraft seines Hirnes die Einwände zu zerstreuen, die noch gegen die neubestärkte Gewißheit stritten. Endlich aber wurde er ganz heiter und froh, wiederholte immer wieder: ‚So ist's, so ist's!‘ und scherzte so übermütig mit den Kleinen, daß Edeltraud, die noch mit ihren Gedanken und Sorgen beim Vater war, ein leises Bangen beschlich, Christoph möchte gegen Abend wieder von dem gleichen Wechselfieber von Angst und Fröhlichkeit erfaßt werden wie am gestrigen Tage.

Als sie vor ihrem Hüttlein angekommen waren, fanden sie dort den Schulhalter, der auf sie wartete. Er rief sie in die Stube zusammen und sagte mit einer gewissen Feierlichkeit: ‚Des Richterbauern sämtliche Dienstboten und Taglöhner sind fortgelaufen, die zwei alten Leute sitzen im Haus und sind wie Kinder geworden, die nicht gehen und stehen können. Kommt doch sofort und lasset für jetzt

hier alles liegen und stehen! Eilet euch, eh' dort die Verzweiflung einreißt!'

Sie machten sich also auf und zogen nicht ohne Bangen, aber doch tapfer und von einer gewissen Begierde, hilfreich zu sein, getrieben dem Richterhofe zu. Als sie in seine Nähe kamen, hörten sie die vielen Kühe, Stiere und Kälber in dem Stalle brüllen, die Pferde polterten, indem sie mit den beschlagenen Hufen in die Barren hieben und an den Ketten rissen. Da packte die Kinder ein solches Erbarmen mit den schmachtenden Tieren, daß sie nichts dachten, als wie sie ihnen so schnell als möglich helfen könnten. Den Kühen strotzten die Euter, denn sie waren den ganzen Tag nicht gemolken worden; aus den Zitzen träufelte die drängende Milch und sie glühten rot wie entzündete Wunden. Die Kälbchen, die umsonst nach den Muttertieren geschrien hatten, lagen entkräftet und nur noch dann und wann heiser blöckend auf der Streu. Die Flanken der Rinder waren eingefallen, die Luft im Stall dunstete wie eine unterirdische Grube, und an den Balken hingen große, dicke Wassertropfen. Überall sah es so aus, wie die Leute einen Stall zu beschreiben pflegten, dessen Tiere von den Hexen geritten und geängstigt werden. Das große Erbarmen trieb die Buben zuerst den Pferden, die Mädchen den Rindern und Hühnern zu. Sie liefen mit Wasserkübeln, als brenne der ganze Hof. Christoph hing an der Pumpe und rührte die ächzende Wage, bis ihm die hellen Blasen an den Handflächen auffuhren. Die Tiere, zuvor rasend wie eingefangenes Wild, merkten, daß ihnen Hilfe kam; ihre von dumpfer Angst glühenden Augen wandten sich den Geschäftigen zu, sie verstummten und standen still, zitternd vor Verlangen. Und dann begann ein Schlürfen, Saugen und befriedigtes Brummen. Noch schrien die Mutterkühe. Aber Edeltraud führte ihnen ein Junges nach dem andern zu, und die Armen tranken schmatzend und schlugen bald erquickt und neu belebt mit ihren Schweifen die sich füllenden Flanken. Darauf melkte Edeltraud die besten Milchkühe und befreite sie von ihrer quälenden Überfülle, indes die Schwesterchen immer weiter tränkten und Heu in die Raufen schoben. Dankbar bogen die Rinder ihre Hälse nach der guten Melkerin und den kleinen Heinzelmännchen, die mit klappernden Holzschuhen und schweißtriefend hin und her huschten. Bald hörte man außer diesem Geklapper nur noch das Klingen der in vollen Strähnen in die Kannen strömenden Milch, das Knirschen des von so vielen Mäulern gekauten Futters und dann und wann den übermütigen Schrei eines hüpfenden Kälbchens oder eines springenden Fohlens. Rinder und

Pferde standen eingebettet in frisches Stroh und legten sich, müde von den erlittenen Qualen, alsbald nieder. Von den Kindern aber hatte keines mehr Zeit gefunden, sich zu erinnern, daß sie eigentlich zu den Richtersleuten bestellt worden seien. Sie hatten auch ganz vergessen, daß sie sich in einem Stalle tummelten, von dem man draußen sagte, es gehe darin um, und der Knecht und Veitle erschienen bei Nachtbeginn weizend in dunklen Gängen.

Als die gröbste Arbeit getan war, lief Christoph dem Hüttlein zu, um dort nach dem Rechten zu sehen, Edeltraud aber begab sich in die Stube, um die Bauersleute zu begrüßen. Warum waren sie denn nicht in den Stall gekommen? Warum ließen sie die Tiere so jammervoll Not leiden?

Die Stube war leer. Das ganze Eingehäuse schien ohne einen Hauch von Leben. Unordentlich lagen die Kleider und Schuhe am Ofen. Auf dem Tische stand noch der Rest einer Mahlzeit; das unsaubere Linnentuch war überstreut von hingeworfenen Gabeln und Messern. Das Mädchen lauschte. Kein Ton eines Gespräches, kein Erzittern von einem Schritte! Da sie wartend und horchend in der Mitte der dunklen Stube stand, fiel ihr Auge auf das zerbrochene Kruzifix. Da erschauderte die Zarte. Sah hier nicht alles aus, als seien Räuber durch das Haus gegangen? Gleichwohl wollte sie ihrem Versprechen treu bleiben, nahm sich zusammen und ging durch den langen, totenstillen Flur in die stille Küche. Sie mußte auch dort scharf zusehen, bis sie endlich die zusammengehuschelten Eheleute erkannte. Bauer und Bäuerin saßen am kalten Herd, starrten vor sich hin und schauten nur einen Nu erschrocken auf, als sie eintrat. Da gedachte Edeltraud dessen, was die Bäuerin heute morgen von ihrer Verzweiflung gesagt hatte, ihr Erbarmen flammte hell auf und verzehrte all ihre Angst. Sie sagte mit herzlichen Worten und in heiterem Ton, die Magd sei angekommen und begehre Arbeit. Nur die Bäuerin schielte daraufhin zu dem Mädchen auf. Der Richter aber blieb ganz unbeweglich wie eine Figur aus Holz sitzen. Edeltraud plauderte nun, wie dankbar sie sei, ein vorläufiges Unterkommen für die Kinder gefunden zu haben. Sie schien aber zu Tauben zu reden. Die Bäuerin stand, ohne auf sie zu achten, auf und ging umher, aber so wie jemand, der sich in fröstelnder Luft Bewegung machen will. Als das Mädchen sie so geistesabwesend wandeln sah, die Hände in die Ärmel gesteckt, den Hals eingezogen und den ausdruckslosen Kopf tief gesenkt, da dachte sie, zu einem solchen Menschen dürfe man nicht mit Worten und Zureden kommen. Sie machte sich

also daran, ihnen etwas vorzuarbeiten, und schürte flugs das Herdfeuer an.

‚Ich will jetzt die Abendsuppe herrichten,‘ sagte sie. ‚Ihr werdet sicherlich Hunger haben; auf alle Fälle ist eine warme Suppe gut für Leib und Seele.‘

Sie holte sich Milch und Eier aus dem Schrank, fand sich rasch in Herd, Schüsseln und Küchengeräten zurecht, und schon rötete der Glanz des offenen Herdfeuers die ganze, abenddunkle Küche. Das Geknister und Gekrache der lustigen Flammen gab in der öden Küche einen Ton von Traulichkeit. In den Pfannen über den zwei Dreifüßen sotten Wasser und Milch. Kundig ward ein zarter Teig angerührt, und die Wohlgerüche von heißem Schmalz und kochenden Eiern breiteten sich aus, weiße Dämpfe füllten die frostige Luft. So belebte sich die dumpfe Küche durch schaffende und rege Kräfte, insbesondere aber durch die hurtigen und klugen Bewegungen des flinken Kindes. Die Bäuerin schaute ihr jetzt unausgesetzt zu; auch der Richter hob ein paarmal die Augen zu ihr. Sie waren stumpf, schwarzumrändert, die Züge aber erschienen voll Verdruß, Überdruß und Verzweiflung. Das alles gab ihm auf den ersten Anblick das Aussehen eines bösen, feindseligen und heimtückischen Menschen. Aber mit der steigenden Wärme belebten sich die fahlen Augen. Lust zum Essen schien sich in ihm zu regen, denn er schaute nach der Pfanne. Jetzt erhob er sich und ging ganz in der gleichen Weise umher wie die Bäuerin. Aber er drehte sich immer wieder nach der anmutigen Gestalt des Mädchens, das so geschickt zu eilen verstand, ohne zu hasten, mit flüchtigem Fuße umherzutrippeln, ohne zu lärmen. Endlich ging gar ein Schmunzeln über sein grob überstoppeltes Gesicht. Edeltraud hatte einen Eierschmarren gekocht, weil heute doch Einstandstag sei, morgen wolle sie zeigen, wie sie sparen könne. Und nun hob sie dem Alten ein Versuchstücklein gegen den Mund. Er sträubte sich, mußte aber dem artigen Zunicken und Zureden des lächelnden Kindes doch nachgeben. Er nahm nocheinmal und griff dann heißhungrig zu.

Nun aber wurde es in der Stube lebendig. Die fünf Knechtlein und Mägdlein rumorten. Sie hatten ihre Arbeit verrichtet und waren vom vielen Tränken und Speisen hungrig und durstig geworden. Edeltraud deckte den Tisch und überredete die beiden Eheleute, sich zu dem gemeinsamen Mahl zu setzen, um zu sehen, was sie sich denn eingetan hätten. ‚Ihr müßt sie beim Essen sehen, denn das ist die einzige Kunst, wo sie ihre Tüchtigkeit zeigen können.‘

Jetzt sagte die Bäuerin: ‚Komm, Alter!‘ Sie gingen langsam, wie humpelige Greise dahinschürfend, mit.

Als sie in die Stube traten, hatten die Kinder bereits das Tischgebet begonnen. Die Kleinen standen mit gefalteten Händen rings um die Schüssel. Sie sprachen ihr Gebetlein mit fröhlichen Stimmen und langsamer Deutlichkeit. Während des Essens blieben sie zunächst stumm; denn sie fürchteten sich vor dem mürrisch blickenden Bauer. Aber als sie sahen, wie die Eheleute selbst verschüchtert und scheu dasaßen, wurden sie kecker und die kleine Annamarie begann gar über sie zu reden, als wären sie hölzerne Figuren. ‚Der Bauer ist traurig,‘ sagte sie, ‚weil er Heimweh hat, wir haben auch Heimweh. Aber wenn ich der Bauer wär', ich wüßt' mir zu helfen: Geselchtes Fleisch und der Honigtopf — — da tät ich lachen!‘

Edeltraud errötete über dies töricht-kindliche Geplauder. Aber sie ließ es klugerweise geschehen. Der Bauer lächelte ein klein wenig und streichelte Annamarie das Haar. Da wurde sie vertraulich, wagte es, seine silbernen Knöpfe zu zählen und brachte viel Ergötzliches über ihre Namen vor, wie der eine Ausreißer heiße und der andere Wackel-Watschel. Als Edeltraud wehren wollte, sagte der Bauer: ‚Laß sie! Kinderwort — blast Trübsal fort!‘ Aber sein Aussehen strafte den Spruch Lügen.

Nach Tisch war ein großes Rennen und Rumoren auf dem Söller und auf den Kammern. Denn Edeltraud mußte auch dort Ordnung schaffen und den Kindern Quartiere zubereiten.

Unten besprachen sich inzwischen der Bauer und die Bäuerin: ‚Die Kinder sind so tröstlich wie Vaterunser für die armen Seelen,‘ sagte das Weib. Aber der Richter wurde mit der wachsenden Nacht wieder trübseliger. Er stand am Fenster und antwortete, mißtrauisch hinausblickend: ‚Wohl, aber morgen laufen sie uns wieder davon. Die Nacht . . . die Nacht . . .!‘ Seine Stimme war dürr und dumpf wie alter Kellerstaub.

‚Sie laufen nicht davon, sind froh . . .‘

‚Sie laufen davon. — Da steh' ich und paß auf den Christoph. Warum kommt der nicht zurück? Ich hab' doch dem Urban angeschafft, er soll noch heut' den Buben mitsamt den Kühen herschicken, daß es kein Hin und Her geben soll . . . Und da geschieht es schon nicht!‘

‚Geschieht schon noch, wart' nur ab!‘

‚Wart' ab, wart' ab! . . . Wenn es in dieser Nacht wieder

anmeldet und ich hör' nochmals dies Gewinsel in den Balken. Nachher wart' ich nichts mehr ab.'

‚Sollen wir's den Kindern sagen, daß es nachts Rumor gibt, vielleicht erschrecken sie weniger?'

‚Tu, was du willst! Ich mein', es wird über uns eben ganz still, vielleicht sind sie schon zum Tempel hinaus. Guck' nach, halt' sie auf!'

Sie eilte hinaus, fand aber die Kinder im seligsten Eifer, Neues zu entdecken und alle Einrichtungen mit denen des Michelshofes zu vergleichen.

Der Bauer aber setzte sich auf das Kanapee, senkte den Kopf und vergrub ihn wieder in den Händen. Durch die Stube erklang bisweilen das Malmen und Knirschen seiner Zähne. So sehr vergrübelte und verelendete er sich, daß er es nicht merkte, daß Christoph mit den zwei Kühen am Hof ankam, daß die Bäuerin und die Geschwister ihm in den Stall halfen, und daß die Kinder jetzt erst ganz glückselig zu jauchzen begannen. Denn Christoph hatte, um anzuzeigen, daß die beiden Hauswesen zusammenflossen, das große Kruzifix mitgenommen und befestigte es in der völlig schmucklosen Roßkammer. Als sie wohlbefriedigt vom Tagewerk in die Stube zurückkehrten, um auch Christoph sein Abendbrot zukommen zu lassen, fanden sie den alten Bauern in gänzlicher Verstörtheit. Vergeblich zündete sein Weib Kerzen an, vergebens beteten sie ihm mit hellen Stimmlein das Abendgebet vor. Er schlug sich immerfort stöhnend mit der flachen Hand auf die Knie und verzog das Gesicht, als hätte er körperliche Schmerzen. Christoph legte auf einmal den Löffel weg und entfernte sich, als ertrüge er den Anblick des verzogenen Gesichtes nicht länger. Edeltraud nahm sich des Verzagten an, band ihm die Schuhe auf und schob ihm weiche Filzpantoffel hin. Unterdessen aber polterte draußen ein Fuhrwerk und der Aufschlag eines galoppierenden Pferdes ließ die Fensterscheiben erzittern. Da faßte er sich an ihr wie ein Ertrinkender: ‚Jetzt hebt es an. Sie weizen . . . und das übersteh' ich nimmer!' Edeltraud aber faßte den bebenden Greisenkopf zwischen ihre Hände, hob ihn empor, nahm ihn dann fest in ihren Arm und zeigte mit der Rechten fromm in den Herrgottswinkel: ‚Der ist stärker als alle Gespenster!' Und sie fügte ein paar kindliche Worte an, um ihm diesen Glauben farbig und lebendig zu machen. Aber er schüttelte den Kopf und flüsterte: ‚Der Herrgott da ist nicht stark. Der ist ja . . . ein Krüppel!'

Er starrte nach seinem Weibe, das wieder auf und nieder wandelte und mehr und mehr von seiner Angst angesteckt wurde. Edeltraud widersprach ihm: ‚Es ist nur sein Bild!' Der Richter beharrte: ‚Was hilft er mir? Was kann er machen?'

Jetzt öffnete sich die Stubentüre weit und Christoph brachte das schöne Kreuz, das Erbe aus dem Michelshof, an dessen Fuß die Schmerzhafte in goldenen Locken stand, in den von den Kerzen hell erleuchteten Raum. Da kniete der Bauer nieder, neben ihm seine Frau, und als Christoph den weißen, prachtvollen Korpus wie etwas Lebendiges vor sie hinstellte, da schlugen sie die Hände vor das Gesicht und weinten. Die Knaben wechselten die beiden Bildnisse rasch aus, Christoph trug den Verletzten in seine Kammer, wo noch auf dem Gesimse das Stück Holz lag, das er vor Monaten für einen Arm zurechtgeschnitten hatte.

Unterdessen beteten sie in der Stube noch einmal laut und feierlich den Abendsegen. Alsbald stimmten die Eheleute kräftig mit ein, indes Annamarieles Köpflein vornüber auf die Tischplatte sank und ihre Atemzüge anzeigten, daß sie ihr Tagewerk beschlossen hatte.

Da faßte der Bauer das schlafende Annamariele, hob es auf seinen Arm und sagte: ‚Sodann nehm' ich noch einen Engel in unsere Kammer mit, Weib, der erste, gelt, der erste, seit wir hausen. Und jetzt haben wir gleich sieben, — ich denk', hinter dieser Mauer dürfen wir es wagen . . . diese Nacht!'

18.

Am andern Morgen, als bereits wieder Strähnen warmer Milch in die Kannen strömten, die Kühe und Pferde eifrig an den Krippen standen, die Kälblein schmatzend tranken und die Kätzchen mit verkniffenen Augen auf ihre Milch warteten, lag der Bauer noch immer im tiefen Schlaf. Der Hahn stieg auf den Zaun nahe dem Fenster, schlug mit den Flügeln und krähte aus Leibeskräften. Aber der Schlafende hörte nichts. Da flatterte der Prophet eines schönen Tages auf die Brunnensäule, deren Kopf fast bis an die Schlafkammer reichte, und meldete seine gute Botschaft mit herrischer Stimme. Die Bäuerin erwachte, sah ihren Mann in tiefem Schlafe atmen, erhob sich freudig und schlich leise aus der Kammer. Der Richter schlief weiter. Da erklang ein zart-fröhliches Stimmlein von irgendwo in der Kammer. Es summte und sang:

‚Was soll i denn singe,
Wenn i nix weiß?

A Stube voll Kinder
Und a scheckige Geiß!'

Der Bauer richtete sich auf, rieb sich die Augen, sah aus blümeligen Kissen rote, nackte Ärmlein nach Sonnenstrahlen haschen — und wußte, daß die Nacht um sei, ohne Spuk, ohne Not. Und daß sein Haus voller Kinder und Leben sei. Da stand er leise auf und ging diebisch leise aus der Kammer, um die träumend tändelnde Unschuld nicht zu stören. Auch aus der andern Kammer kam ein Singsang und Kinderlachen. Insbesondere aber erschallten aus dem Stall alle Laute frischen Lebens. Doch hier gingen die Töne der spielenden Sorglosigkeit in die härterer geschäftiger Arbeit über. Von ferne hätte man glauben können, richtige Knechte und Mägde führten die Werkzeuge und warteten den Tieren ab. Der Bauer ging in den Roßstall und fand Christoph striegelnd an einem Gaule stehen. Er fragte ihn, ob er gut geschlafen habe. ‚Ja', sagte dieser, ‚bis auf einen bösen Traum.' ‚Also du hast vor, zu bleiben?' ‚Solang Ihr uns leiden mögt!'

Überall fand der Bauer frohe Gesichter. Keines war von Angst und Nachtgespenstern gezeichnet. Auch er selbst spürte die Schrecken des vorausgegangenen Tages nur noch als eine leise fühlbare und nur in Pausen völliger Ruhe lastende Müdigkeit. Er trat darum aus dem dunstigen Stall vor die Türe, genoß die kühle Frühlingsmorgenluft wie einen erquicklichen Trunk und erfreute sich an allem Leben, als wäre er wochenlang im Keller gesessen. Ein Storch schwebte hoch über dem Kirchturm hin. Ihm nickte er zu und schmunzelte: ‚Bist allweil an mir vorbeigeflogen — und jetzt auf einmal sieben!' Edeltraud kam heraus, um rasch die Straße und die Wege zu überblicken. Ob der Vater noch nicht zurückkommt? Er kehrt ja sicher wieder um, warum nicht schon am ersten Kreuzweg? Christoph ging über den Hof und schlich um den Holderbusch an der Stadelecke. Der Bauer rief ihm zu, was er suche. Aber er hörte es nicht. Die Kleinen rannten daher. Sie wollten in die Schule. Auch sie riefen Christoph umsonst an. ‚Der denkt über seinen schweren Traum nach,' brummte der Bauer. Die kleinen Schüler behaupteten, sie seien die reifsten und süßesten Erdbeerlein und müßten zuerst in des Schullehrers Krug. Dann liefen sie lachend und winkend davon. Während dessen entstand fern auf der Straße ein dumpfes Getöse wie von einem schweren Fuhrwerk. Ein stattlicher, mit zwei Pferden bespannter Wagen fuhr kreischend mit eingelegter Bremse die Leite herab. Ein einziger Insasse blieb sitzen, die anderen sprangen ab.

Da sah man, daß sie Gewehre trugen und mit Säbeln bewaffnet waren. Also kam hier der Landrichter mit Schreibern und Soldaten angefahren, um das Verbrechen zu untersuchen. O diese leidige Untersuchung! Kaum geschlossen, müssen die Wunden wieder aufbrechen; kaum beschwichtigt, müssen die grausigen Erinnerungen wieder aufgescheucht werden! Und wer weiß — vor diesen Herren wird der Kläger Angeklagter, der Zeuge Verbrecher, der Ahnungslose verdächtigt. Ihre Reden und Fragen sind wie der Wirbel im Lech. Was in die Nähe kommt, wird gedreht, bis ihm Sein und Sinne vergehen!

Rasch barg sich der Bauer im Haus und harrte voll Unruhe und Verzagtheit auf den Mann, der ihn in das Uhren- und Federwerk seiner Paragraphen, Artikel und Zwick- und Querfragen ziehen würde.

Christoph wurde blaß, als er sah, wer eingetroffen sei. Er blieb aber ruhig auf seinem Plätzchen am grünen Holunder sitzen und wartete, bis sie ihn rufen würden.

Der Landrichter aber kam nicht auf den Richterhof, sondern fuhr an der Wirtschaft vor und bestellte die Zeugen dorthin. Der große Tanzsaal wurde zur Schreibstube eingerichtet.

Der Landrichter war ein fröhlicher Herr, der zuerst das Bier versuchte und beim Wirte anfragte, was seine Küche bis zum Mittag leisten könne, er hätte allerlei Jagd- und Stadtvolk eingeladen, denn er hoffe, die gruselige Angelegenheit hier ‚rebus sic stantibus‘ bald abgetan zu haben. Darauf erzählte er den inzwischen eingetroffenen Herrn, der Zigeuner Strega, derselbe, der sich hier gebrüstet habe, der Mordbube zu sein, sei am hellen Tag vor das Zollhaus zu Schongau geritten und habe ein Messer abgegeben mit den Worten: Das sei das Corpus delicti, das der Landrichter für das Lechtal brauche. Es habe gestern eines bösen Menschen Maul gestopft und ein giftiges Herz zur Ader gelassen. Wenn der Landrichter aber alles genau wissen wolle, möge er zu Strega kommen. Er sei immer und überall zu treffen.

Die Aussagen Raimunds und der Zeugen, die den Vorfall mit Strega schilderten, waren so bestimmt und eindeutig, daß der Landrichter das Protokoll schon vor Mittag schloß. Kurz vor dem Mahl besah er noch die Leiche in der Friedhofkapelle. Der Physikus erklärte, daß Stregas Messer und kein anderes die Wunde gerissen habe. Ein lustiges Jagdhorn schallte vom Walde her, eine Koppel Hunde kläffte, Pferde trabten. Da schnitt der Landrichter die etwas weitschweifig gelehrten Erörterungen seines Kollegen rasch mit einem

‚Causa finita!' ab. Er eilte in die Wirtschaft zurück. Der Saal hatte bereits sein festliches Aussehen erhalten. Er war grün verziert, die Tische trugen Krüge und Schüsseln aller Art und Jäger und Bauern hatten sich niedergelassen. In ihre Mitte setzte sich der Landrichter, dessen Lust die Tafel und der Pokal waren, und rief mit studentischem Übermut: ‚Herbei, herbei, zum Turnei gegen Hunger und Trockenheit! Prosit, ihr Herrn, das Mahl ist bereit!' Diese Stegreifverse brachen sofort jeden Damm der Steifheit und Etikette. Alles ergab sich ‚ländlich' ungezwungen derb-heiterem Genuß. Aber obwohl der Landrichter verboten hatte, von dem ‚Fall' sive casus zu reden, denn alles Fachsimpeln sei ein Reif auf dem reichen Flor der Geselligkeit, so kam er den zähen Waldleuten doch nicht aus den Zähnen. Einige behaupteten nämlich, daß Weiber und Kinder vor Schrecken den Verstand verloren und sich als Mörder angeklagt hätten. Und wenn diesen schwarzen Strega nicht der Teufel geritten hätte, sich seiner Tat unter frivolen Lästerungen zu brüsten, so stritten sich jetzt gewiß einige Parteien um das Vorrecht, an den Galgen zu kommen. Sie nannten ein paar Namen und brachten auch den des Christoph Wolkenberger vor. Kaum war die Rede auf ihn verfallen, da begannen sie unter großer Heiterkeit von der Familie Wolkenberger zu erzählen, von Rasso und dem Oheim Thassilo, und wie sie gestern mit dem Schleiferkarren ausgezogen seien, um goldenes Glück zu suchen. Insbesondere wußten sie die Gestalt des Rasso so ergötzlich zu zeichnen, daß der Landrichter sehr bedauerte, diesen Nachkömmling eines uralten Geschlechtes um einen Tag versäumt zu haben. So wurde dann der ‚casus' doch zur Würze des Mahles. Die Heiterkeit unter den Herren erreichte ihren Gipfel, als die Jäger von dem Wettkampf der Hexenmeister erzählten und wie der Knecht eine Art Dorf-Faust vorgestellt habe. Den mitzechenden Bauern erschienen diese Spässe durchaus nicht ziemlich, denn bei ihnen stand es auch heute noch fest, daß dem Knecht keiner hätte ein Leid zufügen können, wenn sein Pakt nicht um gewesen wäre, und sie hatten sich durch all die sonderbaren Umstände, die sie an jenem Abend erlebt hatten, eine ganz eigene Meinung über die Person des Totschlägers gemacht. Den fängt und richtet der Landrichter nicht, dachten sie. Ein anderer treibt nach einer solchen Tat keinen Schabernack. Er macht sich aus dem Staub. Noch mehr verdroß es diese Gäste, daß die Herren die Rede auf den Pfarrer brachten und die berühmte Predigt hervorzogen, wo er die Alten aufgefordert hatte, noch mehr zu trinken, damit sie bald zugrunde gingen.

,Eine Prachtgemeinde,' lachte der Landrichter. ,Profit, den ersten Teil seines Kraftsatzes wollen wir befolgen, den zweiten ihm selbst überlassen!'

Da trat der Wirt herein und meldete, der Christoph Wolkenberger habe noch etwas zu dem ,Fall' vorzutragen und bitte dringlich, vernommen zu werden.

,Der Sohn des Narren?'

,Eben der; er behauptet, er müsse verhört werden.'

,Aha, eines von den Tierlein, die sich durchaus in den eigenen Schwanz beißen wollen. Ich meine, wir können ihn von vorneherein als minus habens und unzurechnungsfähig erklären. Alle Momente sind gegeben. Die Akten wollen wir nicht mehr weiter belasten. Nehmen wir ihn uns zur Erheiterung, ihm zur Erleichterung an. Denn ich sage Ihnen, abgewiesen läuft ein solcher bis zu Papst und König, um nur seinen Sack ausleeren zu können. Bitte, falten Sie alle die Gesichter tragisch und markieren Sie ein ernstes Richterkollegium! Comedia incipit!'

Christoph trat befangen, aber gleichwohl ohne sichtliches Zaudern auf den Landrichter zu, der ihn ermunterte, sein Anliegen kurz zu fassen. Lüge er, so werde er nicht nur von einem, sondern von all diesen vielen Richtern durchschaut.

Der Knabe begann zögernd, das Käpplein in den Händen drehend: Er sei gekommen, sich anzuklagen. Denn er habe keine Ruhe. ,Vielleicht bin ich der Totschläger!'

,Vielleicht?'

,Ja, ich weiß nur nicht, ob es im Traum oder in Wahrheit geschehen ist.'

Die Herren verbissen umsonst ein gewaltsam vorbrechendes Lachen. Der Richter mußte sie mit mißbilligenden Blicken beruhigen.

,Erzähle, mein Sohn!'

Christoph schaute den Gestrengen mit seinen großen blauen Augen so gerade an, daß sich dieser gegen seinen Nachbar wandte und ihm zuflüsterte: ,Schade um das Kind! Aber wenn man ihn so anschaut, könnten einem allerlei Gedanken über den Stammbaum der Wolkenberger kommen!'

Christoph erzählte mit der Gründlichkeit eines Gelehrten und mit der Gewissenhaftigkeit eines Beichtkindes und begann denn auch: ,Ich klage mich an vor Gott und Euch, seinem Stellvertreter, wie in der Beichte.'

Aber da er dann von seinen Träumen berichtete, von seiner Flucht und Angst und immer wieder anhub: ‚Ich erzähle jetzt, wie ich's heute überdacht habe. — Und jetzt kommt es, wie ich in der ersten Nacht gemeint habe. Jetzt muß ich noch aufführen, wie es mir nach dem Messersuchen vorgekommen ist,' so machte er allen Anwesenden den Eindruck eines überreizten, ja närrischen Skrupulanten, und der Bericht hätte den Herren noch viel mehr Vergnügen geboten, wenn es nur gestattet gewesen wäre, frei hinauszulachen.

‚Also nach der Tat hättest du zunächst tüchtig geschlafen!'

‚Ja! Und wenn der Landrichter noch selber in dem Wasser nach dem Messer suchen lassen möchte! Denn wenn das nicht an den Tag kommt und ich nicht Gewißheit bekomm, so möcht' ich lieber an den Galgen!'

Da zog der Landrichter das Corpus delicti hervor.

‚Ist dies dein Messer?'

Christoph erblaßte. ‚Ja und kein anderes! Hier die Rinne, ja!'

‚Der Zigeuner Strega hat dies abgegeben in Schongau und dabei bekannt, es sei das Werkzeug seiner üblen Tat gewesen.'

‚Könnte er nicht gelogen haben? Der Strega ist wie ein Teufel!'

Der Landrichter schüttelte verwundert seinen Kopf. ‚Hast du denn eine so große Sehnsucht, dein junges Leben an dem Galgen zu schließen?'

Auch durch die Tafelrunde ging ein mitleidiges Murmeln.

‚Ich möchte so gerne leben, aber nur wenn die Stimmen still werden können.'

Der Landrichter wandte sich an die Herren und sagte ihnen auf Latein: ‚Ein typischer Fall! Nur bei solcher Jugend kaum dagewesen! Dieser Wolkenberger hat ja frühreife Narren ausgebrütet! — Ein Pedant von einem Richter könnte den Knaben ohne Mühe an den Galgen, einer von der alten Schule, ein Hexenhämmerer, auf den Scheiterhaufen bringen. Lege ich ihm ein Stäubchen von dem Gedanken auf die Zunge, daß man Brunnen vergiften könne, so hat er es morgen getan! Ich muß mich hüten, nur einen Satz bedingt zu geben, denn er wird meine Worte benagen wie ein Hund die Knochen. Hier hilft nur: Sic volo, sic jubeo!'

Er erhob sich, gab seiner Gestalt Majestät, seiner Stimme Pathos und sprach feierlich: ‚Im Namen Seiner Majestät des Kurfürsten spreche ich dich, Christoph Wolkenberger, von aller Schuld an dem untersuchten Mord frei und ledig. Ich befehle dir, daß du zu deiner Seele sprechest: Ich bin unschuldig an diesem Blute! —

Ich habe gewogen, gerichtet und geurteilt. Traum schied ich von Traum, Einbildung von Tatsachen, Vorsätze und Begierden von Werken. Sie liegen vor mir geschieden wie Tag und Nacht. Schlimmes hast du ausgeführt, — aber nur in Träumen! Darum' — er redete jetzt mit rollenden Augen und dröhnender Stimme — ,hüte dich vor Träumen — hüte dich vor Träumen! Sie haben deinen Vater vom Hof gebracht! Sage ich die Wahrheit?'

,Ja,' sagte Christoph erstaunt.

,Sie haben ihn jetzt in die Welt gelockt. Und auch du warst ihnen schon halb und halb verfallen, hast von Schlössern, Prinzen und Prinzessinnen geträumt. Hast in Träumen Mord und Totschlag begangen. Hüte dich vor Träumen! Das ist das Urteil. Nun geh im Frieden, mein Sohn!'

Christoph küßte dem Richter die dargebotene Rechte in tiefer Ehrfurcht. Ihm war zu Mute wie den Kindern Israels, als sie aus den Wolken die Stimme Gottes vernahmen. Er verehrte all die kraftvollen Worte, die ihm aus seinem Herzen heraus geweissagt und dessen geheimste Fehler gedeutet hatten.

Kaum war der Knabe aus dem Saal, da schallte an seinen Wänden ein donnerndes Gelächter und ein burschikoses Bravorufen empor. Alle beglückwünschten den Landrichter und erklärten, es sei wirklich ein Genuß gewesen, wie er den Richter und Propheten in Israel gespielt habe. Der Beamte, ein klein wenig geschmeichelt über den gespendeten Beifall, dankte und hielt entgegen: Das Büblein sei durchaus noch nicht heil geworden, wenn er ihm auch den e i n e n Dämon ausgetrieben habe. Es steckten aber noch viele andere in ihm. Und ganz sicher werde dieser Christoph einmal in Hohenpriestern und Kardinälen machen wie sein Vater in Rittern und Grafen. — ,Prosit! Nun aber nichts mehr vom „Fall"!' —

Draußen auf der Wiese hüpfte Christoph kreuz und quer wie ein vierjähriges Kind. Dann setzte er sich auf einen Zaun und schaute immerfort in den blauen Frühlingshimmel hinein. Denn sein Glück verlangte nach einer unendlichen Heide, um sich ausbreiten und in abgründige Höhen und Weiten springen zu können. Er summte, pfiff und schrie. Auf einmal schlug er sich auf den Mund, glitt von der Stange herab und sagte vor sich hin: ,Hüte dich vor den Träumen! — Ich will zum Bauern gehen und ihn ums Tagwerk fragen!'

Das österreichische Problem

Von Karl Gottfried Hugelmann

Der Weltkrieg hat das österreichische Problem nicht geschaffen, aber sozusagen auf die Tagesordnung gesetzt. Die innerpolitischen Schwierigkeiten der Donaumonarchie, welche die Westmächte sowohl als Rußland zu einer geringen Einschätzung ihrer militärischen Widerstandskraft veranlaßten, gehören mit zu den Kriegsursachen. Die Vernichtung oder doch wenigstens ein völliger Umsturz des staatsrechtlichen Gefüges der Monarchie wurde von den Feinden wiederholt als Kriegsziel verkündet. In ihrem Innern selbst ringt unter den gewaltigen Eindrücken des Kriegserlebnisses das politische Leben nach neuen Gestaltungen.

Daß die Donaumonarchie ein politisches Problem von besonderer Schwierigkeit in sich birgt, hat die politische Wissenschaft schon seit langem erkannt. Aus der überaus zahlreichen Literatur seien aus der letzten Zeit die bedeutenden Schriften des sozialdemokratischen Führers Karl Renner hervorgehoben, deren letzte, Österreichs Erneuerung (3 Bände, Verlag der Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand & Co., 1916—1917) bereits die Erfahrungen des Weltkrieges verwertet.* Auch von reichsdeutscher Seite — es seien nur Naumann, Preuß und Delbrück genannt — hat das Problem während des Krieges gelegentlich sehr beachtenswerte Beleuchtung erfahren. Im allgemeinen aber sind die breiteren gebildeten Schichten im engverbündeten Reich nach meinem Eindruck über dasjenige, was wir im Titel dieses Aufsatzes das österreichische Problem nennen, überraschend schlecht orientiert. Ganz besonders in katholischen Kreisen fehlt es vielfach an einer selbständigen, auf der katholischen Staatsphilosophie fußenden und wissenschaftlich vertieften Beurteilung: teilweise segelt man einfach im Schlepptau der ‚freisinnigen' oder ‚alldeutschen' Auffassung, teilweise wieder verliert man umgekehrt die richtige Einschätzung der eigenartigen und schwierigen Stellung des deutschen Bruderstammes in Österreich-Ungarn.

Es mag daher nicht unerwünscht erscheinen, von der hohen Warte einer über den politischen Tagesstreit hinausgehobenen katholischen deutschen Zeitschrift das politische Problem der Donaumonarchie knapp, aber programmatisch zu beleuchten, wie es sich einem deutsch-österreichischen Katholiken darstellt, der mit heißer Liebe zum deutschen Volke die Treue gegen sein angestammtes Vaterland Österreich verbindet.

Das politische Problem Österreichs besteht — wie der unlängst zurückgetretene Ministerpräsident Graf Clam-Martinic in seinen sehr mit Unrecht

---

* Von älteren Schriften Renners (der sich meist eines Pseudonyms bediente) seien besonders genannt: Springer, ‚Der Kampf der österreichischen Nationen um den Staat' und ‚Grundlagen und Entwicklungsziele der österreichisch-ungarischen Monarchie'. Beide behandeln das Problem des ‚übernationalen Staates', ohne sich im einzelnen genau mit den heutigen Anschauungen Renners zu decken.

geschmähten, in Wirklichkeit nicht unbedeutenden Parlamentsreden richtig hervorhob — darin, eine große Reihe nach Rasse und Kultur sehr verschiedene Völker zu politischer, staatsrechtlich organisierter Gemeinschaft zu verbinden. Dieses Problem erwuchs aus der Tatsache der Siedlung dieser Völker, deren Schnittlinien sich im Herzen Europas kreuzen, und es empfing starke Antriebe aus der geographischen Lage, welche insbesondere die Alpen- und Karpathenländer, aber im Zusammenhang mit der geschichtlichen Entwicklung auch die Sudetenländer auf enge wirtschaftliche Beziehungen hinweist. Das Problem des Völkerstaates im Herzen Europas hat jedoch auch eine gesamteuropäische, und zwar ideelle, Bedeutung: wenn es der Habsburger-Monarchie gelingt, die Gegensätze und Spannungen, die zwischen den hochbegabten europäischen Rassen entstehen müssen, im Innern zu binden und zu lösen, so erfüllt sie ein Bedürfnis der geistigen Ökonomie, indem sie die wertvolle nationale Staatsidee durch den Gedanken der Völkergemeinschaft ergänzt, und wird zum festesten Bollwerk eines dauernden europäischen Friedens. Das ganz eigenartige politische Problem der Donaumonarchie besteht also darin, einer größeren Zahl von Völkern sehr verschiedener kultureller Stufe einen Anteil an der politischen Willensbildung einer Großmacht zu sichern. Auf den ersten Blick wird klar, wieviel komplizierter dieses Problem ist als etwa das der Schweiz, welche im übrigen als ausgesprochener Völkerstaat mit der Monarchie eine gewisse Verwandtschaft aufweist.

Trotz unzähliger Mißgriffe im einzelnen ist es eine geschichtliche Tatsache, daß die Monarchie diesem ihrem Wesen nicht untreu geworden ist: alle in der Monarchie lebenden Völker, ob auch dieses oder jenes manchmal sich unbillig behandelt fühlen mochte, haben sich entwickelt, keines hat seine nationale Eigenart eingebüßt. Ihr Verhältnis zueinander und ihr Anteil am Staate ist aber nicht durch die Verfassung, nicht durch feste Rechtsschranken abgesteckt, er setzt sich immer im steten Kampfe durch, und daraus entsteht ein Gährungsprozeß, der nach außen hin den Eindruck einer Verfallserscheinung hervorrufen mochte. Wenn heute in Österreich eine Verfassungsreform auf der Tagesordnung steht, so handelt es sich im Wesen um die große Aufgabe, den Anteil der Nationen am Staate verfassungsmäßig festzulegen.

Diese Aufgabe ist nun aber noch dadurch kompliziert — auch darauf hat der österreichische Ministerpräsident Graf Clam-Martinic in seiner Herrenhausrede sehr mit Recht verwiesen —, daß die Monarchie historisch nicht aus organisierten, aber zu Staaten erwachsenen Völkern sich gebildet hat, sondern aus dem organischen Zusammenschluß von Ländern erwuchs, von denen viele schon bei ihrem Anschluß an die Monarchie Angehörige mehrerer Stämme in sich vereinigten. Nun gibt es allerdings Theorien, welche die Aufgabe, den zum Bewußtsein ihrer selbst gelangten Völkern einen Platz in der Verfassung zu erobern, durch vollständige Zerstörung der historischen Gliederung lösen wollen, sei es durch Aufstellung eines nationalen Katasters und Konstituierung der Völker als Personalverbände im Staat, sei es durch

Zerstörung der historischen Individualitäten und Konstituierung möglichst national abgegrenzter Bundesstaaten des Gesamtreiches.

Der Anhänger einer organischen Staats- und Geschichtsauffassung wird sich derartigen Theorien gegenüber ablehnend verhalten. Man darf nicht vergessen, daß wenigstens sehr viele der historischen Länder auch heute noch ein kraftvolles Sonderbewußtsein haben. Zunächst ist Ungarn auf Grund einer historischen Entwicklung, die hier darzustellen zu weit führen würde, ein zwar mit Österreich zu einer unauflöslichen Gemeinschaft verbundener, aber nichtsdestoweniger ein souveräner Staat, der stark genug wäre, seine Souveränität mit Gewalt zu behaupten. Aber auch innerhalb des österreichischen Staates im juristischen Sinn — wenn wir vom österreichischen Problem sprechen, meinen wir im weiteren Sinne allerdings die gesamte unter dem Erzhause Österreich vereinigte Monarchie — kann das Sonderbewußtsein vieler Länder — man denke nur an das ‚heilige' Land Tirol, das doch jedem Deutschen ans Herz gewachsen sein sollte! — unmöglich übersehen werden. Man mag diese Struktur des Staates nicht als für die Ewigkeit gebaut denken, ihre Umbildung im ganzen wünschen oder befürchten — sie plötzlich und unvermittelt oder gar gewaltsam durchzuführen, zumal in den Wehen des Krieges, wäre das Gegenteil von Realpolitik.

In dieser Erwägung muß man dem Ministerpräsidenten Grafen Clam-Martinic prinzipiell zustimmen, wenn er es für notwendig erklärte, eine Rechtsordnung der Nationen in die Verfassung, und zwar zunächst Österreichs — in den Ländern der heiligen Stephanskrone besteht auch ein Nationalitätenproblem, welches gewiß der Lösung bedarf, aber, wie die Verhältnisse einmal liegen, unmöglich von der österreichischen Reichshälfte aus gelöst werden kann — unter Aufrechthaltung des historisch gewordenen Staatsgefüges in der Hauptsache, vorbehaltlich einzelner Änderungen, hineinzubauen. Es darf nicht vergessen werden, daß Ansätze zu einem Nationalitätenrecht immerhin vorhanden sind. Der Artikel 19 des Staatsgrundgesetzes über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger enthält einige, allerdings sehr umstrittene Richtlinien. Ein bedeutsames Stück des Problems, den Einfluß der einzelnen Völker auf die Bildung des Staatswillens abzugrenzen, ist bei der Wahlreform (durch welche das allgemeine gleiche Wahlrecht eingeführt wurde) gelöst worden. In Mähren ist eine gesetzliche Regelung weiter Gebiete des Nationalitätenrechts zwischen Deutschen und Tschechen einvernehmlich in einer Weise erfolgt, welche die internationale Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. In Galizien ist — leider erst knapp vor dem Kriege — eine einvernehmliche Reform der Landesordnung zustande gekommen, welche die Rechte der Ukrainer durch eine nationale Kurie sicherstellt. Soweit nicht die oben berührten partiellen Neugestaltungen — die Sonderstellung Galiziens und vielleicht eine vorläufige Regelung der südslawischen Frage durch Angliederung Dalmatiens an Kroatien, welches innerhalb der ungarischen Verfassung ein selbständiges politisches Territorium (nach unserer Auffassung einen halbsouveränen Staat) bildet — dazwischentreten, wird an diese Ansätze zweifel-

los anzuknüpfen sein. Dies und jenes wird auch für andere Länder vorbildlich werden können.

Damit kommen wir zu der heute brennendsten, zur böhmischen Frage. Aus zwei Gründen ist das Nationalitäten-Problem gerade hier besonders zugespitzt. Einerseits steht hier eine sehr starke Minderheit, und zwar ein besonders tüchtiger deutscher Stamm, eine Minderheit, die durch die Entwicklung der Dinge sich aus ihrer früheren politisch vorherrschenden Stellung verdrängt sieht, einem ebenfalls sehr begabten und tüchtigen, sich stark vermehrenden und mächtig vordrängenden slavischen Volke, den Tschechen, gegenüber. Zweitens ist aber in den Tschechen die Erinnerung an den einstigen böhmischen Staat, der für sie ein tschechischer ist, lebendig. Während die Deutschen bisher eine Umgestaltung der Landesverfassung, und zwar die Sicherung einer nationalen Autonomie durch Schaffung national geschlossener Kreise und die Einführung nationaler Kurien im Landtag verlangten, beharren die Tschechen nicht nur auf der Einheit des Landes, sondern verlangen eine Erweiterung seiner Autonomie, ja die Umgestaltung zu einem Gliedstaat eines als Bundesstaat konstituierten Reiches. In dieser ausschweifenden Form und in einer in peinlicher Weise an das Vernichtungsprogramm Loyd-Georges sich anschließenden Phraseologie wurde die Forderung des ‚böhmischen Staatsrechts' neuerlich in der abgelaufenen Reichsratstagung erhoben. Dabei handelt es sich nicht nur um Böhmen im heutigen Umfang, sondern unter Berufung auf ‚historische Rechte' sollen Länder, die nur in vorübergehender oder ganz loser Verbindung mit Böhmen gestanden waren, Mähren und Schlesien, dem Lande der ‚heiligen Wenzelskrone' unterworfen werden. Und zum Hohn auf das im selben Atem angerufene Nationalitätenprinzip sollen 3 Millionen Deutsche zwangsweise in diesen tschechischen Nationalstaat gepreßt werden, darunter auch die in geschlossener deutscher Siedlung besetzten Rundgebiete Böhmens, auch Eger, welches am allerwenigsten aus historischen Rechtstiteln für die Wenzelskrone beansprucht werden kann.

Der Schreiber dieser Zeilen weiß sich frei von jeder antislavischen Voreingenommenheit. Er erkennt das Recht der Tschechen auf volle kulturelle Entwicklung ihrer nationalen Eigenart in Österreich an. Aber angesichts des brüsken Auftretens der Tschechen muß mit aller Klarheit gesagt werden, daß die Deutschen Österreichs gewiß kein größeres Interesse am Bestande des Staates haben als die Tschechen. Auch die Deutschen in Österreich verzichten zugunsten des österreichischen Staatsgedankens auf eine große geschichtliche Erinnerung, auf die Zugehörigkeit zum deutschen Reiche. Es ist nicht zu viel verlangt, daß die Tschechen in gleicher Weise auf den tschechischen Nationalstaat verzichten. Keine Macht der Erde wird die Deutschen der Sudetenländer zwingen, sich einem solchen tschechischen Staat zur Treue verpflichtet zu fühlen. Eine Erweiterung der Landesautonomie wird zwar von der Mehrheit der Deutschen heute auch scharf abgelehnt, es ließe sich aber darüber im Falle voller Sicherung der deutschen Minorität durch Kreisverfassung und nationale Teilung reden. Es ist an sich im Rahmen der

sehr geschmeidigen österreichischen Verfassung nicht unmöglich, einzelnen Ländern ein höheres Maß von Autonomie einzuräumen, was heute schon in Tirol der Fall ist. Mit aller Deutlichkeit muß aber den Tschechen gesagt werden, daß die Deutschen den ihnen von den Tschechen gnädig zugestandenen, aus den Alpenländern gezimmerten, deutschen Gliedstaat weder verlangt haben noch sich mit ihm zufriedengeben werden. Die Deutschen Österreichs wollen Österreicher bleiben. Wenn aber gegen ihren Willen ein Deutsch-Österreich als Staat konstituiert wird, dann wird dieser Staat die Freiheit der Entschließung haben, ob er mit dem tschechischen einen neuen Bundesstaat gründen oder sich an das deutsche Reich anschließen will, welches dann mindestens von drei Seiten den tschechischen Nationalstaat umschließen wird. Das mögen die tschechischen Heißsporne zur Kenntnis nehmen und sich bewußt werden, daß ein Neuaufbau Österreichs nur im Einvernehmen mit den Deutschen möglich ist.

Die hier angedeutete Notwendigkeit berührt den schwierigsten und zugleich interessantesten Punkt des österreichischen Verfassungslebens. In dem österreichischen Verfassungsproblem offenbart sich die innere Unzulänglichkeit und Unwahrheit der parlamentarischen Demokratie. Diese Regierungsmethode, für welche sich neuerdings in einem beklagenswerten Rückfall in die Ausländerei in deutschen gebildeten Kreisen eine kritiklose Bewunderung breit macht, beruht auf der Fiktion oder besser gesagt auf der Lüge, daß der Wille der Mehrheit der Wille der Gesamtheit ist. Daraus ergibt sich dann folgerichtig das schrankenlose Recht der Mehrheit, der Minderheit rücksichtslos und brutal ihren Willen aufzuerlegen. In Österreich wird nun die innere Unwahrheit, das Unorganische dieser Politik sinnenfällig sichtbar; die schmerzlichen Erfahrungen von Jahrzehnten haben unzweideutig ergeben, daß die arithmetische Zahl allein kein adäquater Ausdruck der aus der historischen Entwicklung des Staates sich ergebenden politischen Kräfte ist. Die Deutschen sind heute im österreichischen Reichsrat eine Minorität; nach jenem demokratischen Ideal, welches so viele gebildete Deutsche gedankenlos anbeten, gäbe es keine einfachere Lösung, als aus allen Nicht-Deutschen eine parlamentarische Regierung zu bilden und über die Deutschen einfach zur Tagesordnung überzugehen. Trotzdem gibt es keinen zurechnungsfähigen Menschen, auch unter den Nicht-Deutschen, der nicht wüßte, daß ein derartiger Versuch unfehlbar den Staat in die Luft sprengen müßte; die Macht der Tatsachen wäre stärker als die demokratische Fiktion. Aber auch ein Versuch, etwa aus Deutschen und Polen eine parlamentarische Majorität gegen die Tschechen oder aus Tschechen und Deutschen gegen die Südslaven zu bilden, wäre unseres Erachtens von vornherein zur Aussichtslosigkeit verurteilt.

Wie in der Zeit der Religionskriege zwar nicht der gute Wille der Streitenden, am wenigstens etwa die dem Protestantismus zugrunde liegende Idee, wohl aber in 200 Jahren der Leiden der harte Zwang der Tatsachen der deutschen Verfassungsentwicklung einen konfessionellen Minoritätenschutz,

aufgebaut auf einem konfessionellen Vetorecht (itio in partes), abgerungen hat, so wird in Österreich, wie wir hoffen, der Umstand, daß jede Nation eine Minorität ist und mehrere unter ihnen eine für den Staat zu bedeutsame Minorität, als daß man sie nach der vielgepriesenen parlamentarischen Methode knechten könnte, der Hebel zur Entwicklung einer vollkommeneren, einer nicht mechanischen, sondern einer organischen Demokratie sein, welche nicht dem Fetisch der Zahl huldigt, sondern durch ein System des Minderheitsschutzes jede Vergewaltigung ausschließt und alle im Volk lebendigen Kräfte an der Bildung des Staatswillens beteiligt. Wir hoffen, diesen Gedanken einer organischen Demokratie an dieser Stelle noch näher ausführen zu können; hier sei nur soviel bemerkt, daß im Lichte dieser Gedankengänge die Schwierigkeit des österreichischen Problems als ein Hebel zur Entwicklung eines höheren Staatsideals erscheint, als es die rein mechanische Demokratie ist. Als ein Bekenntnis zu ihm wollen wir es werten, daß der jugendliche Kaiser in seiner ersten Thronrede an die Vertreter der österreichischen Völker feierlich verkündet hat, daß er im Geiste *wahrer* Demokratie regieren wolle.

Was Österreich sich selbst schuldig ist
Von Richard Schaukal

Die Zeit will dich, das selbst sich nicht erkannte,
Zu dem erwachsen wissen, was du bist.
Aus den „Kriegsliedern".

Bewährter opportunistischer Übung genügend, hat vor einigen Jahren im Abgeordnetenhause des Reichsrates ein Staatsmann den Anspruch der Nationen auf verhältnismäßige Vertretung in der Verwaltung bestätigt. Die dieser Erklärung innewohnende Idee ist als der Grundirrtum unsrer nationalen ‚Politik' von Bedeutung. Es erhebt nämlich tatsächlich bei uns jede Nation Anspruch auf den ihr gebührenden Anteil an der Verwaltung und erhält je nach den Umständen mehr oder weniger davon zugestanden, statt daß die Verwaltung ihren Anteil von den Nationen empfinge, d. h. daß die Verwaltung als ein bloß nach der Tauglichkeit ihrer ansonsten gleichgültigen Träger sich jeweils zu sich selbst ergänzendes, dem Staat um seiner Zwecke willen dienendes System, als der dem Staatswillen gemäße Ausdruck der ausübenden Gewalt sich darstellte. Innerhalb eines an Rahmengehalt immer schmäler werdenden Fachwerkes von mehr oder weniger gewissenhafter Sachlichkeit hat sich allgemach eine Ablagerung von — als solchem herbeigerufenen — bewußtem Nationalismus vollzogen, ein Zustand, der die begreifliche, aber darum keineswegs anzuerkennende Folge hat, daß sich bei den also zugestandenermaßen in der Verwaltung ‚vertretenen' Nationen die Theorie von einem ‚nationalen Besitzstand' entwickelt und durchgesetzt hat.

‚Mit einem Schlage' kann man zwar Prinzipien ändern, nicht aber den lebendigen Verlauf der Tatsachen. Auch der österreichische Beamte ist ein Naturgebilde, das von der Zusammensetzung seines Nährbodens abhängt. Und der ‚österreichische' Nährboden ist lange nicht so ergiebig, wie er bei zweckbewußter Pflege sein könnte. Gemeinsame Gefahr hat zur erfolgreichen Zusammenfassung der Wehrhaften geführt, ein einigermaßen gelockertes Band gestrafft; diese nur von Gewohnheitsschwarzsehern bezweifelte nach außen gekehrte Front der Heimat hat die Tüchtigkeit des Volkskörpers erwiesen, aber durch Taten des Mannesmutes und der Manneszucht nicht etwa einen Zustand gerechtfertigt, den nur Unehrlichkeit und falsch verstandene Selbstliebe zu beschönigen wagen. Österreich muß österreichischer werden.

Warum ist ‚österreichisches' Empfinden der Minderheit eigen, während die Mehrzahl der Volksstämme der Monarchie dem Staate das, was ihm gebührt, nicht so selbstverständlicherweise gewähren, wie sie alles von ihm zu fordern sich berechtigt glauben? Es liegt wohl zunächst eben an diesen Volksstämmen. Ungleich dem an Kultur älteren, seit jeher zur Kolonisation und damit zum Weltbürgertum neigenden Deutschen, mehr geneigt, sich in sich und ihre engeren Kreise eigensüchtig zurückzuziehen, zum Teil als einst Erworbene, zumal in ihren historisch denkenden Schichten, nichts weniger als unbefangen, fügen sie sich einem noch vor nicht allzu ferner

Zeit absolutistisch vom Mittelpunkt aus erfaßten Ganzen nicht ohne Widerspruch ein. Aber es liegt nicht zuletzt auch an der nicht eben geschickten Art, wie man mit ihnen seit jeher umgeht.

Seit nach der von Ferdinand II. mit einer durch tiefste Überzeugung gefestigten Härte durchgeführten Gegenreformation die bis zur Prager Katastrophe nur allzu unbotmäßigen Stände der durch die Türkensiege Eugens wieder zu einer Realexistenz geschaffenen Monarchie gefügig gemacht und durch ein weiteres Jahrhundert währender Kabinetts-Welt-Kriege jegliche Regung der Untertanen niedergehalten worden war, hat erst die Epoche der europäischen Revolutionen die elementaren Kräfte Österreichs — das damals noch Ungarn und die Lombardei umfaßte — entbunden. Österreich als Nationalitätenstaat besteht seit 1848 (freilich reichen seine Wehen fast bis auf Napoleon I. zurück, und die Zeit der Metternichschen Kongresse und des romantischen Vorfrühlings der nationalen Einigungsbestrebungen Europas ist bereits von seinem heftigen Lebenswillen bewegt). Der Tatsache eines nicht als Einheit erwachsenen Gefüges, zusammengesetzt aus einer Anzahl von Nationen, die, auf verschiedenen Stufen der Entwicklung, zum Teil bloß als Bruchstücke größerer nationaler Gebilde innerhalb der historischen Machtgrenzen des Staates vorhanden waren, haben sich die verantwortlichen Pfleger dieses neuen Alten von Anfang an nicht gewachsen gezeigt. Einer kurzen Periode des Verfassungswechselfiebers — gekennzeichnet durch den sterilen Doktrinarismus unoriginaler Entwürfe — machte die ‚Sistierung‘ ein Ende, und aus der Dunkelheit dieser Pause trat der Dualismus zutage, eine ‚Lösung‘, nicht der Ausdruck für Tatsachen. Es ist hier nicht meine Aufgabe, zu zeigen, wie der ‚Ausgleich‘, der die Monarchie in Lebensfragen von befristeten Vereinbarungen abhängig erhält, zustande gekommen ist; es genüge, darauf hinzuweisen, daß das Schicksal Österreichs, des Kaiserstaats von 1804, — dynastisches Selbstbewußtsein hatte ihn dem Usurpator gegenüber aus dem Schiffbruch des deutschen Reichs sich gerettet — damals einem eiteln ausländischen Dilettanten anvertraut war (Beust hatte sich kaum einige Wochen mit der Würde seines Amtes befaßt), während — nach Königgrätz — das Ungarns — seit jeher ein von Umtrieben Unzufriedener zwar vulkanisch erzitterndes, aber den historischen Geist seiner nationalen Oligarchie energisch ausdrückendes Staatswesen — in den festen Händen seiner fähigsten Patrioten ruhte. Es ist auch nicht Sache dieses Versuchs, die Versuche zu schildern, die seither am geduldigen Leibe ‚Cisleithaniens‘ ausgeübt worden sind. Es ist die Frage zu beantworten, was Österreich in seinem schönen und geräumigen Heim vermißt. Die Antwort ist einfach: die energische, stete Handhabung einer klaren Hausordnung. Ein lebendiges Gebilde wie dieser mit natürlichen Kräften gesegnete alte Staat bedarf nicht der Wunderkuren der Projektenmacher; er müßte erst einmal zu *sich* kommen: wie in England unentwirrbar ältestes neben neuestem Rechte gilt, könnten hier sogar ‚staatsrechtliche‘ Lieblingserbstücke mit modernstem sozialen Hausgeräte, den wun-

derbaren Sitten und Trachten gleich, sich auf das farbigste vertragen. Es kommt gar nicht auf die Form, nicht auf die berüchtigten ‚Richtlinien', es kommt bloß darauf an, daß man etwas Gemeinnütziges — zum Beispiel die Reform der (Technik der) Verwaltung — ernstlich wolle und diesen Willen durch die Tat erweise (anstatt daß man von vornherein beargwohnte ‚politische' Thesen aufstelle, um hinter diesen papiernen Wänden dem bequemen laisser aller sich hinzugeben). Die besten Kräfte entarten, wenn sie nicht gepflegt werden, und hier handelt es sich nicht durchaus um edelgeartete Gewächse, sondern zum Teil um recht rohe, eigensinnige Triebe. Es ist dem Einsichtigen nichts weniger als unbegreiflich, daß unter solchen Verhältnissen — die kostspielige Schein‚aktionen', wie Räusche, hinterher nur um so deutlicher zeigen — unruhige Demagogen — als welche sich immer und überall die gebildeten Freizügigen, die nirgends so recht beheimateten, meist auch volksfremden ‚Intellektuellen', Journalisten, Advokaten, Beamten, Lehrer, zumal die Berufspolitiker erweisen — nach erträumten oder verkannten bessern Welten umsehen, daß immer wieder unmutig stürmende Wellen von Einzelforderungen sich bäumen. Man kennt die österreichischen Parallelerscheinungen: man gibt dem einen, weil dem andern etwas zuteil geworden ist. Es entstehen Bedürfnisse aus ergiebigen und Verstimmungen aus versäumten Gelegenheiten. So aber wird der Staat nie auf rationelle Weise angebaut, sondern immer bloß, der unermüdlich wie der Pelikan sein Blut verspendende, gebrandschatzt.

Österreichs ungestalter Körper ist gesund — schon wie man an ihm sündigen darf, erweist es —, aber seine ungebärdige Lebendigkeit harrt ihres Bändigers. Man hat eben in dieser Vielfältigkeit, in der Unvereinbarkeit seiner Elemente, den Fluch erblicken wollen; mitnichten: der Nationalstaat, bis auf Frankreich unter den Großmächten Europas Prinzip, nicht Tatsache (und an Frankreich nicht eben verführerisch), bedeutet keineswegs das Ideal, im Gegenteil: die ‚Grenzen' überbrückende Weltmarktpolitik der Völkerfamilie hat auf ihre nüchterne Weise den weltbürgerlichen Rationalismus des 18. Jahrhunderts wieder zu Ehren gebracht: Abschließung nach Sprachen ist, als unpraktisch, unzeitgemäß, übrigens auch (im völkischen Sinn) irreführend; Zusammenleben historisch-geographisch verwandter Gruppen — mit stärkerer Betonung der organischen Rassenzusammenhänge — entspricht dem gegen die verflachende Gewalt des Kapitalismus und der mechanisierenden Technik instinktiv sich sträubenden Lebensprinzip der Artbetonung; die verschiedenen ‚Irredentismen' sind im Grunde der Lebens- und Erwerbsgunst gegenüber versagende Lehrmeinungen. Dem Vorhandenen Rechnung tragende Einsicht — und was heißt anders wirkliche Politik? — müßte im Gegenteil, nicht um sie ‚gegen einander auszuspielen', wohl aber um mit ihnen desto klangvoller zu ‚spielen', die Ergiebigkeit des Orchesters zu werten wissen. Es kommt bei ehrlicher, gelassener Führung, die Zeitungen und ‚Vollzugsausschüsse' nicht über-, den gesunden wirtschaftlichen Egoismus, das Glücksstreben des Kleinsten aber nicht unterschätzt, bloß darauf an, daß

der Sinn fürs Gemeinsame, das Ganze, das alle zusammen sind, geweckt, genährt, gepflegt werde.

Was weckt Gemeinsinn (außer — wie jetzt — Gefahr)? Gemeinsame Ziele. Was nährt ihn? Gemeinsame Erfolge. Was pflegt ihn? Allgemeines Vertrauen zur Gerechtigkeit. Gerechtsein heißt aber: ‚Ja' und ‚Nein' sagen können, wo man aus Überzeugung das eine oder das andere darf und muß, ohne Menschenfurcht und ohne Eigensucht. Die aus der Gesamtheit nach den plangemäß gegliederten Interessen sich ergebende Vertretung aller hat in einer den Staatsaufgaben entsprechenden Regierung ihren Ausdruck zu finden (statt daß Regierungen ihr Dasein fragwürdigen Sachwaltern des ausgeschalteten Volkswillens von heut auf morgen auf Kosten des Staates abhandeln); es darf nicht die schnöde ‚Beziehung' von außen stoßen; von innen heraus, ohne Machthabergeometrie, soll der Inhalt seine, die ihm gemäße Form gewinnen. Parteien wird es immer geben, sie entspringen dem Herdentrieb und der Herrschsucht, aber sie sollen sich ergeben, zusammenfinden, nicht sich voraussetzen und zu sich Söldner werben. Über Notwendiges — wie eine zureichende Verständigung oder die unumgängliche Verteidigung — sollen nicht Ordonnanzen, sondern das von einsichtigen Beauftragten erfaßte Bedürfnis entscheiden. Probleme der Volksveredlung dürfen nicht von Macht und Gunst abhängen: jedem Aufstrebenden muß an gesunder Nachbarschaft gelegen sein.

Alles das scheint so lange ‚platonisch', als es nicht — geschieht. Und daß es geschehe, dazu genügt ein Führer, ein ehrlicher, kluger, unabhängiger, energischer und erfahrener Menschenfreund, der, froh der ihn sich selbst bestätigenden Verantwortung, sich nur im reinen Spiegel seiner Erfolge fürs Ganze zu erblicken wünscht, nicht als der bis auf weiteres Schönste im ganzen Land.

Der erste Aufenthalt der Frau v. Staël in Deutschland (1803–1804)
Von Emmy Allard

Im Oktober 1803 erschien Frau von Staël dem Ersten Konsul der französischen Republik als eine Macht, die er nunmehr mit den schärfsten Gewaltmaßregeln bekämpfen zu müssen glaubte. Nach zahlreichen Depeschen und Dekreten, nach lebhaftem eigenhändigen Briefwechsel mit dem Polizeiminister und Gendarmerieinspektor, nach dem Verbot ihres liberalen Salons und dem Versuch einer moralischen Isolierung unterzeichnete Napoleon einen Befehl, der sie binnen 24 Stunden auf vierzig Meilen im Umkreis von Paris verbannte. Frau von Staël zog es vor, sich dem engeren Machtbereich ihres Feindes zu entziehen. Ihre Blicke richteten sich nach Deutschland. Sie fühlte das dringende Bedürfnis, sich durch die liebevolle Aufnahme, die man ihr dort versprach, von der erlittenen Schmach aufzurichten; es lockte sie auch, ‚den wohlwollenden Empfang von seiten alter Dynastien der Impertinenz derjenigen gegenüberzustellen, die sich anschickte, Frankreich zu unterjochen'. Aber nicht ‚diese Regung der Eigenliebe', wie sie es nennt, sondern eine tiefe Bewunderung deutschen Geisteslebens hat ihr letzten Grundes den Weg gewiesen. Geweckt durch feinsinnige Freunde aus dem Kreise der Emigranten, war ihr Interesse vertieft worden durch Wilhelm von Humboldt, den sie im Winter 1797 in Paris kennen und schätzen gelernt hatte. Niemand wäre geeigneter gewesen, dieser Französin den unendlichen Reichtum deutscher Kultur zu erschließen, als dieser Gelehrte und Weltmann mit seiner feinen, vornehmen Art der Darstellung, seinen wertvollen Beziehungen und Freundschaften. Unter seiner Leitung lernt sie endlich, wenn auch mit Resignation, deutsch, und im Jahre 1800 liest sie mit Begeisterung den Roman ‚Agnes von Lilien' von Karoline von Wolzogen im Original. Nun finden wir oft Bücherbestellungen in den Briefen an ihren Freund Meister in Zürich. Sie wünscht sich die dramatischen Werke Goethes, Wieland und den Wallenstein, sobald er nur erschienen ist. Leider hatte sie ihr Buch ‚Über die Literatur' bereits veröffentlicht. Man braucht nur das 17. Kapitel zu durchblättern, um zu wissen, daß sie noch im Jahre 1800 ihre Kenntnisse von deutscher Literatur zum größten Teil aus zweiter und dritter Hand hatte und wahrscheinlich schlechter unterrichtet war als viele ihrer Landsleute gegen Ende des ancien régime. Damals verkündete Grimms ‚Literarische Korrespondenz' die Bedeutung Lessings, und eine Hochflut von Übersetzungen führte die besten und schlechtesten deutschen Autoren in Frankreich ein. Um 1800 ist für die Schülerin Rousseaus der Werther noch das Meisterwerk, das wir den größten Schöpfungen anderer Literaturen entgegenzustellen haben. Sie hat aber den für sie maßgebenden Eindruck gewonnen, einem Volke gegenüberzustehen, das sich in außerordentlich hohem Grade für die Freiheit eigne. Zu diesem Schluß

kommt sie auf Grund der deutschen philosophischen Revolutionen, als sie die These des Buches, die moralische Perfektibilität der Menschheit, die ihre Weihe finden muß in der Freiheit, auf die Deutschen anwendet. Sie hat den Mut, zu sagen: ‚Die Deutschen verstehen sich besser als wir auf die Verbesserung des Menschenloses, sie vervollkommnen die Aufklärung, sie bereiten die Überzeugung vor, wir hingegen, wir haben alles durch Gewalt versucht, unternommen, verfehlt.‘

Überzeugt, daß ihr nur von dieser Seite her neue Ideen und tiefe Empfindungen zugeführt werden können, lernt sie eifrig und jetzt mit Freude deutsch. Sie sucht einen deutschen Erzieher für ihre Söhne, der sich zugleich ihrer literarischen Studien annehmen kann. Sie liest Klopstock und ist so erschüttert, daß ihr zumute ist, als vernehme sie nach zehn Jahren zum ersten Male wieder heimatliche Laute.

Weit liegt die Zeit zurück, in der sie eine bequeme Begegnung mit Wieland in Zürich als eine seltsame Zumutung ablehnte: ‚Um eines deutschen Autors willen nach Zürich gehen, das werden Sie nie an mir erleben.‘ Sieben Jahre sind seitdem vergangen; nun wendet sie sich persönlich an ihren Feind Napoleon und erbittet als besondere Gunst einen Paß nach Deutschland. Sie erlangt ihn durch Vermittlung ihres treuen Freundes Joseph Bonaparte, der ihr seinerseits ein Empfehlungsschreiben an den französischen Gesandten in Berlin mitgibt. In Begleitung ihres Freundes Benjamin Constant machte sie sich mit ihrer Tochter und ihrem zweiten Sohn Ende Oktober auf den Weg. In Metz erwartet sie den Kantianer Charles de Villers, mit dem sie in anregendem Briefwechsel gestanden hatte. In der Stadt selbst verbreitet sie eine wahre Panik. Man meidet sie wie eine Pestkranke, weil sie in Ungnade war, und das klügste für sie war, wieder zu gehen. Nach schönen Stunden und reichlichen Mißverständnissen mit Villers trennen sie sich am 8. November. Ihr nächstes Ziel war Frankfurt. Als sie in den verhängnisvollen Julitagen des Jahres 1789 mit ihren Eltern, die auf königlichen Befehl Frankreich heimlich verlassen hatten, diese Stadt berührte, warteten daselbst Kuriere mit offenen Briefen Ludwigs XVI. und der Nationalversammlung auf den entlassenen Minister Necker, um ihn wieder an die Spitze des zerrütteten Staates zu berufen.

Sie war jetzt dem Bethmannschen Hause empfohlen, aber ihre Berühmtheit scheint ihr den ungezwungenen Verkehr in der Frankfurter Gesellschaft nicht erleichtert zu haben. Sömmering, der Arzt, erzählte, er habe sie ertragen müssen, weil er ihr Kind behandelte, aber man ging ihr aus dem Wege, soviel man konnte. Und die gütige, sonnige Frau Rat schreibt an ihren Sohn nach Weimar: ‚Mich hat sie gedrückt, als wenn ich einen Mühlstein am Hals hängen hätte, . . . ich ging ihr überall aus dem Wege, schlug alle Gesellschaften aus, wo sie war, und atmete freier, da sie fort war.‘ Für Frau von Staël war das Einleben in eine fremde Sprache, in eine andere Art zu denken und zu sein nicht leicht. Die fremde Welt, die notwendigen Enttäuschungen nach zu hoch gespannten Erwartungen und ernste

Sorgen um ihr schwerkrankes Töchterchen lasteten auf den ersten Wochen ihres Aufenthaltes in Deutschland. Die Wirklichkeit schien überall ihr Urteil über Jean Paul, den sie auf der Reise zum ersten Male gelesen hatte, verallgemeinern zu wollen: das Erhabenste stand neben dem Trivialsten; man hatte Poesie in der Seele, aber keine Eleganz in den Formen. ‚Es ist wie ein Konzert in einem rauchigen Zimmer.' Ihre impulsive, tätige Natur sieht sofort eine Aufgabe: ‚Wir beide, Sie und ich, müssen durchaus versuchen, einen Vertrag zwischen ihren Gedanken und unserer Lebensart zu schließen,' schreibt sie an Charles de Villers, der voll Bewunderung für Deutschland war.

In den ersten Dezembertagen rüstet sie sich zur Fahrt nach Weimar, ohne indes die ursprünglich geplante Reise nach Berlin ganz aufzugeben. Aber es drängte sie, zunächst die geistige Hauptstadt des Landes und dessen größte Männer kennen zu lernen. Am 29. November hatte Jacobi, den sie durch ihren Widerstand gegen Napoleon, ihre Offenheit und ihren Geist als Freund gewonnen hatte, sie schriftlich an Herder empfohlen. Sie sollte denselben jedoch nicht mehr sehen; er lag im Sterben, als sie in Weimar eintraf. Bei den anderen Größen der Musenstadt hoffte sie durch ihre Werke genugsam eingeführt zu sein. Goethe hatte 1795 den ‚Versuch über die Dichtungen' für die Horen übersetzt und Schiller denselben kommentieren wollen. Die jugendliche Verfasserin ließ darauf im nächsten Jahre ein Exemplar ihres Buches über die Leidenschaften überreichen, aus dem Goethe einen Auszug zu veröffentlichen gedachte, weil er es ‚voll geistreicher, zarter und kühner Behauptungen' fand und alle in seiner Umgebung das seltsame Buch verlangt hatten. So erschien es nicht verwunderlich, daß Goethe ihr im Jahre 1797 seinen Wilhelm Meister schickte. Sie konnte zwar nur den prächtigen Einband des Buches bewundern, aber die Huldigung hatte ihr geschmeichelt, und Freund Meister in Zürich wurde beauftragt, ‚einen superben Dank' zu übermitteln. Zwei Jahre später dankte sie Goethe selbst mit ihrem Buch ‚Über die Literatur', das von ihrem ersten persönlichen Brief begleitet war. Humboldt übersandte beides und fügte seinerseits eine kurze Charakteristik der Verfasserin hinzu: ‚Sie kommt mir immer wie ein freierer Charakter und kühnerer Geist vor, der, seitdem er anfängt, die Fittiche zu bewegen, in dem Kinderrock französischer Armseligkeit eingeschnürt ist.' ‚Ich möchte hier nicht entscheiden,' schreibt er später einmal, ‚ob hier nicht ein Streit zwischen der angeerbten, bei der Staël also deutschen Eigentümlichkeit, und der durch Bildung erworbenen sei.' Schon mit dem Großvater führt uns nämlich ihr Stammbaum nach Deutschland, wo die Neckers seit dem 16. Jahrhundert als Offiziere, Beamte und Geistliche in Preußen oder Mecklenburg anzutreffen sind. Das Leben führte ihren Großvater, der in Küstrin geboren und dort als Advokat vereidigt worden war, in die Dienste des Königs von England, bis er im Jahre 1724 eine Professur für deutsches Recht an der Universität Genf erhielt. — Schiller hatte sich bei der Lektüre ihrer Erzählungen, die Goethe kurzweg als ‚wunderliche, passioniert gedachte-

Produktionen' abtat, an der ‚verstandesreichen Unnatur' geärgert, war aber auch hier wieder angezogen worden durch einige recht hübsche Reflexionen, die ihren durchdringenden Blick über das Leben verrieten. Die Erzählungen hatten indes in Weimar auch begeisterte Leser gefunden und Knebel sogar zu der Bemerkung veranlaßt, noch habe kein Weib mit ähnlichem Geist geschrieben. Die Schriftstellerin war also in Weimar bestens eingeführt, und doch waren alle genau wie in Frankfurt mehr oder weniger voreingenommen gegen sie und auf alles andere als die natürliche, liebenswürdige Frau gefaßt. Schiller fürchtete sich schon, als sie noch in Frankfurt war, vor ihrem französischen Geist und ihrer französischen Sprache. ‚Unsere Religion in französischen Phrasen ihr vorzutragen und gegen ihre französische Volubilität anzukommen,' erschien ihm als eine zu harte Aufgabe.

‚Am 13. Dezember ‚abends bei Licht um 1/₂5 Uhr' kam sie in Weimar an und nahm Wohnung im Hause der Gräfin Werthern. Ihre Biographin, Lady Blennerhassett, sagt treffend, daß die kleine Residenz bald nach ihrer Ankunft den Eindruck eines in seinem gewohnten Treiben gestörten Ameisenhaufens machte. Am Tage nach ihrer Ankunft speist sie bei Hofe und wird dort mit herzlicher Liebenswürdigkeit aufgenommen. In einer Viertelstunde zerstreut sie alle Vorurteile; sie gefällt sogleich jedermann. Goethe sitzt in Jena, ist krank und beschäftigt und empfindet nicht die geringste Lust, ‚bei Hof und in Sozietät zu sein, bei diesem Wetter zu fahren, zu kommen und sich anzuziehen'. Diese Unlust ist stärker als sein Wunsch, ‚diese merkwürdige, so sehr verehrte Frau wirklich zu sehen und zu kennen'. Aber er hofft, daß sie ihrerseits ein paar Stunden Weges an ihn wenden mag und läßt Schiller dafür sorgen. Dieser sieht Frau von Staël am ersten Abend nach ihrer Ankunft bei der Herzogin Mutter, die auch Wieland und Böttiger geladen hat. Schiller war in Hofuniform und sie hielt ihn für einen General. Kaum eines besseren belehrt, verwickelt sie ihn auch schon in eine lebhafte Unterhaltung über die Vorzüge des französischen Theaters und über Racinesche Verse, von denen Deutsche keinen Begriff hätten, wenn sie dieselben nicht schön deklamieren hörten. Sie suchte ihn mit Geist und ihrer natürlichen Lebhaftigkeit zu schlagen, aber da brach sich seine Überzeugung durch alle sprachlichen Hindernisse hindurch Bahn, und eine Fülle von Gedanken entwand ihr die schlecht angebrachten Waffen. Seit diesem Augenblick ‚weihte sie ihm eine Freundschaft voll tiefer Bewunderung'. In dem Buch über Deutschland hat sie später versucht, den ersten starken Eindruck wiederzugeben. Wieland sprach alsbald den Wunsch aus, sich allein mit ihr unterhalten zu dürfen, und sie lud ihn auf den folgenden Tag ein. Wenn sie nicht so schrecklich schnell spräche, möchte er seine Tage damit zubringen, ihr zuzuhören. Böttiger wurde sogleich ein begeisterter Verehrer und suchte sich nützlich zu machen. Sie ist ganz Dame der großen Welt. Die immer zurückhaltende stille Herzogin Louise zeigt sich entgegenkommend und mitteilsam, der Herzog läßt sich von ihrer Liebenswürdigkeit hinreißen und elektrisieren. Frau von Staël selbst ist entzückt von diesem

Anfang. Bereits am nächsten Morgen setzt der erregende Gast in dem ruhigen Leben der kleinen Residenz die Schreibfedern in Bewegung.

Henriette Knebel schildert sie ihrem Bruder: ‚Ihr Auge ist schön und geistreich, aber ihr Gesicht etwas mohrenartig. . . . Sehr lebhaft, gut und viel sprechend, außerordentlich geschwind, doch deutlich und angenehm. . . . Sie zieht nicht an, man schließt sich ihr an. . . . Sie hat durchaus nicht das Preziöse und Pedantische, was unsere gelehrten Weiber oft so fatal macht, nichts Überspanntes, Halbreifes, sondern gesund bei all ihrer Feinheit. Weniger Drückendes kann man nicht finden, sie kann daher im Umgang nicht anders als angenehm sein.‘ Goethe wird sofort und ganz ähnlich von Lotte Schiller unterrichtet: ‚Ich glaube gewiß, sie wird Ihnen auch ein großes Interesse erwecken. . . . Ihr Geist, ihre Lebhaftigkeit des Gefühls reißt einen mit fort. . . . . Sie kündigt sich teilnehmend an und einfacher als unsere deutschen Frauen und gibt mehr auf andere Achtung. (Dies ganz unter uns gesagt.)‘ Auch Frau von Staël berichtet. Nach den ersten Reiseenttäuschungen, die sie Charles de Villers mitgeteilt hatte, hält sie nicht zurück mit neuen Eindrücken. ‚Deutschland gefällt mir viel besser, seit ich in Sachsen bin. . . . Schillers Geist erstaunt mich, so sehr es nur möglich ist. . . . Wieland kokettiert mit mir. . . . Der Herzog und die Herzogin haben mich mit Güte überhäuft.‘

Sie sagt sich auch sofort bei Goethe in Jena an und bittet ihn zugleich, sie nicht wie eine Dame aus Paris zu empfangen, sondern wie die Frau, die am meisten über Werther und den Grafen Egmont geweint habe. In Weimar sagte man, es sei von ihm nicht galant und von ihr nicht stolz, daß sie nach Jena fahre, aber sie willigte mit Freuden in diese ‚erste Huldigung ihres Geistes und Herzens‘. Eine liebenswürdige Antwort in französischer Sprache dankt ihr für die Gewährung der Bitte. Inzwischen läuft in Jena folgender Brief von Schiller ein: ‚Frau von Staël wird Ihnen völlig so erscheinen, wie Sie sie sich a priori schon konstruiert haben werden; es ist alles aus einem Stück und kein fremder, falscher und pathologischer Zug in ihr. Dies macht, daß man sich trotz des immensen Abstandes der Naturen und Denkweisen vollkommen wohl bei ihr befindet, daß man alles von ihr hören und ihr alles sagen mag. Die französische Geistesbildung stellt sie rein und in einem höchst interessanten Lichte dar. In allem, was wir Philosophie nennen, folglich in allen letzten und höchsten Instanzen, ist man mit ihr im Streit und bleibt es trotz allen Redens. Aber ihr Naturell und Gefühl ist besser als ihre Metaphysik, und ihr schöner Verstand erhebt sich zu einem genialischen Vermögen. Sie will alles erklären, einsehen, ausmessen, sie statuiert nichts Dunkles, Unzugängliches, und wohin sie nicht mit ihrer Fackel leuchten kann, da ist nichts für sie vorhanden. Darum hat sie eine horrible Scheu vor der Idealphilosophie, welche nach ihrer Meinung zur Mystik und zum Aberglauben führt, und das ist die Stickluft, wo sie umkommt. Für das, was wir Poesie nennen, ist kein Sinn in ihr; sie kann sich von solchen Werken nur das Leidenschaftliche, Rednerische und Allge-

meine zueignen, aber sie wird nichts Falsches schätzen, nur das Rechte nicht immer erkennen. Sie ersehen aus diesen paar Worten, daß die Klarheit und Entschiedenheit und geistreiche Lebhaftigkeit ihrer Natur nicht anders als wohltätig wirken können; das einzig Lästige ist die ganz ungewöhnliche Fertigkeit ihrer Zunge, man muß sich ganz in ein Gehörorgan verwandeln, um ihr folgen zu können. . . . Alles kommt jetzt darauf an, daß Sie eilen, eine Anschauung von ihr zu bekommen und sich einer gewissen Spannung zu entledigen. . . . Es ist recht schade, daß uns diese interessante Erscheinung zu einer so ungeschickten Zeit kommt, wo dringende Geschäfte, die böse Jahreszeit und die traurigen Ereignisse . . . zusammen auf uns drücken.' — Als nun noch eine Aufführung der ‚Natürlichen Tochter' Frau von Staëls Fahrt verzögerte, meldet Goethe sich in Weimar an und hofft, die vielbesprochene Frau zusammen mit Schiller und seiner Lotte am 24. Dezember zu Tisch bei sich zu sehen. Er begrüßt es als ein Glück, ‚daß die winternächtlichen Kranken- und Totenbilder durch eine so geistreiche Natur einigermaßen verscheucht und der Glaube ans Leben wieder gestärkt wird'.

Die erste Begegnung mit Goethe fand aber nicht im engsten Freundeskreise, sondern am Weihnachtsabend bei der Herzogin Mutter statt. Von ihrem unmittelbaren Eindruck haben beide nichts verraten, wenn auch einige unwahrscheinliche Äußerungen der geistreichen Französin in Weimar umliefen. Sie vertieften sich alsbald in eine mehrstündige Unterhaltung, und an diesem Abend kam sie wohl schon zu dem Urteil: ‚Goethe ist in der Unterhaltung ein Mann von erstaunlichem Geist, und man mag sagen, was man will, wer Geist hat, muß sprechen können.' Leider brachte ihre temperamentvolle Aufrichtigkeit einen Mißton in den Abend. Am 21. Dezember hatte man auf ihr dringendes Bitten die ‚Natürliche Tochter' gegeben. Es war das erste Stück von Goethe, das sie auf der Bühne sah. Mit unverhohlenem Mißfallen war sie der Aufführung gefolgt. Alles hatte sie geärgert: die Quelle, das Original der Heldin, der Abstand des Autors vom Publikum, um das er sich gar nicht kümmere. Die Französin hatte nicht das geringste Verständnis für freiwillige Unpopularität, wie Goethe sie gelegentlich zum Ausdruck brachte. Sie sagte ihm all das und noch dazu, es sei nicht wohlgetan, diesen Gegenstand zu behandeln. Weimar erzählte sich am nächsten Tag, sie habe Eugenie ‚un noble ennui' genannt, und Goethe habe ihre Kritik mit dem Bemerken abgeschnitten, er sei über vierzig Jahre alt. Eine starke Erkältung, die ihn für mehrere Wochen ans Zimmer fesselte, gab die willkommene Entschuldigung, Frau von Staël vorläufig nicht wiederzusehen.

Schiller und Wieland mußten nun allein ‚die Ehre der Gelehrten retten'. Mit Wieland, der aus dem Geist des 18. Jahrhunderts kam und sehr gut französisch sprach, verknüpfte sie bald eine herzliche Zuneigung. Die beiden trafen einander an den Abenden der Herzogin Mutter und sahen sich täglich. Wieland sprach nur mit Begeisterung von diesen Zusammenkünften. Oft riß sie ihn durch wundervolle Deklamationen hin.

Sie hatte bei der Clairon in Paris gelernt, und Lotte Schiller machte Goethe bereits auf ihr Talent aufmerksam, als er noch in Jena war. In Wielands Augen war sie die natürlichste, unbefangenste, anspruchsloseste Person ihrer Art. ‚Ich müßte mich gewaltig an ihr irren‘, schreibt er an seine Tochter Sophie Reinhold, ‚oder sie ist eines der edelsten und herrlichsten Weiber, die je gewesen sind, und eine wahre Zierde ihres Geschlechts.‘ Frau von Staël hatte eine kindliche Verehrung für den begeisterten, warmherzigen und geistreichen Mann, der in seinem Alter so jung geblieben war. Als man aber einmal darauf hinweisen zu müssen glaubte, daß ja auch sein Talent dem französischen Wesen am meisten verwandt sei, zögerte sie nicht zu antworten, ein Deutscher könne nicht deutsch genug sein. Wie mit Wieland, so war auch das Verständnis mit der Herzogin Amalie von vornherein gesichert. Fast alle Abende brachte der fremde Gast bei ihr zu, und sie drang in den widerspenstigen Knebel, der in Ilmenau wohnte, er möge kommen, das Phänomen kennen zu lernen, denn man müsse sie selber kennen, um ganz andere Ideen von ihr zu bekommen. Ihre Sympathie dehnte die Herzogin sogar auf Benjamin Constant aus, der seiner Freundin am 20. Januar nach Weimar folgte und mit der diskreten Selbstverständlichkeit jener Zeit überall eingeladen wurde. Die Göchhausen betete die Staël an. Ja, es geschieht das Unerwartetste: die Herzogin Louise, die schwer zugängliche, die stets ebenmäßige Natur, erschließt sich der so ganz und gar anders gearteten Frau. Sie kommt ihr entgegen wie eine ältere Schwester, die zugleich bewundert und beschützt. Ein langjähriger Briefwechsel suchte diese Freundschaft festzuhalten. Frau von Staël erkannte den tiefen Wert dieser Fürstin lange, ehe das Schicksalsjahr 1806 ihn der Welt enthüllte. Bei Hofe wird die Französin überhaupt wohl am meisten geschätzt und geliebt; man weiß dort nicht, wie es künftig ohne sie werden soll. Karl August ist nach wie vor begeistert, er gibt sich alle erdenkliche Mühe, liebenswürdig gegen sie zu sein. Oft trifft man ihn in angeregter Unterhaltung in ihrem Salon. Die Tochter des Ministers Necker hatte tief in Politik und Staatsaktionen geschaut, hatte in dem einflußreichsten Salon von Paris die bedeutendsten Männer aller Parteien empfangen, in Beratungen, in Bureaus und auf Tribünen Einfluß zu gewinnen gesucht und einen Napoleon stark beunruhigt. In Weimar entbehrte mancher schmerzlich die ihr natürlichen Erfahrungen und Kenntnisse. Schiller klagte oft, er verliere unsägliche Kraft und Zeit, die Schranken seiner zufälligen Lage zu überwinden und eigene Werkzeuge sich zuzubereiten, um einen ihm so fremden Gegenstand als die lebendige und besonders die politische Welt zu ergreifen. Die Größe der Verhältnisse, in denen diese Frau gereift war, gab ihr in Weimar einen eigenen Reiz. —

Ein bequemer Besuch aber war diese Frau nicht. ‚Sie ist in ewiger Bewegung und will alles wissen, alles sehen und prüfen. Man ist in einer ewigen Spannung des Geistes . . . muß Witz und Scharfsinn aufbieten, um der witzig belebten Staël die Spitze zu bieten.‘ Dabei räsonniert sie ‚über die deutschen Kunstwerke, über die Meisterwerke der Franzosen,

über ihre Einheit des Ortes usw.'. Lotte Schiller möchte ihr zuweilen entgegnen:

,Du rufest lauter fremde Götter an,
Die uns nicht heilig noch verehrlich sind.'

,In der Sozietät ist doch das Runde willkommener als das Spitze, und immer auf der Lauer sein müssen, die scheinbaren Blößen zuzudecken, ist angreifend.' Schiller, dessen Gesundheit ohnehin angegriffen war, der tief in seinen Arbeiten am Tell steckte und sich nach Ruhe sehnte, litt zuerst und am heftigsten unter dem Besuch. Die täglich neu erlebte Unmöglichkeit, sie in das Verständnis seiner Welt einzuführen, erweckte bei aller Würdigung ihrer Vorzüge seinen erklärlichen Mißmut. ,Mein Stück nimmt mir den ganzen Kopf ein,' schreibt er an Körner, ,und nun führt mir der Dämon noch die französische Philosophin hierher, die unter allen lebendigen Wesen, die mir noch vorgekommen, das beweglichste, streitfertigste und redseligste ist. Sie ist aber auch das gebildetste und geistreichste weibliche Wesen, und wenn sie nicht wirklich interessant wäre, so sollte sie mir auch ganz ruhig hier sitzen. Du kannst Dir aber denken, wie eine solche ganz entgegengesetzte, auf dem Gipfel französischer Kultur stehende, aus einer ganz anderen Welt hergeschleuderte Erscheinung mit unserm deutschen und vollends mit meinem Wesen kontrastieren muß. Die Poesie leitet sie mir beinahe ganz ab, und es wundert mich, wie ich jetzt nur noch etwas machen kann. Ich sehe sie oft, und da ich mich noch dazu nicht mit Leichtigkeit im Französischen ausdrücke, so habe ich wirklich harte Stunden. Man muß sie aber ihres schönen Verstandes, selbst ihrer Liberalität und vielseitigen Empfänglichkeit wegen hochschätzen und verehren.' Kaum erscheint Goethe wieder auf dem Plan, als Schiller es sich angelegen sein läßt, sich vor allen Freunden aus Frankreich zu schützen.

Am 23. Januar öffnet sich ihr endlich das Goethesche Haus, wenn auch der Hausherr immer noch übelgelaunt ist. Das ist nicht weiter verwunderlich, wenn man weiß, wie hartnäckig sie einen Monat hindurch seine Tür belagert hat mit Bitten, Schmeicheleien und Vorwürfen, mit allen Hilfsmitteln ihres beweglichen Geistes und ihrer hinreißenden Liebenswürdigkeit. Sie ist glücklich, ihr Ziel erreicht zu haben, seine Stimmung empfindet sie nicht. ,Ich liebe Sie von ganzem Herzen,' mit meinem ganzen Charakter und mit meinem ganzen Talent,' erklärt sie ihm und händigt ihm Übersetzungen verschiedener seiner Gedichte als Beweis ihres Gedenkens ein. Leider reißt ihre Impulsivität sie sofort zu der törichten Äußerung hin, sie werde seine Worte, wie sie solcher habhaft werden könne, sämtlich drucken lassen. Mehr bedurfte es nicht, um Goethe vorsichtig zu machen, so daß er ihr oft verschlossen erscheinen mußte. Einige Tage nach ihrem ersten Besuch kehrt sie in Begleitung des Historikers Johannes von Müller, der inzwischen in Weimar eingetroffen ist, zu ihm zurück. Karl August kommt hinzu, und ein angeregtes, heiteres Zusammensein bricht das letzte Eis. Sie sehen sich nun fast täglich, und nicht selten wird auch Benjamin

Constant in liebenswürdigster Weise eingeladen. In der Zwischenzeit schickt sie häufig kleine Briefchen in ihrem seltsam familiären Ton. Nicht ohne Bosheit berichtet Frau von Stein: ‚Ich glaube, Frau von Staël hat Goethe das Bedürfnis beigebracht, wieder etwas gebildetere Frauen bei sich zu sehen, als bisher es seine Umgebung war.‘ Die Herzogin Amalie hatte ihr zwar das höchste Lob gespendet, das sie kannte: ‚Die Staël hat einen sehr klaren Begriff über Goethe;‘ sie hatte seinen tiefen Sinn jedoch keineswegs gefaßt. Noch fehlten alle Vorbedingungen zu diesem Verständnis, und ihre persönliche Geisteskonstruktion verhinderte ein intuitives Erfassen des Künstlers. Sie war Kind einer Zeitwende. Die Reaktion gegen den kalten Rationalismus hatte ihr Herz, Seele, Idealismus gegeben und das 18. Jahrhundert ihr seinen Hang zur sofortigen Nutzbarmachung aller Ideen vererbt. Mit kindlicher Verwunderung sieht sie in Deutschland den Willen lebendig, sich überall mit dem Bestehenden abzufinden, und sie schüttelt den Kopf über das seltsame Land, ‚wo die Ideen keinen Einfluß auf Institutionen haben‘. Der Zusammenbruch der Revolution, an die sie mit allen Fasern ihrer Seele geglaubt, hatte in ihr noch nicht die Erkenntnis unserer größten deutschen Männer gereift, daß Freiheit der Persönlichkeit, des eigenen sittlichen Selbst erstes Ziel sein müsse. So durfte Goethe scharf und übertrieben urteilen, sie habe keinen Begriff von Pflicht. Die Wandlung vollzog sich erst später.

Allmählich wurde sie Goethe ebenso lästig wie vorher Schiller, den sie mit ihren Fragen zur Verzweiflung getrieben hatte. Sie verlangte auch von ihm, daß er sich analysiere, sich und seine Werke erkläre, ohne jemals Zeit dazu zu lassen. ‚Über die bedeutendsten Ereignisse erlaubte sie keinen Augenblick stillen Nachdenkens, sondern verlangte leidenschaftlich, man solle bei dringenden Angelegenheiten, bei den wichtigsten Gegenständen ebenso schnell bei der Hand sein, als wenn man einen Federball aufzufangen habe.‘ Bei Tisch oder im Salon, wie die Laune es brachte, improvisierte sie Unterhaltungen über unlösbare Probleme, ‚über Angelegenheiten des Denkens und Empfindens, die eigentlich nur zwischen Gott und dem einzelnen zur Sprache kommen sollten‘. ‚Durch alles dieses war der böse Genius in mir aufgeregt,‘ fährt Goethe in den Annalen weiter fort, ‚daß ich nicht anders als widersprechend dialektisch und problematisch alles Vorkommende behandelte und sie durch hartnäckige Gegensätze zur Verzweiflung brachte, wo sie aber erst recht liebenswürdig war und ihre Gewandtheit im Denken und Erwidern auf die glänzendste Weise dartat.‘ Diese objektive Auffassung war in den letzten Wochen des Aufenthalts der Frau von Staël in Weimar in dem Briefwechsel der beiden Freunde nicht mehr zu finden. Da setzten sich Müdigkeit und Gereiztheit in vertrauliche Spöttereien um, so daß Wilhelm von Humboldt Jahre später, als Goethe den Briefwechsel veröffentlichte, durch diese Taktlosigkeit unangenehm berührt, seine Freundin in Schutz nahm: ‚Von dem wahren Wesen dieser Frau wußten sie nichts. Die Staël war bei weitem weniger von ihrer schriftstellerischen Seite als

im Leben und von Seiten ihres Charakters und ihrer Gefühle.' Goethe selbst schwächte die vertraulichen brieflichen Äußerungen durch eine wohlüberlegte Darstellung in den Annalen ab. ‚Was man jedoch von solchen Verhältnissen hinterher denken und sagen mag,' schließt die betreffende Stelle, ‚so ist immer zu bekennen, daß sie von großer Bedeutung und Einfluß auf die Folge gewesen. Jenes Werk über Deutschland, welches seinen Ursprung dergleichen geselligen Unterhaltungen verdankte, ist als mächtiges Rüstzeug anzusehen, das in die chinesische Mauer antiquierter Vorurteile, die uns von Frankreich trennte, sogleich eine breite Lücke durchbrach, so daß man über dem Rhein und im Gefolge dessen über dem Kanal von uns nähere Kenntnis nahm, wodurch wir nicht anders als lebendigen Einfluß auf den fernen Westen zu gewinnen hatten. Segnen wollen wir also jenes Unbequeme und den Konflikt nationeller Eigentümlichkeiten, die uns damals ungelegen kamen und keineswegs förderlich erscheinen wollten.'

Frau von Staël blieb für Goethe und Schiller zu lange in Weimar. Was letzterer bereits Mitte Januar prophezeit hatte, ging in Erfüllung: ‚Trotz aller Ungeduld der Franzosen wird sie, fürchte ich, doch am eigenen Leib die Erfahrung machen, daß wir Deutsche in Weimar auch ein veränderliches Volk sind und daß man wissen muß, zur rechten Zeit zu gehen.' Als dieser ersehnte Tag endlich kommt, ist dem armen Schiller nicht anders zumute, als habe er eine große Krankheit ausgestanden. Frau von Staël aber verläßt Weimar in gesteigerter Bewunderung für seine großen Männer, in Dankbarkeit für die Aufnahme, die sie gefunden, und für die seelische Bereicherung, die es ihr geschenkt hat. Sie hatte neben den gesellschaftlichen Zerstreuungen, denen sie sich nie entzog, mit voller Kraft und Hingabe gearbeitet, um immer tiefer in das deutsche Geistesleben einzudringen. Sie hatte deutsche Literatur und Philosophie studiert und war fest entschlossen, für sich und ihre Landsleute etwas von den ungeheueren intellektuellen Reichtümern zu heben, die sie außerhalb Frankreichs entdeckt hatte. Sie sah dabei bald, daß ein solcher Versuch den Rahmen eines Reiseberichtes durchbrechen müsse. So entstand in Weimar der Plan zu dem Buch über Deutschland.

II.

Am 1. März brach Frau von Staël nach Berlin auf. Nach der literarischen Hauptstadt des Landes wollte sie die Stadt kennen lernen, die immer mehr an politischer Bedeutung gewann und mit ihren friederizianischen Erinnerungen von besonderem Reiz für alle französischen Reisenden war.

Berlin wartete auf sie, und Weimarer Freunde hatten dafür gesorgt, daß in dieser fremden Stadt eine freudige Spannung an Stelle gewohnter Vorurteile stand. Empfehlungsschreiben an den Hof und die führenden intellektuellen Kreise waren ihr vorausgeeilt; alte Bekannte aus Paris, Freunde aus Weimar freuten sich auf ein Wiedersehen. Am Morgen nach ihrer Ankunft machten Fürst Radziwill und der Prinz von Oranien, dem Bonaparte in Paris gelegentlich sein Mißfallen über den Verkehr hatte

aussprechen dürfen, ihre Aufwartung. Frau von Staël war mitten in einen Festtrubel geraten. Seit Wochen dachte alle Welt nur an Ballett, Kostüme und Proben für den Hofball zum Geburtstag der Königin. Es war die seltsame Zeit, die dem Zusammenbruch der preußischen Monarchie vorausging. Eine Gesellschaft, die ihr nahes Ende fühlen mochte, suchte Vergessen in Leichtlebigkeit und täglichen Zerstreuungen. Am Festabend wird der fremde Gast bei Hofe vorgestellt. Er macht ihr, die in der Jugend die üppigen Feste des ancien régime erlebt hat, einen imposanten Eindruck. Sie sieht sich inmitten einer glänzenden Schar von Männern mit schönen preußischen Gesichtern, von Frauen in herrlichen Kostümen und schimmernden Juwelen. Plötzlich erschallen alle Instrumente: die Königin, die schönste Frau, die sie je gesehen zu haben glaubt, tritt ein, nähert sich ihr und begrüßt sie mit ihrer unwiderstehlichen Anmut in hinreißend liebenswürdigen Worten. Frau von Staël ist so erregt und verwirrt, daß sie im ersten Augenblick wirklich nichts zu antworten weiß. Sie bleibt bis 3 Uhr nachts, um die Königin in der Pantomime ‚Die Rückkehr Alexanders nach Babylon‘ tanzen zu sehen. Kotzebue tritt als Priester Merkurs auf und sieht mit dem Mohnkranz auf dem Haupt und dem geflügelten Stab in der Hand so häßlich und ungraziös wie nur möglich aus. Und schon ruft sie sehnsuchtsvoll: Weimar! Weimar! Alle diese Versuche im französischen Geschmack scheinen ihr so weitabzuliegen von dem wahren Talent der Deutschen.

Bei Hofe gewann sie sofort Freunde. Prinz Louis Ferdinand, der ihren ganzen Haß gegen Bonaparte und ihre Befürchtungen für die Zukunft teilte, wurde alsbald ihr begeisterter Verehrer. Sie erwiderte seine Bewunderung mit herzlicher Sympathie, wenn auch ihre anfängliche Begeisterung sich eher abschwächte als verstärkte, weil er ‚am ersten Tage viel frappierender wirkte als in der Folge‘. Er besuchte sie täglich. Eines Morgens früh um 8 Uhr hielt er zu Pferde vor ihrer Wohnung am Spreeufer. Sie warf schnell ein Morgenkleid über und eilte ihm entgegen. ‚Wissen Sie, daß der Herzog von Enghien auf badischem Territorium aufgegriffen, einer Militärkommission überantwortet und vierundzwanzig Stunden später füsiliert worden ist?‘ ruft er ihr zu. Sie erschrak so heftig, daß sie es nicht glauben wollte. Eine Viertelstunde später las sie im ‚Moniteur‘ das Urteil.

Sie wußte auch Louis Ferdinands Bruder, den Prinzen August, trotz seiner wenig ausgeprägten Natur zu schätzen. Zwei Jahre später, als das Schicksal ihn in die Schweiz führte, wurde er in Coppet ihr Gast und verlebte unter ihrem Dach eine angeregte und durch die Liebe zu der schönen Madame Récamier romantisch gestimmte Zeit. Sie verkehrte auch in dem Hause der schönen Prinzessin Louise von Preußen, die den Fürsten Radziwill geheiratet hatte, damals 34 Jahre alt war, ein ganz französisches Haus führte und, wie es scheint, den allgemeinen Mangel an Natürlichkeit in besonders hohem Maße teilte. Nach mehreren Wochen glaubt Frau

von Staël noch keinen echten Ton, kein echtes Wort von ihr vernommen zu haben.

Das Hoffest war gleichsam der Auftakt zu einer langen Reihe von Festen und Einladungen geworden. Die berühmte Französin trat bald in Beziehung zu allem, was tonangebend war. Ihr alter Pariser Freund Brinkmann, nunmehr schwedischer Gesandter in Berlin, lud jeden ein, der sie nur irgendwie interessieren konnte: königliche Prinzen, Gelehrte jeder Farbe, Damen vom Hof, Philosophen wie Fichte, berühmte Schauspielerinnen wie die Unzelmann u. a. m. Aber kaum war ihr dort Rahel Lewin, die damals auf der Höhe ihres Ruhmes stand, vorgestellt worden, als sie dieselbe auch schon in eine Sophaecke zog und anderthalb Stunden alle übrigen vergaß. Bald wurde sie ein eifriger Gast des berühmten Salons in der Jägerstraße, wo man sich nicht um des Mahles willen vereinigte, wo man einfach und unterhaltend war. Die fünf Jahre jüngere Rahel bewunderte Frau von Staël sehr, sie liebte ihren Geist, ihre Kraft der Leidenschaft, aber sie vermißte eine gewisse Anmut, das Talent zuzuhören. Nie schien diese Frau in Stille nachzusinnen, immer öffentlich zu reden; es war nie Schweigen in ihr noch um sie. Bei Dorothea von Medems, der Herzogin von Kurland, deren Haus die glänzendste und bunteste Gesellschaft vereinigte, seit der Tod den Salon der Henriette Herz geschlossen hatte, wurde sie durch Louis Ferdinand eingeführt. In einem Briefe an Wieland spricht sie von vier Einladungen, die ihrer täglich warten und die sie notgedrungen annehmen muß, um aus der übergroßen Menge einen kleinen Kreis von Bekannten zu wählen, wie sie ihn nötig hatte. In Berlin ging alles ins Uferlose, verfloß; man hatte keine Zeit, Bekanntschaften zu vertiefen. Es war vorbei mit der idealen Harmonie des Weimarer gesellschaftlichen Lebens. Hier fand sie den Hof- und Gelehrtenkreis innerlich und äußerlich getrennt, und sie brachte die frivole Art des ersten mit dieser Spaltung in ursächlichen Zusammenhang. Während sie sich in dem einen schlecht unterhielt, ärgerte sie sich in dem anderen über schlechte französische Witze, mit denen man geistreicheln wollte, und war ungeduldig, zu sehen, wie sehr man noch allenthalben in der Anempfindung und Nachahmung steckte. Sie erkannte, daß die Deutschen nie etwas dabei gewinnen konnten, und in ihrem Buch wird sie es als eine der Ursachen verurteilen, die Deutschland so lange zu Grunde richteten. Sie führte in Berlin ein aufreibenderes Leben als in Paris, und ihre Nerven litten darunter. Alle Abend gab es wie in Genf ungeheure Soupers, die materiell sehr gut waren und bei denen kräftig getrunken wurde. In Weimar pflegte sie zu sagen, es gebe dort nur hervorragende Männer oder Nullen; in Berlin erschien ihr die Mittelmäßigkeit erschreckend groß und in ihrer eitlen Anmaßung unerträglich. Sie vermißte auch den weiblichen Einschlag, die glückliche Mischung der Pariser Salons und der Weimarer Geselligkeit. Die paar Auserwählten, die eine führende Rolle spielten, konnten sie offenbar als Ausnahmen nicht dafür entschädigen. An ihren

Freitagen wagte sie selbst es nicht, mehr als zwei Damen einzuladen, damit die Männer sich nicht auf die Galanterie warfen oder sich wie gewöhnlich absonderten, als seien sie in einem feindlichen Lager. Manche fürchteten deshalb diese Abende, an denen die nimmermüde Frau mit ihrer interessierten Neugierde auf sie eindrang und von jedem verlangte, sich auf Literatur, Philosophie und Französisch einzustellen. Zelter übertrieb, wenn er boshaft nach Weimar berichtete: ‚Unsere Gelehrten, Künstler und schöne Geister haben kaum satt werden können, sich herunterdeutschen zu lassen.' Ein Gefühl von Vereinsamung beschleicht die gesellige Frau oft während ihres Aufenthaltes in Berlin. Sie sieht eine Stadt und eine Gesellschaft, die in materiellem Wohlsein verweichlicht, alte überkommene Gewohnheiten pflegt, hohen Bestrebungen unzugänglich scheint und leere Teilnahmslosigkeit verrät in Tagen, die äußerste Tatkraft und nimmermüdes Wachsein als nationale Lebensbedingung forderten. Im Frühjahr 1804 findet sie noch alte Anhänger der Revolution, die nicht genug politischen Blick erworben haben, um zu sehen, daß Bonaparte ein größerer Feind der ersten Prinzipien dieser Revolution ist als die alte europäische Aristokratie. Die Zeit, meint sie, dürfe nicht weitergehen, wo Gedanken, Gefühle und Verhältnisse stationär geworden seien. ‚Der Staat war ohne begabte Männer, die fähig waren, ihn zu verteidigen,' schrieb sie später. Es war ihr nicht vergönnt, jetzt schon dem Staatsmann und Reformminister Freiherrn vom Stein zu begegnen, der bald nach ihrer Abreise nach Berlin kam. Diese Bekanntschaft schenkte ihr erst die Flucht nach Petersburg im Jahre 1811. ‚Es war eine Lust,' erzählt Ernst Moritz von Arndt, ‚wie die Frau den Stein behandelte, und wie die beiden lebendigsten Menschen, wenn sie auf einem Sopha gepaart saßen, miteinander karambolierten.' — Bei allem Mißfallen an dem gesellschaftlichen Leben und Treiben und der politischen Gleichgültigkeit kann sie sich dem Eindruck nicht entziehen, an einer der glücklichsten und aufgeklärtesten Stätten der Erde zu sein. In der Regierung des Landes herrschte ein starker Gerechtigkeitssinn. Niemand klagte über ungerechte Behandlung, niemand schien unzufrieden. Sie lernte auch Menschen von seltener Unabhängigkeit des Charakters kennen, besonders in der literarischen Welt, der einzigen in Deutschland, die ihr der Mühe wert schien, studiert zu werden. Hier fand sie, was ihr für Deutschland charakteristisch war: Gelehrsamkeit, Philosophie, Gradheit. Aber auch hier fand sie nicht sobald einen Wieland, der immer bereit war, sie über Menschen und Dinge zu unterrichten. Am 1. April hat sie noch keinen näheren Bekannten. ‚Diese Aufnahme hat mir noch niemanden näher gebracht,' klagt sie. ‚Man bildet Cercle um meine Worte, ich habe einen Erfolg, der mir den Kopf verdrehen könnte, wenn das anders als durch mein Herz möglich wäre.' Ihre Aufgabe behält sie trotz der gesteigerten Schwierigkeit fest im Auge. Sie geht zu dem Zweck ins Theater, sie besucht Konzerte. Am Karfreitag hört sie offenbar die Matthäuspassion und ist tiefer ergriffen als je zuvor von irgend einer Musik. Wie in Weimar, so sucht sie auch hier nach einem Führer durch

die deutsche Philosophie. Zum zweiten Male wendet sie sich an Jacobi und bittet ihn, ihr einige Wochen zu schenken, aber auch diesmal ist es vergebens. Sie muß sich mit einem Empfehlungsschreiben an Fichte und Spalding zufrieden geben. Das aber sucht sie wenigstens sofort auszunützen. ‚Ach‘, seufzte Spalding, ‚morgen ist ein harter Tag für mich. Ich soll bei einem Diner ein Buch, das ich nicht verstehe, in eine Sprache, die mir nicht geläufig ist, übersetzen.‘ Von ihrem ersten Zusammensein mit Fichte erzählte man sich einen unwahrscheinlichen Scherz. Sie soll den Philosophen gebeten haben, ihr in denkbar kürzester Zeit eine Idee von seinem System zu geben, damit ihr klar würde, was sie unter seinem Ich verstehe. Nach zehn Minuten gespanntester Aufmerksamkeit habe sie ihm strahlend versichert, sein System sei durch Münchhausen, der sich einmal an seinem eigenen Zopf ans jenseitige Ufer eines Flusses geschwungen habe, trefflich illustriert. Aus einem Brief an Jacobi ersieht man indessen, daß die Unterredungen mit Fichte sehr viel weniger auf das abstrakte Prinzip seiner Metaphysik als auf die mögliche Anwendung, auf die Moral, gingen. Daß Fichte ihr zum großen Teil unverständlich geblieben ist, wissen wir von ihr selbst. Als aber diese Philosophie Tat wurde und zur Tat entflammte, da fand sie kaum tieferen Widerhall als in dem Herzen dieser Frau.

Über die Berliner literarische Welt war sie natürlich schon in Weimar orientiert worden. Böttcher hatte sie in schmeichelhaftesten Worten an Nicolai gewiesen als den Patriarchen unserer Nationalliteratur, den mutigen Kämpfer der Geistesfreiheit; er unterließ es dabei nicht, Nicolai darauf aufmerksam zu machen, daß er sich bemüht habe, die unvergleichliche Frau seinen ganzen Wert kennen zu lehren, was durch Goethe und Schiller schwerlich geschehen sei. Aber sie paßte schlecht zu dem 71jährigen Mann, der sich allem Neuen verschloß und Werken, die sie liebte, mit Verachtung begegnete. Nicolai fühlte offenbar ihre kühle Zurückhaltung und versuchte die Beziehungen enger zu knüpfen, indem er Bücher ihrer Kritik anheimgab. Ihr hartnäckiges Schweigen spricht indes beredt. Wie hier so zeigte sie auch in der Beurteilung Kotzebues ihre Selbständigkeit und vor allem ihre Unabhängigkeit von Weimarer Vorurteilen. Seit sie in Frankfurt die ‚Kreuzfahrer‘ gesehen hatte, war sie von Kotzebues Bühnentalent überzeugt. Sie sucht denn auch diesen philosophischen Sedaine, wie sie ihn als Autor charakterisiert, näher kennen zu lernen und ladet ihn ein zu großen und kleinen Gesellschaften, bei welchen außer ihm und Müller nur ein paar Prinzen und Gesandte sind. — Unter dem Einfluß der ungünstigen Weimarer Stimmung gegen die Schlegels hatte sie sich durch ein kurzes Wort von Goethe bei August Wilhelm von Schlegel einführen lassen. Alle Vorurteile schwinden im persönlichen Verkehr mit ihm, und seine Wunderlichkeiten erträgt sie in einem Gefühl herzlicher Freundschaft. Seine Beherrschung der französischen Sprache erleichtert den Verkehr. Voller Freude und Dankbarkeit erzählt sie Wieland, Schlegel habe geruht, ihr Meister zu werden. Jetzt gingen

gerade seine zweiten Wintervorlesungen zu Ende, in denen er die Geschichte der romantischen Dichtung darlegte, und sie glaubte da mehr als einen Berührungspunkt mit ihren eigenen Ansichten finden zu können. Unter seinem Einflusse lernt sie endlich die Romantiker kennen; und wenn sie auch nicht so weit geht, die romantische über die klassische Dichtung zu stellen, so anerkennt sie doch ihre Gleichberechtigung. Goethe hatte Schlegel als Erzieher ihrer Söhne vorgeschlagen; dieser geht auf das Anerbieten ein, das ihm mit 12 000 Franken Jahresgehalt und einer Pension die materielle Unabhängigkeit sicherte. Von jetzt ab gehörte er zur Familie, und diese Zusammengehörigkeit dauerte trotz der Schwierigkeiten in Schlegels Charakter bis zum Tode der Frau von Staël. Ihre persönlichen Beziehungen zu den Romantikern blieben im übrigen naturgemäß beschränkt. Novalis war tot. Schleiermacher lebte für einige Zeit in Stolpe, Tieck war nicht mehr in Berlin, von Zacharias Werner hörte sie nur durch andere, er wurde erst später ebenso wie Chamisso in Coppet mit ihr bekannt.

Der Monat April versprach Frau von Staël ein gesellschaftlich ruhigeres Leben. Er sollte ganz angestrengter Arbeit gewidmet sein. Da riß die Nachricht von der schweren Erkrankung ihres Vaters sie aus allen Plänen und Hoffnungen. In tiefster Erregung eilte sie zurück nach Weimar, wo bereits die Kunde von dem Ableben Neckers eingetroffen war. Man zitterte vor der Enthüllung, war doch Frau von Staël eines Tages beim Ausbleiben der Post aus Coppet bewußtlos zusammengebrochen. Fräulein von Göchhausen unterzog sich endlich der schweren Aufgabe. Benjamin Constant, der aus Coppet herbeigeeilt war, um ihr in diesem Schmerz nahe zu sein, fand sie in Krämpfen. — Am 1. Mai verließ sie Weimar, ‚wo ihr Glück geendet hatte'. August Wilhelm von Schlegel folgte ihr in die Schweiz.

Frau von Staëls Aufenthalt in Deutschland schien im Jahre 1803 nur eine Episode ihres Kampfes mit Napoleon zu sein, aber die Zukunft erwies ihn als den notwendigsten Faktor ihrer inneren und schriftstellerischen Entwicklung. Auf dem heimatlichen Boden ihrer Ahnen war sie herangereift zu einem Werk von bleibendem Wert, zu ihrem mutigen Buch über Deutschland.

Auf der Gedächtnisinsel / Von Gustav Jordan

Als Primaner haben wir, soweit es unsere akademische Würde zuließ, eine aufrichtige Bewunderung für das phänomenale Gedächtnis der homerischen Rhapsoden gehabt, die eine ganze Doloneia oder Diomedeia oder Kyklopeia beim Schwirren der Lyra frank und frei vortrugen. Und was es dazumal noch sonst an mündlicher Überlieferung gab, die man genau festhalten mußte, wenn man nicht mit den ‚ungeschriebenen' Gesetzen in Konflikt geraten wollte! Und ähnlich ging es durch die antike Kulturwelt und das auf deren Trümmern sich aufbauende Mittelalter weiter, bis Schrifttum und nun gar Drucktum diese Aufspeicherung in unserem Gehirn zum großen Teil unnötig machte. Freilich mag es auch damals schon mit der Sicherheit des gedächtnismäßigen Festhaltens bedenklich gehapert haben, denn sonst gäbe es nicht die unendliche Reihe von Varianten, die sich wie der bekannte rote Faden durch die literarische Überlieferung zieht, zur Freude der philologischen Kärrner, denen dadurch erst der Pirschgang im Jagdgebiet der Konjekturen ermöglicht wurde. Wir müssen außerdem zu unsern Gunsten geltend machen, was alles an gedächtnismäßigem Wissen von uns verlangt wird, und die Wagschale wird ganz anders schnellen, als das Primanererstaunen voraussetzte. Nicht allein die Examenschweißtropfen erzählen davon, nein, jedes einigermaßen tiefer schürfende Gespräch, jede folgerichtig sich entwickelnde Gedankenkette im einsamen Denkerstübchen, jede Anschauung, jede Erwägung, all das und noch viel mehr ist abhängig von den Überlieferungen einer vieltausendjährigen Kulturentwicklung und Kulturtätigkeit, die, gleichgültig, ob uns selber bewußt oder unbewußt, die Windungen des Gehirns mit einer feinen Erinnerungsschicht überziehen. Diese ungeheure Belastung könnte unser Gedächtnis nicht aushalten, wenn ihm nicht in ununterbrochener Folge Hilfskräfte zuströmten, sei es im Wechselgespräch mit anderen, wo deren Wissen das unsere ergänzt oder richtigstellt, sei es in dem bloßen Inbeziehungtreten zur Umwelt, da frische Eindrücke unmittelbar Gedächtnisreize loslösen. Und wie oft sehen wir uns genötigt, solche Hilfstruppen selber aufzusuchen und um ihre Unterstützung zu bitten, indem wir namentlich nach den Büchern greifen und in ihnen nachschlagen.

Wir machen es uns für gewöhnlich nicht klar, wie sehr wir von solchen papierenen Stützen abhängig sind, weil wir uns ihrer mit einer derartigen Selbstverständlichkeit bedienen, daß wir gar nicht darauf kommen, darüber weiter nachzudenken. Es verlohnt sich auch schon in anderer Hinsicht, das sogenannte Selbstverständliche nicht schlankweg als solches hinzunehmen, sondern es sich in seiner Bedingtheit und Abhängigkeit von Wechselbeziehungen zu verdeutlichen, die es in den meisten Fällen als durchaus nicht selbstverständlich erweisen werden. Eine besonders reiche Erfahrungsernte werden wir aber einheimsen, wenn wir jene Gedächtnishilfen wegnehmen, die für uns a priori gegebene Größen waren. Ich habe die Probe aufs Exempel gemacht. Der Krieg gab mir unfreiwillige Gelegenheit dazu, und nur er

konnte die Abgeschlossenheit herbeiführen, die hierfür Voraussetzung ist. Man erlaube mir, von diesen Erfahrungen ein wenig zu plaudern. Wer sie mitleidig belächelt, den beglückwünsche ich neidlos zu seiner Überlegenheit und setze voraus, daß er die Probe besser bestehen würde; andere werden mir beistimmen, wenn ich darauf hinweise, wie dankbar man dem herben Erzieher Krieg auch dafür sein muß, daß er uns bei solcher Gelegenheit dazu zwingt, strenge Selbstprüfung zu halten und einzusehen, auf wie viele Gedächtniskrücken der anscheinend so sicher schreitende kenntnisreiche sog. gebildete Mann angewiesen ist.

Ich war Hals über Kopf vor den schnell vorrückenden Franzosen auf das andere Rheinufer in den Schwarzwald geflohen. Hätte ich noch einen Augenblick länger gezögert, so hätte ich jahrelang Muße gehabt, in Carnac-Plage oder sonstwo die Segnungen der französischen Kultur an Leib und Seele praktisch zu erproben. Die Schnelligkeit der Flucht und die allgemein geteilte bestimmte Annahme, in etwa acht Tagen werde jenes Gebiet wieder von den gallischen Eindringlingen gesäubert sein, hatten dazu geführt, daß ich überhaupt nicht viel und an Büchern so gut wie gar nichts mitnahm.

Ich geriet in richtiges, wundervolles Schwarzwälder Hinterwäldlertum. Die ganze Pracht hochstämmiger Edeltannen umwehte mich, und es war eine Wonne, am Busen der Natur von den Leiden des Krieges aufzuatmen. Aus den Tagen aber wurden Wochen, und in diesen Wochen war Büchersperre über mich verhängt. Bei meinen Wirtsleuten gab es die ‚Freiburger Zeitung‘ und ein bißchen Familienblattsammelsurium, mit dem ich, zumal in jenen Zeiten höchster seelischer Anspannung, nichts anfangen konnte. Ein Streifzug in benachbarte Gasthäuser brachte als Ausbeute eine uralte Beschreibung einer Reise nach Rußland bis tief in Sibirien hinein und ‚Die fünf Waldstädte, ein Buch für Menschen, die jung sind‘. Die altfränkische Scharteke vermochte ich nur stichprobenweise zu lesen, obgleich sie manches Sarmatenrätsel aufgab und löste; für den Fund der fünf Waldstädte aber danke ich dem gütigen Zufall, denn seitdem ist mir deren Verfasser, Paul Keller, ein lieber Weggeselle in Feld und Wald geworden, dessen warmherziges Wesen sich so menschlich-schön im Schlußsatze seiner ‚Ferien vom Ich‘ wiederspiegelt: ‚Es ist die größte Lust des Lebens, andern die Last des Lebens zu erleichtern.‘

Aber man wird zugeben, für ein paar Wochen Waldeinsamkeit reichen ein dünnes Bändlein Paul Keller und ein dicker, halb ungenießbarer Reisekodex als Lesefutter nicht aus. Und so geschah es denn, daß ich auf meinen Gängen und auf den Ruhebänken über das, was ich früher gelesen, nachdachte und die weite Welt, die ich mir dadurch erobert, mir hier recht anschaulich vor Augen führte und in mir wieder aufbaute. So traten all die Gestalten an mich heran, die großen, denen ich Erhebung, Ergriffenheit und Stimmung verdankte, die unechten, die ich abwehrte, die unterhaltenden Burschen, deren harmlosem Geplauder ich in Stunden des Ausspannungsbedürfnisses mein halbes Ohr geliehen, die strengen Männer der Wissenschaft, deren abgeklärte Straffheit mir Gedankendisziplin bei-

gebracht, und wie ich sonst noch die bunte Menge kennzeichnen soll. Ich sagte, es geschah mir, daß ich so sann. Nicht, als wenn ich dabei systematisch und mit erschöpfender Gründlichkeit zu Werke ging. Ich grübelte darüber nach und ließ es fallen, es war zugleich eine zielbewußte und eine plötzlich, unwillkürlich einsetzende Gedankenfolge, und ich weilte schließlich dort, um auszuruhen, nicht um mich in der mühsam erworbenen Gedankendisziplin zu üben. Aus diesen Gesichtswinkeln heraus wollen meine Erfahrungen an mir selbst beurteilt werden.

Hier stock' ich schon! Wer hilft mir weiter fort? Wie vielfach bewahrheitete sich jetzt das Wort, das ich an Ort und Stelle im Faust nicht sonderlich beachtet! Hier aber drängte es sich mir immer wieder auf und setzte meiner Selbsteinschätzung einen kräftigen Dämpfer auf. Schon an meinem Faust selber bewährte es seine peinigende Kraft. Wie oft hatte ich doch mit Genugtuung festgestellt, daß ich ganze Haufen von Versen dieser weltlichen Bibel auswendig konnte, auswendiger als so mancher Tor, der in meiner Gegenwart ein geflügeltes Wort aus ihr angeführt und dann entweder stecken geblieben oder wider den heiligen Geist der Dichtung gesündigt, indem er am Faust herumänderte! Und nunmehr blieb ich selber stecken, und das vor dem erlesensten Publikum, das ein Ich haben kann. Wie war es denn sonst im Studierzimmer, in der altvertrauten Umgebung, wo die Büsten von Homer und unsern Dichterdioskuren auf mich herabschauten und mit einem Handgriff der ganze Faust, wie ihn Witkowski herausgegeben, zu holen war, neben ihm die tiefgründigen Kommentare von Traumann, Kuno Fischer, Fr. Th. Vischer e tutti quanti? Half mir da nicht schon das Gefühl, daß verehrte Trautgesellen um mich waren, die darum wußten, was ich wußte? Und kam es nicht auch ab und zu zu jenem Handgriff, der so leicht war? Aber sicher sehr selten, ich erinnere mich dessen kaum. Und jetzt? Stecken bleiben, stecken bleiben ohne Aussicht, sich los und flott zu machen! Wie unvornehm, wie unedel! Edel sei der Mensch, hilfreich und gut! heißt es ja bei Goethe. Und ich kam mir außerordentlich unedel, hilflos und schlecht vor.

Nun gab ich mir einen Ruck: wenn es mit dem Wortwörtlichen nicht geht, dem ja schließlich etwas Mechanisches anhaftet, ei, so bringe Dir wieder zum deutlichen Bewußtsein, was alles der Urfaust enthält und wie sich das Fragment von 1790 zu ihm und der endgültigen Fassung stellt. Das sind Dinge, die Dir in Fleisch und Blut übergegangen sind und bei denen innere, zwingende Zusammenhänge maßgebend sind, das ist ja, Du stolz-bescheidener, beglückter Faustkenner, Dein ureigener Besitz, in Deiner Seele grundkräftig verankert! Die Erinnerung daran, daß die Gretchenszene im Urfaust in mit sich reißender, fesselloser Prosa dahinstürmte, strich natürlich als sofortige Reflexwirkung durch mein Hirn, ebenso stellte sich unmittelbar das klare Bewußtsein von Übereinstimmung und Unterschied in Studenten- und Schülerszene ein, aber als es sich darum handelte, die Szenenfolge im Urfaust genauer festzuhalten und mit der

von 1790 und später zu vergleichen, da, ich will mich nicht besser und nicht schlechter machen als ich bin, sonst hätten diese Zeilen ihren Zweck verfehlt, da gab es ein bedenkliches Schwanken, und die Unsicherheit steigerte sich, als ich den Erdgeist aufs Korn nahm und sein Wesen und seinen Einfluß auf den Gang der Handlung und die Sinnesart Fausts durch alle Stadien hindurch verfolgte. Nicht, als wenn mir das Ausschlaggebende abhanden gekommen wäre, der allgemeine Zusammenhang blieb, es blieb die Vorstellung davon, daß der Dichter durch die veränderte Auffassung seiner Aufgabe und seiner Ziele Unstimmigkeiten und Widersprüche hineingebracht hatte, die er sich nicht entschließen konnte, völlig zu beseitigen, so daß sein Erzeugnis auch hierin so ‚inkorrekt' wie nur möglich wurde — aber dem allem bis ins einzelne nachzugehen und meine Vorstellung davon Szene für Szene, Gedankengang für Gedankengang zu belegen, das gelang mir nicht. Und nun möge man über mich Anathema schreien.

Ein andermal leitete mich das heilige Wipfelrauschen eines Tannenhains zur Iphigenie und zum Gedicht ‚Ilmenau'. Auch da enttäuschte ich mich, und ich gestehe, ich weiß es nicht mehr, worin, ich habe es mir nicht besonders gemerkt, und nur der beschämende Allgemeineindruck ist geblieben. Ja, und alles andere noch, das ich in meines Nichts durchbohrendem Gefühl über mich ergehen lassen mußte! Da kam Gottfried Keller zu mir und verlangte von mir darüber Auskunft, was denn Heinrich v. Treitschke an seinem ‚Spiegel das Kätzchen' auszusetzen gehabt hätte, das mir so wohl gefallen, und womit er seine Ausstellungen begründet, und in naheliegender Gedankenverbindung stellte sich Jeremias Gotthelf ein und beanspruchte mich als Eideshelfer gegen seinen allzu gestrengen Kritiker, den obgenannten Gottfried, und ich, der ich über diese Dinge einmal ein wohlgesetztes Feuilleton geschrieben mit sorgfältiger Verteilung von Licht und Schatten und gerecht abwägendem Endurteil, mußte die verehrten Herren unverrichteter Sache abziehen lassen, nachdem ich einen vernichtenden Zornblick des knurrenden Gottfried ob meiner verworrenen Auskunft auf mich geladen. Aber ich rief den Meister, von dem ich nun einmal nicht lassen kann, wieder zurück und erörterte mit ihm seine beiden Niederschriften des grünen Heinrich. Mir war es eine Genugtuung, daß ich den Stoff durchaus beherrschte, deshalb konnte ich jetzt den Spieß umdrehen und ihn kräftig darüber zur Rede stellen, daß er in der endgültigen Fassung das Lebensschiff seines guten Heinrich der Anlage des Romans und des Charakters zuwider vergnüglich in den Hafen beschaulichen Glücks habe fahren lassen und so den einzig zulässigen ‚zypressendunkeln' Schluß der ersten Ausgabe beseitigt habe. Überhaupt diese Schlüsse! Auch selbständige, auf ihre Eigenart pochende Geister kommen da leicht zu Wendungen, die konventionell und wie Konzessionen an das ein gutes Ende wünschende Publikum anmuten, da sie die unerbittliche Konsequenz eines gefesteten künstlerischen Willens vermissen lassen. Wie man zur Zeit des alten bel canto an dem gesteigerten Fanfarencharakter, an dem sich

immer wiederholenden, nichtssagenden, musikalisch charakterlosen Trara selbst bei einem Mozart merkte: aha, jetzt kommt der Schluß — wie man bei Shakespeares blutrünstigen Mördernebengestalten mit Sicherheit weiß, daß sie, die eben noch mit ihrer Mordbrunst geprunkt, sofort nach geschehener Tat wimmernde, rührselige, reuezerknirschte Burschen werden, so schwenkt selbst ein Ibsen ein, wenn auch nicht so offensichtlich und plump, aber er schwenkt ein. Nicht in den Gespenstern, natürlich nicht, sie sind das niederschmetterndste Gewebe von grauser Folgerichtigkeit, das die dramatische Literatur gewirkt hat, aber in anderen Dramen ist der Schluß-Ibsen nicht mehr er selbst und hat, ohne es sich oder andern zu gestehen, in seiner Art eine Verbeugung vor dem Kehraus des bel canto gemacht. Der Ausdruck mag als übertrieben empfunden werden, aber im Verhältnis zu Ibsen gab es bei ihm Gartenlaubenschlüsse. In welchen Dramen aber und wie war es doch? Da sind die ‚Stützen der Gesellschaft‘, da ist... und wie ist es?... Der freundliche Leser möge mir helfen, auch er wird ja einen Ibsen zur Hand haben.

Auch in der Geschichte, meinem Spezialfach, gab es Breschen. Du wirst Dir doch die Bedingungen des westfälischen Friedens bis auf das i-Tüpferl auffsagen können, ja, ein Übriges tun und Dir entwickeln, wie die Franzosen später mit einem Schein formellen Rechtes zur Einverleibung von Straßburg schritten, ein dramatisch belebtes, lehrreiches Kapitel aus der Diplomatie, das Dir von der meisterhaften Darstellung von Erich Marcks her geläufig ist! Du hast ja damit ein bißchen paradiert und sicherlich Deinen Zuhörern gewaltig imponiert. Und jetzo findest Du einen gutwilligen Zuhörer sondergleichen, aber Du bleibst stumm oder bringst es nur zu stammelnden Brocken. Ja, damals stand freilich der Erich Marcks im Büchergestell über dem Schreibtisch gerade über der Faustausgabe von Witkowski. Und hier hämmert nur der Specht, und die Wälder weben goldene Schleier um die sinkende Sonne.

Wenn so der Schwarzwald ganz Stimmung war, da griff ich auch, da ich nun einmal so einer bin, in meinen Gedankengängen zu dem lyrischen Rüstzeug, das ich in mir trug, und da erglänzten am Gedächtnishimmel die Goetheschen ‚Gelegenheitsgedichte‘ als Sterne erster Größe in majestätischer Pracht; ihre wunderbare Anschaulichkeit und Bildhaftigkeit im Verein mit der nie fehlgreifenden Wortwahl und dem unendlich feinen Klanggefühl leitete das Erinnerungsvermögen sicherer als die ehrfürchtige, eindringliche Beschäftigung mit ihnen. Diese Worte sollen nur andeuten, warum diese Gedichte am besten saßen, sie sind beileibe nicht als Lob gemeint, das so überflüssig, wie trivial wäre. Es war auch sonst immer wieder die Prägnanz und Treffsicherheit des Ausdrucks, die sich am schärfsten eingeprägt hatte, und das Bewußtsein: so muß es weitergehen und kommen, und darin wetteiferte Möricke mit Liliencron trotz aller Wesensgegensätzlichkeit. Wer sie in sich aufgenommen, wird mich verstehen. Modernes und Modernstes, was sich im Dunstkreis des Charonismus bewegt oder sich dem nähert, was man heute Expressionismus,

Transfusionismus usw. nennt, das ließ sich meistens nicht halten; das zerflatterte und zerfloß wie Nebelschwaden. Nicht, weil ich nicht mehr zu den Jungen gehöre. Meine Einstellungsbereitschaft hat noch nicht gelitten, sie ist vielleicht sogar gewachsen, weil die Altersreife objektiver macht — ob freilich die Einfühlungsfähigkeit damit gleichen Schritt gehalten, weiß ich nicht. Sicher aber ist, daß die Neigung zu überraschenden Wendungen in Ausdruck, Gedanke, Empfindung, die Freude daran, im Suchen nach weitesten künstlerischen Ausdrucksmöglichkeiten die Vertauschung von begrifflichen Beziehungen auf die spitzeste Spitze zu treiben, zu wenig im Dienste der inneren Notwendigkeit standen, um aus gegebenen Anfängen unmittelbar nach des Dichters Willen weiterzuleiten.

Ich halte inne. Ich will nicht durch zuviele Beispiele ermüden, wenn auch ein jedes derartige Erleben ein anderes war, zudem spintisierte ich ja nicht und ging nicht auf die Gedankenjagd aus, sondern schüttelte solche Betrachtungen ab, sobald sie mich ernstlich zu bedrücken drohten, und wandte mich der sinnfälligen Wirklichkeit zu, die mir ihre Wunder erschloß. Ich badete im See, ich lauschte dem Rauschen der Bäume oder dem Schweigen, das durch den Wald ging, ich sprach mit den Holzfällern, ich scherzte mit den Kindern des Wirts und dachte an den gewaltigen Herrn, der hinter den Steilwänden der Gebirgshänge oft genug seine mahnende Stimme erschallen ließ, den Krieg. Und vor allem bewahrte mich vor der Gefahr, mich in meine Gedanken einzuspinnen und Eigenbrötelei zu treiben, gerade die gesunde Freude an all dem Schönen und Wahren, dem gegenüber sich meine Gedächtniskraft nicht auf der Höhe gehalten. Ich begnügte mich nicht allein mit dem Bewußtsein, bei solcher Selbsteinkehr Bescheidenheit gelernt zu haben, Bescheidenheit auch im Sinne des mittelalterlichen Weltweisen Freidank, besseres Bescheidwissen, nämlich darüber, wie es um uns selbst bestellt ist — indem ich auf das gedächtnismäßige Festhalten verzichtete, erfreute ich mich an dem in frischer Lebendigkeit fortwirkenden Allgemeineindruck des von mir Aufgenommenen und Verarbeiteten und sah hinter dem Schleier der menschlichen Begrenztheit die in jenen Worten und Werten verkörperten Ideale in unvergänglicher Klarheit und Himmelsherrlichkeit aufleuchten.

Schon viele Monate darf ich mich wieder nach Belieben der hilfsbereiten Freunde, die ich in mein Zimmer gebannt, bedienen. Das ist bequemer und stellt der Mitwelt gegenüber die alte Sicherheit wieder her, wenn auch deren Stiefschwester, die Überheblichkeit, sich für immer hängenden Kopfes davongeschlichen hat. Das danke ich der Erfahrung von damals, und ich möchte sie nicht aus meinem Leben streichen. Ja, so ist nun einmal der Mensch, während ich dies schreibe, packt mich ein verdammt wehmütiges Gefühl der Sehnsucht nach jenen Tagen, in denen ich auf der rings abgesperrten, von jeder Zufuhr abgeschnittenen Gedächtnisinsel weilte, die mir mit strenger und milder Hand versagte und gewährte. Ich weiß, man verlangt immer gerade nach dem, von dem man weiß, daß man es nie wieder erleben kann.

Kleine Bausteine

Rückblick auf das dritte Kriegsjahr*

Von Friedrich Otto

In der ‚Kriegsbetrachtung für August 1914‘ (Hochland, Jg. 1914/15, I. Bd., S. 113) wurde auf Grund der geschichtlichen Entwicklung und der gegebenen Sachlage, dann wegen der möglichen unabsehbaren Weiterungen die Meinung kundgegeben, daß der Weltkrieg jahrelang dauern werde. Leider wurde sie durch die Ereignisse bestätigt, währt doch der Völkerkampf nun schon drei Jahre, und noch besteht keine Aussicht auf seine baldige Beendigung. Denn die friedenerzwingende Hauptentscheidung fiel bis jetzt nicht, und unseren Einkreisungsfeinden gesellten sich neue Verbündete aus allen Erdteilen hinzu. Glücklicherweise gestaltete sich jedoch die Kriegslage des Vierbundes im dritten Kampfjahre so günstig, daß wir trotz der wachsenden Überzahl unserer Gegner mit fester Zuversicht in die Zukunft blicken können.

An kriegsgeschichtlichen Neuerungen sind vor allem hervorzuheben die Vervollkommnung der Tauchschiffe und Flugzeuge sowie des Minenwesens. Wenn deren Entwicklung, wie es wahrscheinlich ist, noch weiter fortschreiten wird, dürfte die künftige Kriegführung eine vollständige Umwandlung erfahren. Möglicherweise werden zu Land die Heere und zur See die Schlachtflotten nicht mehr ausschlaggebend sein, vielleicht sogar wegen Bomben und Minen überhaupt nicht mehr bestehen können, sondern die Kampfentscheidungen werden in der Luft, unterseeisch und unterirdisch stattfinden. Sinnbilder des Krieges werden dann sein: ‚Vogel, Fisch und Maulwurf.‘ Als besondere merkwürdige Kriegsneuerung wären noch die Panzerkraftwagen, die sogenannten ‚Tanks‘, zu erwähnen, die sich jedoch in ihrer jetzigen Gestaltung wenig bewährten; denn von ihrer durch Geschützfeuer leicht zerstörbaren Fahrbarkeit hängen ihre Kampfleistungen in erster Reihe ab. Auch sonst war überall das Stoffgeschick eifrigst und erfolgreich bemüht, zahlreiche große und kleine Verbesserungen des Kriegswesens herbeizuführen.

Um die Ungunst der militärischen Lage auszugleichen, versuchten in Fortsetzung ihres unanständigen Lügen- und Verleumdungsfeldzuges namentlich unsere angelsächsischen Feinde, während des dritten Kriegsjahres Uneinigkeit innerhalb der Völker des Vierbundes hervorzurufen, indem sie für diese die Einführung der Volksherrschaft forderten, also sich in die inneren Angelegenheiten einmischten. Für die Deutschen ist

---

* Vgl. „Rückblick auf das zweite Kriegsjahr“. Hochland, Jahrgang 1915/16, 2. Band, S. 729.

das eine Sache, die nur sie selbst angeht, und die sie auch ohne fremde Hilfe erledigen werden. Militärisch, nach den Kriegserfolgen bemessen, bewährten sich unsere einherrschaftlichen, verfassungsmäßigen Einrichtungen unzweifelhaft besser als die vielköpfige Volksvertreterwirtschaft bei den Westmächten. Ohne stramme Einheitlichkeit gibt es keine höchsten Leistungen der Wehrkraft. Den grellen Beweis liefert die unter der zügellosen ‚Volksherrschaft‘ eingetretene Zersetzung der russischen Streitmacht, die bereits dazu zwang, daß General Rußki zum militärischen und der Rechtsanwalt Kerenski zum politischen Machthaber bestimmt wurden. Wer von diesen beiden wird nun wohl ‚Oberster Kriegsherr‘? Bemerkenswert und lehrhaft ist, daß die Umstürzler des russischen Kaisertums und der inneren Ordnung jetzt durch die Tatsachen rasch gezwungen wurden, mit Einsetzung einer starken Hauptgewalt der Auflösung und Zersetzung des Reiches entgegenzuwirken. Dem Vierbund aber kann die Fortdauer der jetzigen russischen Verhältnisse nur erwünscht sein, denn sie ermöglichten seine jüngsten Siege im Osten.

Während des dritten Kriegsjahres wurden endlich durch Aufrichtigkeiten feindlicher Minister Beweise geliefert, daß der Einkreisungsverband den Krieg gegen die Mittelmächte von langer Hand vorbereitete. So verriet erst kürzlich ein englischer Staatsmann, daß die britische Flotte schon im Januar 1914 mobil gemacht wurde; Ende Mai wurde sie dann zur Parade vor dem Könige auf der Rhede von Spithead versammelt. Bekannt ist von früher, daß das französische und russische Heer die Mobilmachung im Frühjahr 1914 begannen, und die Franzosen in den Vogesen längs der Grenze im Sommer 1914 vor Kriegsausbruch Schützengräben und Batterien anlegten, während im Deutschen Reiche noch alles im tiefsten Friedensdusel ahnungslos fortlebte. Um diese Tatsachen aber zu verhüllen, wurde die Lüge ausgebreitet, das Deutsche Reich hätte einen Kriegsüberfall ausgeführt.

Während bisher unsere Feinde als Kriegsziel vorgaben, die preußisch-deutsche Wehrherrschaft (der ‚Militarismus‘) und die bei uns angeblich bestehende Alleinherrschaft (‚Autokratie‘) müßten zur Befreiung aller Völker zertrümmert werden, gab jüngst ein britischer Minister offen zu, das wahre Kriegsziel des Einkreisungsverbandes sei, neben den Raubabsichten auf die anderen Vierbundstaaten, die Zerschmetterung des deutschen Welthandels für alle Zeiten. Zu diesem brodneidigen, habsüchtigen Zwecke schlossen sich auch die Vereinigten Staaten von Amerika unseren Feinden an unter dem Vorwande: ‚Zum Besten der Menschheit‘. Im Zusammenhange damit steht, neben der versuchten völligen Einkreisung schon während des Krieges, die Aufhetzung sämtlicher ohnseitigen Staaten aller Erdteile zum Kampfe gegen den Vierbund, um beim Friedensschlusse die Mittelmächte vom Handelsverkehr mit ihnen ausschließen zu können, ferner die von Ägypten und Indien aus versuchte Absperrung vom Roten Meere und Persischen Golf. Den Staatsunterhändlern des

Vierbundes stehen hier schwere Aufgaben bevor, denn die Erfüllung des angelsächsischen Kriegszieles würde die Aushungerung der Vierbundvölker auch im Frieden bedeuten.

Dem dritten Kriegsjahre gab das Gepräge Generalfeldmarschall von Hindenburg. Beim Beginn, 2. August 1916, wurde er zunächst Oberbefehlshaber für den gesamten Osten, und nach Rumäniens Treubruch am 29. August Chef des Großen Generalstabes für die gesamte Streitmacht. Noch am 1. August 1916 verkündete der französische Oberste Befehlshaber in einem Tagesbefehl: 'Der Augenblick ist nahe, wo die deutsche Kriegsmacht unter unserem gemeinsamen Drucke zusammenbrechen wird.' Gerade da erstand uns Hindenburg zum Heile des ganzen Vierbundes. Für diesen war damals die Kriegslage wenn auch nicht ungünstig, doch sehr ernst, ernster als damals zur Verhinderung einreißender Verzagtheit zugestanden werden konnte. Denn im Osten und Westen wurden mit einer vorbildlosen Überzahl an Kämpfern und Kriegsstoffen während des Sommers 1916 gleichzeitige russische, italienische und britisch-französische Angriffe angesetzt, dazu kam am 27. August noch der rumänische Kriegsüberfall. Aber die Streitkräfte des Vierbundes hielten fest dem gemeinsamen Drucke der Einkreisungskräfte stand und vereitelten die Durchbruchsversuche, während den Gegnern nur kleine Einbeulungen unserer Stellungen gelangen. Neben dieser erfolgreichen Abwehr behielten sie noch Stärke genug, den rumänischen Feldzug sieghaft zu unternehmen, der nach Anlage und Durchführung vielleicht das Meisterstück der Heerführung in diesem Kriege darstellt. Während die übereifrigen Rumänen am 2. September eiligst in Siebenbürgen einbrachen und vor den raumgebenden Verteidigern dort tief eindringen durften, rückte am gleichen Tage Feldmarschall v. Mackensen mit deutschen und bulgarischen Truppen in die rumänische Dobrudscha und eroberten diese bis zur Donaumündung. Damit wurde für den Feldzug in Siebenbürgen ein Flankenschutz gebildet. In den Feldschlachten von Hermannstadt und Kronstadt wurde dann das ungarische Gebiet wieder von den rumänischen Eindringlingen befreit. Nach zweimonatlichem Ringen um die östlichen Grenzgebirgspässe stieß der deutsche Heerführer v. Falkenhayn überraschend über die südlichen Pässe in die linke Flanke der Rumänen und rollte dann deren Heer im Zusammenwirken mit Mackensen auf und nach Osten zurück, wodurch außer der Dobrudscha auch die Walachei erobert und die rumänische Streitmacht bis auf geringe Reste zerschmettert wurde. Außerdem wurde aber die von den Rumänen herbeigeführte gewaltige Verlängerung unserer Oststellungen wieder wettgemacht und neben dem Gewinn reichster Getreide- und Erdölgebiete der uns zugedachte rumänische Gnadenstoß in sein Gegenteil verkehrt. Feldherrnkunst, Kraft und Hingabe der Vierbundheere schafften eine glänzende Kriegslage.

Dem Generalfeldmarschall v. Hindenburg kommt neben diesem glänzenden Feldherrnsieg aber auch noch das große Verdienst zu, daß er angesichts der gegnerischen Überzahl mit außerordentlicher Tatkraft neue

Rüstungen, das segensreiche Hilfsdienstgesetz, und für einheitlich geleitete Ernährung des deutschen Volkes die Schaffung des Kriegsamtes veranlaßte.

Für Verbesserung der Kriegslage diente ganz wesentlich die Wirksamkeit, die von den Tauchschiffen des Vierbundes ausgeübt wurde, indem sie die feindlichen Kriegszufuhren störte und damit eine fühlbare Einschränkung der Schießbedarfserzeugung sowie des Schießbedarfsnachschubs herbeiführte.

Allerdings brachte die damit verbundene Lähmung des Welthandels den im voraus in Rechnung gezogenen Nachteil mit sich, daß Amerika nun offen unseren Feinden sich anschloß, nachdem es diesen bis dahin verhüllt, schon vorher möglichste Unterstützung zugewandt hatte. Größer als erwartet gestaltete sich der Erfolg des verschärften Unterseekrieges, indem seit dem 1. Februar 1916 im Monatsdurchschnitt mehr als 900 000 BrRT. versenkt wurden, d. i. dreimal mehr Frachtraum als durch Neubauten von Schiffen ersetzt werden konnte. Außer dem damit erzielten militärischen Vorteil wurden durch die Störung des Welthandels große wirtschaftliche Notlagen in den feindlichen Ländern herbeigeführt, zum Küstenschutz die an Zahl weit überlegenen Kriegsflotten des Einkreisungsverbandes lahmgelegt und die politisch maßgebende englische Großkaufmannschaft vor die entscheidende ernste Frage gestellt, ob denn der Weltkrieg für sie noch ein gutes Geschäft sei.

Für den Einkreisungsverband erwies sich als schwerer Schlag die Umwälzung in Rußland. Angeblich soll diese zwar von ihm selbst entzündet worden sein, weil die kaiserliche Regierung zu einem Sonderfrieden geneigt gewesen sei. Aber in seinen Folgen führte der Aufstand einen großen Wirrwarr herbei, der die dort ohnedies nicht große Ordnung fast vollständig auflöste und eine innere Zersetzung der Kriegsmacht bewirkte. Schon früher hatten im Frühling und Sommer 1915 die deutschen Siege in Rußland den ‚tönernen Koloß‘ schwer erschüttert, so daß die Umwälzung im März 1917 leicht gelang. Diese aber verursachte wieder eine fast viermonatliche Waffenruhe im Osten. Am 30. Juni 1917 begann dann mit ungeheueren Menschenopfern der große russische Angriff, der nach anfänglichem Geländegewinn bald stockte. Vierzehn Tage später brachte ihn der meisterhafte deutsche Gegenstoß um seine Früchte, drängte die Russen aus den österreichisch-ungarischen Gebieten Galizien und Bukowina und bedroht nun Podolien sowie die Walachei.

Wohlbefriedigend ist demnach die Lage am Schlusse des dritten Kriegsjahres, viel aussichtsreicher als an dem des zweiten. Starke Abwehr im Westen und Süden, siegreiches Vordringen im Osten, Bedrohung der feindlichen Flotten und Küsten sind die Kennzeichen. Schattenseiten sind die wahrscheinlich überseeische Verstärkung unserer Feinde und die Bedrohung der Türken in Mesopotamien und Syrien durch die Briten. Da aber die Entscheidung des Weltkrieges im Osten liegt und auch dort fallen

wird, so dürfen wir bei den Zuständen in Rußland sicher hoffen, daß der Krieg zugunsten des Vierbundes enden wird.

Vorteilhaft ergibt sich für diesen die Jahresabgleichung. An Flächenraum sind am Schlusse des dritten Kriegsjahres von den Feinden besetzt im Deutschen Reiche 900 Quadratkilometer des südlichen Elsaß und die deutschen Schutzgebiete, in Österreich-Ungarn einige Grenzstreifen an der italienischen Grenze und in der östlichen Bukowina, in der Türkei Teile von Syrien, Arabien, Armenien, fast ganz Mesopotamien (Irak) und die Mittelmeer-Eilande. Dagegen eroberten die Streitkräfte des Vierbundes mehr Flächenraum, als der des Deutschen Reiches beträgt (= 540 800 Quadratkilometer). Auf dem besetzten Gebiete befinden sich etwa 40 Millionen feindlicher Einwohner und 47 von unseren Truppen eingenommene Festungen. Nach vorsichtiger Schätzung sollen die Menschenverluste des Einkreisungsverbandes nahezu 18 Millionen zählen, wovon rund 3 Millionen Gefangene sind. An Kriegsgerät wurden erbeutet über 12 000 Geschütze und 8000 Maschinengewehre. Mehr als 2000 Flugzeuge wurden abgeschossen. An feindlichen Kriegsschiffen wurde seit Kampfbeginn ein Gewichtsgehalt von nahe 1 Million Tonnen vernichtet, an Handelsschiffen ein Raumgehalt von mehr als 10 Millionen BrRT. Bei den Einkreisungsmächten betragen die Kriegskosten bisher 258, beim Vierbund 107 Milliarden Mark.

Wohlverdiente kaiserliche Anerkennung wurde den deutschen Schutztruppen in Ostafrika, die nun schon seit drei Jahren von der Heimat abgeschnitten gegen eine große Überzahl heldenhaften Widerstand leisteten und noch immer nicht überwunden sind. Kein Lob kann groß genug für sie sein.

Durch standhaftes Durchhalten und opferwilliges Ertragen aller Kriegsbeschwerden zeichneten sich in den drei Kriegsjahren Streitmacht und Volk des Deutschen Reiches aus. Geschichtlich Unvergleichliches leisteten unsere Kämpfer auf allen Kriegsschauplätzen gegenüber einer vielfachen Überzahl von Feinden, die sie stets durch Tapferkeit und Treue, vor allem aber durch vaterländischen Geist und Tüchtigkeit bei trefflicher Führung ausglichen. Neben dem selbsterworbenen Ruhm für ihre großartigen Kriegstaten und Erfolge gebührt ihnen heißer, unauslöschlicher Dank des Vaterlandes.

Kritik

Zur Beurteilung der vorreformatorischen Zustände / Von Luzian Pfleger

Es gibt kaum ein Problem in der neuen deutschen Geschichtsschreibung, das so viel umstritten wurde wie die Frage nach den Ursachen der durch Luther eingeleiteten großen abendländischen Kirchenspaltung. Daß die Persönlichkeit und Tat des Mannes von Wittenberg nicht allein genügt, um den so schnell vor sich gehenden Abfall der Massen von der alten Kirche Roms genügend zu erklären, war von jeher den Historikern klar, welche nach den Ursachen und letzten Gründen des gewaltigen historischen Phänomens forschten. Der schon früh einsetzenden protestantischen Historiographie wiesen Luther und seine Mithelfer den Weg durch die harten Anklagen, die sie gegen die wirklichen oder übertriebenen Mißstände der Zeit richteten, aus der heraus sie den Schritt taten in eine neue Epoche der Menschheitsgeschichte. Das ausgehende Mittelalter und die geistige Macht, die es noch immer beherrschte und trug, wenn auch schon im Widerstreit mit neuen geistigen Potenzen, wurde in ihren Augen der große Schuldige, das finstere Zeitalter, dessen Menschen versunken waren im Wahn der von unheilbarem Siechtum befallenen, vom Glauben des Evangeliums abgeirrten, in Leben und Sitten verwilderten Kirche. Deren Bild mit den allerdunkelsten Farben zu malen, um von diesem düsteren Hintergrund die in Luthers Zeichen stehende neue Zeit sich desto glänzender abheben zu lassen, war das Bestreben der protestantischen Geschichtsschreibung, und ihre Auffassung beherrschte die Allgemeinheit. Auch die Begeisterung der romantischen Kreise für das Mittelalter änderte nicht viel an der traditionellen Vorstellungsweise, überdies richtete sich das Augenmerk der eigentlichen Fachhistoriker jener Richtung, wie Menzels und Leos, mehr auf die Glanzzeit des mittelalterlichen Kaisertums, während sie die Tage der Vorreformation, die übrigens Görres auch sehr trübe geschildert hat, weniger beachteten.

Dann kam Ranke. Das Bild, das er in seiner ‚Geschichte der romanischen und germanischen Völker 1494—1534' von dem ausgehenden Mittelalter entwirft, ist nicht mehr so schwarz gemalt, aber er hat doch nur graue Farben auf seiner Palette gemischt. Für Jahrzehnte beeinflußt es die Anschauungen der Historiker. Während indessen zahlreiche protestantische Fachgenossen in bemerkenswerten quellenmäßigen Spezialwerken einzelne Gebiete spätmittelalterlichen religiösen und profanen Lebens aufhellten und lichtere Töne in das dunkle Gemälde der ‚Pastorengeschichtschreibung' — Konstantin Höfler hat den Ausdruck geprägt — brachten, worin sie von katholischen Forschern unterstützt wurden, wagte es lange niemand von katholischer Seite, durch eine groß angelegte, zusammenfassende Arbeit die landläufige allgemeine Meinung über das vorreformatorische Zeitalter zu erschüttern.

Als sie endlich auf den Plan trat, bereitete sie nicht bloß der Gelehrtenrepublik, sondern den weitesten Kreisen des gebildeten Deutschlands eine große Überraschung: in Janssens erstem Bande der ‚Geschichte des deutschen

Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters' (1876). Heute, nachdem mehr als vier Jahrzehnte seit ihrem ersten Erscheinen verflossen sind, ist das Interesse an dem Werk noch immer nicht erloschen, das beweist am besten die 20. Auflage des 1. Bandes (1913). Wann hat ein Werk gelehrter Forschung einen solchen buchhändlerischen Erfolg gehabt?*

Das Neue und Überraschende des Buches bestand in der von dem bisherigen Bilde des späten Mittelalters ganz und gar abweichenden Zeichnung der kirchlichen und sozialen Zustände. Wo man nur dunkle Schlagschatten gesehen hatte, glänzte jetzt helles Licht. Das vielgelästerte 15. Jahrhundert sieht keineswegs so aus, wie man es bisher geschaut hatte, es stellt sich dar als ein von ernstem Reformgeist getragenes Zeitalter der deutschen Kirche, demgegenüber Luthers Werk, kirchlich und sozialpolitisch betrachtet, als eine Revolution erscheint, die, wie in den folgenden Bänden dargestellt wird, nicht durch frei gewollte und begeisterte Teilnahme des Volkes, sondern durch Fürstenmacht und politische Faktoren zum Siege gelangt. Nach Janssen ist das ausgehende Mittelalter ‚Das Zeitalter einer alle Klassen des Volkes ergreifenden, sich stetig ausbreitenden und vertiefenden Bildung, eines gelehrten und künstlerischen Schaffens von bewunderungswürdiger Energie. Durch katechetischen Unterricht, durch die Predigt, durch Übersetzungen der Heiligen Schrift, durch Unterrichts- und Erbauungsbücher mannigfaltigster Art wurde für die religiöse Unterweisung und die Förderung des religiösen Lebens eifrig gesorgt, in den niederen Schulen und in den gelehrten Mittelschulen wurde eine feste Grundlage für die Volkserziehung gewonnen, die Universitäten erreichten eine ungeahnte Blüte und wurden die Brennpunkte aller geistigen Tätigkeit. Und mehr noch als die Wissenschaft blühte die auf religiöser und volkstümlicher Grundlage sich entwickelnde Kunst: sie umgab das kirchliche, religiöse und häusliche Leben mit den würdigsten Gebilden; sie offenbarte insbesondere in ihren großartigen und ergreifenden Werken christlichen Gemeinschaftssinnes den tiefsten Kern des deutschen Wesens und Charakters'.**

Das war die romantische Auffassung — Janssen war ja der Schüler Joh. Friedrich Böhmers — auf das von der Romantik kaum beachtete späte Mittelalter übertragen. Sie wirkte wie eine Offenbarung, überraschend und verblüffend. So stark war der erste Eindruck, daß selbst ein Gegner des konfessionellen Standpunktes Janssens im 1. Jahrgang des Jahresberichts für Geschichtswissenschaft Janssens Darstellung preist als das beste und getreueste Abbild deutschen Lebens im ausgehenden Mittelalter. Dann setzte aber die heftigste Bekämpfung ein. Die Jüngeren unter uns machen sich heute, wo der Streit der Gelehrten um diese Dinge in ruhigeren Bahnen verebbt ist, kaum mehr eine richtige Vorstellung von der Erregung, die über Janssens Werk, vor allem seit dem Erscheinen des dritten Bandes, die Gemüter weitester Kreise erhitzte. Der ‚Kulturkampf' unseligen Angedenkens verschärfte die vielfach mehr von persönlicher Gereiztheit als von strenger Sachlichkeit geschwängerte Polemik, über deren Verlauf die geistvolle Antikritik des angegriffenen Gelehrten in noch heute lehrreicher Weise unterrichtet (‚An meine Kritiker' und ‚Ein zweites Wort an meine Kritiker').

Die von den Gegnern erhobenen Vorwürfe gipfeln übereinstimmend in

* Soeben erschien in gleicher Auflage der 3. Band. Freiburg, Herder.

** Janssen, An meine Kritiker. 16. Tausend, Freiburg 1884, S. 98.

der ‚einseitigen Tendenz' — um von schlimmern Beschuldigungen zu schweigen — im Hervorheben des für die vorsätzliche Apologetik der bisher so schwarz geschilderten Zeit Passenden und der Verschweigung des für den gedachten Zweck Ungeeigneten. Aber all' diesen absprechenden Kritiken zum Trotz blieb der buchhändlerische Erfolg, der sicher nicht nur aus den Gesinnungskreisen des Verfassers bestritten wurde, fortwährend im Wachsen. Und ein von dem historiographischen Wert des Buches ganz unabhängiger, aber geistesgeschichtlich vielleicht wichtigerer Erfolg des vielberedeten Werkes war dieser, den kein Geringerer als Friedrich Paulsen fast zwei Jahrzehnte nach dem ersten Erscheinen unbefangen genug in einer Besprechung des siebenten Bandes nach Janssens Tode also umschrieb: ‚Der Erfolg des Janssenschen Werkes zeigt, daß es dieser Weise an empfänglichen Hörern nicht fehlt. Vor 20 Jahren waren wohl manche der Ansicht, daß der Katholizismus in Deutschland nur noch ein Überrest der Vergangenheit sei, der im neuen Reich bald in die allgemeine protestantische liberale Bildung aufgelöst sein werde. Dieser Täuschung sind wir inzwischen ledig geworden. Wir haben wieder gelernt mit der Tatsache zu rechnen, daß der Katholizismus die Religion der einen Hälfte der deutsch redenden Menschen ist. Ich vermag darin übrigens kein Unglück zu erblicken. Wäre die Reformation in ganz Deutschland durchgedrungen, hätten wir jetzt eine deutsche Nationalreligion und Reichskirche, ich weiß nicht, ob wir dabei nicht in eine gefährliche Nähe zu russischen Zuständen gerieten. Die religiöse Spaltung unseres Volkes, soviel Blut und Tränen sie gekostet hat, leistet uns wenigstens dies, daß sie uns alle Tage die große Wahrheit predigt, daß die Religion nicht Sache des Staates ist, eine Predigt, die, vermutlich nur die harte und sehr deutliche Sprache der Tatsachen, stark genug ist, den Fürsten und ihren geistlichen und weltlichen Ratgebern vernehmlich zu machen. Die Religionsfreiheit und mit ihr die geistige Freiheit beruht in Deutschland darauf, daß keine der beiden Konfessionen die andere zu unterjochen imstande gewesen ist.'*

War Janssens Schilderung der vorreformatorischen Zustände in alleweg richtig? Wir wissen heute und geben es offen zu, daß sie viel zu viel Licht, reichlich wenig Schatten aufweist. Das hatten sofort namhafte katholische Kritiker hervorgehoben und zu bedenken gegeben, daß die religiös-politische Umwälzung des 16. Jahrhunderts aus einer als so glänzend dargestellten Lage unmöglich sich so rasch einstellen konnte. Man sprach auch von einer Tendenz insofern, als Janssens Zeichnung aus dem bewußten Gegensatz zu der traditionellen Reformationslegende erwachsen sei.** Man betonte schon damals, daß bei Janssen die schweren kirchlichen Schäden, die er zwar nicht verschweigt, wie eine böswillige Kritik ihm nachreden konnte, zu wenig hervortreten, als daß ihr ursächlicher Zusammenhang mit den folgenden sich überstürzenden Ereignissen genugsam hervortreten konnte.*** Über das alles sind wir uns heute klar. Aber die gerügten Mängel berechtigen nicht dazu, wie es noch vor wenigen Jahren ein Bearbeiter der Geschichte der neuen Historiographie tun zu müssen glaubte,

---

* Deutsche Literaturzeitung 15 (1894) 142 f.

** Z. B. der Tübinger Kirchenhistoriker Funk in der theolog. Quartalschrift 1876, S. 701.

*** Besonders Dittrich im Histor. Jahrbuch 3 (1882) 674 f. In den von Ludwig v. Pastor besorgten späteren Auflagen des 1. Bandes ist dieser Mangel behoben worden; vergl. meine Besprechung in der Köln. Volkszeitung, Literar. Beilage 1913, Nr. 48.

Janssens Arbeit ‚allen wissenschaftlichen Wert' abzusprechen wegen ihrer Tendenz und der ‚kritiklosen Verwendung der kompilierenden kulturhistorischen Methode'. Er habe, heißt es da sehr gnädig, ‚nur darum Anspruch auf eine Stelle in der Geschichte der Historiographie, weil er den nationalpolitisch gewendeten Lehrsatz der katholischen Polemik mit einem kulturpolitischen Unterbau versah, zu dem seine Vorgänger nichts Ähnliches aufzuweisen hatten'.* Erfreulicherweise ist auch protestantischerseits, von G. Wolf, dieser Behauptung widersprochen worden.** Wenn dieser Gewährsmann auch einräumt, daß Janssen, ‚der die Quellen reden ließ und Zitat an Zitat reihte', sich dadurch um viele Erfolge brachte, so sei doch nicht zu vergessen, ‚daß er eine große Literatur sich angeeignet, daß durch ihn und seine genauen bibliographischen Angaben sonst unbenutzt liegende Quellen und Werke erst in ihrer Tragweite bekannt wurden und noch werden'.***

Aber damit ist Janssens Verdienst um die historische Forschung nicht erschöpft. Was wichtiger ist, ist dies, und es sei wieder mit den Worten eines Gegners hier verzeichnet: Janssen hat ‚die christliche Kulturgeschichte geschaffen, er hat in glänzendem Wurfe durchgeführt, was seitdem — und gewiß nicht durch ihn allein — kirchenhistorische Gemeinforderung geworden ist: Demokratisierung der Wissenschaft'. Diese Kulturgeschichte ‚hat er mit Vollbewußtsein schaffen wollen, und dieses Wollen bleibt eine epochemachende Tat'.† Ich möchte noch weiter gehen und behaupten, daß erst Janssen die vorreformatorische Forschung recht eigentlich begründete, indem er sie auf die breite kulturhistorische Basis gestellt hat. Daß er dabei die Mängel, die jeder kulturhistorischen Forschung, wie der Eingeweihte wohl weiß, anhaften, nicht vermied, ist ihm nicht zum Verbrechen anzurechnen. Das Zuständliche einer um Jahrhunderte zurückliegenden Epoche mit Sicherheit zu schildern, den ‚Geist' einer versunkenen Zeit wieder zu erwecken, das Denken und Fühlen einer von so vielen Gegensätzen zerrissenen, wild gärenden, vor einer Weltenwende stehenden, unruhigen, schwankenden Epoche mit Sicherheit zu zeichnen, ist bei der disparaten Beschaffenheit und der von dem jeweiligen Stand der Forschung abhängigen Menge des Materials eine ungeheuer schwierige Aufgabe, die restlos und zu allgemeiner Zufriedenheit zu bewältigen nicht bloß die Kraft auch eines wissenschaftlichen Arbeiters von der Ausdauer Janssens übersteigt, sondern wohl überhaupt nie ganz zu lösen sein wird. Die Erkenntnis, die auf dem Wege geschichtlicher Forschung zu gewinnen ist, wird, wie der Einsichtige ohne weiteres zugibt, stets eine relative sein, und zumal auf dem so schwierigen Terrain wie der Geistes- und Sittengeschichte des ausgehenden Mittelalters wird sich, vorläufig wenigstens, der Forscher mit approximativen Ergebnissen bescheiden müssen. Alle großen Worte helfen nicht darüber hinweg. Wenn es den Zeitgenossen schon schwierig ist, über die geistig-sittlichen Strömungen der lebendigen Gegenwart zu einem objektiven, sachlich zutreffenden Urteil zu gelangen, so werden diese Schwierigkeiten durch die historische Distanz nicht geringer, eher größer, je weiter die zu behandelnde Zeit zurückliegt, je mühevoller es ist, die nötigen Zeugnisse, und in der erforderlichen Zahl, ans Licht zu fördern. Welche Erwartungen hat man doch vor mehr als zwei Jahrzehnten an die mit soviel Lärm angekündigte

---

* E. Fueter, Geschichte der neueren Historiographie (1911) 572 f.

** G. Wolf, Quellenkunde der deutschen Reformationsgeschichte, 1. Bd. (1915) S. 31.

*** Ebenda 33.

† W. Köhler, Katholizismus und Reformation (Gießen 1905) 43.

sozialstatistische Methode Lamprechts geknüpft,* und was für ein kümmerliches und klägliches Bild hat Lamprecht selbst in seiner ‚Deutschen Geschichte' vom religiösen Leben des ausgehenden Mittelalters gezeichnet!**

Es würde zu weit führen, hier den Einfluß zu umschreiben, den Janssens Werk auf die nach ihm einsetzende vorreformatorische Forschung ausgeübt hat. Er scheint mir weitaus größer, als G. Wolf in seiner wertvollen, von erfreulichem Streben nach Objektivität getragenen, oben angezogenen ‚Quellenkunde' annimmt. Was die protestantische Forschungstätigkeit betrifft, so ist die vielgerühmte Darstellung der Vorreformationszeit in Fr. von Bezolds Geschichte der deutschen Reformation (Berlin 1890), die gern als ‚evangelisches Gegenstück zu Janssens Werk' betrachtet wird, ohne Janssens Einwirkung nicht denkbar. Bedeutet sie aber einen Fortschritt gegen die Auffassung des Frankfurter Historikers? Das wird der unbefangene Beurteiler kaum zugeben können. Macht man Janssen die durch die ‚tendenziöse' Verwertung der Quellen erzielte allzu licht- und farbenreiche Zeichnung zum Vorwurf, so wird man bei Bezold feststellen müssen, daß er das Rankesche Bild noch verdunkelte, daß er neben den Schatten die Lichtseiten allzu dürftig hervortreten ließ, so daß wieder kein wahres Gemälde entstand. Die altprotestantische Überlieferung kam wieder zum Siege.

Unter Janssens Einwirkung, und nicht bloß nach der negativen Seite, steht auch der Kulturhistoriker Georg Steinhausen. Er räumt in seiner inhaltreichen und den weitschichtigen Stoff geschickt verteilenden ‚Geschichte der deutschen Kultur' zunächst ein, daß man über die Ursachen der Reformation noch keineswegs völlig im klaren sei. ‚Neben rein religiösen Momenten haben mannigfache andere gewirkt, ebenso wie die verschiedensten Verhältnisse den weiteren Verlauf beeinflußt haben. Nicht rein religiös, sondern mehr sozial ist vor allem das Moment, welches dem Auftreten Luthers die eigentliche Massenwirkung verlieh und die Reformation sogleich zur Volkssache machte, der allgemeine Haß gegen die Pfaffen. Seine Hauptursache war die maßlose Korruption der Kirche.'*** Diese Erscheinung wird auf die Adelswirtschaft in der Kirche zurückgeführt; doch liege der Zug ausschweifender Lebenslust bei kirchlichen Personen so recht in der ganzen Atmosphäre der Zeit, und es sei zu beachten, daß es gerade meist Geistliche waren, die Reformen forderten. Berührt sich diese Betonung des sozialen Moments für die Bewertung des Erfolges Luthers mit Janssens These, so auch der Hinweis auf die das ganze Volk durchdringende Kirchlichkeit; von einer religiösen Verwahrlosung der Massen vor der Reformation dürfe man nicht sprechen. ‚Im ganzen blieb Deutschland wie früher durchaus ein frommes Land und hatte auch diesen Ruf bei anderen Völkern.' Freilich sei das rege kirchliche Leben ‚wesentlich äußerlich' gewesen (110), ‚aber auf der andern Seite ist die Religiosität des damaligen Volkes nicht gering einzuschätzen . . . ebenso nicht der Einfluß der Religion auf sein inneres und sittliches Leben . . . es gab neben jenen minderwertigen und unwürdigen Seelsorgern eine Reihe von Predigern, die in Form und Inhalt dem religiösen Bedürfnis durchaus genügten' (217).

---

* Vgl. G. Winter, Die Begründung einer sozialstatistischen Methode in der deutschen Geschichtschreibung, in der Zeitschrift für Kulturgeschichte N. F. I (1894) 212 f.

** Vgl. dazu die gründliche Abrechnung von H. Finke, Die kirchenpolitischen und kirchlichen Verhältnisse zu Ende des Mittelalters. Nach der Darstellung K. Lamprechts. Eine Kritik seiner deutschen Geschichte. Rom 1896. Bes. S. 95 ff.

*** G. Steinhausen, Geschichte der deutschen Kultur. 2. Bd. (2. Aufl. 1913), S. 205.

Das sind immerhin beachtenswerte Zugeständnisse, die zeigen, daß es bei aller prinzipiellen Verschiedenheit in der Grundauffassung der Reformation, die durch den jeweiligen konfessionellen Standpunkt eines Historikers festgelegt ist, doch eine Möglichkeit einer gemeinsamen Verständigung gibt. Darum sagt Heinrich Finke, auf katholischer Seite ein trefflicher Kenner des späten Mittelalters, sehr zutreffend: ‚Was wir auf jeden Fall erreichen können, ist eine in den Hauptstücken einheitliche Auffassung der Vorreformationszeit, der guten und schlechten Seiten des ausgehenden Mittelalters, der Auswüchse, der Lebenskraft des damaligen Kirchenwesens; wir können es, wenn wir uns über die Schwierigkeiten der Forschung an sich, Fehler, Schwächen und Lücken der bisherigen klar werden.‘*

Zu den folgenschwersten Fehlern, unter denen die Vorreformationsforschung litt und zum Teil noch leidet, gehört die einseitige Benutzung und Verwertung von zwar reichlich fließenden, aber nicht einwandfreien Quellen: der Predigt- und Reformtraktatliteratur, sowohl aus den Kreisen derer um Luther als auch — und diese erscheinen uns ungleich bedeutsamer — aus den Kreisen der zahlreichen Reformprediger und Schriftsteller des ausgehenden Mittelalters selbst. Sie haben zum allergrößten Teil die dunkeln Farben geliefert für das traditionelle düstere Bild des vorreformatorischen Kirchenlebens. Man hat meist ihre Ausführungen als getreue Spiegelbilder ihrer Zeit hingenommen, ohne sich die so naheliegende Frage zu stellen, wieviel von den beweglichen Klagen und maßlosen Angriffen auf tatsächliche Verhältnisse zutrifft, wieviel aber auch verallgemeinert und übertrieben ist. Sittenprediger, Satiriker, religiöse und politische Agitatoren malen immer schwarz, meist schwärzer, als sich mit den Tatsachen vereinbaren läßt. Es spielt dabei keine Rolle, ob der Ankläger von den wohlmeinendsten Absichten beseelt ist. Das war z. B. der bekanntesten einer, Geiler von Kaisersberg, sehr wohl. Wie übel hat er seine Zeit beurteilt, wie oft ist er aber auch deshalb als Kronzeuge für ihre innere Schlechtigkeit angerufen worden. Es wäre m. E. eine dankbare Aufgabe, einmal die bedeutsame Rolle festzustellen, die Geiler in der neueren Historiographie des. 15. Jahrhunderts spielt; es ist kein Zweifel, daß ein gut Teil seiner posthumen Berühmtheit auf seine kulturkritischen Ausfälle zurückzuführen ist. Aber schließlich sahen sich auch einsichtige protestantische Forscher, wie der treffliche Geschichtschreiber des elsässischen Humanismus, K. Schmidt, zu dem Bekenntnis gedrängt, daß die Zeitgenossen Geilers nicht so verderbt sein konnten, wie er sie darstellt.

Daß die Klagen der Reformprediger nicht grundlos waren, ist zweifellos klar. Es war vieles, zu vieles faul in dem Kirchenwesen. Es ist nicht denkbar, daß die trüben Schilderungen der vielen Reformtraktate und der reichen Gravaminaliteratur, über deren kritischen Wert uns eine neue beachtenswerte Schrift belehrt,** auch die Ausfälle der Humanisten, ohne weiteres aus der Luft gegriffen waren. Daß aber kirchliche Organe hinwiederum so laut nach Reformen schrien, läßt doch denken, daß die ganze Kirche nicht so verkommen sein konnte, wie es jene genannten Stimmen einmütig betonen. Nur indem man ihnen zu viel Glauben beimaß, konnte die Meinung sich festsetzen, daß seit dem späten 14. Jahrhundert ein bemerkenswerter Rückgang in der kirchlichen Moral sich

* H. Finke, Die Auffassung des ausgehenden Mittelalters, Beilage zur ‚Allgemeinen Zeitung‘, 1900, Nr. 32, S. 3.

** A. Störmann, Die städtischen Gravamina gegen den Klerus am Ausgang des M. A. und in der Reformationszeit. Münster 1916.

zeigt, dessen ständiges Weiterschreiten zum Massenabfall des 16. Jahrhunderts führte. Aber auch vor der Zeit des großen Schisma, mit dessen Ausbruch der Verfall einsetzen soll, hört man die gleichen Anklagen, ja es gibt auch in der Hochblüte des Mittelalters keine Zeit, in der die nie fehlenden laudatores temporis acti ihrem Zorn über die Verweltlichung der Kirche kräftigsten Ausdruck verliehen. Der Ruf nach Reformen ist stets in der Kirche laut gewesen. Ist es in unseren Tagen anders? Auch für die richtige Bewertung der Reformbewegung des 15. Jahrhunderts und die starken Äußerungen ihrer Wortführer gilt die Mahnung Max Müllers: ‚Man hat nur selten daran gedacht, daß ohne beständige Reformationen, d. h. ohne beständige Rückkehr zu ihrer Quelle jede Religion, auch die vollkommenste, durch ihre Berührung mit der Welt leidet, wie die reinste Luft schon dadurch leidet, daß sie eingeatmet wird.‘* Für den kritischen Historiker können die heftigsten Anklageschriften gegen die Kirche und insbesondere das Papsttum zunächst nur insofern von Wert sein, als sie uns ein Bild der damals herrschenden Stimmung geben. Darum verlangt auch mit Recht ein objektiv denkender protestantischer Forscher der Neuzeit, daß man endlich aufhören solle, Schilderungen der kirchlichen Zustände des ausgehenden Mittelalters aus Bruchstücken der Reformtraktate zusammenzusetzen, wie es etwa der Engländer Creighton in seiner Geschichte des Papsttums tut.** Was er verlangt, ist ein Zurückgehen auf die authentischen Akten, nicht auf die Deklamationen der Zeitgenossen, aus denen eine konfessionell-polemische Geschichtschreibung das Verdikt über den gesamten mittelalterlichen Katholizismus gefällt hatte. Nur aus den Akten, in denen die Tätigkeit der Kurie als Regierungsinstanz ihren Niederschlag gefunden, und von denen bis in die neueste Zeit hinein die Geschichtschreibung keine Notiz genommen hat, könne die völlige Lösung der überaus wichtigen Frage erfolgen: ob die Wirkung der schlimmen Zustände in Rom auf die Gesamtkirche in der Tat so groß gewesen ist, daß man das Papsttum allein für den Zerfall der kirchlichen Institutionen verantwortlich machen darf. Seit der Erschließung des vatikanischen Archivs durch den unvergeßlichen Leo XIII. ist nun die Möglichkeit dieser Lösung gegeben, mit tüchtigen Vorarbeiten dazu ist bereits begonnen worden,*** aber viel bleibt noch zu tun; über alle Maßen bedauerlich ist, daß der Weltkrieg auch diese Tätigkeit auf Jahre hinaus unterbunden hat. Wie wichtig für die allgemeine Beurteilung der kirchlichen Zustände vor Luther namentlich die Erforschung der päpstlichen Finanzverwaltung ist, hat Finke nachdrücklichst betont.†

Aus den unerschöpflichen Beständen des vatikanischen Archivs, dieses unvergleichlichen Repertoriums der Weltgeschichte, hatte Heinrich Denifle eine Fülle von Stoff gesammelt, den er zum Bilde der sittlich-religiösen Zustände des ausgehenden Mittelalters formen wollte. Aber es war nur Anklagematerial so schlimmer Art, daß es dem Forscher die Auffassung nahelegte, die freilich mit der Tendenz seines bekannten Lutherwerkes übereinstimmt, daß die Reformation die ‚cloaca maxima‘ gewesen sei, ‚der große Abzugskanal, durch den das seit langem angehäufte Verderben abgeleitet wurde, das sonst, wenn es in der Kirche geblieben wäre, alles verpestet und vergiftet hätte‘.†† Denifle hat das Buch, in dem er diese These

* M. Müller, Leben und Religion (Stuttgart 1907) S. 160.
** J. Haller, Papsttum und Kirchenreform I (Berlin 1903/07).
*** Vgl. die Übersicht bei Wolf, Quellenkunde I, 108 ff.
† Beilage zur ‚Allgemeinen Zeitung‘ 1900, Nr. 33, S. 2.
†† Denifle, Luther und Luthertum in der ersten Entwicklung, 2. Bd., bearbeitet von Pater Albert Maria Weiß (Mainz 1909) S. 13.

erhärten wollte, nicht mehr geschrieben. Es wäre der Gegenpol zu Janssens Arbeit geworden, sein Ergebnis für die Beurteilung der vorreformatorischen Dinge so niederschmetternd, daß er sich ihrer Wucht nur durch den bezeichneten Ausweg entziehen konnte. Doch fand sich bei seinen Aufzeichnungen auch die Bemerkung, daß man sich hüten müsse, aus diesem ‚ungeheuerlichen' Belastungsmaterial den Schluß zu ziehen, ‚daß es damals überall so entsetzlich ausgesehen habe, wie aus diesen Berichten hervorzugehen scheint. Man schreibt ja nicht nach Rom, um die erfreulichen Ereignisse zu schildern, sondern nur, wenn etwas so Außergewöhnliches vorfällt, daß man sich draußen nicht zu helfen weiß'.* Der Fortsetzer seines Lutherbuches, dessen Auffassung und gröblicher Ton die Geister noch stärker in Wallung brachte als einst Janssens Bewertung reformatorischer Personen und Dinge,** P. Weiß, hat mit Übergehung der diesbezüglichen Vorarbeiten Denifles, aber unter Benutzung reichlicher Kollektaneen Onno Klopps ‚die Vorbereitungen auf die Reformation' darzustellen gesucht.*** Dieser Versuch, der sich mehr oder weniger mit Denifles Gedankengängen berührt, verarbeitet ein zum Teil von der Forschung weniger benutztes Material; bedeutsam an ihm ist, daß er die Voraussetzungen der Reformation nicht bloß, wie Janssen es tat, von dem engern deutschen Geschichtspunkt aus betrachtet, sondern die dazu treibenden Kräfte auch in den romanischen Ländern feststellt; einen besonderen Gewinn für die Forschung scheint mir die eingehende Berücksichtigung der gallikanischen Verhältnisse zu bedeuten. Aber unter der Feder des Verfassers entsteht ein so trüb und düster gezeichnetes Bild der kirchlich-religiösen Verhältnisse, wie wir es kaum in den älteren protestantischen Darstellungen erblicken. Gelegentliche Hinweise auf das doch vorhandene Gute, so die Betonung der kirchlichen und religiösen Gesinnung des Volkes, sind nicht geeignet, den vorherrschenden Eindruck vollständiger Verderbnis zu schwächen. Die Zeit ist als grundschlecht dargestellt, aber nach dem Verfasser liegt in dieser Schlechtigkeit — allgemeines Schwinden des klerikalen Geistes bei einem großen Teil des höheren Klerus, Verflüchtigung des kirchlichen Sinnes, moralische und dogmatische Untergrabung der kirchlichen Autorität durch die Spottsucht des glaubensfeindlichen Humanismus, wachsender Haß gegen Rom, herkömmliche Schultheologie, Übertreibungen reformerischer Zeloten usw. — nicht der innere Grund, der uns das Wesen und die Notwendigkeit der auf einmal einsetzenden antihierarchischen Reformation erklärt, sondern nur die Veranlassung. Die Reformation ist keine Sittenverbesserung, sondern eine Änderung im Glauben, sie ist nicht die Selbsttat Luthers, sondern die logische Entwicklung des Zersetzungsprozesses des 15. Jahrhunderts mit seinen allgemeinen religiösen, theologischen und sittlichen Übelständen. Von gegnerischer Seite ist diese Darstellung, sofern sie nicht ignoriert wurde,† vollständig abgelehnt worden,†† was bei der durchaus absprechenden Beurteilung Luthers nicht weiter wundernimmt. Harnack meint geradezu, ‚daß es eine einseitigere und tendenziösere

* Ebenda S. 15.

** Über die ganze Angelegenheit orientiert am besten die vorzügliche Studie H. v. Grauerts, P. Heinrich Denifle O. Pr., Ein Wort zum Gedächtnis und zum Frieden. Freiburg 1906.

*** A. a. O. 1—107.

† Der Jahresbericht für Geschichtswissenschaft registriert bloß den Buchtitel.

†† Archiv für Reformationsgeschichte VI, Heft 3 (1909) 558 f. Vgl. z. B. Theolog. Jahresbericht für 1909 (Leipzig 1911) 525 f.

Darstellung der Vorgeschichte der Reformation nicht wohl geben kann'.* Auch katholischerseits fehlt es nicht an ablehnender Kritik.**

Aus der Gegenüberstellung dieser Auffassung des ausgehenden Mittelalters, die wegen der Zusammendrängung aller aus verschiedenen Zeiten und Ländern entnommenen Mißstände doch nur ein verzerrtes Bild liefert, und der allzu günstigen Beurteilung durch Janssen ergibt sich, wie schwierig es auch für den katholischen Historiker ist, zu einem einheitlichen Urteil zu kommen. Wird ein solches überhaupt möglich sein? Auf dem von beiden Richtungen eingeschlagenen Wege sicher nicht. Zu einer letzten Endes richtigen Gesamtauffassung wird man wohl kaum je gelangen. Aber H. Finke hat doch einen Weg angegeben, der uns zu günstigern Resultaten führen kann, das ist die gründliche Erforschung der Provinzialgeschichte, durch die man allein in die Tiefe der Volksseele dringen könne. ‚Auf unserm Gebiete ist nichts kleinlich und klein, hier muß Urkunde an Urkunde, Brief an Brief gereiht werden, alles, was nur irgendwie über religiöses, sittliches und soziales Leben informiert. Wir müssen einsehen lernen, daß nicht im zentralen leblosen Staatsgebilde, daß im Territorium damals das eigentliche Volksleben pulsiert.'***

Daß dieses Verfahren tatsächlich geeignet ist, auf dem Wege geschichtlichen Erkennens uns eine annähernd richtige Vorstellung von den spätmittelalterlichen Zuständen zu vermitteln, zeigt uns die Behandlung dieses Gegenstandes in Rudolf Wackernagels Geschichte der Stadt Basel.† Hier hat ein wirklich Berufener die Geschicke seiner Vaterstadt, ihr Wachsen und Werden mit ebensoviel Liebe als Sachkenntnis zu schildern unternommen. Ein ganzer Halbband ist dem Zuständlichen der vorreformatorischen Zeit gewidmet. Die deutsche Geschichtsliteratur wird kaum eine Spezialdarstellung besitzen, in der in so weitgehendem Maße, mit einer so überragenden Beherrschung des reichlich fließenden Quellenmaterials, das kulturgeschichtliche Moment berücksichtigt ist. Nichts, aber auch nichts, was das Bild städtischer Kultur in allen Erscheinungsformen ergibt, ist hier unberücksichtigt gelassen. Und weil dem Verfasser bei der Darstellung das Ziel vorschwebte, ‚die Zusammenhänge der Tatsachen unter sich und des einzelnen mit dem allgemeinen zu erkennen, nicht die gefundenen Zeugnisse zu reproduzieren, sondern das Leben selbst zu suchen' (Vorrede zum zweiten Bande), ist es ihm auch gelungen, ein ungemein reizvolles, lebendiges Kulturbild einer spätmittelalterlichen Stadt zu zeichnen, die eine so wichtige Rolle im deutschen Geistesleben spielte. Es gereicht mir zur besonderen Freude, auf Wunsch der Redaktion dieser Zeitschrift ein für die Beurteilung der Sitten- und Geistesgeschichte der vorlutherischen Zeit so ungemein wertvolles, vielfach richtungweisendes Buch der Aufmerksamkeit weiterer Kreise zu empfehlen. Um dieses Zweckes willen sind die vorausgehenden Zeilen geschrieben, weil es nützlich schien, auch einmal ein sonst nur in Fachkreisen erörtertes geistes- und kulturgeschichtliches Problem vor das breitere Forum der gebildeten Leserwelt zu bringen.

In der wirklich historischen Treue des Gesamtkulturbildes, das um seiner selbst willen gezeichnet, nicht auf die im folgenden Jahrhundert einsetzenden Erscheinungen eingestellt und durch sie erklärt wird, in der Objektivität der ge-

* Preußische Jahrbücher 131 (1909) 31.

** J. Schmidlin in der ‚Wissenschaftl. Beilage zur Germania' 1909, Nr. 13—15.

*** A. a. O. Beilage zur ‚Allgem. Ztg.' 1900, Nr. 33, S. 2.

† II. Bd. 2. Teil (Basel, Helbing und Lichtenhahn 1916).

schichtlichen Betrachtung, die aus den Quellen nur das erschließt, was sie tatsächlich besagen, nicht mehr und nicht weniger, in der peinlichen Zurückhaltung gegen die beliebten Verallgemeinerungen, denen gerade die Kulturhistoriker so leicht ausgesetzt sind, liegt der bleibende Wert und die vorbildliche Bedeutung des Buches.

Es stellt uns gleich mitten in das Geistesleben hinein, enthüllt uns das Werden und Gedeihen der Baseler Universität, die, von Stadt und Kirche sorglich gepflegt, den seit den bewegten Konzilstagen gesteigerten Ruf der Rheinstadt erhöht. Wir sind Zeuge der wissenschaftlichen Regsamkeit, verfolgen die Anfänge des Humanismus, sehen die Anhänger der neuen Gelehrsamkeit im Streit mit den Kämpen der alten Schule. Die Sturmeswehen einer neuen Zeit brausen durch die verwinkelten Hörsäle der Hochschule, der Nominalismus hat bereits die trennende Kluft zwischen Glauben und Wissen eröffnet. Aber bezeichnend ist, daß noch die meisten Baseler Humanisten sich als Gegner des die Rationalität des Dogmas bestreitenden neuen Nominalismus bekennen. Sie sind die unentwegten Hüter der kirchlichen Autorität. Die Leuchte der Hochschule, der große Heynlin, beschließt sein Leben in einer Zelle des Karthäuserklosters. Mit unleugbarem Geschick stellt die Kirche auch die aufblühende Druckkunst in ihren Dienst.

Den kirchlichen Verhältnissen schenkt der Verfasser die weitestgehende Aufmerksamkeit. Sie stehen im Zeichen einer nach den unseligen Folgen des großen Schismas machtvoll einsetzenden Regeneration. Die Kirche besinnt sich wieder auf ihre Aufgabe. Basel hat das Glück, tüchtige, für die Reform eintretende Oberhirten zu besitzen. Wir sehen diese Reformen entstehen und verfolgen mit gespanntem Interesse ihre vielfach verschlungenen Wege. Wir erfahren aber auch, warum die anfänglich so verheißungsvoll sich einführenden Reformbestrebungen keine durchschlagenden Erfolge erzielten: Indem die Kirche ‚in der Durchführung dieser Absichten erlahmte und den Dingen ihren Lauf ließ, erfüllte sich ihr Verhängnis‘ (822). Es ist in Basel wie an vielen andern Orten: Die Kirche versagt vor allem gegenüber den gegen die Regeneration opponierenden adeligen Elementen, die berufslos sich in den fetten Pfründen eingenistet hatten.

Wie steht es mit der Moralität des Klerus? Was hier an Einzelheiten in Akten und Urkunden berichtet ist, ist nicht erbaulich. Es zeugt für den vornehmen Sinn und auch für den historischen Takt — wenn der Ausdruck hier gebraucht werden kann — des Verfassers, daß er nicht wie so manche ‚Kulturhistoriker‘ der Versuchung unterliegt, durch eine behagliche Ausbreitung der Skandalchronik sein Buch auch für eine gewisse Klasse von Lesern anziehend zu machen, deren kulturgeschichtliches Interesse sich auf die Kloaken der Menschheitsgeschichte beschränkt. Er nimmt kurz Notiz von den nicht zu umgehenden Tatsachen und erfreut vor allem durch die weise Zurückhaltung und Besonnenheit in dem Urteil über die sittlichen Zustände. Seine hierher gehörenden Ausführungen könnten so manchem Darsteller der Sittengeschichte des mittelalterlichen Klerus als Mahnung zum Maßhalten im Urteil und zu vorsichtiger kritischer Verwertung des überlieferten Anklagematerials dienen. Gewiß, der wahrheitsliebende Historiker darf nichts verschweigen und beschönigen, er darf aber auch aus seinen Quellen keine voreiligen und verallgemeinernden Schlüsse ziehen. Sehr zutreffend bemerkt Wackernagel, daß aus bischöflichen Erlassen, Statuten, Predigten, Reformtraktaten, Satyren, Lästerreden, die alle auf grobe Mißstände hindeuten, sich kein richtiges Gesamtbild ergebe: ‚Der Gesetzgeber nennt auch das nur Mögliche, nicht allein das tatsächlich Geschehende; der Strafprediger, der Tagesschriftsteller, der Poet

sehen nur und greifen nur auf, was ihrem Zwecke dient, und behandeln es diesem gemäß; die Chroniken reden nicht vom Normalen, sondern vom Auffallenden, Anstößigen. Eine vorhandene Stimmung, eine Absicht, eine Anschauung, können diese Äußerungen uns nahe bringen; weiter reicht ihre Zeugniskraft nicht.' Wie häufig aber wurden und werden nur diese Quellen für die Schilderung der Zustände herangezogen. Wackernagel sieht sich daher nach zuverlässigeren Nachrichtenquellen um, wo es gilt, die Klagen über die sexuelle Verwilderung des Klerus auf ihre tatsächliche Berechtigung zu untersuchen. Er findet diese in den von 1429—1520 fast lückenlos vorliegenden Rechnungen des bischöflichen Fiskalats über die Bußen, die auf dem Disziplinarweg Geistlichen auferlegt wurden. Aus diesen einwandfreien Dokumenten* ergibt sich, ‚daß allerdings ein Teil des Klerus das Zölibatsgesetz aufs gewissenloseste und schamloseste übertrat, daß aber von einer allgemeinen Sittenlosigkeit dieses Klerus keine Rede sein kann'. Sehr beachtenswert sind auch die weiteren Äußerungen des Verfassers: ‚Jeder einzelne Fall war natürlich schon zu viel; aber wenn auch die Verfehlung des einzelnen Priesters nach der Lehre der Kirche die übernatürliche Gewalt nicht verminderte, die ihm als Vermittler der göttlichen Wahrheit und Gnade zukam, so schändete doch eine jede Vergehung, ob sie beim Klostervolk oder beim Weltklerus vorkam, den ganzen Stand und konnte ohne weiteres zu einer Verurteilung dieses Standes im allgemeinen verleiten. Aber wir ziehen auch die sittliche Haltung der ganzen Zeit in Betracht, und vollends ist auf das widerliche, geradezu frivol laxe Verhalten der Kirche selbst hinzuweisen, die gegen den priesterlichen Konkubinarier nicht anders einzuschreiten wußte als dadurch, daß sie eine Geldbuße von ihm erhob, die wie eine Konzessionsgebühr aussah, ja, daß sie sogar den Betrag dieser Buße gelegentlich mit ihm verabredete (849).'

Wir lernen dann auch eine Reihe trefflicher Geistlichen kennen. Was ein tüchtiger, auf der Höhe seines Berufes stehender Seelsorger für das Volk bedeutete, zeigt das Beispiel Ulrich Surgants, dessen segensreiche und mustergültige Wirksamkeit das spätere Verhalten der Kleinbasler im Reformationskampf bestimmt.

Aber nicht allein in solchen Männern und ihrer zur Besserung mahnenden Predigt zeigt sich die Frucht der Regenerationsbewegung, sondern auch in zahlreichen positiven Maßnahmen: Die Kirche nimmt den Kampf um alte verlorene Rechte mit der Stadt auf, der Bischof wahrt seine Autorität gegenüber Dekanen und Pfarrern, überall sehen wir in den Kirchen den gesunkenen Ordnungssinn erwachen, der Kultus ersteht zu glänzendem Leben, kirchliche Bauten entstehen, die Kunst wächst zu ungeahnter Blüte, die Sorge für die Predigt erwacht mit Erfolg, neue Heilige werden verehrt, der Marienkult steigert sich, das Wallfahrts- und Bruderschaftswesen nimmt beträchtlichen Umfang an, die Ablaßgnaden strömen reichlicher als je. Bezüglich des letztgenannten Punktes ist zu bemerken, daß die einmal geäußerte Ansicht des Verfassers, als habe bei vielen der Ablaß ohne weiteres als Vergebung der Sünden gegolten (784), nicht stichhaltig ist; die bahnbrechenden Forschungen von Nikolaus Paulus, dem die vorreformatorische Forschung namentlich für die Volksreligiosität viel verdankt, über das mittelalterliche Ablaßwesen lassen diese Auffassung nicht mehr zu.

* Auf das gleiche Material für niederrheinische Verhältnisse stützt sich J. Löhr in einer für die Sittengeschichte des geistlichen Standes grundlegenden und sehr anregenden Schrift: Methodisch-kritische Beiträge zur Geschichte der Sittlichkeit des Klerus, bes. der Erzdiözese Köln am Ausgang des Mittelalters (Münster 1910).

Eine andere Erscheinung, die mehr als vieles andere die schnelle Ausbreitung der Reformation ermöglicht hat, läßt sich auch in der Geschichte Basels genau verfolgen: die Macht, die sich das weltliche Stadtregiment allmählich in kirchlichen Dingen angeeignet hat. Aber ‚weder der Kampf der weltlichen Gewalt mit der kirchlichen, noch die bei Klerikern und Laien sich regende Unzufriedenheit haben an sich mit einem inneren Verhältnis zur Kirche etwas zu tun'. Geistliche und Laien, die rückhaltlos die Schäden der Kirche sehen und tadeln, erkennen Recht und Verfassung der Kirche ohne weiteres an, lehnen jeden Eingriff in sie ab, halten noch am alten Dogma unerschütterlich fest. Doch gehört zum Wesen dieser gährenden Zeit, daß auch in Basel von Häresien mehrfach die Rede ist, daß gegenüber der Autorität, der offiziellen und traditionellen Einheit, andere Auffassungen laut werden. Die erregten Debatten der Konzilstage konnten ja nicht ohne Nachwirkung bleiben. Dazu kommt: ‚Der freiere Geist, die humanistische Denkweise greifen stürmisch auch in das Kirchliche und Religiöse herüber. Es ist eine Bewegung, deren Macht wir zumal hier verstehen: in der Stadt des Witzes und der Kritik, in der Stadt des Buchdrucks und der Universität, in der Stadt der durch einen unvergleichlichen Verkehr geschulten Kenntnis aller Welt.' (887.)

Das Schlußkapitel, das über ‚Lebensformen und Gesinnung' berichtet, ist eine Glanzleistung kulturhistorischer Darstellung. Mit dem neuen Geist, der von allen Seiten in das städtische Leben hereinweht, entstehen neue Formen des Lebens. Durch die Universität bildet sich inmitten des alten Basels eine frische Schicht der Einwohnerschaft, das internationale Element strömt mächtig hinein. Das gesamte Dasein scheint gehoben und gesteigert, aber auch verwickelter und unruhiger als zu den Zeiten, da Enea Silvio sich noch über die ernste Schlichtheit im Gebaren der Basler wundert. Wohlstand, Behagen, Üppigkeit überall, Verfeinerung der materiellen Lebensführung, allgemeines Verlangen nach Pracht und Glanz, gesteigertes Bildungsbedürfnis in der Laienwelt; gehobenes Selbstgefühl des städtischen Gemeinwesens erwachsen in der Zeit zahlloser Fehden und der burgundischen Händel; aber auch im ganzen Volk eine zunehmende Ausgelassenheit, Roheit, Verwilderung und die Bußreden ernster Männer wie Heynlins und Brants und die große ‚Reformationsordnung', des sorglichen Rats vom Jahre 1498, schwere Heimsuchungen, Krieg und Seuchen, Erdbeben, Teuerung, Wasserkatastrophen, Zauberglauben, die Angst vor kommendem Unheil, die die Gemüter vieler beherrscht: so zeigt sich das Basler Volk des zur Rüste gehenden Mittelalters.

Die Fülle solchen Lebens läßt sich nicht auf kurze Formeln bringen. Gerade aus einem so farbenreichen, mit so viel Liebe und Sorgfalt und, soweit es überhaupt möglich ist, mit historischer Treue gezeichneten Kulturbilde sieht man, wie schwer es ist, die wirklichen Ursachen der Glaubensneuerung restlos klarzulegen; es ist viel schwieriger, als etwa die Gründe großer politischer oder sozialer Umwälzungen aufzuhellen, wie der französischen Revolution oder des in Rußland sich vollziehenden Umsturzes. Auf jeden Fall trifft für Basel zu, daß die vorreformatorische Zeit nicht eine Periode allgemeiner Verkommenheit auf religiösem Gebiete bedeutet. Vieles ist faul und wurmstichig, aber wir bemerken erfreuliche Ansätze zum Bessern im Volke, wenn auch nicht mehr überall den früheren starken Eifer zum Guten, doch viel Frömmigkeit und kirchlichen Sinn, neben starken Schatten auch viel warmes Licht. Was wir hier auf Grund peinlichster Forschungen in Basel sehen, ist sicher nicht so, daß man, wie es in diesem Gedächtnisjahre der Reformation von wenig taktvollen Eiferern geschah, von ‚den

Zwingmauern einer sittenverderbten, modrigen Geisteswelt' reden kann, aus der nur der von Luther gewiesene Weg befreien konnte.

Ähnliche von so reifem historischem Urteil getragene, eingehende Untersuchungen über die vorreformatorischen Zustände engbegrenzter Gebiete wie Wackernagels Basler Geschichte scheinen mir der einzig richtige Weg, um zu einem tiefern Verständnis der gärenden Zeit zu gelangen. Zeigen, ‚wie es gewesen', aus allen erreichbaren Quellen das versunkene Leben zu erwecken, es nicht in das Prokrustesbett festgelegter Tendenzen zu spannen: damit ist der Geschichte am besten gedient.

Schließlich sei noch der mustergültigen Darstellung des Verfassers gedacht, weil wir hier den Beweis haben, daß man eine so ins Detail gehende kulturgeschichtliche Schilderung viel eindrucks- und lebensvoller gestalten kann, indem man auf die von Kulturhistorikern vielfach beliebte Mosaikmalerei verzichtet. Sicher hat auch diese Methode viel für sich, und mancher Leser solcher Darstellungen meint etwas vom Hauch der Vergangenheit zu spüren, der aus den wörtlichen Äußerungen der Zeitgenossen ihn anheimelnd umfängt. Aber ebenso sicher ist auch, daß die Lektüre solcher Werke auf die Dauer ermüdet, namentlich den Leser, der nicht zu Forschungszwecken sich mit ihnen abgibt; denn schließlich hat die ganze Geschichtsschreibung nur Sinn, wenn sie ihre Erkenntnisse nicht für ein paar Fachgenossen, sondern für weitere Bildungsschichten genießbar und fruchtbringend gestaltet. Der Historiker, der nicht für den Staub der Bibliotheken arbeiten will, muß auch danach trachten, seine Darstellung interessant zu gestalten, mit Geschick zu erzählen, kurz gesagt: auch das literarisch-künstlerische Moment in seiner Prosa berücksichtigen. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, verdient R. Wackernagels Basler Geschichte besondere Anerkennung; seine Art, die freilich hohes Können voraussetzt und allen Anforderungen entspricht, die in Wilhelm Wackernagels viel zu wenig gekannter ‚Stilistik'* an die historische Prosa gestellt werden, scheint mir für die eingehende Schilderung der Zustände schlechthin vorbildlich.

---

* W. Wackernagel, Poetik, Rhetorik und Stilistik. (2. Aufl. Halle 1888), S. 316 ff.

Rundschau

Zeitgeschichte

Kriegsbetrachtung für Juli 1917*

Den letzten Monat des dritten Kriegsjahres kennzeichnen wichtige militärische und politische Ereignisse. Bei der ungeheueren Ausdehnung des Völkerkampfes möchte es scheinen, daß eine weitere Steigerung dieses gewaltigen Schöpfungsereignisses nicht mehr zu erwarten sei. Dennoch bringt fast jeder Monat eine größere Ausbreitung des Weltkrieges, und immer wieder treten neue Erscheinungen auf. Inmitten einer mächtigen Brandung steht der Felsenblock des Vierbundes fest, obwohl die Kriegswellen wütend an ihn anprellen. Angewiesen auf seine eigenen Hilfsquellen, weist er die immer noch sich mehrende Überzahl seiner Feinde trotzig und erfolgreich ab. Während von seinen Rändern nur wenig abbröckelt, gewinnt er an anderen Stellen neues Land hinzu.

Zunächst im Seekriege kam es im Juli auf dem Wasserspiegel zu keinen Schiffskämpfen. Unter dem Wasserspiegel aber setzten die Unterseefahrzeuge ihre erfolgreiche Tätigkeit fort. Nach den zahlenmäßigen Einzelangaben der deutschen Admiralität wurden allein von unseren Tauchfahrzeugen an feindlichen Handelsschiffen weit mehr als 600 000 Bruttoregistertonnen versenkt ungerechnet die zahlreichen Fahrzeuge, deren Tonnenzahl nicht aufgezeichnet wurde oder nicht bekannt war. Doch kann ihr Gesamtgehalt auf mindestens 80 000, der gegnerische Schiffsverlust des 36. Kriegsmonats also vorsichtig auf rund 700 000 Bruttoregistertonnen geschätzt werden. Allerdings wäre dies erheblich weniger als die Unterseeernte des 35. Kriegsmonats, die nach nunmehr veröffentlichter endgültiger amtlicher Feststellung 1 016 000 Tonnen betrug. Doch war solche Minderung der Erfolge vorauszusehen durch die stattgehabte erhebliche Einschränkung des Schiffsverkehrs wie auch durch die nunmehr eingetretene ängstliche Vorsicht der früher sorgloser und kühner gewesenen feindlichen Schiffsführer. Seit Beginn des uneingeschränkten Unterseekrieges, Februar 1917, wurde nunmehr schon erheblich mehr als eine halbe Million Tonnen des für unsere Feinde nutzbaren Handelsschiffraumes versenkt, etwa dreimal so viel, als im gleichen Zeitabschnitte Ersatzschiffe gebaut werden konnten. Großbritannien allein verlor schon gegen 600 große Handelsschiffe. Durch diese Tatsachen erweist sich der Unterseekrieg als eine vorher nicht erwartete große Gefahr für und als ein zunehmender Druck auf die Gegner, die damit den Friedensverhandlungen geneigter werden müssen, als sie sich bisher zeigten. Wie eine englische Zeitung schrieb, wäre die britische Seeherrschaft durch die Behinderung der Handelsschiffahrt schon sehr verringert. Das Tauchschiff bezeichnete denn auch ein früherer britischer Marineminister als eine umwälzende Tatsache von allergrößter Bedeutung; es werde den entscheidenden Einfluß ausüben. Jetzt schon sei um die glänzende britische Flotte ein lähmender Zaubergürtel gezogen, außerdem seien die Lebensmittelverhältnisse in England überaus schlecht geworden. In gleichem Sinne äußerte sich der erste Generalquartiermeister von Ludendorff über Zweck und Aussichten des Unterseekrieges, von dem die deutsche Oberste Heeresleitung erwarte, daß er die bri-

* Vgl. die Abhandlung „Kriegsbetrachtung für Juni 1917" Hochland 14. Jahrgang 1916/17 Augustheft S. 619.

tische Kriegswilligkeit durch die Verminderung des Frachtraumes auf dem Weltmeere und die hieraus sich ergebenden Folgen brechen wird trotz der Einmischung Amerikas. Damit wird der Bezwinger unter dem Meeresspiegel die Handelsschiffahrt auf diesem von der drückenden britischen Seeherrschaft befreien. — An Kriegsfahrzeugen gab es im Juli verhältnismäßig wenig Verluste, nämlich von der britischen Flotte 1 Schlachtschiff angeblich durch innere Sprengung, ferner 1 geschützter und 3 Hilfskreuzer, 1 Torpedojäger und 1 Tauchschiff durch deutsche Unterseefahrzeuge, endlich 1 Minenzerstörer durch eine Mine. Auf gleiche Weise ging ein russischer Zerstörer zugrunde, während ein französisches Tauchschiff durch ein deutsches versenkt wurde. Von unseren Kriegsfahrzeugen verunglückten nach Zeitungsberichten 2 Unterseeboote, und zwar 1 durch Strandung an der französischen Küste, 1 lief schwer beschädigt in einem ohnseitigen spanischen Hafen ein und wurde dort völkerrechtswidrig beschlagnahmt. Nach deutschamtlicher Angabe gehen seit Februar jeden Monat durchschnittlich 3 solche Fahrzeuge zugrunde, während der monatliche Zuwachs ein Mehrfaches beträgt. Von 2 in Holland festgehaltenen deutschen Tauchschiffen wurde 1 durch ohnseitigen Schiedsspruch wieder freigegeben. Von unseren Feinden wurde schon längst ein beabsichtigter gemeinsamer allgemeiner Flottenangriff auf die deutschen Stützhäfen des Unterseekrieges angekündigt; bis Monatsschluß unterblieb er jedoch.

Für die nun erreichte deutsche Überlegenheit im Luftkriege wurden Ende Juli amtliche Zahlen angegeben, die jeden Zweifel ausschließen. Hiernach wurden seit Kriegsbeginn schon 2298 feindliche Flugzeuge abgeschossen oder vernichtet, während auf deutscher Seite 683 Flugzeuge verloren gingen. Durch die Erfahrung zeigt sich immer mehr, daß für Kriegsverwendung die Flugzeuge geeigneter sind als die Luftschiffe, die neben anderen Nachteilen viel zu sehr von dem Verhalten der Gasfüllung abhängig sind. Bereits werden Groß- und Riesenkampfflugzeuge gebaut, die vermutlich den Luftschiffen weit überlegen sein werden. Anscheinend drängt die Entwicklung des Flugwesens dahin, daß künftighin die Kriegsentscheidungen durch Luftkämpfe herbeigeführt werden; der Sieger in der Luft wird Herr über die Erde sein. Dem ‚Fisch‘ und dem ‚Vogel‘ gehört dann die Zukunft des Krieges. Wie verlautet, soll nun Amerika in seiner Kriegsrüstung riesenhafte Vorbereitungen für den Luftkrieg treffen. Für den Vierbund wird es daher gut sein, rechtzeitig ausgiebige Gegenmaßnahmen auszuführen. Glücklicherweise ist bei uns der Andrang der jungen Krieger zum reizvollen Fliegerdienst stärker als der derzeitige Bedarf. Von größeren Luftunternehmungen sind deutsche Bombenangriffe auf Harwich und London, sowie Paris und andere französische Plätze, dann die russischen Alands-Eilande und nordkurländische Stützorte, feindliche auf die westfälischen Großgewerbegebiete zu erwähnen. Laut englischer Zeitungsnachricht sei dort das Muster eines Riesenkampfflugzeuges fertig. Mit dem könne der Krieg bis ins Innere Deutschlands getragen werden. Eine Gewichtslast von mehreren Tonnen oder eine Besatzung bis zu 30 Mann vermöge es aufzunehmen. Auf wirksame deutsche Gegenmaßnahmen kann vertrauensvoll gerechnet werden.

Schon im Juni bestanden sichere Anzeichen, daß der Einkreisungsverband auf allen Kriegsschauplätzen einen neuen allgemeinen Angriff gegen den Vierbund vorbereite. Tatsächlich kam er im Juli zur Ausführung, aber nicht einheitlich und gleichzeitig, sondern auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen nach und nach. Im Westen wogten in der

ersten Hälfte des 36. Kriegsmonats zwar erbitterte örtliche Kämpfe hin und her, doch blieben sie für den Kriegsverlauf in der Hauptsache einflußlos. Am 11. Juli trieb jedoch ein Angriff des deutschen Marinekorps zwischen Küste und Lombartzyde die dort befindlichen britischen Truppen über die Yser auf deren westliches Ufer zurück, wodurch eine erhebliche Verbesserung der dortigen deutschen Stellungen erzielt und den Briten ein zu Ausfällen günstiger Brückenkopf entrissen wurde. Wenige Tage darauf begann die große Artillerieschlacht in Flandern zwischen den Flüssen Yser und Lys zur Vorbereitung des gemeinsamen britisch-französischen Angriffes. Da auch auf deutscher wie auf gegnerischer Seite Tausende von Geschützen aller Größen wirksamst ins Feuer gebracht wurden, entstand ein ungeheueres, noch nie dagewesenes Trommelfeuer, das 14 Tage währte. Die deutschen Geschoßwirkungen bekämpften erfolgreich die gegnerische Artillerie und verzögerten die Vorbereitungen zum Infanterieangriff ganz erheblich. Erst am 31. Juli bei Monatsschluß kam der Vorstoß in 25 Kilometer Breite zur gewaltigen Entwicklung. Mit Truppenmengen, wie sie in diesem Kriege noch niemals in dieser Größe eingesetzt wurden, griffen die Briten und Franzosen mit der Absicht an, die den U-Schiffen als Rückhalt dienende flandrische Küste zu gewinnen. Aber der prächtigen Gegenwirkung der deutschen Streitkräfte gelang es, den Schlachttag zu einem günstigen Abschluß zu bringen und den beabsichtigten Durchbruch zu verhindern. Den sich anschließenden weiteren Kämpfen kann mit größter Zuversicht entgegengesehen werden. Nachdem es den Feinden nicht gleich anfangs gelang, die Stellungen zu durchbrechen, werden sie es auch weiterhin nicht fertig bringen. Dank der deutschen standhaften Abwehr trat im Juli auf dem westlichen Kriegsschauplatze keine wesentliche Änderung der Lage ein; im Wesen blieb sie wie seit Oktober 1914 nahezu unverändert; die deutschen Heere behaupten die vor 3 Jahren eroberten belgischen und französischen Gebiete mit fester Hand. Aus Zeitungsberichten und aus den bei gefangenen und gefallenen Franzosen vorgefundenen Briefen geht hervor, daß in Frankreichs Volk und Heer große Mißstimmung herrscht, die schon zu Widersetzlichkeiten von Truppenteilen führte. Bis jetzt übte dies jedoch auf die Kampfkraft der französischen Streitmacht keinen lähmenden Einfluß aus; in den Schlachten zeigte sich, daß sie noch ungebrochen ist und nicht unterschätzt werden darf. Noch herrscht der französische Größenwahn, der im Bunde mit dem seit 1866 genährten Deutschenhasse einen Verständigungsfrieden immer noch weit von sich abweist, nachdem jetzt die amerikanische Hilfe in Aussicht steht. Mit Leidenschaft werden die Franzosen den Kampf fortsetzen, solange nicht ein großer deutscher Sieg im Westen sie zur Nachgiebigkeit zwingt. An solchem Kampfeifer sollten sich die schwächlichen deutschen „Friedensfreunde", die mit ihren innerpolitischen entmutigenden Umtrieben dem eigenen Heere in den Rücken fallen, ein stärkendes Muster nehmen. Ebenso wie die Franzosen lassen sich die Engländer durch die andauernden Unruhen in Irland und anderen britischen Gebieten an Verfolgung ihrer Kriegsziele nicht irremachen, wie auch die Aufstände in Portugal keinen fühlbaren Einfluß auf den Kriegsverlauf ausüben. Besser wäre es also für die Deutschen, Friedenshoffnungen vorerst noch zu unterdrücken und alle Kräfte für die noch ausständige Kriegsentscheidung zusammenzufassen.

Seit der 10. Isonzoschlacht, die für die Italiener als blutige Angriffsabweisung eine ehrenvolle Niederlage, für die österreichisch-ungarischen Streitkräfte durch die erfolgreichen Gegenangriffe ein ansehnlicher Abwehrsieg war, kam es auf dem s ü d w e s t l i c h e n Kriegs-

schauplatze zu keinen Entscheidungskämpfen mehr. Während des 36. Kriegsmonats fanden hier fast nur Vortruppen- und Geschützkämpfe statt. Vermutlich müssen die Welschen erst neue Kräfte und Kriegsstoffe sammeln. Lähmend wirken wahrscheinlich auch die in Italien auftretenden Umsturzströmungen, die sich im Heere ebenfalls bemerkbar machen, ferner die schlimme wirtschaftliche Lage des Landes und der die unteren und mittleren Volksschichten beeinflussende Hunger, endlich der außerordentlich große Erz- und Kohlenmangel. Dennoch seien gleichwohl, wie schweizerische Zeitungen berichten, ernstliche Vorbereitungen zu einem neuen italienischen Angriffe, der schon demnächst zu erwarten sei, in vollem Gange.

Auf dem Balkangebiete trat im Juli ebenfalls keine Änderung der Kriegslage ein. Während das Salonikiheer des Einkreisungsverbandes auf dem südlichen Kriegsschauplatz in Mazedonien unter dem Einfluß der Hitze und des besonders an den Küsten ungesunden Himmelsstriches unter zahlreichen Erkrankungen leidet, beschränkten sich dort die Vierbundheere auf die reine Abwehr, wohl zu haushälterischer Kräfteeinsparung für wichtigere Kriegsaufgaben. Sonst wäre es gewiß allgemeiner Wunsch innerhalb des Vierbundes, wenn nunmehr nach Wegfall der politischen Rücksichten, die bisher auf Griechenland genommen wurden, das Salonikiheer angegriffen und in das Meer gedrängt würde. Vermutlich wäre die Mehrheit des griechischen Volkes dankbar dafür, wenn es von seinen Bedrängern befreit würde, die ohnedies vorwiegend den handelspolitischen Zweck verfolgen, Österreich-Ungarn die nächste Verbindung mit dem Ägäischen Meer abzusperren und selbst festen Fuß auf dem Balkangebiet zu behalten.

Auf dem nördlichen Kriegsschauplatze in der Dobrudscha kamen nur einflußlose Plänkeleien und Fernfeuerkämpfe vor. In Griechenland findet erst die Kriegsaufstellung des Heeres statt. Bis zum Herbst hofft die neue griechische Regierung dem Einkreisungsverband ungefähr zehn Infanteriedivisionen zur Verfügung stellen zu können. Behufs Verwendung im Westen sollen zunächst die französischen Truppen des Salonikiheeres sowie die im Epirus befindlichen italienischen Streitkräfte abgelöst werden. Vorläufig mangelt es Griechenland jedoch noch an Geld, das die Westmächte und Amerika herleihen sollen. Seit Ende Juni sollen in Mazedonien bereits ausgedehnte Verschiebungen feindlicher Kräfte stattfinden, indem entkräftete französische Truppenverbände von dort über Italien nach Frankreich zurückgesandt werden, um nach einem Erholungsaufenthalt in Savoyen auf dem westlichen Kriegsschauplatz verwendet zu werden. Durch farbige, italienische und griechische Truppen würden sie in Griechenland abgelöst.

Im Osten spielten sich die wichtigsten militärischen Ereignisse des 36. Kriegsmonats ab, die vermutlich die dort allein mögliche Entscheidung des Völkerkampfes bereiten werden. Zunächst setzten die Russen in der ersten Julihälfte die am 30. Juni an der Strecke Zborow—Brzezany begonnenen mächtigen Angriffe fort, zwar mit ungeheuren Menschenopfern, doch mit ganz erheblichen Anfangserfolgen bei Konjuchy und Stanislau. Auf etwa 40 Kilometer Breite erstreckte sich die Schlacht. Noch am 3. Juli konnten die Russen die Einbruchsstelle bei Konjuchy etwas verbreitern, doch vom 4. Juli an kam der Angriff nicht mehr weiter und galt der Durchbruchsversuch schon als gescheitert. Immerhin waren die Kämpfe noch nicht zu Ende und schwächten die russischen Angreifer, deren Stärke auf rund 700 000 Mann geschätzt wurde, um etwa 250 000 Mann. Am 7. Juli bereiteten die Gegenmaßnahmen des Vierbundes den Russen eine äußerst blutige Niederlage bei Konjuchy und Lawry-

kowce, weiter nördlich bis zur Bahn Zloczow—Tarnopol. Dennoch gelang es den Russen am 9., 10. und 12. Juli nochmals Fortschritte zu machen bei Stanislau und bei Kalusz. Auf den mittleren und nördlichen Teilen des östlichen Kriegsschauplatzes bei Smorgon und Dünaburg, dann südlich an der ungarisch-rumänischen Grenze beim Susita- und Putnatal entspannen sich von Mitte Juli ab heftige Kämpfe, die in den letztgenannten Gebieten den Gegnern Vorteile brachten. Doch vom 17. Juli ab begann die entscheidende große Wendung durch das siegreiche Vorgehen der Vierbundstreitkräfte in Ostgalizien mit der Hauptrichtung Lemberg—Tarnopol. Damit wurde das russische Angriffsheer, dem es gelungen war, in die ostgalizischen Stellungen des Vierbundes eine starke Einbuchtung zu machen, an seinem vorgeschobenen rechten Flügel geschickt in der nördlichen rechten Flanke gefaßt. Nach geglücktem Durchbruch der russischen Stellungen gab es trotz heftigsten und zähesten Widerstandes kein Halten mehr; der erzwungene Rückzug der Russen artete teilweise in Schrecken und Flucht aus unter stärksten Verlusten an Menschen und Kriegsstoffen. Am Schlusse des Juli dauerte das erfolgreiche Vordringen des sieghaften Vierbundheeres noch an mit dem Ergebnis, daß in 14 Tagen fast ganz Galizien und die Bukowina von der Russenherrschaft befreit wurden. Vorläufig ist der Bewegungskrieg noch nicht abgeschlossen. Die Zukunft wird lehren, wie dieser große Sieg des Vierbundes im Osten auf die inneren Verhältnisse des russischen Reiches und auf den weiteren Verlauf des Weltkrieges wirken wird. Dessen Entscheidung ist damit vielversprechend angebahnt, aber noch nicht gefallen, denn der Erfolg muß erst ausgebaut und dauernd behauptet werden. Bei der weiten Ausdehnung Rußlands und dem ungeheuren Umfang des Völkerkampfes kann auf schnelle Wirkungen nicht gerechnet werden. Unserer geistreichen, geschickten Obersten Heeresleitung wie den vortrefflichen Truppenleistungen gegenüber mehrfacher feindlicher Überzahl müssen wir Bewunderung und Dank darbringen. Auf den übrigen Kampfgebieten des östlichen Kriegsschauplatzes blieben die russisch-rumänischen Entlastungsangriffe auf den entscheidenden Verlauf wirkungslos; der Raum fehlt hier, näher darauf einzugehen. — In Warschau kamen Ende Juli politische Wühlereien und Unruhen vor, die von der Unverlässigkeit der polnischen Bevölkerung erneut Beweise gaben und die von vielen Deutschen ohnehin als bedenklich angesehene Neubildung eines polnischen Staates erheblich verzögern werden. Im inneren Rußland herrscht immer noch Wirrwarr; die neue Umsturzregierung ist bis jetzt nicht in der Lage, Ordnung zu schaffen; fortwährend kommen neben Selbständigkeitsbestrebungen einzelner Volksstämme wie in Finnland, Ukraine usw. Unruhen und Kämpfe im Innern, besonders in Petersburg, vor.

Von den türkischen außereuropäischen Kriegsschauplätzen liegen nur knappe, lückenhafte Berichte vor, die kein erschöpfendes, klares Bild geben. Deshalb ist die Beurteilung der dortigen Lage sehr erschwert, obwohl der dortige Kriegsverlauf sehr wichtig für den Vierbund ist. Denn diesen vom Roten Meere, Persischen Golf und fernen Osten dauernd abzuschließen, ist, wie hier schon wiederholt dargelegt wurde, das weitgesteckte handelspolitische Kriegsziel Großbritanniens. Deshalb wäre ausführliche Berichterstattung hierüber ebenso nötig wie über die allerdings näher liegenden Kämpfe im Westen, Osten und Süden. Sämtliche türkischen Nachrichten zusammengefaßt, ergibt sich als gewiß, daß die schon im Juni bei Kermandschah in Persien geglückte Durchbrechung der russischen Stellungen zu einem Dauererfolg wurde, denn die kaum gewonnene Fühlung der Russen mit dem britischen Heere des Generals Maude blieb seit-

dem verloren. Am 5. und 6. Juli schlugen die Türken 25 Kilometer nordwestlich Serdescht an der türkisch-russischen Grenze russische Truppen unter General Viratow und zwangen diese zum Rückzug in das Innere Persiens. Dabei marschierten nach Meldung einer französischen Zeitung die Russen allein an einem Tage, 11. Juli, über Khanikin und Kasr-Schirin 50 Kilometer in der Tiefe und zogen sich laut französisch-holländischer Zeitungsmeldung vom 23. Juli auf Kermandschah in den persischen Bergen zurück, nachdem sie vorher, Mitte Juli, 60 Kilometer östlich der türkisch-persischen Grenze im Garranpaß östlich Suleimanin von den Türken auf Senne geworfen wurden. Hiernach hätten also unsere türkischen Bundesgenossen einen ansehnlichen Erfolg in Persien errungen. Auf den übrigen Kriegsschauplätzen wurde wenig gekämpft und blieb die Lage unverändert.

Von den überseeischen Kampfgebieten liegen wenig verlässige Nachrichten vor. Über Deutschostafrika sind wir auf gegnerische Mitteilungen angewiesen, die trotz aller Schönfärberei erkennen lassen, daß im Juli bei den wieder begonnenen Kriegszügen die deutschen Schutztruppen, obwohl sie schon drei Jahre von der Heimat abgeschnitten sind, immer noch wacker standhalten, denn sonst würden die feindlichen Zeitungen überschwengliche Siegesberichte veröffentlichen. Statt dessen verkünden sie angebliche Erfolge, die aber anscheinend nur über kleine vorgeschobene Abteilungen errungen wurden. Während des 36. Kriegsmonats drang ein Teil der Schutztruppen angriffsweise in das portugiesische Gebiet Angola, wo die Eingeborenen laut amtlicher Meldung des Gouverneurs im Aufruhr gegen ihre Regierung standen, also sich wohl mit den Deutschen verbündeten. Nach britischer Mitteilung kam es in Ostafrika am 19. Juli bei Narongomba, etwa 50 Kilometer südwestlich Kilwa, zu einem erbitterten Kampfe. Bei dem britischen Angriff gegen die deutsche Hauptstellung leisteten die Deutschen hartnäckigen Widerstand und führten zahlreiche Gegenangriffe aus. Die beiderseitigen Verluste seien beträchtlich. In der Nacht zum 20. Juli hätten sich die Deutschen südwestlich auf Liwale zurückgezogen.

In China wurde bei einem Umwälzungsversuch am 2. Juli die Wiederherstellung des Kaisertums in verfassungsmäßiger Gestalt verkündet, doch nach kurzem Bürgerkrieg schon am 11. Juli neuerdings der Freistaat voll eingerichtet, dessen Lenker, unter angelsächsischem Einfluß stehend, den Kriegszustand mit dem Vierbund erklären werden. Solches tat bereits Siam am 22. Juli, zwingendem britischem Druck nachgebend. Starke Kriegsrüstungen werden aus Japan gemeldet, dessen Landheer bereits 2½ Millionen Streiter zählen soll. Möglich wäre zwar, daß ein großer Teil dieser Truppen auf der sibirischen Bahn nach Rußland auf den östlichen Kriegsschauplatz geschickt würde. Viel wahrscheinlicher ist jedoch, daß die japanischen Streitkräfte bereitgehalten werden, um bei dem bevorstehenden Zerfall Rußlands und Chinas einen möglichst großen Beuteanteil zu gewinnen und sich für den nächsten Weltkrieg um die Herrschaft über das Stille Meer vorzubereiten. Schon vor zwei Monaten, als die Gärung in Rußland sich zuspitzte, fingen die Japaner an, große Truppenmengen nach Wladiwostok und der Mandschurei zu senden.

Im Kriege mit Amerika ist noch alles in der Entwicklung. Bisher sollen etwa 10 000 Mann amerikanischer Truppen auf französischem Boden in Brest eingetroffen sein. Ferner soll ein erstes Heer von 625 000 Mann in Amerika aufgestellt werden, wofür 40 000 junge Leute jetzt zu Offizieren ausgebildet werden, um zunächst Stämme für das Heer zu gewinnen. An Flugzeugen würden 22 625 Stück bereit-

gestellt. Für die nach Europa zu sendende Artillerie nahm die amerikanische Regierung die Hauptmuster der französischen Geschütze, nämlich die 75-mm-Feldkanone und die 155-mm-Schnellfeuerhaubitze. Den bereits gelandeten amerikanischen Truppen wurden von Frankreich schon solche Geschütze, sowie Grabenartillerie geliefert. — Im Freistaat Ekuador brach angeblich wegen der Deutschfreundlichkeit der herrschenden Partei ein Aufstand aus. — Endlich ist bemerkenswert, daß Amerika durch Abschneiden der Zufuhren die noch ohnseitigen Staaten Europas zwingen will, am Kriege gegen den Vierbund teilzunehmen.

Durch Fortsetzung des schon im Juni aufgetretenen heftigen Parteigezänkes entstand im inneren Kriegsleben des Deutschen Reiches eine politische Wendung, die sich durch den am 14. Juli vorgenommenen Reichskanzlerwechsel nur vorläufig, aber noch nicht endgültig löste.

Wenn die Streitmacht des Deutschen Reiches in diesem Weltkriege gegen eine vielfache Überzahl so außerordentliche Leistungen vollbringen konnte, so verdankt sie das vor allem ihrer einheitlichen Leitung im Frieden und im Kriege durch den ‚Obersten Kriegsherrn'. So schließt sie denn in treuem Zusammenwirken mit den tapferen Bundesgenossen zu Land und zur See glänzend das dritte Kriegsjahr mit erfolgreicher Abwehr im Westen und Süden und großen Siegen im Osten.

Abgeschlossen 1. August 1917.

Generalmajor Friedrich Otto. (m)

Hermann Cardauns, der am 8. August seinen siebzigsten Geburtstag beging, gehört zu den bevorzugten Menschen, die, nach einem Leben voll heißer Arbeit, im Alter sozusagen noch eine Nachblüte geistigen Schaffens erleben dürfen. Dreißig Jahre im Dienst der Tagespresse tätig sein, zumal in so erregten Zeiten wie dem ‚Kulturkampf', nachdem man zuvor lange als Dozent um eine Existenz als akademischer Lehrer gerungen hatte, und in den spärlichen Mußestunden, die die Arbeit am Redaktionstisch, in Vereinen und Versammlungen übrig läßt, noch ein schriftstellerisches, zum Teil gelehrt fundiertes Werk leisten, das gut ein und ein halbes Dutzend Schriften umfaßt, bei alledem die Frische und den Humor bewahren, um der Welt munter erzählte Erinnerungen ‚Aus dem Leben eines deutschen Redakteurs' (1912) zu schenken, dann in so politisch bewegten Jahren wie denen kurz vor dem Kriege von der Kommandobrücke heruntertreten, um gleichsam ein neues Leben gelehrter Arbeit zu beginnen, wahrlich das heißt ein Leben tüchtig ausfüllen, der Jugend ein Beispiel, dem mittleren Alter ein Ansporn, dem katholischen Volk lieb und schätzbar werden.

Mit dem wohlverdienten otium cum dignitate kam für Dr. Hermann Cardauns der langersehnte Zeitpunkt, um eine Reihe ihm lieber Arbeiten teils neu in Angriff zu nehmen, teils fortzuführen. Zunächst wird eine kritische Ausgabe aller damals verfügbaren Briefe der Annette von Droste-Hülshoff veranstaltet und damit die seitdem reich erblühte literarische Beschäftigung mit der westfälischen Dichterin neu belebt. Sodann werden die, längst bevor in den literar-historischen Seminaren die Romantiker Mode waren, begonnenen Brentanostudien fortgesetzt. Wie früher den Märchen, so gelten sie jetzt den inneren und äußeren Wandlungen des Dichters in seinen Erlebnissen mit der Dülmener Stigmatisierten Katharina Emrich und mit Luise Hensel. Im Gegensatz zu früheren Beurteilern, läßt Cardauns einer wissenschaftlich nüchternen, um nicht zu sagen ernüchternden Betrachtung ihr Recht werden. Während Brentano unter den von Cardauns (z. T. auch im Hochland) veröffentlichten Briefen und

Versen menschlich nicht immer gewinnt, tritt der reine und beständige Charakter von Luise Hensel dabei um so liebenswürdiger hervor. Eine nicht immer ebenso glückliche Hand wie in literar-historischen Arbeiten hatte Cardauns bei der Kritik zeitgenössischer, dichterischer Erscheinungen und in literaturpolitischer Hinsicht. Er war von Hause eben Historiker, nicht Philosoph und Kunstverständiger, und es bleibt, da ihm unverkennbar eine künstlerische Art geschichtlicher Erzählung eignet, zu beklagen, daß ihm nie Muße gewährt war zu einer weitausgreifenden geschichtlichen Darstellung. Außer den frühen Arbeiten über den Papst Alexander III., Konrad von Hofftaden, Maria Stuart und Friedrich von Spee, schrieb er nur eine Geschichte der Görresgesellschaft, die Jubiläumsschrift ‚Fünfzig Jahre Kölnische Volkszeitung' und eine Geschichte der kathol. Korporationen. Während des Kriegs ließ er unter dem Titel ‚Die Franzosen in Coblenz' (1794—1797), die gerade jetzt recht lesenswerten Aufzeichnungen des Coblenzer Professors Minola drucken (Görres-Druckerei, Coblenz).

Neben alledem schätzen die Hochlandleser mit uns in Hermann Cardauns den Verfasser einer Anzahl tüchtiger und jeweils frohbegrüßter Beiträge zu dieser Monatsschrift und vereinigen sich daher gern mit uns, dem verehrten Jubilar die besten Wünsche auch für sein fernes Wirken darzubringen. ••

Philosophie

Franz Brentano's Neuaristotelismus, des unlängst verstorbenen geistvollen österreichischen Philosophen und Psychologen, gehört, das stellt sich in den letzten Jahren immer unverkennbarer heraus, zu den am Kräftigsten und Nachhaltigsten schulbildenden Erscheinungen in der deutschen Philosophie des 19. Jahrhunderts. Ausgehend gleich seinem Studienfreund Georg v. Hertling von Adolf Trendelenburg, dem Erneuerer der ‚organischen Weltanschauung', dem auch die erste seiner zahlreichen Aristotelesschriften (‚Von der mannigfachen Bedeutung des Seienden') gewidmet war, hat Brentano auch nach seinem frühen Austritt aus Kirche und Priesteramt nicht nur bis zuletzt Trendelenburgs theistische Interpretation der aristotelischen Grundgedanken mit Entschiedenheit aufrecht erhalten (noch 1911 in der gegen Zellers pantheistische Deutung sich wendenden Schrift über ‚Aristoteles' Lehre vom Ursprung der menschlichen Seele'), sondern auch in seinem eigenen metaphysischen Denken wie in den Grundbegriffen seiner Psychologie an Aristoteles und dessen scholastische Interpreten, vor allem an den hl. Thomas von Aquin, vielfach ausdrücklich angeknüpft, in seiner Logik allerdings eine tiefgreifende Umbildung gerade der scheinbar unerschütterlichsten Schultraditionen unternommen.

Es ist noch nicht an der Zeit, Brentanos eigene Philosophie und gerade den Neubau seiner Logik systematisch zu würdigen, solange die meisten seiner bis zur Druckfertigkeit ausgearbeiteten Wiener Vorlesungen (außer der Logik namentlich die an Stelle der unvollendeten ‚Psychologie vom empirischen Standpunkt' zu setzende ‚Deskriptive Psychologie', die Metaphysik, Ethik und Ästhetik) noch nicht die angekündigte Veröffentlichung erfahren haben. Bis dahin soll auch an dieser Stelle Näheres aufgespart bleiben. Aber schon heute darf man sich fragen, — angesichts der doch nicht nur aus seiner faszinierenden, in dem gereimten Rätselbuch ‚Änigmatias' jeden Scharfsinn fesselnden Lehrerpersönlichkeit erklärbaren stattlichen Schülerreihe (von Meinong, Marty und Stumpf bis in den jüngsten Husserlkreis), — auf welche sachlichen Hauptgesichtspunkte Brentanos geistige Anziehungskraft sich gegründet hat und inwieweit darin gerade die unerschöpfliche Lebens-

kraft aristotelisch-scholastischer Grundideen zum Durchbruch kommt, eines Ideenkreises, der dem Denken Brentanos wie seines Schicksalsgenossen und geistigen Vorgängers Bolzano doch gleichsam den in ihrem Leben verleugneten Character indelibilis katholischen Priestertums unauslöschlich aufgeprägt zeigt.

Brentanos Denken erweist sich als überall auf die eigentlichen philosophischen Grund- und Wesensfragen gerichtet und bleibt immer seltener an empiristischen Einzelheiten oder an nur zeitlich beliebten Lehrmeinungen haften. Gerade das historische Zurückverfolgen der Probleme bis zu Aristoteles trägt bei ihm viel zu ihrer selbständigen und sachlichen Fassung bei.

Am charakteristischen tritt dies in seiner Psychologie zutage, die er in scharfer Auseinandersetzung namentlich mit den neueren Vertretern der englischen Assoziationspsychologie, mit Bain und J. St. Mill, zu immer entschiedenerer Überwindung der empiristischen Schranken fortgebildet hat. Den gemeinsamen Charakter alles Psychischen findet er, damit Einsicht und Bezeichnungsweise der Scholastik ausdrücklich aufnehmend, gegeben ,in einer intentionalen Beziehung zu etwas, was vielleicht nicht wirklich, aber doch innerlich gegenständlich gegeben ist: Kein Hören ohne Gehörtes, kein Glauben ohne Geglaubtes, kein Hoffen ohne Gehofftes, kein Streben ohne Erstrebtes, keine Freude ohne etwas, woran man sich freut, und so im übrigen'. Mit dieser Wesensabgrenzung des Seelischen, so selbstverständlich sie, einmal gegeben, klingen mag, ist doch aus der Psychologie selbst heraus bereits eine Grundlage gefestigt für die erst viel später allgemeiner hervorgetretenen Bestrebungen zur Überwindung des Psychologismus und des Subjektivismus überhaupt. Eine zweite wichtige Etappe auf diesem Weg beschreitet Brentano mit seiner Einteilung der psychischen Grundklassen in Vorstellungen, Urteile und Gemütsbewegungen, welch letztere Klasse er auch als die ,Phänomene des Interesses und der Liebe' bezeichnet. Folgenschwer ist hieran vor allem die Wesensunterscheidung der Urteile von jeglicher Art Vorstellungsverbindungen — woraus er übrigens ohne weiteres die Wesensunterscheidung menschlichen und tierischen Seelenlebens gewinnt —, und nicht minder wichtig ist die Art, wie Brentano die dritte Klasse der voluntarischen Phänomene umgrenzt und ihr die sog. ,Gefühle' ein- und unterordnet, die man seit Kant fast allgemein zu einer selbständigen Grunderscheinung überhöht hatte. Auch hiermit wird gerade auf Grund psychologischer Wesensbestimmung ein Schritt vorwärts getan zur Überwindung des spezifisch Kantschen Subjektivismus, dem Brentano auch in seiner Ethik (vgl. die Schrift ,Vom Ursprung sittlicher Erkenntnis') entschieden entgegentritt; den kategorischen Imperativ als ,nur eine Fiktion und schlechthin unhaltbar' verwerfend und mit Aristoteles die Frage nach dem höchsten Gut als ,eigentlichste und hauptsächlichste Frage der Ethik' wieder in ihr Recht setzend.

Von der Psychologie aus gewinnt Brentano auch, soweit wenigstens die bisherigen Veröffentlichungen Einblick erlauben, die tragfähigsten Fundamente seiner Metaphysik. Das schöpferische Prinzip ,der ,νοῦς ποιητικός', den er in jeder denkenden Seele als wirksam erkennt, weist seinem Neuaristotelismus auch den sichersten Weg zum allschöpferischen Ursprung jeder Menschenseele überhaupt, zum frühest schon von ihm betonten ,schöpferischen Wirken des aristotelischen Gottes'. Und in seiner reifsten Spätdarstellung der aristotelischen Lehre hebt er noch eigens hervor ,die vielfache Annäherung, ja Übereinstimmung der aristotelischen Weisheitslehre mit der unseres großen Leibniz' und die Notwendigkeit einer konsequenten Weiterbildung des aristotelischen Gottesbegriffs ,zu einer ausdrücklicheren Theodizee'. In seinen tiefsten Denkmotiven wußte sich also Bren-

tano allezeit noch verkettet mit der großen Gesamtentwicklung der ‚Philosophia perennis‘ und gerade in seinem von den üblichen philosophiegeschichtlichen Gewohnheitswertungen recht erheblich abweichenden Gesamtüberblick über ‚Die vier Phasen der Philosophie und ihren gegenwärtigen Stand‘ schließt er mit dem nachdrücklichen Bekenntnis: ‚Von Aristoteles ist noch heute gar manches am besten zu lernen.‘

‚Den feineren Formen des Skeptizismus, die er bei seinem geliebten Pascal als ein Anzeichen geistiger Verfallszeiten erkennen mußte, ist bei alledem Brentano auch selbst nicht entgangen. Aber vielleicht hat gerade diese Beimischung nicht unwesentlich dazu beigetragen, ihn jenen vielen Schülern gewinnend zu machen, denen er noch so viele Wege offen ließ und darunter auch diejenigen zu stärkeren Positionen.

Eine gewisse Ehrfurcht vor dem ‚hohen ethischen Sinn der katholischen Kirche‘ hat sich Brentano, darin mit dem unlängst verstorbenen Karl Jentsch vergleichbar, trotz seines persönlichen Abfalls allezeit bewahrt und noch kurz vor seinem Tod wenigstens in appellativer Form bekannt, welch einzige und höchste sittliche Autorität in allen jetzigen Wirrnissen europäischen Geistes unerschüttert bleibt: Von dem Papsttum allein erhoffte und erbat er den wirksamen Ruf an Europa zur Selbstbesinnung. Gar manche unter Brentanos Jüngern mögen es wohl noch erkennen, und einzelne haben es bereits erkannt, daß man gerade im ethischreligiösen Gebiet bei halben Bekenntnissen und Ehrfurchtsbezeigungen nicht stehen bleiben kann.

Und so wird in die Neublüte katholischen Geisteslebens, die uns gerade in Deutschland der ersehnte Friede bringen muß und bringen wird, auch durch Brentanos Vermittlung manches Erbgut besserer Vergangenheit zu neuem Fruchtertrag hinübergerettet worden sein.

Univ.-Prof. Dr. Max Ettlinger.

Wladimir Solovjeff nimmt unter den Philosophen, die Rußland aufzuweisen hat, einen hervorragenden Rang ein. Er wurde am 16. Jan. 1853 als Mitglied der orthodoxen Kirche geboren und starb in Petersburg i. J. 1900 als römisch-katholischer Christ. Ausgewählte Werke haben in deutscher Bearbeitung bei Diederichs in Jena zu erscheinen begonnen. Bis jetzt liegen zwei Bände* und ein kleiner Sonderdruck** vor, aus denen sich dieses Denkers Ideen über Rußlands Verhältnis zu Europa wenn auch nicht vollständig, so doch in ihren Hauptzügen schöpfen lassen. In einem skizzenhaften Aufriß sind diese Ideen etwa folgende:

Wie jeder einzelne Mensch, so hat auch das Volk die Aufgabe, innerhalb der Menschheit auf den Grundlagen des Christentums zu leben. Die Fürsorge um die nationale Entwicklung ist berechtigt, gut und für das Fortschreiten des Volkes ersprießlich. Der Nationalismus ist dann verwerflich, wenn er zum Schaden anderer Völker in reinen Egoismus ausartet. Die Interessen des einzelnen Volkes sollen untergeordnet sein den dem Range nach höherstehenden Menschheitsinteressen. Wie der einzelne Mensch, so ist auch ein Volk verpflichtet, Moral und Opfer anderen Völkern gegenüber zu betätigen. Die nationalen Interessen haben nur dann Berechtigung, sind auf die Dauer nur dann als reale Interessen für das betreffende Volk anzusehen, wenn sie den Menschheitsinteressen nicht zuwiderlaufen, sondern sich ihnen unterordnen, sich vom Egoismus frei machen und damit den christlichen Gedanken verwirklichen: es ist die Aufgabe der christlichen Religion,

---

* Die Rechtfertigung des Guten. Eine Moralphilosophie, 1916 (522 S.) br. 12.—. Die geistigen Grundlagen des Lebens (Das Geheimnis des Fortschrittes.) Sonntags- und Osterbriefe. Drei Gespräche. (368 S.) br. 7.—.

** Rußland und Europa, 76 Seiten. 1.50 Mk. (1917).

die ganze Welt zu vereinigen als einen lebendigen Körper, als vollkommenen Organismus des Gottmenschentums.

Die Politik soll das Prinzip der christlichen Pflicht im Dienste einer höheren Wirklichkeit in sich aufnehmen. Die große russische Partei soll daher die wahren Bedürfnisse, die dem Charakter des russischen Volkes entsprechen, verwirklichen. Das tiefste, wesentlichste und einzig zeitgemäße Bedürfnis des russischen Volkes ist das geistige, das religiöse. Wie es eine Zeit gab, in welcher der russische Staat das erste Bedürfnis hatte, sich als Staat zu bilden und zu organisieren, damals, als er sich seine Dynastie von außen berief, wie es dann eine Zeit gab, wo der russische Staat durch die Reformen Peters des Großen seinen Anschluß an die westliche Kultur suchte. ebenso sei jetzt die Zeit für Rußland gekommen, an den Ausbau seiner geistigen Kräfte zu gehn, seine geistigen und religiösen Bedürfnisse zu pflegen.

Rußland berief die Warjäger als Herrscher und nahm Lehrer auf aus Deutschland und Holland. Jetzt ist es Zeit, daß Rußland mit dem geistigen Prinzip des Westens in Verbindung trete, in erster Reihe mit der katholischen Kirche. Da muß volle Freiheit der Meinung und des Wortes gelten. Beide Kirchen, die orthodoxe und die katholische, müssen vereinigt werden. Die Einheit, welche durch die Kirchenspaltung gestört wurde, kann und soll wieder hergestellt werden. Diese Vereinigung ist nur dann möglich, wenn beide Kirchen ihre Eigenart nicht aufzugeben brauchen. Es soll möglich sein, als Bekenner der orthodoxen Lehre katholisch zu sein, oder als Katholik auch griechisch-orthodox zu sein.

Der Kampf des Ostens gegen den Westen, der Zwiespalt zwischen Rußland und den Westmächten, zu denen auch die Westslawen wie die Polen gehören, ist zurückzuführen auf einen alten Streit zwischen Rom und Byzanz, zwischen dem byzantinischen Kaiser und dem Papst; der Ausgleich kann wieder durch die Aussöhnung dieser beiden geistigen Prinzipien erfolgen. Die Einteilung der Menschen in Stämme und Nationen, die durch den Einfluß der großen Weltreligionen in gewisser Weise weniger scharf hervorgetreten ist, und durch umfassendere und beweglichere Gruppenbildungen ersetzt wurde, hat mit erneuter Kraft in Europa ihre Auferstehung erlebt und begonnen, sich vom Anfange des 19. Jahrhunderts an als bewußte und systematische Idee geltend zu machen. Vor allen anderen hat sich hiebei der Philosoph Fichte ausgezeichnet, der in seiner ‚Wissenschaftslehre‘ zuerst einen nackten Egoismus des sich erkennenden Ichs begründete, um dann in seinen ‚Reden an die deutsche Nation‘ auf das Gebiet eines wohl erweiterten, aber doch willkürlichen und abstoßenden nationalen Egoismus überzugehn. Nach den Kriegen Napoleon I. wurde das Nationalitätenprinzip zur herrschenden Idee Europas. Diese Idee verdient gewiß Achtung, wenn in ihrem Namen schwache und unterdrückte Völkerschaften beschützt und befreit werden sollen, denn in diesem Falle stimmt das nationale Prinzip mit der Idee wahrer Gerechtigkeit überein. Jedes Volk hat nämlich das Recht zu leben und seine Kräfte frei zu entwickeln, wenn es dabei die gleichen Rechte der anderen Völker nicht verletzt. Diese Forderung eines gleichen Rechtes für alle Völker bringt in das politische Leben eine höhere moralische Idee, der sich die Gefühle nationaler Eigenliebe unterzuordnen haben. Vom Gesichtspunkte dieser höheren Idee aus sind alle Völker solidarisch untereinander, und nach Maßgabe dieser Solidarität ist das Wort Menschheit nicht mehr nur ein leerer Begriff. Anderseits jedoch war diese Erregung nationalen Selbstgefühles bei jedem Volke und besonders bei den größten und stärksten Völkern der Entwicklung eines nationalen Egoismus oder Nationalismus sehr günstig. Dieser

aber hat mit dem Begriffe der Gerechtigkeit gar nichts mehr zu tun und bringt sich in einer anderen Formel zum Ausdruck: Mein Volk ist das beste unter allen Völkern, und darum ist es seine Bestimmung, sich die anderen Völker auf die eine oder andere Weise zu unterwerfen oder auf alle Fälle unter ihnen den ersten Platz einzunehmen.

Durch einen solchen Satz wird jede Vergewaltigung, Unterdrückung, werden endlose Kriege und alles Böse und Finstere in der Weltgeschichte heiliggesprochen. Schon seit dem Turmbau von Babel bilden die Ideen nationaler Absonderung die Grundlage des Denkens und Lebens aller Völker. Das Bewußtsein der europäischen Völker erhob sich dank dem Einfluß des Christentums entschieden über dieses vorzugsweise heidnische Prinzip, und die Idee der geeinten Menschheit hat nie aufgehört, unter den christlichen Nationen zu existieren.

Schon Cicero und Seneca haben unter den Heiden die Einheit der menschlichen Gesellschaft vertreten. Cicero behauptet, die Natur befehle, daß der Mensch dem Menschen helfe nur aus dem Grunde, weil er Mensch ist. Wir alle, schreibt Seneca, sind Glieder eines ungeheueren großen Leibes. Homo res sacra homini. Dieses Prinzip verlangte Seneca für die Fremdlinge wie auch für die Sklaven. Man kann sich der Größe, Richtigkeit und Konsequenz dieser Gedanken Solovjeffs nicht entziehen. Bloß bei seinem Urteil über die Grundsätze der Griechen und Römer über das Verhältnis der Menschen untereinander übersieht Solovjeff, daß Socrates, Plato und die übrigen Denker der antiken Welt das gleiche Recht für alle Menschen verwarfen. Wer sich darüber unterrichten will, findet zahllose Belege in Döllingers Werk: Heidentum und Judentum, das im Jahre 1857 in Regensburg erschien.* R. Vrba.

* Wir werden auf Solovjeff noch ausführlich hier zu sprechen kommen, nachdem wir bereits im achten Jahrgang 2. Bd. (S. 641) unsere Leser in einzelne Gedankengänge dieses bedeutenden Russen eingeführt haben. D. R.

Literatur

Stefan Georges Kriegsdichtung.

Strenge, aristokratische Ästhetengebärde — das war Stefan Georges Gepräge in seinen dichterischen Hauptwerken und in den Kundgebungen seiner Vorreden. Gegenüber der geräuschvollen Aktualität der naturalistischen Kunst, die sich in Schmutz und Gestank der Gassen und in das Getriebe des politischen Marktes drängte, suchte seine Dichtung die weihevolle Stille abgelegener Lorbeerhaine, abgetönter Schwingungen, abgezirkelter Gesten. Es lebte in seinen Versen ein neuer reiner Sinn für Maß und Klang, eine lebensferne Treibhausfreude an den Gebilden des künstlerischen Erlebens, die in einer krampfhaft vom Schaffen des Tages entrückten Atmosphäre Feste der Selbstberauschung feierten. Stefan George war der Hohepriester des reinen Ästhetizismus. Er hat als solcher das bleibende Verdienst, in einem tendenziöser Gesinnungsdichtung hingegebenen Geschlechte wieder den Sinn für strenge Form und Rhythmik wachgerufen zu haben. Aber indem sein eingeborenes Künstlertum gegen die Mißachtung und Zertrümmerung der Form sich zur Wehr setzte, wurde ihm diese Form, die doch immer nur Mittel für den geistig-menschheitlichen Gehalt des Kunstwerks sein darf, zum Selbstzweck. Zumal dieser Formalismus durch die propagandistische Nachdrücklichkeit seiner Pose ein blasses Geschlecht von Anhängern gewann, welche nur äußere Form bildeten, aber in ihr keine lebendigen Inhalte zu sagen hatten, wurden George und sein Kreis zu einer Gefahr für unsere Dichtung, ja mehr noch zu einem verführerischen Irrweg für die Lebensanschauung und Lebensführung der jüngeren Generation.

Da trat in Georges Schaffen eine Wendung ein, die, schon im ‚Siebenten

Ring' vorgedeutet, in dem kurz vor Ausbruch des Krieges erschienenen Gedichtwerk ‚Der Stern des Bundes' deutlich in die Erscheinung trat. Die neue Sehnsucht nach Religiosität hatte auch den tagesfernen Ästheten ergriffen, und der kaum von ihr Angerührte wird zu ihrem Prediger: die Lyrik der früheren Bände ist durch die didaktischen Verse dieses Buches weitergeführt und überwunden. Aber die Geste ist geblieben: der ein Meister war im stillen Flötenspiel des Dichterhaines, der will auch ein Meister sein im strengen Priestertume der neuen Mysterien. Es ist viel von echter Schau und starkem bleibendem Wort in diesem wertvollsten Buche Georges, aber die Prophetie bleibt leer — sie gibt nur Gebärde des Priestertums, keine priesterlichen Inhalte. Man hat, wenn man dieses Versbuch Georges liest, das Gefühl, als schreite man unaufhörlich durch strenge hierarchische Tempelhallen; aber diese Hallen führen nie zum Tabernakel, das die dunkle Sehnsucht des Gottsuchers in Seligkeit erlöst.

Nun hat Stefan George nach dreijährigem Schweigen eine neue Dichtung ‚Der Krieg' auf den Markt geworfen. Sechs Seiten, bei Otto Holten gedruckt, bei Georg Bondi verlegt, zum Buchhändlerpreis von einer Mark zwanzig Pfennige. Begierig greift man nach dem mit so prätentiösem Nachdruck der Öffentlichkeit dargebotenen Schriftchen des Dichters, der sich als Prophet und Priester der neuen Zeit gebärdet hat. Man beginnt zu lesen in der Erwartung erschütternder Visionen und zukunftsweisender Prophetenworte und man beendet die Lektüre mit dem Gefühl, daß man einen in gut skandierte Verse gezwungenen Leitartikel durchgearbeitet hat, aus dem nur als seltene beglückende Oasen sich die zwingende Prägung einiger lebendig geschauter Bilder heraushebt. Bedenkt man, wie sehr George mit der Eitelkeit des kleinen Menschen sein eigenes Ich in diesen dem großen Erdenschicksal gewidmeten Zeilen in den Vordergrund drängt, vergegenwärtigt man sich, daß er in einem Danteschen Motto dem Leser ‚lebendige Zehrung' verheißt, so steht man um so beschämter vor der Magerkeit des so großspurig angekündigten Inhalts und dem Nachlassen der Georgeschen Gestaltungskraft. Was diese Dichtung in ihrem betrachtenden Teil darlegt, ist nicht Offenbarung eines neue Ahnungen aufhellenden Sehers, sondern längst Gemeingut der geistigen Menschen des heutigen Europa. Nicht frevelhafte Schuld des einen oder des anderen Staates hat diesen Krieg erzeugt — aus dem ungesunden Zustande Europas ist er geboren worden. ‚Erkrankte Welten fiebern sich zu Ende.' So wird auch der Friede nicht den Sieg der einen Nation über die andere bedeuten, sondern den Untergang der alten morschen Kultur, die von einer neuen, heiligeren überwunden werden muß. ‚Zu jubeln ziemt nicht: kein Triumph wird sein, nur viele Untergänge ohne Würde.' Nur volle Umkehr kann aus diesem Zusammenbruch helfen. Schau und innerer Sinn, die heute verschüttet, müssen aus Urgründen der Menschenseele wieder wach werden.

So sympathisch diese Gedanken als eine berechtigte Kritik der Zeit, sie sind weder eine neue Kunde, noch sind sie aus der Form der Reflektion in die Gestaltung der Kunst gesteigert. Um so dürftiger ist nun gar erst der in die Zukunft weisende Teil. Zuerst ein paar schöne Worte der Hoffnung, daß in Deutschland noch nicht alle tiefere Seelenkraft untilgbar ausgelöscht sei, daß dem Lande ‚viel Verheißung noch innewohnt'. Neue Götter wird die Jugend aufrufen. Aber, so kündet George, nicht von dem Gekreuzigten wird diesmal das Heil kommen. Sein Folgertum schafft nur ‚die Blässe blasser Seelen'. Nicht vom Osten wird der Gegenwart das Licht kommen, auf Apollos und Baldurs

heimlichem Bunde wird die neue Zukunft ruhen. Diese rein intellektualistische Ablehnung des Christentums und die ebenso intellektualistische Behauptung der Wiedergeburt des Heidentums — das ist die ganze Prophetie, welche Stefan George in diesem anmaßenden Gedichte zu geben hat. Ein ungeheurer Aufwand von Prophetengeste und eine völlige Unfruchtbarkeit zu prophetischem Ton. So fühlt man an dieser mißlungenen Dichtung deutlich, wie der neue Ton Stefan Georges nicht aus Fülle wuchs, sondern aus Armut, aus Sehnsucht, aber nicht aus Sendung. Der Klang wahrer Prophetie wird ein andrer sein: sie wird die Schauer des Grauens haben und die weite Sicht der großen Visionen: in ihr wird nicht das kleine Ich des Sprechers sich brüsten, sondern es wird untertauchen als demütiges Gefäß, das übervoll ist des heiligen Geistes und so die Kraft gewinnt, sich selbst aufopfernd, als Gerichtsposaune der Weltenwende über die Länder zu dröhnen.

Max Fischer.

Kunst

Arnold Dahlke, der Bildhauer, von dem dieses Heft Ansichten zweier seiner tüchtigen Werke bringt, ist erst verhältnismäßig spät zu seiner Kunst gekommen. Im rheinischen Industriegebiet aufgewachsen, mitten unter den gewaltigen Eindrücken deutscher schwerindustrieller Arbeit, wurde der Wunsch in ihm stark, in die Geheimnisse technischer Ordnung und Zweckmäßigkeit einzudringen. Einige Semester Technischer Hochschule und praktischer Arbeit ließen ihn jedoch erkennen, daß es ihm mehr um die Beseelung der Materie zu tun war wie um ihre Mechanisierung. Das tiefe Bedürfnis nach Erkenntnis und Schaffen drängte gebieterisch empor und ließ ihn, nach bestandener Technikerprüfung, die Kunstschule beziehen. Zwar machte er, auf Wunsch der Eltern, das Zeichenlehrerexamen und übte auch an einem westfälischen Gymnasium eine Zeitlang die Lehrtätigkeit aus, bis der künstlerische Gestaltungstrieb ihn drängte, sich freizumachen. Zunächst mit dem Pinsel und der Radiernadel sich versuchend, kam ihm in der Werkstatt des trefflichen Bildhauers Paul Peterich in Florenz die Erkenntnis seiner wahren Berufung: als er zum erstenmal Meißel und Hammer am Stein erprobte, wurde ihm überzeugend deutlich, daß er fortan versuchen würde, das Geheimnis der bildhauerischen Form auf seine Weise zu lösen. Er ist nicht eigentlich Peterichs Schüler geworden, oder doch nur so, daß der Meister ihm die Hand löste und das Auge sehen lehrte, indessen die Formgebung beider schon früh bedeutsam voneinander abwich. Es darf hier auf die gänzlich anders geartete Praxis im üblichen Verkehr zwischen Meister und Schüler hingewiesen werden. Im Kunstschulbetrieb wie in freier Lehrtätigkeit überträgt heute der Meister, oder was sich dafür hält, die ihm eigentümliche Art oder Manier Kunst zu machen auf den Lernenden, mit dem Erfolg, daß alsbald ein Dutzend von jungen Leuten die Kunst ihres Lehrers im matteren Abklatsch auf die Ausstellungen bringt, welches Spiel sich wiederholt, so oft es den Lehrer wechselt. Was zu lernen ist, dürfte indessen nicht die Eigenart oder die Manier sein, die immer das Ergebnis einer besonderen und ganz persönlichen Entwicklung ist, sondern das Handwerkliche, das, womit man den Stoff meistern kann. Mit dieser Fähigkeit soll dann der junge Künstler das schaffen, wozu seine Persönlichkeit ihn drängt, wobei allerdings einschränkend zugegeben sein soll, daß es eben gewöhnlich an dieser Persönlichkeit mangelt.

Dahlke nun lernte bei Peterich Auge, Hand und Werkzeug gebrauchen, und da er eine Persönlichkeit ist und ganz bestimmte Ideale von Form und Wesen der Bildhauerkunst hat, entwickelt er

selbst sich langsam und stufenweise zum Meister hin. Eine Hemmung indessen galt es zu überwinden. Dahlke sah den Künstler allein in die Welt gestellt, aus dem Zusammenhang mit Volkstum und Kultur gerissen, der die hohe Blüte der mittelalterlichen Kunst gefördert hatte. Er sah den auf sich selbst gestellten Künstler immer waghalsiger und sprunghafter sich entwickeln, bis er zu einem Zerrbild wurde, in dem das Volk sich nicht mehr wiedererkannte. Um dieser Abirrung ins Leere zu entgehen, galt es nicht alte Formen wieder zu üben, sondern im Geistigen den Zusammenhang mit dem Volkstum wiederzufinden. Was aber noch immer Zusammenhang gab trotz allem, waren die religiösen Begriffe, die ewigen Begriffe, wenn man einsah, daß die tiefsten menschlichen Probleme in der christlichen Vorstellungswelt beschlossen waren. Dieser Weg, nicht verstandesmäßig erkannt, sondern intuitiv gefühlt, wurde nun von Dahlke beschritten und erlaubte ihm, eine Reihe vollgültiger Werke zu schaffen, die eine kräftige künstlerische Fortentwicklung des Überkommenen bedeuten, dabei aber einfach genug sind, um dem völkischen Wesen innig zu gleichen.

Diese Werke sind vorzugsweise in Holz gearbeitet, mit einer überlegenen Einsicht der für dieses Material natürlichen Form. Sie sind zudem stark, einfach, innerlich, eben deutsch im besten Sinne. An der ‚Pietà' mag man die geschlossene Form bewundern, die glücklich die Innigkeit des Zusammenhanges zwischen Mutter und göttlichem Sohne ausdrückt, und wird erschüttert die herbe Keuschheit der Schmerzgebärde empfinden, mit der Maria ihr Gesicht am Kopfe Christi verbirgt. Die ‚Kreuzabnahme', leicht getönt, im Aufbau die Form eines Kreuzes mahnend festhaltend, findet ihre Bedeutung in der Lösung des Problems von der tragenden Kraft des Jüngers, bei dem an Johannes gedacht sein mag, und der abwärtsziehenden Wucht des entseelten Körpers. Wird man nicht an die Übertragung der Wirksamkeit Christi auf die Jünger denken bei diesem Johannes, der den Heiland trägt? In der Werkstatt des Künstlers steht noch eine andere Holzplastik, ‚Sankt Christophorus', der das Christkind trägt. Es ist anregend zu vergleichen, wie verschieden zur ‚Kreuzabnahme' hier das Problem des Tragens, auch in seiner geistigen Bedeutung, gelöst ist. Dort trägt der gläubige Johannes den vollendeten Heiland zwar schwer, aber siegreich. Hier müht sich der ahnungslose Heidenrecke an der Last des winzigen Knäbleins auf seiner Schulter, indem er gebückt daherstapft und die muskulösen Arme auf die einknickenden Knie stützt. Ein neues Werk Dahlkes gewinnt soeben Form: eine ‚Austreibung aus dem Tempel', überlebensgroß, die in der schon im Modell erkennbaren gewaltigen Wucht der Austreibungsgebärde, unter der der Händler sich vernichtet zu Füßen des Herrn niederkauert, das bedeutendste Werk Dahlkes zu werden versprechend.

Wie es natürlich ist nach dem, was man bis jetzt vom Wesen Arnold Dahlkes kennt, hat er auch im Handwerklichen die alte halbvergessene Treue zum Werke wieder aufgenommen, die unsere alten Meister kennzeichnete. Es ist erstaunlich, aber die Besuche nahezu aller Ateliers hochberühmter zeitgenössischer Bildhauer zeigen es, daß diesen die Fähigkeit, mit dem Meißel am Material zu arbeiten, fast völlig abhanden gekommen ist. Die Mehrzahl begnügt sich damit, das Modell herzustellen und die Ausführung bestimmten handwerklichen Kräften zu überlassen. Ganz anders Dahlke. Von der ersten Tonskizze bis zum fertigen Werk ist jeder Handgriff, jeder Meißelschlag sein; einsam und anspruchslos dient er treu seinem Werke, bis es in innerer und äußerer Vollendung rein vor ihm steht. Das schließt natürlich die Fixigkeit der

Mache aus, die manchen seiner Zeitgenossen in seinem Alter bereits mit Dutzenden von Arbeiten prahlen läßt, nur daß der erstaunte Beschauer freilich nicht ahnt, wieviel Anteil die geschulten Gehilfen daran haben. Diese Künstler gleichen Müttern, die ihre Kinder, wenn eben geboren, durchaus den Händen bezahlter Kräfte überlassen, indessen eine rechte Mutter ihr Werk dann erst beginnen sieht; ein schwieriges und langwieriges Werk der schaffenden Bildung, bis das Geschöpf reif ist, in die Welt hinauszugehen.

Ein Kunstwerk soll auch in die Welt hinausgehen. Angesichts Dahlkescher Werke fragt man: In welche Welt? Ist es die Ausstellung, damit eine kurze Zeit Kenner und Nichtkenner mit hochgezogenen Brauen davorstehen und mit flüchtigen Worten davon sprechen? Nein, sie wollen Wirksamkeit, und wie sie in einem andächtigen Herzen zuerst sich bildeten, wollen sie zu andächtigen Gefühlen unverbildeter Herzen aufrufen. Und ger.. wird der Leser, unsere Wiedergaben betrachtend, sich die Originale in der Stille einer Kapelle vorstellen, wo sie an Stelle mancher üblen Fabrikware läuternd und erhebend die höchste Wirkung ausüben, die einem Kunstwerk auszuüben möglich ist: ästhetisch und ethisch gleicherweise beglückend.

Franz Herwig.

Unsere Kunstbeilagen

Die Werke von Arnold Dahlke sind in dem Rundschaubeitrag von Franz Herwig über den Bildhauer gewürdigt.

Berichtigung: In dem ‚Brief eines Okkupationssoldaten' im Juliheft ist zu lesen: S. 470 Zeile 16 v. u.: ‚eine Sakristei'; Zeile 6 v. u.: ‚Arbeiterwirtshaus'; S. 473 Zeile 18 v. u.: ‚alles Häßliche'; S. 475 Zeile 10 v. u.: ‚dem geopferten Christus'.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Univ.-Prof. Dr. Max Ettlinger (im Heere) und Konrad Weiß, München.

Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Dresden, Marienstraße 38/40.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Emma Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl in Wien IV, Favoritenstraße 35.

Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.

